4° Per.
6 d 19.
Linn.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

Herausgegeben

von

Gerhard von Hosstrup.

Neunter Jahrgang. — Juli, August, September.

Hamburg 1833.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

**№ 830.** Hamburg. Sonnabend, den 6. Juli. **1833.**

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die letzten Augenblicke der Fürstin Pauline Borghese.

Von der Herzogin von Abrantes.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Der Tod der Fürstin Borghese ist eine der Scenen der Welt, welche am meisten Stoff zum Nachdenken geben und uns vor allem auffordern, uns in unserm Urtheile, gleichviel über wen, nicht zu übereilen. Ich selbst habe oft eine sehr lebhafte Reue empfunden, wenn ich mich desjenigen erinnerte, was ich früher über diese außerordentliche Frau, die mir neben einer lebhaften Freundschaft ein widerwärtiges Gefühl einflößte, gesagt und gedacht habe; denn ich machte ihr das Erröthen zum Vorwurf, dessen ihre Freunde sich nicht erwehren konnten, wenn ihr Name unter Umständen genannt wurde, die auch die eifrigste Freundin nicht zu vertheidigen vermochte und bei welchen die Frivolität der Schuldigen jedem Gedanken an Hingebung einen Damm setzte. Man liebte sie; aber dies kindische Wesen in ihrem Leben, diese sorglose Nichtachtung der Meynung, das Resultat (man mußte es glauben) ihrer geringen Seelenstärke, gab der Gesellschaft, die über sie urtheilte, hinsichtlich ihrer ein Gefühl ein, das ihr bis zu dem Augenblicke feindselig war, wo ihre zauberische Schönheit ihre Gewalt ausübte und das Knie vor ihr beugen machte; doch mit ihrer Entfernung war auch der Zauber dahin und die Meynung nahm wieder ihren ernsten Ton an..... Plötzlich erhebt sich aber eine Stimme, und sagt:

„Du hast diejenige schlecht beurtheilt, die Du schlecht gekannt hast.— Die Welt sollte in ihrem Gesetz-Codex die Stupidität eines Gerichtshofes nicht aufnehmen, der selbst dann, wenn er die Unschuld des Angeklagten vernimmt, ein Todesurtheil nicht fallen läßt; die Welt sollte billig und in der Vertheilung ihrer Verachtung und ihrer Belohnung gerecht seyn.“ Die Fürstin Pauline gänzlich tadellos darstellen wollen, würde eben so wenig der Wahrheit entsprechen als Theilnahme erregen können; aber es ist derjenigen, die sie geliebt, über sie geweint hat, eine Pflicht, ihrem Andenken den Glanz zu geben, der ihr bei der neuen Haltung, in welcher sie sich uns zeigt, gebührt. Diese Stimme, die da offenbart, was sie wirklich war, und nicht, wofür man sie nach ihrem frivolen und müssigen Leben hätte halten können; diese Stimme geht aus einem Orte, der kein Echo der Schmeichelei und der Liebe ist, aus — dem Grabe hervor. Dort ist alles Wahrheit; die Maske fällt, und die Kerzen, welche um eine Bahre herum brennen, erhellen kein falsches Seyn.

Als die Fürstin Borghese sich nach den Unfällen der hundert Tage von ihrem Bruder getrennt sah, da war sie eine lange Zeit sehr leidend, dennoch bat sie dringend um die Erlaubniß, sich dem unglücklichen Opfer auf dem Kalkfelsen zugesellen zu dürfen. Wie gern er sie auch bei sich gesehen hätte, schrieb der Kaiser, der mit ihrer zerrütteten Gesundheit bekannt war, doch mehrere Male an sie, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen; aber die Kerkermeister, die wahrlich an ganz andere Dinge dachten, als ihrem Gefangenen einige Stunden sanfter Freude zu schaffen, indem sie einem schwachen Frauenzimmer eine Reise von zweitausend Lieues gestattet hätten, um einen Bruder zu trösten, sollten diesem Wettstreit der Geschwisterliebe ein Ende machen.

Als ich von diesem Entschluß der Fürstin Borghese hörte, da hob sie sich in meinen Augen um ein Bedeutendes, um so mehr, wenn ich ihren Gesundheitszustand erwog. Seit vielen Jahren schon war sie kränklich gewesen und Corvisart hatte es ihr zu verstehen gegeben, daß sie nicht alt werden würde. — Die Geburt ihres Sohnes Dermid, des einzigen Kindes, welches sie, in ihrer ersten Ehe mit dem General Leclerc, gehabt hatte, ist ihr der Keim des Todes gewesen. Es geschah demnach nicht, um sich eine interessante Haltung zu geben, noch um sich auszuzeichnen, wenn sie sich immer in einem Palankin tragen ließ; sie wandte bei der Sorgfalt, die sie hinsichtlich ihrer Gesundheit beobachtete, wohl die kindische Frivolität an, die ihr tausend boshafte Bemerkungen zuzog, aber sie mußte auch, wie es uns allen wohlbekannt ist, mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Corvisart hatte zum Kaiser gesagt, seine Schwester müsse, wolle sie am Leben bleiben, die strengste Diät beobachten. Napoleon, der viel auf die Fürstin Pauline hielt, der sie liebte, wie nur ein Bruder eine Schwester lieben kann, die mit ganzer Seele an ihm hängt, Napoleon hatte sie aufgefordert, die Vorschriften Corvisarts in allen Stücken zu befolgen. Die Fürstin war zuweilen folgsam, zuweilen auch nicht; so gelangte sie zu der verhängnißvollen Epoche der Unfälle ihrer Familie. Dann entwickelte sich die furchtbare Krankheit, die sie in sich trug, und welche seit so vielen Jahren durch die äußerste Sorgfalt bekämpft worden war, in größter Wuth und richtete die gräulichsten Verheerungen an. Alle ihre Freunde in Rom drangen in sie, ihrer selbst zu schonen, und erinnerten sie, daß dieses ja auch des Kaisers Wille sey. So lange er lebte, durften die Aerzte seinen Namen nie umsonst nennen; als er aber todt war, da senkte die Krankheit das Haupt und war des Duldens gewärtig, ohne ihm auszuweichen. Ihre Mutter, Madam, deren Vorstellungen allein etwas über sie vermocht haben würden, verlor, selbst von dem Streiche zu Boden geworfen, der durch die ganze Welt erdröhnte, darüber fast alle Theilnahme an dem, was in ihrer Familie vorging. Lucian wollte sprechen; aber seine, sonst so gern gehörte, Stimme erklang der Fürstin nicht allein nicht lieblich mehr, sondern sie wies nun auch, entweder, daß die brüderlichen Rathschläge in einer nicht zusagenden Weise gegeben worden waren, oder daß die Erinnerung an den Zwiespalt zwischen Lucian und Napoleon sie aufregte, die Autorität ihres Bruders als Mentor von der Hand und nahm zuletzt einen so bittern Ton an, daß zwischen ihr und Lucian eine große Kälte entstund. Nur der Graf von Survilliers hätte wohl noch einige Gewalt über sie gehabt, aber er war weit entfernt, und alle die übrigen Mitglieder ihrer Familie hatten, obwohl zu Rom um sie her versammelt, keinen Einfluß auf ihren Geist.



Digitized by Google

Ich habe die Fürstin Borghese geschildert, wie sie war, als ihre Rolle als Frau, und als sehr schöne Frau, sie auf dieser Welttribune, auf der wir alle auftreten, um, nach unsern größeren oder geringeren Talenten, applaudirt oder ausgepfiffen zu werden, erscheinen ließ. Ich habe bei Erwähnung ihrer nichts übertrieben; noch diesen Augenblick sind alle Personen ihres Hauses am Leben und können meine Worte Lügen strafen oder sie bestätigen; ich habe wohl ihre Leichtfertigkeit, die alberne Wichtigkeit, die sie darauf legte, nichtige Dinge zu thun und zu reden, herausgestellt, aber nie ihr Herz oder ihre Seelen-Eigenschaften angetastet. Genau genommen, habe ich diese nicht in Zweifel gezogen; aber mit Ausnahme ihrer Anhänglichkeit an ihren Bruder kannte ich sie doch nicht, weil ich es mir nie hatte angelegen seyn lassen, ihnen nachzuforschen, und weil sie, durch den apathischen Schlummer, in welchem alles dieses versenkt war, kräftig dazu mitwirkte. Plötzlich wird dies Grab, getroffen von der Vergessenheit des Todes, und das die Zeit schon in Schatten zu stellen begann, durch ein helles Licht erleuchtet; der Stein erhebt sich und die Frau, die uns so lange ein Typus moralischer Nichtigkeit oder kleinlicher Leichtfertigkeit gewesen, erscheint uns nun, bei den Strahlen dieses Lichtes, groß, kräftig, in einem Gewande der Unsterblichkeit, dessen in den Schmerzen der Agonie gewonnener Glanz weder bestritten, noch verlöscht, noch selbst geschmälert werden kann.

Der Tod des Kaisers hatte der schon stark angegriffenen Gesundheit der Fürstin Pauline einen furchtbaren Streich versetzt. Man weiß, welch große Liebe sie ihm im Jahre 1814 zur Zeit seiner ersten Verbannung nach den Eisenfelsen der Insel Elba bewies. Damals verließ sie — nachdem sie in der Provence eine Festigkeit und einen Seelenadel gezeigt, auf den der Kaiser stolz seyn mußte, indem sie in diesem Augenblicke ihn würdig repräsentirte — das lächelnde Italien nebst seinen Marmor-Palästen und seinen üppigen Villas, um allein zu ihrem unglücklichen Bruder in der Sprache des Herzens zu reden, die er nicht mehr vernommen, seit er keine Königreiche, keine Dotationen, keine Epauletten, keine Ordensbänder, ja selbst keine bedeutende Livreen mehr zu vergeben hatte. Zu derselben Zeit war eine andere Schwester Napoleons zu Neapel, wo sie nicht bloß ihren Wohlthäter vergaß, sondern vielmehr bemüht war, ihm den Rückweg nach Frankreich über Italien auf ewig zu verschließen. Die Unsinnige!... als ob nicht die Kraft alles dessen, was den Namen Napoleon führte, nur allein von ihm ausgegangen wäre! als ob sie für sich irgend eine Bedeutung gehabt hätte!... Ihr stand nur eine Partei zu Gebote, die, Murat die Unabhängigkeit Italiens proclamiren zu lassen, es für frei zu erklären. Murat hätte es wohl gethan; aber dann wäre er der Herr gewesen, sie aber wollte, daß er nur der Gatte der Königin seyn sollte. Deshalb zog sie es vor, in der Tragödie, die im Jahre 1814 aufgeführt wurde, eine ihrem unglücklichen Bruder feindliche Rolle zu spielen.

Die Fürstin Pauline wartete auf der Insel Elba das Resultat des Unternehmens ihres Bruders ab. Unermeßlich war ihre Freude, als sie den erstaunlichen Erfolg vernahm, der ihm nach seiner Landung zu Theil ward; aber alle diese Gemüthsbewegungen dienten nur, ihr das Leben zu verkürzen. Ihre Schmerzen setzten ihr immer schärfer zu, wurden immer größer; zuweilen machten sie sie erblassen, und als ich, im Jahre 1818, die Ehre hatte, sie zu Rom zu sehen, da erschrak ich über ihre Veränderung und fühlte mich tief erschüttert.

„Sie finden mich wohl sehr verändert, nicht wahr?“ sagte sie mich; und ihr Blick folgte mir, als wollte er mir in die Seele dringen.... Sie sah damals dem Kaiser sehr ähnlich.

Ich antwortete ihr, was man immer einem Kranken antwortet, der uns ängstlich um unsere Meynung fragt: ich sagte, sie hätte sich seit ihrer Abreise von Paris nicht im geringsten verändert. Ich sagte eine Unwahrheit, eine Unwahrheit, die ihr so klar war, daß sie mit einem traurigen und sanften Lächeln leise den Kopf bewegte. Doch fühlte sie sich durch mein Compliment so geschmeichelt, daß sie mich nach sich hinzog und mich umarmte. Sie saß auf einem Sopha, fast in der Stellung ihrer von Canova verfertigten Statue, die sich noch immer in dem Pallaste Borghese zu Rom befindet. Es war warm ... sie trug ein indisch-musselinenes Kleid mit einer Garnitur von Brüsseler Spitzen und besetzt mit blaßrothem Tafft; um den Hals hing ihr eine sehr große Schnur Perlen von bewunderungswürdigem Wasser, von der Größe kleiner Johannisbeeren. Diese Torsade oder Perlenmasse bestand mindestens aus zehn Schnüren und hing ihr bis unten auf den Gürtel herab, wo sie in einer riesigen Perle, in der Gestalt einer Birne, endigte. Dieser enorme Perlenschmuck verbarg einigermaßen die Magerkeit ihres Halses. Auch ihre Arme waren von vielen Perlen umwunden und ein ähnlicher großer Kamm hielt ihre Haare zusammen. So aufgeputzt, war sie noch jetzt reizend.

Ihre Statue, unstreitig eins der schönsten Werke, die aus der Hand Canovas hervorgegangen sind, befand sich in demselben Pallaste Borghese, in welchem sie endlich als die Gattin eines der ersten römischen Fürsten wohnte, nachdem dieser ihr lange den Zutritt dort streitig gemacht hatte. Der Fürst Borghese war nicht höflich; aber er war etwas anderes, was auf eins hinauslief, und die, an eine bittende Sprache wenig gewöhnte, Fürstin hatte den Zwiespalt, der längst unter ihnen herrschte, hernach noch gesteigert. Endlich mischte sich der Papst darein. Lucian, der durch diese Mißhelligkeiten, über welche das Publikum seine Freude hatte, die Würde seiner Familie betheiligt fühlte, sprach auch mit dem Cardinal Gonsalvi und dieser dann mit dem Fürsten Borghese, der damals in der Regel zu Florenz lebte, darüber. Der Cardinal Spada, der Cardinal Samoglia und Gonsalvi bildeten eine Art kleinen Conclaves, welches alles dann die Folge hatte, daß die Fürstin Pauline, wie es auch in der Ordnung war, in dem Pallaste ihres Gatten wohnte. Ihr Vermögen war nicht von Bedeutung, jedoch hinreichend, um, vor allem zu Rom, auf einem anständigen Fuße leben zu können. Sie hatte damals ungefähr 180,000 Livres Renten. Verdrießlich darüber, in seinem eigenen Pallaste nur ein Gast zu seyn, und um es bemerklich zu machen, daß er so zu sagen dazu gezwungen worden, war der Fürst Borghese auf den Einfall gekommen, eine große Scheidung machen zu lassen, daher der Thürhüther zu den Neugierigen, die dahin kamen, regelmäßig zu sagen pflegte: Ecco la parte del principe; ecco la parte della principessa.

Es ist doch eine bewundernswürdige Schöpfung des Genies, diese Statue von Canova! Als ich sie schon recht sehr bewundert hatte, kehrte ich noch einmal und abermals zu ihr zurück. Immer entdeckte ich noch neue Schönheiten daran. Die Haltung der Statue ist graziös; die Figur ruht auf einem mit einem Kissen belegten Sopha, in welchen das Gewicht des Körpers sie so weit hineingedrückt, als es wirklich der Fall seyn würde, wenn ein weiblicher Körper sich auf Eiderdunen wiegte. Und das Fleisch — das ist wahre Natur! In ihm zeigt sich die den Bildhauern so sehr anempfohlene Morbidezza in all ihrer wollüstigen Vollkommenheit. Die Fürstin ist unter der Gestalt der Venus, als sie eben den Apfel aus der Hand des Paris erhalten hat, dargestellt. Sie ruht halbausgestreckt und etwas vornübergebogen; der linke Arm fällt matt zur Seite hernieder, und der halberhobene rechte hält den Apfel. Im Rücken der Figur ist ein Kissen, eben so wundersam elastisch, wie das Kissen der Unterlage; vor allem bildet der Ellenbogen des rechten Arms, der sich auf das Kopfkissen stützt, einen Eindruck, der die Natur aufs täuschendste nachahmt. Es liegt etwas Prometheusisches in diesem Werke.

Ich war eines Morgens bei der Fürstin, als ich eben den Saal verlassen hatte, wo dieser wahrhafte Schatz aufbewahrt wird. „Die

Digitized by Google

Statue soll nicht mehr zu Gesicht kommen," sagte sie zu mir, „ich werde an den Fürsten Camillo schreiben, er möge den Fremden nicht ferner zu den Besuchen, die mir nicht angenehm sind, Erlaubniß geben ..... denn," setzte sie mit einem ernsteren und düsteren Ausdrucke, als ich ihn bei ihr gewohnt war, hinzu, „sie raisonniren nachher über die Verwüstungen, welche der Kummer mit mir vorgenommen hat..... Nicht genug, daß man meinen armen Bruder zu St. Helena das Gift des Daldens reicht, muß auch ich hier dessen Wirkung zeigen."

Um diese Zeit gab sie einen Beweis von Großmuth, eine Tugend, die sich vor den Unfällen ihres Hauses nicht eben bei ihr bemerkbar gemacht hatte. Ich war zur Zeit der famösen Expedition, welche Räuber nach Tusculum, der Residenz Lucians, unternommen hatten, zu Rom. Ein Freund von Lucian, der dessen Haus bewohnte und ihm in sein Exil gefolgt war, spielte die Hauptrolle in diesem mysteriösen und furchtbaren Abentheuer, über welches vielleicht eine bedeutende Person Licht geben könnte. Der Graf von Chatillon war von dem Räuberhauptmann Decesaris, der sich in den Abruzzen und in den Bergen von Tusculum einen Namen gemacht hatte, ergriffen und fortgeführt worden, um nur gegen ein Lösegeld von fünftausend Piastern wieder freigelassen zu werden. Die Fürstin Borghese erbat sich sogleich, diese Summe zu erlegen; doch war ihr der Prinz Lucian schon darin zuvorgekommen.

Der Schrecken, den dies furchtbare Abentheuer in Lucians Familie verbreitete, hatte auf die Fürstin Pauline vielleicht einen stärkeren Einfluß, als auf jeden andern. Ihre schon geschwächte Gesundheit erlitt dadurch einen schweren Stoß, indem sie von nun an in steter Besorgniß wegen aller derer lebte, die ihr theuer waren — und dann kam der Tod des Kaisers dazu. Dieser war ihr ein wahrer tödtlicher Streich... Seit dem Tage, wo ihr diese verhängnißvolle Kunde hinterbracht worden war, welkte sie mehr und mehr dahin, und endlich endigten die fürchterlichsten Qualen die letzten Augenblicke eines Lebens, das nicht so früh hätte schließen sollen.

Es war im Monat September 1823; der Arzt der Fürstin, Signor Bomba, und der corsische Wundarzt Sisco erklärten an Madam Mutter und dem Cardinal Fesch, daß der Zustand der Fürstin höchst bedenklich sey, und man darauf denken müsse, sie aus Rom zu entfernen, weil ihr der Sirocco gefährlich werden könnte. Der Papst, damals Leo XII., schrieb an den Fürsten Borghese, der sich zu Florenz befand, und äußerte, wie es sein Wunsch sey, ihn wieder mit der Prinzessin Pauline zu vereinigen, ꝛc. — Die Fürstin schiffte sich dann auf einem bequem eingerichteten Boote zu Ripetta ein, weil sie zu schwach war und zu schmerzlich litt, um zu Lande nach Florenz reisen zu können. Sie fuhr die Tiber bis Nettuno hinunter, und bestieg dort ein Schiff, das sie weiter nach Livorno fördern sollte.

Die Schmerzen der Unglücklichen steigerten sich auf dieser Fahrt dermaßen, daß sie ihnen von Stunde zu Stunde zu erliegen glaubte. Sie hatte eine reizende und liebenswürdige Begleiterin mit sich, deren Pflege und Liebe ihr die furchtbaren Augenblicke sehr versüßte. Die Frau von Hautmenil war ihr zugleich Mutter, Schwester und Freundin, und die arme Kranke, die zuweilen bei allen ihren Qualen lächelte, sagte zu ihr: „Silvia, ich danke Dir. Du bist gut gegen die arme Sterbende; Gott wird Dich segnen!"

Endlich langte sie zu Livorno und darnach auch zu Florenz an. Der Prinz Camillo empfing die arme Reisende nach Gebühr, das heißt mit Güte. Am Tage nach ihrer Ankunft befand die Fürstin sich so übel, daß man es nöthig fand, eine Consultation halten zu lassen, deren Resultat darauf hinauslief, daß die Kranke eine noch reinere Luft als die von Florenz athmen müsse, daher sie denn auch zwei Tage darnach nach einem reizenden Landgute transportirt ward, das ihrem Gatten gehörte und unweit der Stadt belegen war.

Die Fürstin Pauline wußte es noch nicht, daß ihr Zustand hoffnungslos sey. Ein eigenthümlicher Ausdruck lag in ihrem Blicke, als sie ihre Freunde um ihr Bett her stehen sah: es war als spähte sie in deren nassen Augen und entstellten Zügen nach dem, was sie hoffen oder fürchten dürfte. Eines Tages erfaßte sie die Hand der Frau von Hautmenil und sagte, sie ihr herzlich drückend:

„Sage mir aufrichtig, Silvia, wie lautet ihr Ausspruch?"

Die Frau von Hautmenil erwiederte, sie wisse es nicht.

„Aber ich will es wissen, ich will mit meinem Schicksale bekannt seyn.... Ich will aus dieser Welt mit dem tröstenden Gedanken scheiden, daß ich alle meine Pflichten erfüllt habe.... Ich will nicht, daß der Tod mich überraschen soll.... Man lasse meine Aerzte kommen...."

Als die Aerzte erschienen waren, da fragte sie dieselben mit fester Stimme, wie viele Tage sie wohl noch werde dulden müssen. Sie standen an, darauf zu antworten; es däuchte ihnen grausam zu seyn, so das Anathema über die Seele eines so schönen Körpers auszusprechen; denn trotz ihrer furchtbaren Qualen und Leiden, blieb sie noch immer ein schönes Werk des Schöpfers.... Aber ihr Schweigen sagte der Fürstin mehr, als ein bestimmtes Wort es hätte thun können.

„So ist es denn mit mir aus!" sagte sie mit einem leichten Beben der Stimme.... „Nun, es sey darum; ist mir doch das Leben schon längst eine Last gewesen!..."

Dann sich auf die Seite legend, murmelte sie leise etwas vor sich hin, von dem man nur den Namen Napoleon verstand.

„Könnt Ihr mir aber nicht einen bestimmteren Zeitpunct angeben, als den, welchen Ihr mir zu rathen überlasset?" sagte sie nun, sich zu den Aerzten wendend. „Ich habe ja schon bemerkt, daß ich noch einige Verfügungen zu machen habe."

Einer der Aerzte trat hinzu und erklärte mit möglichster Schonung, die Gefahr sey jetzt permanent und jede Stunde könne die letzte seyn.

„Nun, da habe ich wohl recht gehabt, dringend zu seyn," erwiederte sie mit einem Lächeln, das einen ganz neapolitanischen Ausdruck hatte.

Auf ihren Befehl wurden nun sofort Briefe an diejenigen ihrer Verwandten ausgesandt, die eben in Italien anwesend waren, um sie herzubernfen, falls sie sie noch einmal sehen wollten; doch war der Herzog von Montfort der Einzige, der sie noch lebend vorfand. Der Herzog von St. Leu kam zu spät. Die Unterhaltung der Fürstin mit ihrem Bruder war rührend; der König von Westphalen hatte immer eine zärtliche Liebe für seine Schwester gehegt, und auch sie war ihm immer gut gewesen.

Das Testament der Fürstin, das mehr als vierzig Artikel und eine Menge detaillirter Vermächtnisse enthält, war ganz von ihrer Hand angefertigt. Der Herzog von Hamilton war mit mir zugleich in Rom und führte damals den Namen eines Marquis von Douglas. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber ich begegnete ihm oft auf meinen Spaziergängen und traf nach öfter mit ihm bei einer angenehmen Frau, der Herzogin von Devonshire, die ich während meines Aufenthalts zu Rom häufig besuchte, zusammen. Durch sie und durch meine Freunde erfuhr ich, wie sehr er die Fürstin Pauline verehrte; auch wunderte es mich nicht, seinen Namen in dem langen Verzeichnisse derjenigen zu finden, die ein Andenken von der Fürstin erhalten hatten; dies Andenken bestand aus einem porcellanenen Theebrette aus Sevres mit den, von den geschicktesten Künstlern gemalten, Bildnissen der Hauptpersonen des Hofhalts Ludwigs XIV. Dies Geschenk war um so werthvoller, weil diese, durch die hohe Vollendung ihrer Arbeit so unschätzbaren, Gegenstände damals von dem Kaiser nur an gekrönte Häupter oder als ein Beweis ganz besonderer Auszeichnung verschenkt wurden. Lord Gower (jetzt Marquis von Stafford) bekam eine Pendule; Lord Holland, Bruder des berühmten Fox, erhielt



Digitized by Google

werthvolle Bronzen, so auch ein Herr Fortescue. Was ihre Verwandten betrifft, so ward ihnen allen, mit Ausnahme eines Einzigen, ein mehr oder minder reiches Vermächtniß zu Theil. Ihre beiden Nichten, die Töchter des Grafen von Sarvilliers, bekamen die Landsitze von Lucca und Porta-Pia, die Prinzessin Zenaide die erstere Villa und die Prinzessin Charlotte, Gemahlin des ältesten Sohnes des Herzogs von St. Leu, die letztere; sie tauschten sie aber späterhin gegeneinander aus. Ihre ganze Garderobe als Fürstin Pauline und Herzogin von Guastalla, nur nicht ihr Schmuck als Fürstin Borghese, wurde unter ihre Nichten und ihre Schwägerinnen vertheilt.

Der Cardinal Rivarola war zu ihrem Testamentsvollstrecker ernannt worden und sie hinterließ auch ihm ein Vermächtniß nach seiner Wahl. — Als die Fürstin dasjenige, was sie niedergeschrieben, unter einiger Anstrengung noch einmal überlesen hatte, schien sie darüber nachzudenken, ob ihr Gedächtniß sie auch im Stich gelassen habe.

„Ich möchte nicht, daß irgend ein Freund von mir glauben könnte, als hätte ich ihn vergessen," sagte sie mit einem Lächeln, dessen Ausdruck schauerlich war, indem der Tod und seine Angst schon alle ihre Züge verzerrte. — Plötzlich richtete sie sich auf; ihre Augen funkelten ... sie erfaßte eine Feder, ließ sie aber wieder fallen ... die Natur begann dieser bewundernswürdigen Seele ihren Beistand zu versagen..... Aber sie erholte sich wieder und fügte dem Testamente noch eine Zeile, das Vermächtniß ihres Bruders Lucian, dessen sie allerdings noch nicht erwähnt hatte, zu. Seit ihrer Ankunft zu Rom hatte die Fürstin Pauline mit dem Fürsten von Canino*) stets in Zwiespalt gelebt; dennoch liebte sie ihren Bruder, und litt deshalb um so mehr unter diesem Verhältnisse. Hätten sie sich nur einmal wieder genähert, so würde die Eisrinde, die man um ihre gegenseitigen Beziehungen gelegt, vor einer brüderlichen Liebkosung, ja vor einem Worte geschmolzen seyn. Statt dessen hatte die Fürstin nur zu lange unter einer peinlichen Zurückhaltung gelitten, und diese Quaal bekam in der letzten Stunde einen neuen Stachel, als ihr sterbendes Auge vergebens dem Blicke des Bruders zu begegnen strebte.... Jetzt nahm sie noch einmal die Feder auf, und schrieb:

„Was Lucian betrifft, so vermache ich ihm — Vergessenheit des Vergangenen!"

Nach dieser letzten Anstrengung sank sie vernichtet und sterbend auf ihre Kissen zurück; ihre Glieder schauerten von der Kälte, die nichts zu heben im Stande ist, unter den Goldstickereien, Spitzen und Diamanten (sie hatte vorher ihren besten Schmuck in Kleidung und Juwelen angelegt), deren Feuer sich bei dem Licht der Kerzen vervielfältigte, die angezündet worden waren, um um das Bett der Sterbenden gestellt zu werden, die noch eine große und feierliche Pflicht zu erfüllen hatte. Währenddem ertheilte sie fortwährend ihren Geschäftsleuten Befehle; doch fühlte sie selbst, wie ihre Kräfte mehr und mehr dahinschwanden.

„Ich glaube," sagte sie zu ihrem Kammerherrn, dem Herrn von Hautmenil, „daß ich mir zu viel zugetraut habe, als ich glaubte, stehend, gleich jenem römischen Kaiser, sterben zu können.... Silvia, befiehl, daß die Ceremonie vorbereitet werde ... sie soll öffentlich seyn.... Man rufe den Geistlichen, ... aber, Silvia, ich beschwöre Dich, weine nicht so, das bricht mir das Herz."

Als die Fürstin ihre letzten Befehle hinsichtlich der geheiligten Ceremonie ertheilt hatte, die nun stattfinden sollte, fühlte sie sich ganz erschöpft; ihre Aerzte standen um sie her, und der erste unter ihnen verlangte, daß die Fürstin sich wieder zu Bett legen und vor allem die schwere Wacht ihrer Prachtkleidung und Juwelen, unter welchen ihre abgemagerten Glieder zusammenbrachen, abthun sollte.

Darnach traten die Familie und der Geistliche, die, seitdem die Fürstin in Gefahr erklärt worden, ihrem eigenen Wunsche gemäß in der Villa logirt waren, ein. Der Beichtvater der Fürstin ging dem religiösen Zuge voran.

„Vater," sagte sie zu ihrem Beichtiger, „ich habe in meinem Leben vielen Anstoß gegeben. Nun soll ich vor Gott treten, um ihm Rechenschaft abzulegen....; im Vertrauen auf seine Güte fürchte ich es weniger, vor ihm zu erscheinen, doch ist mein Leben rein weltlich gewesen, und eine Christin muß den Tod schon fürchten, wenn sie nicht christlich gelebt hat.

Der Geistliche hielt eine klare und logische Rede, welche die Fürstin mehr und mehr aus ihrem lethargischen Zustande erweckte. Dann erhielt sie, mit all der Würde und Salbung, die der heiligen Handlung angemessen ist, das heilige Abendmahl.

Nach beendigter Ceremonie schien sie gefaßter zu seyn, als vorher. „Nun," sagte sie zu den Ihrigen, „lebt wohl, auf ewig!... Weine nicht, Camillo, weine nicht, und vergieb mir, wenn ich Dich gekränkt habe."

Es ist der Brauch zu Rom, daß die römischen Fürstinnen drei Tage vor ihrer Beisetzung öffentlich ausgestellt werden; das wollte die Fürstin nicht. „Ich will nicht," sagte sie, „daß die Römer, nachdem sie in mir das Original der unvollkommenen Copie der Venus von Canova bewundert haben, sagen können: das ist sie nicht!..."

Bald, immer ruhig und ihrer selbst mächtig, erlosch ihr Lebensfunke und endigten ihre Leiden.... Nur in der letzten Stunde ihres Todeskampfes redete sie oft leise, so daß man sie nicht verstehen konnte, ... ihr stets auf das Bildniß des Kaisers gerichtetes brechendes Auge aber bewies zur Genüge, daß er es war, mit dem sich ihre Seele unterhielt, und zuweilen verklärte dann ein unbeschreiblich mildes Lächeln ihr immer noch schönes Gesicht.

*) Lucian's Schuld war das nicht. Er wollte, daß seine Schwester mehr auf dem Fuße einer großen Römerin, als wie die Schwester Napoleons, leben und vor allem nicht so viele Fremde um sich haben sollte. Die Fürstin sah sein Benehmen aber aus einem andern Lichte an, weil ihr Urtheil durch übelwollende Einflüsterungen irregeleitet wurde, wie es immer der Fall zu seyn pflegt, wenn Fremde sich in die vertraulichen Familien-Verhältnisse einmischen.

---

## Vergleichung der Zunahme der productiven und der nichtproductiven Bevölkerung von Großbritannien.

(N.)

Aus den von dem Herrn Marshall angestellten Forschungen über die Zunahme der Bevölkerung von Großbritannien vom Jahr 1821 bis zum Jahr 1831 ergiebt sich, daß die Bevölkerung der Districte, wo es Bergwerke zu bearbeiten giebt, um ein Drittheil, die von solchen, wo Manufacturen bestehen, um ein Viertheil zugenommen hat. In der Metropole und in den Seestädten hat die Bevölkerung sich um ein Sechstheil, in den Binnenstädten und den Landbau-Districten aber nur um ein Zwölftheil gemehrt. Herr Marshall geht dann zu dem Verhältniß der Unterabtheilungen der Gesammtbevölkerung von Großbritannien über; wir wollen ihm in seinen merkwürdigen Forschungen folgen, zuvor aber einen Auszug ähnlicher Arbeit des Herrn Sadler geben, der es, wenn auch minder accurat, doch nicht an Originalität gebricht. Er sagt:

„Die Bevölkerung Großbritanniens besteht 1) aus der Aristokratie, die großes Grundeigenthum besitzt und außerdem mit den hohen Aemtern bekleidet ist, zwischen 3- bis 4000 Familien; 2) aus Squires oder Gentlemen, die Grundeigenthümer oder Capitalisten sind, zwischen 50- bis 60,000 Familien; 3) aus Leuten, die ein freies Gewerbe treiben, 120,000 Familien; 4) aus Pächtern ꝛc., 250,000 Familien; 5) aus Arbei-

Digitized by Google

tern und Bauern, 400,000 Familien; 6) aus Commissionairs, Kaufleuten und Krämern, 900,000 Familien; 7) aus Handwerkern verschiedener Art, 200,000 Familien; 8) aus Manufacturisten jeder Art, 500,000 Familien; 9) aus Tagelöhnern, Lastträgern, Hausgesinde, 600,000 Familien; 10) aus Dürftigen, Armen und Soldaten, 800,000 Familien."

Diese Art, nach Familien zu zählen, statt die Kopfzahl der verschiedenen Classen anzugeben, ist schwankend, weil man nicht weiß, ob man solcher zu 5, 6, 7 oder 8 Köpfen annehmen soll. Auch der berühmte John Marshall hat seine Berechnungen auf gleicher Basis gemacht, wie folgt:

| | Im Jahre 1821. | Im Jahr 1821. | |
|---|---|---|---|
| Gelehrte Professionen | 170,000 | 174,000 | Familien |
| Beim Ackerbau beschäftigt | 250,000 | 250,000 | " |
| Tagelöhner und Bauern | 728,956 | 850,000 | " |
| Taglöhner und Grubenarbeiter | 110,000 | 128,000 | " |
| Müller und Bäcker | 180,000 | 200,000 | " |
| Maurer und Handwerker | 400,000 | 460,000 | " |
| Arbeiter in Manufacturen | 340,000 | 400,000 | " |
| Kaufleute und Krämer | 310,239 | 400,000 | " |
| Rentenierr, Grundeigenthümer und Nichtsthuende | 432,438 | 500,000 | " |
| Domestiken | 80,000 | 90,000 | " |
| Arme und Dürftige | 100,000 | 110,000 | " |
| Zusammen | 3,101,633 | 3,562,000 | Familien. |

Herr Marshall begreift unter die gelehrten Professionen die Geistlichen, deren Zahl er zu 36,000 angiebt; die Advocatrn, Anwälde, Aerzte, welche er zu 56,000 anschlägt, und die Professoren und Lehrer.

---

## Süd-Carolina. Sclaverei der Schwarzen.

(L.)

Die Ereigniße, die beinah die Staaten von Nordamerika aufgelöst hätten, bieten ein besonderes Interesse für alles dasjenige dar, was sich auf die Lage, Hoffnungen und Entwürfe der schwarzen Bevölkerung der Cantone beziehen kann. Es kann sonderbar erscheinen, daß, nach den wiederholten Anzeigen von der Stimmung zum Aufruhr und nach der fast wunderähnlichen Entdeckung der Complotte der Schwarzen gegen das Leben der Weißen, die südlichen Staaten hartnäckig darauf beharren, das jetzige System aufrecht zu erhalten, dessen Resultat wahrscheinlich seyn wird, ihre Todfeinde zu entfesseln und in ihrem Schooße den Dämon der Rache und des Mordes zu wecken. Man kann von den immerwährenden Gefahren, die die weiße Bevölkerung von Süd-Carolina bedrohen, aus folgender Schilderung der Insurrection urtheiln, die im Jahre 1822 in diesem Lande projectirt wurde, eine Insurrection, an deren Spitze ein freier Schwarzer, bekannt unter dem Namen Vesey-Denmark, stand.

Dieser Mann war in Afrika geboren; er war jung gefangen worden und hatte zu einer Sclaven-Ladung gehört, die im Jahre 1797 für die dänisch-westindischen Inseln bestimmt war. Er wurde nach Charleston geführt, wo er von dem Commandanten des Schiffes freigegeben wurde, der ihn gefangen genommen. Er wurde Sägeschmidt und verdiente sich viel Geld. Bis zur Epoche des Aufstandes von 1822 war er nur durch sein Handwerk und durch seine Industrie bekannt. Plötzlich, gegen das Ende dieses Jahres, verbreitete sich das Gerücht, daß die Details eines Sclaven-Complotts von einem Neger im Dienste eines Bewohners von Charleston entdeckt worden wären. In Folge dessen verhaftete man eine gewiße Anzahl von den ausgezeichnetesten freien Schwarzen.

Nach den Geständnissen eines von diesen erlangte man die Gewißheit, daß der Plan einer allgemeinen Insurrection gefaßt und, nach mehr als zweijährigen Vorbereitungen, zur Reife gediehen sey. Man berechnete, daß mehr als funfzigtausend Neger in dem Geheimnisse des Complotts und zum Tage der Ausführung bereit seyen, deren Mittel ganz dem mörderischen Charakter dieser Menschengattung angemessen waren. Man war übereingekommen, daß am nächsten Sonntag, gegen Abend, alle Neger der in der Nachbarschaft der Stadt gelegenen Pflanzungen sich in den Straßen, nach den verschiedenen Quartieren, zerstreuen sollten, während das Haupt-Corps der Verschworenen, unter dem Oberbefehl von Vesey-Denmark, nach der Caserne ziehen würde, um sich der Waffen und Munition zu bemächtigen. Zugleich sollte die Stadt an mehreren Ecken in Brand gesteckt werden und die, die Straßen besetzenden, Neger die Weißen ermorden, so wie diese aus ihren Häusern kommen würden, um die Feuersbrunst zu löschen. „Man muß nicht eine weiße Haut am Leben lassen," sagte Vesey-Denmark, „die Schrift befiehlt es uns und so hat man es in St. Domingo gemacht." Seit mehreren Monaten hatte man sich damit beschäftigt, eine unermeßliche Menge Piquen zu fabriciren und die Sclaven hatten, durch Subscription, bedeutende Summen zusammengebracht, die drei Vesey und an verschiedenen, der schwarzen Bevölkerung der Stadt zum Beten angewiesenen, Orten niedergelegt waren. Die den mildesten und vertrauensvollesten Herren angehörenden Sclaven waren gerade diejenigen, die in dem Complott am meisten compromittirt waren (?).

Das Loos der Weiber und Töchter der reichsten Einwohner war im Voraus bestimmt; sie sollten, nebst dem Schatz der Stadt, nach St. Domingo transportirt werden. Zu diesem Zweck war seit zwei Jahren eine fortgesetzte Correspondenz mit dieser Insel unterhalten worden. Der Abend des Sonntags war gewählt, weil an diesem Tage die Neger vom Lande in Menge nach der Stadt kommen, ohne Verdacht zu erregen, da der Markt ihnen offen ist. Inzwischen wurde die Entdeckung des Complotts und die Verhaftung der Häupter der Insurrection geheim gehalten und am bezeichneten Tage fanden die Neger, bei ihrer Ankunft, die Truppen in Bereitschaft und wurden nach allen Seiten zerstreut. Die vornehmsten Verschwörer wurden sodann vor Gericht gestellt. Vesey-Denmark und etwa zehn seiner Mitschuldigen wurden zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. Sie starben mit der größten Kaltblütigkeit, in Gegenwart der ganzen versammelten schwarzen Bevölkerung, und beschworen ihre Cameraden, nicht zu rasten, bis sie ihre Freiheit errungen hätten. Dieses Complott verbreitete Bestürzung unter den Bewohnern von Charleston, die seit mehreren Jahren, hinsichtlich der Schwarzen, in der größten Sicherheit gelebt hatten, so selbst, daß man viel von der Strenge der Gesetze gegen die Neger nachgelassen hatte.

Seit diesem Ereigniße hat die Regierung strenge Maaßregeln beschloßen und in Ausübung gesetzt. Zu einer gewißen, nicht allzuspäten Stunde des Abends erschallt die Glocke und es ist den Sclaven unter den strengsten Strafen verboten, sich in den Straßen sehen zu laßen. Es ist keinem freien Sclaven der nördlichen Staaten erlaubt, die Gränzen von Carolina zu überschreiten. Die Neger, welche Köche und Lieferanten von Schiffen sind, die in den Hafen einlaufen, werden augenblicklich ins Gefängniß geführt. Es steht für jeden Weißen Todesstrafe darauf, unter den Schwarzen aufrührische Schriften zu verbreiten und die Fremden sind der Gegenstand einer Aufsicht, die ihnen den Aufenthalt im Lande sehr unbequem macht.

Digitized by Google

Dieſes Uebermaaß von Strenge wird keineswegs den Durſt nach Rache löſchen, der den Neger foltert. Eine ſtumme Gährung herrſcht fortdauernd in der Stadt. Zwei Feuer werden alle Nächte angebrannt und beim Tone der Glocke verrathen die Verſammlungen von Truppen, Garden und bewaffneten Bürgern zu Pferde und zu Fuß die Symptome einer allgemeinen Unruhe. Alles deutet einen möglichen und vielleicht baldigen blutigen Kampf an: Einwohner und Fremde leben in immerwährender Furcht vor irgend einem im Dunkeln geſponnenen Complott. Daß die ſchwarze Bevölkerung wacht und mit Tiger-Augen den Ausgang der politiſchen Ungewißheiten, die an der Tagesordnung ſind, erſpäht, daran zweifelt kein Menſch.

Am 4. Juli 1831 wohnte der Verfaſſer dieſes Artikels zu Charleſton der Feier des Jahrestages der amerikaniſchen Unabhängigkeit bei, als plötzlich ein allgemeines Gerücht meldete, daß, wenige Tage vorher, man einen weiten unterirdiſchen Gang in der Richtung nach der Caſerne und einen Plan, die Kirchen während des Gottesdienſtes einzuſchließen, entdeckt habe. Unter den Sclaven haben mehrere eine gewiſſe Erziehung genoſſen; ſie verſehen die Stellen von Commis in den Kaufläden und Niederlagen und wiſſen alles, was vorgeht. Bei dem Proceß der Verſchwörer von 1823 erwies es ſich, daß die Häupter im Beſitz von Flugſchriften, Büchern und Zeitungen waren, worin die Frage der Sclaverei, mit den Diſcuſſionen der Legislaturen des Nordens und des engliſchen Parlaments, verhandelt war. Eine Rede von Herrn King, Deputirten im Congreß von Maſſachuſſets, war in den Händen der ganzen Sclaven-Bevölkerung. Wie könnte man nun wohl vorausſetzen, daß eine ſo gut unterrichtete Maſſe in der Knechtſchaft erhalten werden könnte? Wenn man erwägt, daß die Inſurrection von 1823 mehr als 50,000 Individuen zu Mitſchuldigen hatte, daß die Vorbereitungen zwei Jahre gedauert und daß der Plan erſt im Augenblicke ſeiner Ausführung entdeckt wurde, ſo iſt es klar, daß die Verſchwörer durch die fruchtbarſte Einmüthigkeit der Abſichten vereinigt ſind.

Die Freilaſſung der Schwarzen wäre dabei eine für die mittäglichen Staaten ſehr heilſame Maaßregel. Die Koſten, welche die Erhaltung der Sclaverei nach ſich zieht, ſind unermeßlich. Der Unterhalt der Aufſeher, Wächter, Truppen, Gefängniſſe ꝛc. laſtet auf dem Vermögen der Pflanzer und beweiſt, daß, unter einer Republik, die Laſt der Abgaben noch größer ſeyn kann, als unter der koſtſpieligſten Monarchie. „Die Verwüſtungen der Sclaven," ſagt Coltsworth Pinkney, „verſchlingen den dritten Theil aller Reis-Erndten." Es iſt auch gewiß, daß die durch Feuersbrünſte (eigentlich Mordbrennereien) verurſachten Verluſte ſich jährlich auf mehrere Millionen Dollars belaufen.

Die gezwungene Arbeit des Negers iſt, im Vergleich mit der freien Arbeit, von wenigem Werth. Es iſt bewieſen, daß das Product der Arbeit eines wohlconſtituirten Sclaven, der zum Bau der Baumwolle verwendet wird, jetzt nicht die Summe von 6 Cents $\frac{1}{4}$, d. h. weniger als 3 Deniers (30 Centimen) täglich, überſteigt. Von dieſer Summe muß man noch das Deficit, das ſich aus der Arbeit der kranken, zu alten oder zu jungen Sclaven ergiebt, und die allgemeinen, auf Grund und Boden liegenden Laſten abziehen. Trotz deſſen werden die Pflanzer dieſes verderbliche Syſtem bis zur Vernichtung vertheidigen und man glaubt allgemein, daß der Entſchluß, den ſie genommen haben, mit der Union zu brechen,*) minder in der Unzuläßlichkeit des Tarifs, als in der Frage der Emancipation der Schwarzen, die der Congreß in Kurzem entſcheiden ſoll, ſeinen Grund habe.

*) Bekanntlich iſt es indeſſen nicht dazu gekommen, und ſcheine für jetzt auch nicht befürchtet werden zu müſſen. Anm. d. Red.

## Vorleſungen des Herrn Lerminier.

### Allgemeine Geſchichte der geſetzgebenden Gewalt. Die Germanen. Karl der Große.

(Man vergl. Nr. 210 dieſer Blätter.)

(2.)

Die Idee der geſetzgebenden Gewalt, wie alle ſocialen Ideen, entwickelt und verwirklicht ſich langſam und wir werden ſie hier noch dunkel, zweifelhaft und ganz in ihrem Urſprunge befangen wiederfinden. Sie bedarf der Zeit und der Geſchichte, mächtiger Stämme und Menſchen, um Beſitz zu nehmen und zu einiger Praxis zu kommen. Die Stämme und Geſchlechter ſelbſt und die mächtigen Menſchen, die ſie betreiben, müſſen durch mühſames Gebähren und langſame Vorbereitungen hindurchgehen. Dieſe Idee, den neuern Zeiten aufgeſpart, liegt ohne Zweifel in den germaniſchen Sitten und Blute, ſie iſt der reine und urſprüngliche Geiſt des fränkiſchen Volksſtammes, der wahren Race von Germanien, ſie hat kein ſtärkeres noch ſympathiſcheres Agens; aber dieſe Race mußte vor Allem das Reich erobern und Einheit empfangen: dazu bedurfte es drei und eines halben Jahrhunderts. Auch die Menſchen, die die Repräſentanten des Stammes ſind, die Pipins von Auſtraſien, haben nur Werth und ſind gleichſam nur möglich in ihrer Zeit- und Reihenfolge und einer durch den andern. Der alte Landen und Herſtal bringen Karl Martel und dieſer Pipin den Kleinen, dieſen zweiten Philipp, Vater eines zweiten Alexander, hervor. In dieſer gemeinſchaftlichen und erblichen Arbeit ſetzt ſich der erneuerte fränkiſche Stamm ſiegreich feſt, die vernichtete oder modificirte Barbarei weicht der Hand, die ſie disciplinirt und ſie zu einem beſſern Zuſtande führt; dennoch leben die germaniſchen Inſtinkte und Gewohnheiten in ihrer Natur eigenthümlichen Inſtitutionen wieder auf; man ſieht von Neuem den noch formloſen Keim der modernen Legislativ-Gewalt der National-Repräſentation ſproſſen; die Verſammlungen, die placita, ſelten und unterbrochen während der neuſtriſchen Epoche, fangen wieder an und vervielfältigen ſich. —

Karl der Große wird alles das vollenden, was vollendet werden kann. Aber zuerſt muß man ſehen, wo der Vater das Werk ſeines Hauſes gelaſſen hat; wir werden dann beſſer begreifen, was der Sohn gethan hat. Pipin der Kleine führt zu Karl dem Großen.

Der fränkiſche Volksſtamm wird inaugurirt und Pipin der Kleine iſt König in der Verſammlung von Soiſſons. So bezeichnet dieſe Einſetzung des Häuptlings die Rückkehr der urſprünglichen Verſammlungen, die an der Seine oder der Maas faſt vergeſſen waren, und die die triumphirenden Sitten des Rheins wiederbringen. Und dieſe Verſammlungen weichen von den neuſtriſchen ab: in letztern hatten die lehnspflichtigen Eigenthümer die freien Menſchen abſorbirt; in den erſtern finden, im achten Jahrhundert, die Repräſentanten der Ueberwundenen, die galliſchen Biſchöfe an der Seite der ſiegenden Germanen Platz. Das iſt die allmählige Entwickelung der germaniſchen Repräſentation: ihr erſter Grund iſt der freie Mann; bald überzieht ihn der lehnspflichtige Eigenthümer auf dem eroberten Boden; endlich nimmt ſie den Sieger und den Beſiegten, den Germanen und den Gallier, den Laien und den Prieſter in ihren Schooß auf und verſchmilzt ſie. Es waren daher eigentlich nicht Verſammlungen von Siegern, wie uns Auguſtin Thierry geſagt hat; es war unſer Blut und unſer Volk, wenn gleich nicht vom dritten Stande, in den Biſchöfen, welche Sitz und Stimme erhielten.

Pipin der Kleine bahnt von zwei Seiten die Straße, die Karl der Große ebnen wird; er verfolgt daſſelbe Ziel, die Einheit. Einerſeits verbündet er ſich mit der wahren Superiorität der Zeit, mit der Kirche, die damals allein politiſche Geſchicklichkeit und moraliſche Kraft hatte; andererſeits

Digitized by Google

erinnert er hart die Barbaren daran, daß der fränkische Stamm, seit Testry und Poitiers, Herr auf seinem und ihrem Boden ist. Und diese beiden Dinge vollbringt er mit einem Schlage, wie durch Austausch freundlicher Bewegung und Gemeinschaft der Ansichten und Interessen zwischen ihm und der Kirche. Der sächsische Mönch Bonifacius, reisender Missionair des Bisthums von Rom, hatte schon Karl Martel gesehen und gesagt, was er, die Seinigen und die Franken seyen; er konnte Pipin dem Kleinen nichts abschlagen, der ihn bat, das heilige Oel über seine Usurpation fließen zu lassen und seine Person und selbst seine Gemahlin zu weihen. Der durch die Kirche legitimirte Franke sollte dagegen den saracenischen Halbmond im Süden stürzen und Mahomed vertreiben. Nachdem dieses geschehen, wird er vom Bischof von Rom selbst, von Stephan, besucht; und der erste, der, auf dem Wege, den heiligen Greis entdeckt, ist ein Kind von zwölf Jahren, Karl der Große, Thränen vergießend, von einer unbestimmten Rührung ergriffen. Stephan kam, um Pipin den Kleinen um die Unterstützung seiner Krieger gegen die Longobarden zu bitten. Diese Unterstützung wird gegeben; aber vor dem Aufbruch stipulirt der Ritter des heiligen Stuhls einen zweiten Segen, eine wiederholte Consecration von den Händen des Papstes, denn der Bischof von Rom wird Papst werden; seine Supermatie ruht auf dem fränkischen Schwerte: er wird Papst werden durch Pipin den Kleinen, wie dieser König durch den Papst. Wirklich werden die Alpen überschritten, das Exarchat und die Pentapole dem Statthalter Jesu Christi gegeben und sein Reich gegründet, so wie Bonifacius und Stephan diesseits der Alpen gekommen ist, um für die Pipine den Grundstein zum fränkischen Kaiserreich zu legen. Es sind zwei Mächte, die sich Hand in Hand (und sich gegenseitig stützend) erheben: die päpstliche Neuheit krönt die politische Neuheit und wird von ihr gekrönt.

Im Ganzen Vorherrschen des fränkischen Stammes und Versuch der Verschmelzung und Einheit; Erniedrigung der barbarischen Individualität und Aufnahme des gallischen und römischen Blutes, der christlichen und lateinischen Civilisation, ohne das germanische Blut zu schwächen, ohne die Kraft der Sitten und der neuen Institutionen zu verkümmern; Vorbereitung und erste Mischung dieser verschiedenen Elemente; mögliche Umformung: das ist das Werk der Pipine und die vorbereitende Erleichterung, die sie Karl dem Großen gemacht. Installation der Häuptlinge, Könige, principes, die willigen Gehorsam fanden und geliebt wurden. Zustand der Theilung der Personen in Lehnsmänner, Primaten, glückliche Sieger, Eigenthümer; in freie Menschen, ohne Eigenthum noch Freiheit und fast verlassen von den Königen als Knechte zu den Füßen Aller; Zustand der Theilung des Eigenthums in Allodien, feoie und Herren-Ländereien, die noch geblieben und in Beneficien, abhängige, widerrufliche, dann lebenslängliche und selbst bedingt erbliche Besitzungen: das war die fränkische Gesellschaft, wie sie Karl der Große überkam, der Schauplatz, den er fand.

Um sich vor aller poetischen Befangenheit und aller Idealisirung zu verwahren, bevor man von oben herab die großen Menschen und ihren Genius beurtheilt, ist es gut, sie von unten zu betrachten und sie ganz einfach und natürlich zu studiren. Das ist immer die Methode des Herrn Lerminier. Er sucht den Menschen und giebt hernach die Person; er will aus der Wirklichkeit der Chronik seine philosophischen und historischen Inductionen schöpfen, die Handlungen, wie sie sind, erfassen, um den Geist und wahren Gehalt daraus zu ziehen. Er hatte ein kostbares Denkmal unter der Hand, eine gleichzeitige Biographie, die erste Biographie der ersten Personalität des Jahrhunderts. Es ist das Leben Karls des Großen von Eginhard, seinem Vertrauten und Freund, einem Germanen, der in lateinischer Sprache schreibt, homo barbarus, wie er selbst sagt, indem er Cicero mit Ehrfurcht nennt und, daß er desselben Idioms sich bedient, mit der Nothwendigkeit entschuldigt, von seinem Herrn zur Nachkommenschaft zu sprechen. Herr Lerminier hat diesem Werke fast eine ganze Vorlesung gewidmet, dem kürzesten und harmonischesten des achtzehnten Jahrhunderts, wo man den ganzen Karl den Großen in einfacher Erzählung findet: seine Kriege, seine Siege, seine Regierung und die Achtungsbeweise und Huldigungen, die ihm der Orient und der Occident bringen und die von einem Ostern oder Weihnachten zum andern einregistrirt werden; die Hauptscenen seines politischen und Privatlebens, seine innere Häuslichkeit und seine ganze Person, Gesicht und Costume, Laune und Wissen, Eigenthümlichkeiten aller Art, überliefert mit der Genauigkeit und Liebe, wie man ein Tagebuch führt; endlich seine legislativen, administrativen und die Civilisation bezweckenden Arbeiten, der Reihe nach und ohne Emphase von dem neuen Sueton dieses neuen Cäsars detaillirt, dem weder ein originelles Temperament, noch ein seiner würdiges Ende mitten unter Wundern, Stürmen, Blitz und Donner fehlt. Wir verweisen unsere Leser auf Eginhard *) selbst (Text oder Uebersetzung der Collection des memoires), um die Analyse des Herrn Lerminier nicht zu verstümmeln.

Diese Biographie hat einen tiefen Sinn; diese siebenundvierzig Jahre der Wirksamkeit von einem unermüdlichen Manne, dessen Gesundheit robust genug war, um nicht seinem Genie zu unterliegen, müssen mehr als bloße interessante, von einem Freunde redigirte Denkwürdigkeiten oder eine Sammlung von Anecdoten und Mannichfaltigkeiten seyn. Wir haben gesehen, daß Eginhard selbst glaubte für die Nachwelt zu schreiben und für sie die Elemente, so zu sagen die Materialien von Karl dem Großen, aufzubewahren. Was ist nun das Ziel dieser langen Laufbahn? Die definitive Aufnahme des fränkischen Stammes und ihrer Ueberlegenheit über die Barbarei, die Einführung des Christianismus in die neue Welt, wie Constantin sie in der alten Welt bewirkt, die Begründung einer fränkisch-römischen Civilisation: Krieg, Liebe für Rom, Gesetze und Wissenschaften, das waren die drei Seiten seines rauhen, politischen, aber doch humanen Genius.

Den Krieg führt er unerbittlich und taub (für das Mitleid); durch den Einfall der Franken von der Spitze der Alpen werden die Longobarden zertrümmert, vertilgt, aber im Herzen der barbarischen Civilisation, in Westphalen, fließt noch mehr Blut, wird der Sachse mitleidslos zu Boden geworfen, bis der eiserne Charakter Wittekinds unter dem Arm des Franken und des Priesters von Rom sich beugt und Germanien Karl dem Großen und Christus angehört; die Bretanier, die jeder Einheit widerstreben, geben nach; Baiern, Slaven, Avaren, Ungarn, Böhmen, Sclavonier — alle erkennen die fränkische Hoheit an; Spanien endlich, dieser Winkel der Erde des Orients in Europa, und Mahomed selbst, haben so wenig zu Roncevaux gesiegt, daß der mächtigste Gläubige, Arun von Bagdad, an Karl den Großen schreibt, er nehme Jerusalem unter seinen Schutz, und ihm die Gleichheit der beiden Heiligen und gutes Einverständniß zwischen Jesu und dem Propheten vorschlägt.

Was seine Liebe zu Rom betrifft, so ist sie weise und wohlberechnet: er schließt das von Pipin dem Kleinen begonnene Bündniß noch enger und findet in Hadrian einen andern Stephan wieder. Leo III. thut noch mehr und, an einem der Weihnachtsfesttage, inauguriren sich der Papst

*) Ein Eginhard fehlt bis jetzt Napoleon. Herr von Bourrienne hätte es, mindestens theilweise, werden können, wäre er der Mann gewesen, seinen Kaiser treu auffassen zu wollen und — zu können. So aber sind seine, mit so vielem Geräusch in die Welt gesendeten, mit so großen Erwartungen verschlungenen Denkwürdigkeiten beinah — vergessen, während wir, nach tausend Jahren, Eginhards Arbeit noch wie eine Offenbarung anstaunen, wie ein Evangelium würdigen und uns darauf stützen und berufen.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

und der Kaiser, diese beiden Ehrsüchtigen, wechselseitig; Rom und der fränkische Stamm verbünden sich am Fuße des Altares. Dieser Weihnachtsfesttag, gegen welchen Karl der Große mit scheinbarem Zorne protestirte, war eine Art Theater-Coup, ein comödienhafter, vorberateter Auftritt; aber der Gedanke Leo's III., um Karl dem Großen gefällig zu seyn, bot doch Schwierigkeiten und eine gefährliche Controverse dar, der Schritt war keck und es bedurfte nichts Geringeres als dieser anständigen Vorsicht, um zu bewirken, daß das Kaiserreich und der gallo-romanische Charakter von dem fränkischen Stamme angenommen wurde.

Bleiben nun die Gesetze und die Wissenschaften übrig oder die unmittelbare Einwirkung Karls des Großen auf die Gesellschaft seiner Zeit, die Organisation des Reichs und die Erziehung der fränkischen Race. Da finden wir denn zuerst die Gesetzgebung, die seinen Namen trägt, die Capitularien. Es ist die Gesetz-Abfassung der Barbaeri, die neuen und germanischen Sitten resumirend, wie die Gesetz-Sammlung Justinians die Weisheit des Alterthums resumirt, etwas römisches auf die barbarische Gewohnheit, ihre Basis und ihren wahren Grund pfropfend. Wenig oder keine Neuerungen und eingeführte Strafen vorerst, aber Sanction oder Ratification der Pönalität, des nun zusammengestellten und geschriebenen deutschen Gewohnheitsrechtes. Und Karl der Große hat nicht, wie die Gesetzgeber des Alterthums, unbeschränkte gesetzgebende Gewalt; er consultirt die Volksversammlungen, die, unter dem Einflusse der Pipine, mit Germanien wieder erstehen und die der gemeinschaftliche Ursprung der englischen, spanischen, portugiesischen, flamändischen und italienischen Repräsentationen und Freiheiten sind. Aber welcher Antheil fiel der Nation oder dem Volksstamme im Gedanken des Meisters zu und welches war die carolingische gesetzgebende Gewalt? Herr Lerminier hat, hinsichtlich dieses Punctes, ein gleichzeitiges Document von großem Werthe, den Brief von Hincmar, discutirt. Einige Herren aus den Umgebungen des jungen Carloman erkundigen sich bei Hincmar über Karl den Großen, von welchem so wenig noch übrig war, und nach der Art und Weise, nach welcher ehemals alles so gut ging. Dieser antwortet ihnen denn mit Allem, was er von dem großen Kaiser wiß und was er aus dem Munde seiner ersten Räthe gehört hat.

Nachdem er die Ordnung des Pallastes, Mittelpunct von Allem und Feuerheerd der allgemeinen Wirksamkeit, die Ordnung des Reiches, ein weiter Umfang, von welchem alle Puncte nach dem Centrum zurückstrahlen und wirken, dann die Harmonie der Structur and des Mechanismus des Pallastes und des Reiches, dieser beiden starken Maschinen, deren eine die andere in Bewegung setzt und zügelt, beschrieben, spricht er von den Volksversammlungen, dem impulsiven und lebensthätigen Theil der carolingischen Regierung. Aber in dieser Hinsicht lernen wir wenig Neues. Aristokratie, Geistlichkeit und ein drittes Element ohne Namen, caetera multitudo, freie Männer oder Volk, — daraus sind diese Versammlungen zusammengesetzt. Eine Art von Adhäsion der von den ersteren geforderten Intelligenz, von den letzteren man weiß nicht recht was, unter dem Vorsitz Karls des Großen, oder in seiner Abwesenheit (?), das ist ihre attributive Gewalt; die Bestätigung der Capitularien ist ihre eigenthümliche Arbeit. Muß man darin die Generalstände (états généraux) von Mably sehen oder eine aus dem Kopfe und der Weisheit Karls des Großen hervorgegangene Institution, wie Herr Guizot meynt? Nein, aber eine den alten Sitten gegebene Genugthuung, die Annahme der Gewohnheit der germanischen Wälder, die Rückkehr zu den Versammlungen, von welchen Tacitus gesprochen.

Karl der Große (und das ist eine der neuen Seiten des Urtheils, welches Herr Lerminier über ihn fällt) übt keine gebieterische Initiative aus, constituirt nichts a priori; er schafft nicht, er nimmt und ordnet das, was ist: verständige Begründer, der mit seinen Materialien rechnet, ein vorzugsweise für die Regierung geschaffener Mann, denn Regieren heißt, die Idee'n seines Jahrhunderts anwenden, sie nöthigenfalls modificiren, nicht sie brechen oder sich ihrer überheben. Karl der Große dringt sich seinem Stamme nicht auf, er schont sie und zieht sie an sich. So läßt er ihn die Einheit annehmen mit Unterabtheilungen von Herzögen, Pfalzgrafen, Markgrafen, Grafen und Rittern und umstrickt die Feudal-Unabhängigkeit mit den Banden der Hierarchie; dann sind die missi dominici das offene Auge des Meisters über alle Theile, es ist überall das Echo seiner Stimme und die Vervielfältigung seiner selbst. Die Gerechtigkeit konnte, seit der Eroberung und der Herrschaft des Christianismus, nicht rein germanisch und individuell seyn, Sache des Instincts, des gemeinen, barbarischen und götzendienerischen Lebens; sie wird officiell und generalisirt sich, sie geht von der Demokratie zur Aristokratie über, aber unter der Controle Karls des Großen; sie wird Grafen (Grauen) anvertraut, aber unter Mitwirkung freier Männer oder Schöffen. Feudal- und hierarchische Theilung, Centralisation, Schöffen — das ist sein administratives Werk und man kann sehen, daß es nicht verletzt und Gewalt anthut, sondern sich die fränkische Natur mit Mäßigung und Vorsicht assimilirt und modificirt. Auch der Christianismus, den Karl der Große bewundert und dessen er bedarf, geht nicht aus eigenem Trieb und Kraft in das System über: der Kaiser übernimmt die Leitung davon selbst, er präsidirt im Concilio von Frankfurt, disciplinirt die Geistlichkeit und decretirt den gregorianischen Gesang. Die Theologie und die römischen Wissenschaften blühen unter der Leitung von Alcuin; aber der Kaiser gründet Schulen, verbreitet überall Erziehung, lernt selbst und findet Mitschüler in seinen Franken. Nachdem er die Einheit unter diesem dreifachen, nämlich administrativen, christlichen und intellectuellen, Einflusse vorbereitet und verwirklicht hatte, stirbt er und man hat hinzugefügt: sein Werk mit ihm. Das ist wahr von seinem Reiche, das sich verrückt und spaltet, von der Einheit, die er geschaffen, aber nicht von der Idee selbst, die er so stark eingewurzelt und noch weniger von der mächtigen Civilisation, die er von allen Seiten hervorgerufen, benutzt und verbreitet hat.

(Der Beschluß folgt.)

## Aphorismen.

(2.)

Vom Scherz könnte man sagen, wie von der Musik: Ein wenig macht Vergnügen, wenn sie gut ist; allzuviel — ermüdet; und beide, lange fortgesetzt, sind nicht auszuhalten.

„Die Musik ohne Gesang," hat ein französischer Schriftsteller, etwas zu stark, gesagt, „ist nichts, als ein Lärm nach Zeitmaaß und Regel." So viel ist indessen gewiß, auch die gesangreichste Musik, die trefflichst ausgeführte (besonders die Concert-Musik, immer eine ungleichartige Zusammensetzung oft contrastirender Mannichfaltigkeiten), in zu großer Quantität gegeben, ermüdet immer, wenigstens die — Hörer. In einer Abendgesellschaft, wo man herrliche Musik machte, nur ein wenig zu lange, fragte jemand eine geistreiche Frau: „„Sind Sie nicht bezaubert?"" — „Bezaubert?" antwortete sie, „nein, das gerade nicht, aber ich genieße mein Vergnügen in Geduld."

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 831. Hamburg. Mittwoch, den 10. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebuhr und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Eisenbahnen.

Von Jules Janin.

(N.)

Ich bitte recht sehr um Verzeihung wegen der Freiheit, die ich mir herausnehme, aber ich muß es mir schon erlauben, den Leser auf einen Augenblick eben so unwissend in allem, was Eisenbahnen betrifft, zu denken, als ich es selbst vor meiner jüngsten Reise nach St. Etienne war. Es ist das in der That eine höchst beseembliche Neuheit mit solch einem Wege, auf dem man, ohne Pferde, ohne Dampfmaschinen, ohne einen andern Impuls als den, welchen die Hand des Ersten des Besten gegeben hat, sehr leicht, und ohne daß es zu schnell geht, alle zwanzig Minuten eine Lieue zurücklegen kann. Es däucht mir, daß, als zuerst die andere sonderbare Neuheit, die Erfindung des Luftballons, besprochen worden ist, diese gefährliche Nutzlosigkeit mehr Aufsehen in der Welt gemacht hat als die Eisenbahn; und doch welch ein Unterschied zwischen dem erstaunenswürdigsten Luftballon der Welt hoch oben am Himmel und der einfachsten Eisenbahn auf dem unbekanntesten Wege! Ohne damit die Frivolität unserer Zeit beschönigen zu wollen, muß doch auch gesagt werden, daß, wenn wir auf diese unberechenbare Umwälzung, die Eisenbahn, zu wenig geachtet haben, dieses von der viel zu wissenschaftlichen Weise herrührt, in welcher sie uns erläutert worden ist. Niemand hat sich, so viel ich weiß, mit uns schlichten Leuten auf gleiche Linie gestellt, um uns zu sagen, wie das ist, woher das kommt, wie das zugeht, wo das ein Ende hat, wo es hinaus soll. Bei unserer ersten Anwandlung der Theilnahme an diesen wundersamen Leistungen der Geometrie sind wie durch die trockensten Details, durch die abschreckendsten Zahlen gebannt, dann als ächte Pariser aus Paris, wie wir es alle sind, zurückgescheucht worden und haben, um endlich zu erfahren, was eine Eisenbahn ist, es abgewartet, bis sie uns selbst bis nach Wangirard aufgesucht hat.

Ich, der da zu Euch spricht, ich habe es eben so gemacht wie Ihr. Seit zehn Jahren wußte ich, daß zu St. Etienne eine Eisenbahn angelegt ward. Alljährlich las ich Berichte über die Eisenbahn. Ich hatte Verwandte, die Actionisten dieser Bahn waren. Es sind noch keine sechs Monate, als angezeigt wurde, daß die Eisenbahn im Gange sey; und doch habe ich erst eine Reise nach St. Etienne machen, die Eisenbahn hin und zurück passiren müssen, um endlich an eine Eisenbahn zu glauben.

Ich habe demnach als ein guter Bürger beschlossen, über diesen Gegenstand eine schlichte Beschreibung zu geben, wie ich sie mir gern selbst hätte geben lassen, eine Beschreibung so naiv und klar, wie z. B. die Beschreibung einer Reise ins Innere von Afrika; eine Beschreibung ohne alle Algebra, ohne alle Geometrie und vor allem ohne alle Statistik, dieser bedeutungslosen Parodie der Wissenschaft, diesem ganz neuen Uebel der Erzählungen und Reisebeschreibungen: kurz die Beschreibung eines Ignoranten; und was diese Art Verdienstes, die ein sehr großes Verdienst in dergleichen Dingen ist, betrifft, so darf man auf mich zählen.

Folgendes ist denn alles, was ich von einer Eisenbahn gesehen habe, von einer Eisenbahn weiß.

Bei meinem Abgange aus Paris, um St. Etienne zu besuchen, eine recht traurige Reise, bestieg ich, ein Neuling, wie ich war, eine der schwerfälligen Maschinen, die man Eilwagen zu nennen beliebt hat, eine Art scandalöser Schlinge, die der Leichtgläubigkeit des Reisenden immerwährend gelegt ist. Nach vier Nächten und drei Tagen, während welcher wir zuweilen zehn Lieues in vierzehn Stunden zurücklegten, gelangten wir endlich nach Roanne, der Stadt, die sich zur Loire hält wie Lyon zur Rhone und Saone. Verlangend, baldigst nach St. Etienne zu kommen, nehme ich zu Roanne Postpferde und folge nun der großen Heerstraße von ehedem, mitten durch Berge, bald hoch, bald niedrig, unegal, malerisch, durchschnitten von kleinen Flüssen und von plumpen Felsen — ein beschwerlicher, langer und schwieriger Weg. Nun seh ich aber, obwohl ich nur sehr kurzsichtig bin, mir zur Rechten immer etwas, das ganz gerade ist, stets aufwärts läuft, eine Art schimmernden, kühnen Streifens, der sich durch die Gebirge zieht, ohne sie zu übersteigen, der leicht über die Gräben hinspringt, der sich mit einer vollkommenen Coketterie an der Seite von Abgründen wiegt: das spornt meine Neugierde; ich frage, und da antwortet man mir ganz einfach, diese immerwährend grade schöne Linie sey die Eisenbahn, welche in höchstens zwei Stunden von Roanne nach St. Etienne führe.

Es kann sichs niemand denken, welchen Eindruck diese unerwartete Neuheit auf mich machte. Das war denn eine Eisenbahn! So gab es denn weder Berge noch Thäler mehr zwischen Roanne und St. Etienne! Ich war also ein großer Thor, es mir neun starke Stunden übermäßiger Strapaze und viel Geld dazu kosten zu lassen, um eine Strecke Weges zurückzulegen, die sich in hundertundzwanzig und einigen Minuten hätte machen lassen! Erst wollte ich gleich Halt machen, um mich sofort diesen beiden wohlthätigen Eisenlinien anzuvertrauen. Aber, ach! der Wagen, der für diese Foheten bestimmt war, war noch nicht in Bereitschaft und sollte erst innerhalb acht Tagen fertig werden; ich mußte also schon darauf verzichten, so rasch vom Fleck zu kommen, und sernee, wie die großen Herren von vordem, per Post fahren.

So reisete ich denn den ganzen Tag unter allen Strapazen des Leibes und der Gemüthsunruhe; den ganzen Tag von der Eisenbahn verhöhnt. Sie lief ganz gerade, während ich tausend Umwege machen mußte; sie hatte einen einzigen Fall, während ich mich bald oben auf einem Felsen, bald unten in einem Abgrunde sah. Zu Feurs, der alten Hauptstadt vom Forez (Forum Romanorum), vormals eine so große Stadt, daß man dort, wie mein Führer sagte, in der Revolution guillotiniete; zu Feurs sah ich, als ich dort ein wenig rastete, einige junge Leute schnell in einem Karren und unter Lachen, als ob diese neue Art



Digitized by Google

des Fahrens ihnen Spaß mache, vorüberfahren. Dieser Anblick machte mich nur noch verdrießlicher. Als es Abend geworden war, wußte ich in einem Kohlenschmutz im Schritt fahren, während die Eisenbahn nach trockenen Fußes von Roanne nach St. Etienne und von St. Etienne nach Roanne im Galopp war, ohne im geringsten ermüdet zu seyn.

Ich glaube nicht, daß es ein besseres Mittel giebt, um eine Eisenbahn gehörig zu würdigen, als eben dieses. So eilig seyn; und wie war ich eilig! An den Herzensschlägen alle die Minuten abzählen, wissen, daß man dicht neben sich etwas hat, das fast eben so schnell geht, als unser Wille schnell gehen möchte, und dennoch gezwungen seyn, zu Fuß, im Schritt, im Galopp, langsam, im Kothe, zu Pferde, wie jedermann seit Erschaffung der Welt, weiter zu ziehen! Aber wie groß war auch an dem Abend dieses Tages der Steapazen und der tödtlichen Unruhe meine Achtung und Bewunderung der Eisenbahnen!

Die Eisenbahn zwischen Roanne und St. Etienne hat die Bestimmung, St. Etienne mit der Loire zu verbinden, und dieses selbst auf zwei Wegen, zu Roanne erstens in gerader Linie, dann durch einen Nebenarm mit Andrezieux, einem zweiten Hafen an der Loire. Aber diese Eisenbahn ist nicht die alleinige. Saint-Etienne, dies zwischen vier Bergen begrabene Land, hat sich nicht damit begnügt, mit der einen Hand die Loire zu erfassen; nein, es hat auch die zweite Hand nach der Rhone ausgestreckt. So hat man denn auch eine Eisenbahn nach Lyon angelegt, und diese Bahn berühret die Rohne auch auf zwei Seiten, zu Givors durch einen Nebenarm und zu Lyon durch eine sehr schöne und prachtvolle Brücke, die diese hohe und herrliche Macht, die Eisenbahn, sich selbst erbaut hat.

Das wundert Sie, nicht wahr? wissen, daß so viele Arbeiten unternommen und ausgeführt, so viele Berge durch und durch durchstochen, so viele Thäler ausgefüllt, so viele Millionen, eine Million die Lieue, gespendet worden sind, bloß um St. Etienne mit der Loire und mit der Rhone zu verbinden! Ich kann es mir denken, wie Sie es nicht begreifen können, wie es gekommen ist, daß St. Etienne, diese kleine räucherige und lärmende Stadt, vor zwanzig Jahren noch so unbekannt, nun nicht allein die erste Eisenbahn, sondern die beiden ersten Eisenbahnen hat, die in Frankreich angelegt worden sind; Sie können es sich nicht erklären, wie St. Etienne Lyon zu einer seiner Vorstädte gemacht hat und Roanne ebenfalls, während die Stadt Rouen eine von Paris unabhängige Hauptstadt geblieben ist; und Sie simuliren darüber, wie dieses sich in einer so abgelegenen Stadt, auf einem so schwierigen Boden, in diesen Thälern, auf diesen Bergen, und auch, was nicht zu übersehen ist, bei den immer wiederkehrenden Schwierigkeiten, die Eigenthümer des Grundeigenthums zu befriedigen, so bald hat thun lassen. Und Sie haben in der That wohl Recht, darüber zu staunen!

St. Etienne verdankt seine Eisenbahn einem Umstande, der auf den ersten Blick sehr geringfügig erscheint, und einem Manne von großem Genie, der wohl nur wenig bekannt seyn mag; St. Etienne verdankt seine Eisenbahnen seinen Steinkohlen und dem Ingenieur Herrn von Gallois.

Herr von Gallois ist einer der Männer, denen nur die Gelegenheit gefehlt hat, um einen großen Ruf zu hinterlassen. Herr von Gallois, auf den die polytechnische Schule als einen ihrer besten Schüler Anspruch macht, hatte eine lange Zeit in England gelebt und dessen Gewerbfleiß und Boden mit dem Eifer eines Mannes von Genie studiet, der von der Zukunft eine Ahnung hat. Die Studien des Herrn von Gallois waren lang und beschwerlich: er wohnte allem Streben der englischen Industrie bei, er sah alle Maschinen operiren und untersuchte sie in ihren einzelnen Theilen; er war einer der ersten Zeugen der geregelten Bewegungen der neuen Seele der physischen Welt, des Dampfes; dann ging er von England nach Frankreich, von Liverpool nach St. Etienne; und dort ward ihm, beim Anblick des Bodens, und Angesichts der thätigen Ausdauer der Bewohner, die fast genial ist, gleich alles klar; was aus diesem Boden und mit diesen Menschen zu machen sey.

Diejenigen, die St. Etienne nur seit funfzehn Jahren nicht gesehen haben, können sich keinen Begriff mehr machen von der Stadt von ehedem und von der Stadt, wie sie jetzt ist. St. Etienne war sonst eine in Frankreich ganz besondere Stadt, plump, räucherig, in ihren Bergen vergraben, über alle Maaßen arbeitsam, durch dicke Rauchwolken von der Welt geschieden, und ohne alle Rast bei Tag und Nacht. Handelte es sich darum, die Seide mit einer völlig italienischen Zartheit zu bearbeiten, oder auch das Eisen mit der Kraft und der Wuth der Cyclopen zu schmieden, war die Rauhheit der Einwohner seit Julius Cäsar, der ihrer mit Bewunderung gedenkt, immer dieselbe geblieben. Zwei sehr von einander verschiedene Bevölkerungen hausten in dieser Stadt, die eine auf der Erde, die andere unter der Erde. Noch diesen Augenblick findet man zu St. Etienne in den Kohlengruben zahlreiche Familien, die unter der Erde zur Welt gekommen sind; die sich statt beim Sonnenlichte, bei dem Scheine einer Lampe verheirathet haben; die kein anderes Dach als das der Kohlen besitzen, und die vielleicht auch kein anderes Grab als eins unter den Kohlen bekommen. Unter diesen Familien von Grubenarbeitern wirken wieder andere Familien von Schmieden, und diesen Leuten verstreicht das Leben, ohne daß sie es inne werden, jene, daß das Sonnenlicht viel besser ist als der Schein ihrer Lampen, diese, daß die Erde, die sie trägt, Besseres zeugen könnte als die Kohlen, womit sie ihre Oefen heizen.

Mir däucht, es muß dem Herrn von Gallois ein großer Augenblick des Triumphs gewesen seyn, als es ihm klar geworden ist, wie viel Kohlen sich aus dem Lager von St. Etienne ziehen lasse. Bis dahin hatte man es dabei bewenden lassen, sich an die zugänglichsten Adern zu halten, an den bequemsten Stellen Schachten zu graben. War die Kohle einmal zu Tage gefördert, so ließ man sie mit großen Kosten und auf herzlich schlechten Wegen, so gut es sich thun ließ, nach dem Süden oder dem Norden abgehen. Herr von Gallois gab diesem eigenthümlichen Terrain nun einen ganz neuen Impuls, indem er die Hochöfen von St. Etienne einführte.

Er war mit dem Vorsatz aus England gekommen, das Erz, welches sich immer in der Nähe der Kohlengruben befindet, zu schmelzen und in Eisen umzuschaffen. Er wußte, wie dieses in den Gruben des Walliserlandes und in Staffordshire gemacht wurde. Eine solche Eisenschmelze war um so vortheilhafter, als dazu Coke's, d. h. schwefelfreie Kohlen, verwendet werden. So bekam St. Etienne, indem es zugleich den Grundstoff des Eisens, das Erz, und das zum Schmelzen dieses Erzes erforderliche Brennmaterial lieferte, einen doppelten Erwerbzweig; es bekam das Eisen in den Kauf und setzte von den Kohlen weit mehr ab.

Ich erkläre dieses alles, meinem Versprechen getreu, wie ein Ignorant. Es würde mir ein Leichtes seyn, Gelehrsamkeit und Statistik einzumischen; aber es liegt mir sehr daran, klar zu seyn, vor allem, den Herrn von Gallois ins rechte Licht zu stellen.

Als unser großer Ingenieur sich erst des Vorhandenseyns des Erzes zu St. Etienne vergewissert hatte, da war er darauf bedacht, zur Bearbeitung desselben Hochöfen zu errichten. Demzufolge stiftete er dann einen Eisengruben-Verein zu St. Etienne und ließ darnach zum Schmelzen des Erzes, worauf er für hundert Jahre patentisirt worden war, zwei Hochöfen bauen.

Diese Hochöfen, eine Stunde von St. Etienne, zwischen vier Bergen, am Ufer eines kleinen See's, in der heerlichsten Lage, die ein schlichter Bürgersmann wünschen mag, um dort seiner Frau und seinen Kindern ein Landhaus zu bauen, angelegt, gaben nun Anlaß, daß plötzlich eine Menge Gruben aufgegraben wurden, dessen Kohlen und Erz sie sogleich benutzten. Man muß es gesehen haben, welch ein Quantum Kohlen und

Digitized by Google

Erz diese Oefen verschlingen, um sich einen Begriff davon machen zu können. Früh Morgens wird das Feuer angezündet, und jeden Augenblick werfen Leute, die sich des Tages mehrere Male einander ablösen, Erz und Kohlen in diesen Feuerschlund. All dies Erz wird geschmolzen, und wenn man des Abends bei dem Abfluß, wo die beiden Schleusen geöffnet werden, zugegen ist, so sieht man zwei Ströme flüssigen Eisens zischend vor sich hin in den Sand rinnen. Es sind viee Jahre her, als ich den Abfluß der Oefen des Herrn von Gallois gesehen habe, und noch jetzt zittere ich, wenn ich nur daran denke.

Der Einfluß dieses ganz neuen Etablissements im Departement der Loire ist sehr bedeutend gewesen und mußte es seyn. Es sind nach den Oefen des Herrn von Gallois mehrere Oefen eingeführt worden. Man hat sich mit Eifer auf den Erzguß gelegt; dann ist man bald von dem Erzguß weiter, auf die Annahme des englischen Verfahrens bei der Bildung des Eisens aus dem Erze übergegangen, und Dank diesem edlen Streben ist der Preis des Eisens bei uns von fünfhundert Franken auf dreihundert Franken heruntergebracht, der Verbrauch der Kohlen aber in einem ungeheuren Verhältnisse vermehrt worden. Man sieht, wie ein Mann mit großen Einsichten durch die Idee'n, die ihm angehören, und durch die Idee'n, die er um sich her erweckt, zu nützen vermag.

Denn das ist noch nicht alles, was der Herr von Gallois gethan hat; auch die beiden Eisenbahnen von St. Etienne nach Roanne und von St. Etienne nach Lyon, diese beiden Wunder, die ich in einem zweiten Artikel beschreiben werde, so gut ich es vermag, sind von ihm aufgefaßt, von ihm entworfen worden; er ist es, der den Geubrn, die er ins Leben gerufen, den Erzeugnissen dieser Hochöfen diesen unermeßlichen Abzug ausgefunden hat; er ist der Erste gewesen, der sich mit Ernst darauf gelegt hat, aus der Stadt St. Etienne zu machen, was sie nun geworden ist: der Stapelplatz aller Kohlen für den Süden und den Norden; Herr von Gallois ist es, der St. Etienne von dem Canal Rives-de-Gier, diesem Wunder von ehedem, nun auf immer durch die Eisenbahnen besiegt, befreit hat. In dieser Weise, durch diese Folge von Versuchen und von genialen Combinationen ist St. Etienne zu dem Besitze seiner beiden Eisenbahnen gelangt.

Leider erging es dem Herrn von Gallois und dem Eisengruben-Verein, wie es allen zu ergehen pflegt, die in etwas den Anfang machen: ihre Unerfahrenheit kam ihnen theuer zu stehen; sie machten auf ihre Kosten, und zwar unter ungeheuren Kosten, Versuche, die denen zum Nutzen gereichten, welche nach ihnen kamen. Herr von Gallois hat die Bahn nicht zur Ausführung gebracht, die er vorgezeichnet hatte. Das Erz, welches er entdeckt, wird andern als ihm zu Gute kommen; andere als er bedienen sich der Coke's, deren Gebrauch er ihnen gelehrt hat. Dieser Mann, der den Kohlengruben eine so ungeheure Entwickelung gegeben, die Berge mit so vielen Werkstätten, Plattmühlen und Oefen jeglicher Art ausgestattet, aus England so schöne Maschinen eingeführt hat, die St. Etienne nun fast eben so gut als Liverpool fabricirt; dieser Mann, der zu all diesem Reichthum den Gedanken hergegeben, den Preis des Eisens in Frankreich niedriger, als man es je gehofft, gestellt hat, dieser Mann ist der Wucht seiner riesigen Entwürfe erlegen. Er ist, man wagt es nicht zu sagen wie, in einem Gasthofe zu Clermont verstorben, in Verzweiflung darüber, daß die Resultate anders als seine Berechnungen, deren er doch so sicher war, ausgefallen sind. Seit seinem Tode hat der Eisenbahn-Verein gekränkelt, und während um ihn her und durch ihn alles gedeiht, stirbt er, gleich seinem Chef, auf den Gruben, die er entdeckt, zwischen den beiden Eisenbahnen, die Herr von Gallois für ihn entworfen hatte, auf diesen Hochöfen und neben diesen unvollendeten Plattmühlen, aus welchen so viele Reichthümer hervorgehen sollten, dahin.

Ich habe diese Hochöfen gesehen, erloschene und verstummte Vulkane, die da unbeweglich auf ihren Unterlagen ruhen, nachdem sie weithin so vieles Feuer, so vielen Rauch und gute Lava ausgeworfen haben. Die Hochöfen des Herrn von Gallois sind die ersten und einzigen Ruinen, die man auf dem Wege von St. Etienne nach Lyon antrifft. Es sind die einzigen aus Backsteinen aufgeführten Mauern, aus welchen nicht der Schall der Hammer und der Ambosse ertönt. Ihr Rauchfang ist der einzige, aus welchem nicht eine dicke Rauchsäule aufsteigt. Ihr Blasebalg ist der einzige, den man nicht schon von weitem ächzen hört, wie ein beängstigtes Gemüth. Man kann es sich nicht denken, welch einen traurigen und peinlichen Effect das macht. Dieser große gähnende Ofenschlund, der kein Eisen mehr speyt; diese Abgrund, der ganze Gruben von Kohlen und Erz verschlang, nun öde und schallend, wie eine verwüstete Cathedrale — es ist ein herzzerreißender Anblick! Und ich, der ich, als ich noch jünger war, mich sehr darüber empört fühlte, das niedliche Thal, wo Herr von Gallois seine Oefen angelegt hatte, vom Getöse, von Feuer und Rauch beunruhigt zu sehen; ich, der ich über diesen letzten Rest des Grüns, dessen Herr von Gallois uns beraubte, über diese klaren Bäche, die er durch seine Kohlen trübte und durch seine Maschinen zum Schweigen brachte, so viel geweint habe; ich, der nun das Thal ruhig, wie ehedem, den Himmel wieder klar, den Bach wieder murmelnd, und ganz die Stille, wie ehedem in meiner Jugend, ehe Herr von Gallois nach diesen Bergen gekommen war, ehe er dort so freigebig und so großmüthig uneigennützig die Kohlen, das Erz und die Eisenbahnen gespendet hatte, wiederfand, ich betrübte mich diesmal, nicht mehr die Maschinen dröhnen zu hören, nicht mehr den Rauch aufsteigen zu sehen, nicht mehr um sechs Uhr Abends dem Ausfluß der beiden Eisenflüsse beizuwohnen, die zischend neben mir hinströmten.

So giebt es zweierlei Poesieen in der Welt: die Poesie der Kunst und die Poesie des Gewerbfleißes. In meinem zwanzigsten Jahre suchte ich mich in dem Thal von Janon nach den Idyllen des Theokrit. Sechs Jahre später auf den riesigen Fundamenten der Hochöfen des Herrn von Gallois, zurückgekommen von allen theokritischen Poesieen und von aller Poesie überhaupt, beklage ich es, im Thale von Janon hie und dort noch einige Fetzen vom Theokrit zu finden, und beweine bitterlich das Feuer, das Eisen, die Schmelze, die Kohlengluth, den Rauch, die Oefen, die Hammerwerke und vor allem den so vorzeitigen und so unglücklichen Tod des Herrn von Gallois.

### Zweiter Artikel.

In meinem ersten Artikel habe ich erzählt, wie Herr von Gallois zu St. Etienne die erste Idee zu den Eisenbahnen aufgesucht hat. Es konnte nicht fehlen, daß diese Idee in einem Lande, das eine solche Fülle unterirdischer Reichthümer, denen der Abzug fehlte, hat, begierig aufgefaßt wurde. Wie es immer bei den klaren Idee'n und den wohlangelegten Unternehmungen zu gehen pflegt, hatten sich auch nach dem beklagenswerthen Tode des Herrn von Gallois mehrere talentvolle Männer verbunden, um dessen umfassendste Pläne auszuführen. Die Herren Henri und Beylet unternahmen und beendigten die Eisenbahn von St. Etienne nach Roanne; Herr Baunier, ein Mann von vielem Geiste und Verstande, legte die Eisenbahn von Andrezieux an, und endlich haben die Gebrüder Seguin, sie, denen das südliche Frankreich schon so viele Brücken von Eisendraht, so viele Dampfmaschinen, so viele lobenswürdige Meisterwerke verdankt, die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon, von welcher ich nun sprechen werde, unternommen und zu Stande gebracht.

Diese Eisenbahn beginnt ungefähr eben da, wo der Landweg begann, nur scheidet sich die erstere von dem letzteren, der in dem gebirgigten Lande tausend Umwege machen mußte, bald, um nur selten wieder damit zusammenzutreffen. Gegenwärtig ist die frühere Straße nur noch ein

Feldweg, und die Unternehmer der Messageriten haben in dem Mercure négusien, einem sehr schätzenswerthen Blatte des Landes, folgende Anzeige einrücken lassen: „Die Herren Galline & Co. benachrichtigen die Herren Reisenden, daß ihre Messagerieen vom 1. Januar 1833 an aufhören, weil sie nicht ferner mit der Eisenbahn concurriren können."

Diese Anzeige mögen alle Unternehmer von Eilwagen sich merken. Das ist ein Schicksal, das ihnen über lang oder kurz bevorsteht; sie mögen deshalb den Augenblick, wo sie noch über die gewöhnlichen Wege gebieten, wohl benutzen: die Eisenbahn wird ihnen allen den Garaus machen. Und wie wäre es wohl möglich, gegen diese Bahnen anzuringen? Man gehe einmal mit mir von St. Etienne nach Lyon! Man denke sich bei guter Laune und ledensfroh. Um gut zu sehen, muß man ruhig seyn. Nur rasch! Das Fuhrwerk auf der Eisenbahn wartet keine fünf Minuten, und man darf nicht übersehen, daß bei ihm Abgehen und Ankommen fast eins ist. Dort, in jenem großen Schoppen, stehen die Wagen. Aufgestiegen! Das Fuhrwerk hat mehrere Abtheilungen; nach vorne sitzt man zu Sechs ganz bequem in einer Art von Lehnstuhl, vornan der Führer in Uniform und mit einer Trompete in der Hand; im Innern des Wagens sind vierundzwanzig ebenfalls gemächliche Sitze, und nach hinten wieder wie vorne, sechs Plätze, nebst einem ebenfalls uniformirten Conducteur mit der Trompete. Die Reisenden werden aufgerufen und placirt; der erste Wagen wird gefüllt; dann der zweite, der dritte und der vierte, bis alle Reisende untergebracht sind. Beiläufig gesagt, nimmt die Eisenbahn bereits für die Reisenden von St. Etienne nach Lyon und von Lyon nach St. Etienne monatlich 45,000 Franken ein. Auf eine so ungeheure Menge Reisender hatten selbst die Unternehmer ursprünglich keine Rechnung gemacht.

Wenn ein jeder seinen Sitz eingenommen hat, wenn alle Wagen aneinandergehängt worden sind, der zweite an den ersten, der dritte an den zweiten u. s. f., so stößt der erste Führer ins Horn, worauf alle die andern Führer in gleicher Weise antworten; dann dreht jeder vordere Führer vermittelst einer Kurbel, die ihm zur Hand ist, eine mit dem Rade in Verbindung stehende Schraube; der Erstgekommene (an jenem Tage ein Knabe von funfzehn bis sechszehn Jahren) giebt dem ersten Wagen den Impuls, der dann losfährt und die andern hinter sich drein zieht. Anfangs geht es leise, dann schneller und schneller; je mehr Wagen aneinandergekettet sind, je mehr fördert das größere Gewicht die Schnelligkeit. Es ist in der That ein wunderbares Ding, so rasch vom Flecke zu kommen, ohne etwas vor sich zu sehen, von dem man gezogen wird, ohne einen Ruck, ohne einen Stoß zu erleiden, alles anders wie bei einem gewöhnlichen Fuhrwerke. Zu beiden Seiten des Weges sieht man auf Felsenspitzen alte Bäume, alte, zum Theil gesprengte, Felsen, Kohlenhaufen, die Tag und Nacht brennen, um Coke's zu liefern, an sich vorüberfliegen; bald hat man rechts und links einen Abgrund von sechszig Fuß Tiefe; bald geräth man in ein düsteres und endloses Gewölbe, denn die Eisenbahn ist unbeugsam wie das Geschick. Sie geht ihren geraden Gang, ohne je zurückzuweichen. Sie geht, sie füllt die Thäler aus, sie durchbricht die Gebirge; man möchte sagen, sie gehorchte der allmächtigen Stimme Bossuets: geh! geh! geh! Und sie geht auch; sie geht, daß es einem schauert und schwindelt. Was mich betrifft, so wäre ich nicht im Stande, zu beschreiben, was ich empfand, als ich mich zum erstenmale diesem ganz neuen Elemente anvertraute. So schnell fortzukommen, durch so viele Berge, über so viele Abgründe hinweg zu passiren, und alles dieses vermittelst dieser beiden mit einander gleichlaufenden Eisenlinien! Jedes Glied ist zwölf Fuß lang und ruht auf Haken. Es werden deren eine Menge in Reserve gehalten, so daß das Geleise, wenn irgendwo etwas brechen sollte, innerhalb zwei Stunden hergestellt werden kann. Die Reibung aller dieser Wagen ist fast gar nicht zu bemerken, obgleich wie damals noch in Wagen fuhren, die nicht in Federn hingen. Wie wird es erst seyn, wenn diese Eisenbahn auch ihre eleganten Kaleschen mit englischen Springfedern haben werden!

Im Uebrigen sind die Wagen der Eisenbahn von den gewöhnlichen Wagen nur durch das Rad verschieden, welches ganz von Eisen und etwas umgebogen ist, um genau in die beiden Geleise einzugreifen. Eine große Strecke weit ist die Bahn doppelt, damit die hin- und herfahrenden Wagen aneinander vorübergehen können. Die Einfachheit aller dieser Dinge ist vielleicht dasjenige, was ich unter all diesen Wundern, von welchen ich mir nichts hatte träumen lassen, obwohl sie nur hundert Lieues von Paris entfernt sind, am erstaunenswürdigsten gesehen habe.

Es geht auf der Eisenbahn so rasch, daß wir nicht die Zeit hatten, auf die sonderbare Stadt, die wir verließen, auf St. Etienne, einen letzten Blick zu werfen, wie wir es willens waren; und es ist wahrlich schade, sie so schnell zu verlassen. Welch große Anlagen ließen wir da hinter uns liegen! Welche Glühofen! Welche Hammerwerke! Welche Werkstätten der Anfertigung von Seide! Welche Färbereien, Schmiede ꝛc.! Welche Dampfmaschinen, Getriebe und Mühlen! Es ist da ein unermeßliches Getöse, eine ungeheure Thätigkeit: da wird Eisen zerstoßen, Holz behauen; man fabricirt Seide, schärft, bohrt, windet, brännet den Stahl, bearbeitet die Baumwolle, den Zwirn in jeder Weise; es ist von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine tägliche unermeßliche Fabrication der entgegengesetztesten Erzeugnisse jeglicher Art. Welch eine Stadt, das Etienne! Geräuschig, lebhaft, reich, ernst, ökonomisch, habgierig, voll christlichen Glaubens und plumpen Scepticismus; alle Contraste in sich vereinigend; strenge Sitten und einen geräuschlosen Reichthum; auf alles mit Geringschätzung herabsehend, was von den Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens abweicht; voller Redlichkeit, Eifer, Muth, Geduld, Kaltblütigkeit, filziger Habgier; unbekannt mit allen Lieblichkeiten des civilisirten Lebens, ohne Begriff der Kunst, die nur Kunst ist, gleich sehr über als unter der Erde speculirend. Welch eine Stadt! Nie ist die Wissenschaft der Berechnung und die Unwissenheit in allen andern Dingen weiter getrieben worden. Wer sie in allen ihren Theilen studiren wollte, könnte ein Meisterstück des Styls machen, das sie in ganz Frankreich allein nicht lesen würde. Aber die Eisenbahn führet uns weit weg von diesem Getöse und von diesem Rauche; kaum hat man die Zeit gehabt, sich umzuschauen, und St. Etienne ist nur noch ein dickes Gewölk des Staubes und des Rauches.

Kaum hat man eine Lieue zurückgelegt, das heißt, kaum fünf Minuten seinen Platz eingenommen, so kommt man in ein Gewölbe, düstre wie der Höllenschlund; man halte sich tapfer, hülle sich in den Mantel ein, denn man durchschneidet ein Gebirge von mindestens 1057 Metres, das heißt 4600 Fuß Breite. Dies Gebirge, das von einem Ende bis zum andern Ende hat müssen durchstochen werden, ist das erste Hinderniß gewesen, was die Eisenbahn der Herren Seguin zu bewältigen gehabt hat. Sie haben sich lange darauf bedacht, ehe sie an diese Arbeit gegangen sind; sie haben lange mit sich darüber Rath gepflogen, ob sie nicht abschüssige Pläne anlegen sollten, wie die Herren Henri und Meylet es mit der Bahn von Roanne gemacht haben: doch endlich sind sie zu dem Beschluß gekommen, den Berg von einem Ende bis zum andern zu durchstechen. Und, Allmächtiger! welch ein Berg zu durchstechen! Man hat wohl in Reisebeschreibungen von Wegen gelesen, die durch harten Fels gebrochen worden, und bei dem Worte harter Fels hat man, wie auch ich, vor Erstaunen laut aufgeschrien; man hat sich unwillkührlich der Felsen erinnert, die Hannibal, wie wir das bei unsern ersten Studien der römischen Geschichte blindlings glauben, durch Feuer und Essig weich gemacht hat. Und doch sind diese harten Felsen Hannibals, in Essig eingemacht, angenommen, daß sie je so viel mit Essig getränkt worden, nichts im Vergleich mit diesem Gebirge von 1507 Metres, das in einer so

Digitized by Google

bedeutenden Tiefe, die nichts weniger als ein harter Felsen war, ausgehölet werden mußte.

Das läßt sich leicht begreifen; denn handelt es sich nur darum, einen Felsen auszuhölen, so ist die Arbeit zu Stande, sobald nur der Felsen ausgehölt worden ist. Hat man einmal die Härte des Felsens berechnet, so kann man im Voraus bestimmen, wie viel Zeit und Geld die Arbeit kosten wird. Das läßt sich Stunde vor Stunde, Zoll vor Zoll berechnen. Aber hier, in diesem bröckeligen Terrain, schon seit Jahrhunderten von allen Seiten miniet und contraminirt; in diesem beweglichen, Erdfällen jeder Art unterworfenen Boden, war jede Vorherbestimmung eine Thorheit, jede Berechnung unmöglich. Bei jedem neuen Grade schoß die Erde ein; jede neue Oeffnung füllte sich in einer Nacht unter großer Gefahr der Grabenden wieder; es war die volle Geduld, die unermüdliche Geschicklichkeit dieser Leute und all das Geld, worüber der Verein zu gebieten hatte, vonnöthen, um mit dieser ungeheuren Arbeit zu Stande zu kommen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Abergläubische Gewohnheiten der Hindu's.

(2.)

Wie despotisch auch die Gewalt der englisch-ostindischen Compagnie seyn möge, so giebt es doch Vorurtheile, die sie nur mit der größten Schonung zu bekämpfen wagt. Die Eingeborenen, die die alten Dynastien ihrer Könige kalt fallen gesehen und sich ganz willig dem fremden Joche unterworfen haben, würden nicht so gleichgültig dabei bleiben, wenn man ihren barbarischen Aberglauben geradezu angriff.

Mehr der Geschicklichkeit als der Energie des Obersten Walker muß man das Aufhören des Kindermords unter den Hindu's zuschreiben und Lord W. Bentink hat den abscheulichen Gebrauch der suttees erst verboten, als er ihn schon von selbst abkommen und von den Hindu's aufgegeben sah. Zu der Zeit, wo dieser Gouverneur seinen Befehl vom 4. December 1829 erließ, war es schon sehr selten, daß man Wittwen den Scheiterhaufen ihres Gatten besteigen sah.

Unter den schrecklichen Gewohnheiten, die man noch nicht hat zerstören können, besteht die, sich zu Ehren der Götter willkührlichen Qualen zu unterwerfen, in ihrer ganzen Kraft. Der Capitain Basil Hall spricht, in der dritten Reihefolge seiner interessanten Fragmente, von einer dieser Ceremonien, welche er beiwohnte. Folgendermaaßen erzählt er sie:

Der Ton der Tam-tams, die in einiger Entfernung im Walde erschallte, erreichte mein Ohr und bald kam ich an eine lichte Stelle, wo sich tausend bis zwölfhundert Hindu's versammelt hatten. Im Mittelpuncte dieser kleinen Ebene erhob sich ein Mast von dreißig bis vierzig Fuß Höhe, an dessen Spitze eine lange Stange, gerade in ihrer Mitte, befestigt war, die von beiden Seiten ungefähr um dreißig Fuß über den Mast herausging. Einige starke Menschen hielten die Stange an dem einen Ende der Erde so nah als möglich, während das andere Ende sich nach Verhältniß hob. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß ein menschlicher Körper unter einer Art von Thronhimmel von Blumen und Draperien daran aufgehangen war. Er fiel nicht perpendiculair, wie ein an einem Galgen aufgeknüpfter Verbrecher, sondern er schien in der Luft zu schwimmen, wo er frei seine Arme und Beine bewegte. An seinem Gürtel war ein Korb voll Früchte und Blumen befestigt, die er von Zeit zu Zeit unter die bewundernde Menge warf, von deren Jubel der Wald wiederhallte.

Indem ich mich dem von den Zuschauern gebildeten Kreise näherte, entdeckte ich mit Schaudern, daß dieser Elende in seiner Stellung einzig durch zwei eiserne Haken gehalten wurde, die durch sein Fleisch gestochen waren. Nichts in seiner Physiognomie noch in seiner Haltung deutete sein Leiden an, ungeachtet er um so größern Schmerz fühlen mußte, als kein um seinen Leib geschlungener Strick das Gewicht desselben erleichterte, das ganz von den Haken gehalten wurde. Ich wich unwillkührlich zurück, aber die Anwesenden, die ein großes Vergnügen an der Ceremonie zu finden schienen, baten mich verbindlich, vorzutreten.

Als der Mensch, den ich in der Luft hatte schwimmen sehen, herabgenommen und ausgehakt worden war, trat ein anderer Sunnyaß an seine Stelle; mit diesem Namen bezeichnet man diese Art von Fanatikern. Man wendete keine Gewalt an, um ihn zum Orte der Qual zu führen, und weit entfernt, Zeichen des Schreckens zu geben, schritt er heiter von der Schwelle der Pagode vorwärts, wo er, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, zum Gebete niedergekniet war. Während seines Gebetes hatte sich ein Priester ihm genähert und mit der Fingerspitze ihm die Stelle bezeichnet, wo die Haken eingestochen werden mußten. Ein anderer fungirender Priester schlug ihn erst auf den Rücken und stach ihn dann heftig, während ein dritter die Haken mit Geschicklichkeit unter die Haut und das Zellgewebe, gerade unter dem Schulterblatt, einfügte. Nachdem dies geschehen, erhob sich der Sunnyaß heiter und sobald er aufrecht stand, warf man ihm Wasser ins Gesicht, das wahrscheinlich dem Shiva gewidmet war. Man führte ihn dann feierlich zu einer kleinen Plateforme, wohin man die Stange und den Mast gebracht hatte; bei seiner Annäherung wurde er mit lebhaften Acclamationen begrüßt und der Ton der Tam-tams und der Trompeten mischte sich unter den Jubelruf der Menge. Als der Sunnyas auf die Plateforme stieg, so zerriß er die Kränze und Blumenkronen, mit welchen man ihn geschmückt und die Anwesenden machten sich die Reste streitig.

Seine Kleidung, wenn es anders eine war, beschränkte sich auf Beinkleider und eine gestrickte Weste, deren Maschen wohl einen Zoll breit seyn konnten. Außerdem trug er noch die Binde von gestreiftem Stoffe, die alle Hindu's um den Leib tragen.

Da die Zuschauer, statt von meiner Gegenwart betroffen und gestört zu werden, mich vielmehr ermuthigten, vorzugehen, so bestieg ich das Gerüst und stellte mich so, daß ich sehen konnte, ob dabei eine kleine Taschenspielerei stattfinde. Die Haken, von wohlgeglättetem Stahl, waren stark wie die Harpune für einen Hayfisch, aber ohne Widerhaken, und dick wie der kleine Finger eines Menschen. Da die Spitzen sehr scharf waren, so wurde ihr Eindringen ohne Zerreißen und so geschickt bewerkstelligt, daß kein Blut floß; der Sunnyaß schien dabei keine Schmerzen zu empfinden und fuhr fort, sich mit seinen nächsten Umgebungen zu unterhalten. Ich füge noch hinzu, daß, was man in dieser Hinsicht auch oft gesagt haben möge, ich nicht das mindeste Zeichen von Trunkenheit sah. An den Haken waren starke baumwollene Schnuren angebracht, die dazu dienten, sie an einem Ende der Stange zu befestigen, die man mit Gewalt herabzog. Als nun die am andern Ende stehenden Menschen anzogen, so schwebte alsobald der Fanatiker funfzig bis sechszig Fuß hoch über unsern Köpfen.

Um zu zeigen, daß er vollkommen seiner Meister war, nahm er aus einer Art Jagdtasche, die er um den Leib gebunden, Hände voll Blumen und warf sie, mit lebhaften Gesten und fröhlichem Zuruf, unter das Volk. Die Anwesenden stürzten sich feurig auf diese heiligen Reliquien; und um keine Eifersucht zu erwecken, so drehten die am untern Theil der Stange angestellten Menschen langsam, damit der Sunnyaß über alle Puncte des Umfanges hinschwebte. Der Mittelpunct der Stange drehte sich auf einer doppelten Angel, welche verstattete, ihr, nach Willkühr, eine schaukelnde oder in die Runde laufende Bewegung zu geben. Der Fanatiker, der von seiner Lage bezaubert schien, machte drei Schwingungen in Zeit von fünf Minuten. Darauf ließ man

Digitized by Google

ihn heraus und, nachdem die Stricke losgebunden waren, wurde er von den Priestern beim Schalle der Tam-tams in die Pagode zurückgeführt. Da nahm man ihm die Haken ab und vom Handelnden zum Zuschauer werdend mischte er sich in den Zug, der den neuen Leidenden begleitete.

Während einer Stunde, die ich an diesem Orte zubrachte, hängte man nach und nach vier dieser frommen Schwärmer auf und nicht einer gab ein Zeichen von Leiden, ja selbst nicht von Ungeduld von sich, außer daß der letzte Saamyas fand, daß man ihn zu langsam drehe, und den Menschen, welche die Stange drehten, zurief, ihren Schritt zu beschleunigen. Aber er sprach dies ohne Zorn aus und kein Zittern der Stimme verrieth seinen Schmerz.

Der Europäer, welcher zum erstenmal diesen freiwilligen Qualen oder Strafen beiwohnt, fühlt nichts als Erstaunen und Neugierde; aber wenn diese Exercitien oft vor ihm und in einem höhern Grade wiederholt werden, wenn ein unglückliche Fanatiker, um ringebildeten Göttern zu gefallen, sich der Degenspitze, der Peitsche und dem Feuer preisgeben sieht, so bemeistert sich seiner Traurigkeit und Widerwillen. Wenn es möglich wäre, vorauszusetzen, daß tausende von Menschen diesen Qualen durch eine tyrannische Gewalt unterworfen würden, so müßte ein solches Schauspiel Schauder erregen; aber da es ein ganzes Volk ist, das diese Torturen verlangt, wo tausende von Narren wetteifren, die Ehre zu reclamiren, in Stücken geschnitten, mit spitzigen Waffen durchbohrt, mit glühendem Eisen verbrannt, an Haken aufgehängt zu werden, oder sich den Ruhm streitig machen, von einem Gerüst sich in die Spitzen entblößter Degen zu stürzen, da tritt Mitleid an die Stelle der Indignation. Man beweint wider Willen eine so gesunkene Bevölkerung und wünscht mit Sehnsucht die Zeit herbei, wo, durch Aufklärung, ihre traurige Lage verbessert werden kann.

---

## Außerordentlicher Todesfall an Entkräftung.

(Aus the doctor medical penny Magazine.)

(L.)

Ein junger Mensch von melancholischer Gemüthsart, und zum Studiren geneigt, fühlte Symptome von Unverdaulichkeit, die sich durch heftigen Magenschmerz und beständige innere Hitze äußerten. Um einige Erleichterung zu erlangen, glaubte er, eine strenge Diät halten zu müssen, hoffend, durch dieses Mittel sich von seinen unerträglichen Leiden zu befreien. So hat er späterhin gesagt. Es scheint indessen, daß auch Religions-Ideen auf seinen Entschluß und die Art seiner Ausführung eingewirkt haben.

Wie dem übrigens auch sey, genug, er hörte plötzlich auf, seine Freunde zu sehen, verließ seine Wohnung, nahm eine andere in einer entfernten Straße und fing seinen diätetischen Plan an, der darin bestand, sich aller substantiellen Nahrung zu enthalten und sich damit zu begnügen, seinen Mund von Zeit zu Zeit mit Wasser anzufeuchten, dem ein wenig Orangensaft beigemischt war. Nach drei Tagen hörte der heftige Hunger, der ihn anfänglich sehr plagte, auf. Er fuhr fort, sich seinen Meditationen und seinen Studien ohne weitere Unbequemlichkeiten zu überlassen, während er sich keine Bewegung machte, wenig schlief und einen großen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Er consumirte täglich eine halbe, bis eine ganze Pinte Wasser, in welches er stets den Saft einer Orange drückte, um ihm einen angenehmen Geschmack zu geben. Diese (unnatürliche) Lebensart setzte er **einundfunfzig Tage** fort; in den zehn darauf folgenden nahmen seine Kräfte schnell ab und bald konnte er nicht mehr das Bett verlassen. Bis dahin hatte er sich eingebildet, daß ihn eine übernatürliche Kraft unwohne, die ihn aufrecht erhalte und er erwartete, wie er später gestand, daß diesem langen Fasten irgend ein großes Ereigniß folgen würde; nun aber verschwanden seine Illusionen und er fühlte, daß er dem Tode nahe sey.

Ungefähr um diese Zeit entdeckten seine Freunde seine Wohnung und erlangten von ihm, daß er sich einer Behandlung unterwerfe, die ihn, wo möglich, noch retten könnte. Am einundsechszigsten Tage dieses unglaublichen Fastens besuchte Doctor Willan den jungen Mann und fand ihn furchtbar abgemagert, seine Gesichtsmuskeln zusammengeschrumpft und die Backenknochen vorstehend, so daß er ein wahrhaft gespenstiges Ansehen hatte; der Leib war ganz concav geworden durch das Einfallen der Eingeweide und seine Glieder hatten so alles Fleisch verloren, daß man den Zusammenhang der Knochen (die Knochengelenke) durch die Haut wahrnehmen konnte. Die Erscheinung seines Körpers war mit einem Worte die eines Skelets mit den an ihrer Stelle vertrockneten Muskeln. Sein Geist war in einem Zustande fast völligen Blödsinns.

Während dieser langen Abgeschiedenheit hatte der junge Mensch unternommen, die Bibel in tachygraphischer Sprache zu copiren und er hatte dies Werk bis zum zweiten Buche der Könige sehr artig ausgeführt und jedem Capitel noch kurze Bemerkungen beigefügt. Er zeigte seinem Arzt verschiedene Verbesserungen, die er für diese Art zu schreiben erfunden, besonders Abkürzungen oder Abbreviaturen. Er hatte auch mit Sorgfalt verschiedene Stellen der Bibel gesammelt, um sie mit einander zu vergleichen, ihre verschiedenen Anwendungen bezeichnend und seine eignen Bemerkungen hinzufügend. Er hatte anfänglich diese Aufgabe mit viel Urtheil und Geist gelöst, aber je weiter er vorgerückt, desto dunkler war er geworden und zuletzt hatte er alles unter einander gemischt.

Unglücklicherweise war die Behandlung und Diät, welcher man ihn unterwarf, nichts weniger als zweckmäßig; man gab ihm für den Anfang zu viel Nahrung; dennoch befand er sich in den ersten Tagen besser, gewann wieder Kräfte und sein Urtheil kehrte zurück, aber in der Nacht des fünften Tages fand er keine Ruhe mehr; am sechsten des Morgens verlor er das Bewußtseyn und vor Mitternacht fiel er in eine Art von Hirnwuth, so daß man ihn kaum halten konnte; zugleich stellte sich ein sehr schneller Puls ein; seine Haut wurde glühend und sein Körper von Schauern bewegt. In diesem Zustande blieb er, fast immer schlafend, wenig Nahrung zu sich nehmend. Von Stunde zu Stunde wurde nun sein Puls schwächer, wenigstens hundertundzwanzig Schläge in der Minute gehend, bis zum eilften Tage, wo er endlich starb. Es war gerade zweiundsiebenzig Tage, daß er angefangen, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen.

---

## Der Felsen von Gibraltar.

(Auszug aus: A Year in Spain.)

(L.)

Dieser Felsen ist, wie sein Name anzeigt, ein unermeßlicher Berg, ganz Stein, der sich, am südlichen Ende Spaniens und des europäischen Continents, schroff über dem Meere erhebt. Er ist in zwei wohl unterschiedene Theile getheilt durch einen hohen Gebirgsrücken, der von Norden herkommend, sich vorwärts immer mehr erhebt, bis er eine Höhe von 1400 Fuß erreicht hat; dann fängt er an, sich zu neigen und sich mit dem südlichen Theile zu verbinden, der Europa zugewendet ist.

Die östliche Section, die nach dem mittelländischen Meere zu liegt, ist fast überall ganz perpendiculair und an den Stellen, wo sie nicht ganz senkrecht ist, ist sie so zerklüftet und ausgezackt, daß sie völlig unzugänglich ist. Der westliche Theil, obwohl mit sehr gefährlichen Abgründen übersäet, bietet doch abgestufte Flächen dar, worauf man die Stadt hat bauen können. Diese Seite ist die allein bewohnbare.

Digitized by Google

Dieser Winkel der Erde, der der Gegenstand so vieler blutigen Kämpfe gewesen ist, hat nur drei Meilen in der Länge und sieben im Umfange. Er ist nicht gerade eine Insel, weil er mit Andalusien durch eine schmale Erdzunge verbunden ist, die sich nur einige Fuß über die Meeresfläche erhebt. In Westen ist eine tiefe Bai, die den ungastlichen Hafen von Gibraltar bildet. An den östlichen Küsten ist nicht zu landen. Es ist der Calpe der Alten und hieher versetzt die Fabel, wie alle Welt weiß, die Säulen des Herkules.

Gibraltar ist lange das Eigenthum der Mauren gewesen; nachdem es endlich in den Besitz seiner wahren Eigenthümer zurückgefallen, hat es mehrere Jahrhunderte der spanischen Krone angehört und seine Festungswerke sind von Carl V. verstärkt und erweitert worden. Im Jahre 1704, während des spanischen Successionskrieges zwischen dem Hause Oesterreich und Bourbon, wurde Gibraltar vernachlässigt; die Garnison bestand nur aus hundertundfunfzig Mann, (die von Steapazen erschöpft waren und Mangel an Lebensmitteln litten,) um hundert Kanonen zu bedienen.

In diesem Zustande der Dinge mußte Gibraltar die Beute des ersten Geweals werden, der in der Bai erscheinen würde; und das geschah denn auch. Der englische Admiral, Sir George Rooke, war nach Barcelona geschickt worden, um daselbst eine Landung in Spanien zu bewirken; diese Expedition aber mißlang. Fürchtend, in seinem Vaterlande, nach diesem Unfall, übel empfangen zu werden, ging er mit seinen Offizieren zu Rathe und entschloß sich, Gibraltar anzugreifen. Am 21. Juli kam die Flotte in der Bai an und 1800 englische und holländische Soldaten wurden ausgeschifft. Die Festung wurde aufgefordert, sich zu übergeben; der Commandant weigerte sich zwar, aber, von einer zehnmal stärkern Artillerie beschossen, als sie entgegensetzen konnten, waren die Spanier bald zur Uebergabe genöthigt. So hat denn die brittische Nation, durch einen Zufall, dessen sie sich eben nicht rühmen kann, den Besitz dieser Festung mit einem Verlust von nicht mehr als 60 Todten und 220 Verwundeten erkauft, während Spanien vergebens Millionen und das Blut seiner Unterthanen verschwendet hat, sie wieder zu erobern. Zu mehreren Zeiten, namentlich 1726 und 1760, hat die spanische Regierung einige Anstrengungen gemacht, um die Engländer von diesem wichtigen Posten zu vertreiben; aber alle gegen Gibraltar gerichtete Expeditionen scheinen unbedeutend im Vergleich mit der Belagerung, die es während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ausgehalten hat.

Diese denkwürdige Belagerung dauerte beinah vier Jahre. Der Herzog von Crillon commandirte die Spanier und ihre Alliirte. Die Vertheidigung wurde vom General Elliot geleitet. Die Batterieen der Alliirten feuerten bisweilen tausend Schüsse in einem Tage ab. Die ganze Zahl der während der Belagerung abgeschossenen Kugeln beläuft sich auf eine halbe Million. Gewiß mußte die Zahl der Todten damit im Verhältniß stehen. Man wendete alle bekannte Mittel, Städte zu nehmen, an und selbst mehrere neue Erfindungen in der abscheulichen Kunst der Menschen-Zerstörung datiren von dieser Belagerung von Gibraltar her. Die Alliirten bauten zwei schwimmende Thürme (damals auch schwimmende Batterieen genannt), die 200 Kanonen führten; sie waren Kugel- und Bombenfest, hatten folglich von den bekannten Angriffsmitteln nichts zu fürchten.

Aber man hatte mögliche Erfindungen nicht voraussehen können. Die Engländer wendeten glühende Kugeln gegen diese beweglichen Festungen an, die sich den Wällen nähern und die vortheilhaftesten Angriffspuncte wählen konnten. Das Mittel gelang; die Kugeln drangen in das Holz und zündeten es an und um Mitternacht waren diese schwimmenden Thüeme, die am Morgen noch das Schrecken der Belagerten ausmachten, nichts mehr als unermeßliche Scheiterhaufen, die nur zur Vernichtung der Belagerer gebaut zu seyn schienen. Die Lage der tapfern aber unglücklichen Spanier, die in diesen Thürmen eingeschlossen waren, war wahrhaft fürchterlich.

Von Oben durch die glühenden Kugeln der Festung, von Innen durch die Flammen bedrängt, von einem feindlichen Element umgeben, vom Rückzug durch die englische Flotille abgeschnitten, hatten sie in dieser äußersten Noth nur die Wahl der Todesart. Seit dieser Epoche hat Gibraltar England ungestört angehört.

Der Felsen von Gibraltar allein würde als ein sehr eigenthümliches Natur-Product betrachtet werden, wenn er nicht noch die Höhle des heiligen Michaels enthielt; und wenn Gibraltar nicht einzig merkwürdig wäre durch seine physische Gestaltung, so würde diese unterirdische Raum hinreichen, ihm eine verdiente Celebrität zu geben.

Der Eingang dieser Grotte ist sehr eng und da sie noch von Gesträuch und Schlingpflanzen umgeben ist, so könnte sie leicht der Forschung eines Fremden entgehen. Wenn man inzwischen hineintritt, so bewundert man einen weiten Saal, in dessen Mitte die Stalactiten, die von der Wölbung herabfallen, mit denen von unten zusammengetroffen sind und eine vollkommen proportionirte Säule gebildet haben; von diesem Saale aus führen verschiedene Gänge zu mehreren Gemächern, die tiefer und tiefer in das Innere der Erde hineingehen. Der Boden, wie das Gewölbe, das sich über ihm ausdehnt, ist sehr unregelmäßig und die Stalactiten sind von dem Rauch der Fackeln der Reisenden geschwärzt.

Die äußerste Sonderbarkeit dieser Grotte, deren Beschreibung ich abkürze, hat tausend abergläubischen Geschichten unter dem niedern Volke, das jetzt Gibraltar bewohnt, die Entstehung gegeben. Kühne und unternehmende Reisende sind wie darin vorgedrungen; man versichert selbst, daß ein Amerikaner sich in eine solche Tiefe versenken ließ, daß die Leute, die ihn mittelst unter den Armen durchgezogener Stricke festhielten, dazu mehr als 500 Klaftern Länge brauchten. Auch werden Ihnen die Einwohner alle, wenn sie von diesen abentheuerlichen Reisen erzählen, sagen, daß die Grotte durch einen unter dem Meere hinlaufenden Gang mit Afrika in Verbindung steht.

Die Seeleute, welche den Felsen besucht und da Affen gesehen haben, die man nur da und in Afrika findet, und die überdem nur wie zufällig und in unregelmäßigen Zwischenräumen sich zeigen, behaupten, daß sie, nach Laune, durch diese Grotte von Afrika nach Europa kommen und wieder dahin zurückkehren. Die Wahrheit ist inzwischen, daß sie gewöhnlich in unzugänglichen Höhlen und Abgründen auf der östlichen Seite des Felsens wohnen, wo ein Kraut im Ueberflusse wächst, wovon sie sich nähren und das man aus diesem Grunde selbst Affenkraut nennt; aber wenn der Ostwind sich erhebt, so sind sie genöthigt, ihre Löcher zu verlassen und sich in die westlichen Felsen zu flüchten, wo man sie von unten sehen kann, wie sie von Gesträuch zu Gesträuch hüpfen, einander bei den Ohren ziehen und die bizarresten Affensprünge und Possen machen. Wenn man sie stört, so erklettern sie den Felsen sehr schnell, wobei die Jungen auf den Rücken der Alten springen, indem sie die Arme um ihren Hals schlingen, wie ein Kind thun würde. Sie sind übrigens sehr friedlich; auch ist der Garnison sehr streng verboten, ihnen ein Leid zuzufügen.

Eines Tages war ich auf dem Felsen, als zwei betrunkene Soldaten die Unklugheit hatten, diesen Befehl zu übertreten. Sie gingen am Abhang des Felsens, unter dem Leuchtthurm, spazieren, als sie einen Trupp von Affen entdeckten und sogleich auf sie Jagd machten. Die Affen, denen sie ihren gewöhnlichen Rückweg nach den höhern Theilen des Felsens abschnitten, flüchteten sich nach unten; die Soldaten folgten ihnen, aber die Affen liefen viel schneller. Auf diese Weise näherten sie sich der perpendicularen Felsenwand, die Alameda beherrscht; einer der Soldaten hatte die Kraft, noch bei Zeiten anzuhalten; aber der andere, der im

Digitized by Google

Verfolgen am hitzigsten gewesen war, konnte seinen Schwung nicht mehr zügeln und stürzte hinab. Sein Körper kam in blutigen Stücken auf einer Terrasse an, die zweihundert Fuß unter dem Thrile des Felsens liegt, von wo er wider Willen herabgesprungen war. Am andern Morgen verkündigte ein langsamer, gemessener Marsch, der Trauertön umflorter Trommeln und der scharfe und klagende Schall der Querpfeifen, daß man den todten Soldaten zu seiner letzten Wohnung geleitete.

## Bemerkungen über den Winter von 1833.

(Aus dem Semeur.)

(L.)

Der Winter dieses Jahres ist merkwürdig durch Eigenthümlichkeiten, die in der Temperatur der verschiedenen Klimate wenig vorkommen. Im Norden ist die Kälte sehr mäßig gewesen; in Dänemark hat man in den ersten Tagen des Februars Lerchen singen hören und im nördlichen Rußland selbst ist die Intensität der Kälte weit geringer als gewöhnlich gewesen. Zu St. Petersburg war nur ein einziger Tag, wo das Thermometer auf 18½ Grad Reaumur gefallen ist; die übrige Zeit ist die Temperatur sehr gelind gewesen und die Kälte hat sich nicht länger als zwölf Tage auf 10 Grad erhalten. Auch in Central-Europa (in Deutschland) war die Temperatur mild und es ist wenig Schnee gefallen (in mehreren Ländern selbst fast gar keiner). Dagegen hat sie sich in der europäischen Türkei streng genug gezeigt; aber vor Allem in der asiatischen Türkei, im Orient und in Central-Asien hat sich vergangnen Winter die Kälte mit ganz ungewöhnlicher Intensität geäußert. Sie ist in Persien und in den südlichen und östlichen Provinzen Rußlands fast beispiellos gewesen.

Zu Tiflis und Eriwan mehr als anderwärts, da wo man kaum den Winter kannte und wo sonst im Januar die Rosen blühten, hat man eine Kälte von 30 Grad Reaumur gehabt, eine winterliche Temperatur, die sonst nur in den nördlichsten Thrilen von Europa vorkommt. Aber an keinem Orte ist die Temperatur während dieses Winters abwechselnder gewesen, als zu Constantinopel, wo sie überraschende Veränderungen dargeboten hat. Vom 15. bis zum 25. Januar ist daselbst eine enorme Menge Schnee gefallen, begleitet von einem eisigen Nordwind, der eine Kälte hervorbrachte, welche die des berüchtigten Winters von 1812 noch übertroffen haben soll. Mehrere Tage lang waren die Communicationen unterbrochen, eben so sehr durch die ungeheuere Schneemasse, welche die Wege verschüttete, als durch die äußerste Intensität der Kälte. Aber plötzlich folgte eine milde Frühlings-Temperatur diesem Zustande der Atmosphäre; die Kälte verschwand wie durch Zauber und der Schnee schmolz in zwei Tagen; ein Südwind und ein glänzender Sonnenschein brachten nun schnell so schöne und milde Tage, als man sonst in Constantinopel im April und Mai genießt. Wir selbst haben in unsern westlichen Gegenden unerwartet in der Mitte des März-Monats warme Frühlingstage erscheinen und bald wieder einer fast eben so strengen Temperatur weichen sehen, als nur immer die kaltesten Tage des ganzen Jahres gewesen waren.

## Sparsamkeit mit der Zeit in England.

(L.)

In England ist die Zeit eine Einnahme, ein Schatz, ein Gegenstand, der keinen Preis hat. Die Engländer sind nicht eben haushälterisch mit ihrem Gelde; sie sind es aber sehr mit der Zeit. Man ist erstaunt über die gewissenhafte Pünctlichkeit, die sie bei ihren Zusammenkünften beobachten. Ein Engländer stellt seine Uhr nach der seines Freundes und findet sich auf die Minute am verabredeten Orte ein. Selbst die Aussprache des Englischen scheint auf Zeit-Ersparniß berechnet zu seyn. Man verschluckt die Buchstaben und pfeift die Worte. Auch hatte Voltaire Recht, wenn er sagte: „Die Engländer gewinnen zwei Stunden des Tages mehr als wir, durch das Verspeisen ihrer Sylben.“

Man liebt die Complimente nicht in England, weil sie Zeitverlust sind: ein Gruß besteht in einem Kopfnicken oder höchstens in der Zusammenziehung der vier Sylben: „How d' yo do?“ Die Briefe werden mit einer Formel beschlossen, worin die Einfachheit vor der Höflichkeit vorherrscht; es ist darin nie die Rede von unterthänigem, gehorsamem oder auch nur ergebenem Diener. Die Engländer sprechen wenig. Die Art zu sprechen selbst zeugt immer von Eil, und dies um so mehr, als die Sprache großentheils aus Monosyllaben gebildet ist, wovon zwei oft in eine einzige zerfließen. Es ist eine Cursiv-Sprache, eine Stenographie von Worten.

Diese Aufmerksamkeit, die Zeit zu sparen, macht begreiflich, wie die Engländer treffliche Zeitmesser (Chronometer) werden und wie die Männer, selbst von der niedrigsten Volks-Classe, alle mit Uhren versehen sind. Die Conducteurs der Posten haben sehr schöne Uhren, oft bis zum Preis von 80 Pf. Sterl. (2000 Fr.); das kommt daher, daß ihnen nicht erlaubt ist, fünf Minuten nach der bestimmten Stunde anzukommen. Bei der Ankunft der Wagen befinden sich Verwandte, Freunde, Diener auf dem zum Absteigen der Reisenden und Empfang der Pakete bestimmten Puncte. Ueberall endlich erkennt man das industriöse England wieder; alle Engländer kennen und üben dieses Princip, ohne welches alles Unordnung und Verderben ist, Pünctlichkeit in den Verhältnissen, Bestimmtheit, wenn nicht immer Schnelligkeit, in den Bewegungen.

## Aufgefundene menschliche Reste.

(Aus dem Paris and London Observer.)

(M.)

Eine für die Alterthumsforscher höchst interessante Entdeckung hat die Reste einiger der Krieger zu Tage gefördert, deren mächtige Waffen unsern Vorfahren vor mindestens achtzehnhundert Jahren Gesetz vorschrieben. Einige der Arbeiter, die in dem Gebirge von Lowle, einige Meilen von Royston, beschäftigt waren, Steine auszugraben, entdeckten die Ueberbleibsel einiger Körper, von welchen der Eine, noch im vollkommensten Zustande, eben zu rechter Zeit, ehe sie ihn zerschlagen hatten, wie sie es Willens waren, geborgen ward. Derselbe befindet sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Deck, Chymist zu Huntingdon, der ein vollständiges Skelett daraus anfertigen wird. Die fast wunderbare Erhaltung dieser Reste für eine so ferne Zeit, ist wohl hauptsächlich dem Umstande beizumessen, daß sie von einem Bette trockenen Kalkes eingeschlossen waren. Das Skelett lag in der Richtung von Osten nach Westen, hatte den linken Arm queer über dem Leibe liegen und den rechten Arm zur Seite ausgestreckt. Auf der Brust hatte es eine Menge Scherben von Töpfergut, die sichtlich Trümmer von sehr sauber gearbeiteten Urnen waren, und einige Münzen mit dem Gepräge von Claudius, Vespasian und Faustinus.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 832. Hamburg. Sonnabend, den 13. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Nisbour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Eisenbahnen.

Von Jules Janin.

(Beschluß.)

(M.)

Aber endlich hat man die Hindernisse bewältigt; den Erdfällen ist durch solide Wölbungen vorgebeugt worden, und die hier ausgegrabene Erde hat gedient, die anstoßenden Vertiefungen auszufüllen: gegenwärtig bildet das Gebirge nur noch ein Gewölbe von 4600 Fuß. Unter diesem Gewölbe und zu beiden Seiten längs der Bahn, sind ein Dutzend Kohlengruben offen gelegt. Man darf nur vor sich hinschlagen, um Kohlen zu bekommen, und zwar an dieser Stätte von der allerbesten Beschaffenheit. Als ich noch ein Kind war, da würde ganz St. Etienne dem ins Gesicht gelacht haben, der gesagt hätte, daß man einst stehenden Fußes zu den Kohlengruben würde gelangen können; daß man einst, um diese unterirdischen Städte zu besuchen, nicht erst auf einem schaukelnden Sitz, eine hin- und herschleudernde Lampe in der Hand, unter der Gefahr, von dem auf- und niedersteigenden Eimer zerschmettert zu werden, tiefe Schachten zu passiren haben würde. Es war vordem eine mißliche Sache, um solch eine Grubenfahrt: man stieg in diese fruchten Tiefen langsam hinab und stieg sie langsam wieder hinauf; man mußte gleich sehr auf seiner Hutz seyn, nicht an die Mauer zu stoßen und nicht an die Kohleneimer, die aufwärts gezogen wurden. Jetzt darf man in dem Gewölbe, von dem ich spreche, nur rechts oder links abbiegen, und man ist in einer Kohlengrube. Ja die Kohle, die bis dahin in den Eingeweiden der Erde verborgen, und deren Förderung zu Tage mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft war, wird nun vor der Hand weg auf die Bahn gebracht, die sie ohne weiteres ihrer Bestimmung im Süden oder Norden zuführet. Es ist nicht möglich, die Ersparniß an Zeit, Menschen, Geld und Fährlichkeiten zu berechnen, die daraus hervorgeht; um so mehr, als auch aus dem Innern dieser Gruben selbst, die mit der Eisenbahn zusammenstoßen, kleine Eisenbahnen für Handkarren angelegt sind, die zu dem Geleise der Hauptbahn hinführen. So kann die Kohle an einem und demselben Tage aus der Grube auf einen Wagen geladen und nach der Rhone oder nach der Loire transportirt werden!

So glaube ich den unermüdlichen Nutzen dieser Eisenbahn zur Genüge erwiesen zu haben. Dazu kommt noch, daß längs der ganzen Strecke, welche diese Bahn läuft, die sämmtlichen Eigenthümer von Hochöfen, Glashütten und sonstigen schweren Waaren, deren Gewicht den Transport vertheuert, kleine Eisenbahnen, so eine Art von Nebenwegen, die von ihren Fabriken zu der Hauptbahn führen, auf eigene Hand angelegt haben.

Aber wieder zurück, zu meinem Gewölbe. Wenn man dasselbe erreicht hat und sich auf dem Vordertheile des Wagens befindet, so setze man sich um, dem Lichte zugewendet. Vor sich schaut man in eine dichte Finsterniß; wenn man sich aber umsieht, so erblickt man das Licht des Tages wie einen Punct. Es ist dieses eine liebliche Helle, die man mit dem Glase einer Zauberlaterne vergleichen könnte, deren Gesichtspunct eine große Landschaft wäre. Der Wagen läuft in der Finsterniß fort, und während man sich so mehr und mehr von der Sonne entfernt, sieht man über seinem Haupte, durch die Oeffnung des Gewölbes, beim Schein einer in der Regel hellen und warmen Sonne, eine ganz belebte Landschaft, schimmernde Berge, kräftige Bäume, alles ganz deutlich in einer Weite von viertausend Fuß. So lange der Londoner Tunnel unvollendet bleibt, so lange wird unser unterminirter Berg von St. Etienne die schönste Camera obscura auf der Erde seyn.

Als wahrhafter Reisender, und dem die kleinsten Thatsachen einer pittoresken Reise interessant sind, muß ich jedoch auch auf eine Gefahr aufmerksam machen, welche alle unbedächtige oder zu junge Reisende unter diesem Gewölbe laufen, wenn sie etwa auf dieser langen Fahrt in der Finsterniß an andere Dinge als die Camera obscura und die Perspective in die Ferne denken sollten. Das zweitemal, als ich das Gewölbe passirte, waren alle Wagen stark besetzt. Es war Fastnacht, und sichtlich reiseten die meisten Passagiere nur zur Lust. Ehe ich aber meine Anekdote erzähle, muß ich bemerken, daß dies Gewölbe von seinen 4600 Fuß nur 4000 Fuß in einer Schnur läuft. Ist man ans Ziel der ersten 4000 Fuß dieser so bewundernswürdig geraden Linie, daß man die Zahl auf der Uhr erkennen kann, gekommen, so tritt eine plötzliche Wendung ein und man wird nun, da der Ausgang des Gewölbes nur noch sechshundert Fuß entfernt ist, wie vom Lichte überschüttet. Hier aber ist eben die Gefahr, vor welcher ich warnen wollte. An jenem Tage sah ich mich in meinen stummen Betrachtungen plötzlich durch ein schallendes Gelächter meiner Reisegefährten unterbrochen, und als ich mich nach der Ursache umschaute, die zu diesem Gelächter Anlaß gegeben, sah ich ein armes junges Frauenzimmer, die mit beiden Händen die Röthe ihres Gesichts verbarg. Sie hatte sich, zu sehr auf die Finsterniß während dieser Fahrt rechnend, einen Kuß gefallen lassen. Die plötzliche Helle aber war ihr in die Quere gekommen. Ein schöner junger bräunlichter Mann saß neben ihr, ohne eine Verlegenheit zu verrathen. Das Gelächter währete fort, bis daß der Wagen das Gewölbe verließ; als wir uns aber wieder unter freiem Himmel befanden, da nahm der junge bräunlichte Mann seine Revanche an den Lachern, indem er sie auf seine Seite zog. „Meine Herren," sagte er, indem er auf die arme junge Dame zeigte, die noch ganz verschämt war, „ich stelle Ihnen hier meine Frau vor." Er hatte sie in der That Tags zuvor zu St. Etienne geheirathet und führete sie nun nach St. Chamond, der ersten kleinen Stadt, die man zur Linken antrifft, wenn man dies Gewölbe von 4600 Fuß verlassen hat.

Es wäre, wenn die Eisenbahn den Aufenthalt gestattete, schon gerathen, zu St. Chamond auszusteigen, um zwei sehr von einander



Digitized by Google

verschiedene Meisterwerke der Industrie in Augenschein zu nehmen, die man vielleicht noch nie gesehen: eine Plattmühle und eine Schnürband-Manufactur.

Die Plattmühle steht immer in Feuer und Flammen. In meinem ersten Artikel erwähnte ich der Hochöfen, in welchen das Erz in Eisen verwandelt wird. Das dergestalt zum erstenmale geschmolzene Eisen bildet anfangs nur eine unförmliche und brüchige Masse; es muß noch einmal ins Feuer, um Stangeneisen zu werden. So ein zweitesmal geschmolzen, kommt es in großen Blöcken unter einen sich selbst bewegenden Hammer, der so groß ist wie ein Haus. Hier wird es aus dem Groben plattgeschlagen. Darnach läßt man es zwischen einem Dutzend Räder von verschiedener Größe laufen, und allmählig sieht man aus dieser ungestalteten Masse eine lange Barre werden. Die erst in der Gestalt des Erzes und dann als Eisengaß über die Eisenbahn hiehergebrachte Barre, dient vielleicht morgen ihrerseits als ein Glied des Geleises derselben Bahn. Denn das ist eben das Wichtige bei diesen Bahnen in diesen Bergen, daß alles durch sie selbst und fast alles für sie geschieht: es ist dieses ein sonderbarer Austausch von Dienstleistungen zwischen der Eisenbahn und dem Gebiete, das sie durchläuft; sie giebt dem Boden seinen Werth; der Boden vertraut ihr seine Kohlen, sein Eisen, seine Fuhrmaschinen an; ohne die Kohlen zu St. Etienne würde St. Etienne keine Eisenbahn haben, und umgekehrt würde St. Etienne ohne die Eisenbahnen wieder um die Hälfte weniger Kohlen haben.

Beim Weggehen von der in Gluth stehenden Plattmühle, und nachdem man dies Getöse, dies Feuer und dessen sprühende Funken, die ein gelehrter Naturkundiger, Herr Cadet zu Metz, mit einer gleichen Anzahl Welten vergleicht, die dem Vulkan der Schöpfung entsprungen sind, hinter sich gelassen hat, wende man sich links, und gehe über die nördliche Brücke, die man da unten wahrnimmt. Dort klopfe man an das große Gebäude; die Thür wird sich öffnen, und man befindet sich in der Schnürband-Manufactur des Herrn Richard Chambovet. Hier folgt nun auf das große Hämmergeklöpf ein angenehmes kleines Gemurmel; statt der flüssigen Eisenmassen sieht man tausende liebliche kleine Spulen, die insgesammt einer und derselben Bewegung Folge leisten. Man sehe nur, wie sie, launig, ausgelassen, leicht wie ein Gedanke, hinter einander herlaufen, sich tausenderlei verschiedenen Caprizen hingeben, ohne Unterlaß tanzen, ohne sich einander in die Quere zu kommen — es ist ein wahres Wunder! Alle diese Spulen sind in Bewegung, um zwirnene, baumwollene oder seidene Schnüre zu machen. Sie gehen, sie kommen, sie durchkreuzen sich, sie produciren: es ist unglaublich! Reißt einer dieser hunderttausend Fäden, so machen die mit ihm in Verbindung stehenden übrigen Fäden, wie auf ein Zauberwort, gleich sammt und sonders Halt, bis eine Arbeiterin den gerissenen Faden wieder angeknüpft hat. Ist dies geschehen, so hüpfen die Spulen, unermüdlich bei Tage und bei Nacht, gleich wieder darauf los.

Zwei oder drei Frauenzimmer sind hinreichend, um über diese Arbeit die Aufsicht zu führen, die, ohne die Maschine, eine Armee von Arbeitern erfordern würde. Ich fragte eins dieser Frauenzimmer, wie viel Ellen Schnüre die Manufactur wohl jährlich liefern könnte; das junge Mädchen lachte mir bei dieser Frage ins Gesicht, als hätte ich zu dem statistischen Verein gehört; da ich jedoch ein treuherziges und nicht gelehrtes Aussehen hatte, so sagte sie: „Ei, potz Welten! Herr, wie viele Ellen Schnüre wir jährlich schaffen, das weiß ich nicht, aber ich habe wohl gehört, daß sie hinreichen würden, viermal den Weg nach Rom hin und her zu machen.“ Indem sie so sprach, knüpfte sie einen Faden wieder an, der gerissen war, und ich stand wie versteinert vor Erstaunen Angesichts dieser halben Elle, die Eisenbahn an dem einen und St. Peter zu Rom an dem andern Ende!

So gehts auf der ganzen Route; immer neue Wunder! Von St. Chamond kommt man nach Rive-de-Giers, und da bleibt man eine kurze Zeit neben dem sämtlichen Canal von Giers, dem langsamen Wunder, das in unserm Lande so viel Aufsehen gemacht hat. Welch ein miserables Wunder ist es jetzt! Wie ist es durch die Eisenbahn zu Nichts geworden! Es ist nun eine Usurpation, die durch eine andere Usurpation besiegt worden ist. Dieser, vor Zeiten so sehr bewunderte, Canal braucht in der That in der besten Jahreszeit nicht weniger als vierzehn Tage zu demselben Transport, den die Eisenbahn zu jeder Zeit in einer Stunde zurücklegen würde. Im Winter ist der Canal gefroren; im Sommer liegt er trocken; zu allen Jahreszeiten ist er Verlusten an Wasser und zahllosen, endlosen Reparaturen unterworfen. Aber wie triumphirt man auch über ihn; wie vergilt ihm der Handel nun Stolz mit Stolz! Es geht mit den Canälen wie mit allen Gewalten der Erde: Wehe den Besiegten! vae victis! Der Canal von Rive-de-Giers war eine lange Zeit der despotische Beherrscher der Gegend. Er war eine geraume Zeit Gebieter der Transportmittel des Landes. Alle unsere Kohlen, all unser Eisen, all unsere schweren Producte jeder Art nahmen ihren Abfluß über diesen Canal: er hat sich so ein ungeheueres Vermögen erworben. Jetzt sieht die Eisenbahn höhnend auf ihn herab; sie hat ihm sein Scepter und seinen Handel abgenommen.

Nachdem die Eisenbahn dem Canal Rive-de-Giers einen verhöhnenden Seitenblick zugeworfen, zieht sie ihres Wegs nach Givors. Givors ist ein Hafen an der Rhone; von dort aus gehen die Erzeugnisse von St. Etienne weiter, dem Süden zu. Wenn unsere Kohlen zu Givors angekommen sind, so brauchen sie nur, in Kähne übergeladen, die Rhone, diesen schönen, so ungestümen, so unstäten, so plauderhaften Fluß, eine Art von ambulirenden Provençalen, der sich so gern zum Südländer macht und der, den Hut übers Ohr, bis zum Meere geht, wo er sich tosend verliert, entlang zu treiben; so daß, einen Ballen oder einen Wagen Steinkohlen auf die Eisenbahn von St. Etienne geben, genau genommen dasselbe ist, als wäre eins oder das andere, der Rhone anvertraut, sofort ins Meer spedirt; was diejenigen betrifft, die, wie wir (ich meyne nicht mehr die Ballen, sondern die Reisenden), nach Lyon gehen, und die ehedem die Rhone hätten aufwärts rudern müssen, so hat die Eisenbahn es übernommen, statt ihrer diese Tour zu machen. So läuft man gegen die Rhone an, und weiß nicht, wer von beiden am schnellsten geht, ob die Rhone abwärts, oder die Bahn aufwärts. Wenn Pascal das sähe, so würde er sich wundern, und ich möchte wohl wissen, auf wen von beiden, auf die Eisenbahn oder auf den Fluß, er seine schöne Definition der Flüsse anwenden würde. Was mich betrifft, so glaube ich, daß Pascal seine schöne Definition, wie folgt, hätte anwenden müssen: „Die Flüsse sind Wege, die da gehen, die Eisenbahnen aber sind Wege, die galoppiren.“

Ist man lange genug, das heißt, einige Minuten, längs der Rhone hingerollt, ist man obenhin an diesen reizenden Hügeln vorübergestreift, besetzt mit weißen Häusern und alten Bäumen, reinpariſischen Landhäusern, die sich üppig in den Wellen spiegeln; hat man die Grotte begrüßt, unter welcher J. J. Rousseau, gewiegt von dem Rauschen derselben Fluthen, die immer noch eben so murmeln, die aber vergebens nach einem Jean Jacques Rousseau suchen, den sie in den Schlaf lallen könnten, eine so köstliche Nacht zubrachte; so kommt man bis zur Mulatière, und die Eisenbahn schreitet leicht und trockenen Fußes, ohne einmal die Schöße ihres Kleides aufzunehmen, über eine prächtige Brücke, die sie sich gebaut hat und von der sie jährlich 80,000 Franken Zoll bezieht, über die Saone.

Nun ist man zu Lyon, und kann sich rühmen, die erstaunenswürdigste Reise gemacht zu haben, die sich gegenwärtig in Frankreich machen läßt. Man hat in der That in einer kürzeren Zeit, als erforderlich ist, um zwei

Digitized by Google

Stunden Weges zu Pferde zu machen, funfzehn Lieues in einem schwierigen, bergigten, von Hohlwegen, Moräſten und Bächen durchschnittenen Lande zurückgelegt. Man hat alle erſinnlichen Schwierigkeiten überwunden: durchſchnittene Gebirge, gräuliche Abgründe, Abgründe über die man Brücken von funfzehn Bogen geſchlagen hat: es iſt ungeheuer! Und auf dem ganzen Wege hat man überall reizende oder Schrecken einflößende Landſchaften angetroffen, überall enorme Induſtrieen, überall Feuer, Eiſen, Getöſe, Grün, tauſendfarbige Seide, und alles dieſes ohne Stöße, ohne Strapaze, ohne Gefahr, das heißt ohne eine andere Gefahr als die, auf welche ich in dem Gebirge von 4600 Fuß aufmerkſam gemacht habe.

Ich meines Theils, der ich Zeit meines Lebens nie etwas anderes geſehen hatte, als was wir alle ſehen: die Oper, das Inſtitut, die Fabrikanten von Tragödieen, Statiſtiken, oder Romanen, den Faſtnachtsochſen und die Bären des Herrn Martin; ich, der überdem die Berge, welche von der Eiſenbahn gebändigt worden ſind, in ihrem Urzuſtande kannte, und mich ihrer noch dunkel als unüberſteigliche Hinderniſſe erinnerte, wenn ich jedes Jahr mit meiner Mutter, ſo ſchön und ſo gut, unſer liebes Landhäuschen beſuchte; ich bin noch ganz verdutzt über alle dieſe Wunder. Nun glaube ich in der That an keine Unmöglichkeiten mehr. Es iſt Alles möglich! Man möchte ſagen, dieſe Eiſenbahn ſey ganz beſonders angelegt, um es Frankreich ein für allemal recht bündig zu beweiſen, daß es nur wollen darf, um von dieſen beiden Eiſenlinien nach allen Richtungen hin durchkreuzt zu ſeyn. Jetzt iſt das Räthſel ſelbſt für die Bergbewohner von St. Etienne, die ſchwachköpfigſten aller Menſchen, vollkommen gelöſet. Ich denke mir ſo einen Bergbewohner, ganz ſchwarz, ganz neu, ganz naiv, ganz ungehobelt, wie er die mit Reiſenden angefüllten Wagen über dieſelben Felſen leicht hinweggleiten ſieht, die zu erklimmen ihm ſo ſchwer geworden war! Ich denke mir das Erſtaunen des Grubenarbeiters, der zufällig, um ſich zu verheirathen, oder aus Neugierde, um einmal den Himmel zu ſehen, aus der Erde heraufgeſtiegen iſt, wenn er ſich nun Angeſichts des Sturmes der vier Räder befindet, der von einer eleganten Dampfmaſchine, ſo gelehrig wie ein engliſches Pferd, gezogen, über ſeinem Haupte dahinrollt! Und ſie ſind auch in der That nicht wenig verwundert geweſen! Sie haben ſich nicht wenig bekreuzt, die guten Leute! Und nun zu all dieſen Schwierigkeiten des Bodens noch die, die Grundbeſitzer zur Abtretung ihres Eigenthums zu vermögen!

Herr Seguin hat mir unter anderm erzählt, daß ein Bauer des Gebirges, der, da er zwei Fuß ſeines Gartens nicht im Guten für die Eiſenbahn hatte abtreten wollen, von dem Gerichte condemnirt worden war, ſie gegen deſſen zwanzigfachen Werth käuflich abzuſtehen, als ein ächter Saemare auch dieſem Ausſpruche nicht Folge leiſten wollte. Mehr als einmal hatte er die Arbeiter gewaltſam verjagt und die gelegten Geleiſe wieder aufgebrochen; und als die Bahn doch endlich zu Stande gebracht worden; da hatte er ſich mit ſeinem Weibe und ſeinen vier Kindern an dem Tage, wo ſie zuerſt verſucht werden ſollte, mitten auf das Geleis, den Kopf dem Wagen zugewendet, der da kommen ſollte, gelegt, bereit, ſich zerſchmettern zu laſſen, um ſo das einzige Princip, auf welchem noch die neuere Geſellſchaft beruht, das Eigenthumsrecht zu vertheidigen.

Das iſt es alles, was ich von den Eiſenbahnen weiß; mehr kann ich nicht darüber ſagen. Ich glaube meine Pflicht als ein unwiſſender Reiſender erfüllt zu haben; Leute, die gelehrter ſind als ich, mögen ihre Pflicht als Statiſtiker und Ingenieurs thun.

---

## Die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten eines Capitaliſten.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

(M.)

Ich bin, Gott ſey Dank, kein Schriftſteller; ich bin Rentenier; aber ein Gefühl der Menſchlichkeit und des Mitleids für diejenigen, die denſelben Titel führen, veranlaßt mich, hier die Geſchichte des Kummers und der Verlegenheiten aufzuzeichnen, die der Beſitz einiger Thaler nach ſich ziehen kann. Ich bin von Natur ökonomiſch, Ordnung liebend, rechtlich; ich bin immer der Meynung geweſen, daß ein unordentlicher Lebenswandel und Verſchwendung die Hauptquellen alles Uebels ſeyen. Dieſen Maximen einer ſtrengen Rechtlichkeit und einer geregelten Lebensweiſe, die mein Vater mir eingeprägt, habe ich wörtlich nachgelebt. Ich meynte, ich müßte mein Geld gehörig anlegen, Intereſſen auf Intereſſen machen, und nichts verabſäumen, um es in jeglicher geſetzlichen Weiſe Frucht tragen zu laſſen. Und doch iſt, wird man es glauben, Armuth das Endziel all dieſer Weisheit, all dieſer Vorſicht, all dieſer Tugend, auf die ich ſo ſtolz war, geweſen. Mein Sinn für Erſparniß hat gerade daſſelbe Reſultat gehabt, das eine tolle Verſchwendung hätte haben können!

In einer kleinen, ſehr literariſchen Stadt (denn ſie hat ihr Leſe-Cabinet, ihren Club und ihren großen Markt) habe ich vergebens die Löſung dieſes Räthſels geſucht. Sollte jemand unter denen, die mich leſen, mir die Aufſchlüſſe, an welchen es mir fehlt, geben und mich belehren können, wie ich die kleinen Summen, die mir übergeblieben ſind, mit Nutzen anwenden könnte, ſo würde er mir einen großen Dienſt erweiſen und mich zu ewigem Danke verpflichten. Bis dahin mögen die Unglücklichen, die, wie ich, von dem verderblichen Drange, ihre Reichthümer wuchern zu laſſen, beſeſſen ſind, die Warnung hören, die ich ihnen geben will! Möge ſich ein jeder dieſe Lection zu Nutze machen! Hier meine Geſchichte:

Ich muß zuvörderſt der Vorſehung danken, daß ſie mich mit ausgezeichneter Gunſt behandelt hat. Ich war ziemlich reich und habe nur wenig Verſtand. Dieſe Doppelwohlthat hätte bei dem Unbeſtande der Welt mein Retter ſeyn ſollen; und doch bin ich unglücklich geworden. Sechs Jahre meines Lebens habe ich damit zugebracht, das Mittel, meinen Reichthum zu vermehren, aufzuſuchen, und doch iſt dieſer mir immerwährend unter den Händen zuſammengeſchmolzen. Ueberall habe ich, in der Hoffnung, es anwachſen und ſich mehren zu ſehen, einen Theil meiner Glücksgüter angelegt. Alle meine Verſuche ſind fruchtlos geblieben. Immer hat irgend ein neuer Abgrund meine unglücklichen Guinee'n auf ewig verſchlungen. Ich habe zugleich den Verdruß, ſie ohne allen Genuß verloren zu haben.

Vor etwa dreizehn Jahren erbte ich 100,000 £, verhypothecirt in den Domainen von Hedgeworth. Der Eigenthümer von dieſen war reich aber ſorglos. Er liebte die Jagd, das Spiel, die Weiber, und bezahlte ſeine Schulden nur im äußerſten Falle. Ganze Koppel Hunde und eine Menge Pferde füllten ſeinen Hofplatz und ſeine Ställe. Tolende Gelage machten ſeine Gewölbe wiederhallen. Zahlreiche Verſchönerungen kehrten in ſeinem Parke was unten war nach oben. Aber wenn die Zeit der Intereſſen kam, ſo hatte dieſer große Herr immer das Gedächtniß verloren; es war dieſes ein Datum, deſſen er ſich nie zu rechter Zeit entſinnen konnte. Ich mußte mich eines Gerichtsdieners bedienen; dieſem ward ein anderer Gerichtsdiener entgegengeſtellt, der ſich mit dem mehrigen verſtand, ſo daß ſich die Sache hübſch in die Länge zog. Zuletzt miſchten ſich noch die Advokaten drein, und erſt dann, wenn alle Kunſtgriffe erſchöpft waren, nach ſechs- oder ſiebenmonatlichem Warten, wurden endlich die leidigen Zinſen fällig und fielen in meine ihrer längſt harrende Caſſe.



Digitized by Google

„Sie sind aber sehr gutmüthig, sich alle die Unannehmlichkeiten gefallen zu lassen, die aus einer schlechten Belegung der Gelder entstehen," sagte mir einst einer meiner Freunde, William Brett. „Kaufen Sie doch Renten, Lieber, das ist das allerbequemste; dann sind Sie all der Plackereien ledig, die Sie bisher erduldet haben; dann ist nicht weiter von Gerichtsdienern, von gerichtlicher Formalität die Rede."

Das waren Argumente, die sich hören ließen. Ich zog meine Hypothek ein, was mir aber schwer genug gemacht wurde. Man konnte kein Geld auftreiben; man bot unaufhörlich neue Chicanen wider mich auf; nur in Fetzen und Trümmern bekam ich endlich meine 100,000 £ aus den Klauen der Zwischenhändler. Ich ging damit zu einem Wechselagenten. Ich wog die respectiven Vortheile der 5, 4 und 3pCts. gegen einander ab, und nachdem ich einen Monat lang unschlüssig gewesen war, entschied ich mich zuletzt für die 5pCts. Anfangs ging alles auf das Herrlichste; die Stunde der Zahlung hatte kaum geschlagen, so konnte ich auch schon über meine Thaler verfügen. Um das Maaß der Freude vollzumachen, zeigte mein Wechselagent mir an, daß mein Capital sich, in Folge der Rentensteigerung von 1 pCt., um 1000 £ gemehrt habe. O herrliche Art, ohne Mühe, ohne Weitläuftigkeiten Nutzen aus seinem Gelde zu ziehen! Das Gute kommt einem so im Schlafe. Mein Wechselagent verhieß mir für das nächste Jahr eine Steigerung von 2 pCt., und ich schwamm im Glücke, in der Hoffnung, im Vertrauen auf die Zukunft. Ich ließ mein Landhaus neu anstreichen, gab meinem Diener eine neue Livree und kaufte mir einen Tilbury. Allmählig stellte sich ein Sinken ein. Erst achtete ich nicht sehr darauf, dann schoß es mir aber durch den Sinn, daß ich, da ich 1000 £ beim Steigen um 1 pCt. gewonnen, nun, nach einem Fall um 10 pCt., 9000 £ verloren haben müßte; da ward mir Angst, und ich rannte zu meinem Wechselagenten.

„Sie haben ganz Recht," sagte er zu mir, „wenn Sie jetzt verkaufen wollten, so würden Sie 10,000 £ einbüßen; wenn Sie aber nicht verkaufen, und die 5pCts. nicht zurückgezahlt werden, so verlieren Sie nichts."

Ich athmete freier auf, und rief aus: nun, so verkaufe ich nicht.

„Aber," fuhr der Wechsel-Agent fort, indem er behaglich eine Prise nahm, „sollte es zufällig zur Liquidirung der 5pCts. kommen, so würden Sie nicht 10-, nein 20,000 £ verlieren."

Mir stiegen die Haare zu Berge. In einem einzigen Jahre 20,000 £ Verlust! Dennoch wartete ich noch eine Zeitlang; das Ministerium schwankte; die politischen Angelegenheiten nahmen eine ziemlich üble Wendung; die Fonds blieben im Fallen. Nun vom Schrecken ergriffen, verkaufte ich mit Verlust; 15,000 £ verschwanden in diesem Schlunde. Hätte ich bis Abends gewartet, würde ich nicht mit 15,000 £ freigekommen seyn, es hätte mir 17,000 £ gekostet. Als der Wechsel-Agent meine Rechnung abschloß, da gratulirte er mir zu dem, was er mein Glück nannte; ich gestehe aber, daß ich diese bedeutende Abnahme meines Capitals gar nicht für ein Glück erkennen konnte.

Nun stehe ich vor der uncompleten Summe, im tiefen Nachdenken über die Hülfsmittel, die mir geblieben, und über die Möglichkeit, die Bresche wieder auszufüllen, die meine Einkünfte erfahren hatten, versunken. Vergebens suchte mein Zeigefinger an der Stirn auf und niederfahrend nach Hülfsmitteln und Ressourcen; ich fand nur Aerger und Gram darüber, daß meine Oeconomie mir so schlecht vergolten worden. Da trat Joel Harris, ein alter Freund von mir, ein scharfsinniger Mann, der bei einem sehr mäßigen Capital wie ein großer Herr lebt, bei mir ein und klopfte mir auf die Schultern.

„Ei, potz Welten!" sagte ich zu ihm, „Sie, der Sie Ihre Erbschaft von 20,000 £ so wohl anzulegen gewußt haben, daß Sie nun jährlich 8000 £ ausgeben, ohne jemandem etwas schuldig zu seyn, Sie kommen eben recht, um mir mit Ihrem Rathe an die Hand zu gehen."

Und nun erzählte ich ihm meine ganze Geschichte, die er geduldig anhörte, aber dabei die Schultern zog und den Kopf schüttelte.

„„Vier oder fünf Procent!"" rief er aus, „„ei, das sind mir saubere Interessen! ich habe immer mindestens zehn Procent gemacht.""

„Ei, alle Wetter! wie haben Sie das angefangen?"

„„Nehmen Sie,"" rief mein Freund Joel mit triumphirender und zuversichtlicher Miene aus, „„nehmen Sie Coupons der spanischen Anleihe, das ist das Sicherste; da gewinnt man 9 pCt., und sie stehen nur zu 60. Die repräsentative Regierung beginnt in Spanien zu gedeihen und das Land kommt in Aufnahme: frisch, einen Entschluß gefaßt! Ich würde Ihnen ja nichts Unrechtes rathen, was Henker hätte ich davon.""

Joel hatte Recht, auf sein letztes Argument war nichts zu erwiedern: ich war überzeugt, und so wurden von den 85,000 £, die mir geblieben, 30,000 in der Anleihe der Cortes angelegt. Das erste Jahr brachten sie mir 800 £ Interessen ein; aber ach! im nächsten Jahre war dieses auch alles, was mir von meinem Capital übriggeblieben war. Welche Speculation hätte wohl bessere Aussichten verheißen? War nicht diese Regierung von mehreren Mächten anerkannt worden? war nicht der englische Gesandte beim Madridter Hofe accreditirt? sahen nicht die bedeutendsten Londoner Zeitungen diese Regierungsform als bleibend an? sah man nicht die ausgezeichnetsten Schriftsteller der Hauptstadt die Cortes lobpreisend besingen? Aber trotz all dieser schönen Reden und all dieser schönen Aussichten hatte mein Vermögen sich bedeutend verringert, und seitdem habe ich, das muß ich bekennen, indem ich die Reden und die Verheißungen der Sprecher und der Zeitungsschreiber mit der Wirklichkeit der Thatsachen und dem Verluste meines Geldes verglichen, keine sehr hohe Meynung von dem literarischen Talente und von der Beredtsamkeit der Rhetoriker gehabt. Was habe ich seit dieser Epoche nicht alles versucht! an welcher Dividende nicht Theil genommen! von welchem Verein nicht Actien gehabt! Die Geschichte der Züge meines immer mehr und mehr hinschwindenden Geldes würde eine lange Odyssee abgeben. Ich habe meine Thaler in Gold- und Silber-, in Eisen- und Bleigruben angelegt: aber alle diese kostbaren Metalle haben die Gesammtsumme meines Einkommens nur immer mehr geschmälert. Verlockt durch die brasilianische Anleihe, hinters Licht geführt durch die columbischen Actien, ein Opfer der griechischen Anleihe, habe ich am Ende von der französischen Anleihe den Gnadenstoß bekommen. Ach! das war mir die härteste Prüfung!

Mexico, Brasilien, Columbien und Griechenland hatten mir das Blut abgezapft; da hieß es: „warum kaufst Du aber keine französische Fonds?" Ha, verderbenschwangere Unvorsichtigkeit! Ich kannte weder den Fürsten von Polignac, noch Carl X., Marmont, Laffitte und den ehrlichen General Lafayette. Wie erging es mir aber mit den glorreichen Tagen? Statt Ruhm brachten sie mir nur Jammer und Elend. Diese drei famösen Tage kosteten mir 10,000 £; und die guten Freunde, die mich selbst zum Ankauf der französischen Rente verleitet hatten, scheuten sich nicht, hinterdrein meiner Unvorsichtigkeit zu spotten und zu sagen, der Sieg der Freiheit sey eine sichere und unvermeidliche Sache. — Die Freiheit und die repräsentative Regierung kümmern mich wenig; ich bin nie ein Politiker gewesen, doch ist mir so viel klar geworden, daß die Niederlage der Freiheit in Spanien mir 30,000 £, und ihr Sieg zu Paris 10,000 £ gekostet hat!

Mein Schicksal ist wahrlich höchst bedauernswürdig. Es sind mir noch 30,000 £ übrig geblieben, womit ich aber nichts zu beginnen, sie nicht zu belegen weiß. Alle Regierungen haben mich hinters Licht geführt; alle Systeme haben mein Vermögen zersplittert. Der absolute König, das empörte Volk, die deliberirende Versammlung, die Nationen unter allen Breitegraden haben mir meinen Schatz verbröckelt. Daß ich

Digitized by Google

von meiner Haabe den Bergwerken, welcher Art sie auch seyn mögen, noch etwas anvertrauen sollte, das wird mir nicht einfallen; denn sie haben mich zu arg mitgenommen. Wohin mich aber wenden, was beginnen? Will ich auf meinen Banquier hören, so gäbe es drei Wege, mein Geld sicher zu belegen: die Bank, die indische Compagnie, die öffentlichen Fonds und Hypotheken auf Grundeigenthum. Aber die öffentlichen Fonds haben mir zu viel Geld gekostet, als daß ich mich noch einmal damit einlassen möchte. Was die Bank betrifft, so habe ich mich deshalb bei einem Kaufmanne erkundigt, der ihr gerade gegenüber wohnt, und der sagte:

„Wie! sind Sie thörigt? Die Charte der Bank läuft eben ab, und diesem Etablissemente nun vertrauen, hieße eben so viel, als seine Guinee'n in die Themse werfen. Glauben Sie mir, die letzten Bande, welche die Bank an die Nation knüpften, sind zerrissen, und wer ihr jetzt einen Schilling, einen einzigen Schilling giebt, der wird ihn unfehlbar verlieren. Unter den jetzigen Zeitläuften kann man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen; wir sind von blutigen Revolutionen bedroht, und das Beste dürfte vielleicht seyn, eiligst ein Land zu verlassen, das so wenig Sicherheit darbietet."

— Aber die Actien der ostindischen Compagnie? sagte ich ihm; der Compagnie, von welcher mein Großoheim zu sagen pflegte, daß sie die dritte und festeste Säule der britischen Regierung sey — was halten Sie von diesen? — Da trat ein Kaufmann zu mir und raunte mir zu:

„Sie sind ruinirt, wenn Sie sich mit der ostindischen Compagnie einlassen. Da gerathen Sie aus der Charibdis in die Scylla: ahnen Sie denn noch nicht, daß die ostindische Compagnie zusammenbrechen wird? Alle Welt ist ihr feind. Sie verpachtet dem Volke den Thee; sie übt ein Monopol, wider welches sich jedermann auflehnt. Mit den Freiheits-Idee'n, die gegenwärtig im Schwange sind, und die sich ohne Unterlaß mehr und mehr entfalten....."

— Die Freiheit! ei, reden Sie mir nicht von der Freiheit, sagte ich, ihm in die Rede fallend; da fällt mir gleich Spanien und Frankreich ein, und wenn Sie die Politik mir ins Spiel bringen, so gebe ich jeden Gedanken an die ostindische Compagnie auf der Stelle auf. Jede Belegung von Capitalien, die den politischen Wechselfällen unterworfen ist, ist mir hinfort ein Gräuel.

„„Da haben Sie Recht!""

— Wie wenn ich Ländereien kaufte?

„„Das kann nicht Ihr Ernst seyn! Ländereien kaufen, jetzt, wo jedes Eigenthum bedroht ist, wo nichts auf festen Grundlagen beruht — das wäre in der That eine Thorheit. Was mich betrifft, so habe ich ererbte liegende Gründe; ich möchte sie gern um jeden Preis losschlagen, kann aber nicht dazu kommen. Wie schlimm ist doch ein Grundeigenthümer daran! Will man seine Domainen selbst bearbeiten, so muß man schon mit dem Landbau vertraut seyn. Sie verpachten? Nun, fällt das erste Jahr gut aus, so bekommt man seinen Pachtzins; ist das zweite Jahr ein mittelmäßiges, so bekommt man nichts. Geräth man in Zorn, so wird man von dem Pächter verhöhnt; er schließt sich den Wilddieben in der Nähe an und läßt die Felder brach liegen. Die Gehäge verwildern, die Felder füllen sich mit Unkraut. In den Wirthshäusern wird einem geflucht, bei den Wahlen wird man mißhandelt, und die Gelder bleiben aus. Ich versichere Ihnen, daß alle diejenigen, die in Großbritannien Ländereien haben, binnen fünf Jahren an den Bettelstab kommen werden.""

— Aber das ist ja zum verzweifeln! Ruinirt, wenn ich mein Geld in den öffentlichen Fonds anlege; ruinirt, wenn ich Ländereien, Actien der ostindischen Compagnie, Actien der Bank kaufe; ruinirt, wenn ich mein Geld auf Hypotheken gebe! Großer Gott, was da anfangen! Muß ich, weil ich bedächtig bin, weil ich meiner Familie gern einen Theil meines Eigenthums erhalten möchte, sehen, wie dies Eigenthum unter meinen Händen mehr und mehr verschwindet? Habe ich keinen andern Ausweg, mein Capital zu bergen, als daß ich mein Einkommen depensire? Verflucht seyen alle Revolutionen, alle Speculationen, alle neuen Theorieen, alle Idee'n von gesellschaftlichen Verbesserungen, die nur darauf hinauslaufen, einen armen Familienvater der Mittel, Nutzen aus seinem Gelde zu ziehen, zu berauben!

So ist mein Mißgeschick. Mögen alle Philanthropen, wenn sie die von mir aufgezählten Thatsachen ihrer Beobachtung würdig halten, sich die Mühe nehmen, alle die verschiedenen Schlünde zu sondiren und zu ergründen, in welchen sich meine Guinee'n auf ewig verloren haben.

---

## Die Königin Begum Somroo.

(Aus The Monthly Review.)

(2.)

Wir entnehmen aus dem Tagebuch des Majors Archer folgendes Fragment:

„Während der Fortschritte der brittischen Streitkräfte in der Provinz Delhi drang der Major Archer mit seinen Truppen auf das Gebiet einer Monarchie vor, deren Zügel in den Händen einer Frau, Namens Begum Someroo, lagen. In diesen Gegenden war sie eine Person von großer Celebrität und der Major Archer giebt uns eine Skizze von ihrer sonderbaren Geschichte. Sie war zu jener Zeit fünfundsiebenzig Jahre alt und residirte zu Sirdanah, einer Stadt des Gebiets von Delhi. In ihrer Jugend hatte sie ein entehrendes Gewerbe (das eines öffentlichen Mädchens) getrieben. Man kannte auch weder ihre Familie noch ihren Geburtsort. Eine Frau von ausgezeichnetem Verstande, wie es ihr erstaunliches Glück beweist, gewann sie die Zuneigung eines Abenteurers wie sie, Namens Somroo, der sich öffentlich mit Wahrsagen beschäftigte.

„Der Name dieses Menschen ist mit blutigen Charakteren in der Geschichte unserer Verbindungen mit Indien eingegraben; denn er war der Anstifter des im Jahre 1783 an den englischen Eigenthümern der Factorei von Patna verübten Mordes. Er nahm die Flucht und wendete sich nach dem nördlichen Theile von Indien, ging in den Dienst des Raja von Burthpore und machte sich, mit der Zeit, zum Meister eines beträchtlichen Theiles des im Nordosten von Delhi liegenden Landes. Bei seinem Tode hinterließ Someroo seiner Wittwe seine Besitzungen. Diese verheirathete sich wieder an einen Franzosen; einige Zeit nach dieser Verbindung schlug dieser, der sein Vaterland nicht vergessen konnte, seiner Frau vor, nach Frankreich zu gehen und sich da mit ihren Reichthümern niederzulassen. Die Indianerin fügte sich, dem Anschein nach, in die Wünsche ihres Mannes; aber ihr Frauen-Instinct erweckte Besorgnisse bei ihr und gab ihr den Gedanken ein, daß sie in Frankreich aufhören würde, von ihrem Mann geachtet und berücksichtigt zu werden; sie hatte ihn auch in Verdacht, sie hauptsächlich wegen ihrer großen Reichthümer geheirathet zu haben. Sie beschloß daher insgeheim, Indien nicht zu verlassen; aber mit diesem Entschluß war noch ein unheilbringenderer verbunden, der nämlich, sich ihres Mannes zu entledigen. Um ihren Zweck zu erreichen, bot sie ihre Kunst der feinsten Verstellung auf. Während sie, um ihren Mann durch scheinbare Unterwerfung zu täuschen, auf eine ostensible Weise ihre kostbarsten Sachen einpacken ließ, wendete sie ihre ganze Geschicklichkeit an, ihn zu überreden, daß ihre Abreise den Unwillen des Volkes erregen werde und daß, nach aller Wahrscheinlichkeit,

Digitized by Google

es dieselbe zu verhindern suchen würde. Mittelst dieser falschen Besorgnisse entriß die unwürdige Wittwe Somrov's ihrem Manne den feierlichen Eid, sich beide umzubringen, wenn sie, auf ihrer Flucht angehalten und zerstreut, getrennt werden sollten.

„An dem zur Abreise bestimmten Tage versahen sie sich beide mit Pistolen, um im Stande zu seyn, im Nothfalle ihre gegenseitige Verpflichtung zu erfüllen. Der Franzose bestieg einen Elephanten, die Frau einen Palanquin. Der Leser errathet leicht das Ende des Abenteuerers: unterwegs von gedungenen Wegelagerern angegriffen, wurde die Escorte der Frau und des Mannes bald zerstreut. In der Verwirrung des Augenblicks stürzt der Franzose nach dem Palanquin, um sich von dem Loose seiner Frau zu versichern; da wird er von einigen Dienern umdrängt, die ihm schlachzend ein blutiges Gewand zeigen, als traurigen Beweis des schrecklichen Schicksals, das seine Gemahlin getroffen; sogleich ist sein Entschluß gefaßt, er drückt sein Pistol ab und sinkt leblos zu Boden.

„Die Indianerin, die sich bis dahin nur als eine schwache Frau gezeigt, öffnet nun die Vorhänge ihres Palanquins, verläßt ihn und besteigt einen Elephanten: von hier aus harangnirt sie die auf der Straße aufgestellten Soldaten, spricht von ihrer unwandelbaren Zuneigung zu ihnen und von ihrer Widersetzlichkeit gegen die Befehle ihres Mannes; sie versichert sie, daß es ihr höchster Wunsch sey, an ihrer Spitze zu bleiben und ihre Schätze mit ihnen zu theilen; die Neuheit der Lage giebt ihrer Handlung Kraft, ihrer Sprache Beredtsamkeit; die Soldaten erwidern ihr mit einmüthigen Acclamationen und führen sie im Triumph in ihr Lager. Man sagt, daß sie sich kein Gewissen daraus machte, den blutigen Leichnam des unglücklichen Franzosen mit Verachtung zu behandeln und daß sie ihn laut anklagte, alle mögliche, obwohl unwirksame Versuche gemacht zu haben, ihr die Liebe ihres Volkes zu rauben. Wie dem übrigens auch sey, von diesem Tage an identificirte sie sich ganz mit diesem Volke, und widmete ihm alle ihre Sorge. Da Lord Lake, in den Kriegen von 1803, 1804 und 1805, sie dem brittischen Interesse ergeben fand, so erlangte er von der Regierung, daß sie in der Ausübung ihrer Autorität bestätigt wurde. Sie behauptete sich, während eines langen Lebens, im Besitz dieser Gewalt und erhielt selbst die vollkommenste Sicherheit in der Mitte der kriegführenden Heere; sie kann endlich," fügt der Major Archer hinzu, „auf die Ehre Anspruch machen, mit unserer Elisabeth verglichen zu werden.

„Jetzt, wo das Alter die Hitze ihres Blutes abgekühlt und wo der Gang der Ereignisse ihren Talenten keinen Spielraum mehr gelassen hat, die, um mit Glanz zu erscheinen, nur eines größern Schauplatzes bedurft hätten, hat sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Fortschritte des Ackerbaues gewendet, ob sie gleich sehr wohl einsieht, daß andere ärndten werden, was sie gesäet. In ihren Ländern herrscht Ueberfluß und Leben und die Bevölkerung ihrer Dörfer scheint glücklicher als selbst Provinzen der Compagnie. Ihre Fürsorge ermüdet nicht und ihr Schutz ist sicher. Früher dem muhamedanischen Glauben zugethan, ist sie jetzt römisch-katholisch und von Priestern und Beamten von dieser Religion umgeben. Sie hat in der Hauptstadt eine sehr schöne Kirche, nach dem Modell der des heiligen Petrus, bauen lassen. Dieses Gebäude ist fast beendigt. Der Altar ist merkwürdig schön: er ist von weißem Marmor von Jypoor und noch mit kostbaren Steinen von verschiedenen Farben belegt. Die Königin Begum hat ein Truppen-Corps für die Sicherheit ihrer Person und die Erhebung ihrer Einkünfte. Sie stellt England außerdem noch ein Militair-Contingent. Ihre Soldaten sind gut bezahlt, von guter Haltung und scheinen viel besser behandelt zu werden, als irgend eins der bewaffneten Corps im Sold der Landesfürsten. Sie ist sehr liberal; aber ihre Humanität ruht auf keinem sichern Grunde und man erzählt sich viele Geschichten von auf ihren Befehl und selbst in ihrer Gegenwart begangenen Ermordungen. Man sagt z. B., daß sie, als sie einst ein junges Mädchen ihres Hauses in einem Liebesverständniß mit ihrem eigenen Liebhaber überraschte, die Unglückliche lebendig begraben ließ und daß sie das Raffinement ihrer Rache und ihre gefühllose Grausamkeit so weit trieb, daß sie ihr Bett über das Grab des Opfers setzen ließ, um sich die Nacht zu versüßen. Uebrigens," wiederholt der Major Archer, „war sie eine merkwürdige Frau, die ihre Talente in eine hohe Stellung gebracht und, was mehr noch ist, auch geschickt darin erhalten haben."

---

## Die alte Statue Napoleons.

(Aus der Wochenschrift: Le Siècle.)

(2.)

In dem Augenblicke, wo man sich damit beschäftigt, die Statue Napoleons wieder auf die Säule des Platzes Vendome zu stellen, wird man nicht ohne Theilnahme folgende Details über die alte Statue Napoleons lesen, die von dem berühmten Launay aus einem einzigen Guß gegossen und von seltener Vollkommenheit war.

Am 31. Mai 1814 versuchten jetzt sehr bekannte wüthende Fanatiker, die Statue Napoleons umzustürzen.

Einer von ihnen, noch grimmiger gegen den großen Mann oder auch geschickteer Hofmann, erlangte vom Platz-Commandanten von Paris die Erlaubniß, die Operation auszuführen; er bezeichnete Herrn Launay als allein fähig dazu und wirkte sich nachstehenden Befehl aus, den wir unsern Lesern abschriftlich mittheilen.

„In Folge der von uns an Herrn von Montbadon gegebenen Autorisation, auf seine Kosten die Statue Buonaparte's abnehmen zu lassen und auf die Erklärung des Herrn von Montbadon, daß Herr Launay, wohnend zu Paris Nr. 6, Platz St. Laurent, in der Vorstadt St. Denis, Verferriger des Bronzegusses des Monuments der Säule, allein fähig sey, die Abnahme dieser Statue zu bewirken, befehlen wir gedachtem Herrn Launay, drei Strafe militairische Execution, auf der Stelle diese Operation zu beginnen, die Mittwochs den 6. April um Mitternacht vollendet seyn muß.

„Im Hauptquartier des Platzes den 4. April 1814.

Der Oberst, Adjutant Sr. Maj. des Kaisers von Rußland,
Commandant des Platzes
Der Graf von Rochechouart."

Oben auf dieses Actenstück ist geschrieben:

„Auf der Stelle zu vollziehen, Pasquier."

Sonach hat sich ein Franzose gefunden, Adjutant des Kaisers von Rußland, um eine solche Verstümmelung, bei Strafe militairischer Execution, zu befehlen! Es hat sich ein Polizei-Präfect gefunden, der sich nicht gescheut hat, eine so große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Herr Launay vollzog diesen Befehl mit Glück; die Statue wurde heruntergebracht, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Die Kosten davon beliefen sich auf 4616 Fr. 46 Cent., welche, nach dem obenstehenden Befehl, von Herrn von Montbadon hätten bezahlt werden sollen.

Die Herren von Polignac und von Semalé hatten vom General-Lieutenant des Königreichs die Abtretung dieser Statue versprochen erhalten; aber Herr Launay, welcher für den Guß der Säule noch 133,000 Fr. zu fordern hatte, erlangte, daß die Statue in seinem Atelier als Unterpfand bleiben solle. Der 20. März kam. Am 21. schrieb Herr

Digitized by Google

Launay an den General Bertrand, um die Autorisation zu erhalten, die Statue wieder an ihre Stelle zu setzen; er schließt seine Bitte folgendermaaßen: „Der Aufwand wird mäßig seyn; die Mittel, die ich angewendet habe, sind die einzigen, welche gelingen können, und drei Tage werden mir genügen, um diese Operation zu vollenden.“

Am 3. April schrieb der Polizei-Präfect, Graf Real, an Herrn Launay den Befehl, die Statue den Händen des Herrn Denon zu übergeben und am nämlichen Tage bezeugte Herr Denon den Empfang mit der Bemerkung, daß die kleine bronzene Figur der Siegesgöttin verschwunden sey. Herr Launay bestätigt, daß sie bei den ersten Arbeiten entwendet worden sey.

Bei der zweiten Restauration erlangte Herr von Semalé, daß diese Statue, von Herrn Launay auf 5,981 Fr., und zwar abgesehen von ihrem Kunstwerth, geschätzt worden war, ihm übergeben werden solle, um zum Guß der Bildsäule Heinrichs IV. vom Pont-Neuf verwendet zu werden. Diese Statue hat nun (unsere Nachkommen werden allen diesen Vandalismus kaum für möglich halten) wirklich hiezu gedient, wie es nachstehender Brief beweist, den Herr Mesnel an mehrere Journale gesendet hat:

„Mein Herr!

„Die Statue Napoleons, welche die Säule des Platzes Vendôme zierte, ist in meinem Atelier des Markts Saint-Laurent niedergelegt worden, wo ich sie mehrere Jahre aufbewahrt habe, sie sorglich verbergend, um sie der Zerstörung zu entziehen, ob ich gleich mehreremale den Befehl erhalten hatte, sie zu zerbrechen. Dieser Befehl von der Direction der schönen Künste des Ministeriums des Innern ausgegangen (!!), an deren Spitze Herr Hericart de Thury stand, mußte endlich seine Ausführung erhalten, als man sich mit der Statue Heinrichs IV. zu Pferde beschäftigte, die auf dem Pont-Neuf stehe. Ich wurde mit der Verfertigung der getriebenen Arbeit und der Aufstellung dieser Statue beauftragt und ich bin der gezwungene Vollstrecker einer Maaßregel gewesen, auf welcher Herr Hericart de Thury bestand. Die Reste Napoleons haben zum Guß des Pferdes Heinrichs IV. gedient. Ich habe mich vergeblich bemüht, diese Zerstörung zu vermeiden; ich bot selbst zwanzigtausend (Kilogrammen?) Bronze, was abgeschlagen wurde, und die Statue Napoleons gab nur sechstausend her. Erlauben Sie mir, noch einige Details über die Statue Heinrichs IV. hinzuzufügen. Man wird in dem rechten Arme dieser Statue einen kleinen Napoleon, nach dem Modell von Tonnet, finden; der Kopf enthält ein Protokoll dieser Niederlegung Napoleons, die ich selbst in den rechten Arm Heinrichs IV. gemacht habe. In dem Bauche des Pferdes finden sich mehrere Büchsen oder Schachteln, die verschiedene Papiere enthalten, z. B. Gesänge, Inschriften, Diatriben, Monumente des Zeitgeistes, die ich auf diese Weise der Geschichte habe erhalten wollen. In einem halben Tage könnte ich aus diesem Depot alle diese Gegenstände herausziehen, ohne auf irgend eine Weise die Statue zu beschädigen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Mesnel.“

Alle Welt weiß, daß diese Statue, von einem einmüthig anerkannten Verdienst, von dem berühmten Chaudet war, dem sie einen der großen, zehnjährigen Preise eingebracht; daß, mit seltener Treue von Herrn Launay, dem Gießer der Säule, reproducirt, sie nicht minder merkwürdig als Bronze, wie als Statue, war; das Amalgama davon war vollkommen; gegossen mit so viel Kühnheit als Glück, in einem einzigen Gusse, was man zuvor noch nie gesehen, war sie vollkommen gelungen (aus der Form gekommen), ohne den geringsten Auswuchs. Herr Launay, dessen Bescheidenheit so groß ist, wie sein Verdienst, sagte oft, daß, wenn er diese Operation noch einmal machen sollte, sie schwerlich wieder eben so gut gelingen werde. Diese Statue, die daher in jeder Hinsicht als ein wahres Meisterwerk betrachtet werden mußte, konnte auf bedeutende Summen geschätzt werden, denn die Handarbeit allein hatte 55000 Fr. gekostet; sie hatte elf Fuß in der Höhe und wog 6654 Pfund nicht 5112, wie anderwärts angegeben worden ist.

Aber von welchem Gewicht konnten alle diese Betrachtungen bei Vandalen seyn, welche durchaus ihre Vernichtung wollten? (Thorheit neben der Rohheit! als ob man das Geschehene ungeschehen machen, die Tafeln der Geschichte zerbrechen könnte!) Man muß in einer interessanten Flugschrift, die Herr Launay selbst als Antwort auf unwürdige Verläumdungen herausgegeben hat, die in einem Werke: sur la Colonne de la grande armée, enthalten sind, die Details der Verfolgungen lesen, die er in Beziehung auf diese Statue erfahren, und der Mühe, die er sich gegeben, um sie vor der Vernichtung zu bewahren.

Im Jahre 1814, nach dem ersten Einzug des Feindes in Paris, drungen Menschen, unwürdig des Namens Franzosen und eifersüchtig auf unsern vergangenen Ruhm, dem sie beständig fremd geblieben waren, mit unglaublicher Wuth darauf, das Bild des Siegers von Austerlitz von der Säule verschwinden zu machen. Man befestigte Kabeltaue an dem Kopf der Statue und als vierundzwanzig Pferde und eine große Menge Menschen, welche zogen, sie doch nicht umstürzen konnten, so wurden Schlosser gerufen; sie versuchten, sie oberhalb der Knöchel abzuschneiden oder zu sägen; aber da der gießende Meister, um der Statue mehr Festigkeit zu geben, die nur auf den Füßen ruhte, sie ausgefüllt hatte, so mußte man auch auf dieses Mittel verzichten. Endlich sprach man von nichts Geringerem, als das Monument mittelst einer Mine zu sprengen; aber ein russischer General, sagt man, den Ruhm Frankreichs mehr ehrend als Franzosen selbst, indignirt, zu sehen, daß man vielleicht eins der schönsten Monumente neuerer Zeit vernichten würde, widersetzte sich diesem Plane. Da war es denn, daß jemand von Herrn Launay, als allein fähig, die Statue abzunehmen, sprach. Ein von der Polizei ausgegangener Befehl, der ihm, bei Strafe militairischer Execution, auferlegte, auf der Stelle die Abnahme der Statue zu bewirken, wurde ihm zugefertigt. So machte er sich denn ans Werk und drei Tage nachher, am 8. April 1814, brachte er, ohne den mindesten Zufall, durch ein sehr einfaches und sehr sinnreiches Mittel, zur großen Verwunderung aller Zuschauer, die Statue herab, die direct auf den Wagen kam, der bestimmt war, sie nach seinem Atelier zu transportiren, wo er sie als Pfand einer Summe, die ihm die Regierung schuldig war, aufbewahrte. Also ist es nicht wahr, daß sie durch ihren gewaltsamen Fall beschädigt worden wäre.

Nachdem, bei der Rückkehr Napoleons, Herr Launay ungerechterweise beim Ministerium des Innern denuncirt worden war, als habe er freiwillig die Statue Sr. Maj. des Kaisers abgenommen, so erfolgte ein Beschluß, der ihn zwang, sie den Händen des Herrn Denon zu übergeben, mit dem Zusatz, sofort gegen ihn auf das Strengste zu verfahren, wenn er nicht auf der Stelle gehorchte. Da transportirte man sie dann in das Atelier des Marktes Saint-Laurent, welcher der Regierung gehörte, wo sie mehrere Jahre blieb, bis sie, so wie eine große Büste Napoleons, die an der Thür des Museums stand, zum Gusse der Statue Heinrichs IV. zu Pferde verwendet wurde. Um sie zu vernichten, mußte man sie in einer dazu besonders verfertigten Vorrichtung stark erhitzen oder glühend machen.

Folgendes sind einige andere Details, die sich auf Errichtung der Säule beziehen und die vielleicht auch nicht ohne Interesse sind. Nach dem berühmten Feldzuge von 1805 beschloß Napoleon, daß die Errichtung der Säule in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren stattfinden sollte; es war aber unmöglich, um das Monument in der besagten Zeit zu beendigen, die einzelnen Stücke in Wachs abzuformen, ohne welches

Digitized by Google

Herr Denon und die Architecten die Ausführung eines großen Theils der Basreliefs für unmöglich hielten; dieses Verfahren ersetzte man durch ein sehr sinnreiches Mittel, welches darin bestand, die Modelle von Gyps zu beennen, so daß es möglich war, sie abzunehmen, ohne die Form zu beschädigen. Zweiunddreißig Bildhauer, unter welchen Mademoiselle Charpantier figurirte, wurden beschäftigt, das Piedestal zu decoriren, nach den Zeichnungen des Herrn Berquet. Die Form der Statue, die dem Meißel des Heren Chaudet anvertraut war, bot eine Masse von zwölf cubischen Metres dar und wog sechsunddreißigtausend Pfund. — Herr Launay, der ein treffliches Manuel de Fondeur herausgegeben hat, hatte den Vorsatz, noch einen dritten Band hinzuzufügen, in welchem er besonders in große Details über den Guß der Säule eingegangen seyn würde; aber unglücklicherweise hat ihn der Tod dahingerafft, ehe er die letzte Hand daran legen konnte, was er als die Krone seines Werkes betrachtete. Das Manuscript existirt, unvollendet, in den Händen seiner Familie, welche beabsichtigt, es später, so wie es ist, herauszugeben. Ich habe aus diesem Manuscript eine wahrscheinlich unbekannte Thatsache ausgezogen, die mir von Interesse scheint; sie macht einen Theil der Einleitung aus und bezieht sich auf Veränderungen, die Napoleon zu der Zeit, wo er die Verbindung mit Rußland suchte, an der Säule hatte machen lassen. Folgendermaaßen drückt sich der Verfasser über diesen Gegenstand aus:

„Napoleon, als er die Allianz Rußlands suchte, gab aus Politik den Befehl, aus den Basreliefs der Säule alles zu entfernen, was an die Siege der französischen Armee über die Russen erinnern konnte. Wir fanden, daß dieser Befehl den Ruhm der Armee bedeutend mindern könne, denn die künftigen Alterthumsforscher könnten, wenn sie auf der Säule nur die Oesterreich entrissenen Trophäen sähen, daraus schließen, daß dieses allein besiegt worden sey; in diesem Augenblicke faßten wir den Entschluß, diese Thatsache aufzuzeichnen, die ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag den verschiedenen Geschichtschreibern entgangen ist, die von der Säule und dem glorreichen Feldzug von 1805 gesprochen haben, und um einen unbestreitbaren Beweis dessen, was wir hier sagen, zu liefern, bewahrten wir im Innern der großen Basreliefs der Säule die Zeichen des Triumphes der Franzosen über die vereinigten russischen und österreichischen Heere; ein Beweis, den man auf der Rückseite der Basreliefs wird lesen können (wo die Zahlen dieser beiden Mächte gesammelt sind, wie sie auf den Basreliefs stunden, bevor uns der erwähnte Befehl zuging), wenn die Sichel der Zeit, die nichts schont, ein Monument in Trümmern verwandelt haben wird, das durch seine Solidität und die Natur seiner Construction eine Reihe von Jahrhunderten überdauern muß."

---

## Eine Nachgrabung in Vulcia.

(L.)

Der Baron Beugnot hat, wie man weiß, seit einiger Zeit auf eigne Kosten scientivische Nachgrabungen in Toscana, auf dem Begräbnißplatze der berühmten Vulcia, Vaterland des Tolo Vulcentano, von welchem der Kopf bei der Gründung des Capitols von Tarquin gefunden worden seyn soll, anstellen lassen. Nach funfzehn Tagen fruchtloser Arbeit hatte man das Glück, einen Eingang zu einer der reichsten Grotten dieses Bodens zu finden, der so fruchtbar an griechischen und toscanischen Alterthümern ist.

Unter den vorzüglichsten Producten dieser Höhle nennt man eine Vase von Bronze von einer enormen Größe und geziert von emblematischen Basreliefs in Silber; zwanzig Vasen mit Gemälden, wovon zwei sehr selten sind, nicht nur durch die Schönheit ihrer griechischen Malereien, sondern auch und vor Allem, weil die Namen der Figuren darauf im Hetrurischen angegeben sind.

Auf der elegantesten dieser Vasen, der einzigen, wovon wir eine detaillirte Beschreibung haben, bewundert man die Figur des Pentesilens, die des Ajax und einen Genius oder höllischen Laren, der den Namen Caron führt, eine Figur von schrecklichen Formen und mit seinem gewöhnlichen Hammer bewaffnet. Das Ganze der Composition spielt wahrscheinlich auf das unglückliche Ende der bekannten Amazone und des berühmten Krieges an, die beide verdammt waren, in einem Kriege umzukommen, wo sie in den entgegengesetztesten Heeren fochten. Der Genius des Todes ist da, um das Symbol zu vervollständigen.

Die zweite Ausgrabung hat in der Wiedereröffnung von drei Grotten bestanden, die der Ritter Marzi bei Corneto, der alten Tarquinia, ursprüngliche Hauptstadt von ganz Hetrurien und Wiege des berühmten Stammes der Könige von Rom, gefunden hat. Die Alterthumskenner wissen, daß die Metropolis dieser berühmten Stadt aus unzähligen Grotten besteht, wo man, trotz vormaliger Verletzungen der Barbaren, doch noch prächtige Gemälde, Sculpturen in Basreliefs, Fragmente von Bronze und sehr belehrende Vasen und Inschriften in hetrurischer Sprache und Chracakteren findet.

In der ersten Höhle, deren Eingang nach Mittag liegt, sieht man ein Gemälde, welches eine Trauer- oder Grabscene vorstellt. Der Tod liegt auf seinem Bette zwischen zwei Frauen. Eine steht an seinem Haupte mit zerstreuten Haaren; die andere zu seinen Füßen mit einem gehobenen Arm; beide scheinen beschäftigt, ihn mit einer rothen Decke zuzudecken. Eine dritte Figur, mit ihrem Namen auf hetrurisch, steht unbeweglich am obern Theile des Bettes. Auf dem Reste der Mauer figuriren Tänzer, Trinker und ein Flötenspieler, eine Darstellung des Festes, welches den Begräbniß-Ceremonien folgte, und das noch auf dem Lande in Gebrauch ist, als wenn die Ueberlebenden ihren Kummer betäuben wollten. Der Bart der Männer ist zugespitzt, die Physiognomien sind winklich und der Styl im Allgemeinen alterthümlich.

Die zweite Grotte hat ihren Eingang gerade auf der entgegengesetzten Seite, d. h. gegen Norden; ihre Fläche ist viereckig wie die Unterwelt und wie das antique Templum. Alle Gemälde darin sind verlöscht oder beschädigt, mit Ausnahme einer prächtig gekleideten Frauengestalt, auf deren Mantel man eine lange hetrurische Legende findet, von der ich übrigens keine Mittheilung erhalten habe.

Das dritte Gewölbe ist eins der merkwürdigsten, die man noch entdeckt. Seine Form ist die eines Rectangulums; seine platte Decke wird, wie in den andern, durch einen Pilaster getragen, die mit einem kleinen, mit vieler Zierlichkeit ausgehauenen Capitol gekrönt ist. Die Mauern sind mit Figuren von natürlicher Größe bemalt, deren Beschreibung mir noch nicht zugekommen ist. Die Decke ist ebenfalls gemalt; der Styl deutet eine schon neuere Epoche an. Die Mauern und Säulen sind mit hetrurischen Inschriften bedeckt, die für mich Gegenstand einer gründlichen Untersuchung gewesen sind, aber deren specielle und wissenschaftliche Discussion für den größten Theil meiner Leser zu trocken seyn würde.

L. Orioli.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 833. Hamburg. Mittwoch, den 17. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von P. Nieburr und Rath, Dr. Ludwig.


## Schreiben Mery's an Barthelemy, in Betreff des aus Aegypten nach Frankreich abgesandten Obelisken, Geschenk des Mehemed Ali.

(Aus der Revue de Paris.)

(M.)

Toulon, den 8. Juni 1833. Liebee Freund, der Luxor*) ist voegesteen in das Bassin des Arsenals eingelaufen. Ich bin eben zu rechter Zeit, gestern, hier angekommen, um diesen glorreichen Pilger aus Aegyptenlande zu begrüßen. Da es Sonntag wae, so bedurfte ich erst einer Erlaubniß, um das Aesenal betreten zu dürfen. Alle Weeste waeen im Stande der Ruhe; es herrschte nue Einsamkeit und Schweigen in diesem ungeheuren Musäum allee Dinge, die zum Seewesen gehören. Ich hatte das Aesenal nie so stumm und ruhig, ein Arsenal ohne Galeerensclaven, gesehen; ich habe mich weder durch Verbrechen noch buech Gewissensbisse hindurchzudrängen gebeaucht, um an das Bassin zu gelangen: dee Weg war menschenleee, und ich sah mich in meinen stillen Betrachtungen durch nichts gestöet. In dem trocken gelegten Bassin eubete der Luxor auf seinen fünf Kielen. Es ist, als sähe man eine kleine Corvette, anscheinend stark, solide, leicht; aber der Schein trügt; es giebt hier weder robur noch aes triplex; nur weißes, schwarz angestrichenes Holz; der Untertheil ist nicht bekleidet, der große Mast faßt nicht im Zwischendeck ein, sondeen ist nue rechts und links unter den Glockenbalken gestützt. Der Schiffsschnabel ist ein Krokodil; es ist das die hieroglyphische Signatur des Luxoe. Man wied stolz, wenn man daran denkt, daß Frankreich, so zum Zeitvertreib, in wenigen Tagen ein eigenthümliches Schiff baut, um einen Obelisken aus der Wüste aufzunehmen. Hat der Luxoe einmal seine Fahrt vollbracht, so ist alles für ihn voebei; man stellt ihn vielleicht als eine Votiv-Trophäe unter iegend einen Schuppen zu Paris, so wie die Römer es mit dem beeiruderigen Fahrzeuge machten, das ihnen den Obelisk des Circus von Caeacalla gebeacht hatte. Es wäre eine Art Todtschlag, wenn man den Luxoe auseinander nehmen wollte; es ist eine Reliquie zum Aufbewahreen. Man wied seine große Freude daran haben, dies gallo-thebaische Schiff, mit seinen von Aeabesken und dem grünen und weißen Moose, das der Nil gleich Hieroglyphen darauf inceustiet hat, ganz bedeckten Seiten zu Paeis zu sehen. Man sollte es, wie das Exvoto eines Seemanns in der Kapelle, stückweise im Louvre aufhängen, das würde den Parisern inteeessanter seyn als alle Geabmähler mit ihren Dis manibus, alle diese leeren, auf den Kirchhöfen des römischen Reiches zusammengesuchten Sarkophagen.

Ich habe den Luxoe fünf- oder sechsmal untersucht, um zu sehen, ob sein Rumpf auch Schaden genommen: aber er hat von seiner Fahrt auf dem Nil nichts gelitten; er hat den Coloß von sechstausend Centnern, den er birgt, mit Ehren getragen. Ehee sey dem Ingenieur! Ich bin an Bord gegangenz es war dort fast so heiß wie zu Theben. Einige Matrosen lagen hingestreckt auf dem Verdeck und schliefen; zwei Offiziere gingen dort spazieren: alle hatten das Gesicht von der ägyptischen Sonne veebrannt; drei prächtige Geier, Gefangene am Fuße eines Mastes, schauten mit langen Hälsen durch die Kreuzhölzer, als suchten sie die Horst der Pheamiden oder die Höhlen des Mokatam. Ein junger Offizier eebot sich mit der ausgezeichneten Aetigkeit, die man bei allen unsern Seeleuten findet, und die seit langer Zeit die Stelle dee Rauhheit und des Fluchens in den Romanen eingenommen hat, mich nach dem Zwischendeck zu begleiten.

Wir gingen die Treppe hinab, und ich befand mich nun Tête-à-Tête mit dem Obelisk: er war fast seinee ganzen Länge nach eingehüllt oder bewickelt, gleich einee riesigen Mumie von Granit, von welcher nur das Haupt und die Füße sichtbae waren. Ich wae nicht daeauf gefaßt, eine so imponieende Masse zu sehen; bei dem Worte Obelisk hatte ich immer an etwas aufgelöstes, kränkliches, schwindsüchtiges gedacht, und nun sah ich hier fast eine Pyramide zu meinen Füßen liegen. Dee ganz entblößte Gipfel schien mir sehr gelitten zu haben: seine vier Seiten sind nicht mehr so vollkommen glatt, wie die Polirbürste des thebaischen Bildhauers sie gemacht hatte: das ist aber nicht zu verwundern; haben doch so viele Simums übee das Haupt des tausendjährigen Greises hingeweht; haben so viele Seiee ihre Eisenschnabel an diesem Granit gewetzt! Dann eilte ich zu dee, eben so wie die Spitze bloßliegenden, Basis. Die Basis bietet eine sehr merkwürdige Sonderbarkeit dae: sie hat eine Spalte, die iheen unteren Plan theilt, den Theil, der nue dann sichtbar ist, wenn der Obelisk niedergewoefen liegt. Dee Ingenieur hat an diesem Unglücke keine Schuld, denn es ist ein Oeiginal-Uebel, wie sich das leicht beweisen läßt. Man hat die Klammee von Maulbeerfeigenbaumholz, queue d'hironde oder d'aronde genannt, gefunden, welche die Aegypter selbst angelegt hatten, um ein weiteres Umsichgreifen dee Spalte zu verhindern. Diese Klammer war verfault, nachdem sie fast fünftausend Jahee ihre Schuldigkeit gethan hatte. Der Ingenieur hat sie durch eine neue von derselben Foem und in dieselben Höhlungen eingetrieben ersetzt. Das Merkwüedige bei der Sache ist, daß wir nun den Beweis erhalten haben, daß die Aegyptee die Procedur des queue d'aronde, die wir eefunden zu haben glaubten, schon voe fünftausend Jaheen kannten. Noch einige Aufgeabungen mehe in der Nähe des Nils, und wie finden in den Beunnen der thebaischen Nekropolis Dampfmaschinen und in den unteeirdischen Kapellen der Isis Gas-Appaeate!

Auf diesem, wenn stehend, unsichtbaeen Theile des Obelisk sind Figueen von Königen und Göttern mit einem hieroglyphischen Datum eingegeaben. Diese Inschriften und diese tiefen Ausmeißelungen veeteaten bei den Aegyptеen die Stelle der Medaillen; wir, wie veegraben gemünztes

*) Name des Fahrzeuges, das zu dem Transport des Obelisken eingerichtet und verwandt worden.



Digitized by Google

Gold und Bronze unter der Basis unserer Denkmähler; sie inkrustirten ihre Medaillen unter den Pieces; sie hatten also auch selbst zu der Solidität ihrer Obelisken nur wenig Vertrauen. Es ist eine recht peinliche Vorstellung, die den Menschen veranlaßt, diese Medaillen unterzulegen oder diese unsichtbaren Inschriften auszumeißeln; denn es zeigt, daß er an die Vernichtung eines Monuments in demselben Augenblicke denkt, wo er es aufrichtet; die eifrige Sorge, die man nimmt, den Einreißern eine Ueberraschung zu bereiten, hat etwas Bizarres und Unübelegtes, das wehe thut. Wie! auch er, der ernste Aegypter, Bildhauer von Profession, ansäßig zu Theben, in der Straße von Hermopolis, hat sich eines Morgens, während der Memnon's-Coloß bei der aufgehenden Sonne seine Roulade sang, etwa in derselben Stellung, in der ich mich vor dieser geborstenen Basis befinde, hingesetzt, und, indem er seinen Meißel zur Hand genommen, gesagt: „ich will das Bildniß des Rhamses und einiger Götter machen; ich will das Datum des Monats im Räthsel eingraben, da auf dem unteren Plan, gerade auf der Stelle, die kein Auge zu sehen bekommt; aber es wird nach einigen tausend Jahren dem gottesläßerlichen Verheerer Spaß machen, der den Obelisken umstürzen wird, den Obelisken, an welchem ich in offener Sonne drei Jahre gearbeitet habe und der mir baar in Zwiebeln bezahlt worden ist. Es macht mir Vergnügen, dies unsichtbare Postscriptum mitzugeben, um den Einreißern eine angenehme Ueberraschung zu bereiten." — Nun, dieser gute Bildhauer von Theben hat sich nicht geirrt: man irrt sich auch selten, wenn man sich Hoffnungen der Verheerungen hingiebt. Was mich betrifft, so sage ich dem vordedächtigen thebaischen Bildhauer Dank: ich bin einer derjenigen, die sein so geheimes Postscriptum gelesen haben, und das läßt mich kummervoll an die Zukunft meines Frankreichs denken. Wird dieser Obelisk des Luxor sich nun wieder zu Paris aufrichten, um seine ausgemeißelte Basis nie wieder sehen zu lassen? Wird er auf dem Pariser Boden fester stehen, als er auf dem Felsen von Karnac gestanden hat? Steht da oben geschrieben, daß kein Monument die Geheimnisse seiner Basis bewahren kann? Ich denke auch daran, daß sich Medaillen unter der Vendome-Säule befinden. Und Paris ist ja nur ein Kind gegen Theben! Paris mit seinen funfzig Barrieren! Theben mit seinen hundert Thoren! Gebe der Himmel, daß St. Denis und die heilige Genoveva mächtigere Protectoren seyen als es die Isis und der Osiris gewesen sind!

An alle diese, thörigte oder weise, Dinge denkend, hatte ich mich vor den Obelisk gesetzt, und der gefällige Offizier des Luxor erzählte mir seine Odyssee mit einer rührenden Einfachheit; eine Menge der Details, die er mir gegeben, werden Sie schon in den officiellen Berichten der Zeitungen gelesen haben oder noch zu lesen bekommen. Indem ich ihm zuhörte, folgte ich mit Lust dem Luxor auf seiner Pilgerfahrt von Station zu Station; ich hatte meine Freude daran, unsere Franzosen mit Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer mit den alterthümlichen Aegyptern ringen zu sehen, um Theben den aus Felsen gehauenen und unter so vieler Arbeit und so vielem Schweiße aufgepflanzten Obelisk zu entführen; ich ergötzte mich an dem starren Erstaunen dieser Fellahs der Wüste, die, als sie ihre Hütten von Lehm geöffnet, ein decimastiges Schiff mitten im Sande sitzen gesehen hatten; es befanden sich unter ihnen vielleicht einige Greise, die unter Murad-Bey gefochten, die dreifarbige Fahne mit Desair vor Theben und Denderah vorbei hatten ziehen sehen, und die nun, vierunddreißig Jahre später, dieselbe Fahne auf dem Luxor, dieselbe Cocarde an den Hüten der Offiziere wiedersehen. Es waren noch immer dieselben Franzosen, nun gegen die Cholera anringend, wie damals zu Jaffa wider die Pest, bei fünfunddreißig Grad Hitze über dem Haupte und funfzig unter den Füßen, eine Temperatur um das Gehirn in dem Schädel zum Kochen zu bringen und die Zehen zu verkohlen. Und weshalb? um ein bischen von dem Ruhm zu ärndten, der mit den waglichen Unternehmungen verknüpft ist, es handle sich darum, einen entfernten Feind zu bekämpfen, oder ein Denkmahl zu erkunden. Dieser Zweck an Ruhm wird ihnen, den Seeleuten des Luxor, nicht fehlen; hier möge jede Geringschätzung einer falschen und spottenden Philosophie schlecht angebracht; ein Obelisk mehr oder weniger ist es nicht, worin der Ruhm der Expedition besteht; aber es ist schön, sich Missionairen des Heroismus und der französischen Ehre bei barbarischen Völkerschaften zu schaffen; ihnen das Alphabet der Civilisation zu beingen; mit ihnen Tractate abzuschließen, und sie mit Sorgfalt zu beobachten; unsere Hände mit den theigen auf dem glühenden Werft zu vermischen und ihnen nachher ihren Lohn in Rechnung zu bringen. Dreihundert Araber haben sich den Seeleuten des Luxor zugesellt: sie haben sicher bei dieser Berührung mit den Männern des Abendlandes viel gewonnen; sie haben sich in ihren eigenen Augen durch diese Gemeinschaft höher gestellt. Welch ein langer Gegenstand der Unterhaltung muß diesem erzählenden Volke die Ankunft des Luxor gewesen seyn! Darin liegt Stoff zum Schwatzen für mehr als Tausend und eine Nacht. Es macht einem der Gedanke Freude, daß unter den Palmen von Karnac, auf den Granitfelsen von Philoe, unter der Halle von Achmunain, der alten Stadt des Hermes, auf Arabisch von Frankreich gesprochen wird; und diesmal mindestens sind die Erinnerungen, die wir zu Theben hinterlassen haben, rein und völlig friedlich; die dreifarbige Fahne, die von dem Coloß von Memnon wehte, hatte kein ägyptisches Blut in ihren Falten. Die Karawanenhäupter werden sich dessen erinnern, darüber mit den Stämmen von Elephantine und Meroe sprechen, und Frankreich wird auch in der Wüste gesegnet seyn.

Den Kopf voll von Aegypten, stieg ich von dem Luxor heeniedder, um auf den Kayen des Arsenals frische Luft zu schöpfen. Als ich mich hier umschaute, fand mein Nationalstolz sich nicht gekränkt. Sehr glücklich stand ich gerade an der einzigen Stätte Frankreichs, wo die Colosse Aegyptens ihrer würdige Genossen finden. Ich fragte mich selber, ob das schöne Schiff, die Seadr Marseille, das eines Menschen Arm da vor mir auf das Ufer gelegt hatte, minder werth sey als der Obelisk des Luxor. Ich fühlte selbst noch einigen Stolz, indem ich mir die thebaische Architectur unsers französischen Arsenals besah; ich setzte mich voll Lust vor diesen Schiffskörper, der den hehren Räumen einer Cathedrale gleiche, einem Dreidecker angehört, und hier hingestellt ist, wie eine elfenbeinerne Abbildung unter einer Glocke. In der Ferne erkannte ich das Wunder von Toulon, den Pallast von St. Mandrier, schöner als Versailles, und der nur ein Hospital ist, und dicht daneben die Säulen-Rotunde, eine phantastische Schöpfung, die ein Tritone aus dem Meere hat ersteigen lassen. Unmerklich verkleinerte sich der Obelisk in meinen Augen; meine Illusion der Eigenliebe ließ mich ohne Eifersucht an Theben denken; und da lag auch noch, um mich noch mehr zu heben, der Sphinx, die so niedliche, so lebendige, so anmuthige Dampf-Corvette, die unlängst den Luxor mit beiden Händen erfaßte und ihn uns sammt seinem Obelisk ins Arsenal warf, wie ein zu lösendes Räthsel.

Diesen Morgen um sechs Uhr bin ich wieder am Bord des Luxor gewesen. Diesmal war ich so glücklich, den Commandanten, den Herrn Verninac, daselbst anzutreffen; ich habe lange Zeit mit ihm geplaudert; dieser Offizier schien mir der großen Mission, die ihm anvertraut worden, völlig gewachsen zu seyn; er besitzt all die speciellen Kenntnisse, all die Tugenden seines edlen Standes, und überdem ein Verdienst ruhiger, meditativer, verständiger Beobachtung nebst den übrigen Eigenschaften eines Reisenden, den Muth der Ausdauer und der Resignation, die Wissenschaft, die zweifelt und forscht, die kalte und treffende Vernunft, die sich bei vorkommender Gelegenheit mit leuchtendem Scharfsinn kundgiebt. Unter andern Dingen, die mir aufgefallen sind, hat Herr Verninac mir auch Folgendes, dessen Kundgebung er mir zu Gute halten möge, gesagt:

Digitized by Google

„Man ist sich über den Platz noch nicht einig, den man dem Obelisken geben will; man hat von dem Concordienplatze, von dem Circus der elysäischen Felder gesprochen: noch ist deshalb nichts entschieden. Ohne der Wahl der Regierung vorgreifen zu wollen, dünkt mir, man müßte unter bewandten Umständen die Aegypter selbst zu Rath ziehen; die Aegypter, die diesen Obelisk angefertigt und aufgestellt haben, waren die einzigen competenten Richter seiner Bestimmung und des Charakters der Lage, die ihm gegeben werden mußte: dieser Obelisk war nebst einem zweiten von derselben Höhe, der als Seitenstück diente, vor dem Peristil des großen Tempels aufgestellt worden; wir müßten sie deshalb beide in unserm Besitze haben, und, indem wir sie vor den Tempel des Ruhms zu Paris stellten, die Idee der Aegyptee befolgen."

Im Hintergrunde dieses Gedankens liegt Glück und Verstand. Ein Land wie Frankreich muß nichts halb thun. Der orientalische Obelisk harret unserer zu Athen; man muß diese unsterblichen Zwillinge erobern und sie als ein paar Schildwachen vor la Madelaine, diesem Monumente, das so colossal ist, daß man es für ägyptisch halten möchte, und das sich am äußersten Ende der schönsten Straße zu Paris erhebt, hinstellen.

Ich war so glücklich, hernach auch den Herrn Jouanis, Schiffslieutenant, einen höchst verdienstvollen Offizier, der die ägyptische Reise mit all der Inbrunst und der Leidenschaftlichkeit eines Dichters mitgemacht hat, auf dem Luxor anzutreffen; er ist so gütig gewesen (und ich bin ihm vielen Dank dafür schuldig, denn ich habe Zeit meines Lebens wenig Studien mit so vielem Vergnügen gemacht) mir ein von seiner Hand gezeichnetes und colorirtes Album, das merkwürdigste und neueste, welches noch, gezeichnet und gestochen, aus Aegypten zurückgebracht worden ist, zu zeigen. Glücklicher als die Künstler der Expedition von Desair, hat Herr Jouanis in den tiefen Archiven der thebaischen Nekropolis wühlen können; es fehlte ihm nicht an Zeit, und die Mamelucken des Murad-Bey machten die Ebene nicht unsicher. Auch werden wir nun, Dank den friedlichen Forschungen des jungen Offiziers, bald eine lebendige und vollständige Geschichte der Künste und Gewerke des alten Aegyptens bekommen. Ich schweige, um dem Interesse dieses schönen Werkes keinen Abbruch zu thun und nicht die Geheimnisse einer artistischen Confidenz zu verrathen.

Jetzt würde, harmonisch nachgebildet, das Sic te, diva potens Cypri, hier am Orte seyn; ich lasse, weil ich es muß, es dabei bewenden, prosaische Wünsche für die gefahrvolle Reise des Luxor zu machen. Es ist noch weit von hier bis nach Havre: es bedarf noch vielen Glückes von der Meerenge von Gibraltar bis zu dem Thurm Franz I., wo wir im vorigen Jahre, zu derselben Zeit, so viele Schiffe haben stranden sehen. Möge ihm deshalb die Fluth von Havre freundlich und günstig seyn! mögen die schützenden Götter Aegyptens dem Luxor lächeln, wenn er wieder dem Ocean zusteuert! Diese Götter, welche stets die Verheerungen strafen; die den Kambyses im Simum erstickt, Kleber getödtet haben, weil er die Stadt der Sonne entweiht; die unlängst den Nil gegen die englischen Antiquarien, diese achte Plage Aegyptens, aufwiegelten; die den Obelisken wider unsere Seeleute vertheidigten, indem sie die Namen Typhus und Cholera annahmen — diese Götter sind nun milder geworden, weil sie uns selbst bei der Vollbringung eines Sacrilegiums, feomm gesehen haben. Ha! wer weiß, ob die thörigten Träumereien des Dichters nicht die weise Wahrheit sind! ob nicht in irgend einer Anrufung eine Tugend liegt, die vom Schiffbruch rettet! Soll ichs sagen? ich bin wegen des Schicksals des Obelisken besorgt: er ist bis Toulon so glücklich gewesen, daß sein Glück mich ängstlich macht; ich fürchte, daß es umspringt. Auch ist es vielleicht besser, minderes Vertrauen in die Götter von Aegypten als auf die Offiziere des Luxor und den Ingenieur zu setzen; sie, die bis jetzt durch ihre Wissenschaft den Zorn Typhoes neutralisirt haben. Sie haben alle Wunder der menschlichen Industrie in Händen; sie sind reicher und mächtiger als die ägyptischen Idole: der Obelisk wird geborgen werden. Als ich von ihm ging, sagte ich zu ihm: „Auf Wiedersehen zu Paris!"

---

## Annalen der Indianer-Stämme in Nord-Amerika.

(Aus dem North American Review.)

(N.)

Es ist ein arger Irrthum, zu glauben, daß die Geschichte verflossener Jahrhunderte von praktischem Nutzen für die Zukunft sey, und daß die Bekanntschaft der Mißgriffe, die eine erloschene Generation begangen, künftige Generationen abhalten könne, ähnliche zu begehen. Welche Völker befänden sich wohl nach einem langen Zeitraum in Lagen, die denen völlig ähnlich wären, in welchen sich diejenigen befunden haben, die vor ihnen da gewesen sind? Die Irrthümer und Vorurtheile wechseln nach den Zeitfristen, und obgleich jedes Jahrhundert die Gesellschaften mit mehr oder minder wichtigen Entdeckungen bereichert, bleibt des Menschen Geist doch immer dem Einfluß des Irrthums unterthan: philosophische, religiöse oder politische Abstractionen führen die Intelligenz, auf die er so eitel ist, zum öfteren irre und hinters Licht. Ueberdem achten wir wenig auf die Erfahrung anderer, und die Wiederkehr derselben unter einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Formen erlaubt es dem Menschen nicht wohl, die Regeln in Anwendung zu bringen, die er aus vorhergehenden Fällen hat ableiten können. Wenn man inzwischen auch die unmittelbare Nützlichkeit der Lehren, welche die Geschichte in sich begreift, für den Augenblick bestreiten kann, so glauben wir doch, daß, da die Identität des menschlichen Wesens sich nur durch die ununterbrochene Folge seiner Erinnerungen constituire, es die Geschichte ist, welcher die Nationen das Gefühl ihres Seyns und das Bewußtseyn ihrer Individualität verdanken, und daß der Geist der Nationalität mit der Lebendigkeit der National-Erinnerungen in directer Beziehung steht. In diesem Betracht ist die Wirksamkeit der Geschichte nicht zu bestreiten: sie knüpft ein Volk in einer geheimnißvollen Weise an seine Vergangenheit; sie macht es ein wenig minder beugsam vor augenblicklichen Einflüssen und giebt der Gewalt des Interesses und der Meynungen der Gegenwart ein Gegengewicht.

Wenn uns seit der Ansiedelung unserer Väter auf amerikanischem Boden getreue Annalen aufgehoben worden wären, und wir so erfahren hätten, daß ihre Schwäche ein Motiv der Gastfreiheit der Eingeborenen gewesen, so würden wir diese nun mit mehr Achtung und Menschlichkeit behandeln. Wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, statt aus Menschen aus allen Winkeln der Erde, der Urgeschichte des Landes völlig fremd, zu bestehen, aus homogenen Massen, aus Leuten, die im Lande geboren worden, die, durch das Alterthum ihrer Familien, durch ihre eigenen Traditionen zum Ursprung unserer Herrschaft zurückgehen und ihe durch die verschiedenen Phasen, die sie durchlaufen, folgen könnten, zusammengesetzt wäre, so würde in unseren parlamentarischen Kreisen wohl nicht das Geschrei der Vertilgung wider die Nachkommen derjenigen ertönen, welche vor Zeiten die alleinigen Besitzer des Bodens waren, den wir nun inne haben, und auf welchem sie unsere Väter nur aus Barmherzigkeit aufnahmen. Nein, das amerikanische Volk würde, wenn es sich des Beistandes erinnerte, den diese Stämme an die Kinder von Großbritannien verschwendeten, die zuerst zu ihnen kamen und ihre Gastfreiheit in Anspruch nahmen, statt ihre Nachkommlinge wie wilde Thiere



Digitized by Google

zu behandeln, ihnen nun seinerseits eine schützende Hand reichen. Leider gehen die meisten Bewohner der Union bei unserer Geschichte aber erst von dem Puncte des Unabhängigkeitskrieges, den Thaten Washingtons und der Vertreibung der brittischen Truppen aus. Ihre erste Aera datirt sich von Bunkers-Hill; darüber hinaus ist ihnen alles ein Chaos. Wie sollte es zu verhindern seyn, daß der Elsasser, von den Ufern des Rheins gekommen, und nachdem er sich nun Ländereien gekauft hat, den Indianer nicht als einen Banditen betrachte, der ihm sein Vieh tödtet und seine Felder verwüstet? Dieser Lage der Dinge, dieser Gemüthsstimmung muß die Fortdauer des gehässigen Systems der Bestechung und der Hinterlist beigemessen werden, das, von Washington und allen denen, die sich von edlen Gefühlen leiten lassen, laut getadelt, gegen die Indianer in Anwendung gebracht wird.

Es blutet einem das Herz, wenn man bedenkt, daß diese Unglücklichen, erst ihrer Länder beraubt, dann durch grausame Kriege decimirt, in diesen Wäldern, wo die traurigen Ueberbleibsel ihrer Race hofften, daß sie von dem Umsichgreifen der Civilisation nie verfolgt werden würden, bald kein Asyl mehr haben werden. Die rothen Menschen, edler und unglücklicher als die schwarzen, die wenigstens einst durch die Sclaverei zur Freiheit gelangen werden, haben keinen andern Vermittler als den Tod, weil ihre stolze Natur sich in keine Knechtschaft fügen kann.

Was nun noch von wilder Würde, angeborener Kraft und hochherziger Unabhängigkeit bei diesen Parias von Amerika übrig geblieben ist, das flößt den Dichtern und den Romantikern, diesen guten Seelen, die nicht bloß vom Brode sondern auch von edlen Gedanken und heiligen Inspirationen leben, eine lebhafte Theilnahme ein. Herr Cooper hat in seinem „der Letzte der Mohicans," diesem Geschlechte voll Güte und Muth, das von seinen Landsleuten aufgerieben worden, die Schuld der Menschlichkeit bezahlt. Herr Mac Lellan, ein junger amerikanischer Barde, hat den Fall der Indianer in mehreren Gesängen besungen. Es kommt der Poesie zu, alle Mißgeschicke auszugleichen; aber hier ist auch die Geschichte nicht überflüssig; auch sie soll ihre wahrhafte Stimme mit den Gesängen der Dichter vermählen und die Wirklichkeit neben dem Ideal zeigen.

Eilen wir, diesen heroischen und schlecht gewürdigten Geschlechtern unsern Tribut zu zollen; laßt uns diese Menschen, die jetzt als Wilde behandelt werden, und die, nur ihrem Instincte der Großmuth folgend, unsere Väter ohne Rückhalt aufgenommen haben, in den Augen der Nachwelt wieder erheben. Wir wollen unserer Beschreibung nicht den homerischen Anstrich geben, mit welchem die Geschichte des Don Juan de Salis bekleidet ist; wir wollen wahrhaft seyn: in unsern Zügen wird man einerseits den Indianer wechselsweise furchtsam und zuteaulich, aber immer seinem Worte getreu, andererseits den Européer gewöhnisch, verschlagen, stets auf Hinterlist bedacht, finden.

Die klarste, wenn auch nicht die vollständigste, Classification der Indianer von Neu-England zur Zeit der Colonisirung von Plymouth begreift fünf Conföderationen in sich, deren jede ihr Gebiet und ihr besonderes Oberhaupt hatte. Die Pequoten hatten den östlichen Theil vom Connecticut inne. Ostwärts dieses Stammes lebten die Nareaghansetts, zu deren Gebiet auch Rhode-Island und einige benachbarte kleine Inseln gehörten. Die Pawsucketts wohnten hauptsächlich im Süden von New-Hampshire, und die Massasuchetts nannten das Land um die Bucht, die nach ihnen genannt wird, das Ihrige. Endlich war, zwischen diesen Letzteren im Norden und den Narraghansetts im Süden, ein großer Theil des Gebiets von Plymouth und von Barnstable in dem Besitz der Polanoketts, die auch auf einen Theil des Districts, der jetzt die Grafschaft Beistol bildet, ein Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen.

Die Polanoketts bildeten neun besondere Cantone, die von eben so vielen Squaws regiert wurden, die von der oberen Autorität eines Groß-Sachem, speciellen Chefs des Cantons Wamponoag und wohnhaft zu Montany, abhängig waren. Dieser berühmte Hügel, der, aus falscher Ableitung des indischen Wortes, oft Hoffnungsberg genannt wird, liegt auf etwa zwei Meilen Entfernung im Osten des Dorfes Bristol; er ist auf allen Seiten sehr abschüssig und hat oben einen großen Felsen, der von weitem als ein sehr großer Dom erscheint. Er war der Lieblingssitz des Sachems und schien, vermöge seiner hohen Lage, die Gewalt wie eine Vorsehung in den Mittelpunct seines Wirkungskreises zu stellen. Sassacus, der Sachem der Pequoten, hatte ebenfalls seinen Wohnsitz auf dem Gipfel eines jähen Berges mitten in seinem Reiche genommen, um den Völkern ihre Niedrigkeit und seine Größe klar zu machen.

Purchas ist der erste gewesen, der des Sachems von Wamponoag gedacht hat, und auch nur nach der Beschreibung eines Capitains Dermer, der im Jahr 1619 mit einem Schiffe von zweihundert Tonnen von England abgegangen war. Dieser Capitain hatte einen wilden Polanokett bei sich, Namens Squanto, der nebst zwanzig seiner Landsleute im Jahr 1614 von der Küste entführt worden war; sie waren insgesammt zu Malaga, pr. Kopf zu einer Guinee, verkauft worden. Squanto und seine Sclaverei-Gefährten wurden von einigen Mönchen dieser Insel befreit oder losgekauft. „Als ich," sagt Dermer in seinem Schreiben an Purchas, „in dem Geburtslande meines Wilden ankam und dort nicht ein einziges lebendes Wesen mehr vorfand, schiffte ich den ganzen Tag weiter bis zu einem Orte Namens Mammastaquyt, von wo ich einen Boten nach Pakanokit, an den Ufern des Meeres, eine Tagereise westwärts, aussandte. Aus dieser Stadt kamen dann zwei Könige zu mir unter einer Bedeckung von funfzig Bewaffneten. Unsere Conferenz war sehr freundschaftlich und sie willigten in alles ein, was ich verlangte."

Einer dieser Könige, wie die Sachems von den ersten Reisenden genannt wurden, muß der Massasoit, der seitdem den Colonisten von Plymouth so bekannt geworden ist, gewesen seyn, und der andere war aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Bruder Quadequina. Mammastaquyt war unstreitig der Ort, wo Eduard Winslow auf seiner Gesandtschaft zum Massasoit, im Jahre 1623 weilte, obgleich er ihn Namaskhet genannt hat.

Am 22. März 1621, einige Zeit nach der Colonisirung von Plymouth, setzte Massasoit sich zum erstenmal in Verkehr mit den Häuptern der Colonie. Es war ihm darin ein Indianer, Namens Samoset, zuvorgekommen, der ganz allein und unbesangen unsere Cantonirungen betrat und die neuen Gäste von Amerika willkommen hieß. Er kam, von vier seiner Landsleute begleitet, die, gleich ihm, einige Pelzwaaren austauschten, noch einmal wieder. Squanto war mit ihnen. Sie kündigten den Engländern an, daß der große Sachem und dessen Bruder sich mit all ihrer Macht in der Nachbarschaft gelagert hätten. Massasoit erschien auch in der That bald darnach unter einer Bedeckung von sechzig Mann auf der benachbarten Anhöhe. Da diese kleine Armee nicht weiter vorrücken zu wollen schien, so ward Squanto als Parlamentair hingesandt, um zu vernehmen, was Sachem im Schilde führete. Massasoit erklärte, er hege nur friedliche Absichten, und wünsche, eine Unterredung zu haben. Eduard Winslow erhielt den Auftrag, zu ihm zu gehen und ihn zu decomplimentiren; er nahm Geschenke mit ins Indianer-Lager, die dort Beifall fanden und die Gemüther günstig stimmten. Er hielt zugleich eine ziemlich lange Rede, welche die Indianer mit der ernsten und feierlichen Miene anhörten, die ihrem Geschlechte eigen ist. Winslow sagte, der König Jacob begrüßte den Sachem, seinen Bruder, mit Worten des Friedens und der Freundschaft; er nähme ihn als Bundesgenossen an; der Gouverneur wünsche seine Bekanntschaft zu machen, und mit ihm in gutem Vernehmen Handel zu treiben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

## Correspondenz über den Orient, 1830—1831,

von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

(Erster Band.)

(2.)

Die Geschichte der Kreuzzüge ist der beständige Gegenstand der literarischen Arbeiten des Herrn Michaud gewesen. Man kennt seine ausdauernden Studien, die langen und gewissenhaften Forschungen, die er angestellt, um diesem schönen Werke einen Grad von Vollkommenheit zu geben, der in unsern Tagen nur zu wenig gesucht wird. Viermal hat er es wieder vorgenommen und bearbeitet, ohne daß je die Vaterliebe ihn über die Unvollkommenheiten verblendet hätte, die ihn ein gereinigter Geschmack und seine hohe Einsicht von den Pflichten des Historikers entdecken ließ. Diese immer wache Sorgfalt für ein Werk, an welches der Verfasser mit Recht seinen literarischen Ruhm knüpft, hat ihn, in einem Alter, wo die Ruhe das erste Bedürfniß zu seyn scheint, eine lange und gefährliche Reise unternehmen lassen. Der Geschichtschreiber der Kreuzzüge wollte die von ihm beschriebenen Orte, die Orte, welche Zeugen schmerzlicher Unfälle waren, Zeugen vor Allem der Größe der christlichen Waffen, an welchen Frankreich den glorreichsten Antheil gehabt hatte, selbst sehen und kennen lernen. Die geographischen Irrthümer unserer alten Chronikenschreiber zu berichtigen, die Traditionen zu befragen, welche die Jahrhunderte und die orientalische Sorglosigkeit überdauert, sich durch den Anblick dieser schönen Länder zu inspiriren — das war das Motiv und der Zweck dieser Pilgrimschaft in das heilige Land, eine Pilgrimschaft, die allein der Zeit angemessen ist, in welcher wir leben.

Das Ministerium, welches der Juli-Revolution vorausging und sie herbeiführte, hatte Herrn Michaud die Mittel gewährt, die Reise nach dem Orient zu unternehmen. In einer kurzen Vorrede bezeugt der Verfasser Herrn von Polignac dafür seine Dankbarkeit. Er thut dieses in rührenden Ausdrücken. Die Dankbarkeit im Unglück ist keine so gewöhnliche Sache, als daß man nicht gern ihren Ausdruck finden sollte, vor Allem wenn sie sich ohne Hoffnung und ohne allen politischen Rückhalt zeigt.

Wenn, wie eben gesagt worden ist, eine Vervollständigung der Studien und Untersuchungen zu einer letzten Revision und Ueberarbeitung der Geschichte der Kreuzzüge der Zweck unsers Reisenden war, so wurde es ihm inzwischen doch schwer, die Frucht von vielen Forschungen und Beobachtungen verloren gehen zu lassen, die sich ihm darboten, aber dem Hauptgegenstand und Zweck seiner Reise fremd waren. Man genießt das schönste Schauspiel nicht in vollem Maaße, wenn man es allein genießt und ein Verfasser weniger noch als andere, welchem es eigen ist, mehr an das Publikum als an sich selbst zu denken. Ich weiß nicht, welcher Philosoph gesagt hat, daß, wenn Gott einen von uns mitten unter die unendlichen Wunder der Welten versetzte, unter der Bedingung, den bezaubernden Eindruck eines solchen Schauspiels in sich zu verschließen, die Freude davon um die Hälfte vermindert seyn würde. Es ist ohne Zweifel noch ein großer Unterschied zwischen den Wundern des Weltraumes und denen, welche selbst die schönsten Regionen des Orients darbieten; aber für uns Europäer, unsers grauen Himmels, unserer düstern Gebäude, der Monotonie unserer Sitten überdrüssig, bietet der Anblick dieser Oede so verschiedenartige Ueberraschungen dar, daß man das Bedürfniß fühlt, sie mit seinen Landsleuten zu theilen. Diesem Gefühle verdanken wir denn die Correspondenz über den Orient. Der Verfasser hat die Briefform gewählt. Außer daß die mehresten Briefe, woraus diese Correspondenz besteht, wirklich an verschiedene seiner Freunde geschrieben worden sind, so entsprach auch diese Form der großen Verschiedenheit der Gegenstände, die er unter den Augen hatte, am besten. Ein Brief, geschrieben an Ort und Stelle selbst, unter den Monumenten der Kunst, den Völkern, wovon die Rede ist, und den Ereignissen, die man beschreibt, erhält die Frische und die Lebhaftigkeit der Eindrücke, so wie man sie empfangen, die sich aber in der Einsamkeit des Studierzimmers verlieren würden.

Herr Michaud und sein junger Reisegefährte, Herr Poujoulat, schifften sich zu Toulon am 27. Mai 1830 ein, zwei Tage nachdem die glänzende Expedition von Algier aus diesem Hafen ausgelaufen war. Corsica, Sardinien, dann die liparischen Inseln sind die ersten Länder, auf die sie stoßen, nachdem sie die französischen Küsten aus dem Gesichte verloren. Mitten in den liparischen Inseln erhebt sich der Berg Stromboli, dessen majestätische Eruptionen sie eine ganze Nacht hindurch mit Muße betrachten konnten. Am Morgen bot sich ein anderes Schauspiel ihren Blicken dar: die Ufer der Insel waren mit Weinreben, Oliven und Getraide bedeckt; man erblickt Baumwollen-Pflanzungen, Gärten, Landhäuser, Schäfer und Heerden von Ziegen; selbst eine kleine Stadt ist auf der nordöstlichen Küste des Vulkans erbaut. „Diese Sicherheit," sagt der Verfasser," diese Arbeiten, diese Vergnügungen, so nah einem feuerspeienden Krater, erregen anfänglich einiges Erstaunen. Aber diese Verwunderung vermindert sich, wenn man an das denke, was sich in unsern Gesellschaften zuträgt, welche die Revolutionen ohne Unterlaß bedrohen. Welcher Königsthron hat in unsern Zeiten nicht seinen Stromboli, der ihm zur Seite droht? Und dennoch gehen die Feste, die Schauspiele, die Intriguen, die Schmeicheleien an den Höfen immer ihren Gang! Lassen wir daher immerhin die armen Bewohner dieser vulkanisirten Insel Häuser bauen, Felder bestellen und ihre Heerden in die Nachbarschaft donnernder Abgründe treiben!"

In den letzten Tagen des Monats Mai 1830, am Bord des Fahrzeugs, das ihn nach Griechenland trug, machte Herr Michaud manche melancholische Reflexionen, die ihm der sonderbare Contrast einer glänzenden Vegetation und eines unter der Erde gährenden Feuers eingab. Zwei Monate verflossen kaum und diese Worte waren eine Prophezeihung, die in Erfüllung ging. Aber wozu dient es, vorauszusehen? Man wird immer Städte am Rande von Vulkanen, auf den Ruinen selbst eben untergegangener Städte wieder erbauen und die Feste, die Vergnügungen, die Ruhe und Sorglosigkeit der Glücklichen werden sich unmittelbar nach Revolutionen wieder zeigen, als wenn nicht schreckliche Lehren gegeben wären. Wenn die Erfahrung nützen könnte, so würde sich ein Volk, ja die Menschheit selbst zu schnell und zu hoch heben.

Navarin, sein schöner Hafen, seine ehemals blühenden, nun so schrecklich verheerten Fluren — das alles ist seit der Seeschlacht, die es berühmt gemacht, nur zu oft beschrieben worden, als daß es nöthig wäre, sich dabei aufzuhalten. Der Krieg mit allen seinen Schrecken ist da vorübergezogen; die Ruinen daselbst sind von gestern: auch ist der Eindruck traurig, den dieser erste Anblick von Griechenland macht. Das ist es nicht, was man von dem Lande erwartet, das man sich nur in einem von der Dichtung verklärten Lichte zu denken gewohnt ist. Aber welche Verrechnungen dieser Art hat nicht die Einbildungskraft zu überstehen, wenn sie der Wirklichkeit gegenübersteht? Ich eile indessen, hinzuzusetzen, daß Herr Michaud in einer Excursion glücklicher war, die er nach Pilos, oder, um bestimmter zu reden, nach dem Orte machte, wo sich ehedem die Hauptstadt von Nestors Königreiche erhob. Pilos, das Homer das Göttliche nennt, liegt in geringer Entfernung von Navarin: man gelangt dahin über einen ziemlich hohen und sehr felsigen Berg, dessen Nordseite mit dichten und schwer zu passirenden Waldungen bedeckt ist. Ein tiefes Schweigen herrscht an den Orten, wo einst Nestors Worte

Digitized by Google

wiederhallten; denn man weiß, daß der alte König in seinen Vorträgen nicht wortkarg war. Diese Magie der Einsamkeit paßt gut zu Ruinen: sie unterbricht den Lauf von Jahrhunderten und erweckt die Vergangenheit wieder, die im Gegentheil neue Völker, neue Sitten und neue Gebäude verlöschen. Einige Spuren, sagt man, seyen noch von dem alten Pilos übrig. Das ist ein unter Archäologen noch streitiger Punct, über welchen sich unser Verfasser nicht entscheidend ausspricht, ob er wohl der Meynung des Thucydides zu folgen scheint, welcher annimmt, daß Pilos im Weichbild des alten Navarin gelegen, während mehrere Geographen, und neuerlich Pouqueville, die alte Stadt in das Dorf Pila, in den Gebirgen, der Rhede gegenüber, versetzen.

"Es scheint nicht, daß Modon, das alte Methone, in einer blühendern Lage als Navarin sey, mindestens nach dem elenden Zustande und der kleinen Zahl der Bevölkerung zu schließen, die sich kaum auf zweihundert Einwohner beläuft. Es sind zu Modon drei oder vier Türken geblieben, die der Gegenstand der Neugierde sind. Der Verfasser bemerkt, daß die Türken alle Städte verlassen haben, wo die Standarte des Halbmondes nicht mehr weht. Nach der Erbitterung, die in diesem Kriege geherrscht hat, mußte man voraussehen, daß die Siegre und die Besiegten niemals zusammen würden leben können. Die Osmanlis, die den Stolz des Korans weit mehr als die Christen die evangelische Demuth haben, bleiben in der Regel nur in denen Ländern, wo sie befehlen. Die Griechen gleichen ihnen in diesem Puncte nicht; denn nach der Eroberung der Türken haben sie alles eher gelitten, als daß sie sich entschlossen hätten, ihre Heimath zu verlassen. Ist dieses bei den Griechen Resignation oder Vaterlandsliebe? bei den Türken Stolz oder Erinnerung ihres vormaligen nomadischen Lebens, was ihnen nicht erlaubt, sich anders zu betrachten, als überall nur gelagert, wo sie sich niederlassen? Die eine und die andere Nation könnte wohl von einem doppelten Gefühle bewegt werden.

Nachdem es die Weisheits-Inseln umschifft, Corun und Calamata vorbeigekommen, den Berg Itome und den Berg Taygete signalisirt hatte, in deren Nachbarschaft einst Messene blühte, dieses Opfer des wilden und gehässigen Patriotismus Sparta's, das ihm eine zu nahe Nachbarschaft hart büßen ließ; nachdem es den Küsten des Magne, dem Schlupfwinkel der Seeräuber, die die Meere von Griechenland unsicher machen, würdige Abkömmlinge der Spartiaten, entlanggeschifft und das Cap Malé und die Insel Cytherens umsegelt, ging das Fahrzeug endlich im Meere von Argolis, in der Tiefe des Golfs, wo Nauplion, der Sitz der griechischen Regierung, erbaut ist, vor Anker. Es würde zu weitläuftig seyn, hier die Details einer Zusammenkunft zu erzählen, die zwischen Herrn Michaud und dem Präsidenten Capo d'Istrias stattfand, und die Unterhaltung, die sie über die Zukunft Griechenlands mit einander hatten. Der Graf Capo d'Istrias, welchen vielleicht seine persönliche Ehrsucht oder die entfernten Interessen, die er in Griechenland unterstützte, die Ankunft des königlichen Concurrenten fürchten ließ, den man im Begriff war, ihm von London zu schicken, fühlte darum nicht minder die Größe der Schwierigkeiten, die er zu besiegen haben würde, um die Tausende von Häuptlingen, die, unter dem Vorwande, Griechenland gerettet zu haben, sich darein, wie in eine Beute, theilten, zu der Wohlthat einer regelmäßigen Regierung zu führen und zu gewöhnen. Was übrigens auch das Motiv seyn mochte, was den Grafen Capo d'Istrias leitete, so kann man doch das tragische Ende eines durch die Feinheit seines Geistes, die Milde seiner Sitten und Manieren so ausgezeichneten Mannes nur beklagen.

Zu Tyrinth, dessen in der Nachbarschaft von Nauplion gelegene Ruinen unser Reisender untersuchte, fand er einen jungen Griechen, der sich erbot, ihn bei seinen Forschungen zu führen. Dieser junge Mensch sprach ziemlich gut französisch, und schien überhaupt nicht ohne Kenntnisse zu seyn. Auf die Frage, ob er von Nauplion sey, antwortete er: „Ich bin in Sparta geboren und wohne zu Argos, wo mein Vater Mitglied des Cassations-Tribunals ist." Ich will die Reflexionen mittheilen, womit Herr Michaud diese Antwort begleitet, weil sie mir ein ziemlich richtiges Urtheil über den gegenwärtigen Zustand Griechenlands, wie unsere Civilisation es überrascht, zu enthalten scheinen. „Dieser junge Mann von Sparta, mit seinen französischen Manieren, mit seiner von Paris erhaltenen Flugschrift (er trug eine unter dem Arme), mit seinem Vater, der Mitglied des Cassationshofes in Argos war, kann eine Idee von der griechischen Nation geben und urtheilen lassen, was ein Land seyn kann, das zwischen unbestimmten Erinnerungen aus seiner eigenen Geschichte und den Wundern einer modernen Civilisation steht, die es nachahmen will, ohne sie zu begreifen. Ich habe in unserer Revolution unsere Aristides von den Straßenecken das alte Griechenland nachäffen sehen, das sie nicht kannten. Eben so ahmen die Kinder Griechenlands heutzutage das neue Frankreich nach, ohne mehr davon zu wissen.

„Einer meiner Reisegefährten sagte mir: Es giebt eine Sache, die Griechenland nicht von uns entlehnen wird, das ist die schöne Sonne, die uns jetzt beleuchtet und die Erde mit Früchten bedeckt; es ist unmöglich, daß, von einer solchen Natur umgeben, eine Gesellschaft sich nicht aus dem Zustande von Elend erhebe, worein sie verfallen. Ja, ohne Zweifel, aber die Sonne macht den Patriotismus nicht; um seinem Vaterlande zu dienen, muß man anfangen, seinem Lande anzugehören, den Charakter und die Sitten desselben zu haben und durch Erinnerungen an dasselbe gekettet seyn. Man sieht, daß die Sonne Griechenlands, wie die unserer Klimate, nur die Pflanzen befruchtet, die ihre Wurzeln in dem Boden haben; sie verbrennt die andere, oder der Sturm reißt sie mit sich fort. Man kann, ich räume es ein, das alte Griechenland nicht wieder erwecken, aber die Civilisation eines Volkes muß aus seinem eigenen Genius, aus dem Charakter, den die Natur ihm gegeben, entstehen;*) Griechenland kann, mit einem Worte, mit Griechen nicht gedeihen, die wechselnd Franzosen, Deutsche oder Engländer und in gewissen Momenten selbst Türken sind."

Ich wünschte die Muße zu haben, mit dem Leser alle die schönen Orte von Argolis und Attika zu durchwandern, dem Berichte, den ich unter den Augen habe, seine pittoresken Beschreibungen und die so feinen, so sinnreichen Bemerkungen, die sie begleiten, entlehnend. Aber man kann nur hinfliegen über diese reiche Aernte, wo man bei jedem Schritte still stehen, auf jede Tempel-Trümmer sich setzen möchte, die schweigende Beredtsamkeit der Ruinen befragend. So scheint ihm auf dem Vorgebirge von Sunium, eine der bewundernswerthesten Gegenden der Welt,

*) Das wird sie auch, wir sind davon lebendig überzeugt, und können deshalb die Meynung des Herrn Michaud nicht theilen, sondern treten vielmehr seinem Reisegefährten bei. Das Land und die Natur, die physische und intellectuelle Anlage des Volkes ist noch dieselbe und wahrlich durch seinen heroischen Kampf hat es sich wohl seiner Ahnen würdig gezeigt; aber darf man sich, nach vierhundertjähriger Tyrannei und Erniedrigung, wohl über moralische Verwilderung wundern? Können im Augenblicke, wo die Ketten dem Sclaven abgenommen werden, alle Wunden verharrschen und kann der Entlastete die nie gekannte Freiheit im ersten Moment richtig benutzen? Wo jedes eigene Bildungsmittel ihm versagt war, mußte da der Grieche sich nicht an die fremde Civilisation halten und sprecht dies nicht viel mehr für als gegen ihn? Endlich dürfte noch sehr die Frage seyn, ob die jetzige Art seiner Entfesselung die rechte gewesen? Der nervigen Hand eines Mannes, im ganzen Sinne des Wortes, der in seinem fremden, sondern nationellen Interesse das Ruder führte, einem ruhmbekrönten Krieger, einem Fürsten ihrer eigenen freien Wahl, hätten die unter Waffen und Kampf ergrauten einheimischen Häuptlinge wohl williger sich unterworfen. Schließlich fragen wir noch die Griechenfreunde: ist denn Griechenland zur Monarchie geschaffen? Taugte es je dazu und wird es je dazu taugen? Anm. d. Red.

Digitized by Google

wo man noch einige Säulen von glänzender Weiße, letzte Zeichen des Tempels und des Cultus der Minerva, findet, der Schatten Plato's zu erscheinen; er sieht ihn unter dem luftigen Porticus des Tempels sitzen, seinen Schülern die Gesetze der ewigen Weisheit lehrend. „Plato," sagt er, „durfte ihnen bloß den unermeßlichen Horizont, das glänzende Himmelsgewölbe, alle diese Wunder der Erde und des Himmels zeigen. Dieses prachtvolle Schauspiel, das der Reisende mit gesammeltem Gemüth und staunender Andacht betrachtet, bedarf der Beredsamkeit der Worte nicht. Diese große und schöne Natur, diese Ruinen, die ihren religiösen Charakter beibehalten haben, erhoben unsern Geist zu dem Schöpfer des Weltalls und jeder von uns glaubte einer Unterrichtsstunde von Plato beizuwohnen."

Smyrna und seine Umgebungen, Smyrna, diese halb europäische, halb orientalische Stadt, dieses Paris des Orients, wie man es nennt, Ephesus mit seinen Ruinen, nahmen lange die Aufmerksamkeit unserer Reisenden in Anspruch, wie viel Eil sie auch hatten, wieder zur See zu gehen und an den Gestaden von Troas zu landen. Endlich, trotz widriger Winde und tausend Hindernisse, die sich vor uns in dem Verhältnisse zu vervielfältigen scheinen, als wir uns dem Ziel entgegensehnen, erscheint der trojanische Boden ihren Blicken, die Erde, welcher dreitausend Jahre noch nichts von ihrem gerechten Ruhme geraubt haben. Sie würden bei der Landung gern ausgerufen haben: Italien! Italien! wenn dieser Ruf nicht gleichsam ein Hohn für die trojanischen Helden gewesen wäre, die in ihren Gräbern hier schlummern. So sind wir denn nun da, wo Troja stand, ubi Troja fuit. Was thut es, daß ein türkisches Dorf mit dem barbarischen Namen Burnarbachi einen Theil der heiligen Erde birgt? Hier war es, wo die durch Homer so berühmten Thore sich öffneten, hier waren die Feste, hier erhoben sich die hohen Thürme, wo die Greise von Troja die Wunder vergangener Zeiten erzählten (denn die Vergangenheit ist immer schöner gewesen, als die Gegenwart). „Aehnlich," sagt der Dichter, „den Grillen, die, auf den Bäumen ruhend, die Luft mit ihrem harmonischen Gesange füllen." Hier sieht man den Simois und Scamander und in der Ferne das Lager und die Flotte der Griechen, die Zelte des Ulysses und Ajax und nah am Meere die des grausamen Achilles und seiner Myrmidonen. Welche Erinnerungen machen unser Herz höher schlagen! Diese ehrwürdigen Orte durchforschen, Homer in der einen, Virgil in der andern Hand! Aber ich fürchte, daß einige Leser die junge und frische Bewunderung belächeln werden, die unser Reisender blicken läßt und von welcher ich mich unvorsichtig mit fortreißen ließ. Was sind, bei unserm gereinigten Geschmack, diese alten classischen Erinnerungen? Es lohnte wohl der Mühe, werden sie denken, die Meere zu durchschiffen, um einige Fragmente von Homer und Virgil auf den Sandküsten von Ilion zu lesen, da doch die Schlachtfelder uns wahrlich in Europa nicht fehlen und unsere Zeit einen Ueberfluß an trefflichen Geistes-Producten hat, die ganz anders, als diese alten Dichter, geeignet sind, die Ohnmacht unserer Empfindungen neu aufzuregen. Ich überlasse daher Herrn Michaud seinem Enthusiasmus, so groß ist meine Furcht, nur für den Schatten eines Classikers gehalten zu werden.

Der Geist wird sonderbar überrascht, wenn man die Kleinheit und Armuth der Orte entdeckt, die der Schauplatz von Ereignissen waren, deren ewig lebende Erinnerungen in uns neuere und ohne Zweifel weit wichtigere Thatsachen der Geschichte überherrschen. Die Königreiche von Agamemnon, Menelaus, Peleus, Ulysses, Priamus waren sicher nicht von dem Umfange unserer kleinsten Provinzen; und waren denn sie selbst mächtigere Herren, als die Ritter und Heeren des Mittelalters, die sich um den Besitz eines festen Schlosses oder eines elenden Weilers in blutigen Treffen bekämpften? Von einer und der andern Seite bekundete sich ohne Zweifel gleiche Tapferkeit, eben so viel Geschicklichkeit als Ausdauer; und wie viele Namen sind dennoch in der Vergessenheit geblieben, während die Namen der von Homer besungenen kleinsten Helden in unverlöschlichem Glanze schimmern und es scheint, als sey nichts Größeres, nichts Eminenteres in seinen Resultaten, als der trojanische Krieg, je in der Welt geschehen! Horaz hat schon gesagt:

— — Omnes illacrymabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

Was ist denn nun die Realität der Dinge, wenn der Genius eines Dichters sie so wunderbar modificiren, vergrößern, was klein ist, und Vergessenheit oder Ruhm, Tod und Leben nach Willkühr austheilen kann? Ich weiß es nicht; aber die Wirklichkeiten sind oft so traurig, daß im Grunde dieses Gedankens einige Milderung liegen muß.

Beinah hätte ich diesen Artikel geendigt, ohne anzuzeigen, daß der von Herrn Michaud erschienene Band der erste seiner Correspondenz aus dem Orient ist. Er hat die Verpflichtung gegen das Publikum übernommen, ihm die von den Ufern des Hellesponts von Constantinopel, von denen Orten zwischen Constantinopel und Jerusalem, endlich aus Palästina, Syrien und Aegypten geschriebenen Briefe zu übergebn. Diese Verpflichtung muß gehalten werden. Nie war ein Moment für eine solche Bekanntmachung günstiger. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa ist nach den orientalischen Gegenden gerichtet, wo die wichtigsten Ereignisse der Vollendung nah scheinen. Es ist leicht, zu sehen, daß Herr Michaud die Menschen und die Dinge ohne vorgefaßte Meynung und ohne Partei zu nehmen studiert hat und die Feinheit seiner Bemerkungen, verbunden mit ihrem Charakter der Glaubwürdigkeit, ist ein eben so sicheres Pfand der Richtigkeit seiner Urtheile, als die menschliche Gebrechlichkeit nur immer dieselbe zu erreichen vermag. Dieses Buch wird die Kenntnisse und Notizen wesentlich vermehren, die wir schon über den Orient besitzen. Herr Michaud hat in seinem Mitarbeiter, dessen Gelehrsamkeit anerkannt zu werden verdient, einen hinlänglich geschickten Gehülfen, um nicht vor den Schwierigkeiten der Aufgabe zurückzuweichen, die er sich aufgelegt hat.

---

## Statue Napoleons. — Säule vom Platze Vendôme.

(2.)

Wir haben in unserm letzten Blatte bereits Notizen über beide und vorzugsweise über die vandalische Vernichtung der Statue, in welcher eins der schönsten und seltensten Kunstwerke neuerer Zeit aus unverständigem politischen Fanatismus zerstört wurde, gegeben. Nachstehender, dem Courrier français entlehnte Artikel handelt zwar von demselben Gegenstand, aber in einer andern Weise und mit manchen dort nicht angeführten Details, so daß wir ihn unsern Lesern, selbst als Vervollständigung und Supplement des letzten Aufsatzes, nicht vorenthalten zu dürfen glauben:

Im Anfange der Regierung Napoleons sollte die Säule, welche sich in der Mitte des Platzes Vendôme erhebt, den Namen der Departemental-Säule führen; sie war bestimmt, das Andenken der einmüthigen Adhäsion der Provinzen zur Krönung des Kaisers zu verewigen. Die Statue Karls des Großen, den man als Schutzpatron des Kaiserreichs angenommen, würde dann dieses Monument gekrönt haben.

Der erste Stein dazu war gelegt worden, als der Krieg von 1805 gegen Oesterreich und Rußland ausbrach. Man kennt die schnellen Erfolge und die wundervollen Resultate dieses Feldzugs, der, jeden Tag thatenreich, in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten vollendet wurde. Nach dem Frieden von Preßburg und nach Schönbrunn zurückgekehrt,

Digitized by Google

faßte der Kaiser, in einer vertraulichen Unterhaltung mit Herrn Denon, dem Director der schönen Künste, den Gedanken auf, die Säule der Departements in eine Triumph-Säule, nach dem Muster der trajanischen Säule, zu verwandeln. Er kam ja auch, die Ducier und Pannonier zu besiegen und wollte, wie Trajan, das Andenken dieses Sieges durch ein Monument verewigen, das, wie es die Inschrift besagt, dem Ruhme der großen Armee gewidmet seyn sollte.

In dem Jahre selbst, wo die Armee nach Frankreich zurückkehrte, fing man (den 15. August 1806) die Arbeiten der Säule an, und betrieb sie mit solcher Thätigkeit, daß sie zum 15. August 1810 (dem Geburtstage Napoleons), wo man das Monument einweihte, beendigt war. In der Zwischenzeit verfolgte Napoleon die Fortschritte der Arbeit mit großer Theilnahme. Oft nahm man seine Zuflucht zu seinem Gedächtniß. Wie Ludwig XIV., der Pelisson für die Beschreibung seiner numismatischen Geschichte, selbst die nöthigen Erläuterungen gab, so gereichte es ihm zum Vergnügen, das pittoreske Journal dieses Feldzuges auf gewisse Weise zu dictiren. Herr Denon schrieb mindestens nach langen Unterhaltungen mit ihm erst das Programm jeder Action; dann verfertigte ein Künstler, Herr Bergeret, die Zeichnungen, die endlich dem Kaiser vorgelegt wurden, um zu sehen, ob sein Gedanke begriffen und gut wiedergegeben wäre.

Wenn man schon die Meynung des Kaisers über diese kleinen Details einholte, um wie viel mehr mußte man ihn über den Hauptgegenstand consultiren. Sollte seine Statue an die Stelle der Kaels des Großen treten, und dieser Triumph noch während seines Lebens stattfinden? Das war eine sehr zarte Frage, welche nach dem Wunsche seiner Bewunderer zu lösen er sich lange weigerte. Die lichtvollesten Einwürfe fehlten ihm nicht, aber die Schmeichelei und neue Erfolge besiegten endlich seinen Widerstand.

Eine andere Frage war nun, ob er in seiner Kleidung oder in alterthümlichem Costume dargestellt werden sollte. Sein Geschmack, minder poetisch als positiv, sprach sich zuerst für eine möglichst treue Abbildung aus; inzwischen hörte er mit Aufmerksamkeit die Argumente derjenigen an, die entgegengesetzter Meynung waren. Man setzte ihm auseinander, daß dieses die Harmonie des Monuments zerstören würde, weil die Inschrift und die auf dem Piedestal angebrachten Fama's, sowie die Figur der Geschichte, die sich im Mittelpuncte des Schaftes der Säule befindet, natürlich entweder seine Statue in heroischem Styl oder eine allegorische Figur des Sieges erheischten. Man fügte hinzu, daß das Monument länger dauern würde als er und daß nach seinem Tode die ideale Darstellung von ihm der Apotheose entspräche, die dem Bedauern des Volkes folgen würde. Er gab diesen Gründen nach und die Herrn Chaudet, dem ersten Bildhauer seiner Zeit, anvertraute Statue wurde in römischem Costume ausgeführt, von dessen guter Wirkung wir mehrere Jahre lang haben urtheilen können.

Diese von Wenigen gekannten, aber vollkommen richtigen Einzelnheiten sind das förmlichste Verdammungsurtheil dessen, was man binnen Monatsfrist für die Restauration dieses Monuments thun wird. Entschieden am 28. Juli wird die Statue Napoleons wieder aufgestellt werden, mit seinem kleinen dreieckigen Hut und dem kurzen Ueberrock, den er über seiner Uniform trug. Schon ist das Gerüst gebaut und es bleibt nichts übrig, als die letzte Hand an die Figur zu legen; binnen zehn Tagen wird sie zur Verfügung des Architecten seyn, der sich anheischig macht, sie in zwei bis drei Stunden heraufzuheben. Weil man darauf beharrt, einen dem guten Geschmack und dem gesunden Verstand so widersprechenden Entwurf auszuführen, so sollte man wenigstens zugleich auch an der Säule manche Verschlimmerungen oder Veränderungen, wie man es nennen will, anbringen; so kratze man in der Inschrift semper augustus aus, das nichts mehr bedeutet; ersetze man die beiden Fama's, die über der Eingangspforte stehen, durch zwei Grenadiere von der Garde; und endlich lasse man die Muse der Geschichte verschwinden, um an ihre Stelle den Marschall Berthier, wie er die Bulletins der großen Armee, vom Kaiser dictirt, schreibt, zu setzen. Dann wird man wenigstens einige Uebereinstimmung in das Monument bringen. Ohne hier die Frage zu untersuchen, ob 1806 in den Künsten ein minder richtiges System herrschte, als jetzt, so beschränken wir uns, zu sagen, daß, wenn man ein Monument restaurirt, man nicht die Anmaaßung haben muß, es umzuarbeiten.

Die Mischung des Styls in den Monumenten hat immer nur in Epochen des Verfalls stattgefunden. Wenn unser Gedächtniß uns nicht täuscht, so hat man in einer Zeit der Barbarei einen Tyrannen auf die Säule des Antonius gestellt; dann hat man an den Platz dieser Figur einen Heiligen gestellt. Bei uns sind die Künstler schon eben so heruntergekommen, als sie es in diesen beiden Perioden in Rom waren.

Fern von uns der Gedanke, das Talent des Künstlers herabsetzen zu wollen, welcher die Statue verfertigt hat, die man im Begriffe ist, auf die Säule zu setzen; wir glauben nur, daß er von einer falschen Idee inspirirt worden ist. Er hat nicht bedacht, daß, in dieser Entfernung aufgestellt, die Verschmelzung der Züge und die der Schenkel und Beine durch den Raum verschlungen werden und verschwinden wird; das Auge wird nur auf den viereckigen und winkeligen Linien des Ueberrocks und des kleinen dreieckigen Hutes haften, die sich am Himmel scharf abschneiden werden; so daß der Beschauer glauben wird, daß über der Laterne der Säule eher ein Schilderhaus als eine Figur stehe.

Man hatte den Wunsch ausgedrückt, daß das Ministerium gleichzeitig mit der neuen Inauguration der Säule den Degen Napoleons in dem Monumente niederlegen möge; aber die Regierung hat andere Absichten. Man legt ihr das Project unter, in einem großen Saale, der sich zwischen dem Gewölbe des Atticums des Triumphbogens de l'étoile befindet, eine Art napoleonischen Museums zu bilden. Da soll nicht nur sein Degen, der Frankreich angehört, der Hut der National-Ehre anvertraut werden, sondern auch seine Sporen, seine Achselbänder, seine Decorationen, sein Fernglas, einige von seinen Uniformen, sein Hut, endlich alles, was man von ihm hat sammeln können, sollen in diesem Sanctuario niedergelegt werden, das man mit Rührung und Ehrfurcht betreten wird. Wenn dieser Plan wirklich so ist, wie man ihn ankündigt, so kann man ihn nur billigen, aber da seine Ausführung nothwendig vertagt werden wird, so ist zu fürchten, daß er niemals verwirklicht werde.

---

## Aphorismen.

(2.)

Will man mit den Menschen leben, so muß man sich schon entschließen, viele Albernheiten unangefochten zu lassen.

---

Man kann das Laster damit bezeichnen, daß es die Zukunft der Gegenwart opfere.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 834. Hamburg. Sonnabend, den 20. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von B. Niebour und Nach, Dr. Ludwig.


## Annalen der Indianer-Stämme in Nord-Amerika.

(Beschluß.)

(M.)

Massasoit scheint auf diese Anrede, deren Sinn ihm ohne Zweifel, wegen der Unerfahrenheit des Dollmetschers, nicht ganz klar gewesen ist, keine bestimmte Antwort gegeben zu haben; er hatte, während Winslow sprach, immer dessen Degen und Rüstung im Auge, und sobald derselbe geendigt hatte, trug er darauf an, ihm eins und das andere im Tauschhandel abzukaufen, was aber natürlich nicht anging. Winslow der Obhuth seines Bruders überlassend, setzte er über einen Fluß, der ihn von den Engländern trennte, und nahm zwanzig Wampanoags mit sich, nachdem er sie vorher ihre Bogen und Pfeile hatte ablegen lassen. Jenseits des Flusses fand er den Capitain Standish und einen andern Colonisten vor, die ihm unter einer Bedeckung von sechs Mann entgegengegangen waren und ihn in eins der besten Häuser des Dorfes einführten. Dort wurde ihm zu Ehren ein grüner Teppich ausgebreitet und mit mehreren Kissen belegt, auf die er sich dann gemächlich niederließ. Einige Augenblicke darnach verkündigte das Wirbeln der Trommeln und ein lärmender Trompetentusch die Ankunft des Gouverneurs in der Begleitung einiger Soldaten. Diese Demonstration machte den Indianern sichtlich eine große Freude, indem sie dieselbe als eine ihrem Souverain erwiesene Huldigung betrachteten. Der Sachem und der Gouverneur umarmten sich mit größter Herzlichkeit, und nachdem noch einige andere Höflichkeitsbezeugungen gewechselt worden waren, setzten sie sich zu einem bereiteten köstlichen Mahle. Es scheint, daß die starken Getränke, die seitdem mit so vielem Erfolge zur Entmenschung der Indianer angewendet worden, auch einen starken Einfluß auf den Sachem hatten, und ihn bestimmten, sich den neuen Gästen, die darüber verfügten, eng anzuschließen.

Morton und einige andere Schriftsteller berichten, daß der Sachem sich bereitwillig zu den Bedingungen des Tractats verstanden und eine große Freude darüber geäußert habe, ein Bundesgenosse und Vasall des Königs von England zu werden, dem er das umliegende Gebiet für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten abtrat. Es ist auffallend, daß diese Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Königs Jacob in dem Tractate nicht bestimmt ausgedrückt worden ist. Inzwischen ist die Schränkung der Ländereien, auf welcher allein sich der rechtliche Anspruch der Colonisten von Plymouth begründete, durch spätere Acten und vor allem durch das Benehmen des Massasoit bestätigt worden; aber die Unterwerfung gegen den König Jacob ist schon zweifelhafter und stimmt nicht wörtlich mit den Artikeln des zwischen dem Sachem und dem Gouverneur abgeschlossenen Tractats. Die Indianer unterzeichneten denselben aus freien Stücken, und obgleich sie für die großmüthige Abtretung des ungeheuern Landstrichs nur ein paar Messer, eine kupferne Kette, ein Paar Ohrringe für den Sachem, eine Flasche Branntewein, etwas Schiffszwieback und einen Topf Butter für Quadepinah bekamen, waren alle Theile gleich sehr mit dem Inhalt des Tractats und mit den Ceremonien, die ihm vorangegangen, zufrieden.

In der oddesagten Zusammenkunft hat die Neugierde der Engländer nicht minder Stoff gefunden als die der Indianer. Während der Sachem die Rüstung des Winslow im Auge hatte und seine Wampanoags sich Mühe gaben, die Trompeter zu blasen, musterten die Engländer neugierig das Wesen ihrer neuen Bundesgenossen. Der Redacteur der Zeitung der Colonie von Plymouth beschreibt den Massasoit als einen stämmigen Mann, in dem kräftigsten Alter, ernst und abgemessen in seinen Worten. Sein Schmuck zeichnete sich vor dem seiner Gefährten nur durch eine große Schnur gebleichter kleiner Knochen, die er um den Hals trug, und die wahrscheinlich das Attribut der Königswürde war, aus. Sein Gesicht war dunkelroth bemalt und oberst dem Kopfe dermaßen bedeckt, daß es aussah als wären sie mit einem Oelfirniß überzogen. Er führte keine andere Waffen als ein langes Messer, das ihm an einem Bande über der Brust herabhing. Seine Hofleute, die sich bei dieser Gelegenheit musterhaft nach allen Gesetzen der Etikette herausgeputzt hatten, waren weiß, schwarz, roth und gelb bemalt und einige von ihnen hatten Kreuze und Schmuck von verschiedener Form.

Nachdem sie einige der Ihrigen als Geißel bei den Engländern zurückgelassen hatten, zogen die Wampanoags sich ungefähr eine Meile weit in das Gehölz zurück und brachten die Nacht mit Winslow zu, der ihnen ein Unterpfand für ihre Geißeln war. Die Engländer schienen sich jedoch nicht völlig sicher zu halten und blieben, einen nächtlichen Ueberfall befürchtend, wach, während ihre Gäste in tiefem Schlafe lagen. Am andern Tage schickte der Sachem einige der Seinigen, um seinen Wunsch, nun auch seinerseits einen Besuch von den Colonisten zu erhalten, auszudrücken. Standish und ein gewisser Alderton wagten es, diese Einladung zu folgen, und wenn sie auch nicht königlich behandelt wurden, so fanden sie doch eine herzliche Aufnahme; sie bekamen Taback und Kartoffeln so viel sie wollten. Um die Freigebigkeit des Sachems gegen seine Abgesandten zu erwiedern, schickte der Gouverneur ihm dann eine reichliche Provision trockner Erbsen zu. Dies Geschenk schmeichelte den Indianern sehr, und nachdem sie noch einen Theil des Tages in ihrem Lager zugebracht hatten, zogen sie, hocherfreut, einen freundnachbarlichen Verkehr eröffnet zu haben, wieder ab.

Im Monat Juli desselben Jahres sandte der Gouverneur der Colonie eine Gesandtschaft an Massasoit nach dessen Residenz Montany. Dieselbe bestand aus Eduard Winslow und Stephan Hopkins, die dem Sachem ein Kleid überbrachten, das der Gouverneur ihn als ein Pfand seiner Freundschaft anzunehmen ersuchte. Sie hatten zugleich die zarte Aufgabe, zu verstehen zu geben, daß die Colonisten, ungewiß, wie die Mais-Ernte ausfallen möchte, bei dem starken Zuspruch der Indianer zu Plymouth nicht ferner für deren Unterhalt sorgen könnten; wenn jedoch Massasoit



Digitized by Google

oder irgend einer seiner Freunde die Colonie besuchen wollten, so dürften sie stets auf die großmüthigste Gastfreiheit Rechnung machen. Der Gouverneur trug zugleich darauf an, daß den Hokanokrits die Erlaubniß gegeben würde, den Colonisten Pelzwerk zu verkaufen, so wie Mais zur Ausfuhr. Hier finden wir Details, aus welchen die Verhältnisse, die man mit den Indianern anzuknüpfen wünschte, besser hervorleuchten. Die Colonisten hatten, wie es scheint, unter der Erde vergrabene Korn-Vorräthe gefunden und sie, da in der Nähe niemand lebte, der als deren Eigenthümer hätte angesehen werden können, zu sich genommen; nun waren aber die Abgesandten bevollmächtigt, dem Massasoit den Vorschlag zu thun, daß er den Indianern Anzeige von jenem Funde und von der Absicht der Engländer, die Betheiligten entschädigen zu wollen, machen möchte.

Die Abgesandten wurden auf ihrem Wege überall mit einer Offenheit und Hingebung behandelt, die an die Aufnahme erinnert, welche Columbus bei den Insulanern in Westindien und Penn so wie Roger Williams bei den Delawaren und Narraghanetts zu Theil ward. Endlich langten sie zu Sowams an. Massasoit war eben abwesend, traf aber bald darnach ein und ward von seinen Gästen mit einer Gewehrsalve begrüßt. Er hieß sie in der Weise der Indianer herzlich willkommen, führte sie in sein Zelt, und ließ sie neben sich sitzen. Nachdem sie ihre Vollmachten vorgewiesen hatten, überreichten sie ihm das Geschenk des Gouverneurs. Dasselbe bestand in einer Cavallerie-Uniform von rothem Tuche, reich mit Tressen besetzt. Der Sachem legte sie, so wie auch eine lange Halskette, ein neues Zeichen der Freigebigkeit der Engländer, die sicher ein Zeichen der Vasallenschaft darin sahen, sofort an. Die Indianer, die diese sonderbare Scene von weitem beobachteten, legten die größte Bewunderung darüber an den Tag. Der Sachem beantwortete die Anträge des Gouverneurs durch die freundschaftlichsten Zusicherungen und versammelte dann seine Leute um sich her, um sie zu harangniren. „Sey er, Massasoit, nicht der Gebieter des ganzen Landes? Stehe diese oder jene Stadt nicht unter seiner Gewalt, und müßten ihm nicht deren Einwohner ihr Pelzwerk verehren?" In diesem fragenden Tone machte er nacheinander etwa dreißig seiner kleinen Domainen namhaft und seine Zuhörer bezeugten durch ein bejahendes Geschrei ihre Zustimmung zu jeder seiner Fragen. Nachdem er seine Rede geendigt hatte, zündete er Pfeifen an, die er seinen Gästen darbot, und unterhielt sich dann mit ihnen über ihr Vaterland und ihren König; vor allem wunderte es ihn, daß der Letztere ohne Frau lebe.

Da es schon spät war, er ihnen auch nichts Wesentliches vorsetzte, weil es ihm durchaus an Proviant gebrach, so baten seine Gäste um die Erlaubniß, sich zur Ruhe begeben zu dürfen. Er gestattete das gern und theilte mit ihnen sein Lager, das aus einigen Betten, einen Fuß hoch über der Erde und mit einer leichten Matte bedeckt, bestand. Unsere Gesandtschaft lag auf der einen Seite des Bettes und das königliche Ehepaar auf der andern Seite. Am andern Tage kamen mehrere kleine Sagamores aus den benachbarten Cantons mit ihren Unterthanen an und es wurden zur Unterhaltung der Gesandten mehrere Spiele aufgeführt. Um Mittag theilten sie mit dem Sachem und etwa vierzig Gästen ein beschriebenes Mahl, bei welchem gekochte Fische, die Massasoit selbst durch Pfeilschüsse getödtet hatte, die Hauptsache waren. Ihr Aufenthalt an dem Hofe des Sachem war von kurzer Dauer; sie reiseten drei Tage nach ihrer Ankunft wieder ab und Massasoit war sehr betrübt und verlegen darüber, daß er sie so mager bewirthet gehabt. So freundschaftlich waren die Beziehungen, die zwischen diesen beiden Mächten bestanden; aber es sollte nicht immer so bleiben.

Wie es scheint, zog Massasoit im Jahr 1639 seinen ältesten Sohn, Moaham oder Wamsutta, mit zu den Geschäften der Krone; denn es wird berichtet, daß sie im Monat September jenes Jahres nach Plymouth gekommen seyen, um die Bestätigung und die Unverbrüchlichkeit des Tractats von 1621 zu verlangen. Der Rath ratificirte Namens der allgemeinen Regierung und einer jeden Stadt insbesondere die neuen Clauseln und bestätigte den alten Allianztractat seinem ganzen Inhalt nach. Von dieser Zeit ab finden sich die Namen des Sohnes oder des Vaters vereint oder getrennt in all den Acten wegen Gebietsabtretungen. Im Jahre 1649 verkaufte Massasoit in seinem eigenen Namen den Landstrich von Bridge-Water bis nach Myles Standish. Diese Acte enthält die Unterschrift des Sachem und die Signatur des Standish und zweier anderer Colonisten, die sich verbindlich machten, dem Massasoit für diese Abtretung sieben Kleider zu anderthalb Ellen, neun Beile, acht Hacken, zwanzig Messer, vier Elendshäute und zehn und eine halbe Elle Baumwollenzeug zu zahlen. Vier Jahre später traten der Vater und der Sohn einige in der Nähe ihrer Residenz belegene Ländereien für den Preis von 35 £ ab. Es war dieses eine der letzten Handlungen des Massasoit; denn man nennt einstimmig das Jahr 1656 als das seines Todes. Er muß damals siebenzig Jahre alt gewesen seyn.

So ist, dem Zeugnisse der Geschichte zufolge, dieser Massasoit, der erste und treueste Freund der Colonisten beschaffen gewesen. Diese Beschreibungen schildern ihn uns als einen schlichten und loyalen Mann, der sein Ansehen dem Uebergewichte seines Charakters und dem Vertrauen verdankte, das er seinen Unterthanen und seinen Verbündeten einflößte. Während seiner so ehrenvoll zurückgelegten langen Laufbahn ist das gute Vernehmen zwischen seinen Indianern und der Colonie auch nicht einen Augenblick gestört worden. Seine Intervention ist stets zu unsern Gunsten gewesen. Durch seine guten Dienste ward die Feindseligkeit des Sachem Corbitant unmächtig und endete in einer aufrichtigen Versöhnung; auch geschah es auf seinen Rath und nach seinem Beispiel, daß die vornehmsten Häupter der Massachusetts nach Plymouth kamen und den Engländern ihr Bündniß und ihren Schutz anboten.

Die große Theilnahme seiner zahlreichen Freunde, die ihn umgaben, als sein Leben von einer schweren Krankheit bedroht war, zeugt von der aufrichtigen Anhänglichkeit, die seine Unterthanen und seine Nachbaren für ihn hegten. Winslow, der ihn, in seiner Eigenschaft als Arzt, behandelte, erzählt, daß einige Indianer mehr als hundert Meilen weit herkamen, um ihn zu sehen, und daß alle auf seine ärztlichen Operationen mit einer Spannung achteten, als hätte es sich um die Erhaltung ihres Vaters oder ihres Bruders gehandelt. Man findet in seinen Memoiren eine Stelle von rührender Einfachheit, aus der sich ergiebt, wie sehr Massasoit sich noch dann, als er für sich selbst zu fürchten hatte, für das Geschick seiner Unterthanen interessirte. „Eines Morgens," sagt Winslow, „bat „er mich, doch auch die Einwohner der Stadt, die krank darnieder lägen, zu besuchen und mich ihrer eben so wie seiner selbst anzunehmen, weil es, wie er hinzusetzte, wackere Leute seyen."

Aber nicht genug, daß Massasoit die Tractate, die seiner Unerfahrenheit abgezwackt worden waren, getreu hielt, hätten die Gouverneurs von Plymouth auch noch gern ein moralisches Uebergewicht über ihn und seine Unterthanen gehabt; auch legten sie es ihm bitter zur Last, daß er trotz seiner Freundschaft für die Engländer sich doch nie zur Annahme ihrer Religion geneigt bewiesen habe. Ob aus Instinct, ob aus Berechnung, hatte Massasoit von dieser Bedingung nie etwas wissen wollen; noch in seinem letzten Tractate hatte er Anfangs darauf gedrungen, daß nie der Versuch gemacht werden sollte, seine Unterthanen von ihrem Götzendienste abwendig zu machen, und er verzichtete nur dann auf dies Begehren, als ihm gedroht wurde, daß sonst die Unterhandlungen abgebrochen werden würden.

Massasoit hatte seinen ältesten Sohn Moaham oder Wamsutta, den Engländern unter dem Namen Alexander bekannt, so wie es sein

Digitized by Google

jüngerer Bruder unter dem von Philipp war, zum Nachfolger in der Regierung von Pokanoket. Die Engländer hatten sie auf einer Reise, die sie im Jahre 1657 nach Plymouth unternahmen, auf ihren Wunsch so getauft. Aus dem Leben Alexanders, der im Jahre 1662, nach einer sechsjährigen Regierung verstarb, ist nur wenig bekannt. Er lebte mit den Engländern in Frieden, obwohl er ihnen nicht gewogen war. Hubbart behauptet selbst, daß er mit den Narraghanssetts ein Complott wider die Colonie im Schilde geführt habe. Diese Beschuldigung, die sein Andenken befleckt, und die wahrscheinlich die Ursache seines Todes war, scheint uns nicht hinlänglich erwiesen zu seyn; jedenfalls kann man der Colonialregierung ihre zu große Härte zum Vorwurf machen.

Auf die Denunciirung des Complotts, das man ihm zur Last legte, wurden Agenten abgesandt, um ihn festzunehmen und vor den Rath zu führen, der ihm den Proceß machen sollte. Dies Wagestück ward dem furchtlosen Winslow aufgetragen, der dann mit einem Trupp von acht bis zehn der kräftigsten Männer nach Souams zog. Sie fanden Alexander mit achtzig der Seinigen in einem Wigwam, unfern der Stadt, vor, und nachdem sie sich zuvor der Waffen bemächtigt, welche die Zechenden draußen hatten stehen lassen, drangen sie in denselben ein und forderten den Sachem auf, mit ihnen nach Plymouth zu gehen. Er unterwarf sich diesem Gebote nur ungern und erst auf die Drohung, daß er auf der Stelle niedergemacht werden würde, wenn er sich zu vertheidigen Miene machte oder sich mitzugehen weigerte. Seine Gefangenschaft zog ihm das Fieber zu, und als ihm dann bedingungsweise sein Gesuch, heimkehren zu dürfen, gewährt ward, da starb er unterwegs. So endigte unerwartet eine Sache, die mit Gewaltthätigkeit und Hintansetzung des Völkerrechts unternommen worden war.

Nun trat der zweite von Massasoits Söhnen, Metacom, dem die Engländer den Namen Philipp gegeben hatten, das Erbe seines Bruders Alexander an. Er genoß unter den Indianern einer großen Popularität, und seine Thronbesteigung ward durch glänzende Feste und durch einen unermeßlichen Zulauf seiner Unterthanen, die von den entferntesten Puncten seines Gebiets herbeiströmten, um ihren neuen Gebieter zu begrüßen, bezeichnet. Als diese Feste beendigt waren, begab Philipp sich mit seinem Onkel nach Plymouth und erneuerte vor dem Rathe, der seinen Bruder hatte richten sollen, die Versicherung seiner Anhänglichkeit für die Engländer. Mehrere Jahre lang blieben die Beziehungen der beiden Völker zu einander dem äußern Scheine nach freundschaftlich, obgleich sich zwischen ihnen gegenseitig Mißtrauen eingenistet hatte.

Die ersten Symptome eines Bruches bekundeten sich im Laufe des Jahres 1671, wo Philipp sich laut über die Eingriffe einiger Colonisten in seine Jagden beschwerte. Zu derselben Zeit ward das Gerücht verbreitet, daß seine Unterthanen sich in ungewöhnlicher Anzahl versammelten, daß sie ihre Waffen ausbesserten und ihre Beile wetzten. Die Regierung von Plymouth ward allarmirt und sandte Commissarien an Philipp, nicht, um ihn, wie früher seinen Bruder, festzunehmen, sondern nur zu erfahren, was er im Schilde führte. Er antwortete in einer würdigen Weise auf diese Botschaft, indem er die Häupter der Colonie, die sich der Zeit in der Stadt Taunton befanden, einlud, daselbst mit den Abgesandten der Regierung von Massasuchetts, welche den Zwist des Sachems mit der Colonie schiedsrichterlich schlichten sollten, zu unterhandeln. Der Gouverneur ging auf diesen Antrag ein und versprach, daß er das Leben des Sachems während der ganzen Dauer der Unterhandlungen verbürgen wolle. Auf diese Zusage näherte Philipp sich Taunton, und nachdem er Wachen ausgestellt hatte, ließ er noch einmal um eine Zusammenkunft anhalten. Aber die Einwohner der Stadt widersetzten sich dem aufs lebhafteste und ließen sich nur mit Mühe abhalten, den Trupp der Indianer anzugreifen. Die Commissarien von Massasuchetts begaben sich inzwischen zu Philipp und wurden mit ihm wegen einer Conferenz unter der Bedingung einig, daß seine Leute ihn begleiten und der Ort des Rendezvous auf der einen Seite von den Wampanoags und auf der andern von den Engländern besetzt werden sollte.

Diesen Uebereinkünften entsprechend versammelten die beiden Parteien und die Schiedsrichter sich in dem Gemeindehause zu Taunton. Auf der einen Seite stellten sich die Engländer auf. Der Ernst, der sich in ihrem Gesichte aussprach, und ihre feierliche Haltung standen mit dem Ernste ihres Costüms in Einklang. Auf der andern Seite dehnte sich eine Linie Indianer, bewaffnet und zum Kampfe gerüstet, aus. Ein langes schwarzes Haar wallte über ihre Schultern, und in ihren Augen lag ein Ausdruck des Mißtrauens, der leicht in offene Feindseligkeit ausbrechen konnte. Philipp war ihr alleiniger Sprecher. Er läugnete ohne weiteres die Absichten, die ihm wider die Engländer untergelegt worden, und behauptete, seine Kriegsrüstungen hätten keinen andern Zweck, als sich der Angriffe der Narraghanssetts zu erwehren. Aber seine Gegner, die geschicktere Redner waren, wiesen ihm die Gehaltlosigkeit dieser Ausflucht so klar nach, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Er stellte sich dann, als ob er zu allen wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen ja sagte, und obgleich er jede Genugthuung verweigerte, lieferte er die Gewehre seiner Saaten, siebenzig an der Zahl, aus, unterzeichnete dann mit einigen seiner Räthe ein Geständniß seiner Complotte, und erneuerte feierlichst den alten Tractat.

Diese scheinbare Unterwürfigkeit der Indianer war nur eine List, um die ihnen nöthige Zeit, einen Krieg bestehen zu können, zu gewinnen. Als die Conferenz in dieser Weise beendigt war, begab Philipp sich nach Boston, zum Gouverneur von Massasuchetts, der ihm, wie er wußte, gewogener war als der von Plymouth. Es waren Briefe aus dieser Stadt an den Gouverneur von Boston gesandt worden, um ihn von den Ränken Philipps in Kenntniß zu setzen; dennoch gelang es dem verschmitzten Sachem, sich den Commissarien von Boston als gänzlich schuldlos darzustellen, so, daß diese Deputirte nach Plymouth sandten, um eine neue Conferenz zur Schlichtung aller obwaltenden Schwierigkeiten in Vorschlag zu bringen. Als dieser Antrag verworfen ward, erklärten sie sofort, Plymouth sey nicht berechtigt, zu einem Kriege zu schreiten. Durch diese Erklärung stutzig gemacht, willigte der Rath der Colonie nun in eine neue Zusammenkunft zu Plymouth ein. Philipp und seine Räthe unterzeichneten dort einen Tractat, in welchem der Sachem sich als Unterthan des Königs von England anerkannte und sich anheischig machte, dem Gouverneur von Plymouth die wichtigen Dinge zu übertragen, auch jährlich einen Tribut und fünf Wolfshäupter zu liefern. So war der arme Sachem denn vermittelst all der Conferenzen aus einem unumschränkten Könige der Vasall eines englischen Gouverneurs geworden! Daß der Sachem diese demüthigenden Bedingungen ohne Bedenken unterzeichnete, war wohl ein sprechender Beweis, daß hinter seiner scheinbaren Unterwerfung Plane der Rache verborgen lagen.

Nicht einen einzigen Wolf erlegte er zum Besten der Engländer, auch zahlte er ihnen nicht einen Heller von dem Tribute, zu welchem er sich anheischig gemacht hatte; doch benahm er sich andererseits so vorsichtig, daß die Colonie ganzer drei Jahre lang keinen Argwohn wider ihn faßte. Doch ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß er diesen Zeitraum benutzt haben wird, um einen der größten Anschläge, auf den je ein Wilder verfallen ist — die gänzliche Vernichtung der englischen Niederlassungen in den Nordprovinzen — in Ausführung zu bringen. Es leuchtete ihm wohl ein, daß die Gefahr und die Schwierigkeit ungeheure Mittel erforderten, und nur die Coalition aller Stämme von Neu-England konnte ihm die Hoffnung geben, den Krieg, über welchen er brütete, mit Glück zu Ende zu bringen.



Digitized by Google

Der Verrath eines Vertrauten Philipps beschleunigte die Explosion. Sassamon, ein Abkömmling von einer bekehrten Indianer-Familie, war zu Cambridge erzogen worden und als Schullehrer zu Natick angestellt. Dem Mather zufolge war er wieder zum Heidenthume übergegangen und dann von Philipp als Secretair in Dienst genommen worden. Hubbard berichtet, daß er, durch glänzende Versprechungen verleitet, den Sachem, um dessen sämmtliche Geheimnisse er wußte, verlassen habe. Unter dem Vorwande, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, unternahm er dann häufige Reisen zu den Pokanoketts und gab den Engländern hernach die Aufschlüsse, die er sich verschafft hatte. Auf seine Angaben ward mit Philipp und einigen der Seinen ein Verhör angestellt, das aber zu nichts führte, weil man ihnen ihre Umtriebe nicht beweisen konnte. Bald darnach ward Sassamon unsichtbar. Da er mehrere Male die Besorgniß geäußert hatte, in gewaltthätiger Weise ums Leben zu kommen, so stellten seine Freunde sofort Nachforschungen an und fanden endlich auch seine Leiche am Grunde eines zugefrorenen Teiches. Das Eis war noch offen, sein Hut und seine Flinte lagen daneben, wie wenn er sich selbst ertränkt hätte. Es wurden auf die Aussage eines seiner Landsleute, der von einem benachbarten Hügel aus alles gesehen und die Thäter erkannt haben wollte, drei Indianer als Mörder ergriffen, verurtheilt und gehangen. Man glaubte allgemein, obwohl es nicht erwiesen war, daß diese Indianer die Vollstrecker einer von Philipp ausgegangenen Sentenz gewesen seyen, durch welche er einen Menschen hatte strafen wollen, der, nachdem er sein Vertrauen gemißbraucht, auch noch in seinen Staaten das ehrlose Gewerbe eines Spions getrieben hatte.

Von nun an machte Philipp keinen Hehl mehr von seiner Erbitterung und strebte auch nicht ferner, die Angriffe seiner Unterthanen abzuwenden. Er konnte nicht anders handeln. Das Schicksal seines Bundes unter minder ernsten Umständen bedeutete ihm zur Genüge, was er zu befürchten hatte. Die Pokanoketts schaarten sich von allen Seiten um ihn her und beschäftigten sich mit dem größten Eifer mit den Vorbereitungen eines Krieges, zu welchem ihr gerechter Unwille sie aufreizte. Diese hochherzigen Wilden vermochten es nicht, die Rache für den erlittenen Schimpf zu vertagen. Die Hinrichtung der drei Indianer hatte sie aufs Höchste gereizt, und sie äußerten ihren Unwillen mit einer solchen Animosität, daß ein Mann von Swanzey bei einer desfallsigen Debatte, am 22. Juni 1675, auf einen von ihnen Feuer gab und ihn tödtete. Dies war der Anfang der Feindseligkeiten.

Nun entschloß man sich ohne weiteres Bedenken zum Kriege, doch ward noch zuvor ein Schreiben an Philipp erlassen, das jedoch, wie zu erwarten war, unbeantwortet blieb. Gleich anfangs nahm dieser Kampf einen so ernsten Charakter an, daß man erwarten mußte, er werde nur mit dem Untergange der Colonie oder mit der Ausrottung der Indianer endigen. Es ist nicht unsere Absicht, in alle Einzelnheiten dieses berühmten Krieges einzugehen, und wir bemerken bloß, daß der erbitterte Kampf erst nach einem Jahre, mit dem Tode Philipps, gegen Ende von 1676, endigte. Er entschied, wie der Sachem es vorhergesehen hatte, das Schicksal der Indianer. Die Pokanoketts wurden ausgerottet, und die Narraghansetts verloren bei tausend der Ihrigen in dem famösen Treffen von Sunke-Squaw. Alle Indianer, die am Connecticut zu Hause waren, und die meisten der überlebenden Nipmuds flüchteten sich nach Canada, wo sie späterhin den Franzosen große Dienste leisteten; nur einige Hundert suchten ihr Heil zu Newyork. Allein das Detaschement des Capitains Church hatte vom Monat Juni bis October 1676 bei 7000 Indianer getödtet, und was von ihnen gefangen genommen wurde, das ward ausgeführt und als Sclaven verkauft. Aber auch die Sieger büßten schwer: 13 Städte wurden gänzlich zerstört und 600 Wohnungen wurden niedergebrannt. Jede Familie hatte irgend einen Todten zu betrauern, und die Kriegskosten waren so bedeutend, daß die Commissaire der Vereinigten Provinzen sie allein für die alte Colonie zu mehr als 100,000 £ anschlugen.

So endigte der Krieg, den der König Philipp in Person mit einer Geschicklichkeit und Energie geführt hatte, die den größten Generalen Ehre gemacht haben würde. Außer all den Pokanoketts zog er noch viele andere Völkerschaften mit in den Kampf, die dann unter seiner Leitung mit einer Einheit verfuhren, die sie früher nie bewiesen hatten. Aber zum Unglück für diese Stämme wie für Philipp brachen die Feindseligkeiten, beschleunigt durch die Angelegenheit des Sassamon, und den ungeduldigen Eifer der jungen Krieger, ein ganzes Jahr eher aus, als es im Plane gelegen hatte. Philipp soll vor Wuth geweint haben, als ihm die erste Kunde von den Feindseligkeiten hinterbracht ward; aber die Würfel waren einmal geworfen, und nun bot er, obwohl er von der Catastrophe, die ihn bedrohte, eine Ahnung hatte, die volle Kraft seiner Seele und alle die Hülfsmittel seines Verstandes zur Führung dieses großen Krieges auf, der zugleich der Anfang und das Ende des Streites zwischen den Rothfarbigen und den Weißen seyn sollte.

Seine Lage während der letzten Monate des Krieges war so kläglich und seine Anstrengungen waren dessungeachtet so ausdauernd, die Hülfsmittel, welche er sich schuf, so mannichfach, daß wir nicht umhin können, ihn zu bedauern und zu bewundern. Seine ersten Vortheile waren furchtbar, aber sein Glück verließ ihn bald wieder: er hatte die gesammte Macht der Colonie zu bekämpfen und sich obendrein noch des Verrathes einiger der Seinigen zu erwehren. Im Verlauf des Krieges machte er sich durch sein plötzliches Verschwinden und durch seine unerwartete Wiederkehr bemerklich. Waren die Engländer ihm auf dem Nacken, so warf er sich ins Wasser, setzte über Abgründe hinweg, entschwand jedermanns Blicken und barg seine Spur ganze Monden lang. Einige Wochen nach dem Beginn der Feindseligkeiten ward er in dem großen Sumpfe vom Pocasset umzingelt, und mußte, um seinen Feinden zu entgehen, ihnen die Frauen und die Kinder preisgeben, er selbst aber schwamm mit der Elite seiner Krieger auf einem Flosse den großen Taunton-Strom hinunter. Im folgenden Jahre führte ein Ueberläufer die Engländer in sein Lager; Philipp mußte so eilig flüchten, daß er seinen Kessel auf dem Feuer hinterließ. Zwanzig seiner Gefährten wurden gefangen oder erschlagen; sein Onkel fiel an seiner Seite. Als Church den andern Tag einen Indianer bemerkte, der auf einem umgeworfenen Baume, um als Brücke über einen Fluß zu dienen, saß, und auf ihn anschlug, da rief ein Indianer, der an ihm vorüberschlüpfte: „Es ist einer der Unsrigen!“ Church setzte ab, und der Unbekannte sah sich um. Es war Philipp! Church schlug abermals auf ihn an, aber sein königlicher Feind war verschwunden, ehe er hatte abdrücken können. Einen Monat vor seinem Tode verrieth ein Neger seinen Plan, mehrere Städte zu überfallen, und setzte hinzu, daß er, wohin er sich auch wenden möchte, immer gleich ein Tausend Streiter versammeln könnte. In seiner bedrängtesten Lage wollte er nichts vom Frieden wissen, ja der einzige Indianer, der es gewagt hatte, ihn dazu aufzufordern, fiel von seiner Hand.

Dieser erbitterte Kampf zeigt deutlich, daß er mit einem völlig erprobten Muthe und mit einer nicht gewöhnlichen Intelligenz begabt war. Es steht nicht zu bezweifeln, daß die Geschichte, hätte er nicht seiner Lage halber in den meisten Treffen seine Gegenwart geheim halten müssen, von ihm viele Thaten zu berichten haben würde, die unbekannt oder anonym geblieben sind. Church schildert ihn, als stets bereit, das Zeichen zur Flucht zu geben; aber der auf seinen Kopf gesetzte Preis, die Wichtigkeit seines Lebens für den Erfolg einer Sache, die mit ihm untergehen mußte, die Unzuverlässigkeit einiger seiner Freunde: alles dieses gebot ihm, auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu seyn, und, um die Verfolgung seiner Feinde zu täuschen, sich jedweder List zu bedienen.

Digitized by Google

Philipp war in seinem Wesen und nach seinen Gefühlen kein Barbar. Man weiß nicht ein einziges Beispiel, daß er einen Gefangenen schlecht behandelt hätte, selbst dann nicht, wenn die Grausamkeit seiner Gegner blutige Repressalien zu entschuldigen schien. Vor dem Anfange der Feindseligkeiten entriß er einen James Brown, den seine Gaben als einen Agenten der Regierung von Plymouth umbringen wollten, dem Tode. Auch verdient sein Benehmen gegen die Familie Leonard, mit welcher er Tauschhandel getrieben, und die es übernommen hatte, seine Waffen in Ordnung zu erhalten, einer Erwähnung. Er hatte gleich beim Ausbruch des Krieges die gemessensten Befehle ertheilt, daß die Güter und die Personen dieser Familie verschont bleiben sollten, und sein Schutz war ihnen eine sichere Sauvegarde.

Selbst dann, als seine Sache sehr schlecht stand, sah Philipp sich noch von einer Truppe treuer Freunde umgeben. Man sagt, daß er ihnen in dem Augenblicke, wo er von den Engländern überrumpelt ward, erzählte, daß er sehr böse Träume gehabt habe, und daß er ihnen rieth, von ihm zu weichen und auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu seyn. Wenige Minuten darnach ward er, als er eben aus dem Moraste zu entkommen strebte, erschossen. Ein Engländer, Namens Coke, legte auf ihn an, aber sein Gewehr versagte; da gab auch ein neben ihm stehender Indianer Feuer, und traf ihn ins Herz. „Die Kunde von seinem Tode," berichtet Church, „ward jubelnd aufgenommen und die Armee ließ ein dreimaliges Freudengeschrei ertönen." Es ist zu beklagen, daß dieser letztere sich von seiner Feindschaft so weit hat hinreißen lassen, seinem großen Gegner die Ehre des Begräbnisses zu versagen. Er ließ seinen Leichnam in Stücken schneiden, und sein Haupt kam an demselben Tage zu Plymouth an, wo dem Himmel feierlichst für den Sieg gedankt wurde. Der Kopf des Sachem ward im Triumph in der Colonie umhergetragen und der Indianer, der ihn getödtet hatte, erhielt eine seiner Hände zur Belohnung. Sein Bandelier, sein Pulverhorn und seine königlichen Insignien wurden bald darnach von einem seiner Hauptleute ausgeliefert. Das Schloß des Gewehrs, das ihm so verderblich geworden, und eine Schüssel, die man in seinem Wigwam gefunden, werden noch jetzt in der Sammlung der Alterthümer der historischen Gesellschaft zu Plymouth aufbewahrt. Montany, um dessen Besitz die Massachusetts und die Colonie von Plymouth sich stritten, ward der letzteren Regierung durch eine specielle Entscheidung des Königs Carl zugesprochen. Der Sohn des Sachem, ein Knabe von neun Jahren, ward als Sclave verkauft und nach den Bermuden gesandt. Doch hatte man noch einige Scrupel, ehe man diesen Schritt that. Der Gerichtshof von Plymouth schwankte, und wünschte von der Geistlichkeit erleuchtet zu werden. Da meynte denn Herr Cotton, die Söhne von Verrätheen, Rebellen, Mördern und allen andern Verbrechern dieser Art müßten das Geschick ihrer Väter theilen und zum Besten des öffentlichen Wohls mit dem Tode bestraft werden. Der Doctor Mather verglich dies Kind dem Habad, dessen Vater durch Joad getödtet worden, und gab zu verstehen, daß David, wenn Habad nicht selbst entkommen wäre, Maaßregeln ergriffen haben würde, damit das Verbrechen des Vaters sich nicht in der Person des Sohnes erneuere. Glücklicherweise nahm das Gericht diesen biblischen Ausspruch nicht zur Richtschnur, sondern schlug einen Mittelweg ein, welcher der Vorsicht entsprach und doch die Menschlichkeit nicht so grausam verletzte.

Der Eindruck dieses Krieges in der Colonie war der Art, daß nie ein Feind einen größern Schrecken eingeflößt hat. Welche Folgen es gehabt haben würde, wenn das Glück mit Philipp gewesen wäre, statt daß es wider ihn war, das läßt sich gar nicht berechnen. Muth und Klugheit müssen dem Glücke weichen; doch hat Philipp, trotz der unglücklichen Endschaft seines Unternehmens genug gethan, um sich als Krieger wie als Politiker, ja man könnte hinzusetzen als Patriot, unsterblich zu machen, denn er kämpfte weniger um zu erobern, als um die Unabhängigkeit seines Landes und seiner Race zu bewahren. Er ward besiegt; aber er hat den Sieg lange streitig gemacht und sein Sturz ist ein glorreiches Erlitgen gewesen.

---

## Forschungen über die Bevölkerung des Erdballs.

(Auszug eines Artikels von Eyries aus den Nouvelles annales des voyages.)

(2.)

Das Menschengeschlecht ist sehr ungleich auf der Oberfläche des Erdballs vertheilt. In einigen Ländern leben die Menschen sehr eng beisammen; ihre Zahl wächst und ganze Familien sind gezwungen, anderwärts einen Boden zu suchen, der ihnen Mittel zur Existenz darbieten kann; in andern Ländern dagegen ist die Bevölkerung zerstreut und macht wenig Fortschritte; zuweilen vermindert sie sich selbst und der Wechsel, den sie leidet, erhält sie ungefähr in demselben Zustande; endlich giebt es Gegenden, selbst von großem Umfange, die immer unbewohnt gewesen und noch sind und die die Menschen in gewissen Jahreszeiten nur besuchen, um an ihren Küsten zu fischen oder während des Sommers zu jagen und wenn sie temporaire Niederlassungen daselbst bilden, so verlassen sie sie doch bei Annäherung des Winters wieder.

In mehreren Ländern, wo die Bevölkerung vormals beträchtlich war, hat sie sich jetzt vermindert. In andern wächst sie fortdauernd mit mehr oder minder Schnelligkeit; in noch andern endlich sind ihre Fortschritte langsam.

Alle diese Resultate werden von verschiedenen und allgemein bekannten Ursachen hervorgebracht; aber man darf glauben, daß sie nicht von allen Schriftstellern gehörig gewürdigt worden sind, die sich mit politischer Oekonomie und Statistik beschäftigt haben, so wie noch weniger von denen, die nur zufällig von Bevölkerung gesprochen haben. Die einen, indem sie den jetzigen Zustand bezeichnen, haben geglaubt, daß sie in einigen Ländern vormals stärker gewesen sey, als sie jetzt ist; die andern, indem sie ihren progressiven Gang beobachtet, haben daraus den Schluß ziehen zu wollen geschienen, daß dieses immer und überall derselbe Fall seyn würde und daß, da die Zunahme der Menschenzahl keine Gränzen habe, sie zuletzt die ganze Oberfläche der Erde bedecken würde.

Wenn dieses Resultat in der Folge der Jahrhunderte möglich seyn sollte, so müßten die Menschen auch überall Mittel sich zu nähren und zu wohnen finden; denn ein Land ist nur in sofern bewohnbar, als sie daselbst subsistiren und sich vor den Wirkungen des Klima's, denen sie ausgesetzt sind, schützen können; aber die Erfahrung beweist, daß verschiedene Regionen des Erdballs aus diesen beiden Ursachen oder aus einer derselben unbewohnbar sind, und daß folglich ein Theil der Oberfläche der Erde unbewohnt bleiben wird.

Die Oberfläche der Erde wird auf 25,625,000 französische Quadratmeilen, 25 auf den Grad gerechnet, geschätzt; hiervon nimmt das Meer 18,800,000 ein: es bleiben mithin für die Erde nur 6,825,000. Diese Fläche ist getheilt zwischen den verschiedenen Theilen der Welt, wie wir im Ganzen eben angegeben; wir wollen nun die wahrscheinliche Zahl der Bevölkerung von jedem derselben hinzufügen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Europa .... | 492,000 | Quadratmeilen | 225,000,000 Bewohner. |
| Asien ..... | 2,108,000 | " | 390,000,000 " |
| Afrika ..... | 1,496,000 | " | 70,000,000 " |
| Amerika .... | 2,197,000 | " | 40,500,000 " |
| Australien .. | 532,000 | " | 20,300,000 " |
| | 6,825,000. | | 745,800,000. |

Digitized by Google

Man sieht, daß Asien der größte und bevölkertste Welttheil ist; aber im Vergleich mit seiner Oberfläche ist es weniger bevölkert als Europa, weil Europa's Bevölkerung 458 Individuen auf die Quadratmeile, Asien aber nur 185 giebt. Europa ist daher der bevölkertste Theil der Welt, im Verhältniß zu seiner Oberfläche. Es liegt nicht in unserm Plan, zu erforschen, ob mehrere Ursachen haben dazu beitragen können, dieses Resultat hervorzubringen; wir werden uns begnügen, eine einzige anzugeben, weil sie die wirksamste und außerdem noch nicht dem Wechsel, nach der Laune der Menschen, unterworfen ist und wir sagen: Europa ist der bevölkertste der fünf Welttheile im Verhältniß zu seiner Oberfläche, weil es der ist, welcher die bedeutendste Quantität bewohnbarer Erde darbietet.

Wirklich hat Europa, zwischen dem 34. und 71. Grad nördlicher Breite liegend, nur $4\frac{1}{2}$ Grad seiner Oberfläche, welche der Eis-Zone angehören: der ganze Rest liegt unter der gemäßigten Zone. Der Theil, welcher sich der Eis-Zone nähert, empfindet, wie anderwärts, die unseligen Wirkungen der Kälte, aber in mindrem Grade als die andern Theile der Welt, vor Allem in seinen westlichen Ländern. Die Lage Europa's, und außerdem seine außerordentliche Gestaltung, haben ihm ein eigenthümliches Klima gegeben, das sehr verschieden von dem anderer unter derselben Breite liegender Regionen ist. Es kann betrachtet werden als die westliche Verlängerung des alten Continents. Uebrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß die westlichen Theile aller Continente nicht nur, bei gleicher geographischer Breite, wärmer sind, als die östlichen, sondern daß auch, selbst in den Zonen gleicher jährlicher Temperatur, die Winter strenger und die Sommer heißer auf den östlichen, als auf den westlichen Küsten der beiden Continente sind. Europa wird im Norden, Süden und Westen von Meeren bespült; das mittelländische Meer trennt es im Süden von Afrika und einem Theile von Asien; das atlantische Meer von Amerika; es hängt übrigens mit dem alten Continent nur im Osten zusammen. Ein breiter Meeresarm dringt in sein Inneres gegen die Mitte des nördlichen Theils der gemäßigten Zone. Daraus resultirt, daß das Klima Europa's etwas Analoges mit dem der Inseln hat, wo Hitze und Kälte weniger Intensität haben, als auf den Continenten. Da Europa dem Pole näher als dem Aequator ist, so ist es nicht der brennenden Dürre Afrika's ausgesetzt; aber da zugleich sein nördlichstes Ende um 19 Grade vom Nordpol entfernt ist, so empfindet es auch nicht die Wirkung der Kälte in demselben Grade, wie die andern Continente, die sich dem Norden noch mehr nähern. Wenn man den Raum, der nicht angebaut werden kann, auf ein Sechstheil der Total-Oberfläche von Europa oder 82,000 Quadratmeilen schätzt, nähert man sich ohne Zweifel der Wahrheit sehr: wir werden gleich sehen, daß in den andern Theilen der Welt dieser Raum weit bedeutender ist.

Asien dehnt sich von Süden nach Norden vom 1. bis 78. Grade der Breite aus; es bietet, vor Allem im Norden, eine außerordentliche compacte Masse dar; nur in seiner gemäßigten und heißen Zone wird sein westlicher Theil vom Meere bespült und kann des Vortheils genießen, der aus dieser Stellung für die Temperatur resultirt. So haben denn alle die Länder, die, in dieser compacten Masse, im Norden der 45. Parallele liegen, ein kälteres Klima, als die, welche sich in Europa unter derselben Breite befinden. Eine andere Ursache trägt gleichfalls dazu bei. Die Kette der Berge Altai, die unter dem 80. Meridian östlich von Paris ihren Anfang nimmt, durchschneidet Asien unter dem 50 und 51° 30′ Breite und verlängert sich nach Osten; sie läßt daher den unermeßlichen Raum, der zwischen ihrem Fuße und dem Eismeer liegt, der Einwirkung der Nordwinde völlig ausgesetzt; es giebt also eine Region von 14—16 Grad Breite, die dem Einfluß des nördlichen Klima's im höchsten Grade unterworfen ist. Diese Region nennt man Sibirien, dessen größter Theil aller Cultur widerstrebt, folglich unbewohnbar für den Menschen ist. Verbindet man damit die weiten Räume des Landes der Mandschu's, des nördlichen China's, Mongoliens, Turkestan's, Hindostan's und Arabien's, so wird man finden, daß die zwei Siebenthalbtheile ($6\frac{1}{2}$ Theile) der Oberfläche Asiens keine Umstände vereinigen, die geeignet wären, die Zunahme der Bevölkerung zu begünstigen. Fast das ganze Thibet besteht nur aus schroffen und unfruchtbaren Bergen; die zwischen diesen Gebirgen und China liegenden Cantone sind von gleicher Beschaffenheit: man sieht unbewohnbare Terrains in diesem Reiche, so wie in Annam, Siam und Ava. Man hat daher Grund, 877,250 Quadratmeilen von der Oberfläche Asiens als ungeeignet zu betrachten, cultivirt und bewohnt zu werden.

Da Afrika zum großen Theil in der heißen Zone liegt und seine beiden Extremitäten in die gemäßigte Zone ausdehnt, so macht die Kälte keins der Länder, woraus es besteht, unbewohnbar; die Hitze und Dürre allein verhindert den Menschen, seine Wohnung auf einem beträchtlichen Theile seiner Oberfläche aufzuschlagen. Sandige Wüsten fangen an den Gränzen an, die es von Asien trennen, und nehmen einen großen Theil seines Umfangs ein. Das afrikanische Littorale am mittelländischen Meere, von der westlichen Mündung des Nils bis jenseits des Golfs Syrte, ist im Allgemeinen dürr und unfruchtbar. Der Anblick einiger Vegetabilien hatte einige Reisende glauben lassen, daß gewisse Theile des Littorale's von Senegambien unendlich fruchtbar wären, und daß man da Colonieen von Europäern anlegen könne: unglückliche Erfahrungen haben diese Hoffnung zerstört. Ohne Zweifel gleichen nicht alle Gegenden des Innern von Aequinorial-Afrika Senegambien; inzwischen beweisen doch die Berichte der Reisenden, daß die Dürre der herrschende Charakter dieser Regionen ist. Fügt man zu den sandigen Terrains noch die Berge, Felsen und Sümpfe hinzu, so kann man ohne Uebertreibung vermuthen, daß die Hälfte oder drei Sechstheile, d. h. 748,000 Quadratmeilen, von der Oberfläche Afrika's verdammt sind, theils unbewohnt zu bleiben, theils nur von einer sehr kleinen Anzahl von Menschen bewohnt zu werden, die ein Nomadenleben führen.

In Amerika finden wir gleichfalls dieselben oder doch ähnliche Umstände, die mehrere Gegenden in Asien und in Afrika unbewohnbar machen. Sein nördliches Ende erstreckt sich bis in die eisige Zone, sein mittlerer Theil liegt unter der heißen, und seine südliche Extremität verlängert sich in die gemäßigte Zone; eine Kette von Gebirgen, die längste und eine der höchsten des Erdballs, durchschneidet es von Norden nach Süden; unermeßliche Ebenen breiten sich auf seiner Oberfläche aus; Flüsse bewässern es, deren Lauf sehr lang ist; aus allen diesen Ursachen resultirt eine große Verschiedenheit in der Temperatur der neuen Welt. Das Ganze der von Nordamerika abhängenden Terrains, die, wegen Strenge des Klima's oder Unfruchtbarkeit, nicht angebaut werden können, beläuft sich auf ein Drittheil der Total-Oberfläche; denn auch in den fruchtbaren Ländern giebt es Felsen, Sand, Sümpfe, die alle Anstrengungen des Menschen, ihnen Getraide abzugewinnen, vereiteln. Da die Oberfläche 1,200,000 Quadratmeilen enthält, so wird man 400,000 Meilen Land als Resultat erhalten, das nur für nomadische Stämme bewohnbar ist. Südamerika bietet zahlreiche Berge, Felsen, steinige und kieselreiche Terrains dar, die der Vervielfältigung der menschlichen Gattung nichts weniger als günstig sind. Die Berge allein nehmen schon einen weiten Raum ein. Fügt man nun alle die Theile der australischen Halbinsel der neuen Welt noch hinzu, die man als unbewohnbar oder schwer bewohnbar betrachten kann, so wird sich ein Resultat von 250,000 Quadratmeilen ergeben, was ein Sechstheil und ein halb der ganzen Oberfläche ausmacht.

Was Oceanien (Australien) betrifft, so kennen wir das Innere der großen Inseln und des Continents, woraus es besteht, nur unvollkommen:

Digitized by Google

es ist uns daher unmöglich, eine Schätzung der unbewohnbaren Landstrecken, die sich dort finden, vorzulegen oder aufzustellen; inzwischen hat man auf den nördlichen Küsten von Neuholland trockene und unfruchtbare Gegenden gefunden; mehrere Inseln selbst enthalten dergleichen, die voll hoher Berge und nackter Felsen sind. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dieser Theil der Welt nicht mehr begünstigt ist, als die andern und daß es viele Gegenden giebt, wo es dem Menschen unmöglich ist, einen fixen Wohnsitz aufzuschlagen.

Folgendes ist das Total der unbewohnbaren Theile des Erdballs:

| | | |
|---|---|---|
| in Europa ..... | 80,000 | Quadratmeilen, |
| » Asien ..... | 877,250 | » |
| » Afrika ..... | 748,000 | » |
| » Nordamerika ..... | 400,000 | » |
| » Südamerika ..... | 250,000 | » |
| | 2,355,250. | |

Man haben wie gesagt, daß die Oberfläche dieser Continente 6,825,000 Quadratmeilen betrage; es ist mithin klar, daß mehr als ein Dritheil der Erde den Fortschritten der Bevölkerung nicht günstig ist. Wir haben auch gesagt, daß von allen Welttheilen Europa die mehreste bewohnbare Oberfläche darböte. Aber wenn man aus dieser Behauptung folgern wollte, daß es in Europa für die Fortschritte der Bevölkerung keine Gränzen gäbe, zumal in einigen Ländern, so glauben wir, daß man in einen großen Irrthum fallen würde. Man hat besonders Rußland in dieser Hinsicht als Beispiel angeführt; aber es scheint uns, daß, da dieses Reich, selbst in Europa, einen so großen Theil seines Umfangs in den nordischen Regionen hat, mehrere seiner Provinzen aus dieser Ursache, andere wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, nie anders als nur schwach werden bevölkert seyn können.

Definiren wir zunächst, was man unter dem Norden von Europa verstehen muß, um Mißgriffe zu bezeichnen, die alle Tage begangen werden. Diese Benennung kommt in der That nur den Ländern zu, die im Norden vom baltischen Meere liegen, und den Provinzen von Rußland über dem 58. Grad der Breite. Nur zu oft wendet man das Wort Norden unzweckmäßig oder vielmehr unrichtig auf die Völker an, die im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das weströmische Reich überzogen und zerstörten. Man stellt sich vor, daß diese Völker aus dem tiefen Norden, mit einem Worte aus Scandinavien kamen: das ist ein Fehler, den man vermeiden würde, wenn man sich der Grundsätze der physischen Geographie erinnerte. Ein großer Theil der wahrhaft im Norden von Europa liegenden Länder konnten vormals nicht die Wiege der Barbaren seyn, unter deren wiederholten Streichen das römische Reich fiel, weil das Menschengeschlecht sich nicht vermehren noch weniger zum Ueberflusse anwachsen kann in Regionen, wo nicht überall mit Leichtigkeit die Erde angebaut noch selbst sich erzogen werden kann. Die römischen Schriftsteller, welche die Invasion der nordischen Barbaren erzählen, wohnten in Italien; für sie lag jedes Land jenseits der Alpen im Norden. Aus Mangel an Beachtung dieses Umstandes haben verschiedene moderne Schriftsteller, indem sie die Phrasen der römischen wiederholten, vorausgesetzt, daß die Völkerstämme, die das römische Reich umstürzten, aus Scandinavien gekommen wären. Montesquieu ist nicht in diesen Irrthum verfallen: er sagt ausdrücklich, daß die Völker, welche das römische Reich eroberten, von Germanien ausgegangen seyen. Koch drückt sich in seinen Revolutionen von Europa eben so aus. Man weiß, daß im fünften Jahrhundert Germanien, besonders in Osten, weiter ausgedehnt war, als das jetzige Deutschland.

Es ist daher zu verwundern, daß, noch in unsern Tagen, ernste Männer schreiben, daß die kalten und unfruchtbaren Länder Ueberfluß an Menschen haben, während es andern des fruchtbaren mittäglichen Klima's an Consumenten fehlt; daß die heißen Zonen sich successiv entvölkern; daß aus den Einöden des Nordens die stolzen Krieger hervorströmten, die das römische Reich vernichteten, wie die Gothen, die Hunnen, die Vandalen, die Franken, die Sachsen, die Normannen, die Türken *) und daß aus diesem Grunde der Norden als die Wiege des Menschengeschlechts, officina gentium, betrachtet worden ist. Ein Einwohner von Schweden oder Norwegen würde erstaunen, wenn er in einem, 1817 zu Paris gedruckten, französischen Buche läse, daß die Cimbren, Teutonen, Gothen, Gepiden, Heruler, Lombarden, Alanen, Sachsen, Franken, Normannen ꝛc. Nationen seyen, die aus den Eishöhlen von Scandinavien, hauptsächlich aus dem cimbrischen Chersones und von den Ufern des baltischen Meeres hervorgegangen seyen. Endlich würde ein Philolog nicht minder erstaunt seyn, zu erfahren, daß in Europa der celtische Volksstamm seinen Heerd in Schweden und in den Gebirgen des Nordens, vormals die Wiege des Menschengeschlechts genannt, habe. Nach Saxo grammaticus geht Rudbeck, der Verfasser der Atlantica, selbst noch weiter, indem er auf die scandinavische Halbinsel den Ursprung aller Nationen versetzt und mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen sucht, daß Schweden das am frühesten bewohnte Land sey. Rudbeck schrieb nach Jornandes, einem Gothen von Geburt, welcher Geheimschreiber eines Königs der Alanen und in der Folge, wie man glaubt, Bischof von Ravenna war. Uebrigens ist es klar, daß Jornandes nur Scanien im Auge hatte. Das ist die südlichste Provinz Schwedens und gehört folglich zu den bevölkertesten. Aber nach Verhältniß, wie man nach dem Norden kommt, und die Aerndten weniger ergiebig und precairer werden, vermindert sich auch die Bevölkerung.

Dieselben Ursachen, die sich in Norwegen und in Schweden der unbegränzten Zunahme der Bevölkerung entgegenstellen, finden sich auch im europäischen Rußland wieder. Schriftsteller, die sich durch ihren Eifer für die Vermehrung des Menschengeschlechts hinreißen lassen, haben, mittelst sehr sinnreicher Berechnungen, gefunden, daß in einer bestimmten Anzahl von Jahren dieser Theil des Reichs 240 Millionen Einwohner zählen würde: das ist viel. In der jetzigen Epoche hat es 43 Millionen (?). Die compacteste Bevölkerung befindet sich in den Central-Provinzen, um die alte Hauptstadt des Reiches herum: da macht sie schnelle und wahrhaft erstaunliche Fortschritte. Aber, wie Storch in seiner Schilderung von Rußland bemerkt, vermindert sich seine Bevölkerung stufenweise, wenn man nach Norden oder nach Süden geht. Gewisse Gegenden werden durch die Strenge des Klima's unbewohnbar gemacht; und in denen selbst, die der angenehmsten Temperatur genießen, hat der Mangel an Holz und Wasser alle Versuche unnütz gemacht, sie zu bewohnen; in andern Provinzen ist die Industrie der Menschen so wenig von der Natur begünstigt worden, daß, an Allem Mangel leidend, sie genöthigt gewesen sind, ihre Arbeiten aufzugeben. Weit entfernt, sagen zu können, daß diese Gegenden entvölkert sind, könnte man vielmehr behaupten, daß, da die Bevölkerung überall relativ ist, sie gerade so sehr bewohnt sind, als die Umstände es erlauben, weil eine größere Menschenzahl nicht daselbst subsistiren könnte.

Von zwei großen Hindernissen des Zuwachses der Bevölkerung in Rußland besteht das eine in der Strenge des Klima's und der Unfruchtbarkeit dieser oder jener Provinzen; das andere in der Neigung der Nation für starke Getränke. Die Regierung thut alles, was sie kann, um der ersten dieser Unfüglichkeiten abzuhelfen, und im Allgemeinen gelingt ihr das. Was das zweite betrifft, so reichen einfache Ordon-

*) Wer aber, nur mit der mindesten Kenntniß, konnte wohl je die Türken für einen nordischen Volksstamm halten oder erklären?

Anm. d. Red.

Digitized by Google

nanzen nicht aus, um es zu zerstören. Damit das Uebel verschwinde, muß die Masse des Volkes erst die Würde des Menschen empfinden: dann nur wird sie die Kraft haben, der unheilbringenden Neigung zu entsagen, wovon sie das Opfer wird.

Diese Untersuchungen hatten zum Zweck, festzustellen, daß von den fünf Welttheilen Europa derjenige ist, der die mehreste bewohnbare Oberfläche darbietet. Man kann erstaunt seyn, daß mehr als ein Drittheil des Erdballs bestimmt ist, schwach und an einigen Orten selbst gar nicht vom Menschen bevölkert zu seyn. Aber es bleibt ihm Raum genug, um sich auszubreiten; und wenn Länder von Bewohnern überladen sind, so erwarten andere noch eine bedeutendere Bevölkerung.

---

## Sultan Mahmud.

(L.)

Der Courrier français enthält folgenden Artikel, den wir, als zeitgemäß, wiedergeben, wie wir ihn haben, ohne ihn vertreten, widerlegen, commentiren oder berichtigen zu wollen:

Wir erhalten nachstehenden Brief von Constantinopel, vom 31. Mai datirt; er enthält Mittheilungen und Einzelnheiten, die sehr von Allem dem abweichen, was man bis jetzt in Journalen gelesen; inzwischen haben wir Grund, an die Wahrhaftigkeit unsers Correspondenten zu glauben, eines positiven Mannes, der die Dinge ohne Illusion sieht, und sie von dem etwas magischen Schleier entkleidet, durch welchen die Gegenden des Orients zu betrachten die Einbildungskraft uns gewöhnt hat.

Constantinopel, den 31. Mai 1833.

„Stets mit neuem Vergnügen empfangen wir Ihre Journale von Paris und London; die Art und Weise, in welcher man in Europa die Ereignisse dieses Landes übersetzt, belustigt uns unendlich und macht uns oft unsere Furcht und unser Elend vergessen. Wir sehen große Männer bei uns sich erheben, die uns in der Nähe sehr mittelmäßig vorkommen; schmutzige und niedrige Intriguen werden in hohe Unterhandlungen umgewandelt; Straßenraub wird zur Kriegsthat und Schlacht. Alle Welt scheint sich auf einem eingebildeten Terrain Rendezvous gegeben zu haben; Journale, Kammern, Cabinette scheinen einig, uns zu mystificiren. Erlauben Sie mir, die Thatsachen ein wenig zu berichtigen und sie darzustellen, so wie sie sind. Ich greife zuvörderst die großen Männer an; später sollen die großen Unterhandlungen und die großen Schlachten an die Reihe kommen. Um einige Ordnung in diese Bemerkungen zu bringen, werde ich bei unserm gnädigen Souverain, dem Sultan Mahmud, anfangen, der in Ihrem Lande für einen geschickten Reformator, für einen Mann von Kopf und Herz, für einen Freund der Civilisation und der Gerechtigkeit gilt.

„Sie kennen die bewundernswürdige Lage unserer Stadt und den mit lachenden und duftenden Kiosks begränzten Kanal; da werden Sie den König der Könige, den Vetter des Mondes, den Mittelpunct der Welt finden. Am Morgen verrichtet er, wie alle seine Unterthanen, sein Gebet, dann ißt er Pilaff mit seiner Dienerschaft plaudernd, unter welcher Sie junge Sclaven sehen werden, die man ihm, zu einem eben nicht ehrenwerthen Berufe, zum Geschenk gemacht hat. Später kommen die Vezirer zur Audienz, um Geschäfte zu verhandeln, die aber oft durch den Besuch eines Derwischs, eines Erzählers, eines Arztes oder selbst eines Gauklers und Taschenspielers unterbrochen werden. Jeder nimmt Theil an der Berathung; jeder beschäftigt sich, Sr. Hoheit einen Entwurf vorzulegen, Geld zu erlangen; man denuncirt die Reichen, commentirt den Koran, spricht von den europäischen Gebräuchen, um sie zu verwünschen; dann, zu Mittag, geht man in die Moschee. Sonst ging man, bei dieser Feierlichkeit, durch zwei Reihen aussätziger Soldaten; davon ist jetzt nur noch die Musik übrig. Den Nachmittag bringt der Sultan theils im Harem, Gott weiß mit welchen Orgien, theils mit Spazierengehen und Besuchen zu; unzeitige Schläge und unzeitig vertheiltes Geld bezeichnen seinen Weg. Die Abendstunden endlich bringt Se. Hoheit damit zu, in einem Kahne ruhend, ein Netz in der Hand, zu fischen. Das ist das gewöhnliche Leben; eine Abwechselung tritt nur ein, wenn es gilt, sich bei einigen griechischen Mädchen liebenswürdig zu machen, oder incognito die Feste der auswärtigen Diplomaten und die Champagnerflaschen, die da kreisen, zu lorgnieren.

„Das ist der Sultan Mahmud, den Sie in einen Helden verkleiden. Soll ich sagen, woher dieser Ruf kommt? Von der Entfernung, in welcher er, bis auf die letzten Jahre, die Europäer von seiner Person hielt, von der Unkenntniß der mahomedanischen Lebensweise und von dem Wunsche, welchen die Diplomaten hatten, sich einflußreich und beschäftigt zu zeigen? Die Jugend des Großherrn ist im Serail verflossen; da lehrte man ihm den Koran, das Arabische, die Ceremonien, den Haß der Christen und ihrer Gebräuche. Sein Oheim Selim oder vielmehr seine Ermordung durch die Janitscharen, diese Miliz, die ihn jeden Augenblick bedrohte, flößte ihm den Wunsch ein, sich ihrem Joche zu entziehen; er ließ sie ermorden und umgab sich mit einigen Soldaten, die er auf europäischen Fuß unterrichten zu müssen glaubte, weil es Selim gethan hatte; weil die Türken in ihren Kriegen gegen die Russen unterlegen hatten. Aber man glaubte sehr mit Unrecht, daß eine solche Neuerung andere nach sich ziehen würde; daß der Sultan, den alten Menschen ausziehend, sich beeilen würde, in der Verwaltung, in der Rechtspflege ꝛc. heilsame Reformen einzuführen. Daran hat er nie gedacht! Nie hat er Pläne, die man ihm in dieser Hinsicht vorlegte, angenommen, oder auch nur angehört. Er, im Serail erzogen, nur Türken sehend, nur Vergnügungen nach türkischer Sitte kennend und genießend — wahrlich, er ist nicht etwa an einem schönen Morgen mit europäischen Ideen erwacht. Europäische Ideen! Wer sollte sie ihm auch gegeben haben? Kein Ungläubiger sprach mit dem Sultan. Empfing er einen Gesandten, so richtete er das Wort nicht an ihn; er sah keinen seiner Dollmetscher: diese gelangten selbst nicht bis zu seinem Großvezier, sondern zu seinem Hof- und Hof-Bedienten, dem Reis-Effendi. Keiner selbst der alten europäischen Gesandten hat genug auf die öffentliche Leichtgläubigkeit gerechnet, um sich für einen Freund des Sultans Selim auszugeben. Und ein solcher Mann, der den Namen eines Christen nicht aussprechen kann, ohne hinzuzufügen: Fluch über ihn, den Hund! sollte plötzlich aufrichtig ihnen nachahmen wollen?

„Dem ist nicht also gewesen und man konnte es auch nicht erwarten. Seiner Janitscharen entledigt, hat der Sultan nichts eifriger gestrebt, als das Land auszusaugen, diejenigen auszuplündern, die etwas hatten, und das Monopol überall und über Alles einzuführen; dann hat er sich der Trunkenheit ergeben; seine schlaffen Züge, sein matter Blick, seine beständige Feuchte, seine Umgebung von sittenlosen Mädchen und Knaben bezeugen seine Excesse. Ein solcher Mann ist weder ein tiefer Politiker, noch ein geschickter Reformator, noch ein Held; Mahmud ist nichts als ein beschränkter und unwissender Ausschweifling."

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 835. Hamburg. Mittwoch, den 24. Juli. 1833.

Herausgegeben von Eberhard von Hoffrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.


## Eine (englische) Parlamentswahl.

(Aus Großbritannien im Jahr 1833, von dem Baron von Haussez, letztem Marine-Minister Carls X.)

(N.)

So ein Volk, das seinen Antheil an der Souverainität ausübt, das sich seine Mandatarien wählt, das außerhalb und innerhalb seiner Comitien*) durch seine Acclamationen und seine Stimme die Inhaber seines Vertrauens, die Männer, welchen es die Vertheidigung seiner Rechte, die Obhuth seiner Freiheiten anvertraut, bezeichnet, bietet ein imposantes Schauspiel dar. Ja, wahrlich, das ist ein großes Schauspiel! Wem aber daran gelegen ist, sich eine Illusion zu erhalten, die ihn anspricht; wer von dem Enthusiasmus, den er für eine repräsentative Regierung im Allgemeinen und für die englische Regierung insbesondere hat, nicht gern etwas einbüßen möchte, der hüthe sich, Zeuge der Wahlen in Großbritannien zu seyn. Er halte sich, so lange sie währen, zu Hause, sonst wird sich bei ihm ein Glaube verlieren, in dem er sich, wie ihm dieses klar werden wird, nur deshalb gefallen hat, weil er nicht bemüht gewesen ist, sich der Solidität der Grundlagen zu vergewissern, auf welchen er ihn gebaut.

Man vernimmt so eines Morgens, daß es den Ministern gefallen hat, dem Könige sagen zu lassen, er wolle in Gnaden das Parlament auflösen. Da denkt das ganze Volk sich etwas, alle Ambitionen kommen in Aufregung, die Ehrsüchtigen sind auf den Landstraßen, London ist öde, die Provinzen bekommen ihre reichsten Einwohner zu Hause und der aristokratische Stolz demüthiget sich vor dem plebejischen Trotz. Die Gefühle wie die Menschen sind nicht mehr an ihrer gewohnten Stelle. Die gesellschaftliche Stufenleiter ist umgekehrt, und die Beziehungen, die sie begründet und abgetheilt hatte, nehmen Theil an dieser Bewegung. Das hochfahrende Wesen, die Geringschätzung, die Verweigerungen gehen nun von denen, die sie empfangen, auf diejenigen über, die eins und das andere ausgetheilt hatten, und das sehnlichste Flehen erhebt sich von dem Puncte, der für den Augenblick der niedrigste geworden ist, zu dem, der nun am höchsten steht, begleitet von vielfältigen Entschuldigungen, Aetigkeiten und Versprechungen. Da sieht man einen Lord den Handschuh ausziehen, um seine Hand in die rauhe und ungewaschene Hand seines Schlachters, seines Pächters zu legen, dem Einen betheuernd, daß er sein Kunde bleiben, dem Andern, daß ihm sein Pachtbrief erneuert werden solle, sich nach dem Befinden ihrer Angehörigen erkundigend und mit der Bitte um die Stimme die Versicherung seiner Gewogenheit verbindend. „Er hat einen Unglücklichen, der ihm einige Fasanen weggeschossen, nach „Botany-Bay deportiren lassen. Nun bejammert er den armen Schelm, „schilt über die Strenge der Gesetze, und verflucht das Wildprett. Er „will auch dem letzten seiner Hasen den Garaus machen, und sich für „die Begnadigung des Wilddiebs verwenden, so daß dieser mit einer „bloßen Last- und Curiositäts-Reise nach Australien freikommt und das „Verdienstliche einer Reform dann um so höher schätzen wird, als sie es „nicht zuläßt, daß er eine solche Reise noch einmal zu machen braucht. „Er bedauert das Schicksal des Landmanns, der ihm den Zehnten seiner „Enten geben muß. Er will der Erste und der Eifrigste seyn, der auf „die Abschaffung des Zehnten dringt, welcher, obwohl zu seinem Nutzen, „ihm immer widerwärtig gewesen ist. Dem Manufacturisten bei der „Anwendung der Mittel, die Arbeit durch Menschen zu beschränken, Schutz „gewährend, will er dafür sagen, daß es der dürftigen Classe nicht an „Arbeit gebreche. Keine Steuern mehr; und dennoch vollständige Regelmäßigkeit im öffentlichen Dienste! Gänzliche Freiheit, alles zu sagen, „alles zu schreiben, alles zu thun und dabei mehr Ordnung und Ruhe! „Es soll ein goldenes Zeitalter kommen, England ein zweites Eldorado „werden! — Und wovon ist die Eröffnung dieser Aera des allgemeinen „Wohlstandes und der allgemeinen Zufriedenheit abhängig? Davon, „daß derjenige, der allein im Stande ist, alle diese Glückseligkeiten zu „erzielen, ein Mann, der nur auf das allgemeine Beste bedacht ist, der „ihm auch seine einfachsten und bescheidensten Neigungen, seine eingezogene „Lebensweise, seinen Widerwillen gegen äußeren Schein, sein Interesse, ꝛc. „zum Opfer bringt, seinen Zweck erreicht."

Einige Pinsel lassen sich durch diese schönen Reden fangen: sie sagen ihre Stimmen zu. Andere, die besser beseelen sind, lassen sich dieselben abkaufen und bedingen sich die unmittelbare Verwirklichung der Versprechungen aus, die ihnen persönlich gemacht worden, während sie sich hinsichtlich derer, die allgemeine Vortheile betreffen, auf die Ehrlichkeit des Candidaten verlassen. Wieder andere geben ihm ihre Stimmen nicht, weil sie nicht gleicher Meynung mit ihm sind, oder weil sie sich eines Mehreren zu seinem Mitbewerber versehen, oder weil sie anderswo schon bessere Bedingungen gefunden haben.

Jeder Candidat muß cabaliren, das heißt, die Städte und das flache Land durchziehen, bei jedem Wähler, selbst bei denen, von welchen er weiß, daß sie ihm gänzlich entgegen sind und ee sie nicht für sich gewinnen kann, einsprechen, jede Hand annehmend, die ihm dargeboten wird, die Bemerkungen und die oft harten Vorwürfe ruhig anhörend, die ihm gemacht werden, alles zusagend, was von ihm verlangt wird, sich jeder Anmaßung beugend, kurz die Würde der Stellung compromittirend, die ee zu erringen strebt.

Ein Candidat kann, wie groß auch sein Eifer und seine Thätigkeit seyn mögen, nicht bei allen denen persönlich wirken, um deren Gewinnung es ihm zu thun ist. Er wählt aus einer Classe, die sich mit diesem Industriezweige befaßt, einen Wahl-Entrepreneur, der sich gegen eine festgesetzte Summe anheischig macht, ihm Stimmen zu verschaffen. Auch nimmt er einen Advocaten an, der, gegen einige hundert Guinee'n, das

*) So hießen bekanntlich die Volksversammlungen der alten Römer in Sachen, welche die Republik betrafen. Anm. d. Red.



Digitized by Google

Stimmrecht seiner Gegner, ob begründet oder nicht, bestritten und das seiner Freunde vertheidigen muß. Briefe, Diesen, Mahlzeiten, nichts bleibt unversucht. Bei allen Posthaltern, bei allen Gastwirthen wird die Verkehrung getroffen, daß die Wähler kostenfrei reisen und zehren können, was diese sich dann gehörig zu Nutz machen. Die Straßen sind mit vierspännigen Wagen bedeckt, deren Passagiere außer bei dieser Gelegenheit nur auf der Imperiale der Eilwagen ihren Platz haben. Auf jeder Station erwartet ein stets gedeckter Tisch die Reisenden, und dieses überglückliche Leben dauert bis zu ihrer Heimkehr.

Inmitten dieser Präliminarien wird nichts verabsäumt, um gewissermaßen eine dem Candidaten günstige Atmosphäre zu schaffen. Die Zeitungen führen seine Versprechungen an, rühmen seine Talente, citiren Bruchstücke aus seinen Reden, componiren deren selbst, falls er keine gemacht hat, und dehnen sein Lob auf mehrere Generationen aus, die ihm vorangegangen sind. Man sieht in den Straßen von London Leute, die vorn und hinten mit Zetteln behangen sind, deren Schriftzüge von der größten Dimension und von Formen, die am meisten geeignet sind, ins Auge zu fallen, den Namen des Candidaten und die Richtschnur, die er befolgen will, angeben. Wenn dieser Candidat nicht sehr bekannt ist, so wird dem Publikum alles, was er zu sagen oder zu thun beabsichtigt, offenbart. Hat er schon einen begründeten Ruf, so läßt man es dabei bewenden, durch eine Phrase, durch ein Wort das Ziel, auf welches er sein Absehen gerichtet, zu bezeichnen und setzt seinem Namen ein for ever! bei. Das Papier der Anschlagzettel und die Bänder, womit diese gezirrt sind, sind von der Farbe, die der Candidat sich gewählt hat. Seine Anhänger behängen sich, ihre Wagen, ja selbst die vorgespannten Pferde ebenfalls mit dergleichen Bändern.

An dem dazu bestimmten Tage treten beide Parteien sich einander gegenüber. Auf einem öffentlichen Platze sind eine oder mehrere Hustings oder Gerüste zur Aufnahme der Concurrenten aufgerichtet, die, mit Musikanten voraus und von ihren Freunden und dem Theile des Pöbels, der sich für sie erklärt hat, gefolgt, zu Pferde oder zu Wagen eintreffen. Fahnen mit Inschriften, die den Umständen analog sind, halten den Haufen zusammen, der mitten unter dem Beifallklatschen oder auch dem Pfeifen und Zischen der Zuschauer herbeizieht.

Nachdem ein jeder Platz genommen hat, eröffnet die Magistratsperson, die beauftragt worden ist, bei der Wahl den Vorsitz zu führen, und die sich weder durch ein Costüm noch selbst dadurch, daß sie einen Sitz hat, auszeichnet — sie ist fast immer stehend, gleich all den Anwesenden — die Sitzung und läßt die Candidaten aufs Evangelium schwören, daß sie sich keiner unerlaubten Mittel und Ränke bedient haben. Dieser Eid, der unter den Augen eines Publikums geleistet wird, welches weiß, was davon zu halten ist, kann diesem kein großes Vertrauen zu der Werthachtung der von den Candidaten eingegangenen Verpflichtungen einflößen. Nun tritt einer der Freunde eines jeden Candidaten auf, um ihn in einer kurzen aber feurigen Anrede zu empfehlen, in welcher Empfehlung ein zweiter Freund den ersteren unterstützt. Dann erscheint der Candidat selbst und überbietet sich noch in den Lobeserhebungen, die ihm schon gespendet worden sind. Seine Rede muß hübsch weitschweifig, reich an Worten seyn und mit dem Geschrei und den Gebehrden eines Tollhäuslers gesprochen werden.

Diese Formalität wiederholt sich für jeden Candidaten. Finden sich keine Mitbewerber, wird die Wahl nicht streitig gemacht, so zeigt die Magistratsperson an, daß sie sofort zur Ernennung schreiten wird, und ladet die Wähler ein, als Zeichen ihrer Zustimmung die Hände zu erheben. Scheint es ihm, daß die aufgehobenen Hände die Zahl derer, die sich nicht gerührt haben, übersteigen, so proclamirt er das neue Parlamentsmitglied und löset die Versammlung auf.

Dieser Fall ist selten und kommt höchstens in den Städten vor, wo die bekannte Beschaffenheit der Meynung und die drohende Stimmung einer stürmischen Bevölkerung Gewaltthätigkeiten befürchten lassen, die von der Möglichkeit eines Erfolges nicht aufgewogen werden. Das ist der Fall mit den Wahlen von Westminster, Southwark und den großen Manufacturstädten überhaupt. Die rechtlichen Leute, selbst unter den Anhängern der Candidaten, mischen sich nicht unter die stimmenden Haufen, die nur aus den niedrigsten Classen der Wähler und aus einer Masse Gesindels besteht, das mehr und mehr anwächst, weil es so Hoffnung und Vorwand zu Ausschweifungen hat.

Wenn die Wahl streitig gemacht werden soll, so wird, was man einen Poll nennt, aufgemacht. Ein jeder Wähler besteigt das Husting und trägt seinen Namen in das dort für seinen Candidaten offen liegende Buch ein, oder läßt ihn eintragen. Diese Operation kann sich bis vierzehn Tage in die Länge ziehen. Diese Zeit wird von den Mitbewerbern benutzt, um ihre Freunde und die Individuen einzuberufen, auf deren Stimme sie rechnen dürfen. Von einem Ende Englands bis zum andern werden Staffetten abgesandt, es streifen Agenten umher, es reisen Wähler, ohne daß die ungeheuren Kosten, die alles dieses verursacht, diejenigen, derentwegen das geschieht, abschrecken.

Jede Partei sucht sich ihre Vertheidigungs- und Angriffs-Mittel zusammen, manövrirt aufs Beste, und zeigt eine große Geschicklichkeit in dem Gebrauche ihrer Hülfsmittel. Alles ist gut, was zum Ziele führen kann: Weiberumdungen, Vorwürfe, Drohungen. Die Hustings werden zu Tribünen, von welchen die heftigsten Redensarten, die gröbsten Schmähungen ausgehen; zum öftern bleibt es nicht einmal dabei und es kommt zu Thätlichkeiten: es fliegen den Antagonisten Apfelsinen, Aepfel und Kartoffeln an den Kopf. Wenn dies Wurfgeschütz erschöpft ist, so geht es ans Raufen. Die stärkste Partei, die das Schlachtfeld behauptet hat, läßt die Besiegten nicht wieder zu Athem kommen, beendigt die Wahl und macht zum Schluß des Festes noch einen Angriff auf die Häuser der Häupter der feindlichen Partei. Währeddem nehmen die Candidaten, die gewählt worden sind, nebst einem Dutzend derer, die sich noch am besten auf den Beinen halten können, in einer mit Bändern von ihrer Farbe geschmückten Chaise Platz und fahren nun im Triumphe in der ganzen Stadt umher. Von Zeit zu Zeit macht der Zug Halt, damit der Triumphator eine Rede halte; dann geht es wieder vorwärts, und zuletzt zu einem Schmause, der mit Gesängen zu Ehren des neuen Parlamentsmitgliedes, mit Toasts unter Begleitung von Harangueirungen, und mit der Trunkenheit aller Anwesenden endigt.

Diese Ceremonie, unter dem Namen Procession bekannt, ist eine derjenigen, welche der Eigenliebe eines Engländers am meisten zusagt. Diejenigen, die deren Helden gewesen, sprechen mit großer Behaglichkeit davon und lassen keine Gelegenheit unbenutzt, auch die geringfügigsten Einzelnheiten darüber aufzutischen.

Man sollte meynen, dieses alles müßte zu einer völligen gesellschaftlichen Desorganisation führen; doch ist das nicht der Fall, und zwar aus dem Grunde, weil mitten in diesem demokratischen Taumel das aristokratische Princip vorherrschend bleibt. Diese Wahlen werden nicht nach eigener Ueberzeugung gemacht, sondern von dem Volke der oberen Classe der Gesellschaft verkauft, die sie so theuer bezahlt, daß sie immer nur den Höchststehenden zu Theil werden können, welchen an der Aufrechthaltung der Ordnung und an der Erhaltung der Institutionen am meisten gelegen ist. Man nehme den englischen Wahlen ihr Feilseyn, und es werden Volkswahlen, die zu einer reinen Demokratie führen, daraus. Es ist ein höchst glückliches Ding um die Liebhaberei der Reichen dieses Landes für eine Art von Auszeichnung, die den meisten von ihnen dafür, daß sie sich dadurch zu Grunde richten, nur die magere Ehre einbringt, in dem Unter-

Digitized by Google

hause eine gut gepolsterte Bank zu besitzen, auf der sie sich jeden Abend breit machen und schlafen, auch allenfalls zwei- oder dreimal Reden halten können, die gewöhnlich im Geräusch der Conversationen ungehört verhallen; denn die großen Stellen, die einträglichen Aemter, wozu der Eintritt ins Parlament Gelegenheit giebt, fallen in der Regel doch nur dem Verdienste zu. Was man im übrigen Ansehen nennt, das hat in einem Lande, wie England ist, wenig Gewicht.

So erhält sich denn, der Administration des Landes sich anschließend, Dank sey es dem Einflusse, den die durch ihren Reichthum und durch ihre gesellschaftliche Stellung mächtigen Männer üben, eine starke, in dem Boden festgewurzelte und wahrhaft patriotische Aristokratie; Dank den Geldopfern, die mit diesen Wahlen verknüpft sind, hat die Anhäufung von Reichthümern in Händen, die deren sonst im Uebermaaß besitzen würden, ihre Gränze; endlich ist die Nationalrepräsentation Dank der Combinirung zweier Principien, die, obwohl gleich sehr erhaltend, von den liberalen Theorieen verworfen werden, auf der Ueberlegenheit des Rangs und des Vermögens basirt.

Man kann sich in Frankreich schwerlich einen Begriff von den ungeheuren Kosten machen, die mit gewissen Wahlen verknüpft sind. Es giebt deren, wo sich dieselben auf 50,000, 80,000, ja 100,000 £ belaufen. Wenn diese Kosten nicht von der Familie oder den Freunden des Candidaten bestritten werden, so bringen sie ihn oft in eine bedenkliche Lage, ja ruiniren ihn. Dann fügt er sich darein, in irgend einem unbekannten Winkel des Continents bei schmaler Kost zu leben, und mit der ordinairen Post zu reisen, er, dre einige hundert Wähler, deren Stimmen ihm doch zu nichts genützt, aufs kostbarste bewirthet und sie in glänzender Weise von und nach Hause gefördert hat. Aber die Gesellschaft selbst gewinnt dabei; sie behält ihre Form und Stärke: sie gedeiht, und das ist ja die Hauptsache.

Wehe England, wenn einst die Zeit kommen sollte, wo seine Wähler zu rechtliche Leute, um sich zu verkaufen, seine Candidaten zu verständig wären, um sie zu kaufen! dann wäre es am Rande einer Revolution. Die Elemente, die es in sich schließe, und die von einer desorganisationssüchtigen Faction zu diesem gräulichen Zwecke in Reserve gehalten werden, sind nicht mindere furchtbar als diejenigen, durch welche Frankreich seit vierzig Jahren erschüttert wird.

---

## Bruchstücke aus einem noch ungedruckten Werke,

betitelt: Biographische, literarische und politische Memoiren über Mirabeau, von ihm selbst, von seinem Vater, von seinem Oheim und von seinem Sohne.

(Aus L'Europe littéraire.)

(9r.)

Der folgenden Auszüge sind dem ersten Buche entnommen, das ganz von Mirabeau's Hand ist, und welches eine noch nicht im Druck erschienene Notiz über seinen Großvater, den Marquis Johann Anton von Mirabeau, geboren den 21. September 1666 und gestorben den 27. Mai 1727, enthält.

„... Mein Großvater hielt übrigens strenger auf Disciplin als sein nachsichtiger General.*) Es läßt sich denken, daß die Feenheiten der Kirchen und der Klöster an einem Manne dieses Charakters keine große Stütze fanden. Er erfuhr, daß man anfinge, sie zu mißbrauchen; und ließ den Mönchen sagen, sie möchten sich nicht compromittiren, sonst würde er seine Deserteurs bei ihnen abholen. Trotz dieser Warnung bargen die Franciscaner deren; er ließ die Waffen nehmen, und ging gerade auf die Kirche los: die großen Pforten wurden vor ihm geschlossen. Grenadiere, die Axt gebraucht! sagte er, und seinem Befehle ward auf der Stelle Folge geleistet. Kaum waren die ersten Schläge gefallen, als sich plötzlich die Thüren öffneten und im Innern die Cohorte in pontificalibus, das heilige Sacrament an der Spitze, sichtbar wurde. Dauphin, sagte er, sich zu seinem Adjudanten wendend, man lasse den Almosenier des Regiments kommen und dem Thunichtgut da die Monstranz aus den Händen nehmen.*) Das wirkte; die Procession lief davon, er aber ließ die Deserteurs vom Hauptaltar herbeiholen und ihnen den Kopf vor der Thür einschlagen. Obwohl in einem der Zeit befreundeten Lande, dessen Gebräuche man, als der Krone Spaniens zugehörend, möglichst respectirte, war von nun an vor keinem Asyl für die Franzosen mehr die Rede.

Gleich im ersten Feldzuge menagirte er sich so wenig, daß sein erstes Bataillon dezimirt außer Dienst kam und in Garnison gelegt ward; er selbst aber ward an die Spitze des zweiten Bataillons gestellt. Mit diesem auf dem Marsch, um zur Armee zu stoßen, bekam er von dem Prinzen von Vaudemont, dem Gouverneur von Mailand, den Befehl, von der Straße abzuweichen und in ein benachbartes Dorf einzurücken, um dem Könige von Spanien, der dies Jahr nach Italien kam und dort diese Nacht castete, als Garde zu dienen. Der König traf auch wirklich mit seinem spanischen Hofe und den Generalen beider Nationen daselbst ein.

Als mein Großvater sich Abends eingefunden hatte, um die Parole zu empfangen, da trat der Herzog von Medina ihm entgegen, um sie ihm zu geben. Nachdem Ersterer sich Anfangs aufs bemerkbarste taub gestellt hatte, warf er sich in die Brust und sagte, daß, da der König von Frankreich den Obristen, die bei ihm die Wache hätten, die Ehre erwiese, ihnen persönlich die Parole zu ertheilen, sa würde er sie auch hier nicht anders als aus dem Munde des Königs selbst annehmen. Da gerieth sofort der ganze spanische Hof in Allarm; man weiß, wie sehr diese Nation auf Etikette hält, und es war dem jungen Könige vor allem anempfohlen worden, ja die spanischen Formen und Manieren zu respectiren. Es war dieses unter allen Lectionen, die er bekommen hatte, diejenige, deren er sich am besten erinnerte; auch war sie ihm sehr nützlich.

Sein gesammter Hof wollte nicht, daß er nachgeben sollte, und man setzte nun dem Obristen hart zu. Generale und Minister, alle wendeten sich an ihn und baten, er möchte aus Gefälligkeit von seinem Verlangen abstehen; er aber erwiederte, er würde sich alles mögliche gefallen lassen, nur keine Kränkung des Grades, womit er von dem Könige beehrt worden. Er ward an die bestimmten und widerholten Befehle, alles zu vermeidrn und aus dem Wege zu räumen, was den Spaniern im geringsten unangenehm seyn könnte, an die Folgen eines Streites über den Vortritt, ꝛc. erinnert.... Er aber antwortete, man schwatze ihm da dreimal mehr von politischen Dingen vor, als sein Kopf zu fassen vermöchte, deshalb beschränke er sich auf die kurze Erklärung, der König gäbe entweder selbst die Parole, oder er nähme sie nicht an. Mehrere der Offiziere, die ihn kannten, äußerten zugleich, er sey ein unbeugsamer Kopf, und man entschied sich nun, gar keine Parole zu geben; als er dessen aber inne geworden war, und nachdem er zweimal laut gesagt hatte, ob keine

*) Ludwig Joseph, Herzog von Vendome, Sieger zu Villaviosa, ꝛc., geboren im Jahre 1654 und gestorben im Jahre 1712.

*) Der Vater Mirabeau's spricht sich hinsichtlich dieser Anecdote folgendermaßen aus:

„Man würde sehr Unrecht haben, wenn man meynte, daß in dieser militairischen Weise irgend etwas Irreligiöses gelegen hätte. Es herrschte damals noch keine philosophische und absprechende Freigeisterei, und sie hat beim Militair nur Eingang gefunden, indem sie es entwürdigte. Zu meiner Zeit hielten die Alten nicht viel auf die Raisonneurs pro und contra, und sagten, über die Religion dürfte nicht gesprochen werden: es gab also damals keine Philosophen beim Militair, und die starken Geister, die La Bruyere die schwachen Geister nennt, waren nur zu Paris in den Cirkeln der Ninon und anderer zu Hause; an Gottlosen und liederlichem Lebenswandel fehlte es jedoch nicht, wie immer inmitten von Kriegen und Unordnungen."



Digitized by Google

Parole zu ertheilen sey, ging er hinab und rief: Tambours, Rappell geschlagen! — Er hob die Wache auf und setzte sich in Marsch. Da geriethen die Señores in Allarm, als ob alle ungarische Husaren unter sie gefahren wären. Er ward zurückgerufen, und Felipe Quinto raunte ihm ins Ohr: Sanct-Ambrosius und Mayland. Als alles beseitigt war, da sagte er zu den Generalen, wenn sie ihn zu seinem Stabe, was sein eigentlicher Posten sey, zurückgesandt hätten, so würde sein, dann allein gebliebener, Bataillons-Commandant die Parole von einem Kammerdiener angenommen haben, wenn man es gewollt hätte. Am andern Tage kehrte der König, wenn er ihm begegnete, ihm den Rücken zu; man merkte es sich inzwischen für die Folge, daß mit einem solchen Mann nicht zu spaßen sey.

Mein Großvater war mit in dem Treffen von Chiari (1701), wohnte der Schlacht von Luzara bei, und war in der berühmten Blokade von Mantua mit eingeschlossen. Diese lange Station war eine Arena steten Kampfes. Täglich wurden Ausfälle gemacht, um Munition, Lebensmittel, Fourage einzubringen, Posten anzugreifen, Diversionen zu machen. Er zeichnete sich überall aus, hauptsächlich in dem größten Treffen, das von St. Antonio genannt (1702), welches er, an der Spitze von zwölf Compagnieen Grenadiere, eröffnete. Er stieß auf ein Corps, das so stark war, daß es fast für eine Armee hätte gelten können. Er hielt Stand und gab dem Marschall von Tesse, der in der Stadt befehligte, so Zeit, mit der Elite der Truppen herbeizukommen.*) Mein Vater hat die Generale jener Zeit erzählen hören, daß nichts auffallender gewesen sey, als einen Mann von solchem Wuchse auf einem der großen Haufen Bücher, die dort zu Lande aufgestapelt werden, um als Brennmaterial zu dienen, zu sehen, wo er sich von weitem wie ein Kirchthurm ausgenommen habe, um, trotz eines Heeres von viertausend Mann, den Feind zu mustern, während seine Leute platt am Boden lagen. Das Gefecht fiel zu unserm Vortheil aus und der Herzog von Mantua kam als ein ächter Italiener an das Thor seiner Stadt, um die siegreichen Truppen wieder einziehen zu sehen. Da mein Großvater sehr belobt wurde, so gerieth auch er für ihn in Enthusiasmus und sagte am andern Tage, nachdem er ihn im Schauspielhause in seine Loge hatte rufen lassen, zu ihm, er werde an den König schreiben und es sich als eine Gnade ausbitten, daß er ihn zum Brigadier beförderte. Mein Großvater, der nicht wollte, daß man sagen sollte, er verdanke sein Avancement einer solchen Gunst, bat ihn, das nicht zu thun. Ich weiß nicht, ob es ihm nicht eingeleuchtet hat, wie hochherzig dieser Zug zu jener Zeit gewesen; aber als mein Vater der Sache einst, als ihm von dem Marquis von Leuville mitgetheilt, erwähnte, da sagte er bloß: ja, wenn ich damals Brigadier geworden wäre, so würde ich schon Generallieutenant gewesen seyn, als ich mein Brigadier-Patent bekam.

*) Hier wollen wir eine Anecdote mittheilen, die Mirabeau unbekannt war und die dem Bildnisse einer so merkwürdigen und so gutmüthigen Person noch einen pikanten Pinselstrich giebt.

„Da es mir Vergnügen macht, mich so mit Dir zu unterhalten, so will ich Dir auch noch ein Factum mittheilen, was ich dieser Tage gehört habe. Der Graf von Cologon erzählte, von dem Marschall La Zare, damals noch ein junger Obrist in Italien, beim Regimente Saluces, gehört zu haben, daß nach einem glänzenden und furchtbaren Treffen, wo meines Vaters Regiment aufgerieben und seine Montur ganz von Kugeln durchlöchert worden war, der Rest dieses Regiments nebst dessen Fahnen auf einem einzigen Wagen nach Cremona zurückkehrte. Er ward als ein Held von dem Marschall Tesse und der Armee begrüßt. Ein Bruder des Herrn von Chamillard (Kriegsminister unter Ludwig XIV.) der Marechal de Camp war, sagte zu ihm: Mein Herr, Sie können darauf rechnen, daß ich Ihnen bei meinem Bruder das Wort reden werde. Da sah dieser Teufelskerl ihn mit großen Augen an und erwiederte: Ihr Herr Bruder kann von Glück sagen, daß er Sie hat, denn ohne Sie würde er der größte Pinsel im Königreiche seyn."

Der Marquis von Crequy, ein General von großem Rufe und Verdienst, aber hochfahrend und ehrgeizig, war Generaldirector der Infanterie; er erhielt der Zeit vom Könige den Befehl, daß alle Obristen der Infanterie die Rechnungen für ihre Regimenter durch seine Hände gehen lassen sollten, was er dann den Majoren bei der Losung ihren Obristen zu notificiren befahl. Mein Großvater empfing seinen Major sehr übel, und wollte nichts dergleichen glauben; doch blieb das Factum nicht lange zweifelhaft, eben so wenig als seine Gesinnung darüber. Ueberhaupt beleidigt über eine solche Neuerung, vor allem aber beleidigt, daß man ihn nicht irgend einer, mindestens vorbereitenden, Privatmittheilung würdig gehalten habe, beschloß er, lieber zu brechen als zu biegen, und sprach sich nun so laut darüber aus, daß er einen jeden für einen Wicht halte, der seine Stelle so entwürdigen ließe, daß dadurch eine allgemeine Emeute veranlaßt ward. Herr von Vendome war nicht bei der Armee, daher die Sache bis zu seiner Ankunft unentschieden blieb. Sobald er aber eingetroffen war, ging er zu ihm, und der Marquis von Crequy, der eben im Vorzimmer war, redete meinen Großvater freundlich an, und machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich nicht schon mit ihm explicirt habe, hinzusetzend, daß er ihm gleich und gern gesagt haben würde, daß Befehle der Art für ihn keine Bedeutung hätten, obwohl es nicht zu läugnen sey, daß manche Obristen sich auf Kosten ihres Regiments bereicherten, Stellen offen ließen, und tausend andere Unordnungen begingen oder ihnen durch die Finger fähren, die nur an Ort und Stelle und durch eine Aufsicht übende Authorität zu unterdrücken seyen.

Mein Großvater hielt den Marquis von Crequy, einen durch Geburt, Ruf, Talent und Muth höchst ausgezeichneten Generallieutenant sehr in Ehren. Er gab ihm also eine verbindliche Antwort, setzte aber hinzu, daß er auf keine Auszeichnung vor seinen Kameraden Anspruch mache. Eben so sprach er auch hernach zu dem Herrn von Vendome Angesichts der Armee; und da der Fürst sah, daß hier nur die Wahl sey, der Autorität ein Dementi zu geben oder die gesammte Infanterie aufsässig zu machen, so half er sich damit, daß er sagte, sie möchten sich an den Hof wenden. Das that mein Großvater wirklich, und da ging dann die Antwort ein, daß Obristen, die so, wie er, dienten, nach wie vor ihre Rechnungen direct eingeben könnten, was denn so viel hieß, daß sich niemand an den gegebenen Befehl zu binden brauchte.

Inzwischen ging unsere Sache in Italien sehr schlecht. Herr von Catinat war, wie bekannt, nur einen Augenblick bei dieser Armee gewesen. Sein Name erinnert mich an eine Anecdote, die ich meinen Vater, als von dem seinigen gehört, der diesen großen Mann nachher sehr hatte kennen und verehren lernen, habe erzählen hören. Mein Großvater kam einst in das Bureau des Heern von Saint-Penange und wandte sich, da er ihn nicht vorfand, an einen Commis, der in dessen vorderem Cabinette am Bureau saß, ihm sagend, das sey nun schon das zehnte Mal, daß er in der und der Angelegenheit käme. Als der Commis erwiderte, er wisse nicht, ob die Sache in Ordnung sey, da herrschte der Fragesteller ihn zu: nun, so sehen Sie nach; Sie sollten es wissen! Da holt der Mann seine Brille hervor, nimmt von dem Bord hinter sich ein großes Buch herunter, sieht emsig darin nach, und erklärt dann, er fände von der fraglichen Sache nichts. Noch eine Impertinenz in den Bart murmelnd, kehrt mein Großvater ihm den Rücken und geht fort, begegnet aber unten an der Treppe dem Herrn von Saint-Penange, mit dem er wieder umkehrt. Wie erstaunte er aber, als Herr von Saint-Penange beim Eintreten in das Gemach zu dem Individuum, das er für den Commis gehalten hatte, sagt: Ei, mein Gott, Heer Marschall, Sie hier? und so gütig, auf mich zu warten! — Diese philosophische Zug des tugendhaften Stolzes eines großen Mannes durfte nicht verloren gehen.

(Der Beschluß folgt.)

## Beschreibung der Salzwerke von Wielizka.

(2)

In der Entfernung einer Meile von der Stadt Krakau, südlich am Fuße der ersten Bergkette der Karpathen, liegt die kleine Stadt Wielizka, berühmt durch ihre Salinen. Es giebt keine merkwürdigern in ganz Europa, sowohl wegen ihrer Schätze als wegen der Schönheit ihrer unterirdischen Werke. — Bevor wir ihre Beschreibung beginnen, wollen wir eine Idee der Geschichte derselben geben.

Nach den einen wurden sie zu Anfang des zwölften Jahrhunderts entdeckt; nach andern, und das ist die am allgemeinsten angenommene Meynung, unter der Regierung Boleslan's V., der Keusche genannt, gegen das Jahr 1240. Die Volks-Tradition berichtet, daß dieser Fürst, mit der heiligen Kunigunde, Tochter des Königs von Ungarn, Belas IV., versprochen, ihr einen Ring schickte. Als die Prinzessin ihren Vater verließ, um zu ihrem Gemahl zu eilen, forderte sie als Mitgabe und Geschenk das, was dem Reichen und dem Armen gleich unentbehrlich ist, d. h. das Salz, was sich in den Minen von Ungarn befand. Als sie nun vor ihrer Abreise noch hinabstieg, verlor sie ihren Verlobungsring. Nach ihrer Ankunft in Polen war ihre erste Sorge, nah bei Krakau die Erde aufgraben zu lassen. Da wurde mit einemmale der Ring wiedergefunden und man entdeckte zu gleicher Zeit die erste Ader der unerschöpflichen Mine, die, seit sechs Jahrhunderten, eine Quelle von Reichthümern für Polen ist, ohne daß es scheint, daß sie sich je erschöpfen könne. Wielizka, vormals ein Haufen elender Hütten, ist jetzt, Dank seinen Salinen, eine der schönsten kleinen Städte unsers Landes. Der Ertrag dieser unterirdischen Reichthümer bildete einen der Hauptbestandtheile der Casse der Könige von Polen und die Königinnen zogen ihre Einnahmen daher. Casimir der Große organisirte die Salinen und machte für ihre Verwaltung ein Reglement, das durch seine Nachfolger bestätigt worden und in die Sammlung der polnischen Gesetze aufgenommen ist.

Seit diese Minen im Gange sind, haben zwei Brände stattgefunden: der erste im Jahre 1510 durch die Bosheit eines Arbeiters, der absichtlich Feuer anlegte; dieser Brand kostete den mehresten in Arbeit begriffenen Menschen das Leben. Kasielecki, einer der Bergleute, stieg in die Tiefe hinab und versuchte, allen Gefahren trotzend, das Feuer zu löschen; Betman, Bürger von Krakau, ein Greis von siebenzig Jahren, wollte die Gefahren und den Ruhm der Unternehmung theilen. Kosciolecki konnte, trotz seines guten Willens, anfangs nicht bis zu dem Orte gelangen, wo das Feuer war: überwältigt von dem Rauch fiel er ohnmächtig um. Betman brachte ihn wieder zum Leben und es gelang ihrem vereinten Bemühen endlich wirklich, dem Brand Einhalt zu thun.

Das zweite Unglück dieser Art trug sich im Jahre 1644 zu. Das Feuer brach in einem der Corridors in Heubündeln aus, die man unvorsichtigerweise dort gelassen. Menschen und Pferde kamen alle um. Der Brand dauerte ein ganzes Jahr, während welches alle Arbeiten unterbrochen wurden, was denn den Preis des Salzes beträchtlich steigerte.

Wielizka liegt in der Tiefe eines schönen Thales, das man in der letzten Zeit noch zu verschönern sich bemüht hat. Die schöne Chaussée, die von Wien nach Krakau führet, geht ganz nah an der Stadt vorbei, die ziemlich gut gebaut ist und reinliche Straßen hat.

Die Minen von Wielizka theilen sich in drei Flächen oder Stockwerke, zu welchen man noch ein viertes zählen kann, das nur aus Corridors oder Stollen besteht. Es existiren eilf Oeffnungen, die dazu dienen, das Salz heraufzubringen; es ist auch eine Pumpe da, um das Wasser auszuschöpfen.

Die Neugierigen, die die unterirdischen Räume zu sehen wünschen, müssen ihre Namen bei dem Salins-Director einschreiben; man giebt ihnen lange Blousen oder weiße Hemden, damit der Salzstaub ihre Kleider nicht verderbe.*) Sie haben die Wahl von zwei verschiedenen Arten einzufahren, d. h. in die Tiefe zu gelangen, entweder mittelst eines Taues oder auf einer Treppe oder vielmehr Leiter, um in das erste Stockwerk zu kommen. Die Leiter hat 470 Sprossen oder Stufen, mit mehreren Ruhepuncten, um den Schwindel zu vermeiden, den eine so große Tiefe hervorbringen könnte.

Die Reisenden, welche die erstere Art vorziehen, treten in eine Art von Schoppen, der einen enormen Schacht bedeckt, an dessen Oeffnung ein Cylinder oder Winde angebracht ist; an einem großen, an dieser Winde befestigten Tau hängt eine dreifache Reihe, von Teagriemen verfertigter Sitze; die ersten nehmen kleine Knaben ein, welche singend ihre Lampen halten. Dann setzt sich der Führer, welches ein Bergmann ist, und dann kommen die Fremden. Kaum sind die ersten Reisenden hinunter, so bedeckt man den Schacht mit Brettern, um bald darauf wieder andere herunterzulassen. Man behauptet, daß bei dieser Art der Einfahrt nicht die mindeste Gefahr sey. Indessen bekenne ich, daß schon der bloße Anblick mich schaudern gemacht hat. Welche Beklemmung muß man nicht fürchten, sich so über dem Abgrunde schweben zu fühlen, dessen Grund man bei dem schwachen Lampenschein schwer entdecken kann. Das Tau rollt sich ab, so wie man sitzt und man sinkt schnell in die Tiefe. Der Conducteur hält einen Stock in der Hand, mit welchem er das gebrechliche Fahrzeug leitet und es verhindert, an den Wänden des Schachts anzustoßen, den häufigen und gefährlichen Stößen auf diese Weise zuvorkommend, die es ohne dieses erleiden würde.

Nach ungefähr zwei Minuten beständiger Angst ist man herabgekommen und verläßt seinen Sitz. Da wird denn das Auge durch ein Schauspiel von Wundern überrascht. Man befindet sich im ersten Stockwerk (man nennt das zweite Stockwerk, was unter dem obern und das dritte, was unter dem zweiten ist), dessen Betrachtung höchst merkwürdig und erstaunenswerth ist. Es enthält eine große Menge mehr oder minder breite Gänge oder Stollen, eine dem heiligen Antonius gewidmete Kapelle, mit ihrem Altar, ihren Säulen, ihrer Kanzel und selbst zwei Chorknaben, in rosenfarbenem und transparentem, crystallisirtem Salz ausgehauen, dessen Ader jetzt erschöpft ist. Jetzt sind nur noch einige Fragmente dieses Salzes übrig, woraus die Arbeiter, zu ihrem Nutzen, Uhren, Ringe, kleine Kanonen und andere Spielwerke verfertigen. Am Eingange der Kapelle sieht man die Statue des Königs von Polen, August's II., in natürlicher Größe und aus einem einzigen Block gemacht. Man hatte sie, als Gegenstand der Neugierde, nach Warschau geschickt, aber da man bemerkte, daß der Contact der atmosphärischen Luft anfing, ihr zu schaden, so schickte man sie nach Wielizka zurück. — In einiger Entfernung von der Kapelle befindet sich der Saal des Lustre, also genannt wegen einer unermeßlichen Girandole in Diamanten von Salz, die im Gewölbe aufgehängt ist. Dieser Saal, von den Bergleuten Klosch a genannt, ist von enormen schwarzen Pfeilern umgeben (denn das Salz in Masse zeigt diese Farbe), von kleinen Puncten bedeckt, die bei dem Lichte der Fackeln, Lichter und Lampen, die sie erleuchten, wie Diamanten glänzen. Corridors, Gänge und Stollen ohne Ende laufen von da aus und verlieren sich in der Finsterniß: kaum ist man

*) Auch in den sächsischen Silberbergwerken müssen die sie besuchenden Fremden, Männer und Frauen, Bergmannskleider anlegen. Dies geschieht aber nicht blos, um ihre Kleider zu schonen, sondern auch um Unglück zu verhüthen, weil sie damit irgendwo hängen bleiben und von den sie verfassenden Maschinen zerschmettert werden oder von den Leitern herabstürzen könnten. Anm. d. Red.

Digitized by Google

in dem Saal, so verschwindet der Eingang, durch welchen man hineingekommen, zwischen den Arcaden; nie könnte man sich aus diesem Labyrinth herausfinden, ohne einen die Oertlichkeiten vollkommen kennenden Führer zu haben. An den Wänden dieses Saales, wie an denen der andern, sind kleine Leitern, die einen über den andern, befestigt, auf welchen man die Arbeiter mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit auf- und absteigen sieht. Man kann sich das Gefühl nicht vorstellen, das den Zuschauer ergreift, wenn er diese Menschen über den Abgrund hängen und die Mauern erklettern sieht, die das Licht ihrer Lampen schimmern macht. Sie erheben sich zu einer solchen Höhe, daß es einem übel wird, es nur zu sehen; kaum daß das Auge des Hinaufblickenden noch einen schwachen Schein ihrer Lampe gewahrt. Um besser von der Höhe dieses Gewölbes zu urtheilen, muß man einen Wasserfall beobachten, der, nachdem er sich tausendmal an den Felsen gebrochen, endlich in Masse niederfällt, um dann sich ruhig fortzuschlängeln. Eine kleine Treppe, mit einem leichten Geländer, folgt auf gewisse Weise den Windungen des Wassers; es scheint zuweilen, daß die Personen, die hinaufsteigen, sich mit dem Dunst des Steomes vermischen. Es ist ein zugleich bezauberndes und schreckliches Schauspiel: dieser Saal, dieses Gewölbe, dieser Wasserfall, diese Menschen, die erscheinen und verschwinden, wie Lichtkäfer — ein so außerordentliches Ganzes kann man niemals beschreiben. Man muß es sehen; denn die Malerei selbst vermag nicht, alles das zu reproduciren, was ein Raum von siebentausend Fuß Länge und dreitausend Fuß Breite an Schönheiten und Merkwürdigkeiten enthält.

Ich darf das schöne Phänomen für die Anschauung nicht übergehen, das sich denjenigen darbietet, die aus der Tiefe der äußern Oeffnungen der Mine die Augen nach dem Firmament erheben; obgleich die Sonne am Horizont steht, so sehen sie doch zu allen Stunden des Tages, wenn der Himmel nicht mit Wolken bedeckt ist, die Sterne schimmern.

In den Zwischenräumen der Säle und der andern Oertlichkeiten, wovon ich später sprechen werde, befinden sich viele Gänge, bald breit und hoch, bald niedrig und eng, so daß kaum drei Personen neben einander durchgehen können. Die mehresten dieser Gänge oder Corridors des ersten Stockwerks werden von einem enormen Gerüst von unbehauenem Holz getragen. Diese vormals gebräuchliche Methode hatte die Unzuträglichkeit, nicht fest und dauerhaft zu seyn und Feuersbrünsten zur Nahrung zu dienen. Sie ist glücklicherweise für die untern Stockwerke aufgegeben worden, wo die tragenden Pfeiler von dem Salzfelsen selbst gebildet sind.

Es ist zu bemerken, daß, je mehr man senkrecht in das Innere der Erde dringt, das Salz desto reiner und die Mine desto ergiebiger wird. Aus diesem Grunde zieht man vor, senkrecht immer tiefer zu graben, statt sich horizontal auszubreiten.

Die Luft in allen diesen Souterrains ist vollkommen trocken und gesund; kein giftiges Thier kann darin leben; eben so wenig findet man Kröten und Mäuse darin; das Gas ist nicht verderblich, es entwickelt sich in geringer Quantität und seine Entzündung bringt keine Explosion hervor. Es ist unwahr, obgleich einige Schriftsteller es behauptet haben, daß die Bergleute nicht lange arbeiten könnten, ohne daß es ihrer Gesundheit schade; es ist auch eben so wenig gegründet, daß sie ihr Leben zubringen, ohne je das Tageslicht zu sehen; im Gegentheil beträgt ihre Tagesarbeit nur acht Stunden, wornach sie heraufsteigen, um zu ihrer Familie heimzukehren. Die Pferde werden mittelst Tragriemen hinuntergelassen; diese armen Thiere haben hier ein ziemlich unglückliches Ansehen; man wählt aber auch mehrentheils alte und blinde, da ihre Bestimmung nur ist, ein Rad zu drehen, das das Salz in die Höhe bringt, oder die Pumpe zur Ausschöpfung des Wassers in Bewegung setzt.

Man rechnet, daß mehr als 1200 Menschen zur Bearbeitung der Minen angestellt sind; von dieser Zahl sind ungefähr 400 Salzschneider; der Rest besteht aus Arbeitern und Gehülfen aller Art.

Jeder Bergmann hat seine Lampe, um sich bei seiner Arbeit zu leuchten; sie ist an seinem Gürtel befestigt. Die Arbeiten zur Gewinnung des Salzes werden, wie in Steinbrüchen, mit der Hand und mit Hülfe von Pulver ausgeführt. Die abgehauenen oder abgesprengten Salzmassen werden zunächst in cylinderförmige Blocks, in der Gestalt von Fässern, jeder zu 5—6 Centnern an Gewicht, geschnitten; die Blocks von geringerer Dimension werden als Krumen oder Stücken behandelt und kleinere Stücken und im Allgemeinen alle Reste, werden in Tonnen oder Fässer von Holz gethan. In den untern Stockwerken bedient man sich, wegen der immer bedeutenden Quantität des Salzes, das zum Transport bereit liegt, eines sehr großen hölzernen Kastens, den man mittelst eines von vier Pferden getriebenen Rades in die Höhe windet.

Zu Wieliczka unterscheidet man vier Sorten von Salz; das rohe oder grobe Salz, das grüne Salz (zielona), das weiße Salz (szybikowa) und das durchsichtige christallisirte Salz (oczkowata). In der Tiefe von ungefähr 1000 Fuß findet sich das erste Lager reinen Salzes; die ersten Lager enthalten eine Mischung von Thonerde, Muscheln und Versteinerungen, wornach die Geologen die Epochen der Bildung dieser verschiedenen Salz-Bänke würdigen können.

Seit Wieliczka Oesterreich gehört, kann man versichern, daß der jährliche Ertrag der Salinen eine seiner wichtigsten Einnahmen ausmacht. Im Jahre 1809 hat Oesterreich aus diesen Minen 1,700,000 Centner Salz gezogen; nach archivarischen Rechnungen hat man, seit der Entdeckung des Salzwerks, 550 Millionen Centner bezogen.

An keinem Orte der Erde ist der Mensch je weiter in das Innere der Erde gedrungen, als zu Wieliczka; er zerspaltet sie da mit dem Eisen bis auf 1000 Fuß in verticaler Richtung. Die hinsichtlich der Minen angestellten Untersuchungen ergeben, daß der Boden von Wieliczka 255 Metres über der Meeresfläche liegt, während die Werke in den niedrigsten Stockwerken, nach der Berechnung der Arbeiter, 50 Metres unter derselben sind. Trotz dem ist man noch nicht auf Wasser gekommen.

Zwischen dem Saale des Lustre und der Kapelle findet man noch, in demselben Stockwerk, einen Obelisken von Salz, der zum Andenken an einen Besuch des Kaisers von Oesterreich, den dieser 1817 in den Salinen machte, errichtet worden ist.

Dann kommt der Ball-Saal (Lentow); da gewöhnlich werden die Bälle gegeben, wenn erlauchte und berühmte Fremde das Salzwerk besuchen. Wieliczka ist von vielen auswärtigen Souverains und von allen seinen Königen besucht worden. Hier könnten die Maschen eine Lection in der Demuth nehmen! Was sind ihre schönsten Werke gegen die des Schöpfers?

In diesem Saale wurde 1813, nach dem russischen Feldzug, als die von dem Fürsten Poniatowski commandirte Armee sich nach Krakau zurückzog und die Regierung da eine Zuflucht suchte, eins der schönsten Feste gegeben, was je da stattgefunden hatte. Es war das letzte Nationalfest! Wieliczka ging bald nachher unter österreichische Herrschaft über und ist seitdem unter derselben geblieben.

Man behauptet, daß dieser Saal der schönste in den Bergwerken sey wegen seiner Säulen, seiner außerordentlichen Höhe und der Gallerie, worauf bei Bällen das Orchester ist. Ich bekenne inzwischen, daß es derjenige ist, welchen ich am wenigsten liebe; die Mischung von Transparents, hölzernen Verzierungen und Geräthen ꝛc. contrastirt auf die unangenehmste Weise mit der Erhabenheit der Werke Gottes. Die Zuthaten dieses Locales erscheinen kleinlich, sie sind fast lächerlich, den ewigen

Digitized by Google

Massen zur Seite, an welche sie sich anschließen. Im Allgemeinen scheint es mir, daß die Kunst hier verderbe, statt zu verschönern. Ich habe das Bergwerk illuminiet gesehen; ich habe es auch gesehen, beim schwachen, zersteenten und flüchtigen Schein der Lampen der Bergleute, was den Eindruck des unermeßlichen Umfangs und seiner tiefen Finsternisse unendlich erhöhte; auf diese Weise gesehen, ziehe ich Wieliczka bei weitem vor. Dann zeigt sich die Majestät, der erhabene Schrecken dieser Oete in ihrer ganzen Größe; da das Auge die Höhe dieser Gewölbe, die Tiefe dieser Abgründe nicht ermessen kann, so macht die Phantasie sie vielleicht noch größer, als sie in der Wirklichkeit sind.

Ich verlasse diese Ansicht noch nicht, unter welcher ich hier die Souterrains von Wieliczka betrachte: man hat keine Idee von dem Eindruck, den ein angezündetes Stück Papier, das man von der unermeßlichen Höhe in den darunter liegenden Abgrund wirft, macht. Man sieht es, von der Luft getragen, sich drehen und schwanken, immer sinken, immer tiefer und tiefer; das Auge folgt begierig dem Lichte, das allein in der dichten Finsterniß glänzt, bis es immer entfernter endlich ganz verschwindet. Ich finde, daß das Unbestimmte einer solchen Hellung, das Fackel- und Lampenlicht der Bergleute, hinlänglich, um die Gegenstände zu gewahren, ohne sie deutlich erleuchtet zu sehen, vollkommen der Gattung von Schönheit entspricht, welche diese Werke charakterisirt.

Einen Ort giebt es indessen, wo das Licht die Wirkung und die Größe des Schauspiels vermehrt, das die Mine dem Reisenden darbietet; das ist der Saal, wo sich der See, Przykos genannt, befindet; es ist schwer, sich etwas poetischeres vorzustellen. Wenn die schönen Künste in unserm Lande mehr cultivirt wären, so würde dieser Anblick das Talent mehr als eines Zeichners inspirirt haben.*) Welche Vorbilder hätte Dante da finden können! Was er aus seiner Einbildungskraft geschöpft hat, existirt da in der Wirklichkeit. Nie könnte die Hölle besser dargestellt werden.

Man tritt in einen unermeßlichen Saal, dessen Gewölbe die Wolken zu berühren scheint, ob man sich gleich tief im Schooße der Erde fühlt. Ein See, so mit Salz gesättigt, daß seine Oberfläche ganz schwarz davon ist, nimmt den ganzen Raum ein. Es bleibt nur eine Art von Quai (Kayen) mit einer Ballustrade übrig, von wo aus man diejenigen sich einschiffen sehen kann, die dieses Wasser befahren wollen. Ein platter Kahn ist am Ufer angebunden. Er verläßt das Ufer, sich auf dem See wiegend und verliert sich in einer finstern und tiefen Höhle, wo er anhält. Dann läßt sich eine melancholische Musik hören; es ist die einer dem Auge der Zuschauer nicht sichtbaren Harmonika. Bald wird ein Feuerwerk in der Tiefe der Höhle abgebrannt. Bengalisches Feuer, den Raum wie Tageslicht erhellend, giebt den Menschen in ihren weißen Hemden ein leichen- oder geisterähnliches Ansehen, das vollkommen die Idee erweckt, die man sich von der Hölle macht. Tausend auf dem See angezündete Schwärmer und Raketen erleuchten die Höhe bis zur obersten Wölbung und zeigen die enorme Höhle. Dann kehrt alles in die Finsterniß zurück und der Mensch steht von Schauer und Schrecken ergriffen da.

Das ist Wieliczka an einem Tage des Festes, wenn ausgezeichnete Personen in diese Tiefen hinabsteigen. Uebrigens bewahre Gott jeden vor allzuzahlreicher Versammlung, denn dann ist es ernstlich gefährlich: die sich ohne Unterlaß von derselben Seite her drängende Menge verstopft die Gänge, die, wie ich bereits gesagt, sehr eng sind; man schiebt und stößt sich bis zum Ersticken. Da ist kein Mittel zu Flucht und Rettung; eine Art von Schicksal treibt die einen den andern nach; es ist unmöglich, anzuhalten. Einen andern Weg zu nehmen, ist gleich schwierig; man wagt, sich zu verirren; und dann, sey es, daß es die Klugheit erheischt, sey es, daß man dem gemeinen Volke erlaubt, sie sich zuzueignen, die in den Galerieen aufgestellten Lichter verschwinden mit der Menge. Ich bin dennoch genöthigt gewesen, auf einem andern Wege zurückzukehren und ich spreche hier davon, weil ich gerade dadurch die Minen in größerem Detail habe kennen lernen.

Dem Wogen der Menge entronnen, hatte ich endlich einen Bergmann zu dem Versprechen gebracht, mich mit meiner Gesellschaft aus dem Saale des See's durch einen andern Ausgang als den zu bringen, in welchem die Menge der Neugierigen sich fortwälzte. Er ließ uns noch um ein Stockwerk abwärts steigen, dann führte er uns durch so dunkle und enge Gänge, daß wir alle ein fast unaushaltbares Uebelbefinden empfanden. Obgleich die Luft darin so feisch und trocken als in den andern Orten des Innern der Minen war, so schien es uns doch, als müßten wir ersticken. Als wir uns gerade in dieser Tiefe befanden, sagte uns unser Führer, daß diese Galerieen als nicht sicher betrachtet würden und daß man deshalb fast niemals Reisende dahin führe. Diese Bemerkung machte denn, daß wir fast laufend hindurcheilten. Unser Führer hielt uns an: „Sie sind in diesem Augenblicke unter dem See," sagte er uns. Bei diesen Worten richteten sich unwillkührlich alle Köpfe in die Höhe, als wenn wie die Wahrheit seiner Behauptung hätten verificiren können. An der Decke des Corridors hingen eine Art von Eiszapfen, Stalactiten von crystallisirtem Salz. Es scheint, daß es durch die ganze Masse durchschwitzt; und da ist es, wo man wirklich die Wände mit Diamanten incrustirt glauben kann. Wir widmeten der Bewunderung nur einige Secunden: der Wunsch der Selbsterhaltung ließ uns so schnell wie möglich diesen gefährlichen Tunnel verlassen. Inzwischen bin ich jetzt, wo ich mich dessen mit kaltem Blute erinnere, sehr zufrieden, ihn gesehen zu haben.

Ich füge noch, hinsichtlich des Umfangs der Mine, hinzu, daß wenn man die Länge aller Stollen, Gänge und Gemächer der verschiedenen Stockwerke, die sich in jedem Sinne kreuzen, zusammensetzte, dies ein Total von hundertundzwanzig französischen Meilen geben würde.

Denjenigen Wißbegierigen, die kühn genug sind, um Vergnügen daran zu finden, zeigt man die Art, wie man das Salz mit Pulver sprenge. Die Dichtheit der Massen ist so groß, daß ich, ob ich mich gleich ganz in der Nähe der Mine, im Augenblicke, wo sie losging, befand, doch die Explosion nicht hörte, obgleich, wie man sagt, das Geräusch davon dem Halle des Donners gleicht und die Echo's es von Abgrund zu Abgrund wiederholen. Ich bin an dem Orte gewesen, wo das Salz minirt worden war; ich habe ein Stück Mauer zu meinen Füßen fallen und zerbrechen sehen.

Der Schrecken, den man, selbst wider Willen, in diesen unterirdischen Räumen empfindet, kann nicht ohne Grund seyn. Die alten Werke sind nicht mit der Solidität der neuen gemacht und ohne Zweifel könnten die Stöße eines starken Erdbebens die Salinen verschlingen. Glücklicherweise ist dieses Phänomen in unserm Lande selten und noch seltener heftig.

Die Treppe, die aus dem Innern in das erste Stockwerk führe, ist von Holz; alle andern sind in den Felsen gehauen.

Man hat sechs Stunden nöthig, um einen Theil der Minen zu sehen, und in dieser Zeit kann man noch dazu nur sehr oberflächliche Einsicht gewinnen. Man behauptet, daß kaum ein Monat zureichen würde, wenn man acht Stunden täglich dazu verwendete, um sie gründlich zu besehen und im Detail zu untersuchen.

*) Der Verfasser bemerkt früher mit Recht, daß selbst die Malerei noch nicht im Stande sey, ein Bild von diesen unterirdischen Wundern zu geben, das eine treue Idee von der Wirklichkeit weckte. Wir haben aber vor mehreren Jahren ein, von demselben Stoffe gebildetes Modell des ganzen Bergwerks mit allen seinen Localitäten hier in Hamburg gesehen, wovon alle, die es einst besuche, bezaubert waren. Wir erinnern uns desselben mit dem größten Interesse und ermahnen alle unsere Leser, es nicht ungesehen zu lassen, wenn sich ihnen einmal die Gelegenheit dazu darbietet.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Diese Beschreibung ist zum Theil aus einem Werke über Krakau und seine Umgegenden (in polnischer Sprache herausgegeben von Grabowsky, wovon die zweite Ausgabe 1820 in Krakau erschienen ist) genommen, zum Theil aus dem Gedächtniß niedergeschrieben. Ich bin zweimal in diese Salzwerke hinabgestiegen und habe die Details, die man so eben gelesen, selbst beobachtet. Mme.....ska.

## Das Johannisfest zu Florenz.

(2.)

Florenz, das sein Name so angenehm und so wahr charakterisiet, hat von den Händen der Natur, wie von der Arbeit der Künste, alles erhalten, was eine prächtige Stadt verschönern und zieren kann. Am Ufer des Arno liegend, auf einem grünenden und blühenden Teppich, bietet sie von Außen die Reize so reicher als lockender Fluren dar; im Innern fesseln das Auge des Reisenden seine Paläste, so wie der elegante und zugleich ernste Styl seiner Tempel, und reißen zu einer Bewunderung hin, die Rom und Venedig vielleicht nicht in demselben Grade erweckt haben. Es ist mehr Größe in den Gefühlen, die der Anblick von Rom uns einflößt, mehr Originalität in den Eindrücken, die Venedig auf uns macht; aber es liegt in der Beleuchtung des majestätischen und so zu sagen gefallsüchtigen Florenz, daß seine Marmor-Paläste mit Blumen umkränzt und zugleich Stadt und Garten ist — es liegt, sagen wir, in dieser Betrachtung ein süßer und durchdringender Zauber, den man von andern berühmteren Gegenden Italiens vergebens erwarten würde.

Man bewundert Neapel und Rom, Florenz gewinnt man lieb. Sein Klima ist gemäßigt, wie der Charakter seiner Einwohner. Diese, geordnet, friedlich und nüchtern, suchen das Vergnügen in seinen zartesten Quellen. Sie bedürfen Musik, Theater, Verse, prachtvolle Feierlichkeiten, Feste, fast immer allegorischer Art, deren Sinn ihr lebhafter Verstand in allen seinen Einzelnheiten erfaßt. Die Zahl dieser Feste ist groß; aber wir wollen hier nur von einem einzigen sprechen, von dem nämlich, was jedes Jahr zu Johannis stattfindet; dies bietet Umstände von ganz neuer Wirkung dar, die uns lebhaft ergriffen haben.

Sein Ursprung steigt bis in die Zeit der Medicis hinauf; es ist eine Tradition des alten Florenz, die das neue sorglich beibehält und die wahrscheinlich noch auf viele künftige Geschlechter übergehen wird; denn, es ist bemerkenswerth, bei den Völkern, die Monumente besitzen, haben die allgemeinen Ideen Festigkeit, die Sitten und Gebräuche scheinen sich auf den Marmor zu stützen; es sind, so zu sagen, Statuen, die Jahrhunderte hindurch stehen bleiben. Das florentinische Volk, durch sein Klima zur Unbeständigkeit geneigt, wird durch den unveränderlichen und ernsten Anblick seiner Gebäude in der Gewohnheit erhalten; es scheint, daß, Angesichts dieser Meisterwerke der Kunst, die seit so alter Zeit dieselben geblieben sind, die Veränderung nicht erlaubt sey.

Ist der Abend des Johannistages gekommen, so stehen auf einmal die beiden Quais des Arno, die mit prachtvollen Häusern besetzt sind, wie durch einen Zauberschlag von einer unzählbaren Menge von Fackeln und Lampen erleuchtet. Der Arno reflectirt von allen Seiten diese beweglichen und verschiedenartigen Flammen; man möchte sagen, daß der Fluß auch angezündet sey, so strahlt er glänzend die Helluug zurück, die die Ufer ihm zuwerfen. Nicht daß die Gewässer des Arno breit und tief wären; nein er würde, besonders in dieser Jahreszeit, nur ein Bach seyn und zu Florenz, wo nichts unbeseelt und unempfindlich ist, wäre es für den armen Fluß eine Schande, so zwischen zwei schönen Quais und unter prachtvollen Brücken durchzufließen. Was würde besonders die Brücke della Trinita von ihm denken? Was würden die Statuen sagen, die diese Brücke schmücken, ein Werk voll Kühnheit von dem Architecten Ammanati? Der Instinct der Florentiner hat ihrem kleinen Flusse diese Demüthigung erspart; man hat zwei Dämme, einen am Eingang, den andern am Ausgang der Stadt errichtet, so daß die Wassermasse sich mehrt, ehe sie noch die Quais durchströmt, und darin eine angemessene Quantität von Wasser darbietet.

Es ist eine Art von künstlicher Fluß, den dieses sinnreiche Volk für das Malerische und die gute Wirkung des Anblicks sich aufzusparen Mittel findet. Einige Tage vor Johannis vergrößert man ihn nun noch, damit er die Menge von Barquen tragen könne, die die Feierlichkeit versammelt. Diese Barquen, mit Wimpeln aller Art geziert, von Musikern und Neugierigen gefüllt, gehen und kommen unausgesetzt zwischen der Brücke Vecchio und der Brücke alla Carraia. Die ganze Bevölkerung von Florenz findet sich auf den Brücken, den Quais und an den Fenstern der Gebäude; es ist oben ein Fluß von Köpfen, unten eine Menge von Barquen, Feuer, Gesänge und Illuminationen überall. Die lärmenden Fanfaren der Quais werden von dem Echo der benachbarten Hügel wiedergegeben; die Bewegung, das Lärm, die Lichter verstatten keine Minute Nachdenken. Die Augen verieren sich unter den tausend Fackeln, die über die Brücken und über die Quais laufen; die Ohren können die unendliche Menge von Concerten nicht fassen, die auf dem Flusse vor den Zuschauern und Zuhörern vorübergleiten. Und um diese wahrhaft phantastische Scene zu krönen, zeigt das Casino del Nobili, das sich aufwärts amphitheatralisch erhebt, auf seinen prachtvollen Terrassen alles, was das schöne Geschlecht von Florenz Elegantes, Schönes und Graziöses in sich schließt. Dort erscheint der Großherzog und sein Hof. Die Männer tragen die große Uniform oder Gala-Kleider, die Frauen sind in Ball-Toilette, mit Federn, Blumen und Diamenten überladen. Die Diamanten scheinen sich unter den Lampen und Lichtern zu entzünden und ihr tausendfältig wiederstrahlender Schimmer vermehrt und erhöht die allgemeine Illumination. Man könnte sagen, daß die Stadt ein unermeßlicher Ball- und Concert-Saal geworden sey. Auf den Dächern der Häuser stehen Pechpfannen in Gruppen, die weit in die Nacht hinauserleuchten. Nachdem nun das Fest bis tief in die Nacht gedauert und der Tag schon die unermeßliche Erleuchtung zu verlöschen droht, organisiren sich die Partieen zum Souper; die Gondeln suchen, unter dem Schall der Fanfaren und Aubaden, die frischen Ufer, die der Arno vor seinem Einfluß in die Stadt, benetzt; duftende Gebüsche, kleine Wälder und Wiesen wimmeln von frohen Gästen; der Rasen dient oft bei diesen improvisirten Festen zugleich zum Sitz und zum Tisch. Nach und nach kehrt die Menge in die Stadt zurück und der Morgen erscheint ziemlich düster, schweigsam und lichtleer im Vergleich mit der glänzenden Nacht, die die Augen der Florentiner ergötzt hat.

## Aphorismen.

(2.)

Der Rücksichten in geselliger Beziehung ermangeln, ist fast immer ein Zeichen eines Erziehungsfehlers, denn die gute Erziehung lehrt erkennen, was man Andern schuldig ist. Daher nimmt man oft Rücksichten, nicht aus Interesse für Andere, sondern aus Achtung für sich selbst und um sie Andern einzuflößen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 836. Hamburg. Sonnabend, den 27. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Bruchstücke aus einem noch ungedruckten Werke,

betitelt: Biographische, literarische und politische Memoiren über Mirabeau, von ihm selbst, von seinem Vater, von seinem Oheim und von seinem Sohne.

(Beschluß.)

(M.)

Dieser große General konnte dem Herzoge von Savoyen nicht genehm seyn, der uns verrieth und den er in dem vorherigen Kriege so scharf im Zaum gehalten und geschlagen hatte. Nach ihm kam der Marschall von Villeroi, um seine Unfähigkeit zu bekunden, ward aber zu gutem Glück zu Cremona (1701) gefangen. Endlich trat der Herr von Vendome auf, ein an Herz und Benehmen wahrhaft französischer Held, von seiner Armee vergöttert, nachlässig und sich nicht immer gleich, aber stets im Voraus sicher, mit der Ueberlegenheit eines großen Mannes und mit einem Glanze, der ihnen den Charaktre der größten Großthaten aufdrückte, seine Fehler wieder gutmachen zu können. Dieser Fürst, der allerdings in seinen Sitten wohl zu locker, aber in seinen Gesinnungen und in seinem Wesen anbetungswürdig war, hatte so zu sagen den Fehler, daß er die militairische Tapferkeit, die nach seiner Meynung der Inbegriff von allem war, überschätzte: nun kann man sich denken, was er auf einen Mann hielt, der, wie mein Großvater, vollkommen tapfer, immer tadellos und im höchsten Grade tüchtig war. Er fand bei ihm alles: Geist, Kühnheit, Thätigkeit, beispiellose Unerschrockenheit; kurz das Naturell, die Wissenschaft und das Genie des Metiers. Auch zog er ihn so an sich, daß er ihn noch mehr erzog; er gebrauchte ihn ohne Unterlaß, war immer Bürge für ihn, sah ihm seine Grillen nach, konnte ihm nie Unrecht geben, war sein einziger Lenker, und sagte zu ihm nach irgend einem wunderlichen Einfall: „Du und ich, wir werden kein Glück machen; aber mit einer kleinen Anzahl Männer, wie Du, würde ich das Glück von Frankreich verbürgen."

Der Lieutenant der Colonelle (die erste, von dem Obristen befehligte, Compagnie), dem er alle Emolumente und seinen Gehalt als Obrister überließ, wenn er nur seine Compagnie gut unterhielt, zeigte ihm einstens an, daß ihm ein Abzug für seine Kopfsteuer gemacht worden sey. Er wußte, daß dieses auf Befehl des Herrn von Andrezel, Commissair-Ordonnateur, der als Intendant der Armee fungirte, geschehen war, und gab nun auf der Stelle dem Korporal, der vor seiner Thür stand, den Befehl, mit vier Füselieren ins Hauptquartier zu gehen, dem Herrn Intendanten ein schönes Scheckenpferd zu nehmen, und es ihm herzubringen. Was er befohlen, ward pünctlich ausgeführet, und der Herr Intendant, den die Sache sehr überraschte, wollte sie zu Protocoll bringen, doch rieth man ihm, sich mit einem solchen Kämpen nicht einzulassen und lieber den Herrn von Vendome als Mittelsmann anzunehmen. Der Fürst konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er den Vorfall vernahm, und erbot sich, die Sache zu vermitteln. Er ließ meinen Großvater kommen und fragte ihn, was ihn zu einer solchen Feindseligkeit bewogen habe. „Gnädiger Herr," sagte dieser, „Herr Picou von Andrezel hat eine Feder und Bureau's, womit er Ordonnanzen schafft; nun hat er von meinem Gehalte ein Kopfgeld einbehalten, das ich nicht schuldig bin, weil ich es zu Hause bezahle; ich aber, ich habe Füseliere, durch die ich mir seinen Schecken habe holen lassen, der schon meine Kopfsteuer und wohl noch darüber werth ist. Ein jeder von uns bedient sich seiner Waffen, das ist so Kriegsgebrauch; und wenn er seine Rechnung nicht dabei findet, so lassen wir es gut seyn." Es ward dem Fürsten nicht schwer, ihn unter der Bedingung, daß das Einbehaltene ausbezahlt werden sollte, zur Wiederauslieferung des Paradepferdes zu vermögen; als er ihn aber aufforderte, in Gesellschaft seines Widersachers bei ihm zu speisen, da weigerte er sich dessen entschieden und erwiederte, als der Fürst ihn um den Grund dieser Weigerung befragte: „Gnädiger Herr, ich mag mit niemandem speisen, der einst wegen Unterschleifs gehangen werden kann." Die Sache hatte keine weitere Folgen, als daß darüber gelacht wurde; aber anders war es mit einer ernsteren Frage, die Herr von Vendome nicht auszugleichen vermochte....

Im folgenden Winter kam er als Commandant nach Desinsano, einer Stadt am Garda-See, an der Gränze des venetianischen Staates oder in demselben enclavirt. Obgleich dieser Posten den Ausgängen des Tyrolergebirges sehr nahe lag, folglich leicht insultirt werden konnte, rechnete man doch dermaßen auf die Unerschrockenheit und Wachsamkeit des Chefs, daß man dort Magazine, ein Depot und ein großes Hospital anlegte. Hier, und unter ihm, war es, wo der Marschall von Belle-Isle seine erste Schule machte, und er hat oft zu meinem Vater und zu meinem Onkel Angesichts des ganzen Hofes gesagt, daß er stolz darauf sey, das Waffenhandwerk unter einem der ausgezeichnetsten Offiziere von Europa gelernt zu haben.

Es läßt sich schon denken, daß auf einem solchen Posten strenge darauf gehalten wurde, vorsichtig mit dem Feuer zu seyn, und daß der Chef auf alles wachsam war. Dennoch wird eines Abends, eben nach eilf Uhr, Allarm geschlagen, indem im großen Hospital Feuer ausgebrochen ist. Eingehüllt in seinem Mantel, rennt mein Großvater dahin, und als er dort ankommt, tritt ihm ein bepudeter und betreßter Mann mit dem Ausruf entgegen: „ach, mein Herr Marquis, welch ein Unglück!" — „„Wer ist der Mann da?"" fragt mein Großvater. „„Man arretire ihn, und hafte mir für ihn!"" Dann geht er ins dichteste Feuer, das auf allen Seiten brennt; die durch die Lärmtrommel schnell herbeigerufenen Truppen bringen bald innerhalb und außerhalb so viel Ordnung, als nur möglich; doch mußte man, um das Hauptgebäude zu retten,



Digitized by Google

einen ganzen Flügel, in welchem sich zweitausend Kranke befanden, preisgeben. Welch ein Gram für einen Chef, der ein Freund seiner Soldaten war! — „Ach! meine Herren," sagte er am folgenden Tage zu den versammelten Offizieren, „„wie oft müssen wir bei unserm Stande uns mit dem Gedanken trösten, daß es, wenn ein anderer an unserm Platze wäre, noch viel schlimmer hergehen dürfte, damit uns bei der gräulichen Nothwendigkeit nicht das Herz breche!"" Menschliche Gesinnungen in einem starken, stolzen und jede Gefahr verachtenden Gemüthe sind wohl die besten Lehren, die sich als Beispiel geben lassen.

Was den Director betrifft, so hatte mein Großvater ihn auf den ersten Blick richtig beurtheilt. „Ich bin," sagte er zu sich selbst, „gewiß der erste auf den Beinen und am schnellsten zur Hand, wenn es gilt, was auch in der Ordnung ist, da ich den Befehl führe. Als ich nun aber herbeieile, da finde ich den Herrn Director gekleidet, im Putz, bei voller Fassung: er kann also nicht geschlafen haben; er hat gewußt, wie es kommen würde, hat es aber nicht verhindert, folglich ist er der Urheber des Unglücks, damit die Rechnungen im Feuer aufgehen sollten und die Flammen angebliche Depots von Medicamenten und Leinenzeug, die aber nicht vorhanden waren, verzehrten." Er hatte sich nicht geirrt. Aus den an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen ergaben sich alle ihn gravirenden Anzeichen. Er ward in Ketten ins Hauptquartier und von dort nach Frankreich abgeführt; man hat aber seitdem nichts weiter über ihn gehört, was wieder ganz natürlich ist, indem diese Leute, vor allem in Zeiten der Plünderung und der Unordnungen, zu viele Complicen haben, als daß sie nicht sollten entrinnen können.

Unterdessen brach die Jahreszeit ein, wo der Krieg wieder mit größerer Energie geführt werden konnte und ward. Mein Großvater bekam da einen Wink, der, weit entfernt, ihn glauben zu machen, daß er nicht unverwundbar sey, ihn vielmehr in der Idee seines desfallsigen Glücks bestärkte. Er besuchte, ich weiß nicht bei welcher Belagerung, die Laufgräben, und fand die Arbeiter in der Sappe erstarrt; er wollte sie wieder zur Besinnung bringen, ging aber mit aufgerichtetem Körper, was an einer solchen Stätte, besonders für einen Mann von seiner Größe — er maaß über sechs Fuß — gefährlich war, auf sie zu. Da bekam er einen Schlag auf die Brust, daß ihm der Athem verging; sein Ueberrock hatte nur drei große Knöpfe, und auf einem dieser Knöpfe hatte sich eine Kugel plattgeschlagen, die ihm inzwischen doch eine starke Contusion verursachte. Er glaubte nun um so stärker an seinen Glücksstern; aber der Krieg macht es, wie der Marschall von Grammont meint, eben so wie das Pharaospiel, und sagt: „nur Geduld, Du entgehst mir nicht." Und in der That ließ er ihm seine lange Nachsicht dann mit einemmale entgelten.

Wir haben schon gesagt, daß wir keine Details über die einzelnen Thaten dieses hochherzigen Mannes haben, der so wohl über den Krieg zu sprechen wußte, aber nie über sich selbst sprach; doch konnte es seinen Kindern nicht unbekannt geblieben seyn, daß er an dem berühmten Tage von Cassano so zerschossen worden war, daß man ihn für todt hielt. Als, sechzig Jahre darnach, der alte Marquis von Bissy meine Großmutter bei seiner Schwägerin, der Frau von Castellane, antraf, da sagte er zu ihr, er hätte vor Zeiten einen Mann ihres Namens gekannt, der im Jahre 1705 in Italien getödtet worden sey; und als sie ihm erwiederte, dem könne nicht so seyn, indem sie ihn seitdem geheirathet und mit ihm noch zweiunddreißig Jahre in der Ehe gelebt habe, da wollte er das durchaus nicht glauben.

Vor diesem Treffen von Cassano fand für meinen Großvater eins der Ereignisse statt, die über das Schicksal eines Feldzuges entscheiden.

Herr von Vendome ließ dem Fürsten Eugen nicht die volle Gerechtigkeit zukommen, die ihm gebührte, und sagte: „er ist nur ein glücklicher Ränkemacher und Staremberg ist besser." Aber dieser Ränkemacher trug doch mehrere Vortheile über den französischen Helden davon, die dieser dann freilich bei seinem bewundernswürdigen Scharfblick mit einer Kühnheit wieder wett machte, die ihm eine Art von Ueberlegenheit über seinen Nacheiferer sicherte. Unser General hatte sich bei der Gelegenheit, von welcher hier die Rede ist, zu sehr auf seinen Bruder, den Großprior, der das Hauptcorps der Armee befehligte, verlassen. Plötzlich erfährt Herr von Vendome, daß der Prinz Eugen in zwei forcirten Märschen im Anzuge ist und im Begriff steht, eine Brücke über die Adda zu schlagen. Bei der Unmöglichkeit, zeitig genug hinzukommen, um diesen Uebergang zu verhindern, wäre es das Kürzeste gewesen, einen Courier an seinen Bruder abzuschicken, mit dem Befehl, daß er sofort dahin aufbrechen und ein leichtes Corps voraufgehen lassen sollte. Aber er kannte die Langsamkeit seines Bruders und seine Unbereitwilligkeit, die ihm oft den Vorwurf zugezogen hat, daß er auf den Ruhm und die Talente seines älteren Bruders eifersüchtig sey. In dieser Bedrängniß ließ Herr von Vendome meinen Großvater kommen und sagte zu ihm, er würde alles in der Welt darum geben, wenn ein Detaschement noch früh genug an Ort und Stelle kommen könnte, um dem Prinzen Eugen sein Vorhaben zu vereiteln, indem von diesem Uebergange auch die Behauptung von Milanez abhängig wäre. Mein Großvater verlangt nun von ihm die Grenadiere der Division; es werden ihm dreißig Compagnieen anvertraut. Es war Anfangs die Rede davon, daß die Cavallerie sie hinten aufnehmen sollte; aber diese war nicht zur Hand, auch kommen Soldaten, die Vertrauen zu sich selbst haben und gut angeführt werden, überall gut durch, während die Reiterei in einem von Gräben durchschnittenen Lande oft Umwege machen muß; und mein Großvater war mit diesem Theile Italiens vollkommen bekannt. Es handelte sich um nichts Geringeres, als daß seine Truppe binnen vierundzwanzig Stunden dreißig Lieues zurücklegen sollte; er brach auf, entschlossen, das Unmögliche zu versuchen. Nachdem er es seinen Leuten bedeutet hatte, daß es sich darum handle, Milanez, welches dem Feinde sofort in die Hände fallen müßte, wenn er die Adda überschritte, zu retten; daß Vendome's Ruf auf dem Spiel stehe, da scheuten alle bei dem Namen des Generals, den sie anbeten, mit einem Eifer, der unbeschreiblich ist, vorwärts. Montluc hat Recht, wenn er sagt, daß dem Pferde eher als dem Menschen die Kräfte verlassen, und daß ersteres, wenn es einmal erschöpft ist, nicht mehr vom Fleck geht, während der Mensch, wenn dem Anscheine nach gänzlich erliegend, sich durch den Reiz des Ruhmes und der Beute neubelebt fühlt und seine Leistungen verdoppelt. Nur ein einzigesmal ließ mein Großvater sein Detaschement rasten, um sich zu erfrischen. Während dieses Halts ließ er, was an Lebensmitteln aufzutreiben war, austheilen; er kam aber für mehrere Compagnieen mit dem Weine zu kurz; da sagte er: „Freunde, es handelt sich um die Ehre unsers Generals und darum, daß wir dem Vertrauen entsprechen, das er in uns gesetzt hat. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, aber ich habe zweihundert Louisd'or bei mir, und die bestimme ich den Compagnieen, die ihr Recht nicht bekommen konnten. Seyd Ihr das zufrieden?" — „„Vorwärts! Obrist,"" riefen die Grenadiere, „„Ihr Geld ist unser, unser Blut gehört Ihnen; dem Letztlebenden werde der Lohn, und der Galgen dem, der zurückbleibt!"" Alle erheben sich, alle marschiren, als ob sie erst eben aufbrächen; er vollführt seine ungeheure Aufgabe, und hat die Freude, bei seiner Ankunft zu sehen, daß man noch mit den ersten Anlagen der Brücke beschäftigt ist. Er vertheilt seine Leute und legt sich dann, von Müdigkeit überwältigt, auf einige Augenblicke schlafen, wobei ihm sein Mantelsack als Kopfkissen dient. Der Tag bricht an, und der Arm eines Soldaten, der ihm, von der ersten feindlichen Kugel abgerissen, ins Gesicht

Digitized by Google

schlägt, ist sein Wecker. Die feindliche Kanonade hatte übrigens wenig Schaden gethan, denn meines Großvaters Leute lagen hingestreckt im Gebüsch; der Feind gab sein Vorhaben auf, und als es heller Tag geworden war, sah man die Böte und die Balken den Fluß hinuntertreiben.

Nun handelte es sich nur noch darum, neue Befehle abzuwarten; auch traf Herr von Vendome, der per Post nachgekommen war, bald ein, und beorderte meinen Großvater, mit einem Detaschement die Adda entlang zu marschiren, an deren jenseitigen Ufer der Prinz Eugen heraufrückte. Die Division des Heeren von Vendome holte das Detaschement bald wieder ein, und marschirte auf die Brücke von Cassano los, über die sie die Adda passiren sollte, um zu der großen Armee zu stoßen, die, unter den Befehlen des Großpriors, einige Meilen jenseits in der Ebene stand. Die Division des Heern von Vendome war eigentlich nur ein starkes Infanterie-Detaschement. Während sie sich beeilte, die Brücke von Cassano zu passiren, ward man der ganzen Armee Eugen's ansichtig, die man nicht für so nahe gehalten hatte und die ebenfalls gerade auf dieselbe Brücke losging.

Des Feindes Macht bestand aus fünfundsechszigtausend Mann, sowohl Infanterie als Cavallerie und einer verhältnißmäßigen Artillerie. Herr von Vendome hatte nur siebenzehn Bataillone Infanterie zu seiner Verfügung, ohne Cavallerie und Kanonen, indem der ganze übrige Theil seiner Division noch zurück war und die große Armee, obwohl sie das Tosen des Kampfes vernahm, weder selbst erschien noch Beistand sandte; nur allein der brave Vendôme, den diese Unthätigkeit empörte, war plötzlich mit seiner Beigabe aufgebrochen, traf aber erst ein, als das Treffen (am 15. August 1705) fast zu Ende war.

In diesem, für jeden andern verzweiflungsvollen, Augenblicke war Vendome wie ein Gott. Nahe daran, abgeschnitten zu werden, läßt er die Truppen in Eile defiliren, die Brücke säubern, alles Fuhrwerk, was im Wege ist, in den Fluß stürzen; dann wählt er sich ein Schlachtfeld in der Ebene und läßt seine Regimenter sich aufstellen, so wie sie eintreffen. Auf der Brücke von Cassano war es, wo mein Großvater einem seiner besten Freunde Gewalt anthat, um der Erste beim Uebergange zu seyn, und sich zuerst zu exponiren. Er führte die Beigabe seines Regiments, der Marquis von Chaumont die Brigade Auvergne an: beide trafen zugleich bei der Brücke ein. Chaumont wollte, weil seine Brigade die ältere sey, den Vortritt haben; da holte mein Vater die Pistole hervor, und zog zuerst hinüber. Es that ihm dieses spätterhin um so mehr leid, als sie sich einander nicht wieder zu sehen bekamen. Als der Marquis von Chaumont, tödtlich getroffen, sich erkundigte, wo sein Freund Miceaux sey, und ihm gesagt wurde, er sey gefallen, da hüllte er sich dichter in seinen Mantel und verschied sofort.

Die Ritorte, ein nur kleiner, aber tiefer Fluß, ergießt sich zu Cassano in die Adda und bildet in der Ebene einen Bogen. Längs diesem Flusse stellte Herr von Vendome seine Leute auf, um hier den Prinzen Eugen aufzuhalten. Der Mitte des Terrains zu, das er besetzen konnte, befand sich eine steinerne Brücke, und vor derselben Mühlen; man hatte nicht die Zeit gehabt, diese Brücke abzubrechen. Herr von Vendome warf den Marquis von Guerchois mit den Grenadieren in die Mühlen und gab meinem Großvater und seiner Beigabe die Hath über den Theil der Ufer, die auf diesen Punct ausliefen.

Immer, wenn sich die Gelegenheit dazu fand, durch die Kühnheit seines Rivals überboten, stellt der Prinz Eugen seinen Marsch ein, als er ihn vorrücken sieht, und stellt nun selbst seine Armee auf der andern Seite des kleinen Flusses auf. Alle örtlichen Vortheile waren auf seiner Seite: sein Terrain lag höher und unter dem Schutz von Bäumen, während das unsrige niedriger lag und offen war. Er bildet vier Linien, läßt Batterieen aufführen, und überschüttet nun die wenigen Bataillone, die zu vertreiben waren, mit einem Feuer, dem nicht zu widerstehen war. Mein Großvater durfte die Brücke nicht abbrechen, weil er sonst seine Leute dem Gemetzel preisgegeben und dem Feinde, der alles wahrnehmen konnte, die Stelle gezeigt hätte, wo er mit Macht eindringen könnte; aber er ließ Faschinen und Zweige auf die Brücke werfen, um glauben zu machen, sie sey abgebrochen; dann mußte seine Brigade sich platt auf den Leib legen, während er, wie er das gewohnt war, aufrecht stehend und unter einem furchtbaren Kugelregen das Manövriren des Feindes ins Auge faßte.

Der Feind war eine geraume Zeit in dem Wahne, daß die Brücke abgebrochen sey; bis er endlich durch einen Adjudanten des Grafen von Linanges, der bei dieser Gelegenheit tödtlich verwundet ward, das Gegentheil erfuhr. Da der Prinz Eugen dreimal mehr Truppen hatte, als er auf seinem Terrain mit Nutzen gebrauchen konnte, so ließ er als geschickter General, ohne seine Infanterie-Linien, deren Feuer die Ebene rein hielt, zu entblößen, durch eine starke Colonne die Mühlen angreifen, Guerchois und seine Grenadiere aufheben, die Brücke forciren, so über unser Centrum in die Ebene dringen, und unsere kleine Armee in zwei Theile theilen.

Mein Großvater hatte dies Manöver vorausgesehen.

Er begeht nicht den Fehler, den man spätterhin zu Malplaquet, zu Fontenoy, ꝛc. begangen hat, sich vor einer Colonne, die durch ihre Wucht alles mit sich fortreißt, in Schlachtordnung aufzustellen; nein, er läßt sie, hingerissen von ihrem Eifer und gedrängt von den Nachfolgenden, vordringen. Dann läßt er aber seine Mannschaft aufstehen, eine Colonne bilden, und fällt nun dem Feinde in die Flanke, theilt ihn, wirft ihn, und verfolgt ihn bis auf die andere Seite der Brücke, die er nur in größter Hast und Unordnung zu passiren vermag. Als die Sache so wieder hergestellt worden, nimmt er seinen vorherigen Posten wieder ein und bringt seine Mannschaft, die, da sie dies ganze Manöver unter dem furchtbaren und nicht fehlenden Feuer der doppelten feindlichen Linie gemacht, sehr gelitten hatte, wie neuer, in Sicherheit. Als Herr von Vendome im gestreckten Galopp heransprengte, war der Angriff hier schon abgeschlagen, die Truppen lagen auf dem Leibe hingestreckt, und nur der Colos war auf den Beinen. Er befahl ihm nun, er sollte es wie die andern machen, und sich nur tödten lassen, wenn es zum Rückzuge ginge. Sein getreuer Diener entgegnete ihm aber: „ich exponire mich nie, als wenn es Noth thut; ich bin hier nothwendig, aber nicht Sie, gnädiger Herr. Ich stehe Ihnen für den Posten, darum entfernen Sie sich, sonst überlasse ich ihn Ihnen.“ Da gebot der Fürst ihm, im Namen des Königs, er sollte seinen Standpunct verlassen. „Ei, was König, was Sie!.... ich thue hier, was meines Amtes ist, thun Sie, was Ihres ist.“ Der gute und großmüthige Fürst gab nach....

Bald darnach ward meinem Großvater der rechte Arm zerschmettert; aber das erschütterte ihn nicht: er verband ihn sich mit einem Tuche und wich nicht von seinem Posten, weil ein neuer Angriff bevorstand. Als dieser erfolgte, erfaßte er mit der linken Hand eine Axt, wiederholte das Manöver, und warf den Feind abermals über die Brücke hinaus.

Nun aber erreichte ihn sein Geschick. Als er eben seine Truppen wieder sammelte, zerschmetterte ihm ein Musketenschuß die Kehlader; er stürzte auf der Brücke selbst, und seine Beigabe zerstreute sich. Der Maltheser-Ritter, Herr von Montolieu, ein Verwandter von ihm, der an seiner Seite verwundet wurde, zerriß sich sein Hemd, um ihn zu verbinden, damit er sich nicht verbluten sollte; aber dieser hochherzige Mann verlor bald selbst seine Besinnung. Ein alter Sergeant, Namens La Praierie, bat den Sargon-Major des Regiments, ein Offizier, der seinem Obristen alles zu verdanken hatte, ihm zu helfen, um ihn von der Brücke wegzutragen, was dieser aber mit der Bemerkung verweigerte, er sey ja todt.



Digitized by Google

So diente mein Großvater dann dem feindlichen Hausen, die sich die Umgebung zu Nutz zu machen suchten, zum Schemel, und die Cavallerie folgte der Infanterie auf den Fersen. Wer hätte es denken können, daß unser Geschlecht einem so preisgegebenen Körper entspießen sollte! Glücklicherweise hatte der gute La Prairie ihm einen Kochkessel über den Kopf geworfen, der denn auch schwere Beulen bekam.

Als Herr von Vendome sah, daß seine Linie durchbrochen war, die Feinde sich in der Ebene aufstellten, folglich die Brücke genommen seyn müßte, da rief er aus: „Ha! Mirabeau ist todt!“ Es ist dieses ein ewig theures und denkwürdiges Lob, das wir nicht vergessen dürfen. Er traf nun sofort seine Maaßregeln als ein Held: er zog seine Truppen zurück, sammelte sie aufs neue, formirte die Corde des Bogens, den er in seinem ersten Plane entwarf, stellte seinen linken Flügel an der Adda, bei der Brücke von Cassano, und seinen rechten Flügel an dem kleinen Flusse auf, so, daß der starken feindlichen Armee nur ein sehr kleines Schlachtfeld blieb, das zu erweitern ihn die Unerschrockenheit unserer Truppen verhinderte. Unsere Bataillone waren untereinander gemischt, bildeten aber dennoch eine unerschütterliche Linie. Als Herr von Vendome bemerkte, wie eine Menge scheu gewordener Soldaten hinterwärts defilirte und sich nach der Brücke von Cassano zurückzog, da stellte er sich fröhlich an ihre Spitze, ging zurück über die Brücke, und zeigte ihnen, wie sie, wenn sie sich in die Häuser wärfen und Schießscharten darin anbrächten, von da aus den Feind in die Flanke nehmen und ihm durch ihr Feuer sehr lästig fallen könnten. Das geschah denn auch; in einem Augenblicke fiel aus den Häusern Schuß auf Schuß, und als der Prinz Eugen verwundet worden war, da zog er sich zurück und befahlte auch den Grafen von Linanges, ein Gleiches zu thun. So wußte eine Handvoll Leute, die aber von gleichem Geiste beseelt waren, sich zu behaupten, und, was man einen Sieg nennt, über eine große, kriegsgewohnte und von einem General ersten Ranges angeführte Armee davon zu tragen.

Aber alles, was nicht todt war, war verwundet; unter den Obristen und Generalen waren die Herren von Albergotti und Saint-Pater die einzigen, die ganz frei ausgegangen; in den beiden Bataillons des Regiments, das mein Großvater befehligte, fehlten zweiunddreißig Offiziere als getödtet oder verwundet. Was ihn betrifft, so trug er, der Sitte der Zeit und seiner persönlichen Gewohnheit gemäß, an diesem Tage eine sehr schöne Uniform, die ihn unter den Todten bemerkbar machte; er ward, wie das in der Ordnung ist, ausgeplündert, doch fanden die Feinde noch einige Lebenszeichen an ihm, daher sie ihn nach ihrem Hauptquartier trugen, ihn aber dann doch wieder unter die Todten warfen. Er sollte aber nicht so umkommen! Villevieille, ein Offizier seines Regiments, der gefangen genommen worden war, und der besonders viel auf seinen Obristen hielt, glaubte ihn zu erkennen; er reinigte ihn also von dem Blute und dem Schmutze, wodurch er entstellt wurde, und erkannte ihn dann auch wirklich; da er noch einige Lebenszeichen von sich gab, so ließ der treue Freund den Prinzen Eugen davon in Kenntniß setzen. Dieser hatte meinen Großvater in seiner Jugend gekannt, und da derselbe auch außerdem eines ausgezeichneten Rufes genoß, so befahl er, daß man sich seiner aufs Beste annehmen sollte; da er aber wußte, daß hier eine schnelle Operation vonnöthen sey, und es den Wundärzten der deutschen Truppen zur damaligen Zeit untersagt war, sich damit zu befassen, so schickte er ihn nebst siebenzehn Offizieren seines Regiments, die ebenfalls in Gefangenschaft gerathen waren, unverzüglich und ohne Auslösung zurück.

Nun begann aber für den ganzen übrigen Rest seines Lebens die Schmerzenszeit eines Mannes, der bis dahin so stark gewesen, von Natur so lebhaft war. Dumoulin, seitdem der berühmteste Arzt zu Paris, war damals bei der Armee; er nahm eine Operation mit ihm vor, die von der gesammten Chirurgie Europas als ein Phänomen angesehen wurde und noch jetzt so angesehen wird. Dumoulin selbst dachte funfzig Jahre später eben so darüber.

---

## Die Günstlinge des Sultans Mahmud.

(Man vergl. Nr. 234 dieser Blätter.)

(2.)

Wir haben, sagt der Courrier français, einen zweiten Brief aus Constantinopel von demselben Correspondenten erhalten, der uns den Zeitvertreib Mahmuds, seinen Charakter und den Bereich seines reformatorischen Genie's bereits kennen gelernt hat. Dieser beziehe sich auf die Hauptpersonen seines Reichs, auf die höchsten Depositaire seines Vertrauens. Der Beobachter, dem wir diese Bemerkungen verdanken, zeigt sich nicht nachsichtiger für die Diener, wie für den Herrn.

Constantinopel den 2. Juni 1822.

„Nach dem, was ich Ihnen über unsern glorreichen Monarchen gesagt, werden Sie über den schlechten Erfolg, den seine Unternehmungen gehabt haben, nicht verwundert seyn; eben so wenig werden Sie es über die Wahl seyn, die er in seinen Dienern getroffen. Einer der Männer, die den größten Einfluß auf seinen Geist hatten, war ein gewisser Mustapha Agu, der bei seiner Person die Functionen des Serkiatib (ersten Secretairs) versah. Er diente dem Sultan nach seinem Geschmacke, und niemand hat sich schmeicheln können, die Rolle Bonneaus so getreu zu copiren. Kein Mahomedaner hatte mit den Europäern und Griechen innigere Verbindungen. Er kaufte von den ersteren Wein, eingesalzene Speisen, Schweinefleisch und andere neue Sachen; die zweiten benutzte er, um junge Leute beiderlei Geschlechts kennen zu lernen, die würdig wären, die Blicke seines Herrn auf sich zu ziehen. Beide übrigens unterstützten ihn aufs Beste in seinen Operationen; die Europäer betrachteten ihn als einen starken Geist, als einen Reformator; die Griechen fühlten sich glücklich über den ihrer Nation gegebenen Vorzug. Der Sultan Mahmud, sagten die Geistlichen und die Primaten, will nur Griechen; er findet sie heiterer und liebenswürdiger. Aber nichts ist so unbeständig, als die Gunst der Könige. Während sich der Secretair damit beschäftigte, den Harem zu versorgen, wurde er von einem Nebenbuhler ausgestochen, der, nicht zufrieden, mit dergleichen Geschäften sich zu befassen, das Talent hatte, die Provinzen auszusaugen, den Schatz seines Herrn zu bereichern und einige ziemlich schlecht equipirte Soldaten zu mustern. Dieser Nebenbuhler war der Seraskier Koseew Mehemed Pascha, ohne Zweifel der verschlagenste, geld- und ehrsüchtigste aller seiner Landsleute. Auch dieser ist als ein Reformator, als ein Freund der Civilisation dargestellt worden; doch ist er nichts, als ein geschickter Hofmann. Stelle man sich einen kleinen Greis vor mit weißem Barte und krummen Beinen, in einem Ueberrock mit einem Stehkragen, ohne Cravate, Kosaken-Beinkleidern, nackten Füßen und Pantoffeln, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, so hat man ein Bild vom Seraskier. Er bewohnt einen Pallast, Eski-Serai genannt; vor demselben ist ein großer Hof, der sich zum Exerciren der Soldaten eignet. Tritt man ein, so sieht man ihn in einem Winkel des Sopha, umgeben von einer Menge Hofleuten niedergekauert.

„Ist einer ein rechtgläubiger Türk, Janitschar vielleicht, so wird er ihm einen vertraulichen Blick zuwerfen und mit Verachtung auf die Soldaten und ihre Waffen deuten, nach dem Preis der Sclaven, der Butter und der Nüsse fragen. Dem Europäer wird er Tractaten über

Digitized by Google

die Kriegskunst vorlegen, die man ihm gut oder schlecht übersetzt hat, wissenschaftliche und literarische Schriften, die er sich insgeheim angeschafft und endlich fürchterliche Syldaten von Holz, für welche er täglich neue Evolutionen erfindet. Bisweilen versteigt er sich in hohe politische Fragen; nicht daß er sich darüber im mindesten beunruhigte, noch irgend ein Interesse daran nähme, denn er unterbricht sich jeden Augenblick, um zu fragen, ob man die Wäsche täglich wechselt, ob man glaube, daß die Erde rund sey, ob Gott aus dem Universum, oder das Universum aus Gott entsprungen. Er richtet sich nach jedes Geschmack, spricht zu jedem seine Sprache und hält sich über alle Welt auf. Er würde ein Scepticker in der ganzen Bedeutung des Wortes seyn, wenn ihn nicht der Hinblick auf Geld und Gut auf das lebhafteste rührte; in allen Fällen und trotz seiner Unwissenheit ist dieser Mann der klügste im Cabinet und sein hohes Alter erlaubt ihm nicht, sich Excessen und Ausschweifungen zu überlassen. Es ist außerdem unnütz, zu sagen, wie er zu dem Posten gekommen ist, den er einnimmt; seine Geschichte ist die Aller: er hat seine Freunde verrathen, bestohlen, erwürgt — zum größten Ruhm des Sultans. Seine beiden schönsten Opfer sind Soliman-Pascha, dessen Sclave er war, und der Mussetim von Smyrna.

„So ruhte denn das Schicksal des Reichs auf dem Sultan, auf Mustapha-Aga, auf dem Seraskier, als Ibrahim Pascha St. Jean d'Acre eroberte und auf Constantinopel vorrückte. Der Sieger mußte aufgehalten werden und da die Rekruten des Obergenerals dazu besser taugten als die des Secretairs, so wurde der letztere entlassen und als Pascha nach Sophia geschickt. Zu gleicher Zeit wurde ein Generalissimus oder Sardar-ekrem, ernannt und die Wahl fiel auf Hussein-Pascha. Ich habe nicht nöthig, Ihnen Gestalt und Gesicht dieses Mannes zu beschreiben; Herr Champmartin hat es in seinem Gemälde von der Ermordung der Janitscharen treffend bezeichnet. Da der Held sein Portrait nicht hatte bezahlen wollen, so hat es der Maler mit nach Frankreich genommen. Der König der Könige wendete sich an Hussein mit folgenden Worten: „O Du, der Du das Licht dieses Reiches bist, der erste durch Deine Kraft, Deinen Muth und Deine Klugheit ꝛc. — Dich ernenne ich zum Generalissimus.“ Diese homerischen Worte waren an eine hohe Person gerichtet, die nach einander Lastträger, Spion, Festungs-Commandant, Meuterer, Angreifer, Henker, Pascha, Haupt der Pascha's, endlich nach Schumla (vielleicht Schumla?) verwiesen wurde, von wo er durch den Firman, dessen erste Phrase ich angeführt, zurückgerufen wurde. Eine solche Wahl ließ den Erfolg ahnen, den man erlangte. Die unter den Oberbefehl des Generalissimus gestellten Truppen litten vor den Thoren Constantinopels Mangel an Lebensmitteln; einige mit Korn beladene Schiffe entledigten sich ihrer Ladung auf dem Wege Ibrahims, der sich ihrer bemächtigte; endlich nahm der Schatz der Armee, oder die Kriegs-Casse, die einem griechischen Capitain anvertraut war, den Weg nach dem Archipelagus. Se. Hoheit tröstete sich, nachdem er, glaube ich, die Restitution desselben von der französischen Regierung gefordert hatte, deren Farben der Grieche angenommen, um die Dardanellen zu passiren. Ohne Armee, von allen Seiten geschlagen, war Hussein Pascha einige Tage verloren, wurde von einer Ophtalmie befallen, die ihn blind machte und flüchtete sich darauf nach Brussa, wo er ohne Zweifel über den Wechsel alles Irdischen seufzt. Sein Nachfolger, Reschid Pascha, hat, obgleich tapfer, keinen europäischen Ruf; sein Name ist durch die Organe der Presse nicht gefeiert worden; auch wollen wir seine Niederlage nicht verhöhnen und jetzt die Reihe dieser türkischen Notabilitäten schließen, die wir von den Flittern haben entkleiden müssen, womit man sie bedeckt; wir werden keine größere Nachsicht an ihren Antagonisten üben.“

## Colonisation von Algier.

### Englische Expedition in das Innere von Afrika.

(2.)

In einem erst seit Kurzem in Marseille erscheinenden Blatte: Le peuple souverain, dessen Titel bereits die politische Farbe, die es trägt, hinlänglich andeutet, das aber mit Geist geschrieben ist, soweit uns Blätter bis jetzt zu Gesicht gekommen, finden wir, unter obiger Rubrik, folgenden Artikel:

Die englische Aristokratie verliert keine Gelegenheit, eine eifersüchtige Rivalität zwischen Frankreich und England aufzuregen, mit Grund fürchtend, daß die aufrichtige Vereinigung dieser beiden mächtigen Nationen den universellen Triumph der Freiheit und den Ruin aller Institutionen herbeiführen werde, die dem Glücke des Menschengeschlechts entgegen sind. Aber zum Glücke für das Jahrhundert widersetzen sich jetzt die Fortschritte, die überall die Wissenschaft der socialen Oekonomie macht, der unheilbringenden Entwickelung der auf irrige Systeme gegründeten National-Jalousieen. Der berühmte Say hat das große Princip populairisirt, daß alle Völker durch die Natur der Dinge Freunde sind und daß die commerziellen, aus Unwissenheit entspringenden Kämpfe die unangenehmsten Resultate, selbst für die Nation, die sich siegreich glaubt, hervorbringen.

Die Frage von Algier ist sehr einfach. Wenn Frankreich seine Eroberung aufgäbe, so würde dieses ohne Zweifel nicht geschehen, um sie einer andern europäischen Macht zu cediren; es würde vielmehr einzig zur Wiederherstellung der türkischen Herrschaft führen. Ist nun aber wohl irgend eine Regierung in Europa, welche von der muselmännischen Supermatie die Vortheile erwarten könnte, die ihr die französische Colonisation verschaffen wird? Diese führt nothwendig commerzielle und politische Bürgschaften mit sich, die Algier unter türkischer Verwaltung niemals darbieten wird. Die Hindernisse für den auswärtigen Handel werden verschwinden, um vernünftigen Maaßregeln Platz zu machen; das wachsende Gedeihen Algiers und die Vervielfältigung der Producte seines Klima's werden den Speculationen ein unendlich weiteres Feld öffnen, als es die barbarische Regierung eines Dey jemals hätte thun können. Weit entfernt, irgend jemand zu schaden, ist die französische Niederlassung in Afrika, consolidirt durch eine geschickte Politik, vielmehr vortheilhaft für ganz Europa. Sie wird seine Märkte mit vielen und minder kostspieligen Colonial-Producten versehen, als diejenigen, welche es aus unendlich weit entfernten Ländern zieht. Die Consumenten und die Kaufleute werden dabei gleichgut ihre Rechnung finden. Algier wird Taback, Baumwolle, Caffee, Cacao, Indigo, Cochenille, Oel, Wachs ꝛc. erzeugen und dagegen die verschiedenen Producte der europäischen Industrie empfangen können: solcher Tauschhandel ist aber aller Welt Vortheil bringend.

Inzwischen hat Frankreich das Recht, sich einige Vortheile vorzubehalten, zur Entschädigung für seine Kosten der Eroberung und der Occupation; aber seine Ansprüche müssen gemäßigt seyn. Nach den Grundsätzen der merkantilischen Freiheit müssen die Abgaben und Zölle reducirt und vereinfacht werden. Die türkische Douane forderte einen lastenden Zehenden, verbot gewisse Waaren. Der auswärtige Handel würde mithin hinreichende Vortheile finden, wenn er nicht mehr als 4 pCt. abgäbe; die Einfuhr von Kriegsbedarf würde allein verboten seyn. Man könnte selbst diese Abgabe um die Hälfte reduciren, wenn die Einfuhr oder Ausfuhr zwischen Frankreich und seinen Colonieen stattfände.

Ohne daß das Regime des Hafens dem der andern europäischen Colonieen gleichgestellt würde, müßten die französischen Fahrzeuge zu aller Zeit eine Reduction der Abgaben auf ihren Aus- und Einfuhrhandel mit dem Auslande genießen und der directe Handel mit Frankreich müßte fast völlig frei seyn.

Digitized by Google

Die Lords, die sich so eifersüchtig über unsere Occupation von Algier zeigen, vergessen ohne Zweifel, daß England sich der Insel Malta, den ausdrücklichsten Verträgen zuwider, bemächtigt hat. Man weiß, daß diese Insel, durch Frankreich von den Rittern erobert, an Spanien (?) zurückkommen sollte, und daß jedenfalls der Malteser Orden, obgleich sehr herabgekommen, doch noch existirt. Man kennt gleichfalls das Loos der ionischen Inseln, die trotz ihres Titels der Sieben-Inseln-Republik und unabhängiger vereinigter Staaten eine Dependenz Großbritanniens sind, die eben so despotisch wie Gibraltar regiert wird. Diese Inseln zittern unter dem Protectorat der englischen Bayonnette und der furchtbaren Citadellen, die eine brittische Garnison daraus machen, trotz der Bürgschaft Europa's für ihre Unabhängigkeit und der förmlichen Stipulationen, die den Cessions-Act Frankreichs begleiteten. Wirklich läßt sich der Besitz Algiers dem Rechte nach weit leichter vertheidigen, als der von Malta und von den ionischen Inseln. Man muß noch überdies in Betracht ziehen, daß, da sich ein unabhängiger Staat in Aegypten und Syrien bildet und die türkische Marine so gut wie vernichtet ist, die Pforte Algier eben so wenig wie Tunis und Tripolis behalten und beschützen kann und daß die Emancipation dieser Länder eben so unwiderruflich ist, als die des spanischen Amerika.

Während übrigens Lord Aberdeen und seine Pairs gegen Frankreich declamiren, weil es die Fahne der Civilisation an die Stelle der blutigen Flagge eines Seeräuber-Häuptlings *) gesetzt hat, segelt eine englische Expedition den Niger hinauf von seiner Mündung an und dringt auf diesem großen Flusse bis ins Herz des nördlichen Afrika. Die Absichten Englands auf diesen Theil der Welt sind hinlänglich angedeutet durch die von ihm gemachte Acquisition der Insel Fernando-Po, die an der so lange gesuchten Mündung des Nigers liegt und die das stupide Cabinet von Madrid so unüberlegt cedirt hat, vielleicht sich nicht einfallen lassend, daß sie einen Theil seiner Domainen ausmachte. Die englische Regierung hat unmittelbar den Hauptort ihrer afrikanischen Niederlassungen von Sierra Leone auf diese Insel verlegt, sich auf diese Art zum Meister des afrikanischen Mississippi machend und damit die Absicht verrathend, sich da eine Handelsstraße nach Tripolis und Malta zu öffnen. Zwar ist die jetzige Expedition nicht die Sache der Regierung, sondern die einer Compagnie; aber was kommt am Ende darauf an? Ist es nicht auch eine Privat-Compagnie, die, ungefähr vor einem halben Jahrhundert, das brittische Reich in Indien gegründet hat, ein Reich, das sich jetzt über 120 Millionen Unterthanen ausdehnt und das die begünstigtesten Regionen des Erdballs umfaßt?

Kein Mensch von gesundem Verstande wird sich dem widersetzen, daß eine Nation die Entdeckungen benutze, die sie der edlen Kühnheit und der muthigen Ausdauer einiger ihrer Kinder verdankt. Wenn es ein für die allgemeine Civilisation nützliches und wichtiges Ereigniß giebt, so ist es gewiß die Eröffnung eines weiten Communications-Kanals, der, vom Golf von Benin ausgehend, auf der einen Seite bis zu dem mysteriösen Timbuktu aufsteigt, während seine andern Zweige, nach aller Wahrscheinlichkeit, in den See Tchad, das innere Meer von Nord-Afrika, auslaufen und sich bis in die Nähe der Wasserfälle des Nils erstrecken. Wenn die Schiffahrt auf dem Niger oder Djoli-Ba so leicht ist, wie man berichtet, so werden die sehr bevölkerten Königreiche dieses innern Theiles von Afrika bald in die Sphäre des Handels und der Civilisation von Europa treten.

Darin liegt nur Ursache zur Freude für die aufrichtigen Freunde der Menschheit, vorausgesetzt, daß nicht der Geist ausschließlicher Eroberung und Herrschaft die Früchte einer so herrlichen Unternehmung verderbe. Die Fortschritte der brittischen Thätigkeit in dieser neuen Richtung interessiren ganz Europa und verdienen die allgemeine Sympathie. Derselbe Fall ist es mit unsern Erfolgen in der Regentschaft von Algier. Es ist endlich Zeit, daß einer niedrigen und kleinlichen Rivalität eine fruchtbringende Aemulation folge. So wird die Civilisation gleichzeitig von zwei entgegengesetzten Seiten zur Eroberung dieses weiten, Europa so nahen Continents vorwärts schreiten, der dem Handel der westlichen Nationen eine so reiche Aernde verspricht.

Die Engländer haben den wichtigen Vortheil für sich, an und auf einem Flusse Posto gefaßt zu haben, der, für die Ausdehnung der innern Schiffahrt, den größten Flüssen der Welt vergleichbar ist, während unsere Küste von Algier, weit entfernt, ähnliche Erleichterungen zu gewähren, im Gegentheil viele natürliche Hindernisse darbietet: zuvörderst das transversale Gebürge des Atlas und die große Wüste, die den Zugang in die innern Regionen erschweren, wo nicht ganz hindern, dann den Charakter und die Sitten der dem mittelländischen Meere benachbarten Völkerstämme, die gegen die Europäer einen ererbten Haß nähren. Die Eingeborenen des Central-Landes dagegen werden die Engländer nur nach den neuen und augenblicklichen Eindrücken beurtheilen. Der Geist und das Interesse des Jahrhunderts fordern, daß, unter solchen Umständen, Frankreich und England sich gegenseitig helfen, statt sich zu Niemandes Vortheil zu hindern.

Die letzten Nachrichten aus England melden, ohne übrigens viele Details zu geben, daß die von Liverpool ausgegangene Expedition, um den Lauf des Nigers zu erforschen, unter den glücklichsten Auspicien begonnen hat. Ein König des Landes hatte sich mit Enthusiasmus an diese neuen Argonauten angeschlossen, die vollständig mit Allem versehen zu seyn scheinen, um ihren Erfolg zu sichern. Sie haben, unter andern Fahrzeugen, ein Dampfboot in Eisenblech (den Quorra, ein einheimischer Name des Landes), das sehr zur Fluß-Schiffahrt geeignet ist, weil es nur einer Wassertiefe von zwei Fuß bedarf. Die Expedition hatte den braven Capitain Harris, in Folge einer Krankheit, verloren. Sie war im Begriff, einen Theil ihrer Mittel zur Erforschung des See's Tchad und der andern östlichen Volksstämme des Joliba, die sich sehr weit in das Land hinein zu erstrecken scheinen, zu verwenden.

---

Es ist begreiflich, daß man zu Marseille ein vorzügliches Interesse an der Behauptung von Algier hat; aber abgesehen von localen Rücksichten scheinen die in diesem Artikel geäußerten Ansichten überhaupt zeitgemäß zu seyn und dem Geist unsers Jahrhunderts eben so sehr als der Wahrheit und der Natur der Sache zu entsprechen.

*) Die Fahne des Dey bestand aus einem rothen Felde, mit einem abgehauenen Kopfe oder einem Schwerdte im Mittelpuncte.

---

## Auszüge aus den Denkwürdigkeiten und der Correspondenz von Thomas Jefferson.

(2.)

Am 4. Juli 1826, an demselben Tage, wo zu Washington das funfzigjährige Fest der Unabhängigkeits-Erklärung der vereinigten Staaten, unter dem Jubelruf eines ganzen Volkes, gefeiert wurde, starb, erschöpft von Alter und vielleicht selbst von der Freude, deren Erschütterung wohl für seine geschwächten Organe zu stark war, ein Mann, der, Collega von Franklin, Washington und Adams, alle Gefahren dieser entstehenden Emancipation und alle Anstrengungen und Arbeiten, die sie erfoderte, getheilt hatte. Dieser ruhmbedeckte Greis, so im Rausche des schönsten

Digitized by Google

Triumphe gestorben, krönte, durch dieses glänzende Ende, das reinste, mildeste, arbeitsamste und wohlthätigste Leben, das es je gegeben hat. Dieser Mann war Jefferson.

Der Gemeinspruch: „Das schönste Lob eines Menschen liegt in der Geschichte seines Lebens," scheint ausdrücklich für ihn erfunden zu seyn. Gleichwohl werde ich ihn auf Jefferson nicht anwenden. Zuvörderst weil auf keinen Fall ein Journal-Artikel für eine Leichenrede gelten kann, und dann, würde es nicht eine Versündigung am Andenken eines so großen und edlen Lebens seyn, es in eine Classe von zwei bis dreihundert Personen zu stellen, die in jetziger Zeit unsern Erdball verlassen haben, und denen man dasselbe Lob zu ertheilen im Begriff ist? Nach Kräften die Grundsätze und Ideen Jeffersons in sich aufzunehmen, um sie denen zu erklären und auseinder zu setzen, die zufällig nicht versucht seyn sollten, sich das Original zu verschaffen — das ist es, was diese Analyse bezweckt; wenn dann diese Auseinandersetzung doch die Farbe eines Panegyrikus annimmt, so weiß man, wem man das zuzuschreiben hat; der Verfasser dieser Zeilen hat nichts dazu beigetragen. Zwei Worte zunächst über die Laufbahn Jeffersons, dann eine Uebersicht von dem Gange und den wechselnden Schicksalen der politischen Constitution der vereinigten Staaten, das wird vielleicht den Einfluß begreiflich machen, den er auf sie ausübte, und den Antheil besser erklären, den er daran nahm, womit wir uns später beschäftigen werden.

Mit zweiundzwanzig Jahren war Jefferson schon Richter der Grafschaft. Von da aus zum alten Congresse gesendet, dem nämlich, welcher der Unabhängigkeits-Erklärung vorausging, wurde er darin sieben Jahre lang mit der Revision der Gesetze beschäftigt, die er, mit Hülfe des berühmten Whyte und Pandleton, redigirte und in einen Codex sammelte; späterhin zum Gouverneur von Virginien ernannt, verließ er es, um das Amt eines bevollmächtigten Ministers am französischen Hofe zu übernehmen; nach Amerika zurückgerufen, wurde er, nach Washingtons Tode, zum Präsidenten erwählt und als ihn nach acht Jahren das Herkommen, stärker als das Gesetz, von dieser Stelle entfernte, wurde er wieder bloßer Rector der Universität: das ist sein ganzes äußeres Leben, dem Anschein nach sehr einfach, aber wunderbar an Thätigkeit, Anstrengungen aller Art, an Diensten jeder Gattung, die er dem Vaterlande, seinen Zeitgenossen, der ganzen Menschheit erwiesen hat.

Der wahre Charakter der amerikanischen Revolution fängt an, bei uns ziemlich bekannt zu werden. Man weiß jetzt recht gut, daß die unbedeutende Stempel-Abgabe, welcher man sie zuschreibt, nur die Gelegenheit und keineswegs die Ursache war. Seit mehr als dreißig Jahren vermehrte sich in den Staaten das Mißvergnügen unausgesetzt, Dank dem egoistischen und geldgierigen Benehmen der englischen Regierung. Außer der gränzenlosen Willkühr, womit die Gouverneurs im Namen des Mutterlandes verfuhren, erbitterten die Verbote, die Taxen aller Art, die dem Handel der Colonie nach Außen entgegengestellten Hindernisse die Colonisten. Ihre sehr erschütterte Unterwürfigkeit lehnte sich indessen doch nur erst in Folge einer Indiscretion des letzten Gouverneurs, Lord North, auf, der sich einfallen ließ, im versammelten Rathe zu erklären, daß, im Falle Unruhen in den Staaten ausbrechen würden, das Interesse der englischen Regierung nicht sey, ihnen zuvorzukommen, weil die Confiscationen, die die Folge davon seyn würden, den Ministern ein natürliches Mittel darböten, für ihre Freunde zu sorgen. In der That, wenn alle Regierungen dieser unklugen Offenherzigkeit fähig wären, so hätten die Revolutionen nicht nöthig, sich auf eine andere Weise zu legitimiren; mehr Einheit erlangend, würden sie fast kein Uebel erzeugen, womit die List der Könige und ihrer Räthe sie zu belasten versteht. Nachdem die Emancipation proclamirt war, beschäftigte sich Jefferson und seine Collegen mit dem Entwurf einer Constitution. Wie viel Stoff zum Nachdenken bietet uns das Schauspiel ihrer Versuche dar! welche Lehre ihre unerschütterliche Beständigkeit und Ausdauer und ihr feuriger Patriotismus! Zuerst werfen sie die Blicke auf die englische Constitution. Man discutirt die Grundlagen, untersucht Ursprung und Princip. Was finden sie darin? Die unter tausend prunkenden Namen verkleidete Aristokratie und, nach viermonatlicher fleißiger Arbeit, mühsamen Nachdenkens, vereinigen sie sich mit Penn darin, daß das Princip der Constitution nichts weiter als der Wille des Parlaments ist; mit andern Worten, die parlamentarische Allgewalt, mit Ausnahme des Falles der Reform, den man damals nicht voraussehen konnte. Frei von Vorhandenem und schon Feststehenden, entfesselt von einem Einflusse, den ihr gesunder Verstand gerichtet, konnten die Amerikaner an die natürlichen Gesetze appelliren und der Grundsatz wurde proclamirt, daß das Volk der Ursprung und das Ende jeder legitimen Gewalt ist. Nachdem man einmal die Erzader getroffen, kam man bald auf die Mine und aus diesem Princip entwickelte sich leicht, und ohne weitere Vor- und Zwischen-Rede, das jedem Bürger zustehende persönliche Recht, frei zu seyn hinsichtlich seiner Person und seiner Güter, sich zu bewaffnen, über alle Gegenstände zu denken, wie er es versteht und vermag, und das drucken zu lassen, was er denkt — d. h. Freiheit der Person, der Religion und der Presse. Die natürlichen Institutionen folgten: die Institution der Jury als Schiedsrichter der That, welcher Natur diese auch sey; Errichtung einer National-Miliz, bestimmt, die stets für die Freiheit gefährliche Wirkung stehender Heere zu vermeiden, deren Gebrauch durch die Nothwendigkeit, sich gegen England zu vertheidigen, geheiligt worden war; das Recht directer Wahl von allen legislativen und executiven Beamten. Niemand zweifelte, daß bald Schwierigkeiten entstehen würden, aber man war einmüthig entschlossen, sie freundschaftlich zu beseitigen im Augenblicke, wo die Praxis sie offenbaren würde. Die ersten waren die der Wirksamkeit oder Ausübung jeder dieser Institutionen in ihrem respectiven Kreise und der Errichtung und Einsetzung einer Executiv-Gewalt, der ihr zu gebenden Organisation, ihrer Formen und Gränzen.

Die Schwierigkeiten waren groß und die Hindernisse schwer zu heben, wenn man die besondere Lage beachtet, worin sich jeder der die Colonie bildenden Staaten befand. Jeder von ihnen war, von der Stiftung der Union an, unabhängig und hatte seine eigenthümliche Sphäre der Wirksamkeit. Ihre innere Organisation differirte wie ihre Sitten und ihre Religionen. Es war in der That nur die Gemeinschaft der Sitten und der Sprache vorhanden, und jeder von ihnen hatte, in jeder Rücksicht, eine von den andern verschiedene Stufe gesellschaftlicher Fortschritte und Civilisation erreicht. Die große Acte von 1776 mußte von diesem örtlichen Geist inspirirt werden und ihn in gewisser Art ausdrücken; auch muß man nichts darin sehen, als eine einfache Föderation gegen den gemeinschaftlichen Feind, als ein durch die Nothwendigkeit hervorgerufenes Martial-Gesetz; und obgleich auf vielumfassende Basen gegründet, wie das mächtige Princip, an welches sie sich knüpften, so wurden doch die ersten decretirten Institutionen darum nicht minder verengert und entstellt durch die Praxis. Das allen gleiche Bedürfniß der Vertheidigung verhinderte, die offenbare Ungleichheit anzuerkennen, die durch das jedem der Staaten der Union ohne Unterschied beigelegte Recht, auf dem Congresse zu stimmen, ohne den Umfang der Bevölkerung und des Gebiets in Anschlag zu bringen, eingeführt worden war. Ueberdieß war der Congreß mit keinem von der Conföderation unabhängigen politischen Charakter bekleidet; er handelte bloß mittelst einer Delegation der Local-Gewalt und konnte unter keinem Vorwande irgend eine eigene, unmittelbare, auf das Volk durch uns ihm angehörige und von ihm abhängige Beamte ausüben. Er war verpflichtet, seine Requisitionen von Menschen

Digitized by Google

und Geld an die Staaten zu richten, welchem die Freiheit blieb, sich selbst zu besteuern und den Foederungen dieser scheinbaren Central-Behörde selbst ihr Veto entgegenzusetzen. „Dieses Veto," sagt Jefferson, „wurde oft genug ausgeübt, um die Wirksamkeit der Föderal-Regierung zu paralysiren und sie zur Lösung ihrer Aufgabe und Erfüllung ihres Berufes, besonders hinsichtlich der Finanzen und der auswärtigen Verhältnisse, untauglich und unkräftig zu machen."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Napoleons Aeußerungen über die Anlagen fürstlicher Paläste.

(Aus dem Werke: Résidences des Souverains.)

(M.)

Saint-Cloud ist ein hübscher Ort; ich ziehe ihn dem Elisäum vor, das klein, feucht und zu niedrig ist. Aber wie kommt es, daß alle Architecten, die bis jetzt Residenzen für Monarchen gebaut, ihre Sache so schlecht gemacht haben? Ich habe noch kein Schloß, keinen Pallast gesehen, der mir hätte gefallen können. Das Sans-Souci Friedrichs ist unbequem und von schlechtem Geschmack; das Trianon im Versailler Park ist unbewohnbar; Marly, das man niedergerissen hat, war es nicht minder. Alle Eure italienischen Villas setzen Besitzer voraus, die immer im Freien und an der Sonne leben; die großen Paläste in Deutschland aber sind abgeschmackt, schwerfällig und langweilig. Man sagt, die reichen Engländer und die Venetianer verständen sich besser, als andere, auf das Bauen außerhalb der Stadt; doch scheint es mir, daß die Paläste, die an den Ufern der Brenta aufgeführt sind, nicht bequem seyn können. Und doch ist ein Haus, gleichviel welcher Art, ein Kleid, das man nach dem Maaße und dem Bedürfnisse dessen, für den es bestimmt ist, einrichten muß. Ich weiß es wohl, daß es weit schwieriger ist, ein Haus für ein Staats-Oberhaupt, als für irgend jemand anders, zu bauen, und daß, wie ich das schon oft gehört habe, da die Majestät und die Bequemlichkeit nicht wohl zu vereinbaren sind, man oft auf Kosten der Schönheit in den Verhältnissen die kleinen Unterabtheilungen zuwegegebracht hat, welche die besonderen Convenienzen der fürstlichen Wohnungen erheischen. Demnach möchte ich glauben, daß die Kunst in ihren Ressourcen die zur Hebung dieser Schwierigkeiten erforderlichen Mittel müsse finden können. Ich will gebührend wohnen, aber nicht, wie die meisten Monarchen, unter den vergoldeten Plafonds meiner Wohnung ein Gefangener und unbehaglich seyn; ich verlange an derselben Stätte, unter derselben Façade zwei ganz verschiedene Dinge: zuvörderst die vollständige Wohnung eines Oberhaupts von einer reichen Familie, mit all den Convenienzen eines Privatmanns, der auf Behaglichkeit und Freiheit Anspruch macht; dann ein Empfang- und Paradezimmer für den Repräsentanten einer großen Nation, dem man Achtung schuldig ist.

---

## Große Schärfe des Geruchsorgans.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

(M.)

Die folgende Thatsache bestätigt in einer merkwürdigen Weise die Meynung, daß die meisten menschlichen Racen von dunkler Hautfarbe eine große Schärfe der Organe des Geruchs und des Gesichts besitzen.

Zu Paramatta, in Neu-Holland, ward ein Pflanzer, Namens Fisher, der in einem ziemlichen Wohlstande lebte, plötzlich unsichtbar. Einer seiner Leute, dem man es zutraute, daß er dessen volles Vertrauen besitze, versicherte inzwischen, er würde bald wiederkehren. Währenddem schaltete und waltete dies Individuum mit der Plantage seines Herrn für seine eigene Rechnung.

Nach Verlauf von drei Monaten begannen aber die Nachbaren einigen Argwohn zu fassen, und als die Sache dann auch der Polizei zu Ohren kam, schickte diese einige Agenten nach der Pflanzung. Unter ihnen befand sich auch ein gewisser Sam aus der Stadt Sidney gebürtig. Von einigen, ziemlich oberflächlichen, Indicien, die ihm gegeben worden waren, geleitet, geht Sam nach einer Stelle, wo sich ein hölzernes Verschlag befindet, auf welchem er einen schwärzlichen Flecken bemerkt, den er, nachdem er ihn berochen hat, als von dem Blute eines Weißen herrührend erkläret. Daenach kennt er zum Ufer eines nahen Teiches, auf dessen Oberfläche einige Flecken eines röthlichen Schaumes treiben; diesen Schaum holt er herbei, nimmt etwas davon in die hohle Hand, und nachdem er ihn erst gekostet und dann berochen hat, ruft er aus, daß er die Spuren des Fettes von einem Weißen enthalte.

Endlich rechts und links witternd, wie ein Spürhund, gelangt er in einiger Entfernung von dem Teiche zu einem kleinen Buschholze, wo er mit einer Ruthe, die er zur Hand hat, in den Boden stößt, und sie dann berieche; er wiederholt dies einigemale und erkläret dann, es liege dort der Körper eines Weißen begraben. Die Erde wird nun aufgerührt und man stößt auch bald auf Fisher's Leiche, welcher der Schädel eingeschlagen war. Da wird der Mörder ergriffen, vor die Assisen zu Sidney gestellt, und zum Tode verdammt. In dem Augenblicke, wo er gerichtet werden soll, gesteht er dann sein Verbrechen ein und erklärt, daß er Fisher neben dem Verschlage, den der Polizei-Agent bezeichnet, erschlagen, die Leiche in den Teich geworfen, einige Tage später aber, aus Furcht, die Spuren des Mordes möchten entdeckt werden, sie wieder herausgezogen und an der Stelle in dem Buschholze eingescharrt habe, wo sie von Sam aufgefunden worden.

---

## Mortalitäts-Tabelle.

(L.)

Nach denen in verschiedenen Theilen von Frankreich, England, den Niederlanden, der Schweiz und Rußland angestellten Untersuchungen hat man gefunden, daß von hundert in diesen Ländern gebornen Individuen nur fünfundzwanzig das Alter von sechszig Jahren erreichen. Die Gebirgsgegenden sind diejenigen, wo der Mensch im Allgemeinen ein höheres Alter erreicht. Nach der Beobachtung der Aerzte erfolgt der Tod der mehresten Menschen gegen 4, 5, 8 und 10 Uhr Morgens; das Verhältniß dieser zu denen, welche Nachmittags sterben, ist wie 60 zu 40. Die Todesstunde der letzteren ist 7 und 9 Uhr. Die kleinste Zahl der Sterbefälle trifft auf 6 und 11 Uhr Morgens; für den Nachmittag so wie in der Nacht auf 1, 6 und 12 Uhr. Man schreibt die Ursache electrischen, magnetischen und barometrischen Abwechselungen zu, die hier näher zu bezeichnen und anzuführen zu weitläuftig seyn würde.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 837. Hamburg. Mittwoch, den 31. Juli. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Wissenschaftliche Reise nach Peking.

Von dem Herrn Bunge.

(Aus L'Europe littéraire.)

Durch Klaproth.

(R.)

Rußland ist unter allen europäischen Mächten die einzige, die des Privilegiums genießt, ein bleibendes Etablissement zu Peking, der Hauptstadt von China, zu unterhalten. Es ist dieses ein griechisches Kloster und ein Gesandtschafts-Hotel, bei welchen einige junge Leute und Mönche wohnen, die bestimmt sind, nach der Heimkunft in ihr Vaterland als Dollmetscher zu dienen. Alle zehn oder zwölf Jahre wird diese kleine russische Colonie abgelöst, und bei einem solchen Anlaß ist es dann einigen Angestellten beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Petersburg möglich, Peking unter dem Vorwande zu besuchen, daß sie die Reise derer, die abgehen, mitmachen und leiten, und diejenigen, die ihre Zeit vollendet haben, zurückbringen sollen. Nun hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg den glücklichen Einfall gehabt, sich diesen Umstand zu Nutz zu machen, um die Naturgeschichte der Mongoley und des nördlichen Theils von China zu erforschen. Sie hat deshalb der geistlichen Expedition, die sie nach Peking abgesandt, den Herrn Dr. Bunge, der gelehrten Welt schon durch die interessante Reise, die er nach den höchstgelegenen Regionen der hohen Gebirgskette Altai gemacht, vortheilhaft bekannt, beigegeben. Nach seiner Rückkunft aus China hat Herr Bunge dann in der öffentlichen Sitzung der Akademie vom letzten 3. April einen weitläuftigen Bericht erstattet, aus welchem wir unsern Lesern hier einen Auszug mittheilen wollen.

Die Reise bis zur chinesischen Gränze ist so sehr schnell von statten gegangen, daß Herr Bunge nur selten eine Gelegenheit, sich mit Forschungen beschäftigen zu können, gehabt hat, und diese erst in der Mongoley begann. In den nördlichen Cantonen dieses Landes ist es, wo der höhere Theil von Mittelasien sich plötzlich in nördlicher Richtung senkt, und diese Senkung läuft in Siberien aus. Die politische Gränze, wenigstens an der Stätte, die der Reisende passirte, ist keinesweges duech die Natur bezeichnet; denn die ganze Vegetation und die ganze Physiognomie des Landes sind identisch mit den beiden Seiten der Gränzen zwischen Rußland und China. Nur sehr selten findet man in der nördlichen Mongoley Pflanzen, die nicht auch im südlichen Siberien heimisch wären, und dann bemerkt man daran, daß sie aus irgend einem benachbarten Lande herstammen, welches von einer ganz anderen Beschaffenheit ist, und dessen Charakter sie auch an sich tragen. Herr Bunge führt als Beispiel eine Pflanze an, die eine neue Art bildet, der er den Namen Cariopteris gegeben hat; sie gehört der südlichen Mongoley an, wird in deren nördlichem Theile nur hie und dort, in Siberien aber gar nicht gefunden. Die Identität des allgemeinen Charakters der nördlichen Mongoley und des südlichen Siberiens verliert sich erst dann, wenn man, eine immer sanfte Fläche aufwärtssteigend, zum Urga oder Kuren, d. h. zum Hauptsitz oder Lager der Khalkhas-Mongolen gekommen ist, wo der Gheghen-Khutikthu, oder der eingefleischte Gott, den sie anbeten, residirt. Bis dahin stößt man noch auf abgerundete, mit Gehölz bewachsene, mit schwarzer und fruchtbarer Erde belegte Gebirge; die tiefen Thäler werden von Flüssen und Bächen gewässert, deren Ufer zum öfteren duech hohes Gebüsch und Pappeln geschmückt sind. Es herrscht dort eine kräftige Vegetation, fast überall ist der Boden von einem compacten Rasen bedeckt und zum Anbau geeignet; das Land ist abwechselnd, und bietet einen lieblichen Anblick dar. Aber sobald man über den Kuren hinaus ist und die Tola, einen bedeutenden Fluß, überschritten hat, der von Südosten kommend sich mit dem Orkhon vereinigt, der in die Selengga einmündet, so währt es eine lange Zeit, ehe man wieder fließende Gewässer, selbst von minderer Bedeutung, antrifft; und wenn man die nördlichen und mit Holzung bewachsenen Theile des Khan ohla aus dem Gesicht verloren hat, so sucht das Auge in der weiten Ebene, in die man dann kommt, vergebens nach einem Baum.

Hier beginnt die Wüste Gobi, eine Benennung, die dem arabischen Worte Sahra gleichkommt, indem sie bei den Mongolen ein Land bezeichnet, dem es gänzlich an Wasser und Waldung gebricht. Der Gegensatz von Gobi ist Khanggai, indem dieses ein gebirgigtes, holzreiches, von Flüssen gewässertes, von fruchtbaren Wiesen duechschnittenes Land bedeutet. Inzwischen ist die Aussicht noch nicht völlig monoton; rechts erheben sich die gerundeten Massen des Khan ohla, links, aber weiter entfernt, die des schroffen, wilden, in spitzen Zacken auslaufenden Gebirges, auf welchem sich die Quellen der Tola befinden. Die Vorsprünge dieser hohen Kette bestehen aus einem röthlichen und sehr reinen Jaspis, und sie zeigen sich in weiter Entfernung in der Ebene in der Gestalt von spitzzulaufenden Hügeln von rother Erde. Obwohl ohne Bäume und ohne Gewässer, hat diese Region dennoch den traurigen Charakter einer Wüste noch nicht; sie verändert sich nicht wesentlich, als zu Dzirgalangtou, wohin man, immer aufwärts gehend, gelangt, ohne daß man dieses inne wird; und doch befindet man sich dort siebenhundertundsiebenzig Toisen über der Meeresfläche. Hier beginnt eine Senkung, die sich dann zu Olon baïching stärker bemerkbar macht. Der Name dieser Station bedeutet so viel als: zahlreiche Gebäude, und sie hat ihn von den Trümmern mehrerer Häuser aus Backsteinen, die wahrscheinlich vor einigen Jahrhunderten die Wohnung irgend eines mongolischen Fürsten bildeten. Bis hieher sieht man noch, in größerer oder geringerer Entfernung, hohe und abschüssige Berge, deren porphyrartiger Felsen fast immer nackend und nur an einigen Stellen des nördlichen Abhanges mit ein wenig Erde bedeckt ist, die kaum hinreicht, um ein Gesträuch von zwei bis drei Fuß Höhe zu nähren. Unter diesen Gebirgen ist das von Darkhan ohla beachtungswerth, indem es aus Porphyr-Schichten von verschiedenen Farben und zierlichen Brüchen besteht. Die jetzigen Mongolen halten es



Digitized by Google

für die erste Wiege des famösen Dschingis Khan. Bis dahin ist die Vegetation noch mannichfaltig; sie gleicht der von Sibirien, und zeichnet sich hauptsächlich durch die großartigen Pflanzen aus, die in der Masse vorherrschend sind, ohne in ihren Arten zahlreich zu seyn. Der Reisende sieht sich noch durch Schwärme von kleinen Muskitos und durch eine kleine Gattung Mäuse belästigt, die überall den ausgedörrten Boden unterminirt haben und die, wo er hintritt, unter einem gellenden Geschrei vor ihm auffpeingen und davonlaufen.

Zu Oloe baïching erblickt man in der Ferne eine schwärzliche Linie, in der man, wenn man sie näher besieht, einen Felsenwall erkennt, der ganz plötzlich aus dem Boden hervorspringt, nicht sehr hoch ist, und aus horizontalen Sennit-Schichten besteht. Die Mongolen nennen diese Felsenwand sehr richtig Bussu-tchilohe, d. h. Steingürtel. Dieser Wall dehnt sich auf große Weite und ohne wesentliche Unterbrechungen in gerader Linie von Osten nach Westen aus. Er bildet eine scharf abgeschnittene Scheidung zwischen der nördlichen und der mittleren Mongoley, welche, der Bedeutung dieses Wortes zufolge, das ächte Gobi ist. Das Land verändert sich plötzlich und wird nun vollkommen flach; da giebt es keine hohe Felsen mehr; der Boden ist mit kleinen Bruchstücken von Porphyr und Jaspis bedeckt; an mehreren Stellen von sehr großem Umfange scheint er mit Chalcedonen, Karneolen und Agatsteinen übersäet zu seyn, zwischen welchen dann, aber ohne Geäser darunter, verkrüppelte, harte und knotige Gesträuche aufsprießen. An andern Stellen besteht der Boden aus einem compacten, an einigen Stellen verwitterten, Thon, der, in Folge der Dürre, in vielen Spalten zerrissen ist, die oft eine so regelmäßige Zeichnung bilden, als hätten Menschenhände sie geschaffen. Auf diesem Thon nun wachsen einige niedrige Salzpflanzen von dunkelgrüner Farbe, am häufigsten eine Art von Peganum, die überall im Gobi gefunden wird. Die Präponderanz der großartigen Pflanzen verliert sich, während die der Halophyten zunimmt. Hier ist der Reisende frei von den Muskitos, und eine sehr kleine Maulwurfsart, die ihre Kellerlöcher mit dem Saamen der Schobeeia füllt, nimmt hier die Stelle der flinken Mäuse in dem nördlichen Theile ein. Hier, in einer absoluten Höhe von etwa fünfhundertundachtzig Toisen über der Meeresfläche, kann man den Anfang des wirklichen Gobis annehmen, wenigstens in phytogeographischer Beziehung; denn man bemerkt eine sehr sichtliche Demarcationslinie, nicht bloß in der Vegetation, sondern auch in dem Anblick des Landes diesseits und jenseits des Felsengürtels.

Es ist jedoch noch nicht der niedrigste Theil des Gobi; dieser Canton scheint vielmehr der äußerste Rand eines Bassins zu seyn, welches, wie wir das bald sehen werden, vor Zeiten ein großes inneres Meer bildete. Die barometrischen Messungen, die Herr Bunge während seiner Reise überall vorgenommen hat, haben ihn überzeugt, daß die Cantone Erghi, Onde, Duema, Chara-Budurghuna ꝛc. die niedrigsten Puncte des Gobi sind. Sie sind kaum viehundert Toisen über der Meeresfläche erhaben und sind von denen der Ufer des ehrmaligen Meeres völlig verschieden. Der Boden ist dort weit salziger, daher auch die Vegetation nur aus Halophyten besteht. Man findet daselbst noch eine Menge kleiner Salzsee'n vor, welche sich wahrscheinlich von einem abgelaufenen oder ausgetrockneten Meere herschreiben. Diese See'n verlieren sich auch zum Theil, lassen dann aber eine Salzkruste zurück, so, daß China mit diesem Artikel reichlich versorgt ist. Ihr stark gesalzenes Wasser erhält aber auch von Zeit zu Zeit wieder Zufluß durch den Regen. Die Ufer dieser See'n bestehen aus einem weißlichten, mit salzhaltigem Thon vermischten Sande. Man findet eine große Menge Fragmente von weißschaaligten Muscheln darin; doch hat Herr Bunge nicht eine einzige gefunden, die vollständig genug gewesen wäre, um daraus die Gattung zu ermitteln. Auch trifft man in diesem Sandthon große Stücke crystallisirten Selenit an.

Zwischen Chara-Budurghuna und Duema, und fast unter derselben Breite, breitet sich der ächte Gobi, oder das Chamo der Chinesen aus. Im Vergleich mit dem übrigen Theile des Gobi ist seine Breite nicht bedeutend. Man würde Unrecht haben, wenn man diesen Sand Flugsand nennen wollte; denn er ist überall stark mit Salz geschwängert, zieht leicht die Feuchtigkeit an, die er eine lange Zeit festhält und so compacte, ziemlich dauerhafte Hügel bildet. Diese Sandgürtel zeigt auch noch eine eigenthümliche Eigenheit in seiner Vegetation, die an die sandigen Gestade des Meeres erinnert. Mehrere Pflanzenarten der Küsten des Oceans zeigen sich hier mitten im Continent, obgleich die Geschlechter nicht immer dieselben sind. Herr Bunge erwähnt einer neuen Gattung Arundo, die an das Arundo arenario und an das Arundo ballica erinnert, so auch das corispermum pungens. Alle Halophyten dieser Gegend sind mit denen identisch, die an den Ufern des caspischen Meeres wachsen, was in phytogeographischer Beziehung höchst interessant ist, indem alles dafür spricht, daß es hier früher ein großes inneres Meer gegeben hat, was denn auch die Beobachtungen des berühmten A. von Humboldt über die Depression von Mittelasien bestätigt.

Eine unter den Mongolen herrschende Sage stimmt auffallend mit der Hypothese, daß der Gobi nichts anderes als der Grund eines versiegten Meeres ist; sie behaupten, es sey hier vor Zeiten ein Meer gewesen, glauben auch, daß dies Meer bald wieder in sein vormaliges Bassin zurücktreten werde. Die Chinesen, bemerkt Herr Bunge weiter, behaupten ebenfalls, die Coreer könnten, wenn sie das wollten, nicht bloß die Mongoley, sondern auch ganz Rußland unter Wasser setzen, wenn sie die Gewässer des Oceans durch einen Canal in die Mongoley leiteten. Herr Bunge hätte noch der Thatsache erwähnen können, daß die Wüste von Gobi im Chinesischen auch gewöhnlich Hai hai, d. h. das ausgetrocknete Meer, genannt wird.

Im Süden von Tsakildak beginnt der Gobi neuerdings sich in denselben Verhältnisse wie im Norden, gegen Erghi und Onde zu heben. Das Aufsteigen der Anhöhe im Süden und Norden bietet in den Formen, in dem Anblick des Bodens und in der Vegetation die vollkommenste Identität mit denselben absoluten Höhen dar. Zu Dzamen ustu ist das Ufer des Meeres dem völlig ähnlich, das man im Norden zu Oloe-baïching und zu Dzulghete sieht; eine Reihe Felsen, nur minder pronunciirt als die nördlichen, durchschneidet hier die Mongoley, und die Pflanzen, die man in einem Raum von hundert bis hundertundfunfzehn Lieues aus dem Gesichte verloren hatte, kommen neuerdings zum Vorschein. Zu Tsaghan-dalgasun, das südlicher belegen ist, findet man dieselbe Höhe wieder wie zu Ghilltuguntai; weiterhin nimmt man auch die schwarze, fruchtbare Erde und eine kräftige Vegetation wieder wahr; und wenn man endlich zu dem Culminationspuncte der Steaße, zwischen dem Gobi und der Hauptstadt des himmlischen Reiches gelangt ist, auf welchem Puncte man die Ruinen des ältesten Theils der großen chinesischen Mauer antrifft, und dessen Höhe der des Guntui im Norden des Gobi, bei der Urga, entspricht, so findet man neuerdings, in einer Höhe von ungefähr achthundertundfunfzig Toisen, einige unteralpische Pflanzen, als den Papaver nudicaule, ꝛc.

Nach dem, was hier gesagt worden, läßt es sich schon denken, daß die Ansicht des Gobi im Allgemeinen höchst trübselig ist. Die Vegetation daselbst ist arm, und erhebt sich selten mehr als einen Fuß hoch über den Boden; Bäume giebt es dort gar nicht, und nicht einmal Gesträuch, das höher als zwei Fuß wäre, ist irgendwo wahrzunehmen. Die wellenförmigen Hügel, die sich hie und dort durch diese unermeßliche Einöde ziehen, haben oftmals, vermittelst der Refraction, von weitem das Ansehen, als ob sie oberhalb der Ebene am Horizonte schwebten. Der gänzliche Mangel an Flüssen, statt deren es nur einige See'n mit trüben und

Digitized by Google

gesalzenem Wasser giebt; die dünngesäete Bevölkerung, die sich von weitem nur durch ein Zelt von Filz, oder des Nachts durch den üblen Geruch des Argals (getrockneter Mist), dessen man sich statt des Holzes als Feurungsmaterial bedient, kundgiebt; endlich die traurige Einförmigkeit des ganzen Wegs, fallen dem Reisenden um so mehr lästig, als er nur sehr langsam vom Flecke kommen kann. Aber wie sehr sieht er sich gleich bei seinem ersten Eintritt in China für alle seine Mühseligkeiten belohnt! Es giebt vielleicht auf der ganzen Erdkugel kein Beispiel von einem so schnellen Wechsel als den, der da stattfindet, wo man einen nicht hohen Steinwall, Trümmer der großen Mauer und Scheidelinie zwischen der Mongoley und China, überschritten hat. Diese Gränzscheidung ist eine wahrhaft natürliche, und man kann nicht genug die Umsicht bewundern, mit welcher die Chinesen diejenige ihres Reiches eben an der Stelle gezogen haben, welche die Natur selbst sichtlich als passend bezeichnet hat. Ueberall anderswo nimmt man einen allmähligen Uebergang in den Formen, besonders bei den Pflanzen, wahr: hier ist es umgekehrt. So lange man sich in der Mongoley befindet, sieht das Auge nur eine Wüste und eine kümmerliche Vegetation; es herrscht dort ein düsteres Schweigen; alles ist dort wie abgestorben: ein Schritt weiter, und der Reisende befindet sich an dem abschüssigen Abhange von Oberasien, nach Süden zu. Auf der Stelle wird sein Auge durch das Leben in all seiner Mannichfaltigkeit erfreut. Es ist hier nicht der Ort, den auffallenden Contrast zu erörtern, den man zwischen der Mongoley und China wahrnimmt; aber der Reisende findet fast lauter andere Pflanzenformen vor, als von welchen er sich bis dahin umgeben gesehen hat. Doch giebt es auch einige Ausnahmen: einige Vegetabilien, die in China zu Hause gehören, haben sich auch in der Mongoley heimisch gemacht: aber es sind dieses nur seltne Fälle und die Organisation des Saamens dieser Pflanzen machte es möglich, daß auch der schwächste Wind ihn mit sich fortführen konnte. Man kann jene Vegetabilien demnach nicht als in der Mongoley heimisch ansehen; es sind Fremdlinge, die sich dahin verirrt haben.

Der Aufenthalt des Herrn Bunge im nördlichen China ist nur von achtmonatlicher Dauer gewesen, wovanter fünf Wintermonate zu botanischen Forschungen nicht geeignet waren. Dieser gelehrte Naturforscher hat folglich nicht die Zeit gehabt, eine allgemeine Uebersicht der Flora dieses Landes zu Stande zu bringen; er hat sich darauf beschränkt gesehen, die Materialien zur Bildung der Basis eines großen Herbariums zu sammeln, welches die Mittel an die Hand geben wird, die Folgen zu ziehen, die zur Begründung der Pflanzen-Geographie dieses Landes, durch welches sich das nördliche Asien mit dem südlichen verbindet, nöthig sind. Die Mitglieder der russischen geistlichen Mission, die sich diesen Augenblick in Peking befinden, sind aufgeklärte Leute, und so steht zu hoffen, daß man, durch ihren Eifer und durch andere Reisende, dahin gelangen wird, dasjenige zu vervollständigen, was von dem Herrn Bunge so glücklich begonnen worden ist.

---

## Das Nau-Rouz-Fest in Persien.

(M.)

Es sind nun bald zehn Jahre her, wo ich mich zur Zeit des Nau-Rouz oder Neujahrstages in der Hauptstadt von Persien befand. Diese Stadt des Kothes und des Staubes war voll von Fremden; die Einwohner hatten für drei Tage Feierkleider angelegt; alle Großen des Reichs, alle diejenigen, die zum Hause des Königs und der tausend Prinzen gehörten, glänzten in Gold und Seide; Diamanten und andere Edelsteine funkelten auf aller Dolchen; die Kaufleute, die Handwerker und das Volk im Allgemeinen trugen, wie es für dieses Fest vorgeschrieben ist, neue Kleider. Ueberall herrschte Lust und Freude; überall ward geschmauset und gejubelt; überall wurden Besuche und Geschenke ausgetauscht. Unter den Glücklichen des dritten Tages war der König der Glücklichste; aber er, so habgierig, der nun die Tribute seiner Völker, die Contributionen der Provinzen, die discontirte Huldigung seiner Diener einnehmen sollte, hatte auch wohl Ursache, sich zu freuen! Ha! es waren kaum wenige Stunden verflossen, wo er hatte Shawls, Zeuge und Silber austheilen müssen; nun sollte ihm alles wieder zufließen und die Furcht und der Ehrgeiz der Hofleute den Werth seiner Gaben vervielfachen. Aus seinem Fenster sollte er unter seinen Augen die Schätze herbeitragen sehen, die ihm bestimmt waren, um bald und auf ewig in seinen Koffern Platz zu finden!

Der gesammte Hof war zu der Ceremonie eingeladen und das diplomatische Corps sollte ihr beiwohnen. Dieses bestand aus einem türkischen Gesandten und aus der englischen Legation, die ich begleitete. Vor der Citadelle, die der König bewohnt, befindet sich ein großer, von Kanonen umgebener Platz nebst zwei kleinen Thürmen, welche die Pforte des Serails dominiren; auf einem dieser Thürme ward unser Zelt aufgeschlagen; das des Königs auf der entgegengesetzten Seite. Den freien Platz nahmen die Großen des Reichs, die Prinzen und Soldaten ein; auch standen dort Ringer, um mit einander zu kämpfen, so wie, zu gleichem Zweck, ein Paar Bären und Widder in Bereitschaft. Weiterhin, auf einem Teppich, sah man ein Dutzend Knaben in weiblicher Tracht umherspringen. Endlich figurirten auch in einiger Entfernung indianische Gaukler und ein Affe.

Bald erscholl ein allgemeines Hu Hu! und verkündigte die Ankunft des Monarchen. Die Pforten des Pallastes, die zu dem freien Platze führen, öffneten sich den mit langen Stäben bewaffneten Faerachs, die nun, ohne Grund und ohne Noth, auf die Zuschauer losschlugen. Wir bemerkten, wie sie mit besonderer Lust dem Rücken der, in Roth gekleideten, stolz und gravitätisch einherschreitenden, Leute des türkischen Gesandten zusprachen, die sich die Prügel mit einem seltenen Stoicismus, und ohne sich einmal darnach umzusehen oder ihre Schritte zu beflügeln, gefallen ließen. Ihr Gebieter, Nejib-Efendi, sah dem zu, und sagte bloß: „Ei, da haben sie den Achmed auf den Kopf, den Hassen auf den Rücken geschlagen, das ist doch curios.“ Dann fuhr er zum Zeichen der Verwunderung mit der Hand an seinen Bart. Das Prügeln hörte auf, sobald der König die Treppe des Thurmes erstiegen und unter seinem Zelte Platz genommen hatte. Ein achtungswürdiger und geisteeicher Greis, zeichnete er sich noch durch seinen langen Bart und seine einfache Bekleidung aus. Das Zeichen seiner Würde bestand aus drei Palmen aus Diamanten, die an seiner Mütze von Hammelfell befestigt waren.

Sobald er sich gesetzt hatte, erschien der Kronprinz Ali-Khan-Kadjar, Bruder des Thronerben und Gouverneur der Stadt, gefolgt von seinem Vezier und von seinen andern Leuten, auf dem Platze, und machte eine Verbeugung, die von allen Anwesenden wiederholt ward; alle hielten sich stehend, in der Stellung von Dienenden, die Arme über dem Dolche verschränkt und der Befehle des Königs gewärtig. Dieser ließ zuvörderst die Ringer vortreten, die dann ihre Exercitien machten; ihre Stärke und Geschicklichkeit hatten zu bedeutenden Wetten Anlaß gegeben, und der Siegee erhielt für das laufende Jahr den Titel eines Pehlevan-Bachi, d. h. Oberster der Ringee, und als Zeichen seiner Würde ein Paar vergoldeter Keulen. Feth-Ali-Schach warf ihm mit königlicher Hand zwei Tomans (ungefähr sieben Reichsthaler) zu, welche Summe ihm aber mit dem, was er geleistet, und den Beulen, die er bekommen hatte, nicht im Verhältniß zu stehen schien. Auch trat er, obwohl fast nackend, Se. Majestät unter die Augen, um Ihr ihren Geiz vorzuwerfen. Er bekam



Digitized by Google

noch einen Toman, aber mit der Weisung, sich nun fortzumachen, und als er damit nicht sehr eilte, da beflügelten Sr. K. H. Ali-Khan und die Farrachs seine Schritte vermittelst Stockprügel.

Durch dies Beispiel gewarnt, machten die indianischen Gaukler und der Affe ihre Künste und empfahlen sich dann, ohne weitere Ansprüche zu machen; mit gleicher Discretion versuheen die beiden Bären und die verkleideten Knaben; anders aber machten es die Widder. Diese edlen Thiere gehörten den vornehmstrn Personen an: einer davon dem Könige selbst; ein zweitrr seinem Sohne, dem Souveneur Ali-Khan; und da beide ihre Nebenbuhler überwunden hatten, so sollten sie nun gegenseitig um den Sieg ringen. Das königliche Geschenk für den Hirten, der den Sieger hergeführt, betrug viezig Tomans. Nach zweimaliger Probe schien der königliche Widder drn Kürzeren zu ziehen und flüchtete vor seinem Gegnee; da rief Se. Majestät, um den Wettpreis zu rrspaeen, der Kampf sollte eingestellt werden. Das war aber dem Hirten des Ali-Khan nicht nach Sinn, und er eesaßte drn Flüchtigen bei den Hörneen und stellte ihn seinem Widersacher so noch einmal entgegen. Vergebens rief dee Mittelpunet des Weltalls: bero, bero, peder aucte (flieh, flieh, Du Sohn eines Verdammten!) das Treffen ward unvermeidlich. Zu spät fielen der Kronprinz, die Großen und die Dienerschaft über den Schäfer her, der übrigens ihre Püffe auch aufs kräftigste eewiedrrte. Sein Hirt und er triumphirten, und dee König mußte, zur großen Zufriedenheit des Publikums, die vierzig Tomans bezahlen, die er aber seinem Sohne den andern Tag schon wieder abgenommen haben wird.

Nun begann die Peocession der Geschenke. Die Stadt Jspahan figurirte zuerst, und der Emir-el-Daule, der sie repräsentirte, eröffnete den Zug. Ein Mustuphi kündigte ihn mit lauter Stimme an; er brachte hundeettausend Tomans, hundert Maulthiere, hundert Caschemir-Shawls. Von diesen Shawls hieß es, daß sie Gold bedeckten; man hatte sie aus dem kaiserlichen Schatze genommen und sie dort nach ihrem Werthe bezahlt; das war auch dee Fall mit den Maulthieren, die sich aus dem königlichen Stalle herschrieben und das Stück mit zwanzig Tomans bezahlt worden waren. Nach Jspahan ward Tebriz aufgerufen, jedoch nur sowell, indem die Provinz, beschäftigt, die Russen zu bekämpfen, von Abgabrn dispensirt war. Schiraz figurirte mit seinen Zuckerbroden, seinen Weinen und seinen Kamehlen; Yezd mit seinen Seidenzeugen; Cuschan mit seinen Kasserollen; Kermanschah mit seinen Waffen; der Obrist der Verschnittenen, Maucher-Khan, bezahlte in Silber die Contribution des Gailan und des Mazanderan, die ihm angehörten. Dann ließen die Prinzen und die Großen, nach dem Beispiel der Provinzen und der Städte, dieselben Maulthiere, dieselben Pferde, dieselben Shawls, dieselben Zuckerbeode, alles Dinge, die ihren festen Preis hatten, und deren Werth sie nachher in Geld entrichtrn, aufmarschiren.

Während der drei oder vier Stunden, welche diese Ceremonie währte, stiegen von allen Seiten Staubwirbel in die Höhr; die Männer auf dem freien Platze und die Frauen, welche auf den Terrassen hockten, waren außer sich vor Verwunderung über alle die Reichthümer. Unser türkischer Gesandter fand alle diese Ceremonieen nicht sehr passend; seine Kritik verschonte niemand, und alle seine Vergleichungen fielen zu Gunsten Constantinopels aus. Er ward aber dafür bestraft; denn als der König sich entfernt hatte, fielen die Farrachs wiedrr über die Zuschauer her und schlugen zugleich auch aus allen Kräften auf die alte Schindmähre Sr. Excellenz los, so daß dieser, unter allgemeinem Gelächter, ihr enormer Cahuck entfiel. Was die englische Gesandtschaft betriffe, so ward ihr eben so viele Achtung bezeigt, als sie Langeweile empfand, und wir konnten uns nun wohlgemuth von unserer langen Bewunderung ausruhen.

---

## Auszüge aus den Denkwürdigkeiten und der Correspondenz von Thomas Jefferson.

(Beschluß.)

(2.)

In jedem andern Lande hätte rs ohne Zweifel langer Debatten, verdrüßlicher Collisionen, vielleicht einer blutigen Revolution bedurft, um diesen radicalen Fehler zu verbessern. In den vereinigten Staaten, in dem Lande des gesunden Verstandes, wo das National-Interesse, wenn nicht rein von allem Zusatz, Secten und Parteien, mindestens von der Menge von Doctrinen, von kleinlichen Nothwendigkeitrn, von den tausendfachen politischen Sophismen frei geblieben ist, die anderwärts, als eine Art von Bemäntelung so vieler kleinen, schimpflichen Interessen, rs überladen und rrstickrn; in den vereinigten Staaten, sagen wir, wurde die Unzureichenheit und dir Gefahr riner solchen Form bald erkannt und mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ein allgemeiner Convent beschlossen, um dem abzuhelfen. Das ist drnn der, der sich zu Philadelphia im Monat Mai 1787 versammelte. Die Constitution erhielt da Zusätze und Verbesserungen in dem Sinne, daß, statt einer einfachen Föderation, duech Mandat und unter verschiedenen Einflüssen entsprungen, eine wahehafte Regierung beschlossen wurdr, die ihrr klar constatirte und definirte Jurisdiction hatte und dieeet auf die Individuen ohne Vermittelung iegrnd einer andern Autorität wirkte. Diese Berichtigung, auf die Föderal-Constitution angewendet, führte, indem sie sie in vielen ihrer Theile verbesserte, auch Nachtheile mit sich. „Uber," sagt in dieser Hinsicht Jefferson, „darüber unmittelbar zu einem neuen Convent und einer nrnen Uebereinkunft schreiten, hätte das Resultat, das man so ebrn erlangt, in Frage stellen heißen; da die Schwierigkeit wne, zu finden, wie das Mangelhafte zu verbessern wäre, so fing man damit an, das, was gut war, vor allen Angriffen zu sichern. So bekam ich denn den Einfall, daß die neun rrsten Staatrn, berufen, über diese Acte sich auszusprechen, sie ohne Bedingung annehmen solltrn, während die vier andeen rs nue unter der Bedingung gewisser Amrndements thun würden, sich auf den gesunden Verstand und die Rechtlichkeit des Volkes verlassend, um sie später darein einzuschalten."

Der wichtigstr Punct, drr bei dieser Reorganisation vor Allem im Auge gehalten wurde, das war die mehreee oder mindeee Ausdehnung, die den Rechten, den Peärogativen und dem Maaß der Präsidenz zu geben sey, es war vor Allem, die Ausübung wie die Dauer dee Functionen drs Präsidenten zu bestimmen. Diese Verbesseeungen waren nicht die einzig nothwendigen; eine brsonders, unsichtbar und durch die Praxis noch nicht erklärt, war sofort unerläßlich und das Loos der Union lief, weil sie verkannt worden war, die größten Gefahren. In den vereinigten Staaten war das Richteramt nicht nue unabhängig von den beiden andern Gewalten, sondern stand auf gewisse Weise übee ihnen, durch seinen Ursprung und durch alle Gewohnheits-Idee'n, die die Nation daran knüpfte. Der Artikel der Constitution, welcher für die Absetzung eines Richters das Votum von zwei Drittheilen von riner drr Kammern forderte, gründete, durch die Unmöglichkeit seiner Ausführung, die Unabhängigkeit der Richtee von den Staaten. Das Bedürfniß einee dritten Rrform, das man anfangs ahnete, dann empfand, wurde endlich proclamirt und, wie man für die andern gethan hattr, durch friedliche Intervention des Volkes ihm abgeholfen. Das geschah im Jahre 1800. Jefferson betrachtrt diese Verbesserung als eine vollständige Rrvolution in den Principien der Regierung.

Während große Rechtsgelehrte die Form suchten, die einer solchen Acte zu geben wäre, welche ihrer Gefahren hatte, wurde das Volk duech seinen bewundernswerthen Instinct dahin gebracht, sie auf ganz natürliche Weise zu finden. Die Constitution hatte es jeder Controle über die richter-

Digitized by Google

liche Gewalt beraubt; um seine Souverainität auszuüben, bedurfte es nichts, als von den beiden seiner Wahl unterworfenen Zweigen alle die Beamten des dritten auszuschließen, welche es dem Principe zugethan wußte, das es verdrängen wollte; und in dieser Hinsicht stellte der weise und durchblickende Jefferson mit siegenden Gründen den Satz auf, daß, nützlich in einer Monarchie, diese richterliche Unabhängigkeit in einer Republik eine Anomalie sey. Strebt nicht jede constituirte unabhängige Gewalt dahin, sich unbeschränkt oder absolut zu machen? Möge sie eine solche bleiben in Beziehung auf jede Executiv-Gewalt, das begreift sich, aber es leuchtet nicht ein, daß sie sich der Controle der Nation entziehen könne. Außerdem wurde die richterliche Gewalt in Amerika vor dem Jahre 1800 durch ihre Natur selbst zu den Anmaaßungen und Umsichgreifen getrieben, welche die monarchische Vollziehungsgewalt jetzt in einem gewissen Lande unsers alten Europa's bezweckt und erstrebt. Indem der transatlantische gesunde Verstand sie von den beiden andern Gewalten absonderte, hat er die Trennung der drei Gewalten für immer vervollständigt und, indem er ihre wechselseitige Unabhängigkeit aussprach, den einzigen Keim der grundlosen Vorherrschaft, folglich der Aristokratie erstickt, die sich auf diesem Boden vernünftiger Gleichheit und weiser Freiheit hätte einwurzeln können.

So war denn, um diesen Fortschritt zu beendigen, ein Viertel-Jahrhundert für die Amerikaner hinreichend. Die Acte von 1776 zog aus der Urne, welche die Unabhängigkeit vorlieh, die gesetzgebende Gewalt; die von 1787 gründete, indem sie der Wahl eine neue Weihe gab, die vollziehende Gewalt auf eine heilige, von den Parteien unerreichbare Basis. Die Acte von 1800 endlich krönte das ruhmvolle Gebäude dieser großen Befreiung, indem sie es von der einzigen Grundlage losmachte, welche für seine Befestigung für die Zukunft Besorgnisse erwecken konnte. Das ist nicht ohne innere Streitigkeiten, ohne stumme und selbst leidenschaftliche Kämpfe bewirkt und erreicht worden: zwei Parteien besonders haben sich lange den Sieg streitig gemacht; Jeffersons Leben ist ganz der einen von beiden, welche gesiegt hat, gewidmet gewesen; die eine erklären ist natürlich so viel, als die Geschichte der andern schreiben. Dies werden wir in Kurzem versuchen, indem wir auf dieses Werk zurückkommen.

---

## Reise um die Welt durch die Meere von Indien und China,

### ausgeführt auf der Fregatte la Favorite während der Jahre 1830, 1831 und 1832 von Cyrille Laplace, Fregatten-Capitain.

(Erster Band.)

(L.)

Der Friedens-Vertrag von 1814 war kaum unterzeichnet, als die französische Regierung den Plan machte, Kriegsfahrzeuge in die Meere von Indien und China zu senden, in der Absicht, seit zwanzig Jahren unterbrochene Verbindungen wieder anzuknüpfen und von Neuem für unsern Handel vergessene, aber sonst eingeschlagene Wege wieder zu öffnen; die Ereignisse von 1815 machten, daß dieser Entwurf vertagt werden mußte und erst im Jahre 1817 wieder aufgenommen wurde. Die Expedition von 1817 kann nur zum Andenken aufgezählt werden; die Expeditionen von 1816—1828 waren, Dank den Entdeckungs-Reisen der Capitaine Duperrey, Freycinet und Dumont d'Urville, fruchtbar an wichtigen Resultaten.

Als die Favorite von Frankreich auslief, um von Neuem diese so oft stets aus demselben Grunde befahrenen Meere zu durchschiffen, war die Favorite zu einer einfachen Umschiffung bestimmt; und diesesmal handelte es sich weniger darum, das wieder anzufangen, was schon durch die eben genannten geschickten Capitains bewirkt worden war, als vielmehr die hydrographischen Kenntnisse zu vermehren, die wir schon von diesem Theile des Erdballs besaßen und mehr und mehr diese entfernten Meere zu gewöhnen, die französische Flagge mit Ehrfurcht zu tragen. Folgendes sind im Wesentlichen die Instructionen, welche der Capitain Laplace vor seiner Abreise empfing.

Abgesegelt von Toulon, sollte er sich nach der Insel Bourbon, von da nach Pondichery begeben, von Pondichery, durch die Meerenge von Malacca, ins Meer von China segeln; successiv den Archipelagus der Anambas, der Natunas, die Küsten von Cochinchina und der Insel Haynan untersuchen und dann auf Macao und die Manillen steuern.

Von Manilla sollte Laplace über die Natunas zurückkehren, von da in das Meer von Java, durch eine der Meerengen, die sich zwischen Sumatra und Borneo befinden, segeln; dann die Meerengen und Länder, die Java von Timor trennen, befahren.

Da angekommen, stand es dem Capitain frei, entweder um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Frankreich zurückzukehren oder die Fahrt um die Erde durch den Osten und Süden von Neuholland, zuerst nach Vandiemensland, dann nach Port Jackson zu vollenden; von Port Jackson sollte er den großen südlichen Ocean durchschiffen und die Richtung nach Valparaiso, den Hauptsammelplatz der Fahrzeuge, welche die französischen Stationen im stillen Meere suchen, nehmen; endlich sollte er, das Cap Horn umschiffend, nach Toulon zurückkehren.

Diese Reise mußte von hoher Wichtigkeit seyn. Die Golfe von Bengalen zu studiren, das französische Indien an Frankreich zu erinnern, unsern Handel am Hofe von Cochinchina zu beschützen, wo zwei französische Mandarinen, die Herren Chaigneau und Wagnier, in Ungnade waren; alle dem Handel nützliche Erkundigungen einzuziehen, das Feld der Naturgeschichte zu erweitern, genau die Längen und Breiten zu entdecken, alle Karten des Archipelagus im Norden von Isle de France zu berichtigen, die Lage der Insel Nicolay und Sumatra's, der Vorgebirge, Inseln und Klippen des Meeres von China zu bestimmen, die Inseln von Malacca und der Anambas zu recognosciren, die Karten des großen asiatischen Archipelages zu verificiren, den nördlichen Theil von Cochinchina, den westlichen Theil von Haynan, die zahlreichen Felsenriffe, welche die Küsten von Palawna und von Borneo bedecken, die Inseln im Osten von Java sorgfältig zu studiren — das waren die sehr summarischen Instructionen des Capitains Laplace.

Mit diesen Instructionen versehen, ging der Capitain Laplace zu seiner langen und schwierigen Reise, am 30. December 1829, um zwei Uhr Nachmittags, unter Segel. Es war die erste Reise der schönen Fregatte la Favorite; ihre zahlreiche Mannschaft bestand aus jungen und starken Menschen, die auf alle Anstrengungen und Gefahren gefaßt waren.

Von Toulon ausgelaufen, segelte das Schiff in einigen Tagen an den Küsten von Spanien, an Gibraltar, diesem berühmten Felsen, auf welchem die englische Flagge weht, an der Insel Tariffa, welche die letzten Mauren fliehen sah, als Granada unterlag, vorüber; endlich am 19. Januar 1830 ging die Fregatte auf der Rhede von Goree, um ein Uhr Nachmittags, vor Anker.

Die Insel Goree ist ein ganz vulkanisches Product; sie ist länger als breit und sehr eng in der Mitte; die Engländer und Franzosen haben sie nach einander besessen. Die Bevölkerung der Stadt besteht fast ganz aus Mulatten und Neger-Sclaven; fast aller Handel ist in den Händen der Frauen; diese verstehen sich sehr gut auf die Geschäfte; sie theilen ihr Leben zwischen zwei sehr entgegengesetzten Leidenschaften, die sich aber in ihrem Herzen nicht im Wege stehen, die Liebe und die Liebe zum Gelde.

Digitized by Google

Der Capitain erzählt sehr im Detail alle Revolutionen, die sich in diesen Gegenden zugetragen, die Geschichte ihrer Priesterschaft, die Geschichte ihrer Frauen und die Geschichte ihres Handels; im Jahre 1816 unterlagen, auf dem Cap Bel-Air, mehrere Franzosen, die sich da auf die Weissagung einiger intriguanten Philantropen niedergelassen hatten, dem Einflusse des Klima's.

Dienstags, den 26. Januar, segelte die Favorite von Sorte ab und am 4. Februar durchschnitt sie den Aequator. Die Passage des Aequators wurde nach Gewohnheit gefeiert. Die ganze Mannschaft überließ sich unbefangener Heiterkeit. Der bonhomme la Ligne spielte seine Rolle zum Bezaubern. Fast die ganze Mannschaft wurde getauft, so wenige hatten noch diese Reise gemacht! Die Favorite selbst erhielt die Taufe von den Seeleuten; der Austral-Ocean, den sie durchschiffen sollte, öffnete sich vor ihr.

Hier überläßt sich der Capitain Laplace, der, als seine Reise geschrieben werden mußte, zum Schriftsteller geworden ist, selbst sich als großer Schriftsteller gezeigt hat, ohne es zu wissen, allen seinen Erinnerungen. Wenn der Schiffs-Capitain allein in seiner Kajüte, beschäftigt über die ganze Welt zu wachen, die vor seinen Blicken liegt, so glaube man nicht, daß sein Geist je unbeschäftigt sey: „Immer thätig," sagt er, „verschönert die Einbildungskraft des Seemannes die Stunden der Nacht; „sie umgiebt ihn mit seinem Herzen theuren Wesen; für ihn verfließt „die Zeit schnell; jede Stunde des Tages hat ihr eigenes Schauspiel. „Nach Verhältniß, wie er die Gegenden und Gewässer wechselt, bietet „ihm die Luft neue Zerstreuungen, das Meer neue Producte dar; im „Meere und am Himmel ändert sich, wechselt alles, alles ist neu und „endlich am Ende dieser Anstrengungen erschallt in der Ferne der glückliche „Ruf: Land! Land! Das ist das Vaterland, das ist die Ruhe!"

Dies sind nicht so ganz die Worte des Capitains Laplace; er spricht besser, er schreibt noch besser; es ist ein Vergnügen, ihn auf dieser langen Fahrt, welche drei Jahre dauerte, immer kaltblütig und dabei immer thätig zu sehen. Er ist immer auf dem Verdeck seines Schiffes, um das Segel zu beobachten, das in der Ferne vorüberfliege, das Land, das die Wache signalisirt, die Gestirne am Himmel; er ist immer da, um dem letzten seiner Matrosen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ganz laut den Muth der ersten Schiffer zu bewundern, die diese Meere durchschnitten haben. Diejenigen z. B., die zuerst das Cap der Stürme umsegelt haben, welche Menschen! welche außerordentliche Männer! „Sie durchschiffen in einfachen Barken Gegenden, denen unsere Fahrzeuge, Meisterstücke des Genie's des Menschen und ausgestattet mit Allem, was die Wissenschaft, die Erfahrung und die Industrie haben erfinden können, um die Schiffahrt sicherer zu machen, nicht ohne große Vorsicht und ohne einige Furcht trotzen; sie zeigten den Schiffen Europa's den Weg, durch stürmische Meere, zu den Küsten, deren Existenz selbst ein Problem für sie war."

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis nach Bourbon hatte die Favorite viele Widerwärtigkeiten zu erdulden. Der Wind war veränderlich, das Meer hart und ungleich, nichts gab dieser langen Reise einiges Interesse, wenn nicht etwa einige Seevögel, der Schneesturmvogel, von der Dicke einer Taube, aber höher, mit weißen Federn, braunem spitzigen Schnabel und großen, schwarzen Augen; sie folgten dem Schiffe schwimmend; bald darauf blieben die Vögel zurück, die Fische verschwanden: ein dichter, unbeweglicher Dunst oder Nebel bedeckte den Horizont nach allen Seiten und gab dem Mond eine röthliche Farbe; dann wurde das Wetter abscheulich: das Meer war glänzend, wie ein silbernes Gefäß und erhob sich in Riesenwellen, auf welchen die Corvette emporflog, wie ein Vogel. Bald mischte sich der Sturm des Himmels mit dem Ocean des Meeres; der Himmel stand in Feuer, das Zwischendeck war von Wasser angefüllt; es bedurfte der ganzen Solidität der Fregatte und des hohen Muthes aller derer, die darauf waren, um diesen Gefahren zu entrinnen.

Doch endlich kamen sie, nachdem sie die Insel Bourbon passirt, bei gutem Wind und Wetter in Isle de France an. Dieses schöne Eigenthum, das wir verloren haben, diese Bevölkerung, die, nach unserm Vorbild, so heiter, so lebhaft, so kriegerisch geworden war, trug das Joch ihrer neuen Herren so gut sie konnte. Wie hatte sich Isle de France seit 1810 verändert! Der englische Luxus ist an die Stelle des ehrlichen französischen Bürgerthums getreten. Man sieht jetzt nur glänzende Palanquins, kostbare Equipagen, reich mit Luxus meublirte Häuser, prachtvolle mit großen Kosten durch die indischen Baugefangenen unterhaltene Straßen. Die Leidenschaft gewagter Unternehmungen, die so viele commerzielle Katastrophen erzeugt, ist auch über die Meere gedrungen; sie ist von England aus auf Isle de France und Bourbon gelangt: die Glücksjäger haben alle diese Gegenden angesteckt; diese Unvorsichtigkeiten haben denn auch ihre Früchte getragen; jetzt ist Isle de France ruinirt, sein Handel verloren: im April 1830 brachte das Sinken des Preises der Zucker, für welche es seine Caffee-Pflanzungen zerstört hatte, der Insel den letzten Todesstoß bei.

Alles, was der Capitain Laplace über Isle de France erzählt, ist von hohem Interesse. Er ist ein Mann, der Alles sieht und richtig sieht; er weiß jeden Ton anzunehmen; er geht ohne Zwang von dem Bericht eines Sturmes zur Beschreibung einer Landschaft, von einer politischen oder commerziellen Betrachtung zu einer Bemerkung über die Sitten über. Nichts ist schöner als Isle de France unter der Feder des Capitains: man sieht zuvörderst den großen Fluß (la grande rivière), bedeckt mit Pirogen, umgeben von Landhäusern; man erblickt die beiden Batterieen so vorgeschoben, daß man glauben könnte, sie gingen aus dem Meere hervor, beschattet von Kokasbäumen mit großen Blättern; dann die ganze weiße Stadt, die von Bäumen umgebenen Häuser, an den Fuß der Berge gelehnt; dann auf diesen hohen Bergen Wälder, alt wie die Welt, furchtbare Abgründe, schäumende Wasserfälle, Ströme, die tosend sich fortwälzen, eine Menge grüner Affen, das Schrecken der Pflanzungen; dann in seltenen Zwischenräumen freundliche Plätze, mitten in den dichten Wäldern grüne Wiesen, die ganze civilisirte Natur mitten in der rohen; das schöne Klima der Tropenländer, eine immer angenehme Temperatur, das Wohlwollen und die Gastfreiheit der Einwohner, die nie vergessen, zu der großen Familie gehört zu haben, alles das wirkt zusammen, um aus Isle de France den reizendsten Aufenthalt zu machen.

Die englische Regierung hat inzwischen große Veränderungen in den Sitten der Einwohner hervorgebracht. Sie hat die Mulatten, auf Kosten der Colonisten, mit Gunstbezeugungen überhäuft; sie hat sich die Sclaven, zum Pfändadl der Heeren,*) geneigt gemacht; die Damen von Isle de France, deren Schönheit in ganz Europa in Rufe steht, reizend und graziös, von lebhaftem Blut, geistreich und heiter, von schlankem, zartem Wuchs, haben eine Rivalität zu bestehen gehabt, deren sie sich nicht versahen, die Rivalität der farbigen Frauen. Diese Damen emancipirten sich als wahrhaft civilisirte Frauen, nämlich durch — die Toilette. Zuerst nahmen sie die Moden ihrer Gebieterinnen an; dann ihre Gewohnheiten und Sitten. Nun ist es geschehen; die bescheidene Robe von Kattun und Madras ist durch reiche Stoffe und preiswürdige Hüte verdrängt; ein seidener Schuh umschließt die schönen Füße, die bis dahin nackend geblieben waren, und diese eleganten Damen einer neuen Gattung und neuen Farbe nehmen jetzt, herabsteigend von der Gallerie, wohin der Gebrauch sie

*) Darin hat sie doch ohne Zweifel menschlich und, hinsichtlich der Zukunft und des nicht mehr aufzuhaltenden Zeitgeistes, selbst weise und politisch gehandelt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

verwiesen, im ersten Range der Schauspielhäuser Platz, der Indignation und dem Luxus der ersten Damen der Colonie trotzend. Seit dieser Zeit erscheinen letztere weder im Theater, noch auf Spaziergängen, noch an öffentlichen Orten mehr.

Der Capitain Laplace hat auch die Umgegenden von Port Louis, die Cascades du Reduit, das Quartier von Pamplemousses besucht, das durch Bernardin de Saint-Pierre berühmt gemacht wurde, der neuerlich das Opfer einer der schrecklichen Orkane geworden ist, die in Paul und Virginie beschrieben sind. Während der Zeit, in welcher die Corvette ausgebessert wurde und die Mannschaft ausruhte, bereitete man sich wieder zur Abfahrt.

Wirklich segelte die Corvette am 21. wieder ab und nach der Insel Bourbon, deren hohe Berge man in der Ferne schon erblickt. Die Insel Bourbon, ohne Verbindung mit Europa, ist in einer gefährlichen und schwierigen Lage; die Insel besteht aus Eigenthümern und creolischen Proletariern, unruhigen, neidischen, neuerungssüchtigen Menschen, immer geneigt, in Bourbon alles umzustürzen, wie sie Saint-Domingo,*) Guadeloupe und Martinique in Verwirrung gestürzt haben. Die ganze Insel theilt sich in zwei rivalisirende Quartiere, Saint-Denis und Saint-Paul. Bourbon besitzt schöne mit Bäumen bepflanzte Zugänge, einen großen öffentlichen Platz, ein öffentliches Collegium und einen Justiz-Pallast, der aber wenig in die Augen fällt und in einer engen Straße am Meeresufer liegt, aber keinen Gasthof, kein Caffeehaus; der Aufenthalt der Favorite zu Bourbon war traurig und ermüdend. Als die Corvette die Insel verließ, wurde ein Matrose, der zu desertiren und die Küste schwimmend zu gewinnen versuchte, von einem Haifisch verschlungen.

Am 1. Mai 1830 ging die Favorite nach den Küsten Indiens unter Segel. Zu Bourbon endigten die letzten Verbindungen mit der Militair-Marine. Jetzt waren sie sich allein überlassen; sie sollten nur noch Freunde und bisweilen Feinde finden.

Nachdem er die Isle de Sable, eine gefährliche Klippe im Norden von Bourbon, durch viele Schiffbrüche bezeichnet, signalisirt hatte, hielt der Capitain bei der Insel Mahé an, wo er Französinnen fand — nämlich Französinnen von Isle de France; von Paris war er so weit!

Diese Damen gaben dem Capitain einen großen Ball, der sie sehr hübsch, sehr gut und viel tanzend und sehr französisch fand; er war so weit von Paris!

Die Insel Mahé ist die größte der Inseln des Archipelagus der Seychellen. Die ersten Bewohner von Mahé waren Schildkröten-Fischer, dann war sie von Colonisten bewohnt, die von Isle de France gekommen waren. Fünfhundert Weiße, unterstützt von fünftausend Sclaven, bauten dort zahlreiche Baumwollen-Pflanzungen an; als die Baumwolle im Preise gefallen war, verkauften die Bewohner von Mahé die Bäume aus ihren Pflanzungen (oder, wenn man will, Baumschulen); inzwischen erschöpfte sich diese Hülfsquelle wie die andere; endlich pflanzte die Insel Zuckerrohr, trieb Rindviehzucht, legte sich auf die Küstenfahrt und jetzt wird der Archipelagus der Seychellen als Anker- und Ruheplatz von den Schiffen vorgezogen, die den Kanal Mozambique verlassen haben und unter dem Aequator fischen.

Auf diese Weise schreibt unser Reisender die ganze Geschichte der Länder, die er besucht. Es ist eine anziehende Geschichte und man fühlt sich ein wenig über alle die Revolutionen, wovon selbst die jüngsten unter uns Zeugen gewesen, getröstet, wenn man so viele arme, kleine Inseln (auch zahllosen Revolutionen unterworfen), um zu leben, von der Baumwolle zum Zucker, vom Zucker zum Bauholz, vom Bauholz zum Fleisch- und Viehverkauf, vom Fleischhandel zur Kaufmannschaft übergehen und damit endigen sieht, ein großer Gasthof für die vorüberseglenden Schiffe zu seyn. Das ist die Insel Mahé.

In Santa Anna wurde der Capitain von wirklichen Französinnen, und zwar Pariserinnen, und von einer wirklichen Engländerin von London, Miß Harriffon, der Gemahlin des Gouverneurs, empfangen.

Nach einem ganz pariserischen Diner, nach zwanzig Gesundheiten auf das Wohl der Damen, der Favorite und des Capitains, traten die jungen Leute der Schiffsmannschaft aus dem Speise-Saal in den Ball-Saal. Der Ball-Saal war mit farbigen Lampen erleuchtet; die Felsen, an welches das Haus sich lehnte, feierliche Zuschauer des Festes, warfen große Schatten; die Gebüsche schimmerten von Fackeln der zum Feste Geladenen. Man kann leicht denken, ob diese jungen Leute lirbeaswürdig waren! Aber lassen wir sie bei ihrem Feste von so kurzer Dauer, bei ihrer schnell entfliehenden Ball-Nacht; wir werden sie bald genug mitten unter Klippen wiederfinden.

Wir werden so dem Capitain Laplace auf seiner merkwürdigen und interessanten Reise bis zu Ende folgen und ihn erst in Macao verlassen, wo sein erster Theil schließt. Uebrigens wächst dir Theilnahme an diesem Buche in dem Maaße, als man weiter liest, d. h. mit jeder Seite. Bald werden wir mit dem kühnen Schiffer die Küsten von Indien, Pondichery, Madras, Mazulipatam, Singapoore, die Philippinen, Manillen besuchen, mit einem Worte die Reise um die Welt mit ihm machen. Welch Glück für uns, Reisende auf der Stube, in einem solchen Buche einen interessanten Bericht, unterhaltende Details, angenehme Nuancen des Styls und die Urbanität des Weltmannes, mit der Wissenschaft des Seewesens vereint, zu finden!

*) Die allerdings grausame Revolution von Domingo — wessen Schuld war sie? Doch wohl die des europäischen Eigennutzes! Und hat sich jetzt nicht die Insel und selbst die Menschheit dazu Glück zu wünschen? Aber die Verblendung will nie zur rechten Zeit der Nothwendigkeit weichen und dann sind es die Gemißhandelten, denen man die Schuld des Unglücks beimißt, wenn, zur Nothwehr gezwungen, der Sclave endlich die Ketten bricht. Anm. d. Red.

## Etwas über das bevorstehende Juli-Fest.

(2.)

Aus nachstehendem Artikel des Temps (ein Blatt, das man übrigens zu den gemäßigten und geistreichen Oppositions-Zeitungen zählen kann) kann jedermann zur Genüge ersehen, wie wenig beneidenswerth die Lage des französischen Ministeriums ist und wie schwer, ja vielleicht unmöglich, es ihm geworden ist, es auch nur einer Partei, geschweige denn allen, recht zu machen:

Welches auch immer die Ansicht oder das Gefühl seyn möge, welches das Ministerium bestimmt, die Juli-Festlichkeiten zu restauriren, diese Rückkehr zum revolutionairen Enthusiasmus wird unermeßliche Resultate für das Land haben. Dieselben Männer, die in ihren Vorreden oder in ihren Büchern schreiben, daß die drei Tage nichts in der Lage Europa's geändert haben und daß unsere politische Bahn oder Tendenz immer noch dieselbe ist, die Herr von Martignac vorgezeichnet, verläugnen diese leeren Declamationen durch ihre Verfügungen und Handlungen. So sind sie dahin gebracht, die Revolution zu feiern und ihr zu dienen, nachdem sie sie verläumdet, verrathen, verfolgt haben. Sie räumen ein, von demselben Puncte ausgegangen zu seyn; sind sie nicht gezwungen, auch demselben Ziele zuzuschreiten?

Das Princip ist für eine Regierung keine gleichgültige Sache, wie uns einige untergeordnete Lüftlinge überreden möchten. Um zur Gegenrevolution zu schreiten und gemeinschaftliche Sache mit den nordischen Höfen zu machen, müßte man noch einmal die dreifarbige Fahne ver-

Digitized by Google

brennen. Das Ministerium hat Verpflichtungen gegen die heilige Allianz übernehmen wollen; es hat ihr versprochen, unsere Freiheits-Ideen zu zügeln, das Ungeheuer der Propaganda zu entwaffnen. Aber die Minister, die diese Versprechungen machten, verdanken ihre Existenz als solche der Volks-Souverainität; und es scheint wohl, daß es nicht bei ihnen steht, vom Princip die nothwendig daraus hervorgehenden Folgen zu trennen.

Unter der Restauration haben wir funfzehn Jahre lang das System der Concessionen, welches unsere Politik in Beziehung auf das Ausland constituirte, angenommen. Darin, wußten wir, war die Restauration consequent. Jetzt, wo wir das Gefühl unserer Unabhängigkeit haben, wird es unmöglich, diese Demüthigung der Nationalkraft zu verlängern. Wir fragen hier: Ist es nicht ein Spott, Versicherungen des Friedens und der Gelehrigkeit an die Diplomatie zu verschwenden, wenn man die Statue Napoleon wieder aufrichtet, wenn man daraus die Grundlage des Juli-Festes macht und wenn man mit dem Symbol der innern Freiheit das der erobernden Revolution vereinigt? Wir haben die Eindrücke auf das Volk beobachtet, welches dieses Schauspiel um die Säule versammelt hatte und wir wagen zu behaupten, daß diejenigen, welche die Statue Napoleons wieder aufgestellt haben, durch die öffentliche Meynung werden gezwungen werden, auch die Mauern von Hüningen wieder aufzubauen.

Es giebt Leute, die von der Natur so verwahrlost sind, daß sie die Popularität Napoleons nicht begreifen; sie sehen in dieser großen historischen Figur nur einen gemeinen Ehesüchtigen, einen Unterdrücker, einen Despoten und überdem noch den Schöpfer der Centralisation. Aber das Volk, dessen Instinct immer so treffend ist, hat ein anderes Urtheil über ihn gefällt. In seinen Augen resumirt und personificirt Napoleon die Revolution; denn wenn er die Freiheit im Innern beschränkt hat, so geschah dies, indem er die Einwirkung Frankreichs auf Europa entwickelte. Die europäischen Cabinette denken darüber wie das Volk; die Statue Napoleons repräsentirt für sie das Princip der Wahl im Gegensatze mit dem Princip der Legitimität. Nie werden sie sich einer Nation nähern, die solche Erinnerungen hat, die darauf stolz ist und ihre Minister zu zwingen weiß, ihnen ein so glänzendes Opfer zu bringen.

---

## Die Thränensammler in Persien.

(N.)

Bei den Persern besteht der sonderbare Brauch, daß die Priester die Thränen, welche diejenigen vergießen, die einen ihnen theuren Verwandten verloren haben, in Baumwolle auffangen und sie dann in eine Flasche ausdrücken, um sie sorgfältig aufzubewahren. Die Perser behaupten, man könne zuweilen einen Sterbenden ins Leben zurückrufen, wenn man ihm eine der Thränen aus einer solchen Flasche einflößte. Dieser Brauch dürfte schon sehr alt seyn, denn es heißt im 56. Psalm: Zähle meine Flucht, fasse meine Thränen in deinen Sack, ohne Zweifel du zählest sie.

---

## Das brittische Reich in Indien,

### unter der Verwaltung der ostindischen Compagnie.

(Aus dem Westminster Review.)

(N.)

| Gouvernement. | Grundfläche in Quadratmeilen. | Bevölkerung. Insgesammt. | Bevölkerung. Die Quadratmeile. | Provinzen. | Militair und Seeleute. | £ Einkünfte. | £ Ausgaben, die Schuld nicht einbegriffen. Civil-Etat. | Militair. | Marine. | Zusammen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Bengalen in Hindustan | 306,012 | 60,916,335 | 199 | 57 | 112,858 | 13,825,280 | 4,884,559 | 4,432,792 | 128,448 | 9,445,799 |
| Singapore, ꝛc. | 1,317 | 107,954 | 81 | 3 | ..... | 82,997 | 123,233 | 18,800 | 11,165 | 153,198 |
| Arracan und Tenasserim | 48,800 | 170,000 | 3 | 2 | ..... | ..... | ..... | ..... | ..... | ..... |
| Ganz Bengalen | 356,129 | 61,193,389 | 172 | 62 | 112,858 | 13,858,177 | 5,007,792 | 4,451,592 | 139,613 | 9,598,997 |
| Madras | 141,923 | 13,508,535 | 95 | 21 | 70,648 | 5,415,587 | 2,051,710 | 3,179,924 | 22,441 | 5,254,075 |
| Bombay | 64,938 | 6,638,810 | 102 | 10 | 41,396 | 2,421,443 | 1,660,422 | 1,741,095 | 199,324 | 3,600,841 |
| Ganz Indien | 562,990 | 81,340,734 | 144 | 93 | 224,902 | 21,695,207 | 8,719,924 | 9,372,611 | 361,378 | 18,453,913 |
| St. Helena | 47 | 4,766 | 101 | 1 | 800 | ..... | ..... | ..... | ..... | 93,004*) |
| Im Ganzen | 563,037 | 81,345,500 | 144 | 94 | 225,702 | 21,695,207 | 8,719,924 | 9,372,611 | 361,378 | 18,546,917 |

*) Die Territorialschuld in Indien, oder die Schuld, die Interessen trägt, belief sich im Jahre 1828—29 auf 39,317,880 Lsterl., und die Interessen oder die jährliche Last war 2,139,117 Lsterl. Daraus ergiebt sich, daß die ganze Schuld ungefähr der Einnahme von zwei Jahren gleichkommt, und daß die Interessen nicht völlig den zehnten Theil der Einkünfte betragen.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 838. Hamburg. Sonnabend, den 3. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Strangulatoren in Indien,

von einem

Offizier im Dienste des Nizam.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

(M.)

Es giebt in Indien eine merkwürdige Classe Individuen, Thugs genannt, ein Wort, das wir nicht anders als vermittelst einer Bezeichnung des Gewerbes, das sie treiben, wiedergeben können. Die Thugs, in dem nördlichen Theile des Nizam auch Phoonseguren oder Kockbonds genannt, haben kein anderes Mittel, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, als die Kunst, Leute an sich zu locken, um sie dann zu erdrosseln und zu berauben. Die Banditen dieser Art nehmen einem Reisenden nie das Geringste, bevor sie ihn nicht umgebracht haben; dann scharren sie die Leiche unmittelbar ein, wenn Zeit und Umstände es gestatten.

Der Angabe der Thugs selbst zufolge, schreibt ihre Institution sich seit Erschaffung der Welt her. Sie geben vor, daß sie einem Gesetze der Göttin Kalie oder Bhowanie nachleben, die zu Binda Choul, bei Mirzapur, einen Tempel hat, der von Priestern ihrer Secte bedient wird und dem sie bedeutende Opfergaben zufließen lassen. Bhowanie faßte eines Tages, so lautet die Tradition, den Entschluß, das ganze Menschengeschlecht, mit Ausnahme ihrer Jünger, zu vertilgen; aber sie bemerkte zu ihrer großen Verwunderung, daß, so oft das Blut eines Menschen vergossen ward, der höchste Schöpfer aus diesen sofort einen andern erstehen ließ, der des Erschlagenen Stelle einnahm. Sie schuf deshalb ein Bild, dem sie Leben einflößte, und lehrte dann ihren Jüngern, die sie zu dem Ende zusammenberufen hatte, an dieser lebendigen Puppe die Kunst, die Menschen mit einem Tuche zu erdrosseln. Dann verhieß sie ihnen, daß sie es über sich nehmen wollte, die Körper der Erwürgten, deren Eigenthum ihnen zufallen sollte, auf die Seite zu schaffen und sie zu allen Zeiten vor der Gefahr, entdeckt zu werden, zu sichern.

So ist, sagen die Thugs, unser Orden gestiftet worden; auch haben wir uns ursprünglich nicht darum bekümmert, was aus denjenigen werden möchte, die wir erwürgt hatten, bis es sich einst ein Thug, der neugieriger war als die andern, beigehen ließ, dem Körper seines Opfers nachzuspüren, um zu sehen, was die Göttin mit ihm anfinge. Diese wollte ihn, wie sie das gewohnt war, abholen; als sie sich aber beobachtet sah, da rief sie den Thug zu sich und sagte zu ihm, sie würde, zum Lohne seines verwegenen Fürwitzes, sich dieser Mühe künftig nicht mehr unterziehen und er nebst seinen Genossen möchten selbst dafür Sorge tragen. Seitdem vergraben die Thugs die Todten selbst, und dieses mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit.

Trotz des von den Thugs beibehaltenen hindustanischen Ritus giebt es doch auch viele unter ihnen, die Muselmänner, aber, gleich ihren hindustanischen Brüdern, derselben Disciplin unterworfen sind, und wie sie die Göttin Bhowanie anbeten. Sie ziehen gewöhnlich in großen Banden, zuweilen bei zweihundert Köpfen stark, aus und bedienen sich aller Arten von Ausflüchten, um ihr wirkliches Gewerbe zu verhehlen. Wenn sie den Weg nach dem Süden einschlagen, so sagen sie, daß sie Dienste suchen, oder daß sie zu den Regimentern stoßen wollen, welchen sie dort zu Lande angehören. Wenn sie sich im Gegentheile nördlich wenden, so geben sie sich für beurlaubte Sepoys aus Bombay oder von der Armee des Nizam aus. Diese Banden bestehen nicht immer aus Individuen, die von Geburt Thugs sind. Durch die Verheißung eines monatlichen Soldes oder durch die Hoffnung auf eine starke Summe Geldes werden sie Leute an, die es nicht ahnen, daß es auf Mord abgesehen ist, und die dieses erst dann inne werden, wenn sie die Unglücklichen vor ihren Augen erdrosseln sehen. Die Thugs behaupten, daß manche Novizen bei diesem Schauspiel so von Entsetzen ergriffen würden, daß sie auf der Stelle davonliefen, während andere, minder empfindsam, bald Gefallen an dem scheußlichen Gewerbe fänden, um sich dadurch zu bereichern.

Mehrere der berüchtigtesten Thugs sind die Adoptiv-Kinder der Secte: es ist bei ihnen Regel, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niemandes Leben zu verschonen, der, wenn sie einen Mord begangen, sich des Vorfalls erinnern und dessen besondere Umstände aussagen könnte; wenn ihnen aber Kinder aufstoßen, die noch zu jung sind, um sie je verrathen zu können, so adoptiren sie dieselben, um sie zu den Sitten und dem Gewerbe der Secte aufzuerziehen. Diese Neophyten erfahren zuweilen zufällig die Ermordung ihrer Väter und Mütter durch dieselben Individuen, unter welchen sie aufgewachsen sind, aber zu spät, um von ihrem scheußlichen Gewerbe abzulassen.

Man sollte meynen, daß eine Classe Individuen, die so, wie diese, gegen jedes menschliche Gefühl verhärtet ist, gar keine Gewissens-Scrupel haben könnte; dennoch sind die Thugs eben so sehr, als der Unschuldigste aller Hindus, dem Aberglauben unterworfen. Das Hauptsymbol ihres Cultus ist eine eiserne Hacke, die sie bald Heshun, bald Kussie, bald Mahie nennen. Jede Bande hat ihre Hacke, die ihr als Standorte dient, und deren Trägee gewisser Vorrechte genießt. Ehe sie auf eine Expedition ausgehen, feiern die Jemadaes oder Häuptlinge das Pujoh der Hacke, eine Ceremonie, die von dem hindustanischen Ritus bei ähnlichem Anlaß wenig verschieden ist. Es ist die Sache eines Hindu-Thugs von edler Caste, eine gewisse Anzahl Kuchen zu backen, die man Puries nennt, die geweiht, und dann unter die Versammlung vertheilt werden. Das Hishun oder die Hacke wird in dem Dunste von geschmolzenem Benzoe feucht und wohlriechend gemacht, dann dem Hishun volloh oder Standartenträgee übergeben, der sie in ein Stück Zeuges einwickelt, das zu diesem Zwecke aufbewahrt wird. Dann wird sie aufs Feld getragen, um dort eine Vordedeutung abzuwarten. Zu dem Ende wird sie an einer verabredeten Stelle in der Richtung, welche die Truppe



Digitized by Google

zu nehmen gedenkt, niedergelegt, und mehrere Thugs erhalten den Auftrag, ein aufmerksames Auge darauf zu haben. Wenn eins der Thiere oder der Vögel, die man für fähig hält, eine Wahrsagung zu geben, z. B. ein Esel, eine Eule, eine Elster, ꝛc. sich zur Rechten der bezeichneten Stätte hören läßt oder sichtbar wird, so gilt das für eine gute Vorbedeutung; wenn es aber zur Linken geschieht, so ist das ein übles Zeichen und die Expedition wird aufgegeben. Es scheint selbst, daß wohl mehr als ein Opfer in dem verhängnißvollen Augenblicke, wo es erdrosselt werden sollte, gerettet worden ist, weil die Thugs plötzlich ein abmahnendes Zeichen, z. B. eine über den Weg kriechende Schlange, oder eins der genannten Thiere zur Linken erblickten. Oft folgen die Thugs jedoch in diesem Falle dem Reisenden auf den Fersen nach und lassen nicht eher von ihm ab, bis ein zweites günstigeres Zeichen das erstere aufgehoben hat.

Wenn eine Expedition sehr glücklich ausgefallen ist, so wird ein Theil der Beute auf die Seite gelegt, um der Pagode von Bhowanie zugesandt zu werden; auch bringen die Thugs der Göttin, um sie für sich zu gewinnen, auch wohl dann einen Teibut, wenn sie lange Zeit vergebens auf neue Opfer gewartet haben.

Jede Bande Thugs hat eins oder mehrere Häupter (Jemadars), deren Rang nicht die Folge einer Wahl, sondern das Attribut derjenigen ist, die den meisten Einfluß in ihrem Canton haben, um daselbst die Eingeweihten zu sammeln. Diese Jemadars sind zugleich die Ceremonienmeister bei den religiösen Verrichtungen und die Anführer bei den Expeditionen. Der Antheil eines Jemadars an der Beute ist beträchtlicher als der eines bloßen Thugs. Er erhält mindestens 6¼ pCt. von allen silbernen Sachen, und 10 pCt. von Gold, Perlen, Juwelen, Shawls u. dgl. — Die wichtigste Person nach dem Jemadar ist der Bhattoat oder Strangulator, der das Tuch führt, mit welchem die Thugs ihre Opfer erwürgen. Dies Tuch besteht aus einer Elle aufgerolletem Cattun, an dessen einem Ende ein Knoten geschlagen ist. Dies Tuch, das Rumal oder Paln genannt wird, halten die Thugs in ihrem Busen versteckt. Sie sind insgesammt mit seiner Anwendung bekannt, haben aber, wenn ihnen zu glauben ist, nicht alle das Recht, es zu führen, und müssen dieserhalb die Entscheidung der Häuptlinge abwarten, die es nur denen anvertrauen, die in seiner Handhabung am geübtesten und geschicktesten sind. Die Novizen müssen eine lange Lehrzeit bestehen, ehe sie zu dem Range eines Bhattoats gelangen können. Der in Function stehende Bhattoat geht dem Menschen, der ihm von dem Jemadar bezeichnet worden ist, nach; auf ein ihm gegebenes Zeichen erfaßt er mit der linken Hand den Knoten des Tuchs, während er mit der rechten das andere Ende um neun Zoll höher hält: so wird dem Unglücklichen das Tuch von hinten um den Hals und er erdrosselt zu Boden geworfen. Dann überkreuzen sich die Hände des Strangulatoren, und er ist so gewandt in seiner Missethat, daß dem Körper, noch ehe er den Boden erreicht hat, die Augen weit aus dem Kopf hervortreten und alles Leben von ihm gewichen ist. Wenn das ausersehene Opfer ein sehr kräftiger Mann, oder der Thug ein Anfänger ist, der seine ersten Proben ablegen soll, so steht ihm ein zweiter Thug zur Seite, um den einen Zipfel des Tuches anzufassen und anzuziehen. Das Höchste der Kunst besteht darin, mehrere Individuen zugleich zu erdrosseln, ohne daß von ihnen ein Laut gehört wird. Den Bhattoats, die sich in der Kunst des Erwürgens erst üben, spart man die günstigsten Fälle auf. Wenn man z. B. einen einzelnen Reisenden antrifft, so zieht man mit ihm; und wenn dann Abends Halt gemacht wird, um zu rauchen oder Wasser zu trinken, so fragt der Jemadar, wie viel es an der Zeit sey; dann schauen seine Gefährten gen Himmel, als ob sie das in den Sternen lesen wollten; auch der Reisende erhebt sich und blickt, nichts Arges ahnend, himmelwärts, giebt aber so seinen Hals dem Todestuche preis. Der Bhattoat bekommt für jeden Mord eine halbe Rupie extra, und wenn die Prise von Belang ist, auch noch wohl irgend einen Gegenstand von Werth in den Kauf.

Der Gehülfe oder Sappeant eines fungirenden Bhattoats heißt Samsecah. Erforderlichenfalles ist es sein Amt, denjenigen, der erwürgt werden soll, wenn er zu Fuße ist, bei den Händen, wenn er zu Pferde sitzt, bei den Beinen zu ergreifen. Ein dritter Thug ist zur Hand, um auf ein gegebenes Zeichen dem Pferde des Reiters in die Zügel zu fallen.

Eins der nothwendigsten Mitglieder einer Thug-Truppe ist der Tillac, eine Art von Spion, der sich in den Städten aufhält, um Erkundigungen über Reisende einzuziehen und diese den Seinigen mitzutheilen. Unter einem anständigen Aeußern besucht der Tillac die Bazars und die andern öffentlichen Orte in den Städten, sucht Zutritt bei den reichen Kaufleuten, schließt sich den Karawanen an, bei welchen er seine Ortskenntniß geltend macht, führt seine neuen Freunde zuletzt mitten unter eine Truppe der Seinigen, die sie aufs Beste aufnehmen, während sie über ihre Ermordung brüten und schon im Voraus die Beute berechnen, die einem jeden von ihnen zu Theil werden wird.

Die Thugs sind auch vor allem auf ihr Talent als Tillac-Chilla oder leitenden Spions stolz. Bald wissen sie, wenn die Gesellschaft, mit der sie reisen, zu zahlreich ist, einen Streit unter ihr anzuzetteln, damit sie sich theilt; bald, falls ihnen dies nicht gelingen will, sie zum Genuß berauschender Getränke zu verleiten, und, wenn sie ihrer Vernunft nicht mehr mächtig sind, sie dadurch in die Falle zu locken, daß sie ihnen irgend eine Parthie an einem abgelegenen Orte, längs eines Flusses oder unter einem Versteck, der sie dem Blicke der Vorübergehenden verbirgt, vorschlagen, wo ihrer dann nicht bloß der Mörder mit seinem Tuche wartet, sondern schon ihre Gräber von einer andern Classe der Thugs, die Saggars, das heißt Grubengräber, bereitet sind. Indem dergestalt alles vorbereitet worden ist, werden die Reisenden in Zeit einer Viertelstunde umzingelt, erdrosselt, ausgeraubt und vergraben, so daß keine Spur von ihnen übrig bleibt. Dann bricht der Trupp der Thugs wieder auf, mit Ausnahme von einem oder zweien Tillacs, die noch zurückbleiben, um von den Gruben die Raubthiere zurückzuscheuchen, die, durch den Geruch der frischen Leichen angelockt, sie sonst wieder ausscharren möchten.

Da alle diese Vorrichtungen und Vorsichtsmaßregeln nicht immer thunlich sind, so sind die Thugs einzeln auch wohl in dem Falle, ihre Opfer auf der Landstraße zu tödten und sie in größter Eile unter die Erde zu bringen. Dann geschieht es hauptsächlich, daß sie einen der Ihrigen so lange zur Aufsicht zurücklassen, bis daß sie mit Sicherheit zurückkehren und eine tiefere Grube graben können. Wenn der Boden fest ist, so rühren sie den Körper nicht an; ist er aber locker, so daß letzterer, indem er in Gährung geräth, ihn sprengen möchte, so spießen sie ihn mit einem Pfahl, den sie ihm durch die Brust treiben, fest. Eben so nehmen die Thugs, wenn sie an einem sichtlichen Orte, etwa in einem Garten in der Nähe der Stadt, einen Erwürgten verscharrt haben, sich die Mühe, den Ueberfluß der Erde bis auf den letzten Rest auf das benachbarte Feld zu tragen, während sie die Grube selbst mit Mist bewerfen, oder ein Feuer darüber anzünden, bei welchem sie, ohne daß sie das weiter ansieht, ihr Mahl bereiten.

Da die Banden der Thugs oft sehr zahlreich sind, so halten sie sich zum Transport ihres Gepäcks mehrere Lastthiere, als: Ochsen, Pferde, ja selbst Kamehle. Wenn sie an der Stätte bleiben, wo sie ein Opfer eingegraben haben, und kein Feuer daselbst anzünden, so stellen sie ihr Vieh darüber auf.

Die Theilung der Beute geschieht in der Regel nicht gleich nach dem Morde, sondern jeder Thug nimmt einen Theil davon an sich, um ihn zur Masse zu liefern, bis späterhin eine regelmäßigere Theilung vorgenommen werden kann, bei welcher zuerst die Jemadars, dann der

Digitized by Google

Bhuttgat, die Tillacs, die Saggas, ꝛc. bedacht werden, der Rest über zu gleichen Theilen unter die gewöhnlichen Thugs vertheilt wird. Bei diesem letzten Act geht es nicht immer ohne Zank ab; glücklicherweise sind die Thugs aber blutscheu, daher sie sich der Waffen, die sie führen, nie bedienen, selbst nicht zur Gegenwehr wider diejenigen, von welchen sie sich verfolgt sehen. Auch versöhnen sie sich leicht wieder unter einander, indem sie den Gegenstand, nach welchem mehreren gelüstet, in gleich viele Stücke zerlegen. Uebrigens ist der Theil der Beute, der ihnen allen der liebste ist, auch am leichtesten zu theilen, nämlich gemünztes Geld. Deshalb richten sie auch ihr Hauptaugenmerk auf solche Reisende, bei welchen sie Baarschaften vermuthen. Die Sepoys, welche Hindustan verlassen, nachdem sie viel Geld erworben haben, werden häufig von den Thugs aus Bundelkund ausgekundschaftet, aufgefangen und erdrosselt, so daß mancher, der in der Armee des Nizam für einen Deserteur gehalten wird, oder von dem die Familie glaubt, daß er sich noch unter den Fahnen befindet, auf ewig mit Gut und Blut für die Armee wie für die Seinigen verloren ist. Uebrigens werden die Reichthümer, welche die vielen Mordthaten den Thugs einbringen, bald wieder von ihnen vergeudet, indem sie sich nach einer Expedition allen Arten von Ausschweifungen hingeben.

Es kann nicht in Verwunderung setzen, wenn man hört, daß diese Mörder-Secte eine eigenthümliche Gewerbssprache hat. Sie haben nicht allein ihre Sammelzeichen und gewisse Phrasen, durch die sie sich verständigen, sondern auch ein solches Gedächtniß, daß sie diejenigen, die je eine Expedition mit ihnen gemacht haben, nie wieder, weder dem Namen noch den Personen nach, vergessen.

Die Thugs haben selbst bei Hofe und unter den Offizieren des Nizam Verbündete und Genossen; aber die Marwarries*) und die übrigen Banquiers sind ihre thätigsten Correspondenten, indem sie es sind, welche den den Ermordeten abgenommenen Raub an sich kaufen.

Wenn ein Trupp Thugs an einen Ort kommt, wo sich zwei Wege durchkreuzen, so pflegen sie dort ein Choulah oder einen Heerd von eigenthümlicher Bauart unter freiem Himmel anzulegen, als Zeichen, daß sie dort passirt sind; zugleich bezeichnen sie die Richtung, die sie gewählt haben, durch den Abdruck einer Fußspur, damit diejenigen, die nach ihnen kommen, sehen können, welchen Weg sie eingeschlagen haben.

Die Thugs halten große Stücke auf die Bezeichnung ihrer Secte, und mögen es nicht, daß man sie mit irgend einer andern Classe von Missethätern verwechselt. Vor allem widerlich ist ihnen die Bezeichnung als Dieb; denn sie sagen, sie seyen ganz redliche Leute, unfähig, anders, als nach den Pflichten ihrer Religion, auch nur das Geringste zu stehlen oder zu entwenden. Dieser Eitelkeit wegen halten sie auch sehr auf ihr Costüm und auf alles, was sie in den Augen der Menschen höher stellen kann, so oft ein Zufall sie zwingt, sich vor den öffentlichen Gerichtshöfen zu stellen.

Man kann sich die Menge der Menschen, die unter den Händen der Thugs umgekommen sind, so wie die Masse der Reichthümer, die sie so an sich gerissen haben, gar nicht denken. Noch ist kein Thug ergriffen worden, der sich nicht persönlich zur Erdrosselung von zehn bis zwanzig Individuen und zur Theilnahme an der Erdrosselung von hundert bis tausend bekannt hätte. Unser Ali, ein sehr berüchtigter Thug, der aber endlich der Polizei des Nizam in die Hände gefallen ist, rühmt sich, der Erdrosselung von siebenhundertundneunzehn Personen beigewohnt zu haben, deren Vermögen auf drittehalb Rupieen angeschlagen wird. Es ist eine feste Regel dieser Strangulatoren, jeden Wechsel zu vernichten, dessen Unterschrift ihre Entdeckung nach sich ziehen könnte.

Die Thugs sind so lange von der Straflosigkeit begünstigt worden, es wird ihnen so leicht, sich in allen Casten oder Classen der Mahomedaner und Hindus zu recrutiren, sie entziehen so leicht der Polizei, oder entrinnen ihr wieder, wenn sie einmal in Haft gerathen, daß man wohl sagen kann, daß ihr scheußliches System alle Reisende in Ostindien mit einem höllischen Netze umstellt.

Die Thugs waren zur Zeit des Kaisers Akbar von Delhi bekannt, auf dessen Befehl ihrer mehrere hingerichtet wurden. Sie wurden der englischen Regierung in Indien zuerst im Jahre 1812 bekannt, zu welcher Zeit man deren eine Menge zu Bundelkund aufhing. Im Jahre 1817 zogen sie durch die Menge ihrer Mordthaten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und zwölf von ihnen bewohnte Dörfer in Bundelkund wurden regelmäßig belagert. Damals versprengt, sammelten sie sich wieder in verschiedenen Gegenden von Sindhia und Nagpur, so auch in den Staaten des Holkar. Seit 1817 bis 1831 nicht mehr verfolgt, sind sie in letzterer Zeit wieder zahlreicher geworden, und man hat im Jahre 1832 neuerdings zu strengen Maaßregeln greifen müssen, um sie auszurotten. Hundert sind zu Jubbulpur hingerichtet, mehr als vierhundert sind nach Pisang deportirt worden, und über sechshundert befinden sich noch diesen Augenblick gefangen zu Sangor, um von den nächsten Assisen ihr Urtheil zu empfangen. Es werden ihrer noch täglich aufgegriffen, und ein Heer Reynolds, der den Auftrag hat, sie zu verfolgen, hat seit einigen Monaten mehr als hundert zur Haft bringen lassen.

*) Die Einwohner von Marwar, welche im Allgemeinen Kaufleute und Banquiers sind.

---

## Das Café de Paris.

(Aus dem zweiten Bande des Chroniques du café de Paris.)

(N.)

Hier, Carl, sagte Gustav zu mir, nachdem wir an dem Tische Platz genommen, der uns auf seine Empfehlung reservirt worden war, hier kannst Du mit einem Blicke unser ganzes Jahrhundert überschauen; hier versammelt es sich.

„Ei, hier wohl nicht mehr, als in all den andern Caffeehäusern, sollte ich meynen.“

— Nun, da bist Du doch im Irrthum! Du sollst wissen, Freund, daß es für die Gesellschaft zu Paris Quartiere giebt, die scharf abgeschieden sind, wo die Sitten, das Costüm, ja fast die Sprache dermaßen von einander abweichen, als ob eine Gränze zwischen einem jeden dieser Quartiere gezogen wäre. So wird ein Mann von Tact und Geschmack den Einwohner der Vorstadt St. Honoré nicht mit dem Einwohner der Vorstadt St. Germain, noch die elegante Chaussée d'Antin mit diesen beiden Vorstädten verwechseln, eben so wenig, als er die Einen und die Andern mit le Marais, oder dieses mit dem lateinischen Quartier verwechseln würde. Nun hat aber eine jede dieser Regionen ihre Sammelplätze, ihre Caffeehäuser, wo sie sich zeigt, paradirt, sich drängt, ißt, trinkt, schläft oder spielt, alles in der sie charakterisirenden Weise.

Geh z. B. zum Café Turc, und frage Dich, ob sich nicht in dieser Haltung wohlbekleideter Frauen, in diesen Moden vom verflossenen Jahre, in diesen zwei oder drei großen Gänschen, die unter sich sehend, und von der Mutter, die sie im Auge hat, auf vier Schritt Weite gefolgt, mit einem kleinen Knaben an der Hand einherscheiten, dem die Beinkleider zu kurz sind, das Kleid zu lang ist, und dessen Hut ihm das ganze Gesicht verdeckt; und in der Menge der Selbstübergeugung, mit der sie sprechen, in der eheerbietigen Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, in dem plumpen



Digitized by Google

Gelächter, in das sie einzeln verfallen, und in ihrer lärmenden Unterhaltung, die sich um den Fiacre, der vorüberfährt, um die Nachbarin, die da lustwandelt, um die Hitze des Tages, oder um die technischen Erinnerungen an eine Zeit, die nicht mehr vorhanden ist, dreht; ob sich nicht in diesem allen die Familie oder der Celibataire du Marais kundgiebt, der, aus dem Handel zurückgezogen oder von irgend einer Administration verabschiedet, des Sonntags hierherkommt, um sich zu Fünfen oder Sechsen um einen Tisch herumzupflanzen und sich für alle ein Gläschen Limonade geben zu lassen, mit dem sie dann Dank dem Wasser, das dort in Ueberfluß vorhanden ist, eben so weit reichen, als ob Christi Wunder auf der Hochzeit zu Canaan sich in dem Kühlflusse erneuert hätte.

Geh über die Seine, zum Café Procope, und Du wirst dort eben sowohl als hier junge Leute sehen; aber das ist eine Jugend, die erst eben aus der Provinz angelangt ist, die des Morgens im Käppchen, und, Gott verzeih mirs! fast in Pantoffeln ausgeht; die Jugend, die noch an die Zauberkraft der Erinnerungen glaubt, sich an den Tisch setzt, wo Voltaire seinen Caffee getrunken, wo Piron seine Gaudeiolen gesungen, wo der lyrische Rousseau — wie er noch von diesen Collegien-Rhetoricern genannt wird — seine Oden und am meisten seine widerlichen Epigrammen aufgetischt, und wo Jean Jacques irgend ein Paradoxon gegen die Künste und die sociale Perfectibilität ausgeheckt hat. Das ist noch die Jugend, die da studirt, nachdenkt, die Advocaten für die Gerichtsstube, Aerzte wider die Seuchen, Magistratspersonen für die Tribunale, Meister in den Wissenschaften liefert; die, indem sie uns Paris scheidet, der großen Stadt ihren Prunk und ihre Lustre läßt, und nur dasjenige daraus mitnimmt, was sie in diesem großen Brennpuncte menschlicher Kenntnisse gesucht hat. Eine, ach! rare seltne Jugend, und der Du unstreitig, in Hinsicht auf ihre kleine Anzahl, die Ehre nicht zugestehen wirst, in ihr die Repräsentantin der jetzigen Jugend, von welcher sie nur eine Ausnahme ist, zu erkennen.

Geh über die Ecke von Bussy in die Straße der Seine, umgehe die Straße Colombier, gehe dann gerade aus, so gelangst Du, in dem Winkel der Straße du Bac, in der Universitäts-Straße zum Café Desmares.

Hm! wie man es fühlt, daß man sich bei den Gewaltigen, im Adel oder im Reichthum, übertüncht oder ächt, befindet! Wie man es an der übergroßen Artigkeit des Wirthes merkt, daß er es gewohnt ist, vornehme Leute bei sich zu sehen, aber vornehme Leute von ehedem, die sich noch nach den frisirten Häuptern und nach den kurzen Beinkleidern sehnen; die, gezwungen, sich den Bedingungen der Gesellschaft, in welcher sie leben, zu unterwerfen, zu bösem Spiel gute Miene machen, in der Hoffnung, auch in dieser neuen Gesellschaft bald zu einem solchen Ansehen zu gelangen, daß sie mit dieser nach Belieben schalten und walten und sie wieder unter die Füße bringen können. Das sind wie meine Treu gewahr geworden! Von dort sind die siebenjährigen Ministre, die Corbières, die Peyronnets, die Villeles ausgegangen, als sie nur noch Deputirte waren, als sie auf der Tribune schöne Phrasen über das Interesse des Volkes, über die Achtung, welche der Charte gebühre, hören ließen; als sie die fruchtbare Opposition stifteten, die, bei dem bloßen Düsterersehen ihres Chefs verstummte, sprach oder murmelte, und am Ende das Ministerium Richelieu über den Haufen warf, das zwischen der Revolution und der Gegenrevolution hinlavirte.

Kurz, mein guter Cael, welch Etablissement dieser Art Du auch betreten magst, wirst Du immer gleich den Typus des Stadtviertels darin erkennen, von dem es benutzt wird; aber das Café de Paris ist dasjenige, das sie alle vereinigt: es ist gleichsam eine Loge, zu welcher alle die Typen des gesellschaftlichen Charakters einen Repräsentanten schicken, oder auch ein orientalischer Bazar, wo man von allen Waaren eine Probe, von allen Ländern einen Einwohner, von allen Physiognomieen einen Abdruck findet; es kann sagen, daß es der Inbegriff des Jahrhunderts sey, daß es vor allen Sammlungen den Vorzug habe, individuell, und demnach ein vollständiges Ganzes zu seyn.

Verschleuderung, Luxus und Armuth, Unwissenheit und Albernheit, Stolz und Buhlerei, Absindung mit dem Gewissen, Verkäuflichkeit gegen Anweisungen auf den Schatz oder gegen ein Stückchen Band, Agiotage, bei welcher die Telegraphen die Stelle falscher Würfel oder gezeichneter Karten vertreten; Schlechtigkeiten im vornehmen Gewande, womit ein Pferd von reinem Geblüte und ein Gelag von acht Tagen bezahlt wird; Ränke und Schliche, um sich in der Literatur und in andern Dingen den Erfolg zu sichern; Industrie im guten und im bösen Sinne: alles dieses gruppirt, und individualisirt sich hier und lebt in gutem Einverständniß mit einander.

Banquiers, die den Credit der Kronen tarifiren; Wechselagenten, die an der Börse die Moralität eines Ereignisses notiren; Zeitungsschreiber, die Paradoxen für alle Partheien zur Hand haben; arme Autoren, die der Kritik Weihrauch streuen, damit sie fein säuberlich mit ihnen verfahre; Staatsräthe, die in der Wolle sitzen; Requetenmeister in spe; Theaterdirectoren, Inspectoren, Conservatoren, Restaurateurs der schönen Künste, Eunuchen, die man zu Hüthern von Seeaals bestellt; reicher Leute Söhne, die Verschreibungen ausstellen, um die Eitelkeiten und die Thorheiten ihrer ersten Jugend mit der Armuth ihres ganzen übrigen Lebens zu bezahlen, sobald sie majorenn geworden sind; andere wieder, die, hübsche Bursche, durch eine Heirath wett machen, was Fortuna ihnen gekostet hat; junge Männer, von denen niemand weiß, wie sie eigentlich heißen, und wovon sie leben, während jedermann ihren Schneider, ihren Kutschenfabrikanten, ihren Pferdehändler, ihr Glück bei der Bouillotte, ihre Geschicklichkeit im Schießen mit der Pistole, ihre Kaltblütigkeit in der Handhabung des Degens, rc. kennt: sie alle gehören zu den Kunden des Café de Paris.

Das Café de Paris ist endlich der Sammelplatz der Leute, deren es so viele giebt, die, ohne einen Heller Eigenthums an Land oder Stein, ohne einen festen Erwerbszweig, ohne ein bekundetes Talent, das Geheimniß besitzen, sich Pferde und Wagen, Frauen und Landhäuser zu halten, und ein Leben zu führen, als ob sie jährlich dreißigtausend Franken Einkünfte hätten, von welchen jedoch einige, indem sie mit schwerer Zunge und schwankenden Schritten von der Tafel aufgestanden, es mit dem Instructionsrichter zu thun bekommen und am Ende, nachdem dieser die Mittel, wie sie ihr Glück gemacht, ermittelt hatte, eine Reise nach Toulon antreten müssen.

Eine neue Aristokratie, die unter den Säulen der Börse summt, sich in einem ministeriellen Secretariate bläht, ihren Antheil vom Budget verschluckt, sich zum Luxus neigt, die Lumpen der Armuth mit seidenen Mänteln behängt: eine hoffährtige Gesellschaft, die sich, wie der sterbende Mazarin, auf einem Paradebette zur Schau stellt, ihre erbleichenden Wangen durch Schminke auffrischt, Vaudeville-Liederchen trillert, um das Röcheln der Agonie zu vertünchen; die sich berauscht, damit es noch kurz nach ihrem Tode heiße, sie läge in einer Lethargie der Trunkenheit; Phantasten, die wir unversehens ganz gestiefelt, ganz gesporrt, ganz frisirt, ganz tilburyirt in der Gesellschaft erscheinen sehen, ohne daß diese danach fragt, woher sie kommen, und die, nachdem sie eine ganze Saison den Brennpunct der Oper und der Italiener, die Soiree's zu Frascati, die sandigen Alleen im Boulogner Gehölz umflattert, alles verdunkelt, alles bezaubert, alles mit Koth bespritzt haben, plötzlich aus der Welt verschwinden und andern ähnlicher Art Platz machen, ohne daß abermals jemand darnach fragt, was aus ihnen geworden ist.

„Ich fand die Schilderung so übertrieben, daß ich im Begriff war, meinen neuen Hut auf dem Kopfe und beide Hände in den Taschen, in

Digitized by Google

welchen ich Geld hatte, zu behalten, als Gustav, da ich ihm dies halb ernst, halb lachend bemerkte, zu mir sagte, ich könnte dieserhalb unbesorgt seyn, indem diese Herren die Gesellschaft nur im Großen ausbeuteten; daß überdem viele von ihnen Titel, Ehrenstellen, Reichthümer und Decorationen erworben hätten, und daß diejenigen, die es sich noch erlaubten, mit falschen Würfeln zu spielen, die Volte zu schlagen ꝛc. zu viele Bildung hätten, um dummer Weise am hellen Tage und an dem Orte, wo sich die Elite des Jahrhunderts versammle, die eben deshalb so zu sagen des droits d'asiles genössen, ihr Wesen zu treiben. Dahingegen besteht dort volle Freiheit, mit Pinseln, die man anführt, Geschäfte einzuleiten; einem Dummkopf für sein Geld zum Rufe eines Mannes von Geist zu verhelfen; bei der zweiten Flasche und beim Lampenschimmer in aller Gegenwart die nächtlichen Mysterien eines Alcovens, den Fall eines Weibes, die Entehrung eines Mannes zu offenbaren; eine Menge Familien zu Grunde zu richten, indem man sie zu Thorheiten verleitet, wobei Capital und Interessen verloren gehen; einen Minderjährigen zur Unterschrift von Wechseln zu überreden, bei welchen er zwanzig Procent in einem Monate einbüßt; auch darf der Secretair eines Ministers dort um die Verleihung einer Stelle unterhandeln, ein Deputirter seine weiße Kugel gegen Teüffeln austauschen, ein Feuilletonschreiber sich aufs Beste bewirthen lassen, um ein Buch herauszustreichen, das er schon ungelesen an ein Lese-Cabinet verschachert hat und dessen einmal zu erwähnen er vergessen wird.

„Aber jede Frage läßt sich in ein doppeltes Licht stellen, und wenn eine Medaille ihre Kehrseite hat, so hat sie doch auch ihre bessere Seite."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Geschichte der Revolutionen von Madagascar seit 1624 bis auf unsere Tage.

Von Ackermann.

(2.)

Es begegnet dem madecassischen oder malgachischen Volke, was allen Menschen-Stämmen geschehen ist, die lange gelebt haben, bevor uns Kunde von ihnen geworden ist; ihre Revolutionen fangen nicht eher an, in unsern Augen etwas zu seyn, als in dem Augenblicke, wo sie mit unsern Angelegenheiten in Berührung kommen und einen Theil der Geschichte unserer Reisen und unserer Entdeckungen ausmachen. Es scheint, so sehr sind wir geneigt, alles auf uns als auf den gemeinschaftlichen Mittelpunct des Universums zu beziehen, daß eine Nation nicht wahrhaft existirt hat, als von dem Tage an, wo wir seine Existenz erfahren haben. Sie kann vormals wichtige und tief erschütternde Revolutionen erfahren haben, solche selbst vielleicht, die auf eine ganze sociale Organisation Einfluß üben und sie modificiren; gleichviel — dies interessirt uns wenig oder mindestens doch nur eine kleine Zahl von Menschen unter uns; es ist für unsere Geschichte verloren, so wie wir diese nur nach unsern Ansichten und zu unserm Gebrauche haben und machen wollen. Die Zeiten, die, in irgend einem Lande, unserer Dahinkunft und denen Bewegungen, die wir mit dahin gebracht haben, vorausgegangen sind, bleiben das Privat-Eigenthum einiger Alterthumsforscher, die in den Traditionen und Volks-Gesängen nachspüren, wie die Geologen, diese andere Art von nicht minder poetischen Antiquaren, nach der Weise des Herrn Cuvier, neugierig in den Eingeweiden der Erde die Monumente der undenklichen Revolutionen suchen, an welche wir eben so wenig Hand gelegt oder ihnen das Siegel unserer Ideen aufgedrückt haben.

Diese Verachtung oder mindestens diese ziemlich allgemeine Nichtbeachtung aller Thatsachen, die nicht den Einfluß des europäischen Geistes zu ihrer Entwickelung erwartet haben, wird uns unglücklicherweise mehrerer schöner Bücher berauben, die geschrieben werden könnten. Es ist nicht gerade für Madagascar (oder mindestens ausschließlich für dasselbe), daß wir dieses Bedauern ausdrücken; denn diese Insel, die an keiner Straße liegt, die lange für sich selbst und für sich allein ein bloß inneres Leben gelebt, die fast zu keiner Zeit mit der übrigen Welt eine Berührung gehabt hat, würde uns wahrscheinlich in ihren vorzeitlichen Annalen wenig Interesse darbieten, wenn wir, was wohl unmöglich seyn dürfte, sie doch einmal sammelten. Aber wie viele Gegenden Asiens z. B., die sich, im Alterthum oder in dem zwischen der Vorwelt und unsern Tagen liegenden Zeitraume, weit mehr mit der Bewegung menschlicher Angelegenheiten und Strebungen vermischt haben, werden uns immer fast unbekannt bleiben in dem, was ihr vergangenes Leben betrifft. Einst, wann es auch immer sey, später oder früher, kann es nicht fehlen, daß die europäische Wißbegierde einige Zipfel des Schleiers hebe, die ihr die asiatische Welt noch verbergen. Dann wird man aber sehen, daß wir Asien an dem Puncte fassen werden, wo es sich gerade befindet, daß wir seine Geschichte da anfangen werden, wo unser unvermeidlicher Einfluß auf sein Schicksal beginnen wird und daß wir endlich, in unserer neuen Liebe für das Practische und Nützliche, eine Leidenschaft, die bei uns täglich auf eine zugleich wundervolle und beklagenswerthe Weise wächst, die Vergangenheit, d. h. die ganze dramatische und poetische Seite dieses so alten und so unbekannten, so geheimnißvollen und so gefeierten Landes, wo die Urquellen aller Poesie zu finden sind, vernachlässigen werden.

Und doch, welche Schätze würden die früheren Annalen Asiens den fleißigen Forschungen unserer neuen historischen Schule darbieten, die den pittoresquen Gesichtspunct der Dinge keineswegs unbeachtet läßt! Asien ist oft durch den Krieg zerrüttet und umgewälzt worden; Asien, das Land, das uns unbeweglich erscheint, ist zwei- bis dreimal in einem Jahrhundert durch Eroberungen verschiedener Völkerstämme erschüttert worden. Man muß sich verständigen über die Art der Unbeweglichkeit, die es unsern Blicken darbietet. Es hat freilich den unfruchtbaren Pfad noch nicht verändert, den es seit so vielen Jahren verfolgte; es hat weder seine Gewohnheiten, noch seine Sitten, weder seine Politik, noch seine Religion modificirt; mit einem Worte, alle Revolutionen, die es bestanden, haben seine Civilisation nicht weiter gebracht: das kommt aber daher, daß niemals der letzte erobernde Volksstamm besser war, als die besiegten, ja bisweilen selbst noch weniger taugte. Solche Eroberung ist daher für Asien eine Bewegung gewesen, wodurch es keinen Schritt vorwärts gethan, eine bloß örtliche Erschütterung. Aber während aller dieser unnützen Umwälzungen haben sich, auf dem asiatischen Boden, die verschiedenen Völker-Familien auf und in einander gedrängt, zahlreicher, mannichfaltiger und origineller ohne Zweifel, als an irgend einem andern Orte der Erde nach ähnlichen Ueberschwemmungen siegreicher Heere. Demnach sieht man, welche Aufgabe und Arbeit es für den Reisenden seyn würde, der jetzt Asien besucht, nicht bloß mit einem Zweck gegenwärtigen, politischen oder commerziellen Interesses, sondern in weit umfassenden historischen Absichten; sie würde darin bestehen, die Elemente der asiatischen Bevölkerung, so wie die Jahrhunderte sie gemacht haben, zu analysiren, und zu entdecken, in welcher Ordnung, nach welchen Gesetzen und bis zu welcher Tiefe sich die verschiedenen Völker-Schichten, eine über die andere ausgedehnt haben, welche die Sündfluth der Eroberung successiv von ihrem Ur-Lager fortgerissen und, gleich angeschwemmter Erde (Alluvionen), anderwärts hin versetzt hat.

Digitized by Google

Eine solche Arbeit würde kein Genie der Erfindung, keinen schöpferischen Hauch erfordern; es würde eine geduldige und fleißige Nachahmung der Arbeit seyn, die Herr August Thierry über die Bevölkerung Großbritanniens, mit welchem Erfolg weiß jedermann, gemacht hat. Und dieser Geschichtschreiber selbst hat, scheint uns, was die geschichtlichen Forschungen betrifft, ein Verfahren nachgeahmt zu haben, das neuerlich in einer andern Wissenschaft, der Geologie, angewendet worden ist. In der That, so wie mehrere Naturhistoriker von Genie, geduldige Männer, wie es immer der wissenschaftliche Genius ist, die Spuren der Erd-Revolutionen durch die Musterung der verschiedenen Lagen von Knochen und Muscheln, woraus sich auf die Länge die Erde gebildet hat, die die jetzigen Generationen durchgraben, entdeckt haben, so hat der moderne Chronikenschreiber der Sachsen, der Dänen und Normannen einige der sociellen Revolutionen der Vergangenheit ins Licht gesetzt, indem er mit Liebe die Trümmern der alten Familien der Völker gesammelt hat, die sich, eine auf die andere, successiv gehäuft und so zu sagen mit ihren Gebeinen den Boden gepflastert haben, auf welchem die Bevölkerung sich niedergelassen, die wir jetzt dort sehen. Diese Ordnung in den Entdeckungen des menschlichen Geistes ist logisch gewesen: zuvörderst die Analyse bis in die Tiefen der Erde selbst, die der Mensch unter seinen Füßen hat; dann die Aufzählung der verschiedenen Racen, die, eine nach der andern, diese Erde durchwühlt haben. Dieses letzte Studium ist unendlich, es ist kaum für Europa angefangen und für Asien hat man noch gar nicht einmal daran gedacht.

Man wird uns diese Abschweifung über Asien verzeihen und sie nicht allzusehr an der unrechten Stelle finden, wenn man bedenken will, daß Madagascar vom asiatischen Charakter durchdrungen ist; denn das ist eine von den Eigenthümlichkeiten Afrika's, dieses undurchdringlichen Landes, daß seine Küsten mindestens in verschiedenen Graden von den Bevölkerungen und dem Geist der Nationen, die in ihrer Nähe leben, überzogen worden sind. Die Araber insbesondere haben daselbst Spuren ihres Vorüberzuges zurückgelassen. Im Norden liegen die Barbareesken-Staaten, diese Verlängerung Asiens zwischen dem Meere und dem Atlas; im Süden und Osten sind es die Küsten von Sofala, Mozambique und Zanguebar, ist es Madagascar vor Allem, was einige Eindrücke der großen Erneuerung der Welt durch die Araber empfunden und erhalten hat. In den Barbareesken-Staaten findet man das reine Blut Asiens, kaum etwas verändert durch eine schwache Infiltration von Negerblut; zu Madagascar herrscht das Negerblut vor, aber verbessert und gereinigt durch eine entfernte und leichte Verschmelzung mit gewissen fugitiven Casten Asiens. Auch sehen wir unter den Madecassen ganze Stämme, die sich von den plumpen und rohen Bewohnern der Cafferey durch dünnere Lippen, eine mehr olivenfarbige als schwarze Farbe und lange, weiche Haare, statt der kurzen nicht zu entwirrenden Wolle, die ein charakteristischer Zug der wahren Afrikaner ist, unterscheiden. Füge man noch hinzu, daß bei den Madecassen, wie bei den Arabern, die Formen mehr knochig und nervig als voll und gerundet, die Beine dünn, die Hände geschickt und zu allen Arbeiten fähig sind, kurz daß die Tauglichkeit größer für die Künste und den Krieg, als für die beschwerlichen Arbeiten des Ackerbaues ist. Das alles ist eine Theorie, die uns angehört, gut oder schlecht, und die vielleicht von solchen widerlegt werden kann, die hinsichtlich der volksthümlichen Abstammung unterrichteter sind, als wir; aber wir werden so lange daran glauben, als wir uns erinnern werden, im Hafen der Insel Mauritius und auf der Fremden-Rhede der Insel Bourbon die Malgachen, die die Sclaverei daselbst naturalisirt hat, und die Araber von Mascate, die den Handel ein- oder zweimal jedes Jahr auf ihren schwerfälligen und langsamen Barken, gleich den Kameelen der Karavanen, dahinführet, neben einander gesehen zu haben.

Wenn wir als unbestreitbare Thatsache die Ueberlegenheit der Madecassen über die andern Neger einräumen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, in die nämliche unvollkommene und entfernte Verwandtschaft mit Asien zu treten, so wird es nicht an Leuten fehlen, um den Schluß daraus zu ziehen: nämlich, daß man, ohne Zeitverlust, die Insel Madagascar colonisiren müsse. Das ist in der That der Zweck des Buches, das uns zum Text dieses Artikels dient, eines mittelmäßigen Buches, wie es nur je eins gab, trivial und voll abgenutzter Argumente über die Nothwendigkeit der Colonisation im Allgemeinen, über die specielle Wichtigkeit von Madagascar, über das Interesse Frankreichs, irgend wohin den angeblichen Ueberfluß seiner Bevölkerung abzuleiten; endlich über die Unmöglichkeit für dasselbe, seine commerziellen Ausfuhrwege zu erweitern, wenn es nicht mit großen Kosten neue Colonieen schafft und zwanzig andere schöne Dinge von demselben Werth. Dann ist in dem Buche des Herrn Ackermann eine, wenn man will, historische Auseinandersetzung von den unfruchtbaren Bemühungen, die die französische Regierung zu verschiedenen Zeiten versucht hat, um eine Niederlassung zu Madagascar zu gründen: die einzigen Revolutionen, um welche der Verfasser sich bekümmert, sind diejenigen, welche verhindert haben, diese große Insel auf die Weise zu colonisiren, wie man bis jetzt ihre Colonisation verstanden, d. h. durch ihre Unterjochung unter unsere Gesetze und die stufenweise Ueberschwemmung ihres Gebiets durch europäische Colonisten. So sind wir verschiedenemale aus dem Fort Dauphin, der Insel Sainte-Marie und aus dem Hafen Tintingue vertrieben worden. Das sind die Thatsachen, aus welchen, in Herrn Ackermanns Augen, alle Annalen von Madagascar bestehen; wir müssen mit Gewalt wieder hineindringen und das ganze Land colonisiren; das ist die ganze Lehre, das erste und letzte Resultat der Geschichten, die er uns erzählt.

Sagen wir ganz aufrichtig unsere Meynung über diese Manie zu colonisiren, die leicht jeden Reisenden ergreift, wenn er entfernte Regionen, die der europäischen Civilisation noch fast fremd sind, besucht hat. Nicht um dieses Buches willen geben wir uns diese Mühe, denn dieses ist in der That zu unwichtig und folglich ohne Einfluß; aber weil die blinde Manie, die wir bezeichnen, unter den Reisenden und dann auch unter denen Menschen, die auf ihr Wort schwören, allgemein ist.

So hat z. B. ein Reisender Cayenne besucht und begreift nicht, warum die französische Regierung unterläßt, ganz Guyana in möglichster Geschwindigkeit mit einem Netz von Colonisation zu umgeben; er vergißt eine einzige Sache in seinem philanthropischen und ackerbauenden Eifer, nämlich daß Amerika für die Folgezeit auf dem Wege ist, die Herrschaft der europäischen Völker abzuschütteln, wenn gleich europäische Ideen annehmend, woraus zunächst folgt, daß, wenn wir uns weit in Guyana ausdehnten, wir bald finden würden, daß wir, am Ende der Rechnung, gearbeitet hätten, um bald aus dem Besitz verdrängt zu werden und zweitens, daß unsere Ideen, welche, wie wir glauben müssen, die besten sind, bald, durch den Einfluß der Amerikaner selbst und ohne daß wir dabei mitwirken, ihren Eingang in allen Theilen des amerikanischen Continents finden werden.

Irgend ein anderer Reisender hat zwei oder drei Puncte der Küsten von Madagascar untersucht und nun scheint es ihm, daß wir kein dringenderes Interesse haben können, als in diesem Lande ein neues Frankreich zu schaffen. Hier aber, wie für Guyana, haben die zwei Einwürfe, die wir eben angedeutet, denselben Werth: wir begreifen, daß dies eine Erklärung verdient.

Es giebt in der Nachbarschaft der großen Insel von Madagascar zwei kleine Inseln, Mauritius und Bourbon, die fast namentlich neben ihr auf der Karte sind, aber die es über sich nehmen werden und schon nehmen, sie in ein neues Leben einzuweihen; sie werden in Beziehung

Digitized by Google

auf Madagascar gleichsam die Rolle der Boote spielen, die, durch die Fortschritte unserer Künste, mit der bewundernswerthen Kraft des Dampfes bewaffnet, unermeßliche Kriegsschiffe ziehen und sie in einen schwer zugänglichen Hafen führen, die die widrigen Winde, die Ströme und tausend natürliche Hindernisse vor ihren machtlosen Evolutionen lange verschlossen halten konnten. Somit haben wir denn schon ein Motiv weniger und wahrlich das edelste, das würdigste, das ehrenwertheste, das ein Volk nur anregen kann, sich in Kosten zu setzen, um sich ein anderes Volk zu assimiliren.

Aber das ist noch nicht alles. So wie die Assimilation zwischen Madagascar und der europäischen Welt, gleichviel ob dieses Resultat durch unmittelbare Einwirkung Europa's erlangt worden ist, oder durch die mittelbaren Bemühungen der beiden kleinen Inseln, die wie für natürliche Lehrerinnen ihrer mächtigen Nachbarin halten, einigermaaßen vorgeschritten seyn wird, so wird diese, das können wir uns im Voraus sagen, nicht lange in ihrer Vasallenstellung bleiben und, um in ihre Unabhängigkeit zurückzutreten, nichts bedürfen, als nur zu wollen. Ja, mehr noch: alle Niederlassungen, die wir bis dahin bis in das Herz des insularischen Gebietes vorgeschoben haben könnten, werden Madagascar nicht hindern, einst das Recht der Oberherrschaft über Mauritius und Bourbon, die beiden Inseln, welche die Natur augenscheinlich bestimmt hat, ihre Wachen und Vorposten auf dem Wege nach Indien zu seyn, an sich zu bringen. Nachdem sie Madagascar unterrichtet und disciplinirt, werden die Inseln Mauritius und Bourbon herabsteigen, um nur noch die Zierde im Schweife unterworfener Inseln zu seyn: das ist das gewöhnliche Ende jedes Hauslehrers von einem Kinde höhern Standes und großer Hoffnung.

Ist der Augenblick gekommen, so wird Madagascar in diesen beiden Inseln eine Menge Verbündeter finden, die alle geneigt sind, seine Herrschaft anzuerkennen; das sind die Malgachen, welche die Weißen dort, unter dem unvorsichtigen Regime der Sclaverei, naturalisirt haben. Die Malgachen und keine andern, werden dann Herren des Schicksals von Mauritius und Bourbon seyn: denn erstlich sind die Malgachen daselbst sehr zahlreich; dann fühlen sie klar genug ihre ursprüngliche Ueberlegenheit über die andern Negerstämme. Ich erinnere mich eines merkwürdigen Wortes einer Negerin von Madagascar: sie hatte aus ihrem Fenster einen armen Schwarzen von Mozambique auf eine so unvorsichtige als unangenehme Weise begossen und der Mozambique beklagte sich, daß man nicht mehr auf die (vorübergehenden) Menschen achte. — Mein Gott, antwortete verächtlich die Negerin, ist denn ein Mozambique auch ein Mensch? Ich weiß nicht, ob der Ton, der Accent, die Geberden den Eindruck erhöhten; aber es schien mir ein charakteristisches Wort der Verachtung eines Sclaven an den andern.

Doch wir wollen endlich zum Schlusse kommen. Man würde ohne Zweifel Unrecht haben, sich der Colonisation eines Landes zu widersetzen, weil man voraussieht, daß es sich einst emancipiren werde; denn die Colonieen haben im Allgemeinen keine andere Zukunft. Aber im Interesse der Civilisation selbst und zugebend, daß Europa die seinige jedem Lande unter der Sonne schuldig sey, das dieselben noch beraubt seyn kann, so ist es doch gut, eine Wahl zu treffen, und nicht auf Gerathewohl kostbaren Saamen auf einen Boden auszustreuen, der schon stark besäet ist. Ueberall, wo wir das Licht Europa's in einem Heerd voll Hitze vereinigt sehen, mögen wie die Zeit walten lassen, übereilen wir den nothwendigen Triumph unserer Idee'n nicht, die wir besser anderswohin bringen und die ihren Weg machen werden da, wo sie eingepflanzt sind, wenn wir nicht, unter dem Vorwand, sie zu fördern, ihnen durch unsere nimmer rastende, naberufene Einmischung schaden.

---

## Vergleichung der Lebenslänge von Gelehrten, Dichtern und Künstlern.

(2.)

Ein englischer Schriftsteller, Here Madden, hat so eben, unter dem Titel: Physiologie der Gelehrten, ein Buch herausgegeben, in welchem er gesucht hat, einige Bemerkungen über die Verhältnisse des Talents und der Art der Arbeit zur Gesundheit, zu dem Charakter und der Lebensdauer einer bedeutenden Anzahl von Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Rednern ꝛc. zu generalisiren. Alle diese Bemerkungen scheinen übrigens auffallender und specieller, als wirklich gegründet. Hier einige Uebersichten, die der Verfasser gegeben, um die relative Lebensdauer der Literatoren zu bestimmen.

Gelehrte. Bacon (Roger) starb 78 Jahre alt; Buffon 81; Copernicus 70; Cuvier 64; H. Davy 51; Euler 76; Franklin 85; Galilei 78; Doctor Halley 75; Herschel 84; Kepler 60; Lalande 75; La Place 77; Löwenhök 91; Leibnitz 70; Linnee 72; Newton 84; Tycho de Brahe 55; Whiston 95; Wollaston 62.

Dichter. Ariost starb 59 Jahre alt; Burns 38; Byron 37; Cambus 55; Collens 56; Cowley 49; Cowper 69; Dante 56; Drydeu 70; Gowenult 44; Gray 57; Metaclet 84; Milton 66; Pehaegas 68; Pope 56; Shempton 50; Spencer 46; Taſſo 52; Thompſoa 48; Young 48.

Philoſophen. Bacon wuede 65 Jahre alt; Bayle 59; Beekerley 79; Condorcet 51; Condillac 65; Descartes 54; Diderot 71; Ferguſon 92; Fichte 52; Hartley 52; Helvetius 57; Hobbes 91; Hume 65; Kant 80; Kaimes 85; Locke 72; Malebranche 77; Reid 86; Stewart 75; Saint Lambert 88.

Dramatiſche Schriftſteller. Alfieri 55 Jahre; Corneille 78; Göthe 82; Maſſinger 55; Marlow 32; Otway 35; Racine 60; Schiller 46; Shakeſpeare 52; Voltaire 84; Congreve 49; G. Colman 61; Crebillon 89; Cumbeeland 80; Farquhar 30; Geldon 85; B. Johnſon 63; Lopez de Vega 78; Moliere 53; Murphy 78.

Rechtsgelehrte und Legiſten. Bentham 85; Blackſtone 57; Butler 83; Coke 85; Erskine 73; Filangieri 36; Gifford 48; Grotius 63; Hale 68; Holt 67; Littleton 75; Mansfield 85; Montesquieu 66; Redesdale 82; Romilly 61; Rolle 68; Tenterden 79; Thurlow 74; Vatel 53; Wilmot 86.

Romantiker und Kritiker. Cervantes 70; Lesage 80; Scott 62; Fielding 47; Smollet 51; Rabelais 70; Defoe 70; Radcliffe 60; Richardſon 72; Sterne 56; Johnſon 75; Addiſon 48; Warton 78; Steele 59; Tickell 54; Montaigne 60; Bathurſt 84; Therton 44; Hawkesworth 59; Hazzlitt 58.

Theologen. Barter 76; Bellarmin 84; Buttler 60; Boſſuet 77; Calvin 56; Chillingworth 43; Doddrige 54; G. Fox 67; J. Knox 67; Lowth 77; Luther 63; Maſſillon 79; Melanchton 74; Paley 63; Porteus 77; Prieſtley 71; Sherlok 67; Whitefield 56; Wycliffe 61; Wesley 88.

Schriftſteller, die über die natürliche Religion geſchrieben haben. Abauet 55; Bolingbroke 89; Cardan 75; Chubb 65; Drammond 68; Dupuis 67; Freret 61; Gibbon 58; Lord Herbert 68; Jacobi 36; Paine 72; Pomponatius 63; Rouſſeau 66; Spinoza 45; Saint-Pierre 77; Shaftesbury 42; Tindal 75; Toland 58; Vanini 34; Volney 66.

Aerzte. J. Brown 54; Corviſart 66; Cullen 78; Darwin 72; Fordice 67; Fothergill 69; Gall 71; J. Gregory 48; Harvey 81; Heberden 92; Hoffmann 83; J. Hunter 65; Jenner 75; Maſon Good 64; Paracelſus 48; Pinel 84; Sydenham 66; Tiſſot 70; Will 51.

Digitized by Google

Philologen. Bentley ſtarb 81 Jahre alt; Burton 84; Caſaubon 55; Ehelk 44; Hartzheim 71; Haeman 77; Heyne 84; J. Lipſius 60; Pare 80; Pauw 61; Pighius 84; Porſon 50; Rapheleugius 70; Saumiſe 68; J. V. Scalinger 69; Sigonius 61; H. Etienne 61; Sylburg 51; Voß 73; Wolf 64.

Künſtler. Bandinelli 72; Bernini 82; Canova 65; Donatello 83; Flaxmann 71; Ghiberti 64; Giotto 70; Michel-Angelo 97; San-Sovino 91; Veracchio 56; Hannibal Carracci 49; Claude 82; David 76; Guido Reni 76; Raphael 37; Reynolds 69; Salvator Roſa 58; Titian 96; Paul Veroneſe 56; Weſt 82.

Muſiker. Arne 58; Bach 66; Beethoven 57; Burney 88; Bull 41; Cimaroſa 41; Corelli 60; Gluck 75; Gretry 72; Händel 75; Haydn 77; Kalkbrenner d. ält. 51; Keiſer 62; Martini 78; Mozart 36; Paiſiello 75; Pinini 71; Porpore 78; Scarlatti 78; Weber 40.

## Recapitulation.

Die verſchiedenen Alter der Individuen jeder Serie zuſammenſtellend, hat Heer Madden folgende Reſultate erhalten:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Zwanzig Gelehrte lebten | ...1494 | Jahre, | daher 75 J. | als Durchſchnittszahl. |
| — Philoſophen | .....1409 | " | " 70 " | dito. |
| — Bildhaurr und Maler | ...1412 | " | " 70 " | dito. |
| — Rechtsgelehete | .....1394 | " | " 69 " | dito. |
| — Aerzte | .....1368 | " | " 68 " | dito. |
| — Theologen | .....1350 | " | " 67 " | ditn. |
| — Philologen | .....1337 | " | " 66 " | dito. |
| — Muſiker | .....1284 | " | " 64 " | ditn. |
| — Romantikee | .....1259 | " | " 62½ " | dito. |
| — dramatiſche Schriftſteller. | 1249 | " | " 62 " | dito. |
| — Dichter | .....1164 | " | " 57 " | dito. |

Sonach ſind, wie man ſirht, die Gelehrten *) und Philoſophen am beßten betheiligt; am ſchlimmſten ſind die Romantikee, dramatiſchen Schriftſteller und Dichter bedacht. Und dennoch hat untee den letzteen Young 84 Jahre errricht, was doch ein ſchönes Alter iſt. Dryden iſt erſt mit 70 Jahren geſtorben. Diejenigen von den drumatiſchen Schriftſtellern, welche jung geſtorben ſind, ſind keineswegs diejenigen, in welchen die Einbildungskraft und die Mucht der Kunſt am wenigſten entwickelt wae. Crebillon iſt 89, Goldoni 84, Voltaire 84, Göthe 82, Corneille 78, Lopez de Vega 78 Jahre alt geſtorben. Owny, der Verfaſſer vom gerettetеn Venedig, iſt 34, Schiller 46, Shakſpeaee 52, Racine 60 Jahee alt geſtorben. Die merkwürdigſtrn Beiſpiele von Lebensdauer, die Here Madden anführt (welchee übrigens, Gott weiß wie, Fontnelle vergeſſen), finden ſich in der Rubrik der Künſtlee: Michel Angelo und Titian haben beide das ſechsundneunzigſte Jahe eereicht; Raphael und Byron ſind mit ſiebenunddreißig Jahren, Mozart mit ſechsunddreißig Jahren geſtoeben.

Aus den Unterſuchungen des Heern Madden ergiebt ſich übeigens, daß Buffon 81, Franklin 85, Herſchel 84, Copernicus 70, Leibnitz 70, Laplace 77 Jahre gelebt hat. Dante iſt 56, Milton 66, Arioſt 59, Pope 56, Taſſo 52; St. Lambert 88, Newton 84 Jahre alt geworden.

*) Was Herr Madden unter Gelehrten verſtehe, iſt nicht recht abzuſehen, da er alle Gattungen der Wiſſenſchaften, dichteriſcher und künſtleriſcher Schöpfungen beſonders aufführt, mit Ausnahme der Mathematik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, Naturkunde ꝛc. Den genannten Namen nach ſcheint er dieſe Zweige wiſſenſchaftlicher Forſchungen gemeynt zu haben; immer aber eine ſeltſam zuſammengewürfelte Claſſification!

Anm. d. Red.

---

Wie wahr das ſey, womit der franzöſiſche Mittheiler dieſes Auszugs beginnt, daß nämlich die Bemerkungen des Heren Madden mehr ſperibs als wahr ſeyen, werden unſere Leſer mit uns empfinden. Die Zuſammenſtellung iſt willkührlich, höchſt mangelhaft, beſonders hinſichtlich deutſcher Gelehrten (wo z. B. neben Copernicus, Kepler, Herſchel und Lalande doch wohl Here von Zach eine Stelle verdient hätte), alle auf die Lebensdauee einwirkenden äußern und inneen Bedingungen und Motive ſcheinen (wenigſtens obigem Auszuge nach) unbrachtet geblieben zu ſeyn; was Wunder, wenn dann auch die auf ſolche Prämiſſen gegründeten Folgeeungen willkührlich und höchſt unlogiſch ſind! — Als hiſtoriſcher Notiz iſt indeſſen dee Artikel doch immer dee Aufmerkſamkeit werth und wird, wie wir hoffen, manchen Leſee angenehm beſchäftigen.

Die Redaction.

---

# Die Diamanten.

(2.)

Dieſer koſtbaee Stein iſt nue wenige Jahrhundeete vor der chriſtlichen Zeiteechnung bekannt geworden. Die Art, ihn zu ſchleifen, verdankt man bloß dem Zufall; Ludwig von Berquen, von Bruges gebürtig, hat, gegen dus Jahe 1450, ſie zuerſt angewendet. Agnes Sorel, die Geliebte Carls VII., wur die erſte in Frankreich, die ſich mit Diamanten ſchmückte.

Einer der ſchönſten bekannten Diamanten iſt der des Großmoguls: *) er hat die Foem eines in dee Mitte zerſchnittenen Eies; er wird auf 11,723,178 Franken geſchätzt.

Der Diamant des Großheezogs von Toscana iſt von allen Seiten mit Facettrn geſchliffen; ſein Waſſee fällt ein wenig ins Citronengelbe; man ſchätzt ihn auf 2,608,335 Franken.

Die Kronr von Frankreich beſitzt zwei andeee Diamantrn: dee eine iſt dee Sancy; dieſen Namen führt er von Herrn Harlay, Baron von Sancy, franzöſiſchen Geſandten zu Conſtantinopel, dee ihn dem König überbeachte. Dieſee Diamant hat 600,000 Franken gekoſtet und iſt weit mehr werth. Der andere, der Pitte oder der Regent genannt, weil er duech den Herzog von Orleans, drn Rrgenten, für den König von einrm Engländer, Namens Pitte, während der Minderjäheigkeit Ludwigs XIV. acquirirt wurde; ee hat 2,500,000 Franken gekoſtet und iſt das Doppelte werth.

Der größte bekannte Diamant iſt dee, welchen dee Hof von Rußland beſitzt; er iſt von dee Größe eines Tauben-Ei's. Folgendes iſt ſeine Geſchichte: Ein franzöſiſcher Geeadiee, im Bataillon von Indien, war deſertirt und in maladariſche Dienſte gegangen; da fand er Mittel, im Tempel des Bramu der berühmten Statue vnn Scheringan ein Auge auszueißen. Er floh nach Madras und verkaufte ſeinen Diamant an einen Schiffs-Capitain füe 50,000 Fe.; dieſer teat ihn füe 300,000 Fr. an einen Juden ab; dieſee gab ihn füe eine noch größere Summe an einen Griechen, der ihn im Jahre 1772 an die Kaiſerin von Rußland füe 2,500,000 Fr. baaees Geld und eine lebenslängliche Penſion von 100,000 Fr. verkaufte.

*) Schade, daß nicht angegeben iſt, wer ihn jetzt beſitzt.

Anm. d. Red.

---

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 839. Hamburg. Mittwoch, den 7. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Dr. Ludwig.


## Die musikalische Sprache,

erfunden von dem

### Herrn F. Sudre.

(Aus der Collaboration du Voleur.)

(N.)

Im Jahre 1817 war es, wo Herr Sudre, am Fuße eines Berges in der Nähe von Soreze, im Departement des Tarn, in dem Streben, durch musikalische Noten menschliche Begriffe auszudrücken, mit der Ausarbeitung eines Systems begann, das ihn, obgleich langsam, zu so schönen Resultaten führen sollte.

Von der Zeit an forschte er nach einem musikalischen Alphabete, das einfach, correct, präcis und nicht schwer auszuführen sey; doch stieß er Anfangs auf so viele Hindernisse, daß er ein Werk, welches er so feurig begonnen, wieder aufgab.

Vier Jahre waren verstrichen, als ihm einst, nach Paris zurückgekehrt, und noch immer mit seiner Lieblingsidee beschäftigt, plötzlich ein Licht aufging und er mit Archimedes ausrufen konnte: ich hab's! ich hab's! Seine lange Geduld war nun so mit einemmale hinter die Lösung des gesuchten Räthsels gekommen. Er setzte sein Werk auf, wünschte aber, um über dessen Resultate ins Klare zu kommen, auf irgend ein jugendliches Genie zu stoßen, das er zur Prüfung der Ausführungsmittel gebrauchen könnte, die bis dahin ganz allein von ihm combinirt worden waren.

Als Herr Sudre nun eines Tages, wie er das gewohnt war, nach Choisi ging, um dort das langweilige Metier eines Elementar-Professors auszuüben, fiel ihm auf dem Marktschiffe ein etwa fünf Jahre alter Knabe auf, der eine seinem Wuchse entsprechende Violine in der Hand hielt und einige kleine Arien spielte. Erstaunt über seine richtige Tonangabe, redete er ihn an und fragte, wer sein Vater sey. Eine Dame, die neben ihm saß, antwortete statt seiner und sagte: es ist mein Sohn. — „Wer unterrichtet denn das Kind da im Spiel der Violine?" — Niemand, erwiederte die Dame. — „Aber wer stimmt ihm denn sein Instrument?" — „„Das thue ich selbst,"" antwortete das Bübchen (es war der junge Ernst Deldevez). — „Ei laß doch einmal sehen," sagte Herr Sudre dann, nahm ihm die Violine aus der Hand, stimmte alle Saiten um einen oder zwei Töne herab, und gab ihm nun sein kleines Instrument zurück. Husch, husch! ging es, und in einem Augenblicke hatte der kleine Virtuose alles wieder in Ordnung gebracht. „Aber wer lehrt Dich denn alle diese kleinen Arien?" fragte Herr Sudre. — Die Mutter antwortete, er würde zuweilen mit ins Theater au Vaudeville oder aux Variétés genommen, wo er sie sich merkte. „Ha, Madam!" sagte Herr Sudre dann, „wenn das Kind mir zugehörte, so wäre in fünf oder sechs Jahren mein Glück gemacht."

Man trennte sich, nachdem man sich gegenseitig seine Adresse und das Versprechen gegeben hatte, sich wieder aufsuchen zu wollen.

Wirklich ward der kleine Ernst ein Jahr darnach der Schüler des Herrn Sudre, und man kann denken, welche Fortschritte ein Kind wie dieses machen mußte. Im Jahe 1825 ging es nebst dem jungen Carl Larsonneur, der ungefähr im nämlichen Alter war, mit dem Herrn Sudre auf Reisen, und alle drei besuchten nun einen Theil Frankreichs, um Concerte zu geben und auch die musikalische Sprache hören zu lassen.

Nach seiner Rückkehr ward Herr Sudre bei dem berühmten Herrn Berton, Mitglied des Instituts, einem Manne, der eine solche Entdeckung zu würdigen und deren Urheber zu unterstützen wußte, eingeführt. Herr Berton stellte den Erfinder des neuen Systems der Akademie der schönen Künste des Instituts vor, und es wurden nun Experimente angestellt, die aufs Beste ausfielen und zu folgendem Berichte Anlaß gaben.

### Bericht über die von dem Herrn F. Sudre erfundene musikalische Sprache.

„Meine Herren, es ist der Wunsch der Akademie gewesen, daß deren musikalische Section einen Bericht über das Werk des Herrn Sudre ablege. Ihre Section hat nun geglaubt, es dürfte ihr von Nutzen seyn, wenn sie in diesem Falle mehrere Mitglieder der verschiedenen Akademien, aus welchen das Institut besteht, ersuchte, diesem Examen mit beizuwohnen und ihr mit ihren Einsichten an die Hand zu gehen. Nachdem diese Commission, deren Mitglieder die Herren von Prony, Arago, der Baron Fourier, Raoul-Rochette, Cherubini, Lesueur, Berton, Catel und Boieldieu waren, von all den Proceduren, die Herr Sudre zur Bildung seiner musikalischen Sprache erfunden, Kenntniß genommen hatte, und nachdem mehrere Experimente in ihrer Gegenwart gemacht und wiederholt worden waren, hat sie sich überzeugt, daß der Erfinder den Zweck, welchen er sich vorgesetzt gehabt, nämlich eine förmliche musikalische Sprache ausfindig zu machen, vollkommen erreicht hat. Die Commission ist deshalb der Ansicht, daß, den Menschen ein neues Mittel, sich ihre Ideen mitzutheilen, und zwar in weiter Ferne und bei der stärksten Finsterniß, darzubieten, ein höchst verdienstliches Werk sey, und daß die Anwendung dieser Sprache, vor allem bei der Kriegskunst, in gewissen Fällen von großem Nutzen seyn und unter Umständen, wo es den Militair-Corps oft nicht möglich ist, sich einander die zur Ausführung dieses oder jenes Manövers erforderlichen Befehle mitzutheilen, als nächtliche Telegraph dienen könnte. Die Blasinstrumente würden fast alle zu diesem Zwecke passend seyn, besonders die kleinen Clarinetten, von denen es doch bei jeder Militair-Musik eine giebt. Auch giebt es wohl keinen Staab, vor allem nicht in Frankreich, bei dem sich nicht ein Offizier befände, der musikalisch wäre, in welchem Falle, wie wir uns dessen überzeugt, und es von dem jungen Deldevez gesehen haben, man in acht bis zehn Lectionen die musikalische Sprache des Herrn Sudre sprechen, schreiben und übersetzen lernen kann, so daß ein solcher musikalischer Telegraph in unsern Lagern leicht und mit Nutzen anzuwenden seyn würde. Der Offizier



Digitized by Google

hätte den Befehl, der ihm von seinem General zuginge, musikalisch zu übersetzen, und ließe ihn dann durch einen Musiker seines Corps von einem Ufer oder einem Lager nach dem andern Ufer oder Lager mittheilen. Dies Experiment ist vorigen Sommer, um Mitternacht, von der Brücke des Arts nach der Königs-Brücke gemacht worden und vollkommen gelungen. Auch glauben wir, der Akademie bemerklich machen zu müssen, wie wir überzeugt sind, daß es vermittelst einer musikalischen Transposition sehr leicht seyn muß, die Mittheilungsart dieser Sprache zu verändern, so wie es bei den diplomatischen Correspondenzen durch Chiffren und andere Zeichen geschieht, damit die Kunde nur denen verständlich sey, die sie wissen sollen.

„Die Commission glaubt ferner, daß dieses neue Mittel der Gedanken-Mittheilung auch in anderen Fällen von großem Nutzen seyn könne, und daß das System des Herrn Sudre alle die Keime einer sinnreichen und nützlichen Entdeckung in sich schließt.

„Folgendes sind die neuen Aufschlüsse, die wir hinsichtlich dessen, was zur Anwendung der musikalischen Sprache auf die militairischen Operationen geschehen ist, erhalten haben.

„Der Herr General Després, Präsident des speciellen und berathenden Staabs-Ausschusses, hatte von Sr. Excellenz dem Kriegsminister den Auftrag erhalten, sich mit den Resultaten, welche die musikalische Sprache darbieten möchte, bekannt zu machen, und zu sehen, ob sie sich mit Vortheil auf die Kriegskunst würde anwenden lassen. Demgemäß wurden in Gegenwart mehrerer Generale und Oberoffiziere in der Staabsschule vorbereitende Experimente gemacht. Herr Sudre übersetzte, eben so, wie in der Sitzung des Instituts, mehrere niedergeschriebene Phrasen auf musikalisch und theilte sie auf der Violine seinem Schüler, der in einem anstoßenden Zimmer eingeschlossen war, mit. Man wünschte zu wissen, ob der Schüler, wenn ihm die Töne durch ein eingeschaltetes Instrument aus zweiter Hand zugingen, ebenfalls das Wort oder die Phrase würde übersetzen können, die ihm zu Ohren käme, und so stellte man jemand, der den Baß spielte, in ein Zimmer, welches zwischen den Zimmern, in welchen sich der Lehrer und dessen Schüler befanden, in der Mitte lag, und Herr Sudre gab nun auf seiner Violine dasjenige an, was ihm mündlich vorgesagt worden war. So ward der Beweis geliefert, daß man durch Vedetten, die in gewissen Distanzen aufgestellt würden, leicht sechs, acht, zehn Stunden weit Befehle befördern könnte, ohne daß die Zwischen-Agenten um das Geheimniß wüßten.

„Nachdem die Möglichkeit, jede Art von Ordres, bei Tage wie bei Nacht, weiter zu fördern, eingesehen worden war, äußerten die Herren Generale gegen den Herrn Sudre, wie vortheilhaft es seyn müßte, wenn man ein helltönendes Instrument, z. B. das Waldhorn (Clairon), das bei allen Regimentern im Gebrauch sey, mit Nutzen anwenden könnte, um so mehr, da durch Experimente, die man vor etwa sieben Monaten auf dem Marsfelde angestellt habe, erwiesen worden, daß man den Schall dieses Instruments eine Stunde weit, und bei Kanonendonner oder entgegenstehendem Winde doch eine Viertelstunde weit hören könne.

„Wir können es uns denken, wie schwer es dem Herrn Sudre geworden seyn muß, sein System einem Instrumente anzupassen, das nur drei Noten hat und von welchen sich zwei bei den tiefen Tönen wiederholen.

„Sobald er mit seiner Arbeit fertig war, wurden auf dem Marsfelde Experimente angestellt, und wir glauben, um deren vollen Erfolg darzuthun, nur eine der Zeitungen wörtlich ausschreiben zu dürfen, die Bericht darüber erstattet haben. Es heißt darin:

„„Diese Experimente haben laut Befehlen des Kriegsministers und in Gegenwart mehrerer Generale vom Staabe und vom Genniewesen stattgefunden. Das Waldhorn war das Instrument, dessen man sich zu den Mittheilungen bediente; und aus dem Texte der gegebenen Ordres ersieht man, wie mannichfaltig die musikalische Sprache ist; sie lauteten, wie folgt:

— Um vier Uhr Morgens aufbrechen.
— Sprengen Sie die Brücke um sechs Uhr Morgens in die Luft.
— Es fehlt an Pulver.
— Die Division soll um vier Uhr Morgens auf Auteuil marschiren.
— Der Strom ist ausgetreten.
— Man hört Kanonendonner von der Seite von Issy her.

„„Eine dieser Phrasen, die man durch das Waldhorn vom äußersten Ende des Marsfeldes einer Vedette, die über dem Erdhügel des Trocadero hingestellt worden, mittheilte, ward von dieser in weniger als funfzehn Secunden erhalten und durch ein Gegenzeichen ihr Empfang gemeldet.“

## Beschluß des Berichts an den Kriegsminister hinsichtlich der Anwendung der musikalischen Sprache auf die Kriegskunst.

„Was den Nutzen betrifft, den die musikalische Sprache im Kriege haben könnte, so ist die Commission der Meynung, daß sie leicht und mit Vortheil angewendet werden könnte, um die Truppen einer Armee unter einander correspondiren zu lassen, die durch einen breiten Fluß oder durch ein Thal mit unzugänglichen Seitenwänden getrennt wäre, oder die gewisse Puncte in einer stätigen und ausgedehnten Stellung inne hätte; so auch zu einer schnellen Communication zwischen einer Armee und der Avantgarde, die deren Rückzug deckt.

„Man könnte sich ihrer auch gut bedienen, um die Arbeiten der Pontonniere zu leiten, die über einen breiten und reißenden Fluß eine Brücke schlagen.

„Bei mehreren berühmten Vorfällen in unsern militairischen Annalen würde die musikalische Sprache unsern Armee'n von großem Nutzen gewesen seyn.

„So war es z. B. dem Staabe in der Schlacht von Eßlingen, als unsere Donau-Brücken gebrochen waren, mehrere Stunden lang nicht möglich, den Armee-Corps, die auf dem rechten Ufer zurückgeblieben waren, die nöthigen Befehle zur sofortigen Absendung einer Division nach Wien, wo man einen Volksaufstand befürchtete, zukommen zu lassen.

„In dem Treffen zu Bussaco in Portugal fiel der Angriff, den unsere Truppen machten, schlecht aus, weil eine Division, die sich durch einen breiten Graben in ihrem Marsche gehemmt sah, die anderen, die durch einen Bergvorsprung von ihr getrennt waren, nicht sofort davon benachrichtigen konnte, obgleich sie deren Militairmusik hörte.

„Auch war es die Schwierigkeit prompter directer Mittheilungen in einem gebirgigten Lande, wodurch der Angriff unserer Truppen zu Torres in Spanien mißlang, als im Jahre 1813 die französische Armee gegen Pampeluna vorrückte, um diesen Platz, der von den Engländern berennt war, zu deblockiren.

„Im Allgemeinen hält die Commission dafür, daß die Methode des Herrn Sudre nicht gerade immer in Anwendung gebracht zu werden braucht, daß sie aber unter vielen Umständen des Krieges sehr zu Statten kommen dürfte, was schon hinreichend wäre, den Erfinder dem Wohlwollen der Regierung zu empfehlen.“

Die Mitglieder dieser Commission waren: der Generallieutenant Després als Präsident, und die Marechaux de camp Baron Corda, Balthasar d'Aci, Marbot, Nempde und Graf von Dursort.

## Auszug und Gutachten des Berichts an Se. Excellenz den See-Minister.

„„Nachdem die Commission sich auf die Rhede von Toulon begeben hatte, theilte sie sich, und nahm zur Hälfte auf der Bombarde Vulcan, zur Hälfte auf der Bombarde Acheron Platz, die bestimmt waren als Endpuncte der Linie für die akustischen Experimente zu dienen; die Ent-

Digitized by Google

ferung dieser beiden Fahrzeuge konnte willkührlich erweitert oder verkürzt werden, je nachdem man sie weiter auseinder oder sich näher legte.

„Dort hat die Commission, nach einer Folge von Versuchen, die an verschiedenen Tagen und unter mehr oder minder günstigen atmosphärischen Umständen angestellt worden, sich von der Schnelligkeit überzeugt, mit welcher Befehle vermittelst der Phonographie auf eine Weite, die sich bis zweitausendzweihundert Klafter ausdehnen läßt, mitzutheilen sind. So sind z. B. zwei Minuten hinreichend gewesen, um drei aus dem Signalbuche genommene Ordres von einem Puncte zum andern, auf fünfzehnhundert Klafter Weite, gelangen zu lassen.

„Die unter Segel angestellten Versuche haben die erste Meynung der Commission vollkommen bestätigt; auch hat sie die Bemerkung gemacht, daß der Wind schon sehr scharf wehen müßte, wenn ein Signal, das mitten aus einem Geschwader gegeben würde, nicht jedem einzelnen Schiffe zugehen sollte, um so mehr, da man ja die Ordres von Schiff zu Schiff weiter fördern könnte.

„Da der Zug mit dem Winde bei einem Signal, das von Wichtigkeit ist, und welches eine allgemeine Bewegung veranlassen würde, sehr den Vorzug verdient, so könnte der Admiral seine Befehle durch eine Fregatte ertheilen, die sich mit dem Winde vor das Geschwader begäbe.

„Dies Mittel der Mittheilung ist noch vortrefflich, um über Nacht, und Angesichts eines Feindes zu correspondiren, dem man entrinnen oder den man angreifen will, ohne von den Feuer-Signalen Gebrauch zu machen, wodurch die Schiffe compromittirt, und ihre Stellung verrathen werden könnte.

„Was aber vor allem die Beachtung der Commission erwecken mußte, das ist der Vortheil, welchen die phonographische Methode der Marine verschaffen würde, wenn deren Operationen in Kriegszeiten mit den strategischen Bewegungen der Land-Armee in Verbindung stehen.

„Sie ist ferner der Ansicht, daß man, wenn die Phonographie bei den Nebel-Signalen angewendet würde, den Kreis der zu ertheilenden Ordres sehr erweitern könnte.

„Nach reiflicher Erwägung der Vortheile und der Inconvenienzen der Methode des Herrn Sudre ist die Commission darüber einverstanden, daß dies Verfahren den Mitteln sehr förderlich seyn muß, die gegenwärtig zur erleichternden Mittheilung auf unsern Geschwadern angewendet werden; daß es große Beachtung verdient, und daß man eilen sollte, es einzuführen, nachdem zuvor eine Commission den Auftrag bekommen hätte, für dem Signaldienst der Marine anzueignen."

Aus den vorstehenden Actenstücken erhellt nun sichtlich, daß die musikalische Sprache des Herrn Sudre nicht zu den unvollkommenen Erfindungen gehört, von welchen man einen Augenblick spricht, um sie dann für immer zu vergessen, sondern daß sie den nützlichen Entdeckungen beigezählt zu werden verdient.

Endlich hat Herr Sudre auch ein Polyglotten-Dictionnaire für die französische, die italienische, die spanische, die englische, die deutsche und die russische Sprache angefertigt, um eine ideographische Communication zwischen diesen verschiedenen Sprachen zu begründen, indem sie alle in dem Brennpuncte der musikalischen Sprache zusammengeführt werden. Ein großes Dictionnaire giebt in einer ersten Columne das Musikzeichen, in den anderen folgenden Columnen die Worte der sechs Sprachen an, welche denselben Begriff ausdrücken. Der Verfasser hat ferner für eine jede der genannten Sprachen sechs kleine besondere Wörterbücher angefertigt, in welchen dem alphabetischen Worte das musikalische Zeichen beigesetzt ist: dies kleine Wörterbuch weiset auf das große Dictionnaire zurück, in welchem sich die Uebersetzung in sechs Sprachen befindet, und dem man ohne Mühe die Uebersetzung jeder anderen Sprache hinzufügen könnte.

Vermittelst dieses Verfahrens drückt Herr Sudre die Worte aller dieser Idiome durch denselben Ton aus und reducirt so die Vielheit der Idiome auf die Einheit der musikalischen Sprache.

Abermals in der Akademie der schönen Künste, bei ihrer Sitzung am 20. v. M., eingeführt, hat Herr Sudre ihr sein Dictionnaire übergeben, und rasche, wiederholte, entscheidende Experimente haben in der gelehrten Gesellschaft, obgleich ihr die Wunder des Verfahrens des Erfinders schon bekannt waren, die lebhafteste Zufriedenheit, ja fast Enthusiasmus erregt. Fragen, auf Deutsch gemacht, sind englisch beantwortet worden, ꝛc. Das System ist von allen Seiten beleuchtet, in jeder Weise geprüft worden, und Herr Sudre hat stets gezeigt, daß er alles combinirt, auf alles Bedacht genommen, so daß sein System zu einem Grade der Vollkommenheit gediehen ist, um anwendbar und leicht ausführbar zu seyn. Eine Commission, bestehend aus den Herren Delaborde, Berton, Raoul-Rochette, Tissot, de Prony, ꝛc. ist nun mit einem neuen Berichte beschäftigt, der unstreitig die Aufmerksamkeit der Regierung auf diese kostbare Entdeckung lenken wird.

Die musikalische Sprache kann auch durch die Anschauung vermittelst dreier Linien, auf oder zwischen welchen man, beim gewöhnlichen Gesange, die Noten zeichnet, übersetzt werden; sie läßt sich ferner durch das Tasten (le toucher) übersetzen und kann also die Mittheilung zwischen einem Blinden und einem Tauben erleichtern.

Die musikalische oder phonographische Sprache ist eine gelehrte, kostbare Entdeckung, deren leichte Anwendung nicht zu bestreiten ist. Wir wünschen, daß das lange Streben, und die schönen Resultate, die es erzeugt hat, dem Herrn Sudre den ehrenvollen Lohn verschaffen möge, nach welchem er geizt, daß nämlich seine Erfindung bei unserer Armee und unserer Marine practisch eingeführt werde.

---

## Das Café de Paris.

(Beschluß.)

(N.)

In diesen so eleganten Salons, wo die buntbemalten Rollvorhänge von Gaze der kümmerlichen und erkünstelten Frische der öffentlichen Besprengungen Zutritt verstatten, während sie die Gluth der Sonne hemmen und brechen und die Staubwolken abhalten, welche das Gewühl auf den Boulevards aufregt; des Abends, zu der Stunde, wo die Luft noch lau von der Wärme des Tages, der dahingegangen, ist, und sich mit dem ersten und frischen Hauche der eintretenden Nacht schwängert; zu der Stunde, wo eine gewählte Toilette dem Körper, der unter der Last des Tages und der Arbeiten gelitten, Erleichterung und Behaglichkeit gewähret, die Einbildungskraft einladet, sich weit über die Sorgen der Geschäfte hinauszusetzen; zu der Stunde endlich, die dieserhalb ein jeder, der zu leben weiß, gewählt hat, um sein Mittagsessen einzunehmen, sieht man die Könige des Feuilleton, die jungen Herren von Familie, bemittelt, geistreich, heiteren Sinnes, nicht ohne eine gewisse Urtheilskraft und Geist, obwohl dieser nur die Launen der Mode zu umfassen scheint, in der sie den Ton angeben, herbeiströmen und sich an den Tischen breit machen, die in der Fensterbrüstung aufgestellt sind; Roués im guten Geschmack, kaltlich im Punct der Ehre, mit einem Anstrich von einem Marquis des alten Regime, der damals das Privilegium einer liebenswürdigen Impertinenz und arger Thorheiten hatte; stark in der Erfindung von Bonmots und Epigrammen, duftend von Amouretten, die Boudoirs berennend und in den Coulissen-Intriguen



Digitized by Google

eine Rolle spielend, die ächten Typen eines Lebemannes, d. h. eines jeden, der, bei dem Verständniß und der Beachtung des geschäftigen, des politischen, des progressiven, des gesellschaftlichen Lebens, des Lebens ganz nach Innen, auch das unbekümmerte und sorglose Leben nach Außen wohl begreift und trefflich zu benutzen weiß; flotte Bursche, denen man gern ins offne Auge sieht, ihnen herzlich die Hand drückt; junge Leute, die für die Zukunft viel versprechen, von welchen einige mitten durch die Extravaganzen und das Stutzerleben, so wie Lord Byron es zu süßen wußte, es dahin gebracht haben, und ferner dahin bringen werden, tüchtige und feurige Redner zu werden, Pairs, die, wenn das möglich ist, nicht trotzig und hochmüthig, und Deputirte, die, was selten ist, nicht künstlich sind.

Diese Lebemänner sind es übrigens, die dem Café de Paris seinen glänzenden Ruf erworben haben, und es ist nicht ihre Schuld, wenn sie sich dort durch die unedle und dumme Menge, die sich dem, was elegant und von gutem Ton ist, immer an die Fersen hängt, so ein Trupp Affen, der die guten Manieren nur travestirt, übersügelt sehen. Als diejenigen, denen daran gelegen ist, glauben zu machen, daß sie eine gesellschaftliche Stellung haben, um von dieser Nutzen zu ziehen, erfahren hatten, daß die Elite der Pariser Jugend sich im Café de Paris versammelte, da zogen auch sie dahin, selbst auf die Gefahr, dort an einem Tage so viel zu verzehren, als womit sie sonst einen vollen Monat auszureichen müssen. Wenn man sie dort nur einmal gesehen hat, so ist ihnen das genug; sie bauen ihre Reden und ihre Renommée darauf, und um sich in Connexion zu erhalten, lehnen sie sich zu der Zeit, wo der Boulevard von Gent gedrängt voll Lustwandelnder ist, an das Eisengeländer, das sich längs des Caffehauses hinzieht. Aber diese kleine Kunstgriff genügt den Geriebensten und Kecksten unter ihnen nicht; er stellt sie nicht genug zur Schau, zieht nicht genug die Blicke der Pflasterteeter auf sie, begründet nicht genug ihr Ansehen; sie, diese armen Teufel, die unter ihrer seidenen Weste keine reine Wäsche haben; die Gastronomen mit leerem Magen und leerem Beutel, stellen sich kühn auf einen der Balcons, die zur Entrée dienen, und führen dort mit lauter Stimme eine Conversation, die durch ihre Lustigkeit im grellsten Contraste mit der Beschaffenheit ihrer Börse und ihrer trockenen Kehle steht, jedoch, und das ist ihnen genug, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zieht. Dort hocken sie gleich den scheuenden Vögeln, die man vor den Thierbuden hängen sieht, ganze Stunden lang mit einer Cigarre im Munde oder sich die Zähne stochernd. Ja, ein Zahnstocher darf nicht fehlen; er dient als Beleg des köstlichen Diners, das man gehalten, das man bezahlt hat, und das nun verdaut wird; so ein Zahnstocher ist die Trompete, die aller Welt verkündigt, daß der Marquis von Carabas gespeiset, und, versteht sich, gut gespeiset hat. Das Publikum, das nicht weiß, wie die Sache steht, bekommt nun von diesen Herren, die es unter den wirklichen Essern wahrnimmt, einen hohen Begriff, was diese sich dann, Gott weiß wie, zu Nutz machen. Ein Herr, der im Café de Paris speiset! ei alle Wetter! welcher Schneider, Schuster, Handschuhmacher würde dem wohl den Credit versagen?

Aber, wir wollen diese Passagiere doch einmal etwas schärfer aufs Korn nehmen.

— Wer, glaubst Du wohl, sagte Georges zu mir, daß dieser kleine, ganz blonde, ganz schmächtige junge Mann in den gewichsten Stiefeln peluro d'oignon ist?

„Nun, der macht sich ganz gut; er hat in der That ein Air von Delicatesse und Redlichkeit, wie man es gerne sieht. Ja, je mehr ich ihn mir betrachte, je mehr denke ich, daß wir, wenn wir uns kennten, Börse, Tisch und Wohnung in Gemeinschaft haben würden."

— So? nun da würdest Du es seyn, der den Beutel immer ziehen, die Charte stets bezahlen müßtest; und wenn erst der erste Termin abgelaufen wäre, so würde der Portier schon wissen, daß er sich mit der Miethe-Quitung an niemand anders als an Dich zu wenden hätte.

„Ei, warum nicht gar! Siehst Du denn nicht, daß er die Taschen voll Gold hat."

— Dies Gold ist nicht sein; es gehört dem Spiel. Seine Gläubiger, deren er in Menge hat; seine Kinder, wenn er deren hätte; seine Eltern, wenn sie noch wären; seine vertrauten Freunde, wenn augenblicklich in dringender Noth, dürften weder jetzt noch je auf dies Gold Rechnung machen. Im Spiel gewonnen, ist es auch nur dem Spiele geweiht. Giebt er eine Anweisung auf seinen Vater, so geschieht es Behufs des Spiels; nimmt er gegen eine Verschreibung von zwanzigtausend Franken tausend Thaler auf, so thut er das um zu spielen. Das Spiel hat seinen Geist getödtet, seine Seele entnervt, alle seine Empfindsamkeit vernichtet; das Spiel hat seine Wangen blaß gemacht und seine blauen Augen, so schön, als er noch ein Kind gewesen, mit einem schwarzen Ring umgeben und ihren Rand geröthet. Das Spiel hat ihm den Heerd seines alten Vaters, eines Patriarchen mit weißem Haar, und seiner Mutter, einer alten, würdigen Frau, der nächst Gott ihr Sohn das Liebste war, verleidet.

„Aber, Freund, das ist doch nur eine Leidenschaft und bei weitem noch kein Verbrechen!"

— Der Zwischenraum ist nicht größer als der zwischen dem Verbrechen und dem Galgen! Sage mir nur, ob Du wirklich viele eingefleischte Spieler kennst, die lange Zeit rechtliche Leute geblieben sind? Das Spiel ist das Metier der Dummen und der Schurken. Wenn man das Eine nicht ist, wird man leicht das Andere; das ist schon ein alter Satz, und der Blondin dort hat dieses nur zu sehr erfahren.

„Wirklich?"

„„Du darfst dem Georges das glauben,"" sagte Gustav zu mir, „„er kennt ihn ganz gut.""

— Leider, ja. Ich bin sein Mitschüler auf der Rechtsschule zu *** gewesen, so weit mindestens als sich das in Beziehung auf einen jungen Mann sagen läßt, der stets einen Diener um sich hatte, der ihm seine Bücher und Schriften nachtragen mußte. Aber weder guter Rath noch Aufsicht konnten seinen Hang zur Verschwendung brechen, und was noch Gutes an ihm war, das wurde durch seine Geckenhaftigkeit verdorben, indem er, da er sich nicht durch seine Kenntnisse auszeichnen konnte, jedermann an Aufwand zu überbieten strebte. Er hielt sich Pferde und ein Tilbury in einer Stadt, wo sich nur die reichsten Leute oder die höchste Aristokratie einen solchen Luxus erlauben dürfen, und gab der ganzen Stadt durch die Effronterie Anstoß, mit welcher er sich auch andern Ausschweifungen hingab.

Ich war eben zu *** als er plötzlich Pferde und Wagen verkaufen, seine Actrice verlassen und sich eiligst aus dem Staube machen mußte, während seine Angehörigen zu thun hatten, mit Geld und Thränen gewisse Gläubiger zu beschwichtigen, die an der Aechtheit der Schrift der Indossenten auf Wechsel zum Belauf von zehn- bis zwölftausend Franken zweifeln wollten. Und so wie Ihr ihn da seht, pommadirt und gelockt, allein an seinem Tische, und vornehm auf andere herabsehend, muß doch Verzweiflung in seinem Innern hausen, wenn er noch irgend einige Achtung für seine Familie und für seinen Titel als Marquis hat.

Die sechstausend Franken, die sein Vater ihm zu Paris ausgesetzt hatte, reichten nicht aus, wie das begreiflich ist, seine Operntänzerinnen zu befriedigen, viel weniger um auch noch sein Spiel zu Frascati, sein neumöblirtes Logis, das Vaudeville oder Drama, das er fertig kaufte, um es für seine Arbeit auszugeben, die beiden schönsten Pferde zu Paris, mit welchen er, seinen Bedienten hinter sich, auf den Boulevards und im Boulogner Gehölz paradirte, zu bezahlen. Nein, das alles konnte mit sechstausend Franken nicht bestritten werden. Er hatte bei seinem

Digitized by Google

Banquier keinen Credit mehr, auch keine Prätiosen mehr, die er hätte verſetzen können; auf ſeine eigene Unterſchrift wollte kein Wucherer mehr borgen, und ſeine Freunde, ja ſelbſt die ſimulirten Indoſſenten, weigerten ſich, ihm mit der ihrigen zu Hülfe zu kommen. Er ſpielte hohes Spiel, und verlor. Was war da zu thun? Ei, zum Henker, nichts anders, als die Launen der Fortuna durch calculs de l'industrie zu corrigiren. Er wußte beim Ecarté die Könige gut aufzuſchlagen, und es war eine Luſt, zu ſehen, wie er ſich bei der Bouillote einen Beelan anlegte: in dieſer Weiſe gewann er einſt an einem Abend zwanzigtauſend Franken. Aber ſo viel Glück erweckt Neider, und es giebt nichts ſcharfſichtigeres als die Argen des Neides. Man ertappte ihn, wie der Ausdruck lautet, mit der Hand im Sacke. Das ward bald bekannt, und als er am andern Tage ſeine Freunde begrüßte und ihnen die Hand hinhielt, da behielten dieſe ihre Hand auf dem Rücken, den Hut auf dem Kopfe; als er ſich dann nach der Urſache dieſes Benehmens erkundigte, da machte man ihm kein Hehl daraus.... Nun vergoß er Thränen, Thränen, wo Blut hätte fließen müſſen! Ja, mit der Spitze des Degens, oder mit der Kugel mußte er die eheloſe Beſchuldigung zurückweiſen, oder ſich tödten laſſen, um durch ſeinen Tod den Schandfleck ſeines Lebens wegzuwiſchen. Der Elende! er wollte ein vornehmer Schurke ſeyn, und hatte nicht einmal die Energie eines gemeinen Schurken!....

„Ha! nichts mehr davon! wir wollen weiter gehen."

---

## Moraliſche und politiſche Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika.

### Von Achill Murat.

(2.)

— Ich kenne wenig Dinge, die ſo merkwürdig und ſo geeignet ſind, unſer Nachdenken zu wecken über die Verſchiedenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes der verſchiedenen Völker, als den Brief des Herrn Murat über die Sclaverei. Nichts widerſpricht ſo ſchneidend und keck den in Europa allgemein angenommenen Begriffen; nichts überraſcht mehr, als ein Kind der Revolution, aufgewachſen in den Grundſätzen des Jahrhunderts über Gleichheit und Menſchenrechte, die Sclaverei vertheidigen zu hören; aber es iſt zuweilen doch nützlich, Dinge, die man lange als abgemacht betrachtet hat, noch einmal zur Verhandlung zu bringen; die Wahrheit kann immer nur dabei gewinnen.

Der Brief zerfällt in zwei Theile: in einen gewiſſermaaßen beſchreibenden, wo er den Zuſtand der Sclaven in den ſüdlichen Staaten ſchildert; und in einen philoſophiſchen, worin er für die Legitimität der Sclaverei argumentirt.

Herr Murat iſt ſehr entrüſtet über die Declamationen, welche ſich die Philantropen, die er die Heiligen von Wilberforce nennt, über das Loos der Negerſclaven erlaubt haben. Sie haben großes Lärm gemacht, meint er, von der ohne Unterlaß geſchwungenen Peitſche über das kaum von Wunden verhareſchte Fleiſch des armen Negers, von den Torturen, die die Grauſamkeit des Pflanzers über ihn verhängt, von ſeiner tiefen Entwürdigung, da er nichts für ſich hat, weder ſeinen Körper, der der willkührlichen Geißelung des Herrn verfallen iſt, noch ſein Weib, das den Lüſten deſſelben angehört, noch ſeine Kinder, die man ihm nimmt und wie das Vieh verkauft. Alles dieſes, behauptet Herr Murat, ſey unzeitiges Pathos. „Ich miethe einen weißen Arbeiter: er erbricht die Thür meines Magazins, beſtiehlt mich, wird entdeckt und zu öffentlichen Arbeiten verdammt, für ſein ganzes Leben entehrt und verliert noch das Wenige von Moral und Rechtlichkeit, was er noch beſaß *) — thut einer meiner Neger daſſelbe, ſo wird er gepeitſcht und beſſert ſich." **) Iſt die körperliche Strafe einmal überſtanden, ſo empfindet er keine üble Folge mehr. — Was man auch ſage, die grauſamen Strafen finden nicht ſtatt; denn ſie würden gegen das Intereſſe des Herrn ſeyn (!). Wenn ein Arbeiter, den ich miethe, nicht arbeitet, ſo ſchicke ich ihn fort; aber ſo kann ich mich nicht meiner Neger entledigen und ich bin genöthigt, ſie durch körperliche Strafen zur Arbeit zu zwingen. In großen Pflanzungen, wo einige hundert Neger beiſammen ſind, iſt eine Disciplin, und mehr oder minder ſtrenge Polizei-Regel (?) nothwendig; ohne dieſes würde bald alles zerſtört und geſtohlen ſeyn."

Ich weiß nicht, was die Heiligen des Herrn Wilberforce zu dieſem Gemälde ſagen werden; aber ſo wie, nach Herrn de Maiſtre, der Henker das Princip und das Band der Geſellſchaft iſt, ſo iſt es augenfällig, daß, nach Murat, das Princip und das Band der amerikaniſchen Geſellſchaft in den ſüdlichen Staaten die Peitſche iſt, die Peitſche, die beſſert, die Peitſche, die allein arbeiten macht, die Peitſche, welche verhindert, daß bald alles zerſtört und geſtohlen werde. Nun ſcheint es aber ſchwer, daß, bei ſolcher Tugend, der Beſſerung, der Arbeit, der Erhaltung des Eigenthums, die Peitſche, dieſes große, ſociale Princip, nicht oft in Wirkſamkeit geſetzt werde. Ich ſpreche dem Henker einen gewiſſen Einfluß, Laſtern zu ſteuern und die ſociale Ordnung zu erhalten, nicht ab (wenn ich das ſage, ſo perſonificire ich nur im Henker die ſociale Gerechtigkeit); aber bei uns macht der Henker nicht arbeiten: der Henker iſt nicht die Urſache der Arbeit, wovon die Geſellſchaft lebt; die Urſache dieſer Arbeit iſt das Bedürfniß von jedem unter uns. Was ſehen wir dagegen in den ſüdlichen Staaten? Die Peitſche iſt die Urſache der Arbeit, die die Geſellſchaft leben macht; die Peitſche erſetzt das Bedürfniß von jedermann, ſo daß nicht nur die Ordnung der Geſellſchaft auf dieſem Peitſchen-Princip beruht, ſondern dieſes auch ihr Leben und ihre Bewegung ausmacht.

Kommen wir nun auf die Familie des Negers. Nach den Schülern von Wilberforce iſt ſie den Lüſten des Herrn oder ſeines Geſchäftsführers preisgegeben: ſehen wir nun ihren Zuſtand nach Herrn Murat.

„Was ihre Familie betrifft, ſo müßten ſie zuvörderſt eine haben. Im Allgemeinen ſchließen ſie ſich an eine Frau an und halten ſich zu ihr; aber ſie ſind doch ſehr geneigt, damit zu wechſeln. Diejenigen zwar, welche religiös ſind, verheirathen ſich in der Kirche; aber jedesmal, daß ſie mit den Frauen wechſeln, thun ſie daſſelbe und ich kenne mehrere, die ein Dutzendmal die prieſterliche Weihe empfangen und eben ſo viele lebende Frauen haben, deren jede oft eben ſo viele Männer hat." ***)

---

*) Müßte denn das, der Natur der Sache nach, ſo ſeyn? Kann ein ſolcher Fehler in der Criminal-Geſetzgebung, dunklen und barbariſchen Zeiten entſproſſen, zur Entſchuldigung des Schlimmern, einer Verjagung der angeborenen Menſchenrechte, einer grundſatzmäßigen Unmenſchlichkeit dienen, würde ſie auch auf eine minder empfindliche und folgenreiche Weiſe ausgeübt?
Anm. d. Red.

**) Daß eine mild ausgeübte Willkühr das Individuum oft weniger drückt als das Geſetz, braucht man in der That nicht erſt von Herrn Murat zu erfahren; aber iſt darum Willkühr beſſer als Geſetze? Herr Murat ſcheint in der That kein großer Logiker zu ſeyn! Anm. d. Red.

***) Zeugt dies denn aber nicht von der größten Mangelhaftigkeit der Geſetze und der Verwaltung, wenn nicht von einer abſichtlichen moraliſchen Vernachläſſigung der Neger? Und dürfen ſich die verblendeten Weiſen wundern, wenn dieſe von ihnen verſchuldete moraliſche Entwürdigung und Verſunkenheit ſich ſpät oder früh an ihnen auf die blutigſte, vernichtendſte Weiſe rächt? man klagt die entfeſſelten Tiger an, aber wer hat ſie denn entmenſcht und zu Tigern gemacht?
Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Man, so unterrichtet diese unglücklichen Geschöpfe, klärt sie auf, würden die Wilberforcianer sagen, oder laßt sie durch die Prediger des Evangeliums aufklären. — Mit nichten! sagt Herr Murat, „weit entfernt, daß dieser Zustand der Dinge eine Erschwerung des Looses der Sclaven sey, betrachte ich vielmehr die gänzliche Freiheit, die sie in dieser Hinsicht genießen, als eine Entschädigung (compensation) ihrer Knechtschaft. Obgleich die Herren zu den Heirathen aufmuntern, indem sie den contrahirenden Theilen eine Menge Vortheile gewähren, so ist es doch selten, daß ein Neger sich auf der Pflanzung verheirathet, wo er lebt; er zieht vor, zu den Nachbaren zu gehen."

Es ist Zeit, die Erklärung dieser unbegreiflichen Worte zu geben; diese ist, daß in Herrn Murats Augen der Neger kein Mensch ist. „Der Neger," sagt er, „ist unbestreitbar eine geringere Menschen-Race, als die Weißen." *) Diese Erklärung erleichtert in Wahrheit; ohne dieses könnte man leicht über diese Verachtung der Menschlichkeit, über diese Art, von einem Neger wie von einem Beschäler einer Stuterei zu sprechen sich entsetzen. In Murats Augen sind die Neger Thiere, Hunde, Stiere — darum bessert sie die Peitsche und macht sie arbeiten; darum leben sie in wilder Vermischung, nehmen und verlassen sich in ihrer herumschweifenden Liebe; deswegen muß man diesen armen Thieren das brutale Vergnügen nicht versagen, das sie für die Arbeit und die Peitsche entschädigt.

Welche verächtliche, widerliche Ansicht, guter Gott! und wenn es bei der angeblich höhern Stufe des Weißen es nur eine Nuance ist, die uns trennt, welche an der Menschheit begangene Beleidigung! Ja, vielleicht steht uns der Neger nach, ob er gleich, wie wir, Ideen und Leidenschaften hat, Leidenschaften, die die Grausamkeit seiner Herren leider! zum glühenden Hasse entflammt hat; ja, vielleicht steht er uns nach, obgleich auch in seinen Augen seine Gefühle wiederglänzen, obgleich auch seine Lippen ein Echo seiner Gedanken sind; aber so wie er ist, so ist er immer noch Mensch genug, daß es ein Frevel ist, ihn so zu behandeln, wie es wirklich geschieht: stehe er selbst auf der niedrigsten Stufe der Menschheit — ich will es für den Augenblick zugeben; aber die Menschheit soll sich auf allen Stufen, selbst auf der niedrigsten, respectiren. Rette man sie denn im Namen dessen, was zwischen dem Neger und uns gemeinschaftlich ist, von der Schande dieser Willkühe, die nur dem Thier zukommt.

Und wie? der Colonist fühlt sich zu seiner Negerin hingezogen, wenn sie hübsch ist; er liebt sie, richtet Worte der Zärtlichkeit an sie, die die Gleichheit aussprechen; sie wird Mutter von Kindern, die die seinigen sind — und er will noch glauben, daß die Neger keine Menschen seyen? er versucht, das Zeugniß seiner Wünsche, seiner Liebkosungen, selbst der daraus entsprossenen Kinder Lügen zu strafen? Um die Sclaverei zu rechtfertigen, soll man glauben, daß der Neger kein Mensch sey. Der Weiße fühlt wohl, daß, wenn er einmal eingesteht, daß der Neger seines Gleichen ist, und daß ihn Gott aus derselben Erde gebildet, wie uns, er ihn nicht mehr zum Sclaven machen kann. Wenn der republikanische Pflanzer der südlichen Staaten an die Gleichheit der Menschen-Racen glaubte, so würde es um die Sclaverei geschehen seyn.

Und glaube man nicht, daß diese Ansicht Herrn Murat ausschließlich eigen sey; o nein! Jefferson (?) sagte, daß die Neger eine weit unter dem Menschen stehende Thiergattung sey. Jefferson verläugnete auch allen Glauben an die Bibel; denn in der Genesis sehen wir nicht, daß Gott zwei Menschen-Racen geschaffen habe: den (freien) Menschen und den Sclaven, den Weißen und den Schwarzen. „Es ist derselbe Jefferson," sagt Mistreß Trollope, „der, in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren, jungen Frauen lehrte, auf einen Wink zu gehorchen und der auf diese Weise der Vater unzählbarer Generationen seufzender Sclaven wurde; übrigens, großer Parteigänger der Demokratie, wiederholte er darum nicht minder, in seinem Morgen- und Abendgebet: Alle Menschen sind frei und gleich geboren!"

Nachdem er uns nun den Zustand der Neger auf die eben mitgetheilte Weise geschildert, ist Herr Murat überzeugt, daß alles auf das Beste abgemacht sey und schreibt in einer Art von naivem Enthusiasmus: „Eine gut geordnete Pflanzung ist in Wahrheit ein sehr interessantes Schauspiel: alles gedeiht daselbst und geht in vollkommener Ordnung vorwärts; jeder Neger hat eine Hütte; im Allgemeinen sind sie in einer regelmäßigen Ordnung angelegt oder gebaut. — Bei Sonnen-Aufgang ruft ihn der Schall eines Bockshorns zur Arbeit. Jeder hat eine seinen Kräften und seinen Talenten angemessene Arbeit oder Geschäft. Im Allgemeinen ist diese Arbeit um 3 bis 4 Uhr Nachmittags beendigt. Um 12 Uhr wird die Arbeit durch das Mittagsessen unterbrochen. Ist sie gethan, so fordert man keinen Dienst weiter von ihm. Sonntags früh zieht er seine besten Kleider an und geht nach der Wohnung (des Pflanzers), um seine Wochen-Ration zu erhalten: den Rest des Tages verwendet er, wie er will, oft zum Tanz. Der Aufseher hat früh die Arbeit auszutheilen und am Abend Acht zu haben, daß sie vollbracht und geendigt werde. Der Herr macht zu Pferde die Runde auf den Feldern und giebt die allgemeinen Befehle; alles das geht nach der Regel, wie bei einem Regimente." Das ist, ich gestehe es, ein sehr interessantes Gemälde, aber für wen: für den Herrn, für den Obersten dieses Regiments. Ich bin überzeugt, daß die Pflanzungen nicht das Schauspiel von Toeturen und immerwährenden Strafen darbieten, die einige exaltirte Philantropen uns schildern. Ich will sogar die Beschreibung Murats für ganz wahr nehmen: was ist es nun nach diesem allen? ein gut geordnetes und verwaltetes Pachtgut. Nur ein thörigter Pachter giebt seinem Vieh schlechte Nahrung und Stallung; eben so muß es bei den Pflanzern seyn. Aber wo ist in diesem allen die Idee, daß von einem Menschen die Rede sey? Wo ist die Idee, daß es sich von einem Wesen unserer Art, unsers Blutes handle, dem wir die Rechte eines Bruders und unsers Gleichen zugestehen müssen?

In dem philosophischen Theile ist es dieselbe Idee, daß der Neger eine Gattung zwischen Menschen und Thier ist, die den Grund aller Raisonnements ausmacht. Die Glieder einer Gesellschaft," sagt Murat, „haben ihre ganze individuelle Unabhängigkeit gegen die den Gesetzen dieser Gesellschaft fremden Gegenstände." Was behauptet hier Herr Murat? Kann der Bürger von Amerika einen französischen oder englischen Bürger zum Sclaven machen, weil der Engländer oder Franzose der amerikanischen Gesellschaft fremd ist? Giebt es einen Handel von Weißen, wie einen Negerhandel? Wahrlich nein! Soweit geht Herr Murat nicht; er spricht nicht von Menschen, sondern von Objecten, Sachen: man verstehe das Wort wohl. Der Mensch ist frei geboren: alle Menschen sind gleich. Aber die Objecte sind weder frei, noch dem Menschen gleich. Darüber giebt Herr Murat, um seinen Gedanken zu erläutern, Beispiele: „Ein Mann stößt auf einen Löwen," sagt er; „er hat unbestreitbar (?) das Recht, sich seine Haut zuzueignen; aber der Löwe hat ein eben so unbestreitbares (?) Recht auf das Fleisch des Menschen. Ein Mensch fängt ein Pferd ein und zähmt es. Hat er irgend ein Recht auf dieses Pferd, in Beziehung auf dieses Pferd, erlangt? Nein, er hat das Recht, das Pferd zu seinem Gebrauche zu eigenen; das Pferd hat das Recht, ihn abzuwerfen und zu fliehen." Also zwischen dem Löwen und dem Menschen, zwischen dem Pferd und dem Menschen ist es

*) Diese so alte, als abgeschmackte Hypothese, mit welcher sich seiner Zeit Professor Meiners in Göttingen einer Partei in England empfehlen wollte, verdienterweise aber Achtung und Ehre in Deutschland dadurch verlor, ist hinlänglich in Lafontaine's Roman, Quinctius Heimeran von Flamming, gegeißelt, als daß man die Wiederaufwärmung derselben in unsern Tagen hätte für möglich halten sollen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

die Stärke, welche entscheidet. „Derselbe Fall," sagt Marat, „ist mit dem Sclaven; der Sclave hat eben so viel Recht, sich seinem Herrn zu widersetzen und zu entrinnen, als dieser hat, ihn sich zu seinem Gebrauche anzueignen und ihn zum Gehorsam zu zwingen." Hier ist es also abermals die Stärke, die entscheidet. Warum? Weil der Sclav der Gesellschaft eben so fremd ist, als das Pferd und der Löwe; fremd, ich sage nicht der amerikanischen Gesellschaft, aber fremd der menschlichen Gesellschaft, weil der Sclave ein Object ist, wie der Löwe und das Pferd und weil das Recht hinsichtlich der Objecte das Recht des Stärkern ist.

Der Sclave ist ein Object: auch kommt Herr Marat auf die Definition der Alten zurück, welche sagten, daß der Sclave eine Sache sey. Ja der That, wenn er eine Sache ist, so kann man frei mit ihm schalten; mit Sachen legt man sich keinen Zwang auf. Aber wer steht mir dafür, daß ich, der ich heute frei und ein Mensch bin, nicht morgen eine Sache sey? Heute bin ich der Stärkere; ich bin Mensch, ganz Mensch; morgen der Schwächere bin ich eine Sache und unter diesem Titel fähig, unterjocht und durch die Peitsche, die legitim stärkere, zur Arbeit gezwungen zu werden. Welche Gesellschaft, wo das Eigenthum seiner selbst nur auf die Stärke gegründet wäre! Das würde der reine, einfache Kriegszustand seyn.

Nun! So soll denn der Sclav ein Mensch seyn, wenn man will; aber ein Fremder. Auch hier finden wir die Maximen der Gesellschaft des Alterthums wieder. Das Alterthum erkannte kein Völkerrecht an. Der Fremde konnte in die Sclaverei geführt werden. Plato wurde auf einer Reise gefangen genommen und zum Sclaven gemacht: man kaufte ihn los, und damit war es abgethan; niemanden fiel es ein, sich darüber zu verwundern. Die Rechte der Menschheit wurden nicht anerkannt; die Rechte des Bürgers waren es allein. Außerhalb seines Vaterlandes hatte niemand mehr Rechte. Das war das Gesetz des Alterthums; ist das auch das amerikanische? Nein; nach dem Gesetze von Südamerika, nach Herrn Marat selbst, soll der Mensch für den Menschen heilig seyn, unter einer Bedingung jedoch, der nämlich, daß er weiß sey! Unter Weißen wird eine wechselseitige Assecuranz stattfinden, daß man sich nicht in die Sclaverei führe. Was die schwarzen, rothen, kupferfarbigen und alle andern Abstufungen der Haut betrifft, so sind sie von der Gesellschaft ausgeschlossen. Alles ist gegen sie erlaubt. Wir können sie zu Sclaven machen, wenn wir die Stärkern sind. Sie werden für uns, wie Löwen oder Pferde, Objecte seyn; die Stärke wird das Gesetz geben.

Da hat man denn ein neues Gesellschaftsrecht, gebaut auf den Unterschied der Racen. Die Reinheit der Haut und die Schönheit des Gesichtswinkels werden die Rechte und Prärogativen jedes Volkes bestimmen. Es ist eine, auf die vergleichende Anatomie gegründete Hierarchie, worin natürlich die Anatomiker die Rolle der Herren und höchsten Richter haben werden; denn sie allein besitzen ja das Geheimniß des Racegrades, den jede Nation einnehmen soll. Und glaube man nicht, daß das ein Scherz sey. Herr Marat hat so eben ein Buch herausgegeben unter dem Titel: Auseinandersetzung der Grundsätze der republikanischen Regierung (Exposition des principes du Gouvernement republicain. Un Vol. in 8., chez Paulin, libraire place de la Bourse), dessen Grund- und Haupt-Idee auch die Verschiedenheit der Racen ist: die weiße Race scheint ihm, wegen ihrer Vollkommenheit, würdig, in Europa wie in Amerika zur republikanischen Regierung zu gelangen, während die arabische Race zur despotischen Regierung bestimmt ist und die Neger-Race sich nicht über die reine Anarchie erheben zu können scheint; ein Stamm, geschaffen, um ohne Gesetze in der Cafferey oder im Congo zu leben oder — unter der Peitsche der Pflanzer in Südamerika.

In Wahrheit, ich weiß nicht, mit welchem Recht eine auf die Verschiedenheit der Racen gegründete Gesellschaft, wie die des Herrn Marat, eine Gesellschaft tadeln oder bemitleiden könnte, die auf die Verschiedenheit der Familien, wie unsere alten europäischen Gesellschaften gegründet wäre. Der Aristokratie der Haut stände es wahrlich nicht gut an, über die Aristokratie der Geburt zu spotten. Weiß oder adelich seyn, ist, nach meiner Meynung, eine gleich zufällige Sache und die Montmorency's aber die Rohan's, wenn sie die Gewalt in Anspruch nehmen, weil sie adelich sind und niemals eine Mißheirath gemacht haben, scheinen mir nicht lächerlicher, als wenn die Pflanzer das Recht behaupten, die Neger zu peitschen und die Negerinnen nach Willkühr und Laune zu behandeln, weil sie vom Vater auf den Sohn weiß gewesen sind und kein Tropfen schwarzes Blut in ihren Adern fließt.

Sonderbar! Es hat lange Zeit in Europa einen großen und heroischen Adel gegeben; dieser Adel ist durch ein Princip, das der Gleichheit der Menschen, untergegangen. Ein Land, besonders, hat vor allen andern diesen Grundsatz proclamirt; es hat sein Gesetz, sein Credo, seine Eitelkeit daraus gemacht; es lächelt verächtlich beim Anblick aller Vorurtheile der Geburt, die sich hier und da noch in Europa regen. Aber, wie der Mensch überall Mensch ist, so hat dieses Land Sclaven und sein Recht, sagt man, Sclaven zu haben, besteht darin, daß sie von einer niedrigern Race, daß die Sclaven schwarz und die Herren weiß sind; und von der Nuance der Haut, d. h. von dem Zufall, der von dem Willen des Menschen am unabhängigsten ist, deducirt man die Ungleichheit der Lage und diese Ungleichheit der Farben scheint Manchen so gerecht, so heilig, wie die Ungleichheit der Geburt, im Sinne des alten Europa, ihm angerecht und räuberisch scheint; und es glaubt ehrlich, daß keins der Raisonnements, die das Adelsvorurtheil zerstört haben, sich gegen das Vorurtheil der Farbe wenden könne; so ist die menschliche Natur: der Geizige belacht den Geizigen; der republikanische Zwinghert von Amerika entrüstet sich, mitten unter seinen Sclaven und die Peitsche in der Hand, daß ein Baron in Europa Leibeigene gehabt habe!

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren wahrlich in Frankreich Adeliche und Roturiers sinnleere Worte. Die Familien der Sieger und die Familien oder Stämme der Besiegten, die Franken und die Gallier, Edelleute, Bürger, Ackerbauer und Handarbeiter — alles war vermischt und verschmolzen. Wer hatte diese bewundernswerthe und heilsame Mischung hervorgebracht? Die Geschichte in ihrem stufenweisen und mächtigen Gange, die Geschichte, d. h. die Folge von Ereignissen, die Gott zu dem von ihm bestimmten Ziele führt. Wenn man nur einen einigermaßen aufmerksamen Blick auf das Zusammentreffen und die Beziehungen der verschiedenen menschlichen Racen wirft, so wird man sich überzeugen, daß die Vorsehung im Weltall das im Großen vollbringt, was sie im Kleinen für Frankreich gethan und daß sie die Gleichheit aller menschlichen Racen bezweckt. Sie hat, in der alten Geschichte, die zwei thätigsten Racen des Orients und des Occidents, die semitische und kaukasische Race, vermischt. Die ersten Colonieen, die Griechenland aus Asien empfängt, sind Colonieen von arabischem Stamme, und das ursprüngliche Griechenland (Ur-Griechenland) knüpft sich, durch seine Pelasger und später durch seine Heleuen, an den Kaukasus.

Im vierten und fünften Jahrhundert hat es der Vorsehung gefallen, eine neue Generation fruchtbarer Völkerschaften vom Kaukasus des Prometheus ausgehen zu lassen und als die Barbaren die westliche Welt erneuert hatten, so kam nach drei Jahrhunderten die semitische Race in und mit den mahomedanischen Arabern, um von Neuem den Kampf mit der kaukasischen Race zu beginnen. Daher die Mischung und Vereinigung beider Racen in der modernen Zeit. In derselben Epoche, d. h. im fünften Jahrhundert, trat die tartarische Race auf den Schauplatz; Attila's Schwerdt bahnte ihr den Weg mitten durch zwei andere Racen und die Vereinigung machte sich durch den Krieg,

Digitized by Google

wie immer. Die Mongolen Dengiskans haben im Mittelalter die Verschmelzung und Verbindung erneuert, welche in unsern Tagen die Kosaken fortgesetzt haben, die der Krieg bis nach Paris geführt. Die Entdeckung von Nordamerika hat die Europäer mit den kupferfarbigen Racen seiner Inseln und seines Continents vermischt und damit kein Volk in dieser Vereinigung aller Racen fehle, die, glaube ich, in den Absichten Gottes liegt, so hat der Sclavenhandel auch die Neger herbeigeführt. Daher die Generationen von Mulatten, Farbigen und vermischtem Blute ꝛc. entstanden aus der Annäherung und Verbindung aller Racen, die sie durch immerwährende Veränderung endlich einander gleich machen, d. h. die Verschiedenheiten ausgleichen.

Wenn dieses der Gang der Geschichte ist, wenn die Vorsehung will, daß alle Menschen-Racen sich nähern und vermischen; wenn ihre Identität, bezeugt durch so viele Proben, welches auch die äußern Unähnlichkeiten seyn mögen, um lebhafter hervorzutreten, nothwendig mit ihrer Gleichheit endigt; wenn die Nivellirung, die im Innern einzelner Nationen erfolgt, in der ganzen Welt geschehen muß, was soll man dann von denen denken, die diesem Gange der Geschichte widerstreben und die gegen den Lauf und die Natur der Dinge ankämpfen? was von denen denken, die bitter die Menschen tadeln, welche 1789 sich der Gleichheit aller Glieder der französischen Gesellschaft widersetzten, während sie sich gegen die Gleichheit aller Glieder der menschlichen Gesellschaft auflehnen?

Der Eigennutz, die Vorurtheile, die Leidenschaften können mehr oder minder diese allgemeine menschliche Gleichheit aufhalten und verspäten; verhindern aber können sie sie nicht. Nehme man, um dieser Gleichheit zu widerstehen, die die Bibel, das Evangelium, die Philosophie einmüthig proclamirt haben, Argumente her, woher man will, aus der vergleichenden Anatomie und aus der Naturgeschichte, wie die Vorgänger anderer Art, die Feinde der Gleichheit im Innern der Staaten, die ihrigen in der Geschichte, in Wappenschilden und Rüstkammern suchten; wenig kommt darauf an, die Gleichheit der Racen wird triumphiren. Aber um zu siegen, muß diese Gleichheit, wie die andere, nach und nach Wurzel fassen; der Notarier wurde nicht eher dem Adel gleich, bis er industriös, reich, gelehrt und muthig geworden. Für die Racen, wie für die Classen, ist die Gleichheit ein Recht, das durch die Arbeit erworben wird. Aber um mit gutem Willen und mit Erfolg zu arbeiten, muß man wissen, daß man für sich arbeitet; man muß frei seyn. Die Abschaffung der Sclaverei giebt den Negern nicht die Gleichheit mit ihren Herren; sie giebt ihnen nur das Recht, dazu zu gelangen; so verstehe ich sie, so billige ich sie.

Noch bin ich aber mit Herrn Murat über die Frage der Sclaverei nicht zu Ende. Ist die Sclaverei den Herren nützlich? Ist sie der Gesellschaft nützlich? Das sind zwei von Herrn Murat mit viel Geist behandelte Puncte, deren Discussion ich auf einen zweiten Artikel verspare.

### Zweiter Artikel.

Wir haben gesehen, wie Herr Murat die Sclaverei der Neger schildert und wie er sie unter dem philosophischen Gesichtspunct zu rechtfertigen meynt; wir müssen nun die politischen Argumente ins Auge fassen, die Herr Murat zu Gunsten seiner Lieblingsthesis vorbringe.

Der vollkommenste Typus des Menschen für Herrn Murat ist der Pflanzer der südlichen Staaten von Nordamerika. „Der Pflanzer," sagt er, „befreit von aller Handarbeit, hat viel mehr Zeit, seinen Geist zu bilden. Die Gewohnheit, sich als moralisch verantwortlich für das Loos einer großen Anzahl von Individuen zu betrachten, giebt seinem Charakter eine Art von ernster Würde, die zur Tugend führt (?) und die, gemäßigt durch die Künste, die Wissenschaften und Literatur, dazu beiträgt, aus dem südlichen Pflanzer eins der vollkommensten Vorbilder der menschlichen Gattung zu machen. Sein Haus steht jedem mit edler Gastfreundschaft offen; sein Beutel ist nur zu oft bis zur Verschwendung in demselben Falle. Die Gewohnheit, Gehorsam zu finden, giebt ihm einen edlen Stolz im Verkehr mit seines Gleichen, d. h. mit jedem weißen Menschen, und eine Unabhängigkeit der Ansichten in Politik und Religion, die einen vollkommenen Contrast mit der Zurückhaltung und Heuchelei bildet, die man nur zu häufig im Norden findet."

Ich will den Maler nicht über sein Bild chicaniren. Es ist ein Portrait der Gefälligkeit, aus einem besondern Spiegel reflectirt, das springt in die Augen. Ich verzichte daher auf alle Kritikrn, die ein Yankee, ein Bürger der nördlichen Staaten, die Herr Murat so sehr mißhandelt, über dieses vollkommene Vorbild der menschlichen Gattung machen könnte, über die ernste Würde, die zur Tugend führt, aber die oft vielleicht unterweges anhält und nur zur Unempfindlichkeit führt, über die Gewohnheit, Gehorsam zu finden, die eine schlechte Vorbereitung zum Verkehr mit seines Gleichen scheint, über die Unabhängigkeit der Ansichten endlich in Politik und Religion, die, in den Augen Uebelwollender, leicht in der Politik die Abgeneigtheit des südlichen Pflanzers gegen den Norden, und in der Religion die philosophische Weisheit bedeuten könnte, die in funfzig Jahren das Gemeingut der vereinigten Staaten seyn soll, d. h. wenn man aufrichtig sprechen will, über den Geist der Factionen und des Aufruhrs unter dem Namen politischer Unabhängigkeit und den Geist der Ruchlosigkeit unter dem Namen religiöser Independenz; aber noch einmal, ich verzichte auf alle diese Repressalien des Nordens gegen den Süden. Ich frage nur, mit welchem Rechte, nach diesem Bilde des Pflanzers, Herr Murat noch den Feudalherrn tadeln wollte, so wie die Geschichte ihn uns darstellt?

War der Lehnsherr nicht auch verantwortlich für eine große Zahl von Individuen? Hingen seine Leibeigenen nicht von ihm ab, wie die Neger von dem Pflanzer abhängen? Daher auch die ernste Würde des Feudal-Barons. Zwar beweist die Geschichte, daß diese Würde nicht immer zur Tugend führte und daß die Allgewalt den Ritter verdarb, wie sie es bei den unbeschränkten Königen und auch bei dem Pflanzer thut. Es ist eine so gefährliche Versuchung, alles zu können, was man will! Wenn die Launen auch so mächtig sind, wie der mächtigste Wille, wenn die einen, wie der andere, kaum geboren, kaum aufgefaßt, ihre Befriedigung erlangen können, wenn man außer sich weder Zügel noch Schranke findet, so ist es sehr schwer, daß dieses unheilbringende Recht, Alles zu thun, nicht zu Kopfe steige.

(Die Fortsetzung folge.)

---

## Neu entdeckte Alterthümer.

(L.)

In einem Sandsteinbruch in dem Walde von Fontenelle, in der Nähe von Famars, sind seit einiger Zeit häufig von den Arbeitsleuten interessante Antiquen gefunden worden; unter andern kürzlich eine sehr gut erhaltene Vase von Glas mit menschlichen Gebeinen und einigen Haarlocken. Gleichfalls gefundene kleinere Vasen enthielten Medaillen, wovon eine von Gold ist.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
# Blätter der Börsen-Halle.

№ 840. Hamburg. Sonnabend, den 10. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.

## London.

(Aus Chamber's Edinburgh Journal.)

(N.)

Wenn ein Fremder aus den Provinzen zum erstenmal nach London kommt, so findet er manches, was ihn in Erstaunen setzt, worum er zuvor nicht gedacht hat. Ehe er es gesehen, hat er sich so seine eigene Vorstellung von dessen Aeußerem, Charakter und Umfang gemacht; aber wenn seine Vorstellungen auch groß waren, waren sie doch nicht zutreffend, daher er dann, wenn er nun in dessen Bezirk kommt, wenn er zuerst den Weg von dre Böse nach Charing-cross macht, in der Regel sehr verwundert und nicht wenig verdutzt ist. London läßt sich eigentlich nicht als eine Stadt beschreiben; es ist eine Nation, ein Königreich für sich. Sein Reichthum ist der der halben Welt, und die Zahl seiner Bevölkerung kommt der von einigen Ländern zweiten Ranges gleich. Sein conventionelles Gesellschaftssystem, wodurch die menschliche Existenz abgerundet wird, wie ein Kiesel durch einen reißenden Strom, und seine Eigenthümlichkeiten verschiedener Art, stempeln es ganz zu einer Anomalie, von welcher der Topographist eins und das andere nicht gehörig zu benennen weiß. London, das ehedem für sich allein eine Stadt gebildet, besteht jetzt aus den beiden Städten London und Westminster — welches Letztere einst der Sitz einer Population an seiner westlichen Gränze gewesen ist — und aus einer Anzahl Dörfer, die frühee in verschiedenen Richtungen darum her lagen, nun aber mit in seinen Kreis gezogen und nur noch durch die Straßen bekannt sind, die von ihnen den Namen bekommen haben. Alles bildet nun in einer mit einander verbundenen Masse eine riesige Stadt und ist in dem gemeinschaftlichen Namen London untergegangen. Durch die Ausdehnung, die es in dieser Weise bekommen hat, mißt London nun in der Länge, von Osten nach Westen, achtehalb, und in dee Breite, von Norden nach Süden, fünf Meilen. Sein Umkreis wird, die vreschiedenen Ungleichheiten mit in Anschlag gebracht, auf dreißig Meilen beerechnet, und der Grund und Boden, den es einnimmt, wird auf nicht weniger als achtzehn Quadeatmeilen geschätzt.

Die Vergrößerung Londons ist hauptsächlich Folge seiner Lage gewesen. Es liegt sechszig Meilen von dem Meere, an dem nördlichen Ufer dee Themse auf einem nördlich sanft aufsteigenden Boden, und hat einen so ebenen und regelmäßigen Umriß, daß die Straßen, mit wenigen Ausnahmen, vollkommen eben zu seyn scheinen. An dem südlichen Ufer des Flusses ist der Boden völlig wagerecht, und nach allen Seiten hin scheint das Land wenig Hügel, oder was sonst die Anlage von Bauten verhindern könnte, zu haben. Die Themse, die für die Hauptstadt eine Quelle der Größe und des Reichthums ist, ist ein Gegenstand, welcher in der Regel das Interesse dee Fremden sehr in Anspruch nimmt. Es ist ein sanfter, majestätischer Strom von reinem Wasser, der im Innern des Landes, hundertundachtunddreißig Meilen über London hinaus entspringt und sich an der Ostküste, ungefähr sechszig Meilen unterwärts London, in das Meer ergießt. Er fließt zwischen niedrigen und fruchtbaren Ufern einher, durch ein reichbegabtes Land im Westen, und, nachdem er die äußersten Häuser der Hauptstadt, eine kurze Strecke oberhalb der Westminster Abtey erreicht hat, verfolgt er, eine Drittel- bis eine Viertelmeile breit, seine krumme Bahn zwischen Ufern, die acht bis neun Meilen weit dicht mit Wohnhäusern, Manufacturen und Werften besetzt sind. Er hat bis auf funfzehn oder sechszehn Meilen oberhalb der Stadt Ebbe und Fluth; doch wird sein Wasser erst dreißig Meilen unterhalb derselben salzig. Er hat eine solche Fülle von Wasser und ist so tief, daß Schiffe von sieben- bis achthundert Tonnen Gehalt zum östlichen Theile der Stadt gelangen können. Leider bleibt dem Anschauenden die Schönheit dieses höchst nützlichen und anmuthigen Stromes sehr verborgen, weil er nicht, wie der Liffey zu Dublin, längs seinen Ufern Kayen oder Spaziergänge hat. Mit Ausnahme der St. Paulskuppel, hat man nur von den Brücken aus, die in angemessenen Entfernungen über ihn geschlagen sind, und durch deren Länge man einen richtigen Begriff von seiner Breite bekommt, eine gute Aussicht von dem Strom. Bei schönem Wetter ist der Fluß mit einer Menge von Barken oder Böten bedeckt, die in verschiedenem Geschmacke, aber immer leicht, um schnell gerudert werden zu können, gebaut sind, und vermittelst welcher die Themse zu einem Hauptübergangsplatze wird.

London besteht aus einer anscheinend endlosen Folge von Straßen, deren aus Mauersteinen aufgeführte Häusee in der Regel vier und nie weniger als drei Stockwerk hoch sind. Die Londoner Häuser haben keinesweges ein elegantes Aeußeres, sondern meistens ein räucheeigtes, ältliches Ansehen; nur in dem westlichen Theile der Metropole fallen sie etwas prachtvoller ins Auge; doch sind auch diese nur kleinlich im Vergleich mit den Gebäuden von polirten weißen Quadersteinen, welchen alle Anstrengungen der Kunst vermittelst Gips- und Stuccatue-Arbeiten nicht an die Seite zu stellen sind. Die Mehrheit der Häuser ist nur schmal; es sind bloße Streifen von Häusern, die meistens nue zwei Zimmee auf dem Flur, eins hinter dem andeen, oft noch mie einer breiten Communicationsthür dazwischen, enthalten, und eine hölzerne Geländertreppe, die von unten bis unters Dach des Hauses führet. Nur in den mehr modernen Districten der Stadt haben die Häuser einen vergitterten, eingezogenen freien Platz, in all den geschäftigen Theilen reichen sie dicht an die Straße, damit das Geschäft am leichtesten und bequemsten darin betrieben werden kann.

Die Leichtigkeit der Bauaet der Londoner Häuser macht es möglich, das untere Geschoß als Laden und Magazine zu benutzen. Du wo ein Detail-Geschäft geführt wird, besteht der ganze untere Theil des Gebäudes in der Fronte aus Thür und Fenstern, damit die Waaren dem



Digitized by Google

Vorübergehenden bestmöglichst ins Auge fallen. Die Londoner Laden scheinen sich ganz in die weit ausgedehnten Fenster zu werfen, und diese, in allen möglichen Größen und Decorationen, fesseln dann durch ihren Zauber den Fremden aus der Provinz. Die Schaustellung der Waaren in den Londoner Fensterladen gehört mit zu den größten Wundern des Platzes. Alles, was das Begehren nur eingeben, die Phantasie nur erdenken mag, scheint dort angehäuft zu seyn. In jeder anderen Stadt ist nur in kleinen Quantitäten und in minder reicher Auswahl vorhanden, was hier im größten Ueberflusse zu finden ist, und nicht blos an einzelnen Orten, sondern meilenlang längs den Straßen des geschäftigen Verkehrs. Diese außerordentliche Masse des kaufmännischen Reichthums fällt auf, wohin man sein Auge wendet; selbst wenn man in einen engen Durchgang eindringe, den man nur für einen finstern Hof halten möchte, sieht man ihn in voller Herrlichkeit und in einem größeren Maaßstabe, als in irgend einer Provinzialstadt. Auch fällt dem Fremden gleich das rege Treiben, Geschäfte zu machen, auf. Jede Art von Lockung ist aufgeboten, um zum Kauf zu reizen, und die Bescheidenheit kommt dabei nicht in Betracht. Ein Handelsmann macht sich nichts daraus, die ganze Fronte seines Hauses durch ein Schild zu verdecken, dessen hellfarbene und riesige Schriftzüge man ohne Brille meilenweit lesen kann; außerdem läßt er noch in der ganzen Stadt ungeheuere, buntfarbige Zettel, in welchen er die außerordentliche Güte und Wohlfeilheit seiner Waaren anpreist, bis oben in die Schornsteine, oder auch an dem Giebel eines Hauses, das durch Feuer oder eine andere Calamität, welche die Neugierde des großen Haufens auf sich zieht, zerstört worden ist, ankleben. Kurz, die Gewerbstreibenden zu London sind unerschöpflich an Mitteln, die Aufmerksamkeit zu reizen, und ihre Artigkeit und Ueberredungskunst übersteigt fast alle Begriffe. Aber das ist alles nur Verstellung. Ihre Artigkeit ist nur eine leichte Tünche, unter welcher sich ihr wirklicher Charakter verbirgt, und haben sie nur erst des Käufers Geld im Sacke, so mag er ihrentwegen in einer Stunde gehangen werden. Aber wie könnte es auch anders seyn? Das Ringen um die Subsistenz in London macht sich besonders bei den kleineren Erwerbszweigen bemerklich, und die Erfindungsgabe der Leute niederen Standes ist stets in Thätigkeit. Geld wird durch die geringfügigsten Canäle in Circulation gesetzt. Man kann auch nichts umsonst haben. Bei der nichtssagendsten Dienstleistung wird einem auf die Hand gesehen. Den Kutschenschlag zu öffnen, kostet zwei Pence; und wie durch einen Zauberschlag erscheint immer, wo man sich auch befinden mag, so ein zerlumpter Bursche, der einem diese Liebe erweiset. Ein spaßhaftes Präbchen dieser überraffinirten Eintheilung der Arbeit geben die Männer, welche die Eckplätze von dem Ende der einen bis zum Ende der anderen Straße rein zu halten haben. Diese Eckplätze sind eine Art von Erbgut für gewisse Individuen. Ein Mann, der einem Bettler in vielen Stücken ähnlich sieht, steht hier mit seinem Besen auf dem Posten, um den Weg rein zu halten; so wie nun jemand passirt, legt er die Hand an den Hut und läßt so etwas von Bezahlung fallen, welcher Wink nicht immer umsonst ist, indem es manche weiche Seele giebt, die Jack gern seine Mühwaltung vergelten möchte. Uns ist ein Herr bekannt, der nie an diesen Straßenfegern vorübergeht, ohne ihnen in ihren geräumigen Hut ein Opfer zu legen.

Das stete Treiben auf dem Pflaster der City ist den Fremden stets ein Gegenstand der Verwunderung und der Neugierde. Wenn die Stadt, im Winter und im Frühjahr, am vollesten ist, so sind die Straßen immer gedrängt voll von Menschen, die sich in verschiedenen Richtungen und in großer Hast durchkreuzen, und dieses mit einer Geschicklichkeit und einem Tacte, wie man das nirgends anderswo findet; daher auch nie eine Stockung eintritt. Manche Fremde, die vom Lande nach London kommen, sind sehr in Angst vor Gefahren, die ihnen ihrer Meynung nach überall in den Straßen drohen. Sie haben in ihrer Jugend „Barrington's neuen Londoner Spion" gelesen, der die Reisenden warnt, vor den Beutelschneidern ꝛc. auf ihrer Hut zu seyn, die ihnen überall auflauern. Ehe sie sich nun auf den Weg zur Hauptstadt machen, nähen sie sich ihr Geld sorgfältig in ihre Kleidungsstücke ein und nehmen sich vor, öffentlich nie mehr als sechs Pence zur Zeit sehen zu lassen. Sie beschließen zugleich, immer scharf um sich zu blicken, wo sie auch seyn mögen, und sich vor jeder Aeußerung des Erstaunens zu hüthen, damit es niemandem einfalle, sie auszuplündern oder gar zu ermorden. Sie halten sich immer mitten in den Straßen, besuchen in der Regel nur die Strand- und die Fleet-Straße, und würden lieber mitten in einem Treffen über das Verdeck eines Linienschiffes gehen, als sich in eine der engen Gassen wagen.

Die Fremden sind jedoch sehr im Irrthum, wenn sie glauben, daß sie in den Straßen von London Plünderung oder sonstige Gefährde zu befürchten hätten. Diese Straßen sind jetzt eben so sicher, wo nicht noch sicherer, als die irgend einer anderen Stadt; nur muß man die Höhlen des Lasters meiden und zu rechter Zeit sein Quartier aufsuchen. Am Tage kann man jederzeit umhergehen, ohne alle Furcht vor irgend einer Molestirung. Mitten in dem dichsten Gewühl bleibt man unbeachtet und eben so isolirt, wie mitten in einer Wüste. Man ist nur ein Atom vom Ganzen, nur ein Körnchen von dem Sande an den Gestaden des Meeres. Diese vollkommene Ausschließung ist es, die einen der Hauptreize des Lebens in der Hauptstadt bildet. Man kommt aus einem entlegenen Winkel des Landes, wo man nicht unbemerkt niesen kann, in ein ungeheueres Menschengewühl, wo man leben und sterben kann, ohne daß jemand darauf achtet und sich darum bekümmert.

---

## Schilderung der Administration der Stadt Paris bis zu den fernsten Zeiten.

Von

dem Herrn Alexander de Laborde.

(N.)

Herr von Laborde giebt in seinem, unlängst bei Firmin Didot zu Paris erschienenen, Werke eine summarische Uebersicht der Verwaltung von Paris unter den Galliern, den Römern und Franken, bis zu der Regierung Philipp Augustus, wo die Pariser unter der Benennung Vertheidiger der Stadt eine Art beschützender Magistratur hatten, die von dem Volke ernannt und aus den ausgezeichnetsten Bürgern genommen ward. Diese den Parisern von den Römern zugestandene Begünstigung ward ihnen von den Franken gelassen, die willig Einrichtungen bestehen ließen oder nachahmten, die sie besser als die eigenen fanden.

Paris, sagt Herr von Laborde, ist nichts weiter als ein ungeheuerer Markt, ein riesiger Platz des Austausches und der Consumtion aller Kunst- und Natur-Erzeugnisse der Departementer. Paris schickt von seiner Fabrikation nur für etwa funfzig Millionen, worunter zwei Drittheile in Bijouterieen, Modewaaren und Luxus-Artikeln, in die Provinzen; seine Spinnereien zählen unter denen von ganz Frankreich nur für 8 pCt.

Dahingegen consumirt Paris in Producten der Departementer alljährlich die ungeheuere Summe von 612,894,000 Franken, worunter 324,690,000 in industriellen Artikeln und 318 Millionen in Lebensmitteln. Zu dieser Einfuhr aus den Provinzen muß man noch die Kosten der Versendung schlagen, deren Bedeutendheit sich ermessen läßt, wenn man bedenkt, daß sich das Gewicht der jährlichen Einfuhren in die Hauptstadt

Digitized by Google

auf drei Millionen Tonnengehalt beläuft, was mehr ist als die Gesammtheit alles dessen, was Frankreich an jährlichen Zufuhren über das Meer erhält.

Man kann immer annehmen, daß von zehn Fuhrwerken oder Böten, welchen man begegnet, acht oder neun zur Versorgung von Paris bestimmt sind. Im Jahr 1826 hat die Gesammtausgabe der Einwohner dieser Stadt mit Einschluß ihrer Steuern 894 Millionen, also fast so viel, als das Budget von ganz Frankreich ausmacht, betragen. Ein jeder Einwohner hat in diesem Jahre 1020 Franken und ein jeder Arbeiter 734 Fr. ausgegeben, wovon drei Viertheile für Erzeugnisse aus den Departementern. Der Consumtionsbelauf von diesen Producten ist stärker oder schwächer, je nachdem die Hauptstadt im Gedeihen ist.

Philipp August, dessen Verwaltung der Gegenstand langer Studien für den Herrn Capefigue gewesen ist, hat für die Entwickelung und die Freiheiten der Stadt Paris viel gethan. Diese Stadt, sagt Herr von Laborde, war unter den beiden ersten Stämmen unserer Könige von geringer Bedeutung, auch hielten sie sich selten dort auf. Sie ging nicht über die Altstadt hinaus, wo sich der Pallast des Königs und einige Kirchen befanden; der übrige Theil bestand aus Massen plumper Häuser, die sich aus engen, krummen und kothigen Straßen, welche man nur zu Pferde passiren konnte, erhoben. Philipp August änderte diesen Zustand, und er ist es, dem Paris seinen ersten Glanz verdankt. „Eines Tages," sagt die Chronik, „ging der gute König Philipp in seinem Pallaste umher, an seine Regierung denkend; denn die Erhaltung und Verbesserung seines Reiches lag ihm stets im Sinn. Er stellte sich an eins der Fenster des Saales, wie er das wohl zuweilen zu thun pflegte, um die Seine dahinströmen zu sehen und frische Luft zu schöpfen; da geschah es, daß ein Karrenführer den Schmutz und Koth, der hoch in den Straßen lag, mit seiner Karre beinahen aufwühlte, daß der Gestank davon bis zu dem König emporstieg, so daß er vom Fenster zurückgescheucht wurde. Darnach ließ der König sogleich den Stadtvogt und die Aeltesten von Paris zu sich kommen, und befahl, daß alle Straßen sofort aufs Beste und Sorgfältigste gepflastert werden sollten. Von da an ward auch der Name Lutetia in den von Paris verändert."

Philipp August war dieser Municipalbehörde, die er vorgefunden hatte, und die ihm ihre Wichtigkeit zum Theil verdankte, sehr gewogen; er überließ den Syndicis der Kaufleute oder den vormaligen Stadtrichtern die Erhebung gewisser Abgaben, um dieselben zur Verschönerung der Stadt und zum Bau einer erweiterten Befriedigung zu verwenden. Unter seiner Regierung war es, wo der Stadtrichter einen Theil der Einkünfte bekam, die sonst die Probstey erhalten hatte, welche bis dahin eigentlich alle Municipalfunctionen, als: die Polizei, die Sicherheit und die Reinlichkeit der Hauptstadt, die Reglemente des Fuhrwesens und die Ausbesserung der öffentlichen Gebäude, selbst die Administration der Stadt-Domainen, die erst im vierzehnten Jahrhundert abgetheilt wurde, verwaltete. Dieser Fürst hatte ein solches Vertrauen und eine solche Vorliebe zu den Einwohnern der Hauptstadt, daß er bei seiner Abreise nach dem gelobten Lande sechs, durch die Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnete, Bürger als Verwalter seines Vermögens und seiner Domainen, und im Falle seines Ablebens als seine Testamentsvollstrecker einsetzte. Er gab ihnen seine Güter in die Hände, wies ihnen an, wie sie damit zu verfahren hätten, und verfügte, daß sie einen Theil davon zur Erziehung seines Sohnes einbehalten sollten, bis derselbe das gehörige Alter, um selbst regieren zu können, erreicht habe. Philipp August war der populaire Fürst jener Zeit; er forderte seine Armee auf, seine Krone einem andern zu überreichen, wenn sie ihn derselben nicht würdig hielte, und das Schicksal seiner Kinder gab er in die Hände der Bewohner seiner Hauptstadt.

Die mittlere Classe, die immer in der Hauptstadt einen nützlichen Einfluß gehabt hat, hatte sich schon damals den Wohlstand und die Einsichten erworben, welche die Achtung, die man ihr zollte, zu allen Zeiten gerechtfertigt haben. Ein Financier, Gerard de Poissy, hatte die Mittel und den Willen, die für jene Zeit ungeheure Summe von vierzehntausend Livres zum Pflastern der Stadt herzugeben. Bald hatte das Municipal-Corps sich organisirt; seine unter dem ersten und dem zweiten Königsstamme erworbenen Privilegien wurden erweitert. Das Haupt der verbündeten Corporation der verschiedenen Gewerke nahm den Titel als Stadtrichter an, den es auch nicht wieder abgelegt hat, und wenn dessen Gerichtsbarkeit auch oft mit dem Rechte der Großen und der Bischöfe, welche die Besitzer der benachbarten Ländereien waren, in Collision kam, so erstreckte sie sich doch auf den ganzen Lauf des Flusses. Die Corporation hatte allein das Recht, die Böte von Nantes bis nach Paris heraufkommen zu lassen, was kein Fremder durfte, wenn er sich nicht mit einem Pariser Bürger verbunden hatte. Sie wirkte sich die Erlaubniß zum Bau eines Hafens aus, um daselbst gegen eine Octroy von dem Consum der Stadt ihre Waaren löschen und lagern zu dürfen. Sie erstand im Jahre 1220, gegen eine jährliche Rente an den Fiscus, das Recht, die Auctionen in Paris zu halten, und den Platz, der dazu bestimmt war, auch gab der König ihr die Aiche des Gewichts und der Maaße in die Hände, mit der wichtigen Befähigung, sie zu reguliren. Der Parloir aux Bourjois hatte seine Schreiber und seine Sergeanten; er entschied in allen civilistischen Streitigkeiten, legte die Meynung des Herkommens zu Paris aus, und ordnete seine eigene Organisation an.

Im Jahre 1408 hatte die Stadt schon einen sehr ausgedehnten Umkreis, in welchem Felder, Wiesen, Klöster mit Gärten und mit Mauern zu ihrem Schutze und um die Gränze ihrer Gerichtsbarkeit zu bezeichnen, eingeschlossen waren. Es gab damals auch einige Hotels, die den Prinzen des königlichen Hauses zugehörten, eine Art von Castellen, die wie Bastillen abgeschlossen und bewacht wurden. Die zwischenliegenden Plätze waren in Straßen abgetheilt, die durch Barrieren und eiserne Thore geschlossen wurden und in welchen die Circulation oft gefährlich war.

Die Eintheilung, die man heutzutage wahrnimmt, existirte schon damals zwischen den Wohnungen auf dem rechten und dem linken Ufer der Seine; auf ersterem hatten sich alle die Gewerbsinnungen angesiedelt, die ihre eigenen Chefs, Maires und Statuten hatten, und die gewissermaßen kleine verbündete Republiken bildeten; auf letzterem sah man die Schieferdächer der Kirchen, der Klöster, der Universität, der Collegien, über die andern mit Ziegeln gedeckten Häuser hervorragen; im ersteren, dem nördlichen Theile, hörte man nichts als das Schlagen der Hammer, das Rasseln der Wagen, das Schreien der öffentlichen Ausrufer; im letzteren, dem südlichen Theile, ertönten dagegen die Glocken, welche die Voesänger zur Kirche, die Schüler zu den Classen riefen: dazwischen inne lagen die Hallen, die damals von den Landleuten so sehr besucht wurden, indem sie, dreißig Stunden in der Runde, ihre Producte dahin brachten, um verarbeitete Gegenstände dafür einzutauschen. Diese Bevölkerung verschiedener Stände, verschiedener Trachten und verschiedener Sitten; die sich bereits auf fast dreimalhunderttausend Einwohner belief, erkannte schon die Vorschriften des Stadthauses und die Hierarchie der Viertelsmänner ꝛc. an, welche nebst den Schöffen, den Räthen und dem Stadtrichter die Municipalität, eine volksthümliche, wählbare Behörde bildeten, die immer, selbst auf das Schicksal des Königreichs, einen sehr großen Einfluß ausgeübt hat.

Das Stadthaus, die Fortsetzung des Parloir-aux-Bourgeois, war eine geraume Zeit an einer wenig ins Auge fallenden Stelle der Hauptstadt, beim großen Chatelet, belegen; von dort kam es nach den beiden Thürmen in der Vorstadt St. Jacob, und endlich nach dem sandigen

Greveplatze, unfern der Ulme von St. Gervais, unter welcher Gericht gehalten wurde.

Die Municipal-Wirksamkeit erlitt mehrere Veränderungen. Unter Carl VI. begab sich das von Steuern erdrückte, durch die Grausamkeiten des Herzogs von Anjou empörte, Volk nach dem Stadthause, um dort Waffen, Unterstützung und Leitung zu suchen. — Es unterlag, und die respectablen Männer, die, indem sie seinen Rechten das Wort redeten, doch seine Leidenschaften zügelten, wurden in die fuchtbare Bestrafung mit verwickelt. Es war, wie man sich damals ausdrückte, der Krieg des Eisenhelmes gegen die wollene Mütze, und da läßt es sich schon denken, wer Sieger bleiben mußte. Die Beschreibung der Rache, die damals an den unglücklichen Einwohnern ausgeübt worden, erinnert an die Jahrhunderte der Barbarei. Vergebens warfen sich die Bürger, die Handhaber des Gesetzes, welche an der Empörung nicht Theil genommen hatten, die gesammte Universität, selbst die Herzogin von Orleans dem Könige zu Füßen, um, nicht für die Schuldigen — die waren schon gefallen — sondern für diejenigen, die als verdächtig angesehen wurden, Begnadigung zu erflehen; sie richteten nichts aus, und der ganze Monat Februar verstrich unter Hinrichtungen, deren Opfer die empfehlungswürdigsten Menschen waren. Unter ihnen war auch, wie die Chronik berichtet, Johann Demares, Advocat des Königs beim Parlamente, ein durch sein Alter, seine Talente, seine Dienste ehrwürdiger Mann. Er hatte mit Auszeichnung unter den letzten drei Regierungen gedient und war nebst seiner Familie im Jahre 1365 vom Könige Carl V. geadelt worden. Bei dem Aufstande der Maillotiner hatte er sich zum Mittler zwischen dem Könige und dem Volke gemacht und stets zur Unterwürfigkeit vor dem Fürsten und den Gesetzen aufgefordert. Deshalb sah er sich nun, obgleich von den meisten braven Leuten bedauert, auch vom Volke verlassen. Vergebens nahm er, als Geistlicher, die Justiz des Bischofs in Anspruch; er ward in das Todesurtheil einbegriffen, welches über zwölf Bürger, als des Majestätsverbrechens schuldig, ausgesprochen wurde.

Der Rath setzte seiner Rache damit noch kein Ziel. Um die gesammte Bürgerschaft zu bestrafen, nahm der König am 27. Januar desselben Jahres das Stadtvogts- und das Schöffenamt, die Stadtschreiberei, die gesammte Jurisdiction, die Renten und die Gemeindegelder der Stadt wieder in seine Hand; er übertrug dem Stadtschultheiß oder dessen Stellvertreter die Ausübung der Gerichtsbarkeit, welche dem Stadthause, sowohl hinsichtlich des Flusses und der Waaren, als in allen anderen Stücken zustand, und befahl, daß die Erhebung der Stadtgelder künftig durch den gewöhnlichen Einnehmer der königlichen Domainen geschehen sollte. Er schaffte zugleich alles Meisterrecht und alle Gewerbsinnungen ab, und erlaubte bloß, daß der Stadtschultheiß von Paris Visitatoren erwählen durfte, um nach deren Bericht ein Urtheil über die Contraventionsfälle auszusprechen. Er verbot auch jede Zusammenkunft der Handwerker in zunftmäßiger oder anderer Weise, wenn nicht zuvor seine, oder in seiner Abwesenheit des Stadtschultheißen Erlaubniß eingeholt worden, außer um zur Kirche zu gehen und von dort zurückzukehren. Er hob zugleich alle Stellen der Viertelsmeister ꝛc. auf, so wie alle Orden und Verbindungen, welche von Jahrhunderten geschaffen und von andern Jahrhunderten bestätigt worden waren. Diese Tragödie endigte durch eine lächerliche Scene im Freien, wo die Frauen der Bürger sich mit fliegendem Haar versammeln mußten, um sich die Begnadigung ihrer Männer zu erbitten. Die Herzöge von Berry und von Burgund thaten, als wollten auch sie einen Fußfall vor dem Könige thun, und dieser gewährte nun Verzeihung, als es niemand mehr zu strafen gab.

Endlich, nach einer Unterbrechung von neunundzwanzig Jahren, stellte Carl VI., durch eine so lange Züchtigung beschwichtigt, im Jahre 1411 das Parloir-aux-Bourgeois wieder her und gab der Stadt ihre Gerichtsbarkeit, das Eigenthum ihrer Domainen, ihre gemeinschaftlichen Einkünfte und alle ihre Vorrechte wieder.

Die Pariser Municipalität ist oft von unsern gekrönten Häuptern gehätschelt und geschmeichelt worden. Ludwig XI. liebte die Bürgerschaft; er ging des Abends zu Leuten jeden Standes, theilte mit ihnen ihr Abendessen, sprach den Segen, und unterhielt sich mit ihnen über ihre unbedeutendsten Angelegenheiten. Nach seiner Rückkunft aus der Schlacht von Montlhery, sagt sein Geschichtsschreiber, pflegte er den Frauen und jungen Mädchen zu Paris von den Gefahren zu erzählen, die er gelaufen, und suchte so sich populair zu machen; doch hinderte ihn das nicht, zuweilen die Einwohner, von welchen er glaubte, daß sie gefehlt hätten, an den nächsten Kirchthurm aufknüpfen zu lassen, „wo sie, die guten Bürger," wie der Chronikenschreiber naiv bemerkt, „sich gewaltig krümmten und die Gesichter verzerrten." — Ludwig XIII. und XIV. kamen mit ihren Komödianten und mit ihrer Musik aufs Stadthaus, und tanzten dort selbst Ballete. Ehe sie sich wieder entfernten, brachten sie die Gesundheit des Municipal-Corps aus. Diesen Divertissements folgten in der Regel Geschenke, die nicht minder günstig aufgenommen wurden. Sie bestanden zuweilen in Truppenaushebungen, in Schiffen, aber am meisten in Vasen oder Statuen aus Gold oder Silber. „Schönen Dank, Ihr guten Leute," sagte Carl V., wenn er dergleichen zu sehen bekam, „das ist ja schön und reich." — „Mit großem Vergnügen nehme ich Eure Herzen und Eure Confitüren an," sagte Heinrich IV. Doch genügte dieses den Monarchen nicht immer, und sie hielten oft auch um Subsidien an, bei welchen Gelegenheiten sie sich gern vor der Volksmacht beugten. So senkte die stolze Catharine von Medicis ihr Haupt und hielt in bittendem Tone eine Rede.

Herr von Laborde mustert, wenn auch nicht mit Tiefe, doch mit Gerechtigkeit und Pünctlichkeit die Hauptcrisen, welche unser Municipalrecht bestanden hat; er geht mehr ins Einzelne, so wie er den neueren Zeiten näher kommt; er schildert die Organisation, die man dem Herrn Necker verdankte, und die Wuth einer Anarchie, welche unsere Municipalfreiheiten wie alle andern Freiheiten verschlang; endlich äußert er sich, ohne die übermäßige Concentrirung, auf welche Napoleon hinarbeitete, zu verhehlen, über dessen Administration hinsichtlich der Pariser Municipalität und über die Lage, in welcher sein Sturz uns hinterlassen, wie folgt.

Eifersüchtig auf alle Wohlthaten wie auf alle Gewalten, unternahm Napoleons Genie es, dem Volke Wohlseyn und Reichthum zu verschaffen, um es für die Freiheit schadlos zu halten; er wollte eben so Dankbarkeit als Ruhm erndten; auch schreckten ihn die größten Arbeiten, die größten Unternehmungen nicht ab, zu diesem Ziele zu gelangen, und nie ist das materielle Interesse der Stadt Paris mehr bedacht, mehr in Schutz genommen worden.

Paris, so wie Napoleon es im Sinne hatte, wie er es schaffen wollte, würde in kurzer Zeit dasjenige, was sich nun wohl erst von einer fernen Zukunft erwarten läßt, übertroffen haben. Denkmäler, Ruhm, ungeheure Bauten zum allgemeinen Besten bezeichnen die so kurze Dauer dieser Regierung.

Hier ist es ein neues Gewässer, das, achtzig Fuß hoch über den Fluß getragen, um die obere und die untere Seine, den Handel des Nordens mit dem des Südens zu verbinden, ankommt und sich überall hin ergießt. Dort sind es Schlachthäuser, die Kasernen gleichen, und anderer Orten wieder Kasernen, die Palästen ähnlich sind. Die Straßen erweitern sich; die Marktplätze bekommen Schutz; neue Brücken verbinden neue Kayen; Triumphbogen und Denksäulen schmücken die verschiedenen Stadtviertel, indem sie das Gedächtniß an die vielen Siege frisch erhalten.

Digitized by Google

Das Louvre, dieser antike Hauptort unserer Geschichte, die Feste Philipp August's und der Pallast Ludwigs XIV. erhebt sich aus einem Haufen Trümmern und Geröll, und eine ungeheure Straße, die sich von seiner Colonnade bis nach dem Stadthause erstreckt, bringt die beiden Paris mit einander in Verbindung, sichert ihre Communication und macht jedes abgesonderte Handeln, wodurch die Autorität compromittirt oder getheilt werden könnte, unmöglich; eine politisch große, für die Gesundheit wichtige, mit Hinsicht auf die Künste prachtvolle Idee. Aber inmitten aller dieser großen Schöpfungen darf man nicht fragen, welche Fortschritte das Volk in Einsichten und in der Ausübung seiner Rechte gemacht hat. Gleich einem großen Kinde wird es in dem väterlichen Hause gepflegt; aber um dessen Verwaltung darf es sich nicht bekümmern; seine Angelegenheiten werden durch Männer geleitet, welche der alleinige Wille eines Ministers bezeichnet, die ihren Mitbürgern keine Rechenschaft abzulegen haben; die nicht verpflichtet sind, sich ihres Interesses anzunehmen, und die unter sich keines Ansehens genießen, um die Opfer zu erlangen, die zur Vollendung der begonnenen Arbeiten vonnöthen sind.

Auch sind Napoleons große Unternehmungen bei seinem Sturz mit einemmale ins Stocken gerathen, seine Denkmäler sind noch fast in demselben Zustande, in welchem er sie gelassen hat, und das allgemeinste Interesse hat keinen Mittelpunct der Autorität noch selbst des Organs, um sich der Administration veenehmbar zu machen.

---

## Moralische und politische Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Achill Murat.

(Fortsetzung.)

(L.)

Für seine Sclaven, sagt weiterhin Herr Murat, ist der Eigenthümer mehr Vater als Herr; denn er ist zu stark, um grausam zu seyn. Der Feudal-Baron war auch zu stark, um grausam zu seyn. Dennoch ist, ich wette, die Grausamkeit der alten Lehnsherren von Europa, ihre tyrannischen Burgverließe und ihre blutigen Marterkammern ein Glaubens-Artikel in Amerika; die Wahrheit ist, daß alle Art von Stärke die Grausamkeit nicht hindern. Die Stärke des Pflanzers im Vergleich mit seinen Negern und des Feudal-Barons gegen seine Leibeigenen beruht ganz in der Idee. Wie groß auch ihr Herrenstolz sey, der Pflanzer und der Baron wissen, daß ihre Neger und ihre Leibeigenen stärker sind als sie, da ihre Zahl weit größer ist. Der Baron weiß, daß er das Opfer seiner aufrührischen Leibeigenen seyn würde; und der Pflanzer weiß, seit den Mord-Scenen von St. Domingo, nicht minder, was seine Neger vermögen. Der Pflanzer und der Baron herrschen durch die Idee ihrer Ueberlegenheit, wie der Neger und der Leibeigene in der Idee ihrer Erniedrigung gehorchen; eine einzige Idee hält alles das aufrecht. Aber diese Idee kann wechseln; der Neger und der Leibeigene können sich versucht fühlen, ihre Kräfte mit denen ihrer Herren zu messen. Die Pflanzer und der Baron sind nicht stark; sie sind mächtig. Die Macht aber, besonders wenn sie bestritten wird, verhindert die Grausamkeit nicht.

Gewiß, der Feudal-Baron war auch ein schönes Vorbild der menschlichen Gattung. Wie der Pflanzer war er gastfrei, wie er verschwenderisch; gewohnt wie er, Gehorsam zu finden, hatte er einen edlen Stolz im Verkehr mit seines Gleichen, d. h. mit Edelleuten. Denn die Feudalität war auch eine Art von Republik: ein Souverain, der wenig Gehorsam fand, statt des Präsidenten, Leibeigene statt der Neger; zwischen den Vasallen desselben Souverains eine streitsüchtige Gleichheit — da hat man die Feudal-Republik.

Uebrigens war der Feudal-Baron, wie der Pflanzer, sehr unabhängig in der Politik, d. h. immer bereit, das Joch des Souverains abzuschütteln. Sorgfältig auch darauf bedacht, die Reinheit seines Blutes zu bewahren, konnte er, wenn er die majestätische Schönheit seiner Kinder mit der Häßlichkeit seiner durch Arbeit und Elend gesunkenen Leibeigenen verglich, glauben so gut wie der Pflanzer, wenn er die Weiße seiner Haut mit dem schwarzen und platten Gesicht seiner Neger vergleicht, daß die Plebejer von einer schlechtern Race als der Edelmann seyen und daß Gott den zierlichen und schlanken Leib des Ritters mit dem plumpen und untersetzten Körper des Bauers nicht aus einem Thon geformt habe; was übrigens den Feudal-Baron eben so wenig wie den Pflanzer hinderte, von Zeit zu Zeit durch seine libertinen Launen, in Beziehung auf die Töchter seiner Leibeigenen, die Gleichheit der menschlichen Gattung anzuerkennen und seinen Stolz durch seine Leidenschaften Lügen zu strafen. Kurz, indem Herr Murat das Bild des Pflanzers entwirft, hat er, ohne es zu ahnen, auch das des Feudal-Barons entworfen. Es sind dieselben Züge, dieselbe Physiognomie, derselbe Charakter, dieselbe Natur; man braucht nur die Ueberschrift zu verändern: statt, Bild eines Bürgers der vereinigten Staaten aus dem neunzehnten Jahrhundert, lese man, Bild eines Feudal-Barons aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Dies ist denn die moralische Wirkung der Sclaverei auf den Charakter der Herren: sehen wir nun den politischen Effect auf die Gesellschaft:

„In der Politik," sagt Herr Murat, „ist das Resultat der Sclaverei nicht minder günstig. Unser Land ist noch jung, die Bevölkerung ist dünn gesäet. Jeder hat seine Geschäfte. Hier giebt es keine Müssiggänger, keine Pflastertreter, keinen Pöbel; aber das wird nicht immer so seyn. Schon haben in den großen Städten des Nordens unter der arbeitenden Classe und den Matrosen Tumulte stattgefunden. Sind wir bestimmt, die Auftritte des römischen Forums sich unter uns erneuern zu sehen? Werden wir, um uns davor zu sichern, unsere Zuflucht zur Reiterei nehmen, wie in England? Das Heilmittel wäre schlimmer als das Uebel. Den Bürgern, die nicht ein bestimmtes Vermögen haben, das Stimmrecht verweigern, wie dies in Virginien stattfindet, ist ohne Zweifel ein Mittel; aber das ist dem Geist unserer Institutionen zuwider und jede Function dieser Gattung ist immer willkührlich. Ueberdies würde dies das Volk nicht hindern, Meutereien zu machen. Man vergleiche die Wahlen in den großen Städten des Südens und des Nordens. Welche Tumult in den einen, welche Stille in den andern! Im Norden bemächtigen sich die niedern Classen der Gesellschaft tumultuarisch des Ortes der Wahlen und vertreiben so zu sagen von da, durch ihr indecentes Betragen, jeden unterrichteten und aufgeklärten Mann. Im Süden dagegen sind alle niedern Classen schwarz, Sclaven, stumm; die aufgeklärten Leute leiten ruhig und vernünftig die Wahlen; und diesem Umstande verdankt man vielleicht allein die Ueberlegenheit des Talents, das sich in dem Congreß der vereinigten Staaten zu Gunsten des Südens bemerklich macht."

Entweder täusche ich mich sehr oder der eigentliche Sinn dieser sonderbaren Worte ist, daß es keine guten Wahlen und folglich keine gute Republik geben könne als mit der Sclaverei. Die Sclaverei ist das Heilmittel für alle Gebrechen der Republik. Will man republikanische Institutionen und keinen Pöbel haben, der sich tumultuarisch der Wahlen bemächtige und die unterrichteten Menschen davon vertreibe? So halte man die Sclaverei aufrecht. Mit der Sclaverei hat man nicht die allgemeine Abstimmung der niedern Classen, ihre Heftigkeit, ihre Materien, die Scenen des römischen Forums, nicht

Digitized by Google

die Demagogen zu fürchten, die die Leidenschaften einer unwissenden Menge aufregen und sich der Gewalt zum Präjudiz ehrlicher Leute bemächtigen; und man sehe, welches das Schicksal der Staaten ist, die nicht dieses bewundernswerthe Gegengewicht republikanischer Institutionen, die Sclaverei, haben! Man sehe England, man bedarf der Cavallerie-Angriffe, um die Zusammenrottungen des Pöbels zu zerstreuen. Das Volk angreifen, welcher Gräuel! im Süden, in dem schönen Lande der Pflanzer, thut man das nicht; es giebt kein Volk; es giebt nur zitternde und stumme Sclaven. In Virginien greift man das Volk nicht an; aber man fordert, um bei den Wahlen mitzustimmen, einen Census, ein bestimmtes Vermögen, das zur Bürgschaft dient. Ein Census, eine Bürgschaft; o pfui! Alles dieses ist dem Geist republikanischer Institutionen entgegen. — Aber man höre doch, werden die Virginier antworten; wir wollen, daß die Wahlen ruhig und vernünftig durch aufgeklärte Männer geleitet werden; wir wollen, daß die niedern Classen sich nicht tumultuarisch des Scrutiniums bemächtigen; wir wollen nicht, daß die Gewalt in unwürdige Hände falle: deswegen haben wir einen Wahl-Census. — Tyrannei ist alles dieses, sagen die Pflanzer und vor Allem Schwäche, weil ihr mit dem Allen nicht verhindert, daß das Volk Meutereien mache; mache es denn wie wir; schneidet das Uebel bei der Wurzel ab: habt kein Volk, habt nur stumme Sclaven!

Was wir doch in Europa für einfältige Leute sind, die wir glauben, daß die Republik eine schwierige oder selbst unmögliche Sache sey. Mit dem Recept des Herrn Murat ist nichts in der Welt bequemer und leichter. Wie, sagt man, jedermann stimmen lassen und keine tumultuarische und gewaltthätige Wahlen haben? Wie dem Volk das Recht geben, alles zu thun, was es will, und doch verlangen, daß es das Eigenthum respectire, sich den öffentlichen Lasten unterwerfe und die Regeln des Völkerrechts beobachte? Wie soll man Menschen gerecht, gemäßigt, klug in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten machen, die es nicht in der Führung ihrer Privatgeschäfte sind? Wie kann man den Bürgern die möglichste Freiheit geben, ohne über Verhältniß die Central-Gewalt zu schwächen und sie unfähig zum Widerstand gegen die Leidenschaften der Mißvergnügten zu machen? Da sind wir denn in einer großen Verlegenheit! Statt der mißvergnügten niedern Classen, die immer bereit sind, die Gewalt zu mißbrauchen, die das Gesetz ihnen anvertraut, lasse man die niedern Classen aus stummen Sclaven bestehen: da gehe alles nach Wunsch. Und das ist noch nicht Alles: eine der Schwierigkeiten der republikanischen Regierung ist, nach unserer Meynung, daß sie den Bürgern zu viel Zeit raubt. Wir sind ein armes Volk, das arbeiten muß, um zu leben. Die Unfüglichkeit republikanischer Institutionen ist, daß sie, indem sie die Wahlen sehr vermehren, auch die Feiertage vermehren. Ein Volk, das sich richtet, sich regiert und selbst bewacht, hat schier keine Zeit, etwas anderes zu thun. Wenn die Institutionen einem Volke zu viele politische Beschäftigung geben, so geschieht von zwei Dingen eins: entweder dieses Volk vernachlässigt thörigterweise seine Privatgeschäfte, um bei den Staatsgeschäften die Hand im Spiele zu haben, und ruinirt sich; oder es setzt einen Theil der politischen Angelegenheiten bei Seite, um sich mit seinen Privatsachen zu beschäftigen; die Intriguanten bemächtigen sich des Theils, den es von sich gestoßen und es verliert seine Rechte, weil es deren mehrere gefordert hat, als es ausüben konnte. Man habe dagegen Sclaven; sogleich verschwinden alle Schwierigkeiten. Die Bürger, von der Nothwendigkeit der Arbeit frei, haben alle nöthige Muße, um Republikaner zu seyn, um sich zu regieren, sich zu richten und sich selbst zu bewachen.

Man hat oft gesagt, daß es keine gute Republik geben könne ohne Aristokratie; die Lehre, die man aus Murats Schrift ziehen kann, ist, daß eine gute Republik nur mit Sclaverei bestehen kann. Ob übrigens die Aristokratie weiß oder eisengeharnischt sey, ob sie sich Pflanzer des Südens oder Feudal-Barone nenne, wenig kommt auf Farbe und Namen an: es giebt Sclaven, es giebt eine Aristokratie und nur dann ist, nach Herrn Murat, eine Republik möglich. Außerdem hat, wie in den Städten des Nordens, die Republik tumultuarische und gewaltthätige Wahlen, Meutereien des Pöbels, von Gewalt erzwungene Scrutinien: kurz sie ist unmöglich.

„Die öffentliche Meynung in den südlichen Staaten," sagt Herr Murat, „ist, daß die Sclaverei nothwendig, aber ein Uebel ist. Ich bin entfernt, die Sache unter diesem Gesichtspunct zu betrachten; im Gegentheil bin ich versucht, sie als ein Gut in gewissen Perioden des Lebens der Nationen zu betrachten. Wie wären z. B. im Ackerbau eines neuen Landes große Capitalien ohne Sclaven zu verwenden?"

Herr Murat hat Recht: die Sclaverei ist für gewisse Epochen geeignet; sie findet sich bei allen Nationen auf denselben Stufen der gesellschaftlichen Entwickelung wieder. Wenn eine Gesellschaft neu ist, wenn sie ein weites Land zu bebauen hat, so hat sie Sclaven; die Sclaverei ist, in diesem Zustande der Dinge, zur Cultur des Landes nöthig. Was mit diesem großen Grundeigenthum machen ohne Sclaven? Welche Frucht davon ziehen? Die Dorier, als sie Griechenland eroberten, hatten Sclaven, um es anzubauen; die Germanen thäten dasselbe im fünften Jahrhundert; und als im funfzehnten Jahrhundert die Europäer Amerika eroberten, so mußten sie Sclaven haben, um ihre Eroberungen zu benutzen. Sie nahmen zuerst die Indier als Sclaven; aber da die Indier lieber sterben als dienen wollten, so suchten die Spanier ihre Sclaven in Afrika.

Wenn Eroberungen unter civilisirten Völkern gemacht werden, wenn Macedonien Persien, Rom die Welt oder, noch in unsern Tagen, Frankreich Europa erobert, so führt die Eroberung weder die Veränderung des Besitzes, noch die Sclaverei, die die Folge davon ist, herbei, weil es andere Arten der Benutzung giebt. Das Verwaltungs-System der civilisirten Gesellschaften ist vieler Exactionen fähig, ohne bis zur Vertreibung aus dem Besitze zu gehen. Man macht macedonische oder französische Königreiche, römische Provinzen; man erhebt Abgaben; Abenteurer kommen, in dem eroberten Lande ihr Glück zu machen. So benutzt und preßt man sich aus unter civilisirten Völkern. Aber wenn die Eroberung von Barbaren, wie im fünften Jahrhundert, oder gegen Barbaren gemacht wird, wie in Amerika; wenn die administrative Benutzung nicht möglich ist, dann kommt die Veränderung des Besitzes und mit ihr die Sclaverei. Die alten Bewohner werden außer Besitz gesetzt und zu Knechten gemacht. Ohne die Depossedirung und die Sclaverei sind die Eroberungen nichts als Expeditionen von Plünderern. Mit der Depossedirung und der Sclaverei werden sie Niederlassungen. Bis dahin also bin ich der Meynung des Herrn Murat.

Aber es bleibt nur eine Frage übrig: welchen Rang behauptet in der Reihefolge der Civilisation die Depossedirung und die Sclaverei? sie gründen eine neue Gesellschaft in dem eroberten Lande: so wie die dorische Gesellschaft in Griechenland, die germanische in Europa, die europäische in Amerika. Aber können diese Gesellschaften, aus Gewaltthätigkeit entsprossen, ja die nur durch sie entstehen konnten, von ihrem Beginnen an behaupten, daß sie den Zweck der Civilisation erreicht haben, und daß sie auch für die Zukunft der Welt zum Vorbilde dienen können und sollen? Werden sie behaupten, wenn sie in einer Hand das Schwerdt halten, das die alten Bewohner des Landes austrottet, und in der andern die Peitsche, welche die Sclaven zur Arbeit treibt, die zur Bebauung des usurpirten Bodens bestimmt sind, wenn Alles noch von ihrer Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit zeugt, wenn der ursprüngliche Flecken der

Digitized by Google

Usurpation noch ganz frisch und lebendig ist — werden sie behaupten, sagt ich, daß die ganze Würde und die ganze Größe der menschlichen Gesellschaften sich zu ihnen geflüchtet habe? Ich mache Amerika kein Verbrechen daraus, sich durch die Deposseßirung und die Sclaverei begründet zu haben: es hat gethan, was alle Gesellschaften gethan haben: es hat angefangen, wie sie alle angefangen haben; aber es ist ein Anfang — das muß man wissen, es ist eine Phase im Völkerleben und eine der ersten Phasen. Da stehen bleiben zu wollen, würde ein Verbrechen gegen die Vorsehung seyn. Amerika muß von der Sclaverei zur freien Arbeit übergehen, so wie es von der Zerstückelung zur Einheit in der Politik und in der Religion übergehen muß. Fast überall in der Welt ist die Sclaverei nur noch ein altes Regime, das Regime der entstehenden Gesellschaften: will das Land der Pflanzer es allein behalten? Nein. Wenn die Völker eine Zukunft haben, so werfen sie, bei jedem Schritte, den sie ihr entgegenthun, auf dem Wege ein Stück der Bagage ihres alten Regimes ab; auch die Sclaverei wird unterwegs abgeworfen werden.

Die Sclaverei, sagen wir es laut, ist von Gott nicht erlaubt worden, um dauernd zu seyn. Die Vorsehung leiht sie den entstehenden Gesellschaften; aber sie giebt sie ihnen nicht für immer: es giebt Augenblicke, wo die Sclaverei den Gesellschaften nützlich ist, wie der Krieg, wie der Despotismus; aber die Gesellschaften haben nicht das Recht, dabei stehen zu bleiben: sie müssen vom Kriege zum Frieden, vom Despotismus zur Freiheit, von der Sclaverei zur freien Arbeit übergehen; die Civilisation muß die successiven Phasen seines Schicksals umschreiben; die Erziehung der Menschheit muß durch ihre verschiedenen Alter und Zustände verfolgt werden; wehe den Völkern, die die Uhr anhalten, die den Zeiger auf dieser oder jener Stunde, die ihnen gefällt, fixiren wollen! Es ist in der That zum Lachen, Völker sagen zu hören: Ich will bleiben, wo ich bin; der Krieg gefällt mir, rasch das eine; ich liebe das Leben voll Gefahren und Bitterkeiten, das plötzliche Glück, die schnellen Erhöhungen, die Ueberlegenheit der physischen Stärke, die Verachtung des Rechts; ich liebe diese unermeßliche Plünderung Europa's, diese mit den Waffen in der Hand successiv besuchten Hauptstädte, die Gastfreiheit, die dem Soldaten das Schwerdt überall gewährt, wo er erscheint; bleiben wir dabei. — Als wenn darum Krieg geführt würde, damit die Hauptleute Obersten würden, die jungen Leute Wein, Ruhm und Vergnügungen nach Laune hätten, in den Kirchen Te Deum erschallten und in ihren Gewölben Fahnen aufgehangen würden; als wenn der Krieg nicht einen ernsthafteren Zweck zu erreichen, ein größeres Werk zu erfüllen hätte: bald die alte Welt zu concentriren und zu vereinigen, das ist das Werk der römischen Kriege, bald die Revolution von 1789 triumphiren zu machen, das ist das Werk unserer großen französischen Kriege.

Ich liebe den Despotismus, sagt eine andere Nation oder eben dieselbe; ich liebe die Ruhe und die Regelmäßigkeit, den majestätischen Hof, die prachtvollen Paläste. Ist das Alles nicht zehnmal mehr werth, als die Bewegungen des Forums, als die Straßen-Aufläufe und Alles was ihr die Freiheit nennt? — Und während sie so spricht, entreißt sie die Vorsehung ihrer hinbrütenden Ruhe und wirft sie in die Stürme der Freiheit. Und wie, sagen die Pflanzer von Südamerika, wir lieben die Regimenter zur Arbeit disciplinirter Neger, die unermeßlichen Ländereien, die wir durchreiten, die Gewohnheit zu befehlen, die unserm Charakter den majestätischen Stolz giebt, die Muße, die unsern Geist erhebt und uns, nach unserer Meynung, über unsere nordischen Nachbaren eine gesellschaftliche Ueberlegenheit verschafft. — Als wenn die Sclaverei auch nur zum Vergnügen der Herren da wäre, als wenn die Vorsehung erlauben könnte, daß ein Mensch auf diese Weise seinen Interessen und seinen Genüssen das Leben und die Ehre einer so großen Anzahl seines Gleichen opferte; als wenn sie nicht einen Zweck hätte, den sie auf diese Weise erreicht, bald verschiedene Racen einander zu nähern und zu verschmelzen, bald ein Volk zu gründen, einen Staat zu schaffen, der ein neues Werkzeug der Civilisation wird. Während, als die Franken die besiegten Gallier zu Leibeigenen machten, sich aber zu Grafen, Baronen, hohen und mächtigen Herren, so glaubten sie auch, daß die Leibeigenschaft eine definitive, ewige, nie aufhörende Institution wäre. Dennoch haben sich, als einmal, durch die Leibeigenschaft und die Feudalität, die Besiegten und die Sieger eine neue Gesellschaft gebildet hatten und diese Gesellschaft organisirt war, nach und nach die Leibeigenen erhoben, bereichert, emancipirt und aus dieser Verschmelzung der Sieger und der Besiegten, aus der gewaltsamen Form der Feudal-Gesellschaft ist eine durch die Gleichheit aller ihrer Glieder mächtige und starke Nation, die französische, hervorgegangen. Auch in Südamerika können Völker gegründet, Länder cultivirt, Staaten geschaffen werden. Die Sclaverei ist eins der Werkzeuge dazu; darum existirt sie und wahrlich nicht zum Vergnügen der Pflanzer!

Und genügt es nicht, einen Blick auf die Sclaverei zu werfen, so wie sie jetzt ist, um zu sehen, daß dieses kein definitiver Zustand seyn kann? Ueberall in den Ländern, die die Civilisation, auch nur mit den Lippen, berührt hat, überall ist der Glaube an die Sclaverei erschüttert. Weder der Herr glaubt mehr an sein Recht, zu befehlen, noch der Sclave an seine Pflicht, zu gehorchen; die Stärke allein erhält die Sclaverei, die physische Kraft, d. h. dasjenige, was das Wechselndeste und Ungewisseste auf der Welt ist. Wie, Herren immer besorgt für ihr Eigenthum und ihr Leben, Sclaven immer zum Ungehorsam geneigt, der Feuerbrand der Empörung im Hause und im Schooße der Familie, kein Schlaf mehr als unter Zittern für das Erwachen, zwei Feinde unter einem Dache, zwei Feinde, die ihren wechselseitigen Haß kennen, und sich mit Mißtrauen und Zorn beobachten — das wäre ein definitiver Zustand? Das wäre der Zustand der Dinge, dem Gott Dauer geben wollte? Nein, wenn der Sclave sich rührt, wenn der Herr bebt, wenn jeder der Zukunft bang entgegensieht, so geschieht dies, weil beide, der Herr und der Sclave, fühlen, daß die Sclaverei ihrem Ende naht; weil in dieser alten Institution, welche wankt, um zu fallen, niemand mehr mit Sicherheit sich bergen kann.

Bis hierher haben wir die Sclaverei nur an sich selbst betrachtet. Sehen wir nun erst die Verlegenheit, in welche die farbigen Menschen Amerika setzen. Die Existenz der freien Farbigen ist der letzte und entscheidendste Einwurf gegen die Sclaverei. Dies sey der Gegenstand meines dritten und letzten Artikels.

## Dritter Artikel.

Seit dem Tage, wo ein Neger frei wurde, ist die Sclaverei unmöglich geworden. Hören wir, was Herr Murat darüber sagt: „Die Classe der freien Farbigen bringt große Verlegenheit hervor; denn wenn einerseits der gesunde Verstand sagt, daß, einmal frei, sie ganz den weißen Bürgern assimilirt werden müßten, so erhält sie andererseits ein Vorurtheil, das stärker ist, als alle Vernunft, in einem Zustande moralischer Entwürdigung und schließt sie von aller ehrenden Beschäftigung aus; sie sind sehr gefährlich für unsere Sclaven, die ihren Müssiggang beneiden; sie haben unter sich Prediger, die mit religiösen Gesellschaften des Nordens in Verbindung stehen und die nicht aufhören, unsere Neger zu bearbeiten, um sie zum Mißvergnügen aufzuregen. Wenn man in Erwägung zieht, daß das Leben und das Eigenthum jedes Bewohners der südlichen Staaten bei diesen Maaßregeln interessirt ist, so wird man sich leicht überzeugen, daß, constitutionell oder nicht, wie nicht darauf verzichten können, und daß unsere Trennung

von der Union stattfinden würde, wenn man uns dazu zwingen wollte." Wie groß auch die Gewalt der öffentlichen Meynung im Norden gegen die Beibehaltung der Sclaverei seyn möge, so fürchtet doch Herr Murat nicht, daß die Spaltung zwischen dem Norden und dem Süden nah bevorstehe. Der Grund, den er dafür angiebt, bezeichnet die südliche Unverschämtheit, die er ohne Scheu ausspricht: „Die südlichen Staaten sind die stärksten und reichsten. Eine Trennung würde ein härterer Schlag für den Norden als für uns seyn. Seine Schiffe würden eben so gut unsern Taback, unsere Baumwolle, unsern Zucker ausführen; aber sie würden Zoll bezahlen und die Concurrenz der englischen Manufacturen nicht aushalten können. Wir würden fortfahren, uns um wohlfeileren Preis mit allen Bedürfnissen zu versorgen. Der religiöse Enthusiasmus bei einem Yankee geht nicht so weit, um seine Seele auf Kosten seiner Fabriken und seines Handels zu retten."

Man sieht, welches die Bedeutung und das Ziel der Frage der Sclaverei ist: sie läuft auf nichts Geringeres hinaus, als die amerikanische Union zu zerreißen, und das ist noch nicht einmal der größte Fehler. Wirklich, wenn die Union sich trennt, so können die getrennten Staaten mächtig und reich, ihre Bürger glücklich und frei seyn. Aber wenn das Fundamental-Princip der vereinigten Staaten, wenn die Achtung für die Freiheit erschüttert wird, so wird das ein um so gefährlicheres Uebel seyn, als es jeden Staat im Einzelnen verdirbt. Das ist die Wirkung der Sclaverei. Es giebt in den vereinigten Staaten neben der republikanischen Freiheit einen vollständigen Codex der Tyrannei, nicht der Tyrannei im Großen, aber im Detail, was zehnmal schlimmer ist, einer königlichen Tyrannei, die in den Händen der Polizei liegt: ich spreche von den Gesetzen, die die freien Neger betreffen. Führen wir Herrn Murat an: „Kein freier Neger kann ohne Paß reisen;" darüber ist nichts zu sagen; dasselbe trifft uns Weiße in Frankreich und niemand hat, so viel ich weiß, selbst nach der Juli-Revolution, gegen den Zwang der Pässe reclamirt. Aber, was nun folgt, muß uns verwundern: „Jeder Weiße hat in diesem Falle das Recht, ihn zu verhaften und in das erste beßte Gefängniß zu werfen, wo man ihn festhält, wenn er seine Freiheit nicht beweisen kann." Somit ist denn die gesetzliche Präsumtion immer für die Sclaverei; die Freiheit ist die Ausnahme und muß bewiesen werden; jeder Weiße ist in Beziehung auf den Neger Gensd'arm und hat das Recht der Verhaftung.

„Die Kinder folgen immer der Condition der Mutter," ein erfinderisches Mittel, seinen Wünschen freien Lauf zu lassen, ohne zu fürchten, die Souverainität der Weißen anzutasten. Wenn das Kind der Condition des Vaters gefolgt wäre, so hätte jeder enthaltsam leben müssen, wie ein Quäker von Pensylvanien, oder nach Verlauf einiger Zeit hätten sich die Racen verschmolzen: der Weiße hätte die Souverainität nicht behauptet, die von dem göttlichen Recht (droit divin) seiner Haut herrührt. Neger, Farbige, Weiße, alle hätten nur ein Volk ausgemacht; keine Sclaven, keine Freigelassene, keine Herren, keine Casten mehr; alle Welt wäre sich gleich gewesen. Das konnte und durfte sichtlich nicht in einer auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Republik geschehen. Man sehe dagegen die wunderbaren Vortheile der Maxime, daß die Kinder der Condition der Mutter folgen: die Leidenschaften und Wünsche des Herrn, weit entfernt ihn arm zu machen, bereichern ihn; wahrlich, es ist eine sinnreiche Combination.

„Die Todesstrafe trifft den Neger, der einen Weißen angreift oder sich ihm gewaltsam widersetzt." Was heißt, sich gewaltsam widersetzen? Der Weiße schlägt ihn; darf der Neger das erwidern? Nein, dies würde sich gewaltsam widersetzen heißen. Er muß sich daher bei seiner Vertheidigung wohl hüthen, den Angreifer zu verwunden, wie leicht und unbedeutend dies immer seyn möge.

„In den südlichen Staaten ist die Emancipation nur unter der Bedingung erlaubt, daß die emancipirten Sclaven in einer gewissen Frist den Staat verlassen." So zieht denn die Freilassung das Exil nach sich. Das kann auch nicht anders seyn. Wie könnte man neben freien Negern Neger-Sclaven behalten? „Die freigelassenen Neger," fährt Herr Murat fort, „sind einer sehr strengen Polizei unterworfen und an mehreren Orten sehr starken Abgaben und Kopfsteuern. Wenn sie nicht bezahlen können, so werden sie als Sclaven verkauft. Sie können auch verkauft werden zur Bezahlung derjenigen Schulden ihrer Herren, die vor ihrer Emancipation contrahirt worden sind, oder selbst um die Kosten ihrer Gefangenhaltung zu bezahlen, wenn sie, ohne Paß oder Certificat ihrer Freiheit reisend, verhaftet worden sind. Es scheint endlich, daß die ganze Gesetzgebung der südlichen Staaten zum Zwecke habe, diese gefährliche Classe zu vermindern. — Man würde sich gröblich täuschen, wenn man glaubte, daß sie im Norden oder in Neu-England beßer behandelt würden. In dreizehn der vierundzwanzig Staaten haben sie, nach der Constitution, kein Stimmrecht und fast in allen andern giebt es besondere Gesetze, die sie daran hindern. Nirgends, glaube ich, als in Pensylvanien und Newyork, haben sie dieses Recht.

„Einige der südlichen Staaten haben durch sehr strenge Gesetze die Einfuhr der freien Neger verboten (Herr Murat will sagen den Eintritt: das Vieh führt man ein und aus; der Mensch kommt und geht) und sehr harte Strafen darauf gesetzt, wenn sie wissentlich und absichtlich diese Gesetze verletzen. Die Constitutionalität dieser Verfügung hat zu einer Frage Veranlassung gegeben, die noch nicht entschieden ist und die es wahrscheinlich auch noch lange Zeit nicht werden wird. Sie ist zart und niemand will sich gern damit befassen: die Constitution der vereinigten Staaten erklärt, daß jeder Bürger eines Staates in allen Staaten der Rechte genießen solle, welche die einheimischen Bürger haben. Nun ist ein freier Neger von Newyork Bürger dieses Staates und folglich der vereinigten Staaten. Aber ein freier Neger von Süd-Carolina ist weder Bürger dieses Staates noch der vereinigten Staaten. Die freien Neger von Newyork nehmen das Bürgerrecht zu Charlestown in Anspruch. Im Süden setzt man ihnen entgegen, daß sie den freien Negern, nicht aber den Bürgern der Staaten, wo sie sich befinden, assimilirt werden sollen. Bei der Zulassung des Staates von Missuri in die Union, im Jahre 1820 und 1821, gab ein Artikel der Constitution des neuen Staates, der den Eintritt freier Farbigen in seine Gränzen verbot, zu einer langen und gefährlichen Debatte in dem Congreß Veranlassung. Diese Discussion, gemeinhin the Missouri question genannt, setzte die Union in gewaltige Bewegung."

Das sind die Gesetze, welche die vereinigten Staaten auf die freien Farbigen anwenden. Sie gestehen ihnen weder bürgerliche noch politische Rechte zu. Von den äußern Verhältnissen gilt dasselbe. Ich lese, in der Vorrede zur Geschichte von Louisiana von Barbé-Marbois, daß die vereinigten Staaten sich geweigert haben, Haiti anzuerkennen: sie erkennen alle factischen Regierungen an; sie haben Don Miguel anerkannt; aber sie erkennen Haiti nicht an und die weiße Republik behandelt die schwarze Republik, wie der weiße Bürger den farbigen Bürger.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 841. Hamburg. Mittwoch, den 14. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Rirdorf und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Dampfschiffahrt.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(M.)

Die englische Marine hat im Vergleich mit der französischen das voraus, daß die englische Regierung gleich bei der ersten Kriegserklärung ihre Seemacht verdoppeln kann, indem sie die Kauffahrteischiffe ihrer Häfen armirt.

Frankreich kann nur in Folge einer gänzlichen Umwälzung im Seewesen darauf rechnen, seiner Nebenbuhlerin die Herrschaft zur See streitig zu machen — diese Umwälzung aber ist vielleicht schon in der Anwendung der Dampfschiffahrt vorhanden. Wenn einmal, vermittelst irgend einer neuen Erfindung, die Segelschiffe ganz durch Dampfschiffe ersetzt würden, so würde Frankreich, indem es mit Großbritannien zugleich von einem und demselben Puncte ausliefe, zu demselben Ziel gelangen. Demnach muß all unser Streben auf die Vervollkommnung dieser Mittel gerichtet seyn, die allein uns einst dahin bringen können, mit England die Herrschaft über die Gewässer zu theilen.

Die Anwendung des Dampfes, um Maschinen in Bewegung zu setzen, die man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Glück realisirt hat, mußte natürlich auch die Idee erwecken, ein Gleiches mit den Schiffen zu versuchen. Bernouilli war einer der ersten, die darauf verfielen, doch ließ er sich durch die mit einem solchen Experimente verknüpften Schwierigkeiten abschrecken. Minder gelehrt vielleicht, aber dreister als er, ließ ein Engländer, Namens Jonathan Hull, sich im Jahre 1736 ein Erfindungs-Patent auf ein Boot geben, das durch die Kraft des Dampfes in Bewegung gesetzt werden sollte. Selbst ohne Vermögen, hatte er auf fremde Unterstützung und Ermunterung gerechnet, die er aber nicht fand, und deshalb sein Patent ungenutzt lassen mußte. Die Anwendung des Dampfes auf die Schiffahrt schien aufgegeben zu seyn; wenn sich noch einer oder der andere damit beschäftigte, so war es nur theoretisch und ohne allen Versuch, die Sache practisch zu bewähren. Fünfundsechzig Jahre verflossen, seit Herr Hull sich sein Patent genommen hatte, als ein Herr Symington, im Jahr 1802, ein Dampfboot bauen ließ, das er auf dem Canal der Clyde in Schottland benutzen wollte. Die Versuche, die damit angestellt wurden, gelangen vollkommen, nur verursachten die Räder einen starken Wellenschlag, so daß man davon Beschädigung der Ufer des Canals befürchtete, daher dessen Interessenten sich dem Vorhaben des Herrn Symington widersetzten.

Zu derselben Zeit, wo Herr Symington seine Experimente auf der Clyde machte, war Herr Robert Fulton aus Newyork in Europa auf Reisen. Er hatte Gelegenheit, das Boot zu sehen, und den Mechanismus zu untersuchen, der es in Bewegung setzte. Die Engländer behaupten, daß dieses die Veranlassung des Projects gewesen sey, das er nachher in Ausführung gebracht hat. Andere aber, welchen sein thätiger Geist bekannt ist, betheuern, daß er schon lange diesen Plan im Sinne gehabt habe, ehe er nach Glasgow gekommen, und daß er durch die Ansicht des Dampfbootes des Herrn Symington nur in seiner Idee bestärkt worden sey. Dem sey nun, wie ihm wolle, so gebühret ihm unstreitig die Ehre, die Theorie der Dampfschiffahrt vollkommen gelöset und sie practisch angewendet zu haben.

Es war im Monat October des Jahres 1807, als Herr Fulton das erste Dampfboot, das in Amerika gebaut worden, zu Newyork ins Wasser ließ; man sah es bald regelmäßig die Fahrt zwischen Newyork und Albany, Städte, die hundertundsechszig Meilen von einander entfernt liegen, hin und her machen. Dieser Versuch erweckte einen allgemeinen Enthusiasmus; die nächsten Experimente fielen nicht minder günstig aus; so gelangte man zu der Gewißheit, daß die neue Triebkraft bei den großen Schiffen, die den Ocean befahren, anwendbar sey; man folgerte weiter, daß sie auch bei den Kriegsschiffen würde angewendet werden können, und sah nun in der Benutzung des Dampfes für die Segelschiffe eine gleiche Umwälzung voraus, als damals bei der Kriegsmarine stattgefunden hatte, wo man sich zuerst des Geschützes auf der See bedient. Die Amerikaner waren zuvörderst darauf bedacht, sich eine Wehr für ihre Küsten und See'n daraus zu machen. Sie begannen damit, eine Dampf-Fregatte, Fulton genannt, die zweiunddreißig Achtzehnpfänder führte, zu bauen; ihr Verdeck und der Theil, welcher die Räder birgt, waren kugelfest. Im Jahr 1815 sah man eine zweite zu Newyork, die noch weit erstaunenswürdiger war. Sie führte vierundvierzig Kanonen und konnte, wenn der Versuch, sie zu entern, gemacht werden sollte, in jeder Minute vierhundert Töpfe kochendes Wasser über den eindringenden Feind ausgießen. Derselbe Mechanismus setzte fünf- bis sechshundert Piken oder Säbelklingen in Bewegung, die unter den Stückpforten hervorsprangen oder zurücktraten. Wenn sich nun ein solches Kriegsschiff auf hohem Meere seitenwärts ließe, so müßte das bald eine Art des Kampfes zur Folge haben, welche die Zeit und das Geld bedauern ließe, die man auf den Bau unserer jetzigen Kriegsschiffe verwendet hat.

So viel ist gewiß, daß ein Geschwader, welches ganz aus Schiffen bestände, die durch Dampf getrieben würden, einen ungeheuren Vortheil vor den bloßen Segelschiffen voraus haben müßte, weil seine Bewegungen nicht von der Laune des Windes abhängig, und eine Windstille ihm sogar noch förderlich wäre, während sie ihm seinen Feind fast wehrlos überantwortete. Doch sind die Dampfmaschinen bis jetzt noch nicht bei den Linienschiffen angewendet worden.

Der Gebrauch der Dampfböte mußte in den Vereinigten Staaten von Amerika schnell in Aufnahme kommen. Ein Land, dessen Küsten in einer Weite von mehr als fünfhundert Lieues von dem Meere bespült werden; ein Land, das von zahlreichen Flüssen durchschnitten ist, die auf mehrere hundert Lieues ins Innere schiffbar sind; ein Land, das eine Menge See'n hat, die eben so viele kleine innere Meere bilden, mußte



Digitized by Google

schon ein Transportsystem annehmen, das dem gewerbsfleißigen Genie seiner Einwohner so günstig war. Alle seine Häfen, alle seine Flüsse, alle seine Seen waren bald mit Dampfböten bedeckt; ihre Zahl beläuft sich schon auf zwölf- bis funfzehnhundert. Allein auf den beiden Flüssen Mississippi und Ohio giebt es deren drei- bis vierhundert, unausgesetzt mit dem Transport von Waaren und Passagieren beschäftigt.

Die Zahl der Dampfböte ist in England bei weitem nicht so stark als in den Vereinigten Staaten, aber sie mehrt sich mit jedem Tage. Man hat deren so große gebaut, daß sie zur Reise nach Indien gebraucht werden können; aber die Nothwendigkeit, ihre Vorräthe an Holz oder Kohlen oft zu erneuern, und deshalb oft anzulaufen, hat ihre Fahrt fast eben so lang und eben so kostspielig gemacht, als die der Segelschiffe. Auch scheinen die Engländer für die zu weiten Reisen auf ihre Anwendung verzichtet zu haben. Sie haben deren, die von der Themse nach dem Tajo, nach Spanien und dem mittelländischen Meere fahren. Die Kriegsmarine hat deren augenblicklich zwanzig, die dienstfähig und insgesammt mit Kanonen bewaffnet sind.

Die Zahl der Dampfschiffe in England erstreckt sich wohl nicht auf mehr als dreihundert. Bis zum Jahr 1831 sind ihrer nicht mehr als jährlich sieben oder acht gebaut worden. Seitdem trägt die Douane in England aber jährlich an dreißig neue Dampfböte in ihre Register ein. Sie sind in der Regel von hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Tonnen Gehalt; doch sind die, welche der königlichen Marine angehören, größer und meistens von hundertundsechszig Tonnen.

Eben jetzt ist von den Werften der Themse das größte Dampfschiff vom Stapel gelassen, das noch in England gebaut worden ist. Es hat, auf zwei Fuß Unterschied, die Länge des größten Schiffes in der englischen Marine, nämlich zweihundertundsechs Fuß. Die Breite seines Verdecks beträgt siebenunddreißig Fuß, seine Breite außerhalb der Räder fünfundsunfzig Fuß und die Tiefe seines Raumes achtzehn Fuß. Es ist von zwölfhundert Tonnen Gehalt und wird hundertundvierzig Passagierbetten und eine Tafel zu hundert Convertz enthalten. Jede seiner Maschinen ist von zweihundert Pferde Kraft, und seine Bestimmung, die Fahrt zwischen London und Edinburg, die es innerhalb dreißig Stunden zurücklegen wird.

Zu der Zeit, wo man sich in Europa mit der Dampfschiffahrt zu beschäftigen begann, waren alle Angelegenheiten des Seewesens in Frankreich ins Stocken gerathen. Der Militair-Marine waren selbst ihre Offiziere und Matrosen genommen worden, und Napoleon hatte aus ihnen ein Corps für den Landdienst gebildet. Der Augenblick war nicht geeignet, um den Staat oder die Privatleute zu den Kosten zu ermuntern, die zu der Anschaffung der Fahrzeuge und der Maschinen nach dem neuen Systeme erforderlich waren. Inzwischen waren noch vor dem Ende der Regierung des Kaisers einige Dampfböte in Frankreich gebaut worden, und die hohe Meynung, die man seitdem davon gefaßt hatte, ließ erwarten, daß sie dort bald allgemein eingeführt werden würden. Die Friedenstractate, die dem Sturz des Kaiserreichs folgten, erlaubten den Franzosen, ihre älteren Verbindungen zum Theil wieder anzuknüpfen. Die Dampfschiffahrt mußte schon die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen und sie veranlassen, sich über alles, was darauf Bezug hat, bestimmte Aufschlüsse zu verschaffen. Die Anwendung der Dampfmaschinen hohen Druckes, die in den Vereinigten Staaten sehr gebräuchlich sind, ward in Frankreich nur unter der Bedingung gestattet, daß die Kessel erst nach vorgeschriebener Weise geprüft würden. Den bestehenden Vorschriften gemäß dürfen auf den Dampfböten keine gegossene Kessel angewandt werden; sie müssen vielmehr aus geschmiedetem Eisen oder Kupfer angefertigt und mit schmelzbaren metallischen Platten besetzt seyn, damit keine Explosion zu befürchten ist.

Die Verordnungen über die Dampfschiffahrt in Frankreich sind unter 2. April, 1823, 29. October, 1828, 25. Mai 1828 und 25. März 1829 erlassen.

Die Dampfschiffahrt hat in Frankreich noch lange den Umfang nicht erreicht, den sie erreichen kann; doch ist sie daselbst im Fortschreiten: schon sind mehr als hundert Böte für Rechnung von Privatleuten gebaut worden; es giebt deren in den meisten unserer Häfen und auf mehreren unserer Flüsse, die sowohl zur Beförderung von Reisenden als zum Waarentransport benutzt werden. Letzteres ist der Fall mit mehreren für den Dienst zwischen Paris und Rouen. Für die Beförderung von Reisenden giebt es zu Paris erst zwei Böte dieser Art, von welchen das eine bis Montereau, das andere bis Melun geht. Die vielen Krümmungen, welche die Seine unterhalb Paris hat, machen die Entfernungen zuweilen eben so groß, als sie es zu Lande seyn würden, daher Reste Reisemittel denn eine schlechte Speculation ist.

Unsere Häfen am mittelländischen Meere haben auch ihre Dampfböte, die den Küstendienst wahrnehmen und von welchen mehrere nach Corsica und nach Italien fahren. Es gehen deren regelmäßig von Marseille ab und machen die Fahrt nach Neapel, obwohl sie zu Livorno anlegen, in fünf Tagen.

Alle andern Nationen von Europa oder vielmehr der ganzen civilisirten Welt haben den Gebrauch der Dampfböte angenommen; man sieht deren zu Constantinopel und in Alexandrien; die Engländer haben ihrer viele in Indien. Nur fünfundzwanzig Jahre sind nöthig gewesen, um ihren Gebrauch allgemein zu machen.

Die Explosion der Dampfkessel ist dasjenige, was bei der Dampfschiffahrt am meisten zu befürchten ist. Jedes Jahr ereignen sich gräuliche Beispiele dieser Art, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten, wo fast alle Maschinen von hohem Druck sind. Die meisten dieser Unfälle sind die Folge einer Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit des Maschinenaufsehers gewesen; doch können sie auch trotz aller angewandten Vorsicht stattfinden; sie können aus einem Fehler des Metalles, den man unmöglich entdecken konnte, und der selbst bei der angestellten Probe des Kessels verborgen blieb, entstehen. Man ist auf Mittel bedacht gewesen und noch bedacht, um die Gefahren der Explosionen abzuwenden; man hat Kesselformen erfunden, die, wenn sie dieselben auch nicht völlig verhindern können, sie doch mindestens seltener und dann auch nur theilweise machen.

Man hat die Sicherheits-Ventile vervollkommnet und deren Zahl vermehrt; und wenn auch das wichtigste Problem für die Sicherheit der Dampfschiffahrt noch nicht völlig gelöst worden ist, so hat man doch schon ungehoffte Resultate erreicht.

Die Schnelligkeit eines Dampfbootes hängt von der Kraft des Impulses ab, der dessen Rädern durch das Spiel des Pumpenstockes gegeben wird. Dieser Impuls ist um so stärker, als der Dampf reichlicher ist, der in den Cylinder eintritt, wo dieser Pumpenstock spielt. Seine Bildung erfordert einen Kessel, der auch der ungeheuren Kraft gewachsen ist, die er auf dessen Wände ausübt. Je mehr Brennmaterial gebraucht wird, je mehr Dampf und Kraft des Impulses wird geschaffen.

Man hat als Vergleichungsmaaßstab der Wirkung, die sich mittelst des Dampfes erreichen läßt, den angenommen, welchen die Anwendung eines oder mehrerer Pferde geben würde, und so sagt man denn, daß ein Dampfboot vierzig Pferdekraft stark sey, wenn die Wirkung des Dampfes, um es vorwärts zu treiben, dieselbe ist, welche vierzig Pferde schaffen würden, die man, es zu ziehen, vorgespannt hätte. Die Geschwindigkeit eines Dampfbootes wird unstreitig gesteigert, wenn man ihm eine Maschine von größerer Kraft giebt; jedoch bei weitem nicht in dem Verhältniß dieser vermehrten Kraft. Der Sicherheit der Dampfböte und der Sparsamkeit wegen, die man hinsichtlich des Brennmaterials anwen-

Digitized by Google

den muß, sollte man die Schnelligkeit nicht auf den höchsten Grad forciren. Es ist ja schon schnell genug, wenn man auf einem ruhigen Wasser, das keine Strömung hat, stündlich fünf bis sechs Lieues zurücklegt.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß sich aus einem Vergleich der Unfälle zwischen Dampfböten und Segelschiffen ergeben hat, daß die Dampfschiffahrt selbst in ihrem jetzigen Zustande eine größere Sicherheit gewährt, als die Schiffahrt mit den gewöhnlichen Schiffen.

---

## Beschreibung von Benares.

(Aus dem Asiatic Journal.)

(R.)

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des hindustanischen Abergla[u]bens, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Alterthümer und durch die Heiligkeit, die ihr von den bigotten Anbetern Brahmas beigelegt worden ist, als durch die Eigenthümlichkeit ihrer Bauart, durch ihre großen Reichthümer und durch ihre unermeßliche Bevölkerung aus. Sie liegt am linken Ufer des Ganges und zieht sich mehrere Meilen weit längs diesem hin; der Fluß ist etwa dreißig Fuß weit von den Häusern entfernt, und diese stehen durch eine Menge Ghauts damit in Verbindung, die ihre breiten Stufen zwischen phantastischen Gebäuden der grotesksten und sonderbarsten Art zeigen. Die verwitterten Steinmassen, welche sich in dieser enggebauten Stadt übereinander häufen, haben zuweilen so kahle und hohe Wände, daß man in Versuchung geräth, sie für Gefängnisse oder Castelle anzusehen. Andere sind in kleinen Pagoden durchbrochen, mit sieben Stockwerk hohen Häusern dahinter, und dazwischen gothische Thorwege, Thürme und Bogengänge, alles überreich mit Zierrathen, Balconen, Verandahs, Zinnen, Pfostenfenstern, Ballustraden, Thürmchen, Kuppeln, runden und spitzigen Domen, nach dem Geschmacke aller Zeitalter, ausgestattet. Seit der Eroberung der Stadt durch Aurungzebe hat die muselmännische Architectur ihre leichten und zierlichen Bauten mitten unter den schwereren und minder geschmackvollen Werken der Hindus aufgeführt. Ueber einer Moschee, die auf den Trümmern eines heidnischen Tempels erbaut worden, erheben sich die berühmten Minarette, die zu den Wundern der Stadt beigezählt werden. Ihre luftigen Spitzen schießen aus dem dichten Knäuel der Gebäude, in den goldenen Luftraum und bekränzen mit anmuthiger Schönheit den barbarischen Pomp da unten. Trotz seines hohen Alterthums und der ungeheuren Summen, die auf seine Pagoden verwendet worden sind, hat Benares nicht einen einzigen der prächtigen Tempel aufzuweisen, die in den andern Theilen von Indien einen so hohen Begriff von den großen Conceptionen ihrer Gründer geben. Man sieht hier keine pyramidalische Massen aus Quadern, keine riesigen cunischen Wälle aus soliden Backsteinen aufgeführt, die, wie zu Blindadund, das Auge in Erstaunen setzen; keinen Riesenthurm gleich dem zu Cutub-Minar zu Delhi, der Ehrfurcht und Bewunderung einflößt; sondern das Ganze der ungeheueren Stadt besteht aus einzelnen Dingen, die ohne Plan und Regel durcheinander geworfen sind, aber dennoch in Gemeinschaft eine architectonische Ansicht der auffallendsten und imponirendsten Art geben. Unter manchem, das sonderbar und phantastisch ist, giebt es eine Menge Dinge, die von einem reinen und eleganten Geschmack zeugen, und die kleinen antiken Pagoden, deren es nach allen Seiten in großer Anzahl giebt, sind bewunderungswürdig schön. Die verschwenderischen Zierrathen an Bildhauerarbeiten in Stein, womit sie so reich geschmückt sind, geben Zeugniß von der Geschicklichkeit und den Talenten der Künstler jener Zeit, und in der ganzen Stadt bekundet sich in der Ausschmückung der Häuser ein besserer Geschmack, als in der Regel bei den Privatgebäuden Indiens gefunden wird. Man sieht weniger die aus Lehm gebackenen Elephanten und mißförmigen Kamehle mit runden Thürmen von Backsteinen auf dem Rücken, die auf den vorspringenden Karnieſen der Wohnungen der mittleren Classen paradiren. Die eleganten Zierrathen aus Holz und Stein, die in Fülle über der Façade der Wohnhäuser angebracht sind, erinnern an Venedig, womit Benares auch sonst noch Aehnlichkeit hat, indem eine oder ein paar seiner engen Straßen durch bedeckte Gänge mit einander verbunden sind, die der weltberühmten Seufzerbrücke ziemlich gleich kommen.

Die Aussichten zu Benares vom Flusse aus, sind höchst reizend und bieten eine endlose nie ermüdende Abwechselung im Scenischen dar, dessen Effect durch die vielen Bäume, deren üppiges Laubwerk zwischen den Terrassen der angränzenden Gebäude hervorschimmert, noch sehr erhöht wird. Wenn man in einem Boote den Strom hinuntertreibt, so zeigt sich dem Auge eine fast endlose Folge von interessanten Gegenständen. Durch die lichten Räume zwischen dem Castell und dem Pallaste, dem Tempel und dem Serail, bekommt man einen Lichtblick von den Gäten und Bazars, die sich landeinwärts ausdehnen; ein offenes Thor zeigt den terrassenförmigen Hof irgend eines reichen Adelichen; lange klosterähnliche Corridors führen zu den abgesonderten Gräbern des Zenana, und kleine vorspringende Thürmchen, die oben an einem hohen und düsteren Gebäude angebracht sind, scheinen die Wachethürme eines Feudalschlosses zu seyn. Die Ghauts sind buchstäblich zu jeder Stunde des Tages wimmelnd belebt, und jede Bucht, jeder Platz zum Anlegen ist gedrängt voll Fahrzeuge jeder Art, die insgesammt in Form und Effect höchst malerisch sind. Ein Dutzend Budgerows liegt auf der einen Stelle vor Anker; das leichte Böhlio hüpft auf einer andern Stelle des gekräuselten Stromes; eine glänzende Pinnasse erhebt ihre buntgeschmückten Masten auf einem dritten Platze, während große Patolas und andere plumpe einheimische Fahrzeuge mit Baumwolle oder andern ebenfalls vielen Raum einnehmenden Artikeln beladen, den Fluß in der Nähe eines stark besuchten Werfts verengen. Einige leichte Schaluppen gleiten unausgesetzt über den schimmernden Strom hin, und Segel, weiß und blendend, auch dunkel saffranfarbig, manche stark ausgeflickt und so bekundend, daß sie schon manchen Sturm bestanden haben, zeigen sich in allen Richtungen.

Keine Beschreibung, wie geschickt sie auch abgefaßt seyn mag, ist im Stande, auch nur einen schwachen Begriff von den außerordentlichen Eigenthümlichkeiten eines Platzes zu geben, der im Osten nicht seines Gleichen hat. Obgleich ganz orientalisch, ist er doch himmelweit von all den andern Städten Hindustans verschieden, und nur aus bildlichen Darstellungen läßt sich eine einigermaßen richtige Vorstellung von dem Gemisch des Schönen und Grotesken gewinnen, welches, bunt übereinandergehäuft, das wundersame Gemäuer bildet, das sich zu Benares, längs den Ufern des Ganges ausdehnt. Es ist sehr zu bedauern, daß noch nie ein Panorama von dieser merkwürdigen Stadt gegeben worden ist, so wie auch, daß die köstlichen Zeichnungen des Herrn Daniell, eines Künstlers, der schon so lange und so thätig beschäftigt ist, die Wunder der Natur und Kunst von Indien abzubilden, noch nicht in jedermanns Händen sind.

Noch nie ist es einem Europäer eingefallen, seinen Wohnsitz in der engen und übervölkerten Stadt Benares aufzuschlagen; die militairische und Civil-Station liegt ungefähr zwei Meilen davon entfernt, und wird in den andern officiellen Documenten Sirole genannt. Die Garnison, die aus ungefähr drei Regimenten Eingeborner und einem kleinen Artillerie-Train besteht, wird von einem Generalmajor befehligt; einige Meilen weiter weg, zu Sultanpore, ist auch ein Corps Cavallerie aus Eingebornen stationirt. Der Civil-Aemter giebt es viele und glänzende zu



Digitized by Google

Sitze; in früheren Zeiten, als noch die Münze dort war, war die Zahl der europäischen Einwohner noch bedeutend stärker. Man giebt den gewöhnlichen Lustbarkeiten einer Mofussil-Station, als: Bälle, Privat-Theater, Gastgebote ꝛc. dann und wann Abwechselung durch Besuche in der Stadt. Wenige der vielen Reisenden, die diesen Distrikt passiren, versäumen es, in das Innere einer Stadt einzudringen, die so weltberühmt ist.

Die Umgegend von Benares hat nichts sehr Auffallendes oder Schönes; die Cantonnirungen zeichnen sich in nichts vor den andern militairischen Stationen aus; sie sind flach, und würden häßlich seyn, wenn sie nicht von Allee'n umgeben wären. Aber eben über die Militair-Linien hinaus, der Stadt zu, wird das Land interessanter: mehrere sehr schöne muselmännische Grabmäler zeigen die Verbreitung eines fremden Glaubens in Brahma's geheiligtem Geburtsorte, und die Entweihung dieser heiligen Stätte bekundet sich noch entschiedener in dem öffentlichen Feilbieten von geschlachteten Thieren in den Fleischerbuden. In früheren Zeiten wurden hier nur Menschenopfer geduldet, und als die Briten zuerst Besitz von Benares nahmen, da hielten sie es für rathsam, keine Ochsen und Kälber zu schlachten; jetzt ist dort aber Rind- und Kalbfleisch in Ueberfluß zu haben, und die Hindus haben sich bereits an die Ermordung der Lieblingsgeschöpfe der Priester gewöhnt, wenn sie solche auch nicht gutheißen. Eine lange Vorstadt, aus einzeln liegenden Häusern von sonderbarer Bauart bestehend, die mehr oder minder im Verfall sind, sich aber inmitten von Bäumen und blühenden Gesträuchen ganz malerisch ausnehmen, führt zu dem Stadtthore, und durch eine kurze aber breite Allee gelangt man dann zu einem großen irregularen Viereck. Von hier ab ist alles europäische Fuhrwerk nicht weiter zu gebrauchen, und man muß entweder einen Elephanten besteigen, oder sich in einen Ton Yanes setzen lassen, oder auch zu Fuß gehen, welches Letztere früh Morgens, ehe die Volksmasse der Stadt auf den Beinen ist, das Beste ist, wenn man die Tempel besuchen will.

Bei Tagesanbruch ist Benares minder belebt als irgend eine andere Stadt von gleicher Größe; nur einige Schornsteinsrgee zeigen sich in den Straßen; alle Häuser sind verschlossen und lassen die Menge nicht ahnen, die darin verborgen ist. Zu dieser frühen Stunde sind die Straßen sehr sauber, auch ist die Luft in der Stadt dann kühler und frischer, als man es bei ihrer Enge und starken Bevölkerung glauben möchte. Ihre thierischen Bewohner werden mit dem ersten Strahl der Sonne wach; die brahminischen Bullen wandern in den Straßen umher, die Affen springen von einem Karnies auf das andere, und ganze Flüge von Tauben und Papageien durchkreisen die Lüfte. Sobald es heller Tag geworden ist, ziehen die Priester nach den Tempeln und man sieht die Frommen geheiligtes Wasser aus dem Ganges holen, um es den Götzen zuzutragen. Vor den Thüren der Pagoden nehmen Leute Platz, die Blumen in Körben zum Verkauf ausbieten. Lange Gewinde von scharlachrothen, weißen oder gelben Blumen scheinen am gesuchtesten zu seyn und werden von den Frommen als Opfergaben für ihre Götter gekauft; auch wird der Fußboden der Tempel mit Blüthenschätzen bestreut, und dieses ist das einzige Liebliche, was der Cultus der Hindus hat. Das zu reichlicher Wassersprengen, der Schwarm schmutziger religiöser Bettler, und das unaufhörlicher, ohrenbetäubende Geschrei „Ram! Ram!“ schlagen bald einen jeden Europäer, der nicht seiner Liebhaberei für Alterthümer wegen Stich hält, in die Flucht. Das Observatorium und die Minarets sind die Hauptanziehungspuncte für diejenigen, die nur das Ausgezeichneteste von Benares sehen wollen; wer aber an den häuslichen Verrichtungen der Eingebornen Gefallen findet, wird sich auf dem Wege dahin ergötzen, wenn die Läden und Werkstätten geöffnet werden und das geschäftige Leben beginnt, das um zehn Uhr seinen höchsten Grad erreicht hat.

Die reiche Waare, an welcher die Stadt einen Ueberfluß hat, ist den Vorübergehenden sorgfältig verborgen; aber in den Schneider-Werkstätten bekommt man einige der kostbaren Producte aus den Nachbarländern, das heißt, prächtige Shawls, zu Gesicht, die hier ausgebessert und den Unkundigen nachher als neue, die eben von Thibets Webestühlen gekommen, verkauft werden. Am meisten aufgeschmückt sind die Boutiken der Kupferschmiede, die von kupfernen und messingenen Gefäßen jeder Art, sowohl für den häuslichen Gebrauch als für die Tempel, glänzen. In jeder Straße sieht man einen Wechsler sitzen, der hohe Stapel Kauris vor sich stehen, und Beutel mit Silber und Kupfer unter den Ellenbogen hat. Diese Leute machen bedeutende Geschäfte; sie berechnen beim Wechseln 1 pCt. für ihre Mühe und treiben auch argen Wucher mit dem Ausleihen ihrer Gelder zu ungeheuren Zinsen. Neben ihnen sieht man Conditors, umgeben von den vielbegehrten Süßigkeiten, auch oft noch beschäftigt, sie anzufeuchten. Auch die Färber und die Punkah-Fabrikanten betreiben ihre Geschäfte bei offenen Thüren, und die Häuser der ersteren zeichnen sich durch ausgesteckte Stangen, an welchen buntgefärbte Tücher wehen, aus.

---

## Moralische und politische Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Achill Murat.

(Beschluß.)

(2.)

Jetzt möge der Leser wohl bedenken, welche wichtige Erschütterungen die Sclaverei an den Fundamental-Principien der vereinigten Staaten, im Innern und im Aeußern, bewirkt. Er frage sich, welche Wirkung ein solcher Codex von Tyrannei neben dem Codex der Freiheit auf den Geist des Volkes hervorbringen muß. Ist dieser Contrast ohne Gefahr? Setzt man sich ungestraft auf eine so in die Augen springende Weise mit sich selbst in Widerspruch? Ich weiß wohl, daß sich der Weiße durch die Farbe seiner Haut gegen die Inquisitorial-Polizei beschützt glaubt, die hart neben seiner Freiheit lebt; ich weiß wohl, daß seine Gleichheit von Weißen zu Weißen glaubt, daß sie nichts zu fürchten habe von der Nachbarschaft und der Contraction der herabwürdigenden Ungleichheiten, die auf dem farbigen Menschen lasten; aber weiß er, was die Zukunft birgt? und wenn jemals ein Tyrann sich in diesem Lande erhöbe, wo die Freiheit nicht gemeines Recht ist, ist dann nicht sein Codex der Tyrannei schon gemacht und seine Apologie nicht schon fertig?

Wenn man den Zustand der Freigelassenen zu Rom mit dem Zustand der freien Farbigen von Amerika vergleicht, so fühlt man sich von der Verschiedenheit zwischen denselben ergriffen. Die Freigelassenen zu Rom waren nicht in Gefahr, sie machten nicht eine Nation für sich aus. Die Freigelassenen hatten einige Verpflichtungen gegen ihren alten Herren zu erfüllen; aber ihre Söhne waren vollkommen frei. Die Ungleichheit dauerte nicht von Geschlecht zu Geschlecht fort, wie bei den Farbigen. Hätte auch der Farbige sechszehn Ahnen der Freiheit — gleichviel, er wird dennoch nie dem Weißen gleichgestellt werden. Der ursprünglich Flecken der Sclaverei verliert sich nie; er geht unauslöschlich über und fährt fort, den Herren und den Sclaven zu trennen und zwei feindliche Völker daraus zu machen. Der Unterschied der Farbe ist da, um den Unterschied des Zustandes zu constatiren, um zu proclamiren, daß es zwei verschiedene Racen giebt, die eine herrschend und triumphirend, die andere

Digitized by Google

sclavisch und erniedrigt. Zu Rom fand nichts Aehnliches statt. Sclaven und Herren waren von derselben Race und von derselben Farbe. War die Freilassung einmal erlangt, so verschwand der Abstand zwischen Sclaven und Herren bald.

Als Rom, nach dem Sclavenkriege, die Freilassungen vervielfachte, entging es auf diese Weise der Gefahr der Sclaverei und hat sie nicht von Neuem geschaffen. Wenn die Pflanzer dagegen, um den Gefahren der Sclaverei zu entgehen, Freigelassene machen, so ändern sie; da sie ihnen nicht mit der Freiheit auch die Gleichheit geben, nur den Namen ihrer Feinde, das ist Alles. Rom machte sich, durch seine Freilassungen, neue Bürger, zwar, ich bekenne es, eben so feig, eben so unfähig, es gegen die nordischen Barbaren zu vertheidigen, als die seinigen; aber es machte doch mindestens Bürger daraus, die dasselbe Interesse und dasselbe Loos hatten. In Amerika machen die Freilassungen keine Bürger, sie verhüthen die Sclaven-Aufstände nicht, sie geben ihnen vielmehr in den freien Farbigen Häupelinge.

Dieser Unterschied in den Folgen der Befreiung rühet von dem Unterschied des Princips der Sclaverei bei den Alten und in Amerika her. Bei den Alten hatte die Sclaverei nichts Erniedrigendes. Es war keine Lage, die dieser oder jener Menschen-Race, den Schwarzen mehr als den Kupferfarbigen, den Kupferfarbigen mehr als den Weißen aufbehalten gewesen wäre. Die Sclaverei war ein Loos, das jeden treffen konnte. Es war eine Krankheit, welcher jedermann ausgesetzt war, ohne dadurch entehrt zu werden. Ein Grieche, ein Philosoph, war zum Sclaven gemacht worden, und niemand verwunderte sich darüber. Die Sclaverei war ein Zustand der Menschheit; wie man das Fieber und die Pest bekommt und davon genest, so sah man Menschen, die Sclaven gewesen und es nicht mehr waren, Menschen, die heute frei waren und die morgen eine Seereise, ein Zusammentreffen mit Piraten oder jeder andere Zufall zu Sclaven machte, und das schien ganz natürlich. Was würden wir jetzt sagen, wenn man uns meldete, daß einer unserer Freunde zum Sclaven gemacht worden sey? Da die Sclaverei in der Gesellschaft des Alterthums alle Welt treffen konnte, so entehrte sie niemand; sie stand auf gewisse Weise mit der übrigen Gesellschaft auf gleichem Fuße und man kam von der Freiheit zur Sclaverei und von der Sclaverei zur Freiheit ohne erschütternde Katastrophe; es war ein Unterschied des Zustandes und des Verhältnisses zum Staate, nicht der Race; die einen waren Sclaven und die andern Herren, wie die einen arm und die andern reich waren.

In Amerika dagegen ist die Sclaverei das Loos einer besondern Race, die ihre Haut von den übrigen Bewohnern scheidet und die Freilassung selbst stürzt die Scheidewand nicht um.

Hierauf kommt nun immer meine Bemerkung über das Schicksal Amerika's zurück: es ist eine neue, obgleich von unserm alten Europa vererbte Gesellschaft und diese neue Gesellschaft fängt an, wie alle Gesellschaften angefangen haben. Das ergiebt sich selbst aus der Art seiner Sclaverei. Sie hat die Sclaverei nicht von der römischen Gesellschaft angenommen, sondern von den Urgesellschaften, die Sclaverei der Racen. In der Urgeschichte ging die Sclaverei von Nation zu Nation; so das Verhältniß der Heloten zu den Lacedämoniern. Bald wurde die Sclaverei individuell; es war nicht mehr ein Stamm, für immer zur Sclaverei verdammt, es war dieser oder jener Mensch; das ist der erste Fortschritt: dann, nach der großen Eroberung der Barbaren, verwandelte sich die Sclaverei in die Leibeigenschaft; der Mensch war an einen Fleck der Erde statt an einen Herrn gebunden; die Unterwerfung war minder knechtisch: das war ein zweiter Fortschritt. Endlich machte sich die Erde selbst frei und die Sclaverei verschwand. Das ist der Gang der Sclaverei. Amerika hat ohne Zweifel gedacht, daß nur für die Weißen die Sclaverei sich vermindert und aufgehört hätte, aber daß sie für die Schwarzen noch in ihrer ersten Kraft sey, als Sclaverei der Racen, als Sclaverei der besiegten Volksstämme, den siegenden Tribus gegenüber. Von diesem Standpuncte aus scheint es die Sache genommen zu haben.

Ich habe mich vielleicht zu lange aufgehalten, um gegen Herrn Murat die Frage der Sclaverei und der Freilassung zu discutiren; inzwischen sey, bevor ich schließe, mir noch ein Wort erlaubt. Er ist Bürger der vereinigten Staaten, Bürger eines der jüngsten Staaten von einem selbst sehr neuen Reiche. Wie soll ich es nun machen, um ihm zu sagen, daß, trotz aller dieser Ursachen der Neuheit, er mir retrograden Meynungen zugethan scheint. Herr Murat hat auch sein altes Regime, das er anbetet; dieses alte Regime ist aber, ich eile es zu sagen, nicht das Regime Bonaparte's. Nirgends sehe ich bei Herrn Murat das Bedauern durchblicken, nicht mehr Kronprinz beider Sicilien zu seyn und ich wünsche ihm dazu Glück; das alte Regime des Herrn Murat ist von älterm Dato; Murat scheint sich dem Heidenthume und dem Regime der griechischen Republiken zuzuneigen. Er ist Heide, ich kann den Vorwurf, den ich ihm zu machen habe, nicht anders erklären; denn dieser Glaube an die Ungleichheit der menschlichen Racen, diese Verachtung des Negers, ganz gleich der Verachtung des Griechen gegen den Barbaren, diese Liebe zu dem vornehmen Müssiggang, den die Sclaverei dem Herrn gewährt, dieser Widerwille gegen bezahlte Arbeit, ist nach meiner Meynung nichts als Heidenthum; das erinnert ganz an die edlen Züge der alten Republiken, die sich durch die Ausübung mechanischer Künste in der Gesellschaft des Alterthums entehrt geglaubt haben würden; die Handwerker und Taglöhner waren Sclaven.

Es ist Heidenthum, in der Sclaverei ein Mittel zu sehen, den Herren größere Fähigkeit für alle Künste und höhere Ausbildung aller Talente zu verschaffen und wenn, im Capitel der Künste und der Literatur in Amerika, Herr Murat mit Enthusiasmus die schönen Tage Griechenlands schildert, „die Spiele der Palestra, wo die Jungfrauen Lacedämoniens „ohne überflüssige Kleidungen kämpften, den Circus, wo alles zu den „Sinnen und der Einbildungskrafe sprach, die Phrynen, die Laïs, die „Aspasien;“ wenn er sagt, „daß, so lange man nicht ähnliche Sitten hat, „Amerika nicht mit den Künsten Griechenlands wird rivalisiren können;“ wenn er die amerikanische Pruderie lächerlich macht, die, in einem Gemälde, „nicht über den Knöchel oder den Ellenbogen hinaufschauen will,“ so ist das, nach meiner Ansicht, abermals Heidenthum und außerdem weiß ich nicht, ob Herr Murat, indem er so spricht, nicht unwillkührlich an das Land der Pflanzer denkt, an das Land, „wo die Maaieren von einer „vollkommenen Zierlichkeit und die Geister außerordentlich gebildet sind, „an dieses Land der Staatsmänner, der Redner von Amerika und das „vielleicht auch das Land seiner Künstler seyn wird. Haben in der That „die Sitten daselbst nicht die Freiheit Griechenlands, den schönen Künsten „so günstig? Die Bälle der Quaeteronnen von Neu-Orleans,“ wo die freien farbigen Weiber allein zugelassen werden, um die Ehre zu haben, mit ihren gnädigen Herren, den Weißen, zu tanzen, von wo die farbigen Männer aber streng ausgeschlossen sind, und das wahrhafe magische Schauspiel von einigen hundert Frauen, die alle hübsch, geschmackvoll gekleidet und von allen Nuancen sind, vom Caffee bis zur Milch, bis zum zartesten Weiß, versammelt in prächtigen Sälen, welche Leute der besten Gesellschaft besuchen,“ giebt dieses alles nicht Südamerika ein wenig die Inspicationen von Phrynen und Aspasien, die Herr Murat so sehr zurückwünscht? Aber ist das Alles nicht ein wenig heidnisch?

Das alte Regime des Herrn Murat ist daher Griechenland und sein sociales Zustand; Herr Murat findet alles dieses in den südlichen Staaten, die Muße des Bürgers in der Ruhe des Pflanzers und die Aspasien

Digitized by Google

in den Quartieren von New-Orleans. Daher seine Liebe für die südlichen Staaten und ihre Constitution; daher aber auch, nach meiner Meynung, die Unmöglichkeit, daß diese Staaten eine Constitution intact erhalten können, die das vorzeitliche Regime des alten Griechenlands erneuert und ganz, wie jenes Regime, auf die Sclaverei gegründet ist.

---

## Unterhaltungen von Lord Byron mit der Gräfin Blessington.

Paris. 1 Band in 8.

(2.)

Das erstemal, daß Lady Blessington Lord Byron sah, war zu Genua 1822. Das Leben des großen Dichters war zu dieser Zeit schon ganz vollendet; es blieb ihm nichts mehr in dieser Welt zu unternehmen übrig, außer seine Reise nach Griechenland. Diese Pause eines Tages in dem Leben des Lord Byron, nachdem er alle seine Gedichte, alle seine Scandale, alle seine Liebschaften beendigt hatte, nachdem alle seine Feinde ausgerottet, sein Testament gemacht, seine Denkwürdigkeiten geschrieben waren, nachdem er, nach ihrem wahren Werthe, alle seine Freunde beurtheilt, ausgenommen seinen Freund Thomas Moore, denselben, der so unwürdig das Zutrauen und den Haß, die Empfindlichkeit und die geeechte Rache des Dichters verrathen sollte: dieser Augenblick, ich will nicht sagen, der Ruhe im Leben des Lord Byron (geruht hat er niemals), aber sein Anhalten mitten in Italien, als er schon seinen Blick nach Griechenland gewendet, ist gewiß eine denkwürdige und des Studiums werthe Epoche. Da überdies hören die verstümmelten Denkwürdigkeiten des Lord Byron auf. Eine vornehme englische Dame, Frau eines großen Geistes, selbst von gesundem Verstande und großem Muthe, da sie gewagt, Lord Byron ins Auge zu sehen und aufrichtig mit ihm zu sprechen, Lady Blessington hat die Biographie unsers Helden jener Epoche geschrieben, eine unvollständige, fragmentarische Biographie, ohne Anfang und Ende, voll von Saccasmen und Liebesworten, von Reue und Enthusiasmus, zierlich, abgeschmackt, leidenschaftlich, mit einem Wort so, wie das Leben des Lord Byron seyn mußte, als er einmal fühlte, daß sein Schicksal vollendet sey. Man wird nicht ohne große Theilnahme das Buch dieser Frau lesen, das sie betitelt hat: Unterhaltungen von Lord Byron.

Die erste Wirkung, die Lord Byron auf den Geist seiner schönen Landsmännin hervorbrachte, mußte dem Dichter, der so eitel auf seine Person war, nicht eben angenehm seyn. Durch seine poetische Glorie von Weitem gesehen, unter dem Mantel von Don Juan, war Lord Byron der Lady Blessington größer, imponirender, würdiger, melancholischer, heldenartiger erschienen. Was indessen dem Menschen noch übrigblieb, ließ sehr gut den Dichter erkennen. Sein Kopf war schön und wohlgebaut, seine Stirn offen, hoch und edel; seine Augen, grau und voll Ausdruck, waren von ungleicher Größe, seine zu große Nase war schöner im Profil als von vorn, sein Mund bewundernswürdig, schön geformt, stark, spöttisch und stolz ohne Affectation, mit weißen, gut geeichten Zähnen; dieses ganze Gesicht war blaß und mager, aber von der braunen Blässe, die zu schwarzen Haaren so gut steht. Das war der ganze Dichter. Seine Kleidung, die sich unsere jungen Leute sehr fashionable denken, sein Pferd, das man sich sehr schön vorstellt, sein Hausgeräthe, das man nach den Beschreibungen seiner Gedichte beurtheilt, alles das hat niemals existirt; das sind eitle Träumereien seiner Einbildungskraft und der unsrigen. Man hätte glauben können, Lord Byron hätte seine Kleider fertig bei einem ganz schlechten Schneider gekauft. Sein Rock war viel zu weit. Was seine Art zu reiten betrifft, so thut es mir nochmals leid für unsere Dandy's mit langen Bärten und gelben Handschuhen, die sich für lauter Byrons halten, sagen zu müssen, Lord Byron saß schlecht zu Pferde; er bediente sich eines Sattels à la hussarde und sein Pferd war mit dem verschiedensten Geschirr bedeckt; sein Reiter-Costume war übrigens nicht minder außerordentlich als seine Stadt-Kleidung.

Stelle man sich dann den Sänger der Lara in einer Jacke und Pantalon von Nankin vor, beides durch die Wäsche beträchtlich eingelaufen. Die über die Brust sehr eng gewordene Jacke war in Gelb gestickt und mit drei Reihen Knöpfen versehen; der ebenfalls sehr enge Rücken und die Aermel hatten einen Schnitt, wie man beides funfzehn Jahre früher trug. Diesem Aufzuge füge man nun noch eine niedrige schwarze Halsbinde, eine Mütze von dunkelblauem Sammet, Nankin-Kamaschen und eine blaue Beille auf der Nase hinzu, so sieht man Lord Byron zu Pferde, nach dem Leben gemalt. Als Reiter war Lord Byron furchtsam; bei jedem falschen Tritte, den sein Pferd machte, und es stolperte oft, hielt er es an; er ritt überhaupt immer im Schritt, sobald der Weg nur ein wenig uneben war. Das ist denn ein Bild, das den eleganten Reitern nicht zusagen wird, die stolz einhergalloppiren, keine Jacken und Pantalons von Nankin tragen und deren Pferde nur selten stranchein.

Was die Wohnung des edlen Lords betrifft, so war sie seines Reiter-Costumes würdig. Es ist unmöglich, einen gemeinern Geschmack in Allem, was Toilette, Equipage und Geräthe der Umgebung betrifft, zu haben. „Ich hatte Gelegenheit, sein Bett zu Genua zu sehen," sagt die Gräfin in ihrer sittsamen englischen Sprache, „es war das gröbste und alltäglichste, „das man sich nur denken kann; die Vorhänge waren von dem schlech-„testen Geschmack; unter dem Kopfkissen las man den Wahlspruch der „Familie: Credo Byron. Die einzelnen Stücke des Bettes, Decke und „Ueberzüge, standen mit den Vorhängen im Verhältniß."

Man kann nicht glauben, wie sehr mich diese Zeilen erfreut haben. Seit langer Zeit war ich es müde, aus Lord Byron einen Mann der Mode, einen Dandy, einen eleganten Pflastertreter und Reiter gemacht zu sehen. Byron sank in meinen Augen, wenn ich mir ihn so mit dem Stall, mit Wagen, Pferden, Schneidern und allen den lächerlichen Nichtswürdigkeiten beschäftigt dachte. Ich liebe Lady Blessington, weil sie, ohne es zu wollen, Lord Byron von dieser Seite gerechtfertigt hat. Ja, Lord Byron wußte weder den Schnitt eines Rockes anzuordnen, noch ihn zu tragen; ja, er verstand nicht, ein Pferd anzuschirren und aufzuzäumen — nicht, ein Zimmer zu meubliren; er hat es lernen wollen und nicht gekonnt. Er hat gesagt, daß er es wüßte, und er hat gelogen. Immerhin hat er seine Grafenkrone an seine Vorhänge heften mögen, sie hat sein Bett nur lächerlicher gemacht, ich bin ganz glücklich darüber in seinem Namen; Lord Byron ist immer weniger Lord als Dichter gewesen; sehe man ihn unter die letzteren und lasse seinen Namen unter den Lords aus, streiche man ihn ganz aus der Liste der Dandys; Byron ein Dandy, ein Reiter nach der Mode, ein Kenner der Kleider und Tapeten — großer Gott!

Kommen wir nun, nach dieser Einleitung und Herzens-Erleichterung, auf die Unterhaltung Lord Byrons. Man erinnere sich, daß zu der Zeit Lord Byron keine Verse mehr schreibt, daß alle Poesie, der ganze Schmerz seiner Seele in seinen Reden sich ausgießt. Wie dankbar müssen wir der Lady Blessington seyn, daß sie sie uns erhalten!

Man fühlt wohl, daß, da es sich von einer einfachen Unterhaltung über Gegenstände aller Art handelt, ich nicht mehr Logik hineinbringen kann, als Lord Byron selbst gethan hat. Wir wollen daher diese Conversationen nehmen, wie sie von einem Tage zum andern vorgefallen sind.

Die erste Person, von welcher er, nach mehreren flüchtigen Spöttereien über mehrere seiner Freunde, spricht, ist Lady Byron; „Ich

Digitized by Google

habe viele Epigramme auf sie gemacht," sagt er, „aber die Sarcasmen waren nun verkehrte Liebe in meinem Herzen und ich bereue es, dieses arme Herz dem Publikum geöffnet zu haben."

Am folgenden Tage sagte Lord Byron, indem er von der schönen italienischen Gräfin Guiccioli sprach: „O, sie ist eine freigebige und hochherzige Frau; sie ist edel, sie hat mir alle möglichen Opfer gebracht, hat ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um mich zu hindern, den Don Juan zu beendigen, oder mindestens um zu machen, daß ich ihn verbessere." Und als Lady Blessington ihm zu verstehen gab, daß die Gräfin Guiccioli wohl unglücklich mit ihm seyn könne, so antwortete er: „Sie haben recht; mein Geschmack und meine Gewohnheiten sind wenig geeignet, das Glück einer Frau und noch weniger das einer Italienerin zu machen. Ich liebe die Einsamkeit und bei meiner Geliebten bin ich zerstreut, mürrisch und finster. Ich bin davon überzeugt und, sehen Sie, das kommt daher, daß in dem poetischen Temperament etwas liegt, was das Glück stört. Wehe derjenigen, welche einen Dichter liebt! aber wenn sie vor ihm stirbt, so ist sie hinlänglich gerächt!"

Ein andermal theilt er der Lady Blessington einen Brief mit, den ihm ein Herr Sheppard schreibt. Dieser, ein ehrlicher Engländer und guter Christ, hat in London eine Frau verloren, die er liebt, die jung, schön, etwas gefallsüchtig aber tugendhaft war. In den Papieren dieser seiner verstorbenen Frau hat Herr Sheppard ein Gebet gefunden, das diese für die Seele des Lord Byron an Gott gerichtet; es ist unmöglich, etwas Rührenderes (und wahrlich auch Originelleres) zu lesen, als das Gebet der Madame Sheppard.

„O Gott!" sagt die arme Frau kurz vor ihrem Tode, „der Glaube, „den ich an Dein Wort im Herzen trage, giebt mir den Muth, Dich „für das Heil eines Mannes anzuflehen, der mir noch jüngst die leb„hafteste Theilnahme eingeflößt. Möchte der, den ich Dir hier nenne, „aber nur in meinem Herzen (und der jetzt, wie ich wohl glauben will, „eben so berühmt ist durch die Vergessenheit Deiner, als durch die aus„gezeichneten Talente, mit welchen Du ihn ausgestattet), endlich erweckt „werden durch das Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, daß er „den Seelenfrieden von Dir erbitte, welchen die Religion gewährt und „den er nicht in den Freuden und dem Glück der Welt hat finden „können! Mache, o Gott! daß das Ende seines Lebens mehr Gutes „bewirke, als seine Schriften und seine Jugend Böses gethan haben! „Möge die Sonne Deiner göttlichen Weisheit einst, wie ich hoffe, über „seinem Haupte leuchten und ihn her Licht und wohlthätige Wärme „genug verbreiten, um alle Wolken zu zerstreuen, die sein Leben um ihn „aufgethürmt." So ist die sanfte und furchtsame Lucy Sheppard betend für einen Mann gestorben, den sie nie gesehen hatte; und, sagt Lord Byron, mit Thränen in den Augen: „kann es für mich wohl etwas Süßeres geben, als ein so aufrichtiges und herzliches Gebet für mich von einem so außerordentlich guten Wesen auf dem Todtenbette, für das Heil eines Wesens, an dem drei Viertheile seiner Landsleute verzweifeln haben."

Und ohne auch seinerseits Lucy Sheppard gesehen zu haben, betete Lord Byron sie an, wie man einen Engel anbetet. Er stellt sie sich vor mit einem beweglichen, aber dabei friedlichen, denkenden, fast träumerischen Gesicht, das lächeln zu wollen scheint, einem Mondschein auf Schnee, wie Moore sagt. Lord Byron hat gewiß diesen Abend, nach seiner Heimkehr, noch mehr als eine Thräne vergossen.

Einige Tage nachher hatte wahrscheinlich Lord Byron früh, beim Erwachen, einige der obscuren Flugschriften, ohne Styl und Eigennamen, eine wahre Schande des Gedankens, gelesen; ein niedriger periodischer Meuchelmord, kalt ausgeführt durch Elende ohne Charakter gegen das, was die Welt Großes hat; in einer solchen Flugschrift wird Lord Byron nicht gehässig aber lächerlich gemacht worden seyn, und sofort drauf dieses große Genie schäumend auf unter dem Stich dieses literarischen Insects. Den Abend zuvor war er zärtlich, leidenschaftlich, träumerisch, er vereinigte in seinen Gedanken, und fast in seiner Liebe, Lady Byron, Therese Guiccioli und Lucy Sheppard; am nächsten Tage bekämpft er alle diese Neigungen in seiner Seele, er ist Zweifler, Spötter, wild, es spuckt der englischen Nation ins Angesicht; ein unversiegbarer Witz, ein Sarcasmus ohne Ende zerreißt alle Zeitgenossen mit ihrer Eigenliebe in Stücken. Was mich betrifft, so bekenne ich, daß, wenn es einem für ihn leid that, ihn so gegen die schöne Welt erbittert zu sehen, es doch sehr amusant ist, wenn man vergißt, was er wohl hat leiden müssen. Dann wimmelt es von Bildern, die seine Satyre in einen bewundernswerthen Rahmen zusammendrängt. Dann schont er England in Masse nicht mehr, Männer und Frauen, alle treffen seine Streiche, rette sich, wer kann! Wenn die englischen Damen die Damen nach der Mode spielen, so verpfuschen sie nur ihre Rolle; ihre Hoheit wird Unverschämtheit, ihre Ungezwungenheit Grobheit; man kann aus einer Engländerin eine gute Frau, eine gute Tochter, eine Heldin selbst, kurz alles, was man will, machen, nur niemals — eine Frau nach der Mode.

„In England ist das Wahre im Allgemeinen gut, es ist die Schminke des Fashionable, die alles verdirbt. — In England werden viele Menschen von bedeutender Uebelegenheit durch die Reibung mit Mittelmäßigkeiten oder Nullitäten, die sie umgeben, ausgelöscht. — Die Engländer sind sehr neidisch; sie haben im Allgemeinen das Bewußtseyn ihrer erschrecklichen geistigen Schwerfälligkeit; sie sind plauderhaft ohne geistreich zu seyn, stolz ohne Würde und trotzig ohne Aufrichtigkeit. Ich habe in London, in einem der gesuchtesten Zirkel, einen Mode-Schriftsteller im Chorus von der Gesellschaft angreifen sehen, indem jeder ihm sade Lobsprüche ins Gesicht warf, um eine beißende Kritik desto mehr hervorzuheben und wo man den unglücklichen Autor nur endlich feierließ, um gegen einen beliebten Tänzer oder Sänger zu wüthen; so wahr ist es, daß man in dem erwähnten Kreise keine Ueberlegenheit von Talent verzieh."

Was wird man von dem Gemälde sagen? Sollte man nicht glauben, in Frankreich zu seyn? In allen Fällen, in Frankreich wie in England, wehe dem Gelehrten, der sich wenig genug achtet, um in den gesuchtesten Zirkeln zu erscheinen; ihm widerfährt, was er verdient, wenn er sich so behandeln läßt.

Nun! dieser so zürnende Misantrop, dieser Aristokrat, der die ganze Aristokratie tadelt, der eben noch nur Puppen beider Geschlechter sah in dem so mächtigen und starken England, in dem England der Lords Grey, Greenville, Wellesley und Holland; in dem England von Sheridan, Canning, Burdett und Brougham im Hause der Gemeinen; in dem England von Walter Scott und Byron; endlich dieser wahre Verläumder der ganzen Gesellschaft seiner Zeit wird, wenn irgend eine Erinnerung ihn unvermuthet ergreift, plötzlich Thränen vergießen. Eines Abends, wo er leidenschaftlicher, spöttischer, beißender als gewöhnlich gewesen war, saß er mit Lady Blessington auf einem Balkon, von wo aus man das Meer ganz mit genuesischen und fremden Fahrzeugen bedeckt sah. Es war schöner Mondschein; die Flaggen der Schiffe wehten im Winde — da rief Lord Byron aus: „Wie weit sind wir entfernt von der milden, trüben Atmosphäre von London! wie weit entfernt von der unverschämten Wichtigkeit, d. h. dem höchsten guten Ton meiner Landsleute! Betrachten Sie diesen Wald von Masten, Miladyl Woher kommen sie? wo gehen sie hin? Wie viele Blicke, wie viele Gedanken, wie viele Neigungen knüpfen sich an diese Schiffe! Wie viele Mütter, Frauen, Kinder und Geliebte beten knieend für diese Schiffe!"

Digitized by Google

So sprach er. Plötzlich trafen aus der Ferne einige Stimmen an sein Ohr. Es waren einige englische Kaufleute, die, längs des Mole, das National-Lied: God save the King! sangen.

Lord Byron erhob sich, ganz gerührt, ganz durchdrungen. Er beobachtete das tiefste Stillschweigen und als der Gesang aufgehört hatte, so sprach er: „Da sind wir unter dem sentimentalen Teuerfor. Noch fühle ich in meinem Herzen die alte Regung des Patriotismus, der fähig war, mir den Verstand zu rauben. Erzählen Sie das ja in London, mindestens civilisirten Engländern, nicht wieder, ich würde ganz auf meinen Stoicismus verzichten müssen. Doch — was liegt daran? Es ist wohl erlaubt, für einen Mondschein, für eine schöne Aussicht, für einen National-Gesang einen kleinen Meineid zu begehen (sich selbst ungetreu zu werden)!"

Alles das giebt eine Idee von seiner Seele: er schämte sich der edelsten Regungen seines Herzens; er unterdrückte die kostbarsten Thränen und verschloß sorglich in seinem Innern die natürlichsten Gefühle, die ihn verzehrten, aus Mangel an Luft, sie auszuhauchen.

Dieser hohe und letzte Rückblick auf die letzten Augenblicke des Lord Byron wird, hoffe ich, die Leser nicht ermüden; sie wissen, daß er bald in Griechenland sterben wird. So mögen sie denn seine letzten Worte und Urtheile über seine Zeitgenossen hören; sie mögen sehen, ob es möglich ist, mehr naive Freundschaft und mehr aufrichtig empfundene Bewunderung zu hegen, als dieser Mann für die Dichter, seine Brüder, empfand.

Er sagte von Hope: Ich muß diesen Mann wohl lieben, um ihm ein Werk (den Anastasius) zu verzeihen, das so unbestreitbar hoch über allen Producten der Epoche steht; ich würde meine zwei besten Gedichte darum geben, Anastasius gemacht zu haben.

Eines Morgens zeigte er seiner Freundin, der Lady Blessington, das Fahrzeug, auf welchem sich Shelley eingeschifft hatte. Shelley, der liebenswürdigste, liebendeste und geliebteste Mensch, den er in seinem Leben gekannt, der aber gänzlich menschlicher Weisheit ermangelte. Und er weinte, indem er des Augenblicks gedachte, wo Mistreß Shelley kalt wie Marmor zu seinen Füßen gefallen sey, ihren Mann wiederfordernd, der nicht mehr zurückkehren sollte.

Eben so ließ er Leigh Hunt Gerechtigkeit widerfahren, und Herrn Hobhouse, der ihm immer seine Mängel und seine Fehler gesagt habe, ohne sie anderen mitzutheilen.

In einem andern Augenblicke sprach er von Alfieri und verglich sich, Lord Byron mit Alfieri dem Dichter.

„Sehen Sie," sagte er, „was wir in unserm Geschmack und in unsern Arbeiten mit einander gemein haben? Wir leben alle beide mit Frauen von Distinction, wir haben beide eine Neigung für Thiere, besonders Pferde; wir leben gern unter Vögeln und Insecten aller Art; wir lieben die Freiheit leidenschaftlich und sind von Natur melancholisch."

Von Zeit zu Zeit redete er auch von seiner schönen und angebeteten Geliebten „von mittlerer Größe, reizendem Wuchse und hinreißender Schönheit; ihre Züge, sagte er, seyen vollkommen regelmäßig; der Ausdruck ihrer Physiognomie von einer bezaubernden Lieblichkeit, einer angenehmen Beweglichkeit und ihre Haare dunkelbraun, lang, dicht und seidenartig."

Oft sprach er von Napoleon Buonaparte und er hatte das Recht von ihm zu reden, denn er war der erste Dichter der Welt, dem es in den Sinn gekommen, daß Buonaparte, gefallen und noch lebend, schon ein poetisches Wesen sey.

„Italien durchreisen ohne an Napoleon zu denken," sagte er, „heißt in Neapel gewesen zu seyn, ohne den Vesuv gesehen zu haben."

„Es ist ein von seinem Fußgestell gefallener Colos; aber wie die auch umgestürzte Säule des Memnon hat er nichts von seiner Höhe verloren."

Man mußte ihn von Sheridan sprechen hören, diesem braven Manne von Geist, den die Gesellschaft von London zu ihrem Nutzen gebraucht, den sie wie einen Heloten berauscht hat. Nichts ist schöner, als wenn Lord Byron ausruft: „Armer Sherry! welche große Seele, erkältet in „Dir durch die Armuth! Und nun diejenigen in Gelde schwimmen sehen, „mit denen er sein Leben hingebracht, deren düstere Seele er mit dem „Wiederschein seines Genius erhellt hatte! Sybariten, deren Schlaf durch „das Rauschen eines Rosenblattes gestört worden wäre, und die ihn auf „dem Schmerzenslager des Elends sterben ließen, geängstigt durch die Blut„sauger der Gerechtigkeit! O, es kann gegen die menschliche Natur empören, „und besonders gegen diese Liberalen ohne Edelmuth und ohne Herz."

In der That ist es ein unauslöschlicher Flecken der englischen Aristokratie, daß sie diesen armen und ehrenwerthen Sheridan also hat sterben lassen! Sie hatten diese große Seele dahin gebracht, von Demüthigungen aller Art zu leben, früh Morgens tolle Witze zu ersinnen, um seine Gläubiger zu beschwichtigen und Abends wechselsweise zu weinen und zu lachen zur Unterhaltung und Belustigung eines Tisches voll stupider und abgestumpfter Zecher.

Aber der Mann, der Lord Byron am meisten beschäftigte, das war sein Nebenbuhler im Ruf, Sir Walter Scott. Immer sprach er von ihm mit der größten Bewunderung für den Schriftsteller und mit der liebevollsten Achtung für die Eigenschaften des Menschen und Privatmannes. Walter Scott war in der That der einzige Ruhm, der Lord Byron beunruhigen konnte, weil er glücklich, geehrt, ruhig, geliebt und dennoch ein unbestreitbarer Ruhm war. Uebrigens lag es in der Natur des Lord Byron, über den Einfluß des Glückes gerührt und weich zu werden, wie rauh und hart im Mißgeschicke. Der Stoicismus diente ihm zum Schild gegen die Ungerechtigkeit; aber bei den durchdringenden, erwärmenden Strahlen der Sympathie legte er bald diesen schweren Mantel ab. Er wünschte sich das Glück Walter Scotts, ohne es zu beneiden; er blickte wehmüthig darauf hin, weil er in sich selbst erkannte, daß, wenn er bei andern mehr Nachsicht gefunden hätte, er der beste der Menschen gewesen wäre. Auch war ihm das Unglück stets heilig; und eines Tages, als von einem jungen Menschen die Rede war, der durch seine Schuld unglücklich geworden, so sagte er: „Nun, wenn er durch seine Schuld unglücklich ist, so ist er doppelt zu beklagen; denn sein Gewissen vergiftet die Wunde mit Vorwürfen." Dann fügte er hinzu: „Ich habe Mitleid mit den Fehlern; Achtung für das Unglück."

Dieser treffliche Charakter, den die Poesie selbst nicht hat verderben können, zeigt sich überall in dem Buche der Gräfin von Blessington. Man sieht darin Lord Byron, wie er ist, viel besser selbst, als er seyn wollte. Weil der unwürdige Thomas Moore seine treulosen Hände an die Denkwürdigkeiten seines Freundes gelegt hat, so muß man sagen, daß die Unterhaltungen der Lady Blessington die beste und wahrste Biographie dieses großen Dichters sind, die man noch lesen kann. Lord Byron ist nicht geschmeichelt, aber er ist begriffen; diese Frau von hoher Tugend vertheidigt ihn nicht, sie thut etwas Besseres, als ihn zu vertheidigen, sie liebt ihn. Sie hat mit religiöser Sorgfalt den letzten Hauch des Mannes aufgefaßt, der so entfernt und so jung gestorben ist; sie giebt uns das, was sie von dieser im Feuer der Leidenschaften verzehrten Intelligenz aufbewahrt hat, sie giebt es mit aller Scazie und Schonung, aber auch mit aller Hingebung einer Frau. Wir sind ihr vielen Dank schuldig, die wir, Gott sey Dank, uns keinen Vorwurf gegen den Sänger des Childe Harold und der Lara zu machen haben.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 842. Hamburg. Sonnabend, den 17. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Nach, Dr. Ludwig.


## Von Bailly's Denkwürdigkeiten.

(Aus der Gazette de France.)

(R.)

Diese Denkwürdigkeiten gehen nur bis zum 2. October 1789, aber sie enthalten tagtäglich und aufs umständlichste eine Beschreibung der Thatsachen.

Es kann jetzt, wo wir uns dem Ende der Revolution nähern, nichts merkwürdigeres geben, als deren Anfang wohl kennen zu lernen. Aus diesem Studium wird es klar werden, daß sich dergleichen nicht wiederholen wird; auch wird man aus den folgenden Bruchstücken erkennen, daß die Gemüther keineswegs für eine Umwälzung gestimmt waren, sondern nur nach einer Reform trachteten. Eine repräsentative Monarchie war es, die Frankreich wollte, das beweisen die Annalen von 1789. Zu Paris ist die Revolution ohne Zuthun und Willen Frankreichs gemacht worden. Aber wir wollen den Herrn Bailly reden lassen. Er sagt:

„Am Freitag, den 29. December 1786, speisete ich bei dem Herrn Marschall von Beauvau zu Mittag; hier vernahm ich zuerst die Nachricht, daß die Notabeln versammelt werden sollten. Ich war darob betroffen. Ich sah ein großes Ereigniß, eine Veränderung der Lage der Dinge kommen. Diese Versammlung von hundertundfunfzig Bürgern aller Classen, mit den wichtigsten Staatsangelegenheiten beschäftigt, mußte nothwendigerweise eine große Reform darin zuwege bringen. Und wenn man nach einem langen Schlummer oder nach einer Abwesenheit einmal wieder an seine Angelegenheiten denkt, und diese sehr zerrüttet findet, so hält es schwer, zu vergessen, daß man das Recht habe, sie in Ordnung zu bringen. Die Versammlung der Notabeln hatte keine andere Wirkung, als daß sie das Uebel in ein helleres Licht setzte und die dringliche Nothwendigkeit einer Abhülfe nachwies. Diese Versammlung begann damit, daß sie die Minister angriff, und der Herr von Calonne mußte vor denselben Leuten weichen, die von ihm gewählt und zusammenberufen worden waren. Einer von ihnen, der Erzbischof von Toulouse, kam an seine Stelle. Er leistete nicht, was sein Ruf verheißen hatte: er gewahrte nicht, daß der Umfang des Uebels, die Nothwendigkeit der Abhülfe, das Hinblicken Aller auf die öffentlichen Angelegenheiten, eine unvermeidliche Reform der Administration und die Berufung der Reichsstände nöthig machte.

„Hätte er diese sofort einberufen lassen, so hätte er sich zugleich Anspruch auf die öffentliche Dankbarkeit erworben und sich auch als ein tüchtiger Politiker gezeigt. Wenn die Reichsstände damals versammelt worden wären, so würden sie große Reformen vorgenommen haben, aber sie hätten es nicht gewagt und auch nicht gekonnt, alles über den Haufen zu werfen. Man scheute diese Reformen, man griff zu Palliativmitteln, die das Uebel verschlimmerten, statt es zu heilen, und ließ dem Parlamente von Paris die Ehre, die Einberufung der Reichsstände zu verlangen. Der Erzbischof stand länger als ein ganzes Jahr an, sie zu versammeln, unter steten Versprechungen und Zögerungen hinsichtlich dessen, was die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther unerläßlich machten. Er ließ zwei volle Jahre verstreichen, um darauf Bedacht zu nehmen. Er schrieb Auflagen aus, die nicht genehmigt wurden; er setzte den Grafen von Artois in den Fall, beim Steueramte schlecht aufgenommen und ausgezischt zu werden, ja fast gefährlich bedroht zu seyn. Dieser Auftritt war der erste Kampf der physischen Gewalt mit der Gewalt der Meynung. Endlich trat Herr Necker für den Herrn von Brienne in die Stelle, und die Einberufung der Reichsstände ward für den Monat November 1788 angezeigt.

„Die Districte wurden auf die Einberufung des Königs am 21. April 1789 gebildet und eröffnet. Als ich mich in der Mitte der Districtsversammlung befund, war mir, als athmete ich eine neue Luft. Es war ein Phänomen, durch seine bloße Eigenschaft als Bürger in der politischen Ordnung etwas vorzustellen. Die seit mehreren Jahren in den Clubs versammelt gewesenen Männer hatten sich dort wohl mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, aber nur gesprächsweise, ohne irgend eine Berechtigung und ohne allen Einfluß. Hier hatte man das Recht zu wählen, man konnte, wie bei den ehemaligen Reichsständen, Forderungen aufstellen und Cahiers anfertigen. Hier hatte man einen Einfluß, der seit länger als anderthalb Jahrhunderten zum erstenmale erworben worden war, und dies Vorrecht war einer aufgeklärten Generation zugefallen, die dessen Werth erkannte und seine Vortheile erweitern konnte. Diese Versammlung, ein unendlich kleiner Theil der Nation, sah dennoch die Kunst und die Rechte Aller ein; sie verhehlte sich nicht, daß aus diesen Rechten und aus dieser Kunst für sie selbst eine Art von Autorität erwachse, wie die Privatwillen sie haben können, die bestimmt sind, den allgemeinen Willen auszumachen.

„Die verschiedenen Motionen wegen der Reihefolge, der namentliche Aufruf derjenigen, deren Zulassungsansprüche verificirt worden waren, hielten uns bis Abends neun Uhr hin. Es wurden Commissarien zur Abfassung der Forderungen, welche der District aufstellte, ernannt. Herr Marmontel schrieb sie nieder. Wenn man dies Cahier liest, so wird man sehen, daß dessen Gegenstände interessant waren und daß sie alle Keime der Freiheit enthielten. Diese Cahiers wurden hernach vor die Versammlung gebracht, dort gelesen und berathen, und nach mancherlei Abänderungen angenommen. Nachher schritt man abstimmungsweise zur Wahl von sieben Districts-Wählern.

„Mittwoch, den 22. April. Wir begaben uns des Nachmittags nach dem Gerichtshofe des alten Louvre, zu unserem Präsidenten, wo er uns die Abfassung des Protocolls vorlas, welches unsere Ernennung constatirte, und das Heft unserer Forderungen. Dann gingen wir sofort



Digitized by Google

aufs Stadthaus, wo sich alle Wähler der verschiedenen Districte einfinden mußten, um dort ihre Zahl zu constatiren, nachzuweisen, ob alle Districte den Auftrag erfüllt hatten, der ihnen durch die Proclamation des Königs anvertraut worden war, und dort die Wahl-Protocolle dieser Versammlungen niederzulegen. Ich befand mich in dem großen Saal des Stadthauses, den ich damals, wie ich glaube, zum erstenmale betrat, und ich sah mit Theilnahme auf die Masse Bürger hin, die, freiwillig gewählt, mit den Vollmachten des Volkes versehen, bestimmt waren, wichtige Wahlen zu machen. Dies Schauspiel war der Stätte so neu, als es die Stätte mir war; ich ahnte die großen Auftritte und die Revolutionen nicht, deren Schauplatz sie werden sollte, noch die Rolle, die mir persönlich dort vorbehalten war.

„Donnerstag, den 23. April. Die drei Stände versammelten sich in dem großen Saal des Erzbischofs, und an diesem Tage eröffnete sich die Versammlung der Wähler der Stadt Paris. Ein Umstand, den ich nicht unerwähnt lassen darf, um die Stimmung der Gemüther kennen zu lernen, und auf den mich ein anwesender Wähler aufmerksam gemacht hat, ist, daß an demselben Tage, und gleich Anfangs, als die Versammlung beisammen war, auf den Bänken das Gemurmel umherlief: Keine Geistlichkeit, keine Geistlichkeit! Man wollte damit nicht sagen, daß die Geistlichkeit selbst unterdrückt werden sollte, sondern nur als besonderer Stand. Man hielt dafür, die Bischöfe und die oberste Geistlichkeit müßten mit dem Adel, die Geistlichkeit des zweiten Ranges aber mit dem dritten Stande vereinigt werden.

Der Eid, der dann geleistet wurde, war ein Eid, welcher der Nation galt.

So wollte Frankreich nicht allein keine Revolution, sondern es wußte auch, was zu thun war, um sie zu vermeiden. Es sind demnach in der That nur die Fehler der Minister, und die Meynungen, welche die Anglomanen und die Republikaner zu Paris verbreitet hatten, wodurch die schöne Bewegung von 1789 mißlang. Die Ungewohnheit der Reichsstände ist auch eine der Hauptursachen der Revolution gewesen; dies beweiset die Verlegenheit, in der man sich Anfangs befand, und aus welcher fast alle die Fragen wegen der Formalitäten entsprangen; das Nichtabhalten der Reichsständversammlungen aber ist die Folge der Mißbräuche, welche der Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert damit trieb, des Stolzes Ludwigs XIV., und der Verderbtheit der Regentschaft und des Hofes Ludwigs XV. gewesen. Wir werden in der That sehen, wie alle Schwierigkeiten zuvörderst aus der Verificirung der Vollmachten erwuchsen.

„Dem Vorschlage, gemeinschaftlich zu verificiren, waren," sagt Herr Bailly, „die Adelichen entgegen, die sich auf den steten Brauch, hauptsächlich vom Jahre 1614 beriefen. Man stellte ihnen vor, daß damals der König über die streitig gemachten Vollmachten entschieden habe, und daß man nicht die Absicht haben könne, sich jetzt an eine mangelhafte Form, an eine der öffentlichen Freiheit gefährliche Jurisdiction binden zu wollen. Die Herren vom Adel mußten das einsehen, auch gestanden sie dann, daß die Stände von 1614 in diesem Puncte im Irrthum gewesen wären. Nun beriefen sie sich auf das Jahr 1598, wo die Vollmachten ständeweis verificirt wurden; aber das waren die Stände der Ligue. Man stellte ihnen die Versammlung der Reichsstände von 1483 entgegen, bei welcher die Vollmachten gemeinschaftlich verificirt wurden, wo man kopfweise stimmte, wo es nur einen Präsidenten, einen Sprecher und ein Protocoll (Cahier) gab. Es ward hinzugesetzt, daß die Eintheilung der Stände erst im Jahr 1560 begonnen habe, und daß, wenn einmal der Brauch als Gesetz gelten solle, man ihn auch in allem befolgen müßte, daher, wenn man in dem, was die Jurisdiction des Königs betreffe, davon abweiche, auch kein Grund vorhanden sey, hinsichtlich der abgesonderten Verificirung dabei zu beharren. Man beschwor sie, doch der Vernunft Gehör zu geben, die da sage, daß die Repräsentanten einer Nation, die den Auftrag hätten, gemeinschaftlich an einer öffentlichen Wiedergeburt zu arbeiten, sich einander kennen und ihre respectiven Ansprüche beurtheilen müßten, so wie, daß die Deputationen, welche aus den in den Landvogteien vereinten drei Ständen hervorgegangen, nicht anders als von der allgemeinen Versammlung beurtheilt werden könnten.

„Man hat die Verschiedenheit der Stände hervorgehoben. Die von 1614 thaten nichts weiter, als daß sie Beschwerden vorbrachten; die von 1789 aber sind berufen, eine Verfassung niederzuschreiben. Der König selbst hat seitdem gesagt: „der Zweck dieser Versammlung, so verschieden von dem, der Eure Vorfahren berief." Der Adel hat die doppelte Repräsentirung des dritten Standes eingewendet; aber sein Einfluß kann nicht die gesammten Deputationen, bei welchen er interessirt ist, noch die Privat-Deputationen ausschließen, ohne daß sie auf der Stelle ersetzt würden: die Repräsentirung der Stände bleibt dieselbe. Uebrigens ist seine doppelte Repräsentation kaum mehr als billig, auch nicht neu. Der dritte Stand hat stets mehr Deputirte gehabt, als die andern Stände. Seine Deputation war im Jahr 1356 gedoppelt. Man antwortete, wenn der Adel hartnäckig auf den alten Gebräuchen bestehen wollte, so müßte man andererseits auch darauf zurückkommen, weder zu den Ständen noch zu den Wahlversammlungen andere Adeliche als solche zuzulassen, die Lehnsgüter besäßen, und sowohl die Deputirten, die deren nicht hätten, als diejenigen, die von Wählern ohne Lehnsgüter gewählt worden, auszuschließen."

Herr Bailly, der sich neben einem Könige, welcher das Volk repräsentirte und die oberste Gewalt ausübte, zum Repräsentanten einer superioren Autorität machte, hatte an der Benennung souveraine Rechte, die man den Deputirten beigelegt hatte, Anstoß genommen. Es war noch ein Umstand vorhanden, der Herrn Bailly hätte abhalten sollen, im Ballhause zu präsidiren und die Protocolle zerreißen zu lassen. Da die Versammlung von Paris die Eröffnung der Stände herannahen sah und man wenig Zeit hatte, so ward der Vorschlag gemacht, daß die Deputirten noch eher, als die Protocolle angefertigt wären, ernannt werden sollten, was die Versammlung aber nicht wollte.

„Der Artikel der Constitution, den die Versammlung von Paris entworfen hat, ist," sagt er, „wahrhaft schön und des Rufes dieser Stadt würdig. Er beginnt damit, seinen Bürgern alles das zu verbieten, was die Würde freier Bürger, die souveraine Rechte ausüben, verletzen könnte. Ich erinnere mich, daß ich den Ausdruck souverain tadelte, weil es mir däuchte, daß eine solche Erklärung nur der gesammten Nation und nicht uns, die wir nur einen Theil davon ausmachten, zustände. Wir konnten es uns nicht verhehlen, daß die souverainen Rechte bis dahin in anderen Händen gewesen waren; die Autorität, die davon ausging, bestand ja noch. Das Wort Rechte sagte schon genug. Ich fürchtete, daß man dem Interesse der Nation, das man fördern wollte, durch diese Uebereilung schaden würde. Man findet in den Acten diese so einfache als klare Erklärung.

„„Nur allein die Nation kann Subsidien bewilligen und ist berechtigt, deren Quotum zu bestimmen, deren Dauer zu begränzen, deren Vertheilung zu machen, deren Verwendung anzugeben, darüber Rechenschaft und öffentliche Bekanntmachung zu fordern.

„„Die Gesetze sind nur da, um jedem Bürger das Eigenthum seiner Güter und die Sicherheit seiner Person zu garantiren.

„„Alles Eigenthum ist unverletzlich. Kein Bürger kann anders als nach gesetzmäßigem Urtheil verhaftet und bestraft werden.

Digitized by Google

„„Jeder Bürger hat das Recht, zu allen Aemtern, Gewerben und Würden zugelassen zu werden.

„„Die natürliche, bürgerliche, religiöse Freiheit eines jeden; seine persönliche Sicherheit, seine absolute Unabhängigkeit von jeder andern Autorität als der des Gesetzes schließen jede Nachforschung nach seinen Meynungen, seinen Reden, seinen Schriften, seinen Handlungen insofern aus, als sie nicht die öffentliche Ordnung stören und nicht die Rechte anderer verletzen.““

„In dieser Erklärung ist Alles, die Unverletzlichkeit des Monarchen und die Erblichkeit der Monarchie, die der Nation vorbehaltene Steuernbewilligung, die individuelle Freiheit, die Verantwortlichkeit der Minister — indem diejenigen, die sich den Reichsständen widersetzten, als Verräther des Vaterlandes erklärt werden würden — die freie Wahl der Municipalitäten und der Provinzial-Versammlungen enthalten.

„Sonntag, den 10. Mai. Die Verlesung und Revidirung der Protocolle wird fortgesetzt und endlich zum Schluß gebracht. Der letzte Artikel, der berathen wurde, war Municipalität überschrieben und lautete im ersten Satz, wie folgt: „der dritte Stand verlangt für die Stadt Paris eine Administration, deren Mitglieder von allen Bürgern frei gewählt worden sind und die alle drei Jahre erneuert werden; die nach dem Muster der Provinzial-Versammlungen gebildet ist, gleiche Functionen hat, und in denselben Beziehungen zu den Reichsständen steht, welche Administration dann nach den von ihr aufzustellenden Regeln die Verrichtungen eines Municipal-Corps wahrnehmen und die Verwaltung des Eigenthums besorgen wird.“ — Dieser Artikel schloß in einer merkwürdigen Weise. Nachdem man die immerwährende Haltung der Reichsstände zu Paris votirt hatte, war hinzugesetzt worden, daß auf der Stelle, wo die zerstörte und geschleifte Bastille gestanden, ein freier Platz bleiben solle, in dessen Mitte sich eine Säule von edlem und einfachen Bau mit folgender Inschrift erhöbe:

„Ludwig XVI., dem Wiederherstellter der öffentlichen Freiheit.“

So ist denn Alles, was wir seit drei Jahren in der Gazette de France wiederholt haben, so wahr, daß alle Memoiren aus jener Zeit den Beweis dazu liefern. Bei Erwähnung alles dessen, was vor dem 14. Juli geschehen ist, sagt Herr Bailly stets die Nation, und über den 14. Juli sagt er:

„Mirabeau machte diese Bemerkung am 14. Juli in dem Augenblicke, wo zu Paris die Revolution vor sich ging.“

So bleibt unsere Unterscheidung zwischen Nation und Revolution also gleich wahr im Jahr 1789 wie im Jahr 1833. Ja, wir müssen es immer wiederholen: wenn alle unsere Leiden ein Ende nehmen sollen, so muß die Nation das Wort führen und die Revolution verstummen.

Man kann nicht zu lange bei diesen ersten Begriffen und diesen ersten Tagen von 1789 verweilen. Man findet in ihnen alle die französischen Vorstellungen und die Morgenröthe des Glückes, dessen sich ganz Frankreich versah und das wir nun in einer sehr nahen Zukunft erblicken. So wird es klar, was unsere Väter verhindert hat, schon damals die repräsentative Monarchie zu begründen, zu welcher uns gegenwärtig alle Ereignisse geleiten. Herr Bailly, in den Jahren 1786, 87 und 88 so vernünftig, ward die erste Ursache all der Leiden, die Frankreich betroffen haben. Er, der Mann der Akademieen, der Pariser Salons, der alles von den Provinzen und nichts von Paris hoffte, wie er es in seinen Denkwürdigkeiten sagt, er zerriß die Protocolle, als er nach dem Ballsaale ging; er präsidirte dieser Versammlung; er drang dem Könige die Cocarde Orleans auf dem Stadthause auf, und machte sich so zu dem Werkzeuge des revolutionairen und republikanischen Geistes, des Geistes der englischen und amerikanischen Neuerungen. Doch hätte der Aufstand wider Revellon ihn hemmen sollen, weil dieser schon die Faction Orleans verrieth. Ach! er ist schwer genug dafür gestraft worden.

Bekanntlich ward er, die Hände auf den Rücken gebunden, fast nackend, erstarrt von dem kalten Regen, der in Strömen herniedergoß, vom Volke mit Koth beworfen, auf einem Karren nach der Conciergerie geführt, und als man vor ihm die rothe Fahne verbrannte, die auf dem Maesfelde geweht hatte, und ihm diese brennende Fahne ins Gesicht schlug, so daß er laut aufschrie, da — applaudirte die Menge. Beim Schaffotte angelangt, hoffte er, nun am Ziele seiner Leiden zu seyn; da rief eine Stimme, der geheiligte Boden des Bundesfeldes dürfte nicht durch das Blut eines solchen Böswichts entweiht werden, und nun ward das Gerüst abgebrochen, um in den Gräben am Ufer der Seine wieder aufgeschlagen zu werden. Dort sah ihm das Volk drei Stunden lang ins Gesicht, bewarf ihn mit Steinen, schlug ihn mit Stöcken; der Regen strömte auf sein entblößtes Haupt herab, er fiel ohnmächtig zu Boden und bat um Gotteswillen, daß man ihn tödten möchte. Endlich fiel er auf dem Schaffotte, das über Kothhaufen aufgeschlagen war.

---

## Eine Meuterei am Bord eines Kriegsschiffes.

(N.)

..... Es war in dem Berathungs-Saal. Dort waren, um drei Indianer her, der Admiral, der Capitain, der erste Lieutenant, zwei oder drei Subaltern-Offiziere und einige Leute von der Mannschaft gruppirt. Die drei Eingeborenen gehörten der Classe der Parsen an, mit welchem Namen an den Ufern des Ganges im Allgemeinen alle diejenigen bezeichnet werden, die irgend ein Handwerk treiben. Diese geschickten Leute sind es, welche die prächtigen Schiffe bauen, die man so oft in den englischen Häfen ankommen sieht. Jumsagi, einer von den eben erwähnten Eingeborenen, gab sich alle Mühe, den Admiral in schlechtem Englisch, doch deutlich genug, um verstanden zu werden, zu überzeugen, daß das Linienschiff von achtzig Kanonen, an dessen Bord seine Flagge wehte, nicht mehr die See halten könnte, und daß es ein Unsinn wäre, das Leben von tausend braven Leuten an den Versuch zu setzen, solch eine alte verfaulte Carcasse nach Portsmouth zurückzuführen. „Elendes!“ rief der Admiral aus, indem er den Indianer beim Kragen erfaßte, „woher weißt Du denn, daß mein Schiff verfault ist, da Du nicht einmal dessen Kiel gesehen hast?“ — „„Es ist wahr, Mylord, daß ich den Zustand des Schiffes noch nicht im Einzelnen untersucht habe, aber desungeachtet behaupte ich, daß es zu nichts mehr Nutz ist, nicht einmal zur Küstenfahrt; denn sehen Sie, es macht überall Wasser, und das im Hafen, vor Anker.““ — „Schweig!“ und sich dann zu einem andern indischen Zimmermann wendend, sagte der Admiral zu diesem; „und auch Du bist der Meynung, daß mein Schiff dienstunfähig ist?“ — „„Gewiß, Mylord.““ — „El, das Schelmenpack möchte es gern abschlachten, um dann sein Material zu verhandeln. Wie, Capitain, sollte ich, der ich es seit so vielen Jahren und auf allen Meeren befehligt habe, es nicht besser beurtheilen können als irgend ein anderer, ob es sicher ist oder nicht?.... Ich kehre mich nicht an alle diese lächerlichen Besorgnisse; dies Schiff hat mit mir hundert Stürmen und manchem Treffen Trotz geboten, und deshalb will ich es, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, nach England zurückbringen.“

„„Das klingt jetzt, Mylord, wo Sie in Zorn sind, alles ganz gut,““ erwiederte Jumsagi, „„aber wenn das Schiff, vom Sturm gepeitscht



Digitized by Google

und vom eindringenden Waſſer überwältigt, im Begriff iſt, zu ſinken, dann werden Sie ſich meiner Warnung ſchon erinnern und vielleicht auch der braven Mannſchaft eingedenk ſeyn, die Ihnen von Ihrem Lande anvertraut iſt; dann iſt es aber zu ſpät und Ihr alle werdet — des Ruhmes wegen — ertrinken.““

„Das iſt zu arg!“ rief der Admiral aus, indem er die Indianer beim Kragen nahm; „unverſchämtes Geſindel, packt Euch den Augenblick; und was Euer Warnung betrifft, ſo achte ich ſo wenig darauf, daß ich übermorgen unter Segel gehen will, und verſinkt das Schiff, was iſt's weiter, ſo gehen wir alle mit einander zu Grunde!“ — Die armen Teufel wurden nun ſofort von dem Exereiermeiſter mit Fußtritten fortgejagt.

Inzwiſchen war die Mannſchaft bei dieſem Auftritt nicht theilnahmlos geblieben, denn ſie wußte recht gut, daß das Gutachten der indiſchen Zimmerleute mehr Grund hatte, als der alte Admiral es zugeben wollte. Schon längſt hatten die Matroſen ſich nicht mehr ſicher am Bord des Schiffes gehalten, das ihnen nicht einmal mehr den Gefahren eines gewöhnlichen Stationsdienſtes gewachſen zu ſeyn ſchien. Sie, denen es weder an Einſicht, noch an Erfahrung fehlte, ſahen den Verſuch, noch eine lange Reiſe damit zu unternehmen, nicht allein als eine Tollheit, ſondern als ein Verbrechen an; denn es hieß das Leben von tauſend Engländern aufs Spiel ſetzen, um einer Laune und der albernen Eitelkeit zu fröhnen, die Ruderа eines von Würmern zernagten Schiffes, das überdem mehr als ſeine Dienſtzeit beſtanden hatte, indem es ſeit länger als dreißig Jahren in der Fahrt geweſen war, nach Europa zurückzubringen. So war die Stimmung der Mannſchaft beſchaffen, als der Admiral, ſich zu dem Capitain Grummel wendend, zu dieſem ſagte: „Capitain, treffen Sie Ihre Dispoſitionen, damit wir übermorgen abgehen können.“ Dieſer Befehl ſteigerte die Gährung der Gemüther noch.

— Aber, Admiral — ſagte der Capitain — bis dahin haben wir nicht einmal die Zeit, ſo viel Waſſer, als erforderlich iſt, einzunehmen; denn dasjenige, was wir noch auf den Fäſſern haben, iſt, wie Sie wiſſen, nicht mehr trinkbar.

„Waſſer? ſagen Sie .... deshalb werde ich nicht einen Tag länger bleiben. Ich will raſch abgehen, ſonſt möchten die Schaafsköpfe am Lande es am Ende doch noch dahin bringen, daß mein Schiff, ich möchte es wollen oder nicht, als untüchtig condemnirt würde. Darum ſorgen Sie für eine gewöhnliche Verproviantirung; übermorgen müſſen Sie ſegelfertig ſeyn: ich befehle es Ihnen.“

„„Kein Waſſer drinnen und viel zu viel draußen! — Das iſt etwas Neues im Dienſte Sr. Majeſtät! — Rationen wie für Affen, und Peitſchen wie für Galeerenſclaven! — Da iſt's wohl ſehr die Frage, ob wir mit einander die Küſten von Alt-England wiederſehen werden! — Er hat geſagt: wenn das Schiff untergeht, ſo gehen wir mit einander zu Grunde; das ſind hübſche Reden für einen Admiral! — Ha! er will uns tauſend Meilen in dieſer verrotteten Carcaſſe machen laſſen; recht hübſch!““ — So murmelten auch die älteſten Matroſen in den Bart, und ehe eine halbe Stunde verfloſſen war, hatten ſie insgeſammt, ein jeder nach ſeiner Weiſe, die unvorſichtigen Aeußerungen des Admirals commentirt. Unſere Leſer werden nun erfahren, welch ein Prognoſticon dieſe dumpfe Gährung ſtellte.

Das Haupt der Meuterer war ein Matroſe Namens Grome. Durch die Preſſe wider ſeinen Willen am Bord eines Kriegsſchiffes im Dienſt, war es ihm zu Ohren gekommen, daß ſein Weib, in die tiefſte Armuth verſunken und mit einem Paar Säuglingen an der Bruſt, gehangen worden war, weil ſie ein Stück Leinwand geſtohlen hatte; darüber in Gram verſunken und vom Schmerze übermannt, hatte man ihn für betrunken gehalten und in Ketten gelegt.

Alle aufs Verdeck!.... Als dieſer Ruf erſcholl, da ahnte ſchon einem jeden, was nun erfolgen würde. Die Maſſe eilte, von der Vorderſeite her, dem Verdeck zu. Die Matroſen, ſiebenhundert an der Zahl, ſtellten ſich am oberen Theile der vorderen Seite in einen Halbkreis auf; in der Fronte, den Stückpforten zu, waren die Seeſoldaten, drei Mann hoch, ihre Flanke an eine Batterie gelehnt, aufgeſtellt. Die Matroſen, welchen dieſe militairiſchen Vorrichtungen nichts angingen, errieth deren eigentlichen Grund nicht ſogleich. Zwiſchen den beiden kleinen Corps ſtanden der Capitain und die übrigen Offiziere mit dem Hut auf dem Haupte und dem Degen an der Seite. In den Zwiſchenräumen hatte man, wie wenns zufällig geweſen wäre, zwei mit Kartätſchen geladene Steinſtücke aufgeſtellt, auch zwei mit einer Leinwand verdeckte Säbelhaufen aufgeſchichtet, endlich ſah man auf der Wölbung der Treppe, die zu der großen Kajüte führt, die Taue liegen, mit welchen die unglücklichen Seeleute gepeitſcht werden, welche die Disciplin und nur zu oft ein willkührlicher Despotismus zu dieſer ſchimpflichen Strafe verdammt.

Alles ſchwieg. Das eintönige Geräuſch der Pumpen, welche den Raum nach Möglichkeit von dem Waſſer frei machten, das dort unaufhörlich eindrang; das Peitſchen der Wogen, die ſich an den Seiten des Schiffes brachen; das Sauſen des Windes durch das Tauwerk unterbrachen allein die tiefe Stille, die am Bord herrſchte. Dieſe Stille war furchtbar und feierlich, gleich der Stille, die einem ſchweren Sturm vorangeht. Sie hatte mehrere Minuten gewährt, als der Capitain, nachdem er ſich umgeſehen, ob ein jeder auf ſeinem Poſten ſey, aus den Händen ſeines Schreibers ein Papier nahm, und, indem er ſich an zwei Leute wandte, die unter der Huth des Exerciermeiſters und der Seeſoldaten geſtellt worden waren, den Namen Thomas Collins ausrief.

— Hier! antwortete der Matroſe, ohne eine Miene zu verziehen, trat zwei Schritt, den Hut in der Hand, vor, und blieb dann gerade aufgerichtet vor dem Capitain ſtehen.

„Man entkleide ihn!“ — Dieſer Befehl ward ſofort vollzogen und der arme Matroſe, dem nichts als ſeine grobleinwandenen Beinkleider gelaſſen wurden, gab den glühenden Strahlen einer tropiſchen Sonne nun Muskeln preis, deren ſich ein Atlas nicht hätte ſchämen dürfen.

„Man binde ihn an!“.... Bei dieſen Worten ſah Collins ſich nach der Mannſchaft um, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen und er ſagte halbleiſe: „jetzt iſt's Zeit, Kameraden!“ Ein dumpfes aber allgemeines Gemurmel war die einzige Antwort der Matroſen; der Staab achtete nicht darauf, und der Delinquent ward an Händen und Füßen zuſammengebunden, wonach der Capitain vor ihn hintrat und zu ihm ſagte: „Collins, ich werde Dich wegen Trunkenheit und Inſubordination ſtrafen laſſen.“ — Es ward dem Matroſen eine Pauſe von einigen Augenblicken geſtattet, um ſeine Vertheidigung vorzubringen; aber er ſagte kein Wort. Da ward ihm der Artikel des See-Reglements vorgeleſen, den er verletzt hatte, und der Capitain ſagte zu dem Unterofficier, der die Strafe auszutheilen hatte: „thut Eure Pflicht!“

Nachdem Collins achtundvierzig Streiche erhalten hatte, ohne einen Laut von ſich zu geben und ohne eine andere Bewegung als das Zucken ſeiner furchtbar zerfleiſchten Gliedmaßen, da befahl der Capitain dem Exerciermeiſter, ihn loszubinden, und Collins ſagte, ſeinem Chef zugewendet, kalt: — „ich danke Ewr. Gnaden; es ſoll nicht vergeſſen ſeyn.“

Als dieſe erſte Execution vorbei war, da wandten ſich aller Blicke nach dem Matroſen, der noch unter der Huth der Seeſoldaten ſtand. Es war dieſes der Schiffszimmermann Charles Grome, der Unglückliche, den man wegen der Thränen beſtrafen wollte, die er über ſein Weib, das auf dem Schaffotte geſtorben war, und über ſeine Kinder, die nun der öffentlichen Barmherzigkeit anheimgefallen waren, vergoſſen hatte.

Digitized by Google

Als Charles Grome vor den Capitain hingetreten war, rief dieser abermals: „Man entkleide ihn!“ — Grome war einige Augenblicke unschlüssig, was er thun sollte: dann warf er sich aber vor seinem Capitain auf die Kniee und sagte bittend zu ihm: „„Capitain, es ist mir nicht bewußt, daß ich irgend einen neuen Fehltritt begangen hätte, der die Strafe verdient, die Sie mir auferlegen wollen; jedenfalls ist Ewr. Gnaden die schreckliche Nachricht bekannt, die ich über mein Weib und meine Kinder bekommen habe, und die wahrlich allein schon hinreichend war, mich zu Handlungen zu verleiten, an die ich sonst nie gedacht haben würde. Sollte ich nun in meiner Verzweiflung etwas Strafwürdiges begangen haben, was Sie am besten beurtheilen können, indem ich meiner nicht mehr mächtig bin, so bitte ich Ewr. Gnaden, mir doch die entehrende Strafe des Auspeitschens zu erlassen. Erkennen Sie wie jede andere Züchtigung zu und ich will sie, wie lange und schwer sie auch seyn mag, die kurze Zeit, die ich noch zu leben haben mag, mit Ergebung und selbst mit Dank ertragen.““

„Aufgestanden!“

„„Capitain, hören Sie mich, um Gottes Willen, hören Sie mich!... Ist's nicht meinetwegen, so sey es doch in Erinnerung derjenigen, die... (er vermochte es nicht, den Namen seines Weibes auszusprechen) Capitain, der Kummer ist ja ein natürliches Gefühl; steht es wohl in unserer Macht, ihn zu verläugnen? Sie selbst, Sie würden, wenn Sie... Capitain, ich bin nicht betrunken gewesen... es war der Kummer.““

„Thut Eure Pflicht!“ rief der Capitain aus, indem er mit dem Fuße stampfte: „entkleidet ihn, entkleide: ihn!“

„„Gnade! Capitain, Gnade um Gottes Barmherzigkeit Willen!... o Gott, bringt mich nicht zur Verzweiflung!““

„Zur Verzweiflung?... Dich, Elenden! Die Peitsche soll Dich schon von der Verzweiflung heilen; aufgestanden, Schurke!“ — und ein Fußtritt warf den Unglücklichen, der auf den Knieen und mit gefaltenen Händen flehte, zu Boden.

Eine dunkle Röthe verbreitete sich über Grome's Gesicht, doch that er sich Gewalt an und wiederholte noch einmal sein Flehen zum Capitain.

„Sergeanten, ergreift den Schurken, und bindet ihn!“ — Vier Mann traten herbei, um diesen Befehl zu vollziehen, und als sie den armen Grome aufgehoben hatten, ihn nach der Folterbank hinzerrten, auf die er festgebunden werden sollte, da streckte er noch einmal die Arme nach seinem Capitain aus und sagte: „„Wenn Sie denn für meine Bitten taub, für meine Leiden fühllos sind, indem selbst der Name Gottes Sie nicht zu erweichen vermag, so ist es das Andenken meines ermordeten Weibes, das sich an Sie als Seemann wendet.““

„Dein Weib, sagst Du? Was kümmert uns das ehrlose Geschöpf!“

Bei diesen Worten schießt Grome, die Soldaten, die ihn bewachen, rechts und links auf die Seite werfend, gleich einem Tiger auf den Capitain los und schlägt ihn mit einem einzigen Faustschlage zu Boden. In demselben Augenblicke blitzen dreißig gezogene Säbel über dem Haupte dieses Menschen, der, mit dem linken Fuß auf der Brust seines Tyrannen, in der rechten Faust einen Säbel schwingend, dessen er habhaft geworden war, allen Trotz bietet, die ihn umgeben und den Tod herauszufordern scheint, der ihn bedroht.

Nun war das Beispiel zur Empörung gegeben. Alle Matrosen, die durch so viele Grausamkeiten gegen einen allgemein geachteten Kameraden gereizt waren, hatten sich allmählig der Stätte, wo der Auftritt stattfand, genähert, sich aller Waffen bemächtigt, die sich ihnen darboten, und stießen nun ein donnerndes Hurrah! aus. Jetzt begann eine gräßliche Scene des Wirrwarrs und Gemetzels.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Reisen in dem District der Diamanten und auf dem Littorale von Brasilien.

### Von August Saint-Hilaire.

(2.)

Die Portugiesen hatten in Brasilien einen schönen District, den der Diamanten. Das Glück begünstigte sie wunderbar im sechszehnten Jahrhundert. Wenn sie nicht die Minen von Golconda hatten, so besaßen sie dagegen einen Theil Indiens, der wohl Bergwerke aufwog; und als der Papst die große Theilungslinie durch Amerika gezogen hatte, so befanden sie sich im Besitz eines Landes, wo man die Thonerde nur waschen durfte, um Gold und Diamanten daraus zu ziehen. Nichts besseres konnte für die Freunde der Trägheit erfunden werden. Seit der Zeit haben sich die Dinge sehr geändert. Die Päpste theilen nicht mehr Länder nach Compaß und Linie aus, die Portugiesen erhalten nicht mehr als Tribut die Edelsteine von Brasilien und die Abkömmlinge der Sclaven, die für sie arbeiteten, sind nah daran, ihrerseits die Eigenthümer zu werden.

Mindestens haben sie aber mehr als zwei Jahrhunderte das Vergnügen gehabt, sich Herren des Districts der Diamanten zu nennen; die Holländer und die Franzosen haben sie einige Augenblicke in diesem süßen Genusse gestört; zuletzt waren aber die Portugiesen Meister von Brasilien geblieben, ohne sich viel um die Kenntniß der unermeßlichen Fläche dieses Landes zu bekümmern; sie kannten den District der Diamanten recht gut, und das war genug.

Ihre Art, sich in diesem Lande zu benehmen, war merkwürdig; Herr August Saint-Hilaire hat das Ende dieses Regimes gesehen und dabei fängt sein Reisebericht an. An die Spitze der Administration dieses Districts hatten sie einen General-Intendanten mit fast unbeschränkter Gewalt gestellt: er verwaltete, richtete, strafte und verdammte. Das war eine ökonomische Regierung; man hatte nur mit einer einzigen Person zu thun; es gab zwar auch einen Herrn Ouvidor oder Fiscal und die ehrenwerthe königliche Junta der Diamanten, denn in diesem Lande war Alles brillant, selbst die Titel der Verwaltungs-Beamten; aber in letzter Instanz hing doch Alles vom General-Intendanten ab und ohne seine Genehmigung gelangte man selbst nicht in den seiner Aufsicht anvertrauten geheiligten District, dessen Gränzen von Truppen bewacht waren. Wehe dem Sclaven, bei dem man nur ein Handwerkszeug von einem Bergmann gefunden hätte! Die Galeeren wären einem solchen Vergehen gewiß gewesen. Die Portugiesen selbst suchten nichts; es war bequemer, durch Neger suchen zu lassen. Die Calaniſten unterhielten Sclaven, wie man Rindvieh oder Pferde hält; sie vermietheten sie an den General-Intendanten, der sie dann, unter der Aufsicht von feitores oder bewaffnetern Aufsehern, mit großen Peitschen, zur Bearbeitung der Diamanten-Gruben verwendete.

Die Sclaven dürfen keine Taschen haben; bisweilen aber verschluckten sie Diamanten. Das war schon ein fast todeswürdiges Verbrechen. Wenn man einen Sclaven dessen verdächtig hielt, so unterwarf man ihn, nicht der Feuer- oder Wasserprobe wie im Mittelalter, sondern der der Abführung und man hielt ihn gefangen, bis die Wirkung der Arznei gesetzlich constatirt war.

Wie es allen mißtrauischen Herren geht, so wurden die Portugiesen, trotz aller ihrer Vorsicht, von jedermann bestohlen. Die Sclaven stahlen, die Aufseher machten es nicht besser; Schleichhändler, die man grimpeiros nannte, durchwühlten Bandenweise den Boden, trotz der Aussicht auf die Galeeren, und man beschuldigte selbst die Gouverneurs, dem Reize eines Diamanten von zwanzig Karats nicht widerstehen zu können. Ueberdem

Digitized by Google

betrogen sich die Räuber selbst unter einander und der Schleichhandel brachte zu gleicher Zeit ächte Diamanten und schlechte Kristalle, für gute Steine verkauft, in Umlauf.

Was unter solchen Umständen aus der Moral in diesem Lande wurde, braucht man wohl nicht zu fragen; man beschäftigte sich mit nichts als mit Diamanten; das war schon genug für die Portugiesen; sie bezahlten und nährten diejenigen, die sie zum Bergbau brauchten; sie verwilligten denen Belohnungen, die große Diamanten fanden; sie schickten die auf die Galeeren, die welche stahlen; hatten sie denn andere Verbindlichkeiten gegen ihre Unterthanen? Auch herrschte die größte Verdorbenheit und Ausschweifung in diesem District. Der Ort Matamata bewahrt den Namen und das Andenken blutiger Zwiste, welche die Entdeckung von Diamanten vormals in dieser Gegend veranlaßte. Man hat die Kämpfe daselbst noch nicht vergessen, welche die Paulisten (die Eingeborenen von St. Paul) des Goldes wegen in diesem Lande lieferten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Neger Brasiliens ihre Jungfrau und ihre Heiligen schwarz abbilden und malen; ohne Zweifel stellen sie den Teufel weiß vor oder wenigstens schwarzbraun, wie einen Portugiesen.

Heutzutage ist die Geldgierde nicht mehr so leicht zu befriedigen; die der ehemaligen mineiros hat der Nachkommenschaft wenig übriggelassen, die sich glücklich schätzt, noch einige Diamanten oder ein wenig Gold in dem von den Portugiesen durchwühlten und umgekehrten Boden zu finden. Nicht als ob es nicht noch reiche und unbebaute Terrains gäbe, aber man müßte Capitalien daran wagen; in dem an Gold ehedem so reichen District aber findet sich das edle Metall nicht mehr im Ueberflusse.

Wenn nur mindestens die Europäer in diesem Lande, das ihnen so vielen Nutzen gebracht, nützliche Monumente hinterlassen hätten, so würde man ein dankbares Andenken für sie bewahren: aber sie haben nichts als Kirchen gebaut; die Wege sind abscheulich, die Gasthöfe noch schlechter; ein rancho oder Hangar-Stall ist oft Alles, was der Reisende zum Nachtlager findet. Villa-Rica, das seit Kurzem seinen alten Namen Ouro-Preto wieder angenommen, war nur durch den Zufluß der Speculanten eine bedeutende Stadt geworden; man würde da vergebens eine gute Steaße nach Rio-Janeiro suchen. Eine portugiesische Anstalt ist indessen noch übrig, nämlich die der Capitaine der Wälder, eine Art von Gendarmerie, die am Eingange der Waldungen wohnt, und die flüchtigen Sclaven anhält.

Herr von Saint-Hilaire hat das gehässige System, welches die Portugiesen hinsichtlich ihrer Colonie von Brasilien befolgten, in wenigen Zeilen zusammengefaßt: „Den Fremden verschlossen erschöpfte sich Brasilien, um die Kaufleute von Lissabon zu bereichern. Seine Bewohner gingen auf Eisen und mußten, bei Strafe, ihr Leben auf der mörderischen Küste von Angola zu endigen, ihre Ackerwerkzeuge aus Portugal beziehen; sie besaßen Salzquellen im Ueberflusse und mußten das Salz, das sie bedurften, europäischen Compagnien abkaufen. Sie waren gezwungen, sich an den Ufern des Tajo nieder zu lassen und ihre Kinder konnten keinen Unterricht in der Arzneikunde und der Rechtswissenschaft erhalten, wenn sie ihn nicht auf der Universität von Coimbra suchten. Das Colonial-System lief nicht nur darauf hinaus, Brasilien arm zu machen, es hatte noch einen gehässigern Zweck, den, es zu verunreinigen. Indem es den Saamen der Uneinigkeit zwischen die Provinzen säete, hoffte die Metropole länger die Ueberlegenheit der Stärke zu behaupten, welche ihr nöthig war, um ihre Tyrannei auszuüben. Jede Capitanerie hatte ihren Sataepen, jede ihre kleine Armee, jede ihren kleinen Schatz; sie hatten wenig Verbindung unter einander, oft kannten sie (kaum glaublich!) wechselseitig ihre Existenz nicht. Es war in Brasilien kein gemeinschaftlicher Mittelpunct; es war ein unermeßlicher Kreis, dessen Strahlen weit von dem Umkreis convergirten."

In dem Districte der Bergwerke fand Herr von Saint-Hilaire die Menschen grob und die Gastfreundlichkeit ist daselbst selten. Man begriff eine aus Liebe zur Wissenschaft unternommene Reise nicht; man fragte, wie viel das dem französischen Naturhistoriker einbrächte. Die Frauen haben eine unbegränzte Neigung zum Putz, die mit Müssiggang und Unwissenheit verschwistert ist. Herr von Saint-Hilaire war verwundert, in dürftig meublirten Hütten Bäuerinnen zu finden, die gekleidet waren, als sollten sie die Honneurs eines Salons machen; sie warfen verächtliche Blicke auf den Reisenden. In vielen Häusern hält man ein schwarzes Cabinet (dunkeln Winkel?) für den Fremden, der die Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, in Bereitschaft, das nicht wie dem Innern communicirt; dahin verweist man ihn, ohne sich sonst um ihn zu bekümmern, bis er abreist. Oft fand unser Reisender keine andere Herberge, als bei einem Posten von Soldaten, in einer Art von Hauptwache. Eine solche Aufnahme bezaubert einen Fremden nicht. Der Bericht des Herrn Saint-Hilaire läßt das fühlen; dieser Naturhistoriker ist außerdem auch keiner der Reisenden, die das, was sie beobachten, verschönern und colorieren und die eher Abentheuer erfinden als keine erzählen würden. Er sagt einfach, was er gesehen und was ihm begegnet ist, ohne die mindeste Ausschmückung hinzuzufügen; er rügt im Vorübergehen die Fehler seiner Vorgänger und so groß ist seine Genauigkeit, daß er selbst Herrn Cazal, Geographen des Landes, vielleicht den einzigen, den Brasilien erzeugt hat, berichtigen kann.

Die üppige Vegetation Brasiliens mußte einen Naturhistoriker entzücken; inzwischen spricht der Verfasser davon nur im Vorübergehen und ohne Exaltation; er bewahrt seine Beobachtungen für Botaniker auf. Uebrigens verschwinden die noch unbetretenen, so dunkeln und so schönen Wälder, die eins der Wunder für den Reisenden sind, nach und nach unter der Art der Colonisten, mindestens an den Küsten und die cupia gondura, eine hohe paeasitische Pflanze, nimmt die Stelle ein. Aber im Innern des Landes giebt es noch welche. Herr von Saint-Hilaire sah deren noch unermeßliche am Rio-Doce. „Der Fluß," sagt er, „floß majestätisch zwischen dunkeln Wäldern, die ihn begränzen; eine vollkommene Stille herrschte in der ganzen Natur und das Schweigen der Einöde wurde kaum durch den Gesang einiger kleinen Grillen und das Geräusch der Ruderstangen unterbrochen, deren sich unsere Kahnführer bedienten. Diese großen einsamen Räume haben etwas Imponierendes; ich fühlte mich klein in dieser mächtigen und so ernsten Natur; meine Einbildungskraft war einigermaßen von Schrecken erfüllt, wenn ich bedachte, daß diese unermeßlichen Wälder, von denen ich umgeben war, sich gegen Norden weit über den Rio-Grande von Belmonte hinaus erstreckten, daß sie den ganzen östlichen Theil von Minas-Geraes einnehmen, daß sie ohne Unterbrechung die Provinzen von Espirito Santo und Rio de Janeiro, einen Theil der Provinz St. Paul, und ganz St. Catharine, den Norden und Westen der Provinz Rio-Grande bedecken und sich durch die Missionen wahrscheinlich an die Wälder des nördlichen Paraguay anschließen."

Unter der portugiesischen Regierung schlug man die eingeborene Bevölkerung nicht hoch an, die man theilweise ausgerottet hatte, und deren Reste auf der weiten Oberfläche des Landes zerstreut wohnten, die einen im Zustande der Wildheit, unabhängig und voll Animosität gegen die Herren Brasiliens; die andern civilisirt, unterdrückt und erniedrigt. Als die Portugiesen Menschen zu öffentlichen Arbeiten nöthig hatten, schickten sie Soldaten in die Dörfer, um eine gewisse Anzahl Indianer zu holen. Man trieb sie zusammen, sperrte sie ein, um sie zu verhindern, daß sie nicht entflohen und aus dem Gefängnisse führte

Digitized by Google

man sie zur Arbeit. Viele von ihnen, von Haß gegen die sie tyrannisirende civilisirte Welt erfüllt, suchten in den Wüsten Ruhe und Frieden.

Herr von Saint-Hilaire ist überzeugt, daß die eingeborene Race von Amerika, in welchen er Aehnlichkeit mit den Chinesen findet, geringere Verstandesfähigkeiten hat, als die europäische oder kaukasische Race. Sie hat wenig Nutzen von den Reichthümeen gezogen, die die Natur vor ihren Augen ausbreitete. Sie lebte elend, in einer stupiden Apathie, ohne sich um die Zukunft zu bekümmeen. Sie hat wenig Einbildungskraft. Ihre Religionsbegriffe sind höchst beschränkt und ihre Poesie ist nicht besser. Die Botocudo's, sagt uns Herr Saint-Hilaire in einer früher herausgekommenen Reise,*) wenn sie um etwas bitten oder von irgend einer Leidenschaft bewegt sind, singen, aber ihr Gesang ist nichts als eine eintönige Klage, wie die unserer Bettler, vermischt mit einzeln hervorgehobenen Tönen der Stimme.

Ihre Dichter machen keinen großen Aufwand an Geist und Einbildungskraft; das beweist folgender Gesang, in welchem es schwer seyn würde, ein anderes Verdienst, als das der Küze, zu finden:

„Die Sonne erhebt sich; Alte, lege etwas in Deinen Topf, damit ich essen und auf die Jagd gehen kann."

Das ist in der That der ganze Gesang. Herr von Saint-Hilaire führt noch zwei andere an, die diesem vollkommen gleichen; man muß glauben, daß die Poesie der Botocuden nicht über das Distichon oder höchstens nicht über den vierzeiligen Vers hinausgeht.

Trotz der Autorität, deren die Meynung eines gelehrten Naturforschers genießt, wenn es darauf ankommt, den Grad der Intelligenz der Racen zu beurtheilen, so wage ich doch, einigen Zweifel über die intellectuelle Inferiorität auszusprechen, die man der amerikanischen Race zuschreibt. Bei einem wilden Volke sind die Fähigkeiten des Geistes noch in starrem Schlummer und des weckenden Anstoßes bedürftig und es ist nicht möglich, von dem, was es leistet, auf das zu schließen, was es leisten kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Gallier und Germanen nicht bessere Gesänge machten, als die Botocuden und die Römer, als sie diese Völker kennen lernten, beurtheilten sie ohne Zweifel, wie wir die Wilden von Amerika beurtheilen. Sie waren weit davon entfernt, zu ahnen, daß von diesen Racen einst Menschen wie Voltaire und Leibnitz ausgehen könnten.

Indem er übrigens diese intellectuelle Schwäche der Indianer von Amerika als Thatsache voraussetzt, billigt Herr von Saint-Hilaire vollkommen das Regime, welchem sie die Jesuiten bei den Missionen von Brasilien und Paraguay unterworfen hatten und behauptet, daß es das einzige sey, das für diese Race passe. Auch bedauert er die Unterdrückung des Jesuiten-Ordens in diesem Lande. Der Verfasser scheint sehr an dieser Meynung festzuhalten, denn er wiederholt sie an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung, was beweist, daß sie bei ihm zur Ueberzeugung geworden. Er stützt sich überdies auf das Zeugniß des Herrn von Chateaubriand und anderer großen Reisenden. Ich respectire ihr Zeugniß, selbst wenn sie die Dinge durch das Prisma einer glänzenden Einbildungskraft gesehen haben; indessen giebt es andere Reisende von gesundem Verstande, die nicht so günstig von diesen Missionen geurtheilt haben. Ich gebe zu, daß es besser ist, die Indianer in Missionen zu versammeln, als sie die Wälder durchstreifen und ihre Feinde ermorden und fressen zu lassen; aber daran ist es erlaubt, zu zweifeln, daß die Jesuiten fähig gewesen wären, Krieger zu bilden und die Indianer an das sociale Leben der Europäer zu gewöhnen.

*) Reise in das Innere von Brasilien. 1830. 2 Bände.

Nach dem eigenen Geständniß des Herrn von Saint-Hilaire behandelten sie sie wie Kinder, sie verwahrten sie vor jedem Contact mit den Weißen, sie kamen allen ihren Bedürfnissen zuvor.. Einige Schriftsteller fügen hinzu, daß sie sie zurechtwiesen, wie man Kinder straft. Was ist das Resultat davon gewesen? Herr von Saint-Hilaire sagt es uns: „Zwei Jahehunderte von Civilisation, unter zwei ganz verschiedenen Regierungsweisen, haben den Charakter dieser Indianer von S. Pedro so wenig modificirt, als ihre Organisation und die Züge ihrer Physiognomie. Sie sind veränderlich und ohne Voraussicht geblieben, wie sie vormals in ihren Wäldern und Sümpfen waren; oder wenn man lieber will, sie sind Kinder geblieben, trotz aller Mühe, die man sich gegeben, um Menschen daraus zu machen."

Der Verfasser wirft die Schuld auf ihre mangelhafte Organisation; was mich betrifft, so glaube ich, daß man sie auch in ihren Lehrern suchen müsse. Die Jesuiten lehrten wohl diesen Indianern einige Handwerke und das war das Beste, was sie thaten; aber es lag ihnen noch weit mehr daran, sie an die religiösen Gebräuche zu gewöhnen, welche diese armen Indianer doch nur maschinenmäßig lernten, und ihnen eine Theologie einzuprägen, wovon sie nichts begriffen. Aus diesem Grunde, glaube ich, sind die Indianer der Missionen große Kinder, wie sie waren, geblieben; ihre Lehrer haben ihren Geist nicht zu entwickeln verstanden; sie haben sie zum Glauben gezwungen, anstatt sie zum Denken zu gewöhnen; aber vor Allem hätte man sie in den Stand setzen müssen, durch Ausübung mechanischer Künste die materiellen Bedürfnisse zu befriedigen; man würde auf ihren Geist gewirkt haben, wenn man gute Handwerker aus ihnen gemacht hätte. Die Jesuiten schlugen gewöhnlich den entgegengesetzten Weg ein.

Herr von Saint-Hilaire wird mir erlauben, zu bezweifeln, daß die Civilisation der Indianer immer unvollkommen bleiben wird und daß sie immer unter einer schützenden Vormundschaft leben müssen, bis der Versuch dazu gemacht worden ist. Er erfordert vielleicht lange Zeit, aber ich denke nicht, daß er für immer fruchtlos seyn werde. Es freut mich übrigens sehr, daß der Verfasser den Geschmack der Indianer für die Anthropophagie in Frage stellt. Wenn sie nicht Menschenfresser sind, so werden sie sich früher civilisiren. Seines Gleichen essen und Plato lesen oder der Oper beiwohnen ist ein zu großer Unterschied, die Kluft zwischen beiden zu groß, um sie schnell zu überspringen.

Herr von Saint-Hilaire hat am Ende seines Reiseberichts ein sehr interessantes Stück politischer Geschichte gegeben, einen, leider! übrigens nur sehr kurzen, Abriß von den öffentlichen Ereignissen in Brasilien seit der Ankunft Johanns VI. bis zur Thron-Entsagung Don Pedro's. Der Verfasser beurtheilt, wie mich dünkt, den Charakter des Ex-Kaisers sehr unparteiisch; ich will vor Allem das heraushebe, was er über seine Resignation sagt:

„Don Pedro verließ Brasilien am 13. April 1831; er hat Undankbare dort gemacht und vielleicht wird man ihn einst zurückwünschen. Sein größtes Unrecht war, in Europa geboren zu seyn und für seine Landsleute eine ohne Zweifel sehr natürliche Vorliebe behalten zu haben, die er aber seinen amerikanischen Unterthanen hätte aufopfern müssen. Seine Umgebungen waren nicht die Besten. Erfahrung und Kenntniß fehlten ihm immer, zuweilen selbst Energie; aber der gute Wille fehlte ihm nie. Wenn er seine Autorität mit den Waffen in der Hand hätte vertheidigen wollen, so würde er Menschen gefunden haben, die ihn gern unterstützt hätten; aber es wäre Blut geflossen und Don Pedro war kein Tyrann. Die Geschichte wird die Mäßigung loben, wovon er bei dieser Gelegenheit einen Beweis gab; sie wird den edlen Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er in der Nacht vom 7. zeigte, wo er der Krone

Digitized by Google

entsagte, aber sie wird auch sagen, daß er mittelst einiger Concessionen die Gewalt hätte behaupten können und wird ihn tadeln, das Reich, dessen glorreicher Gründer er gewesen war, durch eine Abdankung, die man nicht von ihm forderte, allen Gefahren der Revolutionen preisgegeben zu haben."

Das ist, dünkt mich, der Styl einer guten Geschichte und wenn Herr von Saint-Hilaire sich nicht als Naturhistoriker nützlich machte, so würde ich ihm zur Pflicht machen, uns die Geschichte der politischen Revolutionen Brasiliens ausführlicher zu geben; sein Ueberblick ist ein hinreichendes Certificat der Fähigkeit und scheint seinen Beruf für diese Art literarischer Arbeiten hinlänglich zu beurkunden.

---

## Ereignisse in Portugal und in der Schweiz.

(L.)

Von beiden nimmt das Journal le Temps Veranlassung zu nachstehenden Reflexionen:

Ein Journal vom 7. August hatte gemeldet, daß eine vom Cabinet von Madrid an die Cabinette der Tuilerieen und von St. James gerichtete Note die Versicherung enthielt, daß Spanien in den Angelegenheiten Portugals nicht interveniren würde, wenn die beiden großen Mächte ihm eine förmliche Garantie gegen die Versuche der Propaganda gäben; zugleich verspräche der König von Spanien, seinen Unterthanen eine Charte zu octroyiren, die auf die bei der Constitution von Cadix entworfene Basis gegründet wäre, wünsche jedoch, daß man sie ihm nicht abzwingen wolle.

Ein ministerielles Abendblatt versichert nun, daß keine Note dieser Art an die Regierung gelangt sey.

Es ist möglich, daß die Nachricht in dieser Form falsch sey, aber sie hat nichtsdestoweniger den Charaktee der höchsten Wahrscheinlichkeit. So ist in der That die Lage und Stellung Spaniens: von nun an ganz isolirt von dem übrigen absolutistischen Europa, eingezwängt zwischen Frankreich und England, geöffnet nun durch Portugal, kann es unmöglich sich lange gegen die Revolution schützen, die es wie ein anderer Ocean umgiebt. Warum sollte Ferdinand nicht endlich begreifen, daß es besser ist, dem Throne seiner Tochter eine volksthümliche Constitution zur Grundlage zu geben, als ihr keine andere Stütze zu hinterlassen, wie den Willen eines Sterbenden, der doppelten Gefahr ausgesetzt, die von Don Carlos oder von der Propaganda droht? Er würde auf diese Weise die Partei der Königin und die der Constitutionellen zu einem Interesse verschmelzen.

Andererseits ist die Allianz Frankreichs und Englands, bei dem jetzigen Zustande der Dinge, eine so gebieterische Nothwendigkeit für Spanien, daß es nicht oder doch schwerlich wird vermeiden können, früh oder spät, mit oder ohne Willen, in den politischen Strudel dieser beiden Mächte gerissen zu werden. Nach ziemlich accreditirten Gerüchten betrachten die in allen Ländern zerstreuten spanischen Flüchtlinge jetzt Portugal als den Weg, den sie nehmen müssen, sie und die Freiheit, um in ihr Vaterland zurückzukehren; neue Versuche werden vorbereitet; man hat selbst, wie man behauptet, beträchtliche Bestellungen von Militair-Effecten gemacht.

Wir billigen diese bewaffnete Propaganda keineswegs und möchten nicht, daß Frankreich angeklagt werden könnte, den Bürgerkrieg unter ein benachbartes Volk zu werfen, wenn kein Bruch ihm das Recht dazu giebt. Die Revolution muß nicht, aus Furcht unserer Regierung, vor allen Thronen knieen, aber man muß sich auch hüthen, sie allen Völkern Europa's entgegenzubringen und, Dolch und Schwerdt in der Hand, ihre Ruhe zu bedrohen.

Außerdem wird auch in dem alten Spanien, das im Schatten seiner Klöster schlummert, eingewiegt in Despotismus durch den Gesang seiner Priester, die Reform nicht zunächst vom Volke ausgehen. Da nun wäre eine octroyirte Charte eine Wohlthat.

Was die Intervention in Portugal betrifft, so hat von Seite Spaniens nie ernstlich (?) davon die Rede seyn können. Es hatte auf der Gränze kaum einige tausend Soldaten, und sie für Don Miguel aufs Spiel setzen, hätte so viel geheißen, als Don Pedro England und Frankreich zu Bundsgenossen geben.

Jetzt würde die Intervention nun gar ein Wahnsinn seyn. Diejenigen, welche Don Miguel noch nicht für ganz verloren halten, und die mit ihren Blicken den Rest seiner Soldaten als eine letzte Hoffnung verfolgen, sprechen von einem Guerillas-Kriege, der durch sie in der Provinz Tra-os-Montes, im Einverständniß mit den spanischen Carlisten, organisirt werden dürfte. So würden denn, sonderbar genug, die Feinde von Donna Maria auch Feinde der Königin von Spanien seyn.

In der Schweiz wird die Vereinigung, die man zwischen den zwei rivalisirenden Tagsatzungen oder Congressen von Zürch und von Schwyz (eigentlich Sarnen) hoffte, schwerlich stattfinden, weil man von den Protestationen zum Bürgerkriege schreitet. Die Partei, deren Mittelpunct Neufchatel ist, strebt, im Einklange mit der aristokratischen Partei der Städte Schwyz und Basel, dahin, die drei Cantone Uri, Unterwalden und Zug in ihr Bündniß ziehend, gewaltsam die Resultate des Föderal-Vertrags zu vernichten. Aber der Erfolg ist auf den beiden angegriffenen Puncten nicht derselbe gewesen. Während Kißnacht von den Schwyzer Truppen besetzt wurde,*) haben die Landleute von Basel (die Liestaller) die Stadt, wie im Jahre 1830, derennt, nachdem sie ihre Truppen geschlagen, beinah vernichtet haben.

Ohne Zweifel wäre eine fremde Intervention der Wunsch der Aristokraten; aber die Tagsatzung von Zürch hat die Contingente der Cantone, die den Grund-Vertrag angenommen haben, zu den Waffen gerufen und läßt Truppen nach Kißnacht rücken,**) und diese kräftige Maaßregel, verbunden mit der neuen Belagerung der Stadt Basel,***) wird vielleicht einen Vergleich zwischen den beiden Parteien herbeiführen.

In allen Fällen würde die Pflicht Frankreichs seyn, dem Princip der Nicht-Intervention Achtung zu verschaffen; das würde eine gute Stellung den Conspirationen von Frankfurt ꝛc. gegenüber seyn. Die Revolution muß nicht zum Feuerbrande werden, der, wie die deutschen Zeitungen sagen, die Könige in Rauch und Flammen hüllt; aber die Initiative der Mäßigung muß künftig von ihnen ausgehen.

---

*) Bekanntlich haben dieselben es nicht nur seitdem geräumt, sondern die Tagsatzung hat auch die Besetzung des Cantons und der Stadt Schwyz, wie der Stadt Basel, beschlossen, um den gebrochenen Landfrieden herzustellen, was denn wahrscheinlich auch die Aufhebung des Sarner Vereins zur Folge haben wird. Anm. d. Red.

**) Ist, wie bemerkt, schon geschehen. Anm. d. Red.

***) Zu einer Belagerung ist es keineswegs gekommen und wird auch, wenigstens von Seite der Landleute, nicht kommen, da die Tagsatzung ins Mittel tritt und die Stadt mit den Contingents-Truppen zu besetzen beschlossen hat; von diesen allein könnte nunmehr, im Fall einer Einlaß-Weigerung der Stadt, eine Belagerung eintreten. Anm. d. Red.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

**№ 843.** Hamburg. Mittwoch, den 21. August. **1833.**

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.


## Eine Meuterei am Bord eines Kriegsschiffes.

(Beschluß.)

(N.)

Von der ersten Ueberraschung, die ein so plötzlicher und so wüthender Angriff auf sie gemacht hatte, wieder zu sich gekommen, setzten die Offiziere und einige Seesoldaten der Gewalt Gewalt entgegen, als auch der Admiral, in der einen Hand den Säbel, in der andern ein Pistol haltend, in großer Uniform erschien. Mit dem Vertrauen eines alten Kriegers, der nichts verloren giebt, so lange noch die geringste Hoffnung auf Erfolg vorhanden ist, rief er mit einer Stentor-Stimme:

„Matrosen, auf Eure Plätze! und Ihr, Soldaten der Marine, wie zur Rechten, im Namen des Königs! Eure Stücke geladen und Feuer auf einen jeden, der nicht auf der Stelle die Waffen ablegt und zur Pflicht zurückkehrt!... Soldaten!... Feuer!"

Dieser Befehl ward sofort ausgerichtet, und während die Kartätschen das erste Verdeck säuberten, kamen die Offiziere, die sich nur als Passagiere am Bord befanden, über die mittlere Treppe, so die Flanke der Meuterer umgehend, herbei. So groß ist die Gewalt der Gewohnheit und der Disciplin, daß selbst dann, wenn diese ihre Mittel der Zügelung verloren hat, die Stimme des Befehlshabers noch respektirt wird. Das plötzliche Erscheinen des Admirals, die Insignien seines Ranges, seine unerschrockene Haltung, der Stolz in seinem Blick und die Raschheit seiner Befehle schüchterten die Mannschaft weit mehr ein, als man es hätte für möglich halten mögen. Auch wurden die Matrosen stutzig, als das regelmäßige Feuer und die Bajonnette der Seesoldaten ihnen den Beweis gegeben hatten, daß die Partie zwischen ihnen und ihren Gegnern nicht gleich stand. Nun schienen die furchtbaren Worte des Admirals, der Anblick der sämmtlichen, mit dem Degen in der Faust in Schlachtordnung aufgestellten, Offiziere, und vor allem das Blut ihrer Kameraden, welches über dem Verdeck hinrieselte, einen Augenblick den Kampf schon entschieden zu haben. Diejenigen, die an der Meuterei noch nicht Theil genommen hatten, kehrten zu ihren Hängematten zurück, und die übrigen flüchteten sich nach dem zweiten Deck, um zu sehen, ob sie nicht neue Waffen finden könnten.

Nachdem der Admiral an diejenigen, die ihm treu geblieben waren, einige Worte gerichtet hatte, stellte er sich, den ersten Schrecken der Empörer klug benutzend, an die Spitze der Seesoldaten und half eigenhändig die Treppe sperren, die zu dem Deck führte, wo die Meuterer sich verschanzt hatten. „Jetzt," rief er, „keine Zeit verloren! Capitain, eine Kanone vor jeden Ausgang, und alle Säbel, Pistolen und sonstige Waffen bei Seite geschafft, deren sie sich bemächtigen könnten! Ich will den Schurken lehren, was es mit einer Meuterei auf sich hat. Wir sind nur ungefähr drei Lagereisen von Isle de France entfernt; dort angekommen, lasse ich sie insgesammt an die Gaulinie*) aufknüpfen. Während der Admiral so sprach, gewahrten die Empörer an dem Geräusche über ihren Köpfen, daß ihre Feinde den Verschlag öffneten, den sie über sich verschlossen hatten.

„Hinab, Ihr braven Männer!" rief der Admiral, „im Namen Eures Königs und Eures Landes drauf!" Da sprang der erste Lieutenant auf die Treppe und rief mit Worten und Gebehrden die Soldaten, die ihm folgen sollten, zu sich.

Aber die Meuterer hatten den Offizier kaum erblickt, als sie in ein dreimaliges Hurrah! ausbrachen, ein furchtbares Waffengeklirr machten, und Tod den Tyrannen schrieen. Diese Explosion machte die Soldaten stutzig, und sie gingen trotz alles Drohens und Zuredens ihres Lieutenants nicht vom Fleck. Als dieser aber sah, daß auch die Meuterer die Stellung, die ihnen von Grome angewiesen worden war, nicht verließen, da rief er aus: „Vorwärts, Freunde! seht, sie fürchten sich!"

— Fürchten? erwiederte einer der Empörer, und schoß eine Muskete auf den Lieutenant ab, die ihm die Hand zerschmetterte, in welcher er seinen Degen hielt.

„Keinen Schuß mehr," sagte Grome; „nur Geduld, Kameraden, nur Geduld; sie sind unser."

„„Vorwärts! Soldaten, dem ersten, der zurückweicht, zerschmettere ich den Schädel.““ So forderte nun der Admiral die Seinigen zum Angriff auf, und diese drangen dann auch, ihren entwaffneten und verwundeten Lieutenant vor sich herschiebend, in Masse auf die Säbel und die langen Messer der Empörer ein. Unbeweglich in ihrer Stellung erwarteten die Matrosen, ohne sich zu rühren, den Anlauf ihres Feindes, bis derselbe, ohne in der Hitze seiner Bewegung daran zu denken, daß sich auch nach Unten Meuterer postirt haben könnten, die Communication überschritten hatte, die zu den Batterieen des unteren Decks führte. Man ließ Grome die Seinigen retiriren, bis er sah, daß der Feind ganz in die ihm gelegte Falle gegangen war; dann rief er: „He! Ihr da unten, Feuer!" — Es ist unmöglich, sich von der Gräuelscene einen Begriff zu machen, die nun erfolgte. Das Krachen von zwanzig Kanonen, deren Kartätschenladungen in einem eingeschlossenen Raum von nur geringem Umfange dem Tode eine reiche Ernte gaben, machten das Schiff, aus dessen Raum dicke Rauchsäulen aufstiegen, erbeben und dröhnen gleich einem Berge, der von einem furchtbaren Vulkan zerrissen wird.

— Sie sprengen uns in die Luft, riefen die Seesoldaten aus. — „Nicht doch," erwiederten ihre Offiziere, „das ist nur das Krachen ihrer Kanonen; nehmt sie ihnen, und haut die Meuterer in die Pfanne. Admiral! schicken Sie uns Secours, noch einige Mannschaft mehr, und wir überflügeln sie.

*) Ein großes Tau, das von dem einen Ende des Schiffes zum andern läuft, und das nur zum Trocknen der Wäsche der Mannschaft und zum Aufhissen ihrer Hängematten benutzt wird.



Digitized by Google

Grome befahl seinen Leuten, nun zum Säbel zu greifen und alles niederzuhauen, was sie erreichen könnten, nur sollten sie sich zusammenhalten. Als er dann aber die Seesoldaten weichen sah, da befahl er, ihnen nun noch eine Lage aus dem kleinen Gewehr zu geben.

Die Offiziere mühten sich vergebens ab, ihre Mannschaft zum Stehen zu bringen; diese wollte das Musketenfeuer, das sie nicht erwiedern konnte, nicht abwarten, und zog sich mit Hinterlassung derjenigen, die, indem sie so unvorsichtig gewesen, die so verderbliche Linie zu überschreiten, unter dem Eisen oder Feuer der Matrosen den Tod gefunden hatten, in größter Hast zurück. Mehrere dieser Unglücklichen, die schwer verwundet worden waren, erreichten den Communications-Verschlag erst dann, wo der Admiral ihn hatte versammeln lassen, um das Nachdringen des Feindes zu verhindern. Sie sahen sich als verloren an — aber Grome ging auf sie zu, bot ihnen die Hand, und sagte: „Kameraden, kommt, legt die Waffen nieder, die Ihr aufs Geheiß Eures Tyrannen wider Eure Brüder habt gebrauchen müssen, und schließt Euch Engländern an, die eben so brav und freier sind als Ihr." — Die Soldaten nahmen dies Anerbieten an und verstärkten so die Anzahl der Empörer. — „Wir haben einige Leute verloren," setzte Grome hinzu, „öffnet eine Stückpforte und schießt die armen Teufel sachte ins Meer; der Caplan ist unstreitig da oben, sonst würde er gewiß Gebete für sie hersagen; aber Gott wird es schon einerlei seyn: der Baum ruht, wie er gefallen ist.... Doch hätten englische Matrosen für eine bessere Sache fallen sollen."

Da Grome nach dieser Niederlage der Partei des Admirals glaubte, es sey nun an der Zeit, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, so beschloß er, einen Parlamentair an den Staab zu schicken, um ihn zur Uebergabe aufzufordern. Ein Matrose, Namens Growes, erhielt den Auftrag, diese Botschaft auszurichten, und meldete sich beim Schiffshintertheil als Ueberbringer eines Uebergabe-Vorschlags an. Bei dem Worte Uebergabe glaubte die Partei des Admirals, die Meuterer bäten um Gnade, und so ward Growes vor den Admiral geführt.

Sobald die Matrosen wahrgenommen hatten, daß ihr Parlamentair angenommen worden war, hißte sien einen der Ihrigen auf eine Kanone außerhalb der Stückpforte, so daß er, ohne selbst gesehen zu werden, alles wahrnehmen und seinen Kameraden berichten konnte, was auf dem oberen Verdeck vorging.

— Siehst Du ihn? — „Ja, er kommt eben vor den Admiral." — Spricht er? „Nein, er übergiebt dem Admiral das Papier." — Was thut er jetzt? — „Nun; nichts!.... aber wart, der Admiral stampft mit dem Fuße, flucht, und gebehrdet sich wie ein Besessener.... Nun läßt er seine Leute in Linie treten.... Er hat den Sergeanten vortreten lassen und übergiebt ihm Growes.... Aber es dunkelt schon stark, so daß ich nicht gut mehr sehen kann.... O, mein Gott! sie hängen ihn; sie haben ihn an der Gaulinie aufgeknüpft — er ist todt!"

Nun klammerten die Meuterer sich an die Kanonen an, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, und schrieen dann: „Rache wider die Mörder!" — Kaum hatten sie diesen ersten Schrei der Verwünschung ausgestoßen, als sich eine der Luken des Verdeckes aufthat, und ihnen ihren unglücklichen Kameraden oben am Maste hängend zeigte. Der Admiral war so unvorsichtig gewesen, den Growes, entweder aus Rache, oder weil er den übrigen Meuterern durch dies Beispiel zu imponiren glaubte, als Rebellen und ohne Urtheil hinrichten zu lassen. Aber die Matrosen wurden nur noch wilder, und schworen, der Admiral sollte nicht fünf Minuten am Leben bleiben, sobald er ihnen in die Hände gefallen sey. Alle riefen: er muß unter unsern Händen sterben, und er soll, wenn das Schiff versinkt, nicht den Trost haben, mit ihm unterzugehen. Dies Geschrei der Rache und des Blutes erscholl aus fünfhundert Kehlen mit einer Wuth, daß es dem Vice-Admiral mitten durch das Tosen eines Sturmes, der sich eben zu erheben begann, vernehmlich werden mußte. Grome selbst, der bis dahin die größte Kaltblütigkeit bewiesen, nun aber den Tod seines Freundes zu beklagen hatte, brüllte vor Wuth, und erklärte, nun sey an keine Gnade mehr für den Tyrannen zu denken, der den Growes ermordet habe. Er sammelte seinen Haufen um sich her, befahl, die Schlachtlaternen anzuzünden, eine geladene Kanone perpendicular vor einen der von dem Feinde verrammelten Ausgänge zu stellen, sich auf die Sprengung dieses Hindernisses vorzubereiten, und dann einen Kampf auf Leben und Tod zu liefern. Zugleich befahl er, daß ein falscher Angriff gemacht werden sollte, um die Aufmerksamkeit des Admirals auf einen andern Punct zu lenken, während er sich an der Spitze von dreihundert entschlossenen Männern in der Stille nach dem Hauptpuncte, den er forciren wollte, hinbegab.

Er ließ seine Leute, mit dem Säbel in der Faust, sich um die Kanone scharen und befahl, sie sollten ihm, sobald die Explosion erfolgt sey, zu Dreien oder Vieren, so rasch als möglich folgen. „Nur keine Verwirrung," sagte er zu ihnen, „kommt einer dem andern nicht in den Weg, und vor allem schnell auf den Feind eingedrungen, sobald wie uns in hinlänglicher Anzahl auf dem Verdeck befinden. Nun zurückgetreten — Feuer!" —

Mit der Explosion zersplitterte die Luke in tausend Stücken und Grome schwang sich, seine Kameraden anrufend, daß sie seinem Beispiel folgen sollten, mit dem Säbel in der Faust aufs Verdeck. Die Marinesoldaten, der Admiral und seine Offiziere wurden aufs wüthigste angegriffen, ehe sie noch zur Besinnung hatten kommen können. Der Kampf blieb eine geraume Zeit unentschieden, weil Grome, da der Sturm den großen Mast gebrochen hatte und dieser queer über die Oeffnung gefallen war, durch welche die Matrosen passiren mußten, sich ziemlich lange mit einer Handvoll der Seinigen gegen die gesammte Masse der Seesoldaten und den Staab schlagen mußte. Aber endlich mehrten die Empörer sich, indem sie ihren Weg durch die Stückpforten nahmen, so daß es das Ansehen hatte, als entstiegen sie dem Meere. Nun ward das Gemetzel allgemein, und da zugleich mit allem, was die Wuth der Menschen und der Zerstörungsgeist Gräuliches haben, ein rasender Sturm wüthete, so erfolgte ein Blutbad, das in den Annalen des Krieges ohne Beispiel ist.

Der Kampf hatte schon, mit abwechselnden Vortheilen auf beiden Seiten, Dreiviertelstunden gewährt; der Admiral war verwundet und fast alle Offiziere waren todt; auf dem Verdecke lagen die Leichen und die Trümmer hoch aufgehäuft. Die Meuterer waren ihrerseits von siebenhundert Mann auf zweihundertundfunfzig Kampffähige reducirt, als Grome bis zu dem Mastbaume vorgedrungen war, an dessen Spitze Growes Leichnam hing. Schnell einsehend, welche Wirkung dies auf die Matrosen machen müßte, zeigte Grome nun auf den Gehängten mit den Worten hin: „seht, Freunde, den da; wir wollen ihn rächen oder umkommen!" Noch wilder, als zuvor, stürmten sie nun auf ihre Gegner ein, steckten die Barricaden von Hängematten, hinter welchen sie sich verschanzt hielten, in Brand, und betrieben, unter dem Schein der Flammen, unter dem Tosen der Winde, unter den umhersprühenden Funken den Kampf noch hitziger, als zuvor. Grome verbreitete den Tod nach allen Seiten, gleich einem Engel der Vernichtung. Endlich übertönte der Ausruf Rache den Ausruf England, welcher die Losung der Seesoldaten war; die Stimme des Admirals ward schwächer; er befahl seinen Leuten, sich nach dem Hintertheil des Schiffes zurückzuziehen; die Meuterer aber verdoppelten ihre Anstrengungen und bemächtigten sich der Barricaden. Sich wehrend, wie ein Löwe, gelangte der Admiral bis zu der Treppe des Hintertheils; da erfaßte ihn ein flämmiger Matrose, rang mit ihm, und wollte ihn eben opfern, als ein Offizier ihm beisprang, ihn befreite und den alten Krieger schnell in das Berathungsgemach zerrte, und die schwere Luke zuwarf, die dieses von dem Verdeck trennte. Dieser Umstand entschied den Ausgang des Kampfes.

Digitized by Google

„Der Tyrann ist, Dank diesen wackern Leuten geborgen," rief Grome aus, indem er sich überall hinwandte, wo noch gefochten wurde; „löscht das Feuer, und werft, was brennt, ins Meer!" — Da aber alle Symptome einen neuen Sturm verkündigten, und eine Gruppe Seesoldaten und Offiziere noch Stand hielten, so sah Grome wohl ein, daß es bei der Lage, in der er sich befand, um das Schiff gethan seyn würde, wenn er sich dessen nicht noch vor dem Ausbruch des Sturmes bemächtigte. Er ließ zwei schwere Kanonen herbeiholen, pflanzte diese gegen die feindliche Stellung auf, und befahl seinen Leuten, so wie sie abgefeuert worden, unter dem Schutze des Pulverdampfes auf den Feind loszustürmen. Dies geschah; doch machte der Admiral, der wieder zu den Seinigen gelangt war, den Sieg noch lange zweifelhaft; er ging persönlich dem Grome zu Leibe, der dann, nachdem er ihn verwundet hatte, den Matrosen befahl, von allen Seiten auf ihn einzudringen, um ihn lebendig zu ergreifen; auch währte es keine fünf Minuten mehr, so fiel der alte und tapfere Admiral den Meuterern entwaffnet in die Hände. Ein dreimaliger Ruf der Rache verkündigte dies Ereigniß der Mannschaft.

Der Gefangene blieb nicht lange in Ungewißheit über das Schicksal, das ihn erwartete. Von allen Seiten ward gerufen, man müßte ihn, an Händen und Füßen gebunden, ins Meer werfen. Sobald aber Grome seinen Feind gefangen und wehrlos erblickte, hatte seine Wuth sich gelegt: er entfernte sich, und überließ es seinen Kameraden, ihren Dränger zu bestrafen.

Die Art der Hinrichtung war bald aufgefunden. Zwei Matrosen, Kavanagh und Makpersan, die unter den Befehlen von Grome die Meuterer angeführt hatten, entschieden wider den Wunsch und Willen ihres Chefs dahin, daß der Admiral lebend mit der Leiche des Growes zusammengebunden und dann beide ins Meer geworfen werden sollten.

Der Körper des Growes ward wirklich heruntergenommen und von den Matrosen so gehalten, daß er, am Halse und an den Beinen, mit den entsprechenden Gliedmaßen des Admirals zusammengebunden werden konnte.

Der Admiral, der, seit er in die Hände der Meuterer gefallen war, ein dumpfes Schweigen beobachtet hatte, bewegte ein wenig das Haupt, wie wenn er dem Schiffe, das ihm das Leben kostete, ein letztes Lebewohl hätte sagen wollen. Die Arme über der Brust gekreuzt, schien er schweigend über die Schauerscene nachzudenken, von welcher er Zeuge war. Wuth, Zweifel, Ueberzeugung und Reue sprachen sich wechselsweise in den edlen und stolzen Zügen dieses unglücklichen Kriegers aus.

Die Mannschaft hatte den Schiffs-Caplan herbeigeholt, um Growes die letzten Pflichten der Religion zu erweisen. Er kam, gestützt auf zwei Matrosen, und als er die gräuliche Verbindung des Todes mit dem Leben erblickte, da erschrak er dermaaßen, daß er kein Wort vorzubringen vermochte; aber Collins, der Matrose, der so grausam ausgepeitscht worden war, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: „nur zu, Ehrwürden; aber kurz." Der Caplan stammelte nun, indem er seine Hände auf beide Häupter legte, die traurigen Worte: „„Schicken wir uns in die Strafe, die der Himmel uns auferlegt.""

Darnach nahmen drei Matrosen die beiden Körper bei den Beinen, und drei andere sie bei den Köpfen, schwenkten sie in horizontaler Richtung, um sie auf ein gegebenes Zeichen ins Meer zu werfen; aber in demselben Augenblicke verkündigte ein fürchterliches Krachen, daß der Fockmast zusammenbrach.

Diese Zufall verzögerte die Hinrichtung des Admirals noch um einige Augenblicke; bald erscholl aber das dritte Hurrah! und sofort ward das schmähliche Urtheil vollzogen. Der lebende Körper des Admirals und die Leiche des Growes trieben noch eine Zeitlang über den Wogen, dann versanken sie auf ewig in die Tiefe.

---

# Eine Jagdpartie König Carls X.

Von

**Eugene Chapus.**

(Aus L'Europe littéraire.)

(N.)

Oft träume ich noch von den Vormittagen, die in der Verfolgung des Hirsches beim weithin tönenden Horn in den Wäldern von St. Germain oder Fontainebleau so fröhlich verstrichen. Jawohl träumen; denn mein Haupt sinkt mir in die Hände, und ich überlasse mich meinen Illusionen. Dann ist es mir, als hörte ich noch das Geräusch der Jagd, das Geschrei und das Halloh! und der Schall des Horns verklingt in meiner Seele wie ein ferner Seufzer des Glücks. Ja, vor allem die Jagd, die Jagd mit ihren berittenen Jägern und ihren Fanfaren, mit ihren Meuten und deren verworrenen Lärmen und Geläff, mit ihren Pferden, deren Gallopp und Wiehern, erfüllt mich mit Erinnerungen, die an den Trümmern meines Gedächtnisses haften, wie der Wohlgeruch sich mit dem Gefäße identificirt, das ihn geborgen hat.

Nie werde ich des Tages vergessen, wo ich zum erstenmal einer dieser fröhlichen und glänzenden Jagden beiwohnte. Am Tage vorher waren wir im Café de Paris versammelt und die Unterhaltung dort drehte sich um Gegenstände, die mit einander im größten Contrast standen. Gaston de Quingereau, der beredetste und wortreichste unsers Trupps, war abwesend, was sich sehr fühlbar machte; doch erschien er, als wir eben aufbrechen wollten.

„Ich komme aus dem Schlosse," sagte er, „der König hat eben Befehle für morgen ertheilt. Es wird in dem Walde von St. Germain gejagt, und es ist mir versichert worden, daß Se. Majestät ein ansehnliches Gefolge haben würde. Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so wollen wir dessen Zahl noch vermehren."

Der Antrag ward einstimmig angenommen; denn Herr von Quingereau verstand sich darauf, uns das Interesse gehörig anschaulich zu machen, das mit dieser königlichen Belustigung verknüpft war. Er war mit den Gewohnheiten und den kleinsten Details der Hofetikette bekannt. Keiner von denen, die eine Rolle von einiger Wichtigkeit spielten, war ihm fremd. Bei irgend einer öffentlichen Ceremonie hätte man unter seiner Leitung all unsere jungen und alten Celebritäten mustern können, wie die Bilder einer Gallerie. Er würde, wie ein italienischer Cicerone, vor den Meisterwerken des Meissels und der antiken Pallette, alle diese illustren Namen, welche die Geschichte, dieser zweite Vatican, sorgfältig sammeln muß, beschrieben haben.

Es war in der That eine Lust, ihn anzuhören. Auch fehlte am andern Morgen niemand bei dem Stelldichein. Wir befanden uns zu der Stunde auf dem Wege nach St. Germain, wo von mehreren Puncten eines ungeheueren Zirkels alle die unentbehrlichen Hülfsgenossen der Jagd dem Walde zueilten. Detaschements der Gensd'armerie d'Elite stellten sich echelonsweise zur Bedeckung auf. Stallknechte in ihrem traditionellen Costüm aus der Zeit Ludwigs XV. führten die Pferde an der Hand herbei, welche der König und dessen Gefolge besteigen sollten. Schwärme von Jockeys in phantastischer Livree brachten die kostbaren Renner reinen Blutes, die in den Grafschaften Kent und Devonshire auferzogen worden; sie waren den Fashionables bestimmt, die der Spur des Königs folgen wollten. In der Ferne eilten rasche Boten vorbei, die, von Versailles kommend, den Berg Coeur-Volant so rasch hinuntersprengten, als ihre Pferde laufen konnten, um dem Oberjägermeister Befehle zu überbringen. Der Baron von Haunecourt in seiner Kalesche, die Offiziere der Jägerei in ihren zweispännigen Chaisen kamen denselben Weg. Ihnen folgten



Digitized by Google

die Pagen zu Pferde, der Büchsenspanner in seinem Wagen, in dem man ihm zur Seite den langen Carabiner sah, der bestimmt war, dem Thiere den Garaus zu machen; dann kam der Wagen, auf welchem der Hirsch transportirt werden sollte. Unter allen diesen Equipagen zeichneten sich die des Dauphins durch eine seltene Eleganz aus.

Und als wir uns so daran ergötzten, alle diese Leute vorüberziehen zu sehen, deren Gegenwart die Straße, die eben noch so todt gewesen war, belebte, da belehrte Gaston de Quingereau uns, daß das Jagdwesen vor der Revolution abwechselnd in den folgenden königlichen Residenzen eingerichtet war:

In den Monaten Januar, Februar und März zu St. Germain.

Im Monat April zu Versailles, um in dem Walde von Meudon zu jagen.

In den Monaten Mai und Juni zu Compiegne.

In den Monaten Juli und August zu Ramdouillet.

In dem Monat September machte der König einige Jagden in der Umgegend von Versailles.

In den Monaten November und December zu Fontainebleau, von wo man sich nach Senart, auf die Hubertusjagd begab, die bekanntlich am 3. November stattfand.

Der König Ludwig XVIII., der sehr auf die alten Gewohnheiten hielt, entschied gleich in den ersten Tagen der Restauration, daß dieselben Gebräuche befolgt, und alle fünf Tage Treib-Jagden gehalten werden sollten. Auch hatte der König Carl X., als er den Thron bestieg, alles, was die Jägerei betraf, völlig eingerichtet gefunden.

Wenn die Jagd zu St. Germain etablirt war, so ward ein Theil des Personals und der Pferde zu Versailles untergebracht, wo der Baron von Hannecourt, die Offiziere oder die Kammerjunker und die Pagen wohnten. Der Befehl des Königs ging aus dem Hotel des Oberjägermeisters durch die königlichen Stallknechte oder durch die Elite-Gensd'armen dem Commandanten des Jagdwesens zu Versailles und dem Forst- und Jagd-Aufseher zu St. Germain zu. Der Commandant sandte seinen Instructionen dem ersten reitenden Jäger, der Aufseher die seinigen seine Untergebenen zu, so daß alle örtlichen Dispositionen getroffen waren.

An diesem Tage nun hatte man schon um fünf Uhr Morgens die Knechte mit den Leithunden durch die Hauptwege des Waldes ziehen sehen. Ihr Amt war es, das Lager des Hirsches aufzusuchen und nachzuweisen.

Gegen neun Uhr vertheilten sich die zweihundert Hunde, die in einer folgsamen, und den Befehlen der Jäger, die sie führten, gehorchenden Gruppe beisammen waren, auf verschiedene Stationen. Man sah diese langen und melancholischen Allee'n, mit ihren vom Winter entlaubten Bäumen, deren nackte Zweige den Rippen riesiger Skelette ähnlich sahen, sich beleben. Der Anblick der Trauer und des Todes, welchen der trübe Himmel eines Januar-Morgens der Natur aufdrückt, verschwand allmählig, so wie der Wald sich bevölkerte. In den verengten Perspectiven der Allee'n und quer durch das Gestrüpp sah man bald Reiter heran- oder vorüberstreifen, bald eine elegante Equipage voll junger Damen, deren schimmernde Toilette den düsteren Grund der Bäume zur Folie hatte; auch sah man wohl von Zeit zu Zeit einen mageen Gaul, der mühsam seine Bürde schleppte; und einige Bürger aus St. Germain mit ihren altmodischen französischen Sätteln: dies waren die grotesken Episoden des Festes. Equipagen, Transportwagen, Pferde, Hunde, Bürger, Bauern, Edelleute, Stallknechte, Postillone, alles, Schauspiel und Zuschauer, zog dem Sammelplatz der Jagd zu und durchkreuzte sich mit den Treibknechten, die nichts aufgetrieben hatten und nun mit trübseligem Gesichte mit ihren Hunden zurückkehrten.

In dem entferntesten, düstersten, seelichsten und abgelegensten Theile des Waldes befindet sich ein kleiner Pavillon von neuerer Bauart. Er ist auf einem Theil der Stätte aufgeführt, die ehemals das Schloß La Muette — ein großes von kleinen Thürmen flankirtes Gebäude, das Ludwig XIV. niederreißen ließ, und wo Franz I. nach einem Treibjagen einen Rückfall der Krankheit bekam, an welcher er starb — einnahm. Dort ist der allgemeine Sammelplatz, der Mittelpunct, von welchem die Jagd mit ihrem Gefolge und ihren Hunden ausgeht.

Einige Schritte von dem Pavillon und etwas aarwärts in dem Walde gewährte das Ensemble der Personen, die hier versammelt waren, einen Ueberblick, der das Genie eines Genre-Malers hätte erwecken können. Die Hundewärter und die alte Meute waren in mannichfaltigen Attitüden auf dem Boden gruppirt. Neugierige näherten sich und gingen um sie herum, um die Schönheit der Thiere und den prachtvollen Aufzug der Menschen zu bewundern. An einem kleinen Tische nahmen die Pagen in aller Eile ein ländliches Frühstück ein, das ihnen von munteren Marketenderinnen dargeboten wurde. Damen zu Fuß suchten Trotz des Verbots in die Nähe des Pavillons zu kommen und die ausgestellten Posten zu umgehen; andere nahmen auf ihren Stuhlwagen im Voraus eine günstige Stellung ein, um ja alles sehen zu können, wenn der König käme. Wenn man alle diese Leute sah, glänzend im Putz und in den blauen und rothen Uniformen; diese Pferde, die Löcher in dem Boden aufwühlten, dies Gemisch von bunten Wagen, diese Diener, die lachend aßen und tranken; wenn man diese Regsamkeit und die Freude sah, die aus Aller Augen strahlte, so hätte man glauben mögen, es wäre eine Scene, die absichtlich so angeordnet worden, wie etwa ein Maler sie sich hätte ausdenken und dann auf die Leinwand bringen können.

Nun wird der Pavillon geöffnet.

Zwei Gensd'armen der Elite stehen Schildwach vor der Thür.

Das Gros des Detaschements hält nachlässig in der Nähe.

Man hört den Ausruf: Monseigneur! — und man sieht den Dauphin ankommen.

Die Gensd'armen drängen die Neugierigen zurück und stellen sich in Pelaton auf.

Er stieg die Stufen hinan, auf welchen die Jagdoffiziere, der Aufseher und die Leute vom Hofe, welche der Jagd beiwohnen sollten, versammelt waren. Die Gruppe öffnete sich, und Monseigneur kehrte nach dem Salon zurück, um den Rapport zu empfangen. Der Commandant, den er besonders wohlwollend aufzunehmen pflegte, begleitete ihn; dann folgten alle diejenigen, welche die Etikette dahin berief und denen aus besonderer Gunst das Recht, die Jagdkleidung anzulegen, verliehen worden war.

„Nun wird auch der König bald kommen," sagte Gaston zu mir; „denn es ist der Etikette gemäß, daß der Dauphin eine Viertelstunde vor seinem Vater eintrifft, um ihn im Pavillon zu empfangen."

Wirklich kam auch präcise eilf Uhr ein Gensd'arme mit verhängtem Zügel die Allee heruntergesprengt. Nun kam alles in Bewegung; der Halt hatte ein Ende. Der Wagen des Königs mit seinem Achtgespann, seinem schwerfälligen Kutscher und seinem Postillon in Courierstiefeln näherte sich, gefolgt von dem Wagen, in welchem die großen Heeren saßen, die zu der Partie eingeladen worden waren.

Der König ward gemeldet.

Sein Sohn nebst dessen Gefolge erwarteten ihn auf der Vortreppe.

Der Graf von Siraedin, den die diensthuenden Officianten umgaben, die er mit einer erstaunenswürdigen Geschicklichkeit dirigirte, erkundigte sich nach allem und theilte mit einer Präcision, die den Mann bekundet, der zur Leistung größerer Dienste fähig ist, Befehle aus.

Der König empfing und las den Rapport des Commandanten und beschloß dann, den zehnendigen Hirsch, der von Latran Bergais und L'Echallier aufgetrieben worden, zu jagen.

Digitized by Google

Nun ward des Königs Pferd vorgeführt. Der Graf von Egberti überreichte dem Könige seinen Hirschfänger, und der Oberstallmeister faßte den einen Steigbügel an, während ein reitender Jäger die andere Seite des Sattels festhielt.

Der König sagte scherzend: meine Herren, Sie werden gleich zwei Alte einen auf dem andern sehen. Der Stranger, das Lieblingspferd Sr. Majestät, war schon seit lange in Ihrem Dienste.

Jetzt ging es vorwärts. Vor dem Könige voraus ritten die Jagdofficianten, ihm zur Seite der Dauphin; dann folgte der Oberjägermeister, nahe genug, um Sr. Majestät Befehle vernehmen zu können, und nach ihm der Aufseher, Chevalier von Saint-Preset.

Der Capitain der Garden und der dienstthuende Lieutenant hielten sich zur Seite des Dauphins und bildeten nebst dem alten und invaliden Chevalier de Vinfrais mit seiner langen Büchse die erste Gruppe.

Der Haufen der eingeladenen Zuschauer hatte sich unter einander gemischt.

So zog der ganze Zug im langsamen Schritt auf der Straße La Muette dem Etoile de la Salle-Vette zu.

Man nähert sich der Stätte, wo der Hirsch in Ruhe im Lager liegt.

Dreißig Angriffshunde, von drei Hundewärtern zu Fuß gehalten, stehen auf dem Kreuzwege. Vier der bestabgerichteten und schlauesten sind losgekoppelt, und drei reitende Jäger rocieren, indem sie dieselben durch ihren Zuruf und durch das Horn unterstützen. Währenddem halten der Commandant, die Officianten und die Pagen sich auf den Wagen in Beobachtung. Der Rudel, der noch zurück ist, wird nur durch ein stetes wiederholtes kusche! stillgehalten, indem ihm die Begierde, auch in Thätigkeit zu kommen, aus den Augen leuchtet.

Die Stimmen werden immer lauter; die Hörner accompagniren. Ha, wie lieblich klingt diese Melodie dem Ohre des Jägers! Sie ist die Einleitung des lustigen Hallo's, das nun bald erschallen wird.

Wenn nun dieser erste Laut des Horns das Ohr des Hirsches, der ruhig und wiederkäuend unter den hohen Bäumen des Waldes lagert, erreicht hat, so wird er, anfangs befremdet und aufmerksam, sein Haupt erhoben haben, um diese sonore Todtenmelodie anzuhören. Bei dem wiederholten Laut des Instruments, das ihn erheben macht, ist er aufgestanden und lauscht aufs Neue. Ein dritter Laut ertönt, da spitzt er die Ohren, das Auge rollt ihm im Kopfe, er springt im Kreise umher, als wollte er seine Gliedmaßen und seine elastische Kraft probiren. Das Horn nähert sich mehr und mehr und ertönt scharf und stark; da steht er einen Augenblick in Bedenken; denn er möchte gern wissen, von welcher Seite her ihm die meiste Gefahr droht..... Endlich stürzt er fort; aber man hat ihn gesehen, und nun heißt's Halloh! Halloh! — Dieser Ruf wird von Weitem wiederholt; auch der König hat ihn vernommen. Es wird die Royale geblasen; die Hunde beißen in ihre Bande; man hat Mühe, sie loszukoppeln. Sie achten nicht mehr auf des Menschen Stimme, scheuen nicht mehr die Peitsche; der Instinct hat wieder volle Gewalt über sie bekommen.

Der König, von dem Grafen von Girardin geleitet und von seinen dienstthuenden Officianten gefolgt, sprengt galoppirend einher.

Auch der Dauphin, neben welchem man Maglaire gewahrte, der das Horn führte, setzte sich in Galopp und schien auf dem leichtfüßigen Renner, der ihn trug, zu fliegen.

Alle Reiter verbreiteten sich in verschiedenen Richtungen in den Wald; reitende Jäger folgten den Hunden und lenkten diese durch ihren Zuruf; einige gingen vorwärts, andere blieben zur Beobachtung zurück.

Nun, blaset, blaset, Jäger! blaset! schallende Hörner erklinget weithin; der Wald repetire die schallende Laute des spiralförmigen Kupfers, das die Lüfte zerreißt. Hunde, bellet, kläffet, laßt euch hören! Frisch auf! frisch auf! ihr Pferde, wiehert, und eure rascher und regelmäßiger Galopp bringe uns auf des Hirsches Spur! Und Du, Flo, mein Liebling, Du, den ich mit blanken Guinee'n bezahlt habe, der Du mir zu Newmarket einen Preis erworben hast, lasse nun das Feuer aus deinen Augen sprühen, bedecke die Backen deines Geschirrs mit Schaum! Ha! wie die Bäume an mir vorüberrennen und jagen! Der Wald verstummt, belebt sich und tanzt je nach den Accorden der Fanfaren. Und Du, armer Hirsch, hüpfe Du auch nun, springe über Hecken und Graben, lege dein anmuthiges Haupt hintenüber auf deine Schultern, lasse deine schlanken und gelenkigen Füße kaum den Sand berühren; siehe zu, daß Du der Verfolgung deiner Feinde entrinnst!

Der Hirsch hat sie schon bis in die Nähe von St. Germain hinter sich hergezogen, er ist die Umgegend von Passy passirt, ist dann quer durch den Sand zum Kreuze von Noailles zurückgekehrt. Dort hat er eine Wendung gemacht, so daß nun diejenigen, die vorher zu hinterst waren, die vordersten geworden sind. Sie zeigen das den Jägern, die eine andere Richtung genommen, durch das Horn an. Ha! schöner Hirsch, deine Stärke macht den Verfolgern was zu schaffen. Die Zahl der Hunde, die dir folgen, hat sich sehr verringert; sie bilden keine verbundene Masse mehr, wie bei dem ersten Angriff; sie folgen sich in einer langen Reihe; ihre Haltung ist langsam, schleppend und lau; die Zungen hängen ihnen weit aus dem Halse und ihre Schwänze neigen sich zur Erde.

Herbei, herbei! oder der schöne Hirsch geht uns durch.

Endlich hat die Meute sich wieder zusammengenommen und ist nun dem abgehetzten Thiere auf den Fersen.

Der König hat nicht einen Augenblick die Spur verloren; er ist allen geraden und krummen Linien, die der Hirsch durchlaufen, gefolgt; er ist Zeuge von all den Zufälligkeiten der Jagd gewesen, die sich allmählig dem Schlosse La Muette näherte. Der Hirsch ward dort mehreremale sichtbar, indem er erst den Etoile von St. Sebastian, dann den von Gaenne durchrannte; dicht von zweien der schnellsten Hunde verfolgt, verdoppelt er erst seine Schnelligkeit, dann macht er plötzlich Halt, zeigt seinen Feinden die scharfbewaffnete Stirn, und zähmt so ihre Wuth. Während er sie einen Augenblick beschäftigt, springt er mit einem Satze über sie hinweg; als er dann aber bald auf neue Angreifer stößt, wendet er sich wieder dem Schlosse zu, das er mindestens zehnmal umkreiset. Dahin nun drängten sich die Neugierigen und die Reiter in Haufen, und eine Viertelstunde lang genoß man eines Alalli's würdigen Fußes.

Der Schall der gesammten Hörner rief nun diejenigen herbei, die nicht hatten mitkommen können, oder die eine falsche Fährte eingeschlagen hatten. Das ist das Ensemble-Stück dieser Symphonie, das ist das geräuschvolle Tutti. Endlich giebt das arme Thier es auf, die Flucht fortzusetzen .... ein Vorgefühl des Todes hat seinem Auge einen, ich weiß nicht welchen, melancholischen Ausdruck der Ergebung gegeben.... Es ist über die Barrière gesprungen, die den Pavillon umgiebt, duckt hier an die Mauer und erwartet edel bis zum letzten Augenblick, unter den heulenden und es harcelirenden Hunden sein Geschick. Währenddem war der König vom Pferde gestiegen, nahm aus den Händen des Herrn von Vinfrais den Karabiner, und machte den Aengsten des armen Thieres mit einem Schuß ein Ende.

Während nun die Fanfaren ertönen und den Erfolg der Jagd feiern, hebt ein reitender Jäger den Fuß des Hirsches auf, sticht ihn ein, und giebt ihn dem Commandanten. Dieser behändigt ihn dem Oberjägermeister, der ihn wieder, mit dem Hut in der Hand, dem König präsentirt. Der König selbst empfängt ihn mit entblößtem Haupte.

Dies ist der letzte Act, der Schluß der durch das Herkommen und die seit undenklichen Zeiten bestehenden Regeln geheiligten Jagd.

Digitized by Google

Sr. Majestät sind zufrieden gewesen. Sie haben dies dem Commandanten der Jägerei verbindlich gesagt, der sich durch diese Erklärung für all seinen Eifer und für all die Beschwerlichkeiten des Tages belohnt fühlt.

Der König kehrte nach dem Pavillon zurück und verlangte seinen Wagen; sein ganzes Gefolge schickte sich zur Abreise an. Bald hörte man den Wagenzeug niederlassen, dann ward der Kutschenschlag zugeschlagen, und das schwerfällige Fuhrwerk setzte sich mit seiner Escorte und seinen Hofstallmeistern in Bewegung. Allmählig sah man sie entschwinden. Man hörte nur noch die einzelnen Fanfaren, welche die ermüdeten Jäger beim Abzuge bliesen. Auch die Neugierigen zerstreuten sich nach allen Seiten. Das Schweigen und die Stille des Waldes folgten wieder dem Geräusch und dem Lärmen, der Bewegung und der Aufregung, deren Augen und Ohren genossen hatten.

Man hörte die Glocke des Schlosses St. Germain, deren Silberstimme so melancholisch in die Einsamkeit des Waldes tönt, ganz deutlich zwei Uhr schlagen. Zwei Uhr! So hat die Jagd denn höchstens Dreiviertelstunden gewährt und der König wird sich bald wieder mitten in seinem Conseil in den Tuilerieen befinden.

---

## Erinnerungen eines Sechszigers,

von Arnault,

immerwährendem Secretair der französischen Academie.

Zwei Bände.

(2.)

Diese Memoiren gehören nicht zu den apokryphischen; das ist schon etwas in unserer Zeit. Ueberdies sind sie aufrichtig; der Verfasser hat nichts zu verbergen: sein Leben, seit langer Zeit durch seinen literarischen Ruf der Oeffentlichkeit übergeben, ist ehrenvoll verflossen. Der Name des Verfassers des Marius und der Venetianer ist in keine Faction, in keine Intrigue verwickelt; er hat keine politische Anstellung je erhalten, noch gesucht. Das Unglück allein, und ein ungerechtes Unglück, hat ihm die Farbe einer Partei zu geben geschienen. Nach der Ansicht und Ueberzeugung Aller ist er ein Mensch von Talent und ein redlicher Mann gewesen. Die Ereignisse seines Lebens, der Wechsel seines Glückes und Vermögens sind ein Zeugniß dessen, was die Revolutionen über ein Privatleben, über die Existenz auch eines einzelnen Menschen, vermögen; es ist von tausenden nur ein Beispiel der Schiffbrüche, worein sie selbst den stürzen, der vom Schicksal nichts als literarische Erfolge und den Genuß des gesellschaftlichen Lebens begehrte.

In dieser Beziehung muß man die Erinnerungen des Herrn Arnault lesen. Man kann von sich selbst nicht wahrer, natürlicher und bescheidener sprechen; keine Anmaaßung, keine Ehrsucht tritt hervor. Seine Erzählung und seine Sprache sind die eines Mannes, der sich von den Umständen hat im Leben treiben lassen, ohne sie zu benutzen und ohne zu versuchen, gegen dieselben anzukämpfen.

„Es ist weniger die Geschichte der Ereignisse, als die des Einflusses, „den sie auf die Gesellschaft ausgeübt haben, als die der so sonderbaren „und widersprechenden Modificationen, die die französischen Sitten und „Lebensweise erlitten haben. Geleitet aus Neigung, Politiker durch „die Umstände, aber Weltmann mehr als irgend etwas anders, habe „ich weniger die Geschichte der Gesetze als die der Sitten, mindre die „Geschichte des Staates als die der Gesellschaft geschrieben."

Nicht als kalter und abstracter Beobachter erscheint Herr Arnault; er selbst ist es vor Allem, die Veränderungen seiner Lage, seiner Art zu leben, seiner Eindrücke und seine gesellschaftlichen Verhältnisse sind es, die als Beweis und Anzeichen der Veränderungen der französischen Sitten dienen.

So sieht man ihn, nachdem er das Collegium verlassen, fast am Vorabend der Revolution, in die glückliche und sorglose Welt eintreten, wo das Leben auf eine so süße und leichte Art verfloß. Durch das Vermögen seiner Familie zwischen die Muße und die Beschäftigung gestellt, entschied er sich für die erstere; denn die Literatur gab in diesem Moment mehr eine gesellschaftliche Stellung, als sie Arbeit und Studium auflegte. An den Hofstaat Monsieurs, nachherigen Ludwig XVIII., durch eine der gekauften Stellen geknüpft, die schon mehr die Eitelkeit zu verletzen als ihr zu schmeicheln anfingen, fehlte ihm nichts, um eine angenehme Jugend zu haben. Vergnügungen ohne Ausschweifung, Erfolge in der Gesellschaft, Verse, Entwürfe zu Tragödien, Preise der Akademie, die Freundschaft von Seinesgleichen, das damals leicht erlangte Wohlwollen seiner Obern, selbst wenn er es wenig suchte, alles das bildete eine sehr bequeme Gegenwart und versprach eine voraus bezeichnete angenehme Zukunft. Das Interesse der Literatur, die Erscheinung eines Buches, eine erste Darstellung, die Bewegung der schon so freien, aber noch so wenig drohenden, der Literatur so ähnlichen Meynungen — das Alles lieh einem jungen Mann von zwanzig Jahren keinen leeren, keinen langweiligen Augenblick.

Da kommt plötzlich die Revolution; erwarte man nicht, daß so große Ereignisse, die uns jetzt durch ihre unermeßlichen Folgen noch in erhöhtem Lichte erscheinen, für den jungen Mann, der dem politischen Leben fremd war, eine solche Wichtigkeit hätte haben können, als wir uns vorstellen möchten. Es erforderte Zeit und Unglück für ihn, um zu begreifen, auf welchem Punkte Frankreich und die gesellschaftliche Ordnung stehe. Die Jugend konnte vergnügungssüchtig und zerstreuungslustig bleiben; die Gesellschaft nur ein lebhafteres Interesse der Salons-Gespräche und Streitigkeiten sehen; die Literatur ihren Gang der Eigenliebe und des Erfolgs nehmen. Herr Arnault, Zeuge der Scenen von 1789, stelle sich dar, als noch nicht ihre ganze Wichtigkeit fassend und nur die Eindrücke eines so bewegten Schauspieles empfindend; gut, edelgesinnt, sanft von Charaktere und Sitten, finden ihn die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen unveränderlich von Mitleiden und Abscheu beseelt. Man sieht, daß er noch jetzt sich dieser ersten Excesse der Revolution lebendig erinnert, welche die Staatsmänner von damals strafbar und stumpfsinnig genug waren, mit Nachsicht und Schlaffheit anzusehen. Herr Arnault, Verwandter des unglücklichen Herrn von Flesselles, dem Hause eines Prinzen angehörig, mitten in einer Gesellschaft lebend, die ihre frivole Ruhe verlor, schildert die Stimmung seines Geistes auf eine sehr naive Weise.

„Das waren damals meine politischen Meynungen; ich würde ver„legen seyn, sie ganz genau angeben zu müssen. Im Collegio hatte das „Wort Freiheit in meinem Ohre immer einen edlen, angenehmen Wieder„klang gehabt; aber ich war, von meiner Kindheit an, zu vertraut mit „der bestehenden Ordnung geworden, um darin eine Sclaverei zu sehen. „Da der König gut war, so begriff ich nicht, daß man von seiner Gewalt „etwas zu fürchten hätte. Außerdem war es nicht in der Stadt, wo „man von Mißbräuchen lebte und wo die Nachtheile der Mißbräuche „sich fühlbar machten. Inzwischen hatte mich, bei Annäherung der „Revolution, mein Charakter, der sich zur Unabhängigkeit hinneigt, „einen Augenblick die Hoffnungen der Nation theilen lassen. — — Ich „fühlte im Grunde mehr als ich reflectirte; beherrscht mehr durch Nei„gungen als durch Meynungen, war ich Aristokrat."

Der persönliche Einfluß des Prinzen, in dessen Dienst Herr Arnault war, kam bei seinen Meynungen nicht sehr in Anschlag. Man findet da die Gleichgültigkeit gegen und für die Menschen, die ganz königliche

Digitized by Google

Krankheit wieder, die sie für Wesen anderer Art, für Sachen und nicht für Personen zu halten scheint. „Ein Jahr war verflossen, ohne daß Monsieur ein einziges Wort mit mir gesprochen hätte.“ Und das war mitten in der schon brennenden Revolution, daß der Eifer und die Ergebenheit eines talentvollen Jünglings so ermuthigt und belohnt wurde! Herr Arnault hat dahee Freiheit des Urtheils über seinen königlichen Beschützer behaupten können, der ihn im zweiten Range seiner Diener zu gewahren kaum gewürdigt und der ihn nach fünfundzwanzig Jahren so vergessen hatte, daß ee ihn ohne Grund auf dem Verzeichniß der Verbannten ließ. Das Bild, das ee von ihm entwirft, ist ohne Liebe und ohne Zorn. Er stellt ihn als anonymen Literator dar, als Schöngeist durch Fleiß und Gedächtniß, ernst und gefallsüchtig, sich auf eine unentschlossene, furchtsame, verschämte Weise einer gewissen Neigung zur Popularität hingebend, mehr um seinen Brüdern einen Possen zu spielen, als aus Ueberzeugung. „Die Monarchie umarbeiten, sich wie und zwischen den Parteien amüsiren, Ränke mit den Kammern schmieden, die Geschäfte wie eine Partie Piquet betreiben — das sind Genüsse, die ihn den Thron haben wünschen lassen können.“ Es ist in dieser Schilderung vielleicht zu viel Satyre; aber man findet doch darin unsern Ludwig XVIII. dee Restauration, Ludwig XVIII. der Charte und des Herrn von Decazes wieder.

So folgte denn Herr Arnault dem Laufe der Revolution, Verse machend gegen Chenier, sich über den Erfolg Carls IX. erzürnend, Artikel in die Actes des Apôtres schickend, verbunden mit Depremesnil und mit der gegenrevolutionairen Partei, und doch ohne die geringste Animosität wider die entgegengesetzten Meynungen, nicht ein Band dee Freundschaft wegen politischer Differenzen zerreißend: übrigens mit Glanz in die literarische Laufbahn tretend durch sein Trauerspiel Marius und eben so sehr mit der Comédie française beschäftigt als mit der National-Versammlung.

Inzwischen schritt die Revolution immer vorwärts. Man kann hinreichend den Schrecken und den Abscheu deuetheilen, welchen der blutige Tag des 10. August und die Mord-Scenen vom September Herrn Arnault einflößten. „Diese Ströme von Blut sehe ich immer noch vor meinen Augen; sie verfolgen, sie umringen mich, wie die steigende Fluth; ich kann nicht in der Mitte des Mordes und der Mörder bleiben; ich gehe nach England,“ sagte er seiner Muttee; und er entkam nur mit bedeutender Gefahr aus Frankreich. In London angekommen, beschäftigt er sich nicht mit Politik, er geht jeden Abend ins Theatee, macht ausführlichere Bekanntschaft mit Shakespeare und bringt den Tag als wahrer Reisender damit hin, spazieren zu gehen. In der That konnte er kein Emigrant seyn oder zu ihnen gezählt werden: was auch seine politische Meynung seyn mochte, die Emigranten hatten Privat-Interessen, Bedauern, Hoffnungen, Drohungen, woran er keinen Antheil nehmen konnte. Frankreich vertheidigte sich glorreich gegen das Ausland. Die Vaterlandsliebe, der Nationalstolz, die Pariser Gewohnheiten keheten schnell in Arnaults Herz zurück und nach einigen Wochen begriff er selbst nicht mehr, warum er sich in England befand. So nahm er denn den Rückweg nach Frankreich durch Belgien mit noch mehr Wagniß, als er bei der Abreise gefunden hatte; von Stadt zu Stadt durch die französische Armee und die revolutionairen Municipalitäten ziehend und kein Theater versäumend, wo er eins fand. Verhaftet zu Dünkirchen, läßt er sein Trauerspiel Marius von Schauspielern der komischen Oper einstudieren, die die Proben in seinem Gefängniß halten. Mamselle Contat erlangt, durch Fabee d'Eglantine, seine Freiheit; er verläßt sein Gefängniß. Zu Lille geht er, wie überall, ins Theater; da hört er die Marseillaise. „An dem Gefühle, mit welchem ich diesen Aufruf an die National-Rache hörte, mitten unter den Ruinen, womit die Oesterreicher eine unserer schönsten Städte bedeckt hatten, erkannte ich, daß ich Franzose war.“ Jetzt fühlt unser Aristokrat, unser Emigeant sein Herz schlagen, indem ee hört: Allons, enfans de la patrie! ꝛc. Man liebt diese Wahrheit der Berichte, diese Abwechslung der Eindrücke, diese uneigennützige Hingebung in die Bewegungen der Seele und der Einbildungskraft.

Nach Paris zurückgekommen, ist Herr Arnault bei dem Processe Ludwigs XVI. gegenwärtig; wie man sich wohl denkt, so vermindert sein aufkeimender Patriotismus in nichts den Abscheu, den er über diese blutige Ungerechtigkeit empfindet; man freut sich, in diesen Erinnerungen das wiederzufinden, was die Sophisten und Declamatoren einer neuen Generation nicht wissen wollen, die Meynung der Masse redlicher und vernünftiger Leute, den ehrenwerthen Instinct der Nation, der sich feig unterdrücken ließ, aber der bei jeder Gelegenheit bestand und sich zeigte. Es gab immer eine öffentliche Meynung, die, wie das Chor der griechischen Tragödie, die Weenunft und die Moral auf dem Theater repräsentirte, wo Verbrechen und Wohnsinn wüthete. Herr Arnault war eine der Stimmen dieses Chors.

Das ist der erste Theil der Erinnerungen des Herrn Arnault. Wir folgen ihm heute nicht weiter; wir zeigen ihn nicht, wie ee sich in ein ganz literarisches Leben während der Schreckenszeit flüchtet, empört und niedergedrückt von Allem, was ihn umgiebt, und dennoch Tragödieen schreibend und komische Opern, selbst ein Vaudeville; dann glücklich über die Befreiung vom 9. Thermidor, immer den Reiz einer geistreichen und leichten Gesellschaft suchend, in lebhaftem Verkehr mit Literatoeen und Künstlern lebend; mit literarischen Arbeiten das Leben einer Welt mischend, die jetzt schwer zu schildern ist; einer Welt ohne Etiquette, ohne irgend eine Auszeichnung der Classification, wo die Gleichheit vollständig war, so war die Ungleichheit verwischt und vergessen worden in den Mauern der Gefängnisse und den Schaffotten gegenüber; einer Welt, wo die Wirklichkeit so hart und so mächtig gewesen war, daß die Meditation, daß die Entwickelung der Intelligenzen suspendirt worden war; so daß es auch da kaum eine Aristokeatie gab, und daß die Epoche zugleich frivol war, während sie voll Unglück und Größe dastand: Herr Arnault stellt diese sonderbare Gestaltung der französischen Gesellschaft in Wirksamkeit und in freier Rede dar. Er will sie lieber erzählen als deuetheilen und er hat sehr Recht. Ee selbst trennt sich nicht davon; ee gehört noch dazu; er hat noch Gefühl für seine Jugend, für die vergangene Zeit, welcher seine Erinnerung freudig sich zuwendet; so innig, daß es bloß vom Leser abhängt, sich auch im Geiste dahin zu versetzen und sich diesem natürlichen, wohlwollenden Charakter beizugesellen; nachsichtig gegen sich selbst und gut für die andern; empfindlich vielleicht, aber niemals feind; mehr unzufrieden als rachsüchtig; epigrammatischer in seiner Unterhaltung als bitter im Grunde des Herzens; eine Natur, die man glücklich nennen könnte, wenn das Schicksal es nicht oft anders gewollt hätte.

---

## Walter Scotts Jugend.

(Aus Cunningham's Life and works of Sir Walter Scott.)

(2.)

Bevor er sich den tiefen und originellen Schöpfungen widmete, die seinen Ruhm bis an die Gränzen der civilisirten Welt getragen haben, begann Walter Scott seine Thätigkeit zuerst damit, daß er in dem Beruf als Rechtsanwalt auftrat. Seine Geschichtsschreiber sind über die Art

Digitized by Google

des Erfolgs nicht einig, den er in dieser Laufbahn hatte. Nach einigen war sein erstes Auftreten vor den Schranken übereilt und dabei sein Vortrag weitschweifig; es fehlte ihm an Anstand und richtigem Tact. Nach andern war er ruhig, durchblickend und besonders zur Prüfung von Zeugen-Verhören geeignet; er wußte nämlich sehr geschickt die Zeugen mit einander selbst in Widerspruch zu setzen. Uebrigens können wir uns aber hinsichtlich dieser Frage auf die Autorität des Herrn Lokhart (seines Schwiegersohns) stützen und uns durch ihn überzeugen, daß der große Dichter, der große Romanenschreiber ein — mittelmäßiger Rechtsgelehrter war. *) In der That erfordern die Studien des Juristen und insbesondere des Advocaten eine gewisse Stimmung des Temperaments, die man nicht immer mit der höchsten Richtung des Geistes vereint findet.

Scott erzählt uns selbst, daß seine dichterischen Versuche in einigen Schüler-Versen über einen Stuhl bestanden. Sie hatten zuerst einigen Erfolg, aber die Frau eines Apothekers vergiftete seinen Ruhm, nach dem Beispiel ihres Mannes, der nämlich die Kranken vergiftete; d. h. ohne das Verdienst der Dichtung Scotts zu bestreiten, bestritt sie überall aus, daß sie nicht auf seinem Boden gewachsen, nicht aus seiner Feder geflossen seyen. Er sagt irgendwo, daß er ihr nie verzeihen konnte, ob sie gleich, genau erwogen, nicht ganz Unrecht hatte, denn er räumt ein, daß die Worte und die Gedanken entlehnt waren, und daß dies ungefähr alles war, was ihm zu plündern möglich gewesen (d. h. wenn Wort und Gedanke entlehnt ist, nichts wesentlich eigenes übrigbleibt). Er gab seine poetischen Arbeiten bis nach Beendigung seiner Rechts-Studien auf. Gerade in diese Epoche wurde die deutsche Poesie, die bis dahin wenig in England studiret worden war, unter Mackenzie's Einflusse, Mode, dessen Urtheil in der literarischen Welt schon eine Autorität geworden war.

Die Engländer enthusiasmirten sich für diese Entdeckung, wie etwa ein Reisender für eine neuentdeckte, bisher unbekannte Insel im Südmeer. In diesem Enthusiasmus, der alle wissenschaftlich gebildete Menschen auf einmal zum Studium des Deutschen trieb, zeichnete sich Walter Scott selbst aus und wurde Mitglied einer diesem Gegenstand gewidmeten Classe, eingenommen für die Mode-Sprache mehr wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Schottischen und der allgemeinen Neigung dazu, als aus eigenem natürlichen, entschiedenen Geschmack dafür. Diese Leidenschaft dauerte nur eine Zeit, aber der von Mackenzie gegebene Impuls wurde später durch einen nicht minder eifrigen, wenn gleich minder einflußreichen Mann fortgesetzt.

Mathieu Lewis unternahm, in Folge der Richtung, welche die Vorliebe des Publikums, die Mode kann man sagen, genommen, durch die Herausgabe seines Romans, der Mönch, den deutschen Geschmack und Styl in englische Dichtungen einzuführen und zu naturalisiren. Sein Erfolg war vollkommen. Zu der Zeit begründete eine Reise nach Schottland zwischen ihm und Walter Scott eine innige und vertraute Verbindung, welche nicht ohne Einfluß auf die Zukunft des jungen Rechtsgelehrten war. Beseelt von dem Erfolg, den Lewis errungen, und, wie dies seyn mußte, seinen eigenen Kräften vertrauend, widmete er sich von Neuem dem Studium deutscher Dichtungen und Schriften und gab Uebersetzungen der Lenore von Bürger und vom wilden Jäger heraus. Dieser Versuch schlug nicht nach Wunsch aus. Die Aufnahme, die er fand, war weit entfernt, den unermeßlichen Absatz ahnen zu lassen, den, einige Jahre später, die Original-Werke des bescheidenen Uebersetzers erlangen sollten.

Diese Epoche von Scotts Leben ist nicht ohne Interesse. Jeder Schriftsteller, der bei anfänglicher Theilnahmlosigkeit des Publikums geneigt ist, gleich den Muth zu verlieren, kann mit Nutzen die harten Prüfungen studieren, die dieses große Genie zu bestehen hatte. Nach zwei Jahren gab er eine Uebersetzung von Göthe's Götz von Berlichingen heraus.

Sein erstes Original-Werk war die Ballade von Glenfilas, eine Nachahmung von Fragmenten gallischer Poesie, für welche er mehr Achtung hegte, als die kritischen Bemerkungen des Herrn Oldbuck uns glauben lassen möchten. Diesem Werke folgte eine andere Ballade unter dem Titel: Das Fest des heiligen Johannes, in der frommen Absicht gedichtet, um die Zerstörung des Thurmes von Smallholm zu verhindern. Der Eigenthümer dieser Ruine hatte versprochen, für ihre Unterhaltung zu sorgen, unter der Bedingung, daß man ihn durch Dichtungen entschädige. Diese Schöpfung theilte Walter Scott seinen Freunden mit, nicht wie die Predigten des Erzbischofs von Grenada Gil Blas mitgetheilt wurden, sondern im Gegentheil mit der dringenden Bitte, der Kritik freien Lauf zu lassen und die Stellen zu bezeichnen, die eine zweite Ueberarbeitung erheischten.

Die Ergebenheit der Freundschaft zeigte sich bei dieser Gelegenheit durch so zahlreiches Streichen und Aendern, daß kein Vers auf seinen Füßen blieb; so daß, zuletzt an der Sache ganz verzweifelnd, der Dichter sein Werk in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzte (das Manuscript wiederherstellte) und die Kritik verlachte. Zwei andere Balladen wurden dann in die Wunder-Geschichten von Lewis (Contes merveilleux), auf Begehren des letztern und nicht ohne von Seite dieses würdigen Patrons bittere Vorwürfe über die Nachlässigkeit der Reime erhalten zu haben, aufgenommen. Diese beiden Dichtungen waren indessen die einzigen, die das ganze Werk vom Schiffbruche retteten. Das alles war nicht sehr ermuthigend. Das große aufkeimende Genie war in seinen Gesängen der Gränzen Schottlands nicht glücklicher, welche man beschuldigte, nur gut zu seyn, um gesungen, nicht um gelesen zu werden. Jedenfalls aber war in diesen poetischen Schöpfungen eine Menge Geistesfunken von unendlicher Schönheit und Natur. Endlich erschien der letzte Minstrel und da erst trat der Heros der schottischen Literatur, so wie Aeneas, aus der Wolke hervor, die ihn bei seinem Eintritt in eine neue Welt umhüllt hatte.

*) Eben so bemerkenswerth, ja vielleicht auffallender und dennoch erklärlich dürfte es seyn, daß sich später Walter Scott auch im Felde der Geschichte eben so wenig mit Glück versuchte hat; seine Geschichte Napoleons, voll Spuren der Eilfertigkeit und Partei-Meynung, hat seinen Ruhm bei Mit- und Nachwelt geschmälert. Anm. d. Red.

## Aphorismen.

(L.)

Nichts ist lächerlicher, als ein altes Weib, das noch jung seyn und Eroberungen machen will und nichts widerlicher, als ein Geck mit grauen Haaren, der noch den nimmble roué spielt; sie ahnen beide gewöhnlich nicht, wie sehr sie zu bedauern sind, die wahre Würde des Menschen so wenig begriffen zu haben.

Liebenswürdigkeit ist an kein Alter gebunden, aber um sie zu erlangen, muß man zeitig einen höhern Begriff von Liebe fassen, als die, welche den flüchtigen Sinnenrausch beim Anblick der schnell welkenden Jugend dafür halten.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 844. Hamburg. Sonnabend, den 24. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Mitbour und Rath, Dr. Ludwig.


## Jetziger Zustand der Literatur in Polen.

Von A. Gurowski.

(Aus L'Europe littéraire.)

(M.)

Polen, das jüngste Kind der Familie, die von der christlichen Civilisation successive adoptirt worden, kann unserm Studium hinsichtlich der Literatur und vorzüglich der Künste nicht dieselbe Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse und denselben Reichthum an Schule darbieten, als dessen ältere Geschwister. Nur eine Skizze dürfen wir von der Entwickelung seiner Geistesproducte, je im Verhältnisse ihres Erscheinens, nehmen, um diese örtliche Bewegung des policirtesten Landes im Norden, wie schwach sie auch seyn möge, mit der allgemeinen Literaturgeschichte zu verbinden. Ueberdem würde es ungerecht seyn, wenn man von einem Volke, dessen Schicksal stets von politischen Spaltungen durchkreuzt worden ist, irgend eine andere Individualität als die des Unglücks und des Muthes verlangen wollte. Schon seine mangelhafte und antisociale innere Organisation stand dem freien Geistesaufschwung zur Originalität in den Künsten oder in den Wissenschaften entgegen, und man sah selbst die Poesie, welche das elende und fast erstorbene Irland nicht verlassen hat, und die in dem Gesang der Klephten die griechische Civilisation überlebte, Polen Melodieen, ihm eigen wie seine Schmerzen, nationale Hymnen gleich seinem Namen, versagen. Polen mußte wechselsweise lateinisch, französisch und italienisch werden, um sich im Gesange auszusprechen. Doch fand sich der Ausdruck in diesem Schiffbruch des Gedankens nicht compromittirt; die Polen haben ihr Idiom rein erhalten wie ihren Patriotismus, und auf ihm ruht die literarische Zukunft der Nation.

Während des sechszehnten Jahrhunderts bestand zwischen Polen und Italien eine so innige Verbindung, daß fast alle Schriftsteller jener Zeit sich auf den verschiedenen Universitäten des letzteren Landes bildeten. Die Physiognomie der damaligen Literatur giebt ein auffallendes Beispiel von diesem Einfluß. Man findet darin mit Erstaunen als ein Denkmal des National-Genies Uebersetzungen der besten Werke des alten Latein und der italienischen Poesie aus dem Mittelalter. Einige Schriftsteller versuchten sich selbst in lateinischen Compositionen und gaben so einer unvollständigen Nachahmung den Vorzug vor dem, was ihre Muttersprache hätte leisten können. Tasso's befreites Jerusalem erschien ungefähr ein Jahr später, als der Dichter durch dieses Werk sein episches Genie bekundet hatte, ins Polnische übersetzt: Kochanowsky, der Uebersetzer, war ein Freund von ihm. Kochanowsky reproducirte ebenfalls die sprühenden Verse des Arioste in der Sprache seines Vaterlandes. Dieser Versuch war nicht minder glücklich als der erstere; auch werden Roland und Jerusalem, beides Schriften in einem zugleich reinen und energischen Styl, noch diesen Augenblick den ausgezeichnetsten Producten der polnischen Literatur zugezählt. Hauptsächlich aber glänzt Johann Kochanowsky an der Spitze der gelehrten Männer des Mittelalters durch die Popularität seines Talents. Gehört auch der Grund seiner Poesie dem fremden Boden an, bleiben doch die Formen heimisch. Es ist die Wiege des Volkes, aus der er schöpft; es ist dessen Glaube, an den er sich wendet; es ist dessen Sprache, die er spricht. Kochanowsky war Polens erster Sänger.

So wie die Poesie, ward auch die Prosa um jene Zeit, die man späterhin das goldene Zeitalter Polens zu nennen pflegte, mit Glanz cultivirt. Lucas Gornicki wird stets ein Muster der Reinheit, der Eleganz und der Begeisterung bleiben. Skoega hielt in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch seine Predigten den literarischen Ruhm des verflossenen Jahrhunderts, dessen würdiger Repräsentant er war, aufrecht; nach seinem Tode aber ward das moralische Leben der Nation durch den geistigen und politischen Verfall, der eine doppelte Agonie bildete, vollends erschöpft, und die Fackel der Wissenschaften erlosch zuerst in der Finsterniß, die Polen von allen Seiten umgab.

So läßt sich denn sagen, daß die Catastrophe des achtzehnten Jahrhunderts, indem sie auf einen Augenblick unser Vaterland aus der Zahl der freien und aufgeklärten Völker strich, sich in den Principien der durch das vorhergehende Jahrhundert legirten Vernichtung und in dem Schauspiel des Ruins, dessen Umsichgreifen von den Zeitgenossen wahrgenommen war, folgerecht gezeigt hat. Aber gleich den Lampen, die vor ihrem Erlöschen noch einmal hell aufflammen, glänzte die Regierung Poniatowski's, des letzten Königs von Polen, mit dessen Regiment unsere politische Existenz zu Grabe ging, in dem Nimbus einer Menge Männer von Geist und Talent. Da es aber eine energielose Epoche war, so schrieben sie ohne Originalität; die literarische Individualität nahm zugleich mit der nationalen Individualität ein Ende. Mit Polen erstarb auch die polnische Civilisation. Nun eröffnete sich wieder das Feld der Nachahmungen der fremden Poesie und der Uebersetzungen aus den durch die Eroberung auferlegten Werken. Diesem Taumel widerstand selbst der geistreichste Mann jener kritischen Zeiten, Krasicki, nicht; er versuchte es mit mehrerlei Arten der Literatur, und überall findet man in seinen Versuchen die Physiognomie der Muster wieder, deren Spuren er vielleicht unwillkührlich nachging. Trembecki, kräftiger und mit stärkerem Aufschwung, barg diese Hinneigung unter dem ihm eigenthümlichen Zauber. Das Genie dieses Dichters fügte sich den Gewohnheiten und den Idiomen des Vulgairen; keine Strohhütte war zu klein, daß sie nicht die Einbildungskraft geherbergt hätte, ein literarisches Vergehen, welches die Anhänger der pünctlichen und knechtischen Nachahmung der französischen Schule dem Trembecki nie verziehen haben.

Denn in den Augen der Gelehrten jener Periode gab es keine andere Regeln, die befolgt werden durften, war kein anderer Triumph zu hoffen, als was das Studium der Werke der großen Nation im Westen gewährte. Für sie gab es keine andere Literatur als die des Voltaire und des



Digitized by Google

Fontenelle. Wenn dem Karpinski noch einiger Abglanz der Nationalität verblieb, so verdankte er dies mehr dem Enthusiasmus seiner Bewunderer als dem originalen Verdienste seiner Productionen; inzwischen wird er noch jetzt gelesen, während seine Zeitgenossen unter dem Staube der Bibliotheken schlummern. Damals bestand das erste Resultat der ausschließenden Einbildungskraft darin, allen Willen für die naive und heimische Poesie gänzlich zu verlöschen. Dennoch hatten diese Schriftsteller im Allgemeinen Feuer, Geist und eine gewisse Kunst der Composition. Leichte Versificatoren, geschickte Rhetoriker, fehlte es ihnen an dem Genie, das erfindet, und an der Inspiration, die für die Nachwelt arbeitet.

Die Prosa war damals, wo alle Intelligenzen des Vaterlandes sich vor der Intelligenz des Auslandes beugten, nicht glücklicher als die Poesie. Als die politische Existenz der Polen unsicher, irrend, unerklärlich war, da gab es auch fast keine geistige Klarheit der Idee'n. Die Umwälzungen des bürgerlichen Lebens erstickten den Lauf der ernsten Studien. Statt dem Strom der Desorganisirung zu widerstehen, suchte man sich durch die berauschende Weichlichkeit einer leichten und so zu sagen weingrünen Literatur zu betäuben. Man sah, entweder aus Mitschuld oder aus poetischer Indulgenz, Männer zu den Füßen eines Königs Weihrauch streuen, der den Abgrund Polens grub; ihr Lob blendete selbst die positiven und ernsten Geister, und so ist es gekommen, daß aus jener Zeit mehr Verse auf uns gekommen sind als gute und substantielle Prosa. Kaum daß Staszyc durch seine Werke inmitten dieser Nacht eine männliche und starke Einbildungskraft, einen deutlichen Styl, eine bemerkenswerthe Beredtsamkeit offenbarte.

Als endlich unser Vaterland in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts unwiederbringlich ins Grab gesunken war, da meynte man, daß auch die Wissenschaften dieser Auflösung erliegen müßten. Doch dominirte der Geschmack an dem französischen Geiste die lebhaften Vorurtheile der Politik inmitten des allgemeinen Leidens und überlebte die Unglücksfälle von Polen vielleicht eben seines fremden Ursprungs wegen. Warschau, unter preußische Herrschaft gekommen, blieb stets der geistige Mittelpunct des Landes; trotz dem, daß es so oft und so plötzlich den Herrn gewechselt, gab das gelehrte Publikum dieser Stadt doch seinen Enthusiasmus für die ausschließlichen Doctrinen der französischen Schule nicht auf, und es bildete sich eine Warschauer Gesellschaft von Freunden der Wissenschaft, die es sich zum Ziele setzte, deren Traditionen fortzupflanzen und deren Principien zu behaupten. Dies akademische Corps ward die Wiege der Männer, die darauf Anspruch machten, den literarischen Zeitabschnitt des neunzehnten Jahrhunderts durch das Monopol ihrer Idee'n zu eröffnen. In ihren Augen war das Talent nirgends anders als in ihrer Schule vorhanden; die absolute Freiheit der poetischen Formen war streng daraus verbannt, und man gab den Nachahmungen und Uebersetzungen vor dem geringsten Anzeichen von Individualität offen den Vorzug. In diese Periode wollen wir die Uebersetzung der Aeneide, der Iliade und der Briefe des Horaz durch Dmochowsky setzen, so wie eine Nachahmung Pope's. Das Vorurtheil hielt die Schriftsteller fest und steif unter dem Patronate einer einzigen Schule beisammen. Da ist der Kosmian, der noch in seinem sechszigsten Jahre arbeitete; und das große Werk seines Lebens, ein beschreibendes Gedicht der ländlichen Liebhabereien, hat sich bis auf diesen Tag nur durch Fragmente bemerkbar gemacht. Man liest darin zweihundert sehr gut abgemessene, dem Anbau der Schminkbohne gewidmete Verse; ein Fragment ist vor allem durch eine Tirade über die Zucht der Sperlinge merkwürdig. So war das Haupt der classischen Literatur in Polen beschaffen; doch hatte es Schüler, als: Ostrski, Dmochowski der Sohn und viele andere, deren Berühmtheit unglücklicherweise sehr compromittirt ist. Felinski, Professor der Literatur zu Krzemieniec in Wollhynien, war ein glücklicher Uebersetzer des Delille und componirte auch einige sehr schwache Tragödien. Von solchem Gehalte war der ganze Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; der Abscheu vor den Neuerungen war so arg, daß gewisse Gelehrte zu Warschau Gott dankten, daß er der deutschen Pest, d. h. dem Genie von Göthe, an den Thoren der Hauptstadt ein Ziel gesetzt habe. Man meynte, Shakespeare habe in holländischer Sprache geschrieben, und der gelehrte Ostrski sagte das allen Ernstes den Zuhörern seines Cursus.

Mitten in dieser geistigen Verflachung erhob sich, vielleicht begeistert durch den Glückswechsel des Vaterlandes, eine neue literarische Generation, voll Enthusiasmus und frei, die nur ihrer Begeisterung und ihren Idee'n folgte. Alle Idiome des civilisirten Europas wurden ohne Ausnahme ein Gegenstand ihrer Studien; die Originalität der deutschen Schule, das Lesen eines Lessing, Bürger, Schiller und Göthe erweckten den Sinn für eine National-Poesie; die Gesänge, die Mythen und die Traditionen des Volkes, welche von den Archonten des Denkens noch im Anfange des Jahrhunderts als unfruchtbar und barbarisch angesehen worden waren, wurden für die jungen Geister eine fruchtbare Quelle der Wahrnehmungen und Versuche. Brodzinski war es, der zuerst von der alten Schule abfiel; er machte den Anfang mit der Herausgabe einiger ländlicher Lieder und Melodien, die der wilden Poesie der westlichen Slaven, der Böhmen und der in Servien umherirrenden Völkerschaften entlehnt waren. Aber sein Geist, noch furchtsam, und gewissermaßen vor dem Zauber seiner eigenen Versuche erschreckend, weiset nur einen Uebergang nach und giebt sich nicht als Neuerer. Sein Genre hat viele Aehnlichkeit mit der Idylle, und diese Vorliebe hat ihren Grund in den ländlichen Sitten der Slavonier, auf welche seine Poesieen stets anspielen. Doch hat diese so beengte Specialität dem Einfluß des Brodzinski nicht verringert, und als sein Talent endlich die Bahn der Neuerungen gebrochen hatte, da sind eine Menge Prätendenten seiner Spur nachgegangen.

Von nun an sah sich die Suprematie, welche Warschau sich über das literarische Polen angemaßt hatte, stark erschüttert, und Lemberg, Wilna, Krzemieniec hatten bald das Joch abgeworfen. Die geschichtlichen Arbeiten des Czacki zu Krzemieniec und des Lelewel zu Wilna und Warschau bereiteten die Geister zum Forschen nach neuen Idee'n und zu einer umfassenderen und gelehrteren Würdigung der allgemeinen Thatsachen vor. Besonders war es zu Wilna, wo die Reaction in die Doctrinen der Vergangenheit Bresche schoß. Bewundert in der englischen und deutschen Literatur, schöpfte Mickiewicz aus den Werken von Göthe, und vor allem aus dem Lesen der Poesieen des Lords Byron die Phantasie des Pinsels und die Raschheit der Handlungen, in welchen sich das Genie des Sängers von Lara gefiel. Gleich dem Brodzinski begeisterte er sich aus den Volkssagen und Mährchen seines Landes; aber in der Form seiner Compositionen macht sich stets der Gegenstand seines literarischen Glaubens bemerkbar. Es ist Byron, mit seiner, zuweilen prätentiösen, Anmuth, mit seiner rohen Färbung. In der Manier des Mickiewicz spiegelt sich der Styl seines Vorbildes dermaßen ab, daß man glauben möchte, er würde sich ohne den Beistand des englischen Schriftstellers nicht zu dem Range aufgeschwungen haben, den er gegenwärtig in der polnischen Literatur einnimmt. Mit sehr ausgebreiteten Kenntnissen begabt, benutzt er diese Gelehrsamkeit oft zum Besten seiner kräftigen Einbildungskraft; doch kann man ihm ein seltenes Talent im Ensemble, eine Leichtigkeit der Conception, und das Verdienst, eine unbekannte Bahn gebrochen zu haben, die er mit dem ausgezeichneten Instinct eines Mannes von Geschmack und beredten Dichters durchläuft, nicht absprechen; auch ist sein Ruf nun europäisch.

Wir haben nun noch die literarischen Doctrinen des Mickiewicz aus dem philosophischen Gesichtspuncte zu betrachten. Da bekennen wir denn mit Leidwesen, daß Mickiewicz ein Mann der Vergangenheit ist. Stets

Digitized by Google

in den mystischen Träumereien des Katholicismus verfunken, nennt er sich den Propheten des verlorenen Glaubens. Ein gelehrter Schriftsteller und rückscheitender Poet, gleicht er den exceptionnellen Geistern, die sich in dem Wiederausgraben alter Begriffe unter einer neuen und schimmernden Form gefallen; man gewahret es bald, daß seine Philosophie mit den Herren de Maistre und de La Mennais in vertrautem Bunde steht. Wenn er Schillee und Byron die Unabhängigkeit ihrer Feder entlehnt, so ist das mehr ein Opfer, das er dem Geschmacke seiner Zeitgenossen bringt, als der Ausdruck seiner Denkweise: er sucht den Untergang und nicht die Eroberung ihres Proselytismus. Gleich dem Verfasser des Ausgätzigen mischt er dem salbungsreichen Styl seiner Palinodien gern Galle bei; unter dem Zauber seiner evangelischen Metaphern liegt eine blutige Ironie versteckt, und man erkennt zuweilen die Demuth des Christen in der Verkleidung seines Hasses; er nimmt Rache an seinem Kummer, indem er dessen Quellen brandmarkt; er geht selbst in der Vorliebe seines ascetischen Hasses so weit, daß er die Zukunft der Menschheit in die politische Zukunft der Irländer, der Belgier und der Polen einschließt. Diese Bitterkeit des Dichters ist nicht menschlich unnatürlich, aber der Mensch straft den Dichter Lügen, der sich dem Volke als ein neuer Messias offenbaren möchte, und doch vergißt, die Ursache seiner Leiden dem göttlichen Willen beizumessen. Ehe man sich für einen Propheten ausgiebt, muß man ein Märtyrer gewesen seyn.

Wir haben die literarische und moralische Farbe von den Werken des Mickiewicz angegeben; was den eigenthümlichen Charakter seines Talentes betrifft, so findet man ihn hauptsächlich in seiner Vorliebe für die orientalische Manier. Nicht daß diese Phantasie ihm statt der Erfindung diente; sie verschleiert vielmehr eine auffallende Ohnmacht in der Form; aber er hat, vermittelst eines falschen Scheins von Einbildungskraft, ihr ein so glänzendes Siegel des Ungewöhnlichen aufzudrücken gewußt, er bevölkert sein Ideal der Welt so wechselvoll und endlos, seine launenhaften Reminiscenzen des asiatischen Colorits haben so viele Reize, eine solche Durchsichtigkeit und Glätte, daß man sich durch dies Entlehnen von einer anderen Civilisation, von einer anderen Poesie — gern verführen läßt. Außer dieser geborgten Physiognomie dürfen wir nicht übersehen, daß Mickiewicz mehr den individuellen Typus der Peovinz, als den allgemeinen Charakter seines Vaterlandes affectirt: er ist fast immer Litthauer, nur selten ein Pole. So zeigt sich uns dieser, allerdings ausgezeichnete, Geist, der jedoch nur durch Nachahmung schafft; bei ihm ist die Kunst nicht eine hehre Offenbarung, eine geheime göttliche Erscheinung, ein unwiderstehliches und majestätisches Verhängniß; es ist ein vollendetes Studium, die a posteriori Bekanntschaft mit den Mitteln und Wirkungen, der Verein aller der Eigenschaften, welche die gelungene Lüge des Genies bilden.

Was dem Mickiewicz abging, das gab sich bei dem Malczewski gleich beim ersten Anlauf kund. Geist, Einbildungskraft, Anmuth in den Einzelnheiten, Erhabenheit und Feinheit in den Ideen, Lieblichkeit des Colorits, Originalität der Formen — alles dieses vereinigt dieser junge Dichter in einem köstlichen Werke, das nur schlichtweg Maria benannt ist, ein unbekannter Diamant, dessen heller Schein bald auch die Gemüther derer gewann und entbrannte, die am wenigsten für Polen eingenommen waren; um sie auf ewig in den Kreis seiner Strahlen zu bannen. Es ist eine frische und himmlische Poesie, so unerwartet, so erhaben, so sich entfaltend wie ein Drama, so gesangreich wie eine Ode, daß sie dem Leser einen Schrei des Erstaunens, Thränen der Bewunderung entlockt. Es ist, als ob es ein vom Himmel gefallener Engel wäre, der Unterstützung und Lächeln verlangte, um sich zu einem Gotte zu erheben; denn Malczewski ist gleich Chatterton und Malfilatre nur erschienen, um zu sterben. Man möchte sagen, er habe in dem Augenblicke der Agonie seine Seele der schwachen und anmuthigen Maria anvertrauen wollen, und sie sey von seinen farblosen Lippen auf die entzückenden Blätter seines Gedichts ausgeströmt. Trotz seines kurzen Lebens hat Malczewski in der polnischen Literatur ein Denkmal hinterlassen, das der schönsten und vollständigsten Literaturen würdig ist. Die Begebenheit, die er erzählt, ist in mehrere Perioden abgetheilt, so wie gewisse geschichtliche Dramen in mehrere Bilder abgetheilt sind. Desungeachtet ist in jedem Theile des Werkes des polnischen Dichters Einheit der Handlung wie des Interesses; dann kommt das Ensemble des Dramas, welches alle diese isolirten Gruppen vereint, und sie unter dem Zauber eines überall gleich harmonischen Styls, und mit einer Einfachheit der Triebfedern, einer Stätigkeit der Begeisterung, und einer zarten Wahl der Hülfsmittel der Kunst, wie man sie kaum bei einem Talente antrifft, das alle Proben der Arbeit und der Jahre durchgemacht hat, der allgemeinen Entwickelung zuführt. Es spricht vor allem an, daß man in dieser Composition ein vollkommenes Bild der polnischen Gesellschaft in allen Schattirungen ihrer Hierarchie, die kräftigen Sitten auf dem Lande, wie das Raffinement des französischen Geschmackes im Innern der Städte, die Gewohnheiten, die Traditionen, ja selbst die Sprache der Mährchen antrifft, mit welchen unsere Kindheit unter den heimischen Strohdächern gewiegt wird. Das Volk und der Adel, der Woiwode und der Leibeigene sind darin auf eine geschickte Weise einander gegenübergestellt und treten dort ein jeder philosophisch aus dem Schooße des nationalen und privaten Lebens hervor. Obgleich die erste Idee des Werkes aus dem verleumdischen Familienleben genommen ist, ist dessen Ausführung doch so verständig erweitert, daß man von dem Verfasser, ohne daß er über die Gränzen seines Plans hinausgeht, in der ganzen Welt umhergeführt wird. Es ist ein Panorama, das man in dem Spiegel über dem Kamin, stets beim warmen Feuer, die Füße auf dem Feuerbock, zwischen dem Onkel, der eingeschlummert ist, und der alten Mutter, die erzählt, zwei Bilder unter einem und demselben optischen Puncte, sieht.

Wenn alle die Schriftsteller, von welchen wir hier eine Skizze gegeben, die heimische und originale Farbe der von ihnen besungenen Länder mehr oder minder den Nuancirungen ihrer Palette beigemischt haben, so scheint dies deshalb geschehen zu seyn, weil sie nicht zu tief in ein Bergwerk eindringen wollten, dessen Schätze schon durch das Genie des Bogdan Zalewski so wundersam zu Tage gefördert worden. Unter seiner Feder haben die Erinnerungen der Völkerschaften und die Melodieen der Ukraine plötzlich die Blicke der polnischen Literatur nach diesem wilden Lande hingelenkt. Dasjenige, was bei seinem Talente besonders Bewunderung erregt, ist, daß er die Einbildungskraft eines ganzen Volkes in sich aufnimmt, und, indem er ihm als Dollmetscher und Uebersetzer dient, im Gedanken und in dem Ausdruck nicht von dem Original abweicht. Mickiewicz hatte nie einen Begriff von dieser Reinheit des Geschmacks und von diesem seltenen Geiste der Nachahmung: man sieht ihn in demjenigen, was er den Mythen und den Gesängen Litthauens abborgte, stets in den Formen der deutschen Ballade befangen. Was aber den Zalewski betrifft, so bleibt er dem Texte der örtlichen Productionen so gewissenhaft treu, daß wir sein Genie in dieser Beziehung beinah allen Literaturen Europas als ein Muster des Studiums und der Forschung darbieten können. Es ist dieses das höchste Lob, was der Höhe der Kunst in seinem Werke gezollt werden kann.

Nun kommen wir endlich zu dem encyclopädischen Genie, zu dem vollkommenen Poeten, zu dem Mann aller Zeitabschnitte, aller Hülfsquellen der Kunst, aller versöhnerischen Reize der Beredsamkeit, zu — Goszczynski. Die Erhabenheit oder die Schwäche des menschlichen Herzens und die Volkssagen bilden fast das alleinige Thema derer, die mit und die vor ihm gelebt haben: Goszczynski's Talent hat es mit der ganzen



Digitized by Google

Menschheit zu thun. Er hat einen Roman geschrieben, der von der Erde ausgeht, um sich im Himmel aufzulösen, eine Intrigue, die sich aus dem allgemeinen Leben entspinnt, ein Bild, wie die Sündfluth, wie das jüngste Gericht von Michel-Angelo, wie die Schöpfung Martin's, eine wahrhafte Epopee dessen, was da ist, alles dessen, was da ist, und nur dessen, was da ist. Sein Gedanke umfaßt die Welt; seine Worte sind eine Uebersetzung des Universums. Er hat das Drama von allem, das sich seiner Einbildungskraft wie das Drama eines Einzigen kundgegeben hat, mit den begränzten oder vulkanischen Leidenschaften, mit den Vorstellungen des Kindes und des Greises, mit den Wunden, den Freuden, den bösen Tagen, der Zukunft geschrieben: eine wunderbare und erhabene Kraftäußerung des Genie's bei einem Schriftsteller, der, ohne eine sorgfältige Erziehung und Vermögen, die Erfahrung und die Gelehrsamkeit durch den scharfen Instinct seines Geistes ersetzte und die Menschen mehr errieth als schilderte! Seine Sprache hält stets Schritt mit dieser Kühnheit der Conception. Gleich dem Zalewski nährt er seine Begeisterung gern mit den Erinnerungen aus seiner Jugend und dem örtlichen Leben; er gefällt sich in den Vorstellungen und in den Kleidern des Volks. Sein Gedicht, „das Schloß Kaniow" betitelt, verbindet mit der Ue-Farbe der Ukraine den Reiz der süßesten und der furchtbarsten Herzensaufregung. Die letzten Unglücksfälle Polens schufen diese glückliche und leichte Universalität seines Geistes in eine düstere Kraft um, die sich in dem Schauspiel und der Beschreibung der Agonie unsers Vaterlandes concentrirte. Die Erzeugnisse seiner Begeisterung inmitten der Kriegsereignisse funkeln gleich dem Blitzen zweier Säbel; es ist, als höete man das Pfeifen der Kugeln, als röche man den Schwefeldunst des Pulverdampfs. Jeder Fetzen seiner Dichterseele ist ein Hurrah! jeder Vers ein Schrei der Wuth, ein schneidender und durchdringender Schrei, ein Schrei des Sieges oder Todes! Er tödtet und singt; er stirbt und singt sterbend den Tod seines ganzen Volkes. Das ist seit funfzehn Jahren die gesammte Geschichte der neuen polnischen Literatur. Aber auch Gallicien hat Anspruch darauf, in diesen kurzen Annalen eine Stelle zu finden, und Leopol besitzt gegenwärtig unter dem Titel Halicz ein periodische Sammlung, in welcher sich alle Gelehrte und Literaten der Provinz beisammen finden; inzwischen ist die Farbe dieses Blattes mehr philosophisch als literarisch; sie befaßt sich vornämlich mit den speculativen Studien, und die Ideologie, diese aus allen Arbeiten des Denkens zusammengesetzte Wissenschaft, bildet die Grundlage seiner Redaction. Chlendowski, durch seine Forschungen über die allgemeine Philosophie, und Kaminski, durch seine Abhandlung über das Philosophische der polnischen Sprache. Die Gesammtheit dieser Abhandlungen über die schwierigsten und die erhabensten metaphysischen Fragen, versehen mit dem Stempel einer tiefen Gelehrsamkeit, verleiht der Schrift Halicz einen eigenthümlichen und in der periodischen Presse der übrigen europäischen Literaturen beispiellosen Charakter und erhebt sie über alle literarischen Erzeugnisse dieses Landes.

Hier beendigen wir diese einfache Notiz über Polens literarisches Treiben. Was die nachahmenden Künste, die Malerei, die Bildhauerei, die Musik ꝛc. betrifft, so haben wir deren nicht erwähnt, weil sie in Polen nicht vorhanden sind. Daran dürften vielleicht die politischen Begebenheiten unsers Vaterlandes schuld seyn. Einst wird hoffentlich auch die Zeit kommen, wo Polen selbst den Pinsel und den Grabstichel führen wird; aber bis jetzt ist die Kunst vor unsern kriegerischen Sitten, vor unserm grauen und kalten Himmel, vor dem ewigen Einsetzen unserer Nationalität zurückgebebt; sie ist eine zarte Pflanze, die noch nicht bei uns zu überwintern wagt; sie will ein mildes Clima, glückliche Menschen, lachende Städte, freie Völkerschaften. Das Schöne sprießt nur da auf, wo die Freude lebt. Wir wollen das abwarten!

## Die letzten Augenblicke eines zu Paris verstorbenen Wilden.

Von Camus.

(Aus der Revue de Paris.)

(M.)

Senaque, der Cherrua Senaque, ein tapferer Krieger, ein renommirter Arzt, ein beneideter Günstling des großen Häuptlings des Stammes der Cherruaner, ist am 26. Juli d. J. in der Maison royale de santé verstorben.

Ich schweige von dem Wunderbaren, was das Geschick dieses Wilden gehabt hat, der seld Wierte der Vernichtung seines Stammes entgangen, dann in den Städten von Europa gleich einem fremden Thiere zur Schau umhergeführt, von den Müssigen und den Gelehrten besucht, endlich auf Kosten der Administration des Pflanzengartens unterhalten worden und dann, nachdem er nie anders als auf der Erde sein Lager gehabt, auf einem Bette in einem Hospital, unter den Händen französischer Aerzte gestorben ist.

In dem letzten Kriege durch einen Lanzenstich in der Gegend des Magens verwundet, kränkelte Senaque schon seit längerer Zeit; auch schrieben einige diesem Umstande das Zehrungsfieber zu, an welchem er gestorben ist. Diese Wunde hatte in der epigastrischen Region einen sehr pronuncirten Darmbruch zur Folge gehabt; doch schien er seine Leiden nicht dieser Ursache beizumessen; ihnen lag wohl am meisten die Langeweile und hauptsächlich das Heimweh, dieses nagende Uebel, das weder Ruhe noch Rast gestattet, zum Grunde.

Die Herren Administratoren des Pflanzengartens beschlossen, daß Senaque nach dem königlichen Gesundheitshause gebracht werden sollte; ein Theil der Fonds, die zu dem Ankauf seltener Thiere bestimmt waren, ward zu der Bestreitung der Kosten (4 Fr. täglich) verwendet. Er ward in einem Fiacre transportirt; aber die sitzende Stellung gefiel ihm nicht, und so legte er sich der Länge nach zwischen den Bänken nieder.

Ein Mantel von grobem Zeuge, um den Leib durch einen Gürtel von rothem Tuche zusammengehalten, der mit runden Kupferplatten geschmückt war, bedeckte kaum die Hälfte seines Körpers.

Man denke sich, wie diesem Manne zu Muthe war, als er von einem Krankenwärter auf den Armen erst nach dem allgemeinen Saal, mitten unter die anderen Kranken, dann nach einem ihm allein bestimmten Gemache getragen wurde. Eine lange Ohnmacht, die ihn überkam, als er aufs Lager gebracht worden war, entweder als Folge seiner Gemüthserschütterung, oder vielmehr aus Erschöpfung und Schwäche, machte es möglich, daß man ihn der Regel unterziehen, das heißt, ein Hemde anlegen konnte.

Man richtete auf Spanisch einige Fragen an ihn, um zu erfahren, wo es ihm weh thäte. Er antwortete la barica, la cabesta; auch schien er am Unterleibe und am Kopfe, wohin er zugleich zeigte, sehr heftige Schmerzen zu empfinden.

Wenn man ihm stark mit Fragen zusetzte, so schwieg er gänzlich und Ungeduld oder Mißbehagen sprach sich in seinen Zügen aus. Oft kehrte er sein Gesicht der Wand zu und schien an allem, was um ihn her vorging, keinen Theil zu nehmen; nur murrte er wohl über die Besuche der Neugierigen.

Von allen Getränken, die ihm gereicht wurden, war recht kaltes Wasser ihm das liebste. Er trank immer zwei Gläser voll nach einander aus und ließ sich oft noch ein drittes geben.

Er aß gern Eis; Stücke, eine Unze schwer, zermalmte er mit größter Leichtigkeit, ohne daß, was sonderbar genug ist, ihm dabei ein einziger Tropfen Wasser aus dem Munde floß.

Wir versuchten, ihn Fleisch essen zu lassen; er gab dem ungekochten den Vorzug, und genoß einige Stücke rohen Rindfleisches. Inzwischen wurden die Ohnmachten täglich stärker und anhaltender. Am 26. Juli,

Digitized by Google

seinem Todestage, wollte er durchaus keine Nahrung mehr zu sich nehmen; da kam ich auf den Einfall, ihm ein rohes Ei anzubieten; nun wurden seine Augen, die bis dahin auf nichts mehr geachtet hatten, plötzlich wie neubelebt. Er streckte die Hand aus, nahm das Ei, und machte, jedoch vergebens, den Versuch, die Schaale mit dem Daumen einzudrücken. Ich öffnete es ihm nun, und er verschlang dann dessen Inhalt mit Begierde.

Gleich darnach ließ er sein Haupt wieder auf das Kissen sinken und blieb, das Gesicht der Wand zugekehrt, unbeweglich liegen. Eine letzte Ohnmacht diente als Uebergang aus dem Leben zum Tode. Seine letzten Augenblicke wurden durch kein besonderes Symptom angekündigt.

So verschied Senaque am 26. Juli 1833 um sieben Uhr Abends, nachdem er vier Tage im Hospital gewesen war. Er ließ während dieser Zeit auch nicht einen Klageton hören. Ohne Heftigkeit und ohne Ungeduld, jede Medicin abweisend, ward sein Gesicht nur dann, wenn man ihm die Decke lüftete, und so sein Schaamgefühl verletzt ward, unruhig und drohend. Er verharrte in gänzlichem Schweigen, das er ohne Anreizung nur ein einzigesmal unterbrach. Ha! Paris! Paris! rief er aus, in welchem Ausruf diejenigen, die ihn hörten, seine ganze Geschichte vernahmen.

Die Abfassung des Todtenscheins setzte den Beamten, dessen Sache dies war, nicht wenig in Verlegenheit.

Dieser Act ward inzwischen, wie folgt, angefertigt:

„Name und Vaename: Senaque. Von Geburt: Indianer. Alter: muthmaßlich sechsundfunfzig bis siebenundfunfzig Jahre. Gewerbe: Günstling des Häuptlings vom Stamme und Arzt. Geburtsort: Der Stamm Chaemas. Unverehelicht. Aufgenommen am 23. Juli des Morgens. Gestorben am 26. Juli um 7 Uhr Abends. Gewesen vier Tage im königlichen Gesundheits-Hause."

Der Körper ist in das Museum der Naturgeschichte gekommen, da die Herren Administratoren des Pflanzengartens, indem sie des Verstorbenen Pflege im Hospital bestritten, die nächste Anwartschaft darauf hatten.

Sein Tod ward am 28. Juli seinen drei Gefährten angezeigt. Vaimaca Peru, der Häuptling, der so große Stücke auf ihn gehalten hatte, erklärte, daß er, um ihn zu betrauern, eine Zeitlang fasten wollte; doch wich er bei dem Anblick schwarzer Pflaumen, die er sehr gern aß, von diesem Vorsatz ab.

Was den Tacuabe und die Guyanusa betrifft, so wohnten sie der Musterung und den Festen bei und sahen auch das Feuerwerk mit an. Das Frauenzimmer erschrak bei dem letzteren, aber dem jungen Manne machte es viel Vergnügen und er erklärte, daß ihm nächst Polichinello und dem Commissaire mit seiner Katze nichts mehr Spaß gemacht habe als dies Feuerwerk.

---

## Der Tunnel der Themse.

(2.)

Wir entnehmen einem englischen Journal (Westminster Review) folgenden Artikel, der die obengenannte riesenmäßige Unternehmung unter einem interessanten Gesichtspuncte darzustellen scheint:

Die Vortheile des Tunnels unter der Themse, dessen Bau aus verschiedenen Ursachen, besonders aber aus Mangel an Fonds, suspendirt worden ist, werden nichtsdestoweniger jetzt mehr als je gewürdigt. Außer einer bequemen und sichern Passage für die Bewohner von London muß dieser Tunnel eine neue und leichte Communication zwischen den großen Niederlagen von Colonialwaaren, Wein und Oel, die auf der Nordseite der Themse liegen und denen von Getraide und Bauholz auf der Südseite öffnen. Die Wichtigkeit dieser Transporte kann nicht verfehlen, unermeßlichen Gewinn hervorzubringen. Der Kaufmann wird sich so ohne Wagniß, ohne Unbequemlichkeit, ohne Zeitverlust von einer Niederlage in die andere jenseits des Flusses begeben können und mehr als eine Ladung, die jetzt in den Magazinen der Compagnie der Docks verlassen liegt, wird Käufer finden, wenn es bequemer werden wird, sie zu sehen. Man muß sagen, der Handel hat vollkommen alle die pecuniairen Vortheile gefühlt, die für ihn aus der Eröffnung dieser Communication resultiren müssen und hat sich sehr für ihre Vollendung interessirt. Die Compagnieen des West-India-Dock, London-Dock, Commercial-Dock und East-Country-Dock und die des großen Kanals von Surrey haben Petitionen an das Parlament gerichtet, um die wirksame Intervention der Regierung zu erlangen. Die an den Ufern wohnende Bevölkerung hat sich nicht minder empfänglich für die Wohlthat dieses unterirdischen Weges gezeigt, der ihnen verstatten wird, sich in ihren zahlreichen Geschäften auf das eine und das andere Ufer zu begeben, ohne sich der Gefahr der Ueberfahrt in einem Boote oder dem Verzuge auszusetzen, welchen der lange Weg über die Brücke von London mit sich führt. Nach dem Beispiele der großen Handels-Compagnieen, die wir eben genannt, haben auch die Kirchspiele von St. Georg, Limehouse, Poplar, Wapping, Bermondsey und Rotherhithe bei dem Parlamente in gleichem Sinne petitionirt.

Ein anderer Vortheil, der aus der Beendigung der Unternehmung entstehen muß und der nicht nur im Interesse des Publikums, sondern selbst der Regierung höchst wünschenswerth ist, wird für die Gesundheit der angränzenden Straßen und Plätze entstehen, sowohl derer, welche die beiden Ausgänge des Tunnels umgeben, als auch anderer bis zu einer gewissen Entfernung; das ist ein Gegenstand, mehr als speculativer Aufmerksamkeit werth, und den man nie aus den Augen verlieren muß, wenn es sich davon handelt, eine Passage zwischen den zwei Seiten eines großen Flusses zu öffnen. Und wenn man den Zustand von Alter und ungesunder Unreinlichkeit der am Ufer liegenden Kirchspiele, besonders das von Wapping, betrachtet, dessen enge, kothige Straßen, Höfe und Gänge den Anblick eines zum Sprichwort gewordenen Schmutzes darbieten, so kann man leicht schließen, daß jede Unternehmung, die zum Zwecke hat, die Lage dieser Quartiere und mithin die Gesundheit ihrer Bewohner zu verbessern, den Beifall und die Unterstützung jedes philanthropischen Staatsmannes erhalten muß. Wenn es der Beweise für dieses Resultat bedürfte, so könnte man die merkliche Verbesserung der Quartiere anführen, die in der Nachbarschaft der Brücken von Blackfriars, Waterloo und Vauxhall liegen, eine Verbesserung, die seit Erbauung dieser Brücken eingetreten ist. Von allen Seiten, die zu ihnen führen, haben die häßlichen Gebäude und die engen Gäßchen großen Manufacturen und breiten öffentlichen Wegen, die von einer thätigen Bevölkerung wimmeln, Platz gemacht. Neue Straßen selbst sind erbaut worden, die nach diesen neuen Ueberfahrten führen und dieser Fall wird gleichermaaßen hinsichtlich des Tunnels eintreten. Von allen Theilen von Essex, Middlesex und von allen Grafschaften des andern Ufers werden Straßen ausgehen, die bestimmt sind, ihre Communicationsmittel, zu Gunsten der ihnen dargebotenen neuen Passage, abzukürzen. Die Möglichkeit, den Durchgang der überfüllten Straßen der City zu vermeiden, wird Alle dahin ziehen, die sich aus dem östlichen Theile von Middlesex und Essex in die Grafschaften von Kent und Surrey begeben wollen. Wir glauben, daß es nicht unnütz ist, um die jetzige Lage dieser großen Arbeit begreiflich zu machen, in wenig Worten die Geschichte ihrer Schicksale und Unfälle zu entwerfen.

Digitized by Google

Sie wurde im Jahre 1802 entworfen und unternommen. Zu dieser Zeit fing man an, lebhaft das Bedürfniß einer Passage auf diesem Puncte des Flusses zu empfinden und da die Erbauung einer Brücke unübersteigliche Hindernisse darbot, so faßten einige erfinderische und unternehmende Männer den Gedanken, eine Gallerie unter dem Flußbette auszugraben. Der Ingenieur der Compagnie hatte durch Arbeiten in Bergwerken Beweise einer gründlichen Erfahrung abgelegt. Er legte Proben an beiden Ufern des Flusses und erklärte die Unternehmung für ausführbar, so wie daß die Kosten viel geringer seyn würden, als man anfänglich geglaubt hatte. Auf dieses vortheilhafte Gutachten entwarf man die nöthigen Pläne und Bau-Anschläge und erlangte eine Parlaments-Acte, welche die Compagnie, unter dem Namen Thames Archway company, autorisirte. Die erste Operation bestand im Graben eines Schachtes von eilf Fuß Durchmesser bis zu der Tiefe, wo die Gallerie anfangen sollte; aber so viele unvorhergesehene Schwierigkeiten setzten sich dem Gange der Arbeiten entgegen, daß der Ingenieur genöthigt war, sie aufzugeben, nachdem er in eine Tiefe von 42 Fuß gelangt war. In Folge dieses Mißlingens entschloß man sich, neue Sondirungen vorzunehmen, deren Resultat den Eigenthümern ermuthigend genug schien, um sie zu bestimmen, die Ausgrabung des Schachtes bis auf 76 Fuß vollenden zu lassen, ein Punct, über welchen man hinauszugehen für gefährlich hielt. Der Durchmesser von 11 Fuß wurde auf 8 reducirt; dieser neue Entwurf wurde von der Compagnie gebilligt, die einen zweiten Ingenieur annahm, der gleich geschickt in der Arbeit des Bergbaues war. Die beiden Sachverständigen beschlossen nun übereinstimmend, die Dimensionen der Gallerie um 3 Fuß in der Tiefe und um 2 Fuß 6 Zoll in der Höhe zu reduciren.

Sie gruben bis auf 76 Fuß und öffneten, nachdem sie da ein Bette von hartem Sande gefunden hatten, die Gallerie, die sie in einer aufsteigenden, sanften und stufenweisen Richtung bis zu 394 Fuß Länge führten. Zu dieser Zeit (im November 1807) verabschiedete die Compagnie ihren ersten Ingenieur. Nachdem die Directoren lange über die besten Mittel, die Bemühungen des bleibenden Ingenieurs zu ermuthigen, berathschlagt hatten, kamen sie überein, ihm eine Prämie von 1000 Pf. Sterl. zu versprechen, wenn es ihm gelänge, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen. In solchen Fällen ist Freigebigkeit eine Bürgschaft für den Eifer und wirklich entwickelte der Ingenieur die größte Thätigkeit. Der mit Brettern belegte Gang verlängerte sich um 420 Fuß durch eine Lage oder Schicht von trockenem und festem Sande. Ueberdem wurden 138 Fuß nachher in dem Bette eines Kalkfelsens von 8 Fuß Dicke gegraben. Im Monat December 1807 erstreckte sich mithin die Aushöhlung auf 952 Fuß. Dieser erste Erfolg verdiente noch andere herbeizuführen. Dennoch geschah das Gegentheil. Es traten Zu- und Unfälle ein, die aller Anstrengungen spotteten und die gefaßten Hoffnungen zerstörten. Nachdem man durch das Felsenlager gekommen, lief die Gallerie in die unmittelbar darüber befindliche Lage aus, die aus viel weniger dichten Materialien, als alles, was man bisher durchgraben, bestand. Man war kaum 2—3 Fuß in dieses Terrain eingedrungen, als die Decke einstürzte. Trotz des beträchtlichen, durch den Einsturz entstandenen leeren Raumes blieben doch noch 30 Fuß obere Erde bis zum Flußbette, aber es resultirte daraus doch nicht minder eine drohende Gefahr wegen des enormen Druckes des Wassers und der Gewalt und Schnelligkeit des Stromes. Durch ein Wunder der Erfahrung, Geschicklichkeit und Schnelligkeit gelang es dem Ingenieur, diese furchtbare Gefahr zu beseitigen und dieses durch, dem Anschein nach, so leichte und so wirksame Mittel, daß dieser Unfall keinen Zweifel über die Möglichkeit, die Arbeit zu beendigen, entstehen ließ. Man trieb die Aushöhlung noch etwas weiter und ein zweites Lager beweglichen Sandes erzeugte einen zweiten Einsturz, der den Gang gänzlich verschüttete. Dies geschah im Monat Januar 1808 und der Unfall wurde den Wirkungen der Fluth dieses Tages zugeschrieben, eine Fluth, die so stark war, daß sie die Brücken von Lewisham und Deptford mit fortriß, nachdem sie eine Menge Verwüstungen auf verschiedenen Puncten angerichtet hatte. Aber eine andere Ursache lag noch in der Unzureichenheit der Mittel, die damals gegen Hindernisse dieser Art angewendet wurden.

Dieser Unfall bewog den Ingenieur, das Flußbette zu untersuchen, um die Zusammensetzung desselben besser kennen zu lernen und nachdem ihn diese Untersuchung überzeugt, daß die zwei Sprünge der Decke in Verbindung mit dem untern Theile waren, so erklärte er, daß es unmöglich sey, weiter zu gehen, ohne Gebrauch von Kasten oder einem Sicherheits-Coffre zu machen. Die Directoren nahmen diese Meynung nicht an und ließen das Versprechen einer Belohnung für den Erfinder eines Planes bekannt machen, der geeignet wäre, die Vollendung der Unternehmung zu sichern. Das war eine Appellation an das Talent, unabhängig von jeder Gunst und jeder vorgefaßten Meynung und dieser Aufruf bewies, daß die Directoren durch kein Privat-Interesse geleitet wurden. In Folge dieser Maaßregel wurden vierundfunfzig Plane vorgelegt und der Prüfung von wissenschaftlich competenten Richtern unterworfen; und obgleich das Resultat ihrer Prüfung war, daß keiner der vorgelegten Plane ein ausführbares Mittel darböte, den Tunnel zu vollenden, so blieb es doch nicht minder bewiesen, daß die Directoren, indem sie die Concurrenz hervorriefen, alles gethan hatten, was sie konnten, um das Gelingen zu sichern. Dieser unfruchtbare Versuch war um so mehr zu bedauern, als es die Directoren entschied, die Unternehmung aufzugeben. So endigte sich der erste Versuch eines unterirdischen Durchganges unter dem Flusse. Die Compagnie hatte unermeßliche Summen darauf verwendet und hinterließ ihr Beispiel und die Resultate ihrer Erfahrung den künftigen Unternehmern.

Eine Unternehmung, welche scheitert, wird gewöhnlich mit Spott behandelt. Das Project des Tunnels unter der Themse wurde der Gegenstand bitterer Kritiken. Es galt für eine thörigte und chimärische Unternehmung; man glossirte über die Privat-Interessen der Personen, die daran Theil genommen hatten, und die von dem Ingenieur angewendeten Mittel wurden als Resultate der Unwissenheit und Unfähigkeit betrachtet. Aber wenn die Fortschritte der Wissenschaft damals noch nicht weit genug gediehen waren, um den Erfolg der Unternehmung zu sichern, so war es keineswegs dadurch bewiesen, daß sie unausführbar sey.

Ob man nun gleich diesen ersten Versuch aufgab, so bewahrten doch viele der Concessionarien die Hoffnung, daß man ihn später wieder aufnehmen würde, wenn neu erworbene Kenntnisse seinen Erfolg minder problematisch machen könnten. Ermuthigt durch diese Idee hörten sie nicht auf, gelehrte Leute zu befragen und ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu leiten. In Folge dieser Studien schlug Herr Brunel, im Jahre 1824, das neue Verfahren der Aushöhlung vor, welches die Arbeiten auf ihren jetzigen Punct geführt hat. Sein Plan hat auf eine sinnreiche Weise für alle Mittel gesorgt, gegen alle die Gefahren zu sichern, die man voraussehen kann, und sein Mechanismus, so wie der bewegliche Water-men des Herrn Watt,*) ist auf die Beobachtung des Mechanismus der Natur gegründet.

In einer von Herrn Brunel verfaßten und als ein Privat-Document gedruckten Notiz sagt er, daß das neue Verfahren der Aushöhlung gegründet sey auf die Art, wie das mit cylindrischer Schuppe bedeckte Schaalthier operirt, das das härteste Holz nagend durchdringt, weßhalb ihm Linné den Namen calamitus navium gegeben. Die Plane des

*) Die Idee des, von dem verstorbenen Herrn Watt erfundenen, beweglichen Water-men ist aus der Untersuchung der Structur des Schwanzes des Hummers entstanden. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Herrn Brunel werden vielen competenten Richtern vorgelegt, die fähig waren, über die Wirksamkeit seiner Mittel gegen die Schwierigkeiten der Unternehmung, deren furchtbarste das Eindringen des Wassers in die unterirdischen Arbeiten ist, zu urtheilen. Man äußerte einige Zweifel über die Kraft des Schildes oder Schutzes,*) der bestimmt ist, dem Stoß eines so gewaltigen Feindes zu widerstehen, aber diese Zweifel wurden von dem Ingenieur gehoben. Eine Parlaments-Acte autorisirte die Wiederaufnahme der Arbeiten im Jahre 1825 und sie wurden, durch eine Reihe von Schwierigkeiten und verschiedene Wechselfälle, bis 1828 fortgesetzt. In diesem Zeitraume sind 600 Fuß vom Tunnel ausgegraben und mit soliden und sichern Werken versehen worden und dieser Erfolg hat definitiv die Möglichkeit verbürgt, die Unternehmung zu einem günstigen Ende zu führen. Der Eindruck, den die vorhergehenden beiden Unfälle auf die öffentliche Meynung gemacht hatten, ist jetzt verlöscht und hat dem allgemeinen Wunsche Platz gemacht, dieses nützliche Werk vollendet zu sehen. Was die Sicherheit der Passage betrifft, so ist sie durch die Existenz eines Theils von 600 Fuß, der ohne Senkung noch sonstigen Schaden einer Reihe von Jahren widerstanden hat, außer Zweifel gesetzt. Auch ist jede Furcht, hinsichtlich der künftigen Benutzung dieses unterirdischen Weges, gänzlich verschwunden.

Herr Brunel hat zwei Bau-Anschläge für die Vollendung des Tunnels vorgelegt: der eine beläuft sich auf 146,000 Pf. Sterl. (3,650,000 Fr.), um den Weg nur für Fußgänger zugänglich zu machen; der andere beträgt 248,000 Pf. Sterl. (6,200,000 Fr.), um ihn für Wagen einzurichten. In dieser letztern Summe sind die Kosten des Ankaufs von Terrains einbegriffen, welche zur Herstellung der Abdachungen nöthig sind, die zur Mündung des Tunnels führen werden. Auf dem Puncte, wo die Werke jetzt sind, darf man glauben, daß eins oder das andere dieser Resultate mittelst der geforderten Summe erreicht werden kann.

Was das Uebersteigen der wirklichen Kosten über die ursprüngliche Schätzung, d. h. den Anschlag, betrifft, so muß sie nicht der schlechten Leitung der Arbeiten, sondern natürlichen und örtlichen Umständen zugeschrieben werden, die keine menschliche Klugheit voraussehen konnte. Zu diesen Ursachen muß man zählen: 1) die Wuth der Speculationen, die sich aller Menschen von Industrie im Jahre 1825 bemächtigte und welcher die Compagnie selbst unterlag; 2) das Steigen der Salaire, welches die Folge davon war; 3) die Vermehrung des Werthes des Eigenthums in der Nähe der Ufer, hervorgebracht durch die projectirte Errichtung großer Docks im Jahre 1825 und 1826, eine Vermehrung, deren ruinirenden Einfluß die Compagnie fühlte, als sie um den Ankauf von Terrains zu Rotherhithe zu unterhandeln hatte; 4) die Veränderung der Dimension des Tunnels in der Höhe, Breite und Tiefe; 5) endlich der Unterschied der Natur der innern Lehlagen im Flußbette von denen, die man bei den ersten Untersuchungen vorausgesetzt.

Dieser letzte Umstand ist wesentlich bei einer solchen Unternehmung, wie die des Tunnels unter der Themse ist, und es ist nicht nöthig, alle die unvorhergesehenen und kostspieligen Modificationen auseinanderzusetzen, welche die Entdeckung unbekannter Adern in den Arbeiten herbeiführt. Auf diese Weise zeigte sich die Schutz-Vorrichtung, die bestimmt war, in festen Erdlagen gebraucht zu werden, unzureichend, wenn man auf bewegliche Terrains traf; ohne zu rechnen, daß der Druck des Wassers und sein Eindringen in diesen Boden den Widerstand noch wesentlich vermehrte, für welchen diese Maschine berechnet war.

Ueberdies haben zwei unterirdische Wasser-Einbrüche enorme Kosten der Austrocknung, so wie der Wieder-Erbauung der durch sie zerstörten Werke nöthig gemacht. So viele Zufälle haben auch eine Consumtion von römischem Cement, Holz, geschmiedetem und gegossenem Eisen und andern Materialien erfordert, die alle Voraussberechnung weit übertraf.

Mehr bedurfte es nicht, um die Capitalisten zu schrecken und sie von weiterer Unterstützung der Unternehmung abzuwenden.

Wenn man sie aber unter allen Gesichtspuncten betrachtet, so bleibt es jedenfalls bewiesen: daß man die Möglichkeit der Vollendung nicht in Zweifel ziehen kann; daß die Hindernisse jetzt alle bekannt und für den Rest der Arbeit nun offenbar geringer als die bisherigen sind, wie die Untersuchungen der noch zu durchgrabenden Terrains beweisen; daß die Mittel, diese Hindernisse zu besiegen, dem Ingenieur durch die Erfahrung dictirt sind. Er schlägt selbst vor, den unterirdischen Ueberschwemmungen dadurch vorzubeugen, daß man einen Laufgraben auf der Nordseite des Flusses öffne, mittelst welches das Wasser von dem Ende des Tunnels in den Schacht geleitet werden kann, was die Arbeiter in den Stand setzen wird, immer im Trockenen zu arbeiten. Die Schutz-Maschine wird auch verbessert werden mittelst stärkerer Dichtheit und Dicke, zweckmäßigerer Vorrichtung und besserer Eintheilung der Arbeit, wenn es gilt, sie weiter vorwärts zu schieben.

Alle diese Behauptungen sind zu Gunsten der Fortsetzung der Unternehmung in einem Briefe der Directoren der Compagnie dargelegt und geltend gemacht worden.

Die also verbesserte Schutz-Maschine wird hinreichen, um die Arbeiter vor jedem Unfall zu sichern und wenn man Sorge trägt, das Flußbette mittelst der Taucherglocke untersuchen zu lassen, so wird man immer die Gefahren einer zweifelhaften Ader voraussehen und sich mit den nöthigen Vorsichtsmaaßregeln waffnen können.

Der Ingenieur ist daher bereit, die Arbeiten wieder zu beginnen, aber an wen wird sich die Compagnie wenden, um die erforderlichen Fonds zu finden? Indem sie in die dem Parlamente jetzt vorliegende Bill eine Clausel bringt, welche die Regierung autorisirt, ihr als Anleihe eine, zur Vollendung der Unternehmung hinreichende, Summe vorzuschießen, appellirt sie in der That an einen öffentlichen Beitrag. Man kann die Weisheit des Princips nicht in Zweifel ziehen, welches will, daß man die öffentlichen Arbeiten der Privat-Industrie überlasse. Aber es kann Umstände geben, die eine Abweichung von diesem Princip autorisiren.

Was übrigens die künftigen Resultate der Unternehmung und die Mittel der Rückzahlung betrifft, die zur Verfügung der Compagnie seyn werden, wenn man ihr jetzt zu Hülfe kommt, so enthält der angeführte Brief der Directoren folgende Berechnung:

Der Ertrag des Wegegeldes und Zolles, wenn die Passage dem Publikum geöffnet seyn wird, kann auf 22,000 Pf. Sterl. (550,000 Fr.) jährlich geschätzt werden. Diese Schätzung beruht auf der Thätigkeit der Handelsverbindungen, die von beiden Seiten des Flusses bei der Brücke von London stattfinden, und auf der sehr zahlreichen Ufer-Bevölkerung, die in beständigen wechselseitigen Verhältnissen stehen. Agenten, ausschließlich damit beauftragt, haben mehrere Tage lang die Zahl der Wagen und Fußgänger notirt, die in einem Tage über die Brücke von London gehen. Setzt man hienach auf dieser Brücke einen Zoll nach demselben Maaßstabe, wie er auf der Brücke von Waterloo besteht, voraus (und das ist die Basis, welche die Parlaments-Acte für den Tunnel autorisiren würde), so würde der jährliche Ertrag mindestens 22,000 Pf. Sterl. seyn, und wenn er auch den der Brücke von Waterloo nicht überstiege, so würde er sich immer noch auf 13,000 Pf. Sterl. belaufen. Was die Berechnung des Theils der Handels-Transporte betrifft, die ihre Richtung von der Brücke von London auf Deptford und Rotherhithe nehmen, von denen man mithin vermuthen kann, daß sie künftig den Weg des Tunnels wählen werden, so hat man nicht auf eine genügende Genauigkeit

*) Ein Rahmen oder Kasten von Metall mit Abtheilungen, in welche sich die Arbeitsleute setzen, um bedeckt und in Sicherheit zu arbeiten.
Anm. d. Verf.

Digitized by Google

kommen können. Daher haben sich die Eigenthümer nur nach allgemeinen Beobachtungen, die sie über den Ertrag der verschiedenen Brücken gesammelt haben, berechtigt glauben können, auf ein jährliches Einkommen von 22,000 Pf. Sterl. zu rechnen. Es scheint, daß die Lebensmittel fremder Einfuhr, die zum Küstenhandel bestimmt sind, zu Lande am Bord der Küstenfahrzeuge gebracht werden. Im Jahre 1829 stellte man zur Beobachtung Agenten auf der Brücke von London an; sie versicherten, daß sie alle Tage 3241 Karren und 887 Wagen passiren gesehen hätten (d. h. daß sich dies als tägliche Durchschnittszahl aus ihren Beobachtungen ergeben hätte). Von dieser Anzahl nehmen 1700 Karren und 480 Wagen von der Brücke aus die Richtung von Tooley-Street, wo der ganze Küstenhandel concentrirt ist.

Beingt man alle diese Umstände sammt möglichen Ausfällen und Abzügen in Anschlag, so hat man nach mäßigem Maaßstab berechnet, daß 850 Karren zu 6 Pfennigen (Penny) und 240 Wagen zu 1 Schilling alle Tage durch den Tunnel gehen werden, und wenn man 300 Arbeitstage jährlich rechnet, so wird der jährliche Ertrag bloß von diesen Fuhrwerken 10,000 Pf. Sterl. (250,000 Fr.) seyn.

Zu dieser Quelle der Einkünfte muß man noch 5000 Pf. Sterl. (125,000 Fr.) jährlich rechnen, welche die Compagnie von den 8000 einzunehmen gedenkt, die der Ertrag der Passage auf den Fähren seyn soll; und wenn man die immer wachsenden Gefahren dieser Passage bedenkt, so ist es wahrscheinlich, daß dieser Zweig der Einkünfte die Schätzung eher übersteigen als hinter sich lassen wird.

Endlich als letzte Basis des Ertrages zählt die Compagnie auf die Passage von Fuhrwerken aller Art, die aus dem östlichen Theile von Esser und Middlesser und aus den Grafschaften Kent, Surrey und Sussex kommen, und auf die Einkünfte, die ihr die neu entstehenden großen Docks und die zahlreiche Bevölkerung der benachbarten Kirchspiele versprechen, die alle sehr wünschen, den Tunnel beendigt zu sehen. Alle diese Motive sind, scheint es, hinreichend, um vernünftigerweise glauben zu machen, daß ein der Compagnie aus den öffentlichen Fonds gemachter Vorschuß, selbst unter dem pecuniairen Gesichtspunct, keine unvortheilhafte Maaßregel seyn könne.

---

## Chinesischer Kalender für das Jahr 1833.

(2.)

Die Engländer von Canton und von Macao haben den Kalender von 1833 zum Gebrauch der europäischen Kaufleute in China drucken lassen. Dieser Kalender ist in der Form europäischer Kalender ausgeführt und enthält, außer den Anmerkungen über die Jahresfeste, ein Verzeichniß der Feste und merkwürdigen Tage, welches sowohl die in China als in der Christenheit beobachteten Feste in sich begreift. Man hat Noten hinzugefügt, welche die chinesischen Feste erklären.

Das Jahr der Chinesen ist Mond- und Sonnen-Jahr, d. h. es richtet sich nach den Bewegungen des Mondes, während es zu gleicher Zeit auf eine plumpe und unvollkommene Weise denen der Sonne folgt, indem man, wenn es nothwendig wird, einen dreizehnten Monat einschaltet. Das Jahr 1833 entspricht dem chinesischen Jahre kweisze, oder dem dreißigsten des fünfundsiebenzigsten Cyclus, welches am 20. Februar angefangen hat; es ist das dreizehnte der Regierung des Kaisers Taoukwang. Die chinesische Woche besteht, wie die unsrige, aus sieben Tagen, wovon einer Feiertag oder Sabbath ist.

Folgendes ist die Anmerkung über das Fest des Frühlings oder den Tag des Leichun, der auf den funfzehnten Tag des zwölften Mondes fällt. Dieser Tag entspricht dieses Jahr dem 4. Februar.

„Das ist," sagt der Almanach, „einer der vorzüglichsten Tage des chinesischen Kalenders; er wird mit großer Pracht sowohl von der Regierung als von dem Volke gefeiert. Es ist die Epoche, wo die Sonne den funfzehnten Grad des Wassermannes erreicht. An diesem Tage macht man in jeder Hauptstadt zwei Standbilder in Thon, einen Menschen und einen Büffel vorstellend. Am Vorabend geht der Chefoo, oder die vornehmste obrigkeitliche Person der Stadt, aus, um den Frühling zu begrüßen, was sie Ying Chun nennen; bei dieser Gelegenheit tragen alle Menschen Kinder auf ihren Schultern und jeder bemüht sich, seinen Nachbar durch die Pracht und Eleganz der Kleidung dieser Kinder zu übertreffen. Der Chefoo erscheint wieder als Priester des Frühlings und unter diesem Titel ist er für diesen Tag der erste Mensch der ganzen Provinz. Auch gehen die höhern Beamten während des ganzen Tages nicht aus ihrem Hause. Nachdem der Chefoo den Büffel zwei- oder dreimal mit einer Peitsche geschlagen, gleichsam um anzuzeigen, daß die Arbeiten des Ackerbaues anfangen sollen, so wirft das Volk Steine nach diesem Bilde, bis es in Stücken fällt. Die Feste dauern zehn Tage."

Der 20. Februar, wie ich es weiter oben bereits gesagt, ist für 1833 der erste Tag des Jahres der Chinesen. Sie nennen ihn Yuentan oder den ersten Morgen. „Die Epoche des neuen Jahres," sagt der Kalender, „ist fast das einzige allgemeine Fest in ganz China; die andern Epochen und die andern Jahreszeiten werden nur von einigen besondern Classen gefeiert; aber zu der Epoche des Jahreswechsels ruht jedes Geschäft. Der Beamte, der Kaufmann, der Handwerker stellen, einer wie der andere, ihre Arbeit ein, und fangen an, Besuche zu machen, Schmäuse zu geben und, bei gewissen Gelegenheiten, Opfer in den Tempel der Gottheiten zu bringen, deren Hülfe sie auf besondere Weise anzuflehen wünschen. Die Bureau's der Regierungs- und Verwaltungs-Behörden sind geschlossen zehn Tage vor und zwanzig Tage nach dem neuen Jahre und während dieser Zeit werden nur die dringendsten und wichtigsten Geschäfte besorgt.

„Am letzten Abend des zu Ende gehenden Jahres werden alle Scheine, Noten und kleine Schulden der Kaufleute bezahlt. Daher hat man ihm den Namen choo seih (Abend des Abschieds oder Urlaubs) gegeben."

Diesen beiden Auszügen wollen wir noch den Bericht über das Fest der Drachen-Kähne hinzufügen, im Chinesischen twan woo oder twang-yang, auch teen-chung genannt; es fällt dieses Jahr auf den 22. Juni. An diesem Tage fährt man in langen engen Kähnen spazieren, die durch ihre verschiedenen Malereien und Verzierungen Drachen gleichen. Da diese Kähne sehr eng und schmal sind und doch oft sechzig Personen mit Rudern am Bord haben, so geschieht es oft, daß einige dieser Kähne umschlagen, so daß das Fest sich selten endet, ohne daß Menschen dabei umgekommen. Dieses Drachenfest ist übrigens die Epoche, wo die Kaufleute ihre Rechnungen schließen.

Der 5. Juli, welches der achtzehnte Tag des fünften Mondes ist, ist der Geburtstag des Astronomen Chang, über welchen der Almanach folgende Anmerkung macht:

„Dieses Individuum, das die Abfassung des ersten chinesischen Kalenders besorgte oder mindestens leitete, wird als noch existirend und als die Sonnen- und Mond-Finsternisse und andere astronomische oder astrologische Phänomene weissagend betrachtet."

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 845. Hamburg. Mittwoch, den 28. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von B. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar.

(N.)

Von diesem unlängst in London erschienenen Werke theilt die Literary Gazette folgende Auszüge mit.

„Santa-Cruz. Die Damen waren sämmtlich im englischen Styl gekleidet und ihre große Aehnlichkeit mit unsern schönen Landsmänninnen in jeder Beziehung war höchst auffallend; auch erfuhren wir, als wir uns hierüber äußerten, daß sie meistens englischer oder irländischer Abkunft seyen. Das Einzige, was uns verwunderlich vorkam, war, daß manche Herren in dem Ballzimmer ihre Cigarren rauchten, ohne die Nerven der Damen zu beleidigen. In einer der Kirchen sieht man die Figur des heiligen Patricius, ganz wie ein irländischer Tölpel, mit grünem Rocke, gelben Holzschuhen und blauen Strümpfen ausstaffirt; auch fehlt ihm der kurze Stock nicht, dessen sich die Irländer als Handwaffe bedienen. Man sagte, daß die Damen zu Santa-Cruz diesem Heiligen eine besondere Aufmerksamkeit schenkten, indem er ihnen einen Begriff vom — Erhabenen und Schönen gäbe."

— Nachdem der Fluß Temby aufgenommen worden war, lief das Boot in einen andern Arm desselben ein, wo folgendes sonderbare Zusammentreffen und Ereigniß stattfand.

„Der Lieutenant Vidal war eben mit seinem Boote in diesen Strom eingelaufen, als dasselbe von unten her einen heftigen Ruck bekam und gleich darnach über dem Wasser ein ungeheures Nilpferd erschien, das gierigen und drohenden Blickes mit offenem Rachen auf das Boot losging und, indem es zuschnappte, ihm mit einemmale sieben Planken aus der Seite riß und mit seinem furchtbaren Gebisse zersplitterte; es verschwand dann auf ein paar Secunden, kam aber sichtlich in der Absicht, seinen Angriff zu erneuern, noch einmal zum Vorschein, ließ sich jedoch durch eine volle Ladung, die ihm aus einem Gewehre ins Gesicht gebrannt wurde, glücklicherweise abschrecken. Das Boot lief unverzüglich voll Wasser; doch erreichten seine Insassen, da sie nur eines Ruders Länge weit vom Lande entfernt waren, dieses noch zeitig genug damit, um sich retten zu können, ehe es unterging. Höchstwahrscheinlich hatte der Kiel des Bootes den Rücken des Thieres gestreift, wodurch es dann zu seinem wüthigen Angriff gereizt worden war. Der Ruck von unten, vor dem Anfall, war so heftig gewesen, daß des Bootes Hintertheil fast aus dem Wasser herausgehoben wurde, daher auch der See-Cadett, Herr Tambs, der am Steuer saß, über Bord fiel; zum Glück ward er rasch genug wieder hereingeholt, ehe das erboßte Thier ihn packen konnte. Man zog das Boot ans Land, um es sofort auszubessern, und schlug Zelte auf. Während die Zimmerleute beschäftigt waren, gingen die Offiziere auf die Jagd und die Matrosen streiften in dem öden Lande umher, doch auf Befehl nicht weiter, als um abgerufen werden zu können. Herr Forbes sagt von solch einem Lager, daß es seine eigenthümlichen Reize habe. „Die Scene war," berichtet er, „um Mitternacht feierlich, ja fast erhaben. Der Himmel war klar und funkelnd sternhell; nicht ein Laut ließ sich hören außer dem Knistern unseres großen Feuer, dem Schnaufen der Nilpferde und dann und wann einem Geplätscher, wenn sie, in ihren Spielen unter einander, in oder aus dem Wasser rannten; das kreischende Geschrei einiger Vögel (einer Art von Ibis) und der tiefbetonte Ausruf der ausgestellten Wachen: „alles gut!" erweckten ein Gefühl, das sich nicht wohl beschreiben läßt; denn es liegt etwas Schauerliches in der Stille der Natur, das uns ergreift, ohne daß wir es näher bezeichnen können; es waren unserer so wenige, die auf einer so fernen Erde schliefen, wo vielleicht früher noch nie ein Europäer gewesen war." — Der folgende Tag ward damit zugebracht, die Ausbesserung des beschädigten Bootes zu vollenden; es war ein schöner Morgen, und da alle Hoffnung, die Aufnahme der Ufer hier fortsetzen zu können, aufgegeben ward, so nahmen der Capitain Lechmere und der Botaniker zeitig ihr Frühstück ein und gingen in das benachbarte Gehölz, um zu sehen, was sie dort an Wild oder an botanischen Merkwürdigkeiten erbeuten könnten. Als sie zu einer kleinen Bucht kamen, stießen sie dort, ohne daß sie sich dessen versehen hatten, auf ein Nilpferd vom größten Schlage, das schlafend auf dem Schlamme lag. Nur mit leichtem Schrot versehen, durften sie nicht daraus rechnen, seiner Herr zu werden, und kehrten deshalb in größter Hast nach dem Lagerplatze, von dem sie nicht weit entfernt waren, zurück. Hier bildete sich nun sogleich ein furchtbarer Phalanx von Jägern, die, mit Schießgewehren bewaffnet, der Bucht zuzogen, den Feind aber nicht mehr vorfanden und nur einer zahllosen Menge großer Paviane, die sich auf den Bäumen herumtummelten, einen Schreck einjagten."

— Hier noch ein Fall von dem Zusammentreffen mit dem riesigen Nilpferde, bei der Aufnahme des Flusses Dundas:

„Wir setzten am andern Morgen unsere Fahrt den Fluß hinauf fort und sahen uns, als wir eine seichte sandige Stelle passierten, dermaaßen und so dicht von Nilpferden eingeschlossen, daß wir, ohne sie zu berühren, nicht hätten weiter kommen können, wenn sie sich nicht bei unserer Annäherung untergetaucht hätten. Drei von ihnen standen am Ufer, und als wir ihnen näher kamen, öffnete eins davon seinen ungeheueren rothen Rachen bei viertehalb Fuß weit; nie habe ich einen gräulicheren Anblick bei den wildesten Thieren der Schöpfung gesehen. Zwei flüchteten sich bald ins Wasser, aber das dritte weilte lange genug, um aus mehreren Gewehren eine volle scharfe Ladung zu bekommen, doch schien von all den Kugeln nur eine einzige durchgeschlagen zu haben; alle die andern waren wirkungslos abgeprallt. So wie das Thier sich verwundet fühlte, stieß es einen lauten und drohenden Schrei aus und warf sich dann wüthend ins Wasser. Oft war, wenn wir unsere Gewehre abfeuerten, nur ein einziges Nilpferd sichtbar; aber gleich nach dem Knalle zeigten sich deren eine Menge, verschwanden jedoch gleich wieder, und diejenigen, die sich eben



Digitized by Google

auf einer seichten Stelle aufgehalten hatten, trottirten schneller, als die Böte rudern konnten, über den Schlamm weg dem tiefen Wasser zu, wobei sie sich von Zeit zu Zeit äußerst scheu und ängstlich nach uns umsahen. Eins, das zwischen den beiden Böten in die Mitte gekommen war, schien vor Furcht alle Besinnung verloren zu haben und rührte sich fünf Minuten lang nicht vom Fleck, während es erst nach dem einen, dann nach dem andern Boote hinstarrte, die jedoch ihrer relativen Lage wegen nicht darnach schießen konnten. Wenn sie schwimmen, halten sie nur ihre breite Nasen über dem Wasser, und strömen aus diesen Strahlen auf ihren Rücken. Die Geschwindigkeit dieser Thiere ist außerordentlich und sie tauchten oft, wenn sie den Blitz eines Schusses gewahrten, so rasch unter, daß die Kugel sie nicht erreichen konnte."

— Folgendes ist die Beschreibung eines Hollontonten-Häuptlings an dem Flusse Temby:

„Rund um den Kopf, eben über den Augen, trug er eine Binde von Pelzwerk, an Größe und Farbe so ziemlich einem Fuchsschwanze ähnlich, sauber ausgeputzt und glatt gestrichen; sie barg sein schwarzes und wolligtes Haar bis oben auf den Schädel, wo sich eine geschorene Platte, wie bei den Mönchen und den Zoolos, befand, um die herum ein Ring von zusammengedrehter Haut, festgehalten durch das Haar um die Platte, lag, der schon einen tüchtigen Schlag abhalten konnte. An der einen Seite des Kopfes war eine einzelne Feder von irgend einem großen Vogel befestigt, als Emblem seines Ranges, und eben über seinen Augenbrauen hing eine Schnur kleiner weißer Kügelchen, so wie eine zweite quer über der Nase. Dicht unter dem Kinn trug er ein langes dickes Haar, das ihm, gleich einem ehrwürdigen Patriarchenbart, über der Brust herniederhing; seine Ohren waren an den Zipfeln tief eingeschlitzt und diese hingen drei bis vier Zoll tief herunter, ohne jedoch irgend einen Zierrath zu haben; inzwischen werden diese Ohrschlitzen oft gebraucht, um Gegenstände von Werth darin zu tragen. Jeder Arm war mit einem ähnlichen Haar, wie das am Kinn, umwunden und die Enden davon reichten bis unter die Ellenbogen hinab. Rund um seinen Leib waren zwei Streifen gebunden, von welchen geflochtene Hautenden, an denen noch die Haare saßen und die eine große Aehnlichkeit mit Affenschwänzen hatten, herabhingen; der obere Streifen war dicht unter den Armen befestigt und seine sehr accurat zugestutzten Schwänze hingen ungefähr zwölf Zoll tief herab; der untere Streifen war dem oberen völlig gleich und begann da, wo die Schwanzenden des anderen aufhörten; die seinigen reichten bis auf die Kniee. Dies Kleidungsstück hatte eine große Aehnlichkeit mit der Schürze der Bergschotten. An den Knöcheln und den Handgelenken trug er messingene Ringe oder Spangen. Sein Schild war von Büffelshaut, ungefähr fünf Fuß hoch und viertehalb Fuß breit; der Mitte entlang war ein langer Stock befestigt, mit Haarbüscheln besetzt, die vermittelst Löcher, die zu dem Ende eingeschnitten waren, nach Oben und nach Unten bei fünf Zoll über den Schild hinaushingen. An diesem Stocke waren seine Assagaien und Speere befestigt. Der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Waffenarten besteht darin, daß die erstere eine schmalere Spitze und kürzeren Stiel hat. Der Häuptling unterschied sich von seinem Volke nur durch seinen falschen Bart und die Feder, beides Dinge, die kein anderer tragen durfte. Zum Schluß der Beschreibung des Costüms von Chinchingaup muß sich noch bemerken, daß dieses sein militairischer Anzug ist, den er nur auf kriegerischen Expeditionen trägt; sonst gehen die Hollontonten gerade wie die Kaffern einher, mit einem Leder- oder Hautstreifen von zwei Zoll Breite um die Lenden, so wie die Delagoa-Stämme ihn tragen. Unter einigen Kaffernstämmen sich ohne einen solchen Streifen sehen lassen, heißt die Decenz in einem Grade verletzen, daß ein jeder berechtigt ist, denjenigen, der ein solches Aergerniß gegeben, zu erschlagen. So scheint demnach das Schaamgefühl in dem Grade zuzunehmen, als dessen Besitz beschränkt ist. Die Hollontonten waren groß, kräftig und von kriegerischem Aussehen; sie hatten ein offenes, freimüthiges und einnehmendes Wesen und zeigten in ihrer Haltung ein Bewußtsein der Unabhängigkeit, wodurch sie sich vor den anderen Eingeborenen, mit welchen die Expedition bis dahin verkehrt hatte, auszeichneten."

— Die Anwendung der schönen Künste unter diesen Wilden gab Anlaß zu einer argen Rauferei mit ihnen.

„Als die Hollontonten bei den Engländern zum Besuche waren, wollte Herr Hood eine Skizze von deren Häuptling anfertigen; als Chinchingaup dieses aber inne ward, ehe jener noch damit zu Ende war, sprang er entrüstet auf und ging, von seinen Leuten gefolgt, ohne ein Wort zu sagen, auf der Stelle von dannen; doch versprachen einige der Letzteren, daß sie bald wiederkommen und einen Ochsen als Tauschartikel mitbringen wollten. — Wildes Gestügel gab es in Menge, und der Capitain Lechmere, der ein tüchtiger Schütze war, pflegte davon immer einen Beitrag für das Mittagsmahl zu liefern, doch kam ihm nie ein Rehbock in den Schuß, obwohl es deren viele im Lande giebt. Herr Rozier hatte in diesem Stücke mehr Glück, indem er, des Morgens sehr zeitig ausgegangen, einem, der noch fest im Schlafe lag, so nahe kam, daß er ihn durch einen Kolbenschlag tödten konnte. — Da es schon Abend geworden, aber der zugesagte Büffel nicht geliefert war, so wurden die Eingeborenen, die noch um die Zelte herumstreiften, zurückgetrieben; dann zündete man große Feuer an, sah die Waffen nach, und stellte um acht Uhr, unter dem Befehl von zwei See-Cadetten, sieben Posten aus. Diese unterhielten zugleich, wie vorgeschrieben war, die angemachten Feuer. Die dicken Wolken, welche den Himmel verhüllten, machten die Nacht düster und melancholisch; alles lag in tiefster Ruhe, als, ein paar Minuten vor Mitternacht, die Aufmerksamkeit eines der Schildwachen, der ein wenig weit vorgestellt worden war, durch etwas Weißes angeregt wurde, das sich ihr langsam durch das lange Gras und das Gebüsch zu nähern schien; sie schlug sogleich Lärm, und erhielt, als sie sich zurückzog, zwei Assagayenwürfe in die Hüfte und noch einen dritten mit einem Wiederhaken in den Rücken. Der Lieutenant Vidal, der sich noch mit einer Beobachtung der Sterne beschäftigt hatte, vernahm das Geschrei der Schildwache, als er eben seine Instrumente zurückzubringen im Begriff war, und in demselben Augenblicke sah er einen Trupp Hollontonten, mit Schilden und Speeren bewaffnet, unter einem schrecklichen Geschrei auf die Zelte losrennen. Schleunig rief er: zu den Waffen! zu den Waffen! — Schnell waren seine Leute auch auf die Beine, und der Mördertrupp ward sofort, noch vor den Zelten mit Kugeln und Bayonnetstößen begrüßt. Das stete Blitzen und Krachen der Gewehre nebst dem gräulichen Geschrei der Angreifer in der dichten Finsterniß bildeten eine höchst schauerliche Scene. Bald waren die Barbaren, als sie mehrere der Ihrigen stürzen sahen, eingeschüchtert, und nach einem kurzen aber wüthigen Kampfe veränderte sich ihr Kriegsgeschrei und Hohngeschrei in Ausrufungen des Schreckens und der Verzweiflung, wonach sie sich eiligst zurückzogen, ihre Verwundeten jedoch mit sich nahmen. Es wäre unvorsichtig gewesen, sie zu verfolgen, da man nicht wußte, wie stark sie waren und welcher Succurs ihnen zu Gebote stehen möchte; es ward aber ein steres Feuern in das Gebüsch unterhalten, so lange man sie sehen oder hören konnte. Allem Anscheine nach waren ihrer zwischen zwei bis dreihundert, unter der Anführung des Chinchingaup, dessen Speer und Schild (nachdem an Lord Melville verehrt) nicht weit von dem Lager, auf dem Wege, wohin sie sich zurückgezogen, gefunden wurden. Man war der Meynung, daß der Capitain Lechmere diesen Häuptling getödtet hätte, indem er sein mit Schrot geladenes Gewehr ihm gerade ins Gesicht, was dieser freilich mit seinem Lederschilde zu decken gesucht, abgeschossen hatte. Diese Wilden hatten so fest darauf gerechnet, seinen

Digitized by Google

Widerstand zu finden, daß sie meistens ihre Assegayen zurückgelassen und sich nur mit Speeren bewaffnet hatten. Herr Tambs, einer der See-Cadetten, der sich unvorsichtiger Weise bis aufs Hemd entkleidet schlafen gelegt hatte, setzte in diesem nackten Zustande, als es zum Treffen kam, mit dem Säbel in der Faust den Wilden nach, als sie entflohen, und wäre fast, als er zurückkehrte, von seinen eigenen Leuten erschossen worden, da sie ihn in seinem Aufzuge für einen der Wilden hielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Die Bazars zu Constantinopel.

### Von M. Michaud.

(Aus der Correspondance d'Orient.)

(M.)

Der erste Bazar, zu dem ich geführt wurde, war der der Droguerieen, den man den ägyptischen nennt; alle Droguerieen, vom Arsenicum bis zum Rhabarber; alle Körner und werthvollen Substanzen, vom Opium bis zum Gummi, vom Agis bis zur Mocca-Bohne liegen in diesem Bezirke zur Schau; es ist, als ob man sich in einer ungeheueren Apotheke, oder eigentlicher noch in einer reichen naturgeschichtlichen Sammlung befände. Der Bazar, den ich am öftersten besucht habe, ist der des Papiers: dort findet ein türkischer Schreiber alles beisammen, was ihm zu seinem Gewerbe Noth thut: ein messingenes Schreibzeug, eine Feder aus Rohr, ein grobes, hartes und brüchiges Papier, türkisches Canzlei-Papier genannt. Vergebens suchte ich in diesem Bazar nach einigen Bogen unsers Briefpapieres, und als ich gegen einen dieser Kaufleute äußerte, sein Papier tauge nicht, erwiederte er: „Wir bekommen es so von Venedig." — Ihr solltet es aus Frankreich beziehen. — „Nun, wir Türken, wir kennen es nicht besser." — Doch hegen die Türken eine große Achtung vor dem Papier; sie halten es noch mehr in Ehren, als wir die Buchdruckerei, weil sie darin das Mittel, die Wahrheit zu verbreiten, und die neunundneunzig Attribute Allah's bekanntzumachen, erblicken. Es ist nur zu bedauern, daß diese Art zu denken ihnen bis jetzt noch nicht die Mittel angegeben hat, ein besseres Papier anzufertigen als das ist, welches ihnen von Venedig und von Triest zugesandt wird.

Nachdem ich nun mit Ihnen im Papier-Bazar gewesen bin, muß ich Sie auch schon nach dem der Bücher führen. Was einem in diesem Bazar am meisten auffällt, das ist die religiöse Stille der muselmännischen Künstler, von welchen einige Abschriften von Büchern nehmen, andere die Buchstaben ausmalen, wieder andere das Pergament mit einem scharfen Jaspis glätten, um ihm Glanz zu geben; dieses Arbeiten an den Büchern scheint ein heiliges Werk zu seyn und die Künstler des Bazars nehmen sich aus, als beteten sie. Ehedem durfte kein Franke und Christ zum Bücher-Bazar kommen; ein europäischer Reisender wagte es kaum, so im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf die vielen Abschriften des Korans zu werfen. Seit einiger Zeit hat die Toleranz Fortschritte gemacht; jetzt sind der Koran und die übrigen heiligen und profanen Bücher aller Welt sichtbar; man verkauft sie einem jeden, der sie bezahlen will. Fast alle diese Bücher sind Manuscripte; da die türkischen Buchhändler zugleich Copisten sind, so läßt es sich schon denken, daß sie den Umlauf der gedruckten Werke nicht sehr begünstigen. Gut copirte Manuscripte sind sehr selten und stehen sehr hoch im Preise; alles, was hier an guten persischen, arabischen und türkischen Büchern vorräthig gewesen, ist in jüngster Zeit zur Versendung nach Persien aufgekauft worden: es scheint, als zögen die Musen des Orients von dannen, weil sie irgend eine nahe Katastrophe in Stambul befürchteten.

Wenn man Werke haben will, die in griechischer, lateinischer oder in irgend einer unserer europäischen Sprachen abgefaßt sind, so darf man sie nicht im türkischen Bazar suchen. Es giebt nur einen einzigen Buchhändler in Constantinopel, der auch mit solchen Büchern handelt, die unserer abendländischen Literatur angehören. Ich habe mehreremale seinen Laden zu Galata besucht; derselbe liegt fast unterm Dache und ist fünf bis sechs Quadratfuß groß. Man kann nicht hinein, ohne über Bücher hinwegzuschreiten, und kann nicht anders darin weilen, als indem man sich auf Bücherballen niedersetzt: hier hausen alle unsere schönen Geister aus Frankreich, Italien, Deutschland und England; anderswo würde man sie nicht finden; und auch hier sind sie nur für die Fremden vorhanden, die hier leben oder durchreisen. Nichts ist seltener, als bei den Franken, die zu Constantinopel ansässig sind, eine Bibliothek zu finden; in unsern lateinischen Klöstern sieht man nur Bücher, die von den Würmern angefressen sind; in den Pallästen der Gesandten von Frankreich, England und Rußland findet man kaum einige aufs Gerathewohl zusammengebrachte Bücher vor: nur bei dem österreichischen Internuntius habe ich eine ausgewählte Bibliothek gesehen.

Ich muß nun auch ein Wort über das Einbinden der Bücher in der Hauptstadt der Osmanlis sagen. Die Einbände zu Constantinopel übertreffen alle die anderen an Sauberkeit, Eleganz und Vollkommenheit in der Arbeit; die von türkischen Arbeitern gebundenen Bücher öffnen und schließen sich sehr leicht; die Zierrathen der Deckel und der Futterale sind höchst vollkommen. Nirgends wird mehr Sorgfalt auf die Bücher verwendet, nirgends mehr Werth auf ihre Erhaltung gelegt, nirgends mehr damit geprunkt; ich möchte sehr daran zweifeln, daß in den türkischen Ländern je ein Autor so wohl gekleidet, so gut gehalten worden sey, als es der Fall mit seinem Werke in einer Bibliothek oder in der Bude eines Buchhändlers ist.

Ich habe mich auch einigemale in dem Waffen-Bazar umgesehen: es ist dieses ein großes viereckigtes Gebäude, einem Kan ähnlich, in dessen Mitte alle Waffen der Orientalen, wie in einem Arsenale oder in einem Museum zur Schau ausgestellt sind. Es machte mir Spaß, die Türken von ihren Bänken oder Estraden herab die mit Silber ausgelegten Pistolen, die Yatagans und die langen Pallasche ausbieten zu sehen; unter allen ihren Bazars war der der Waffen derjenige, den die Muselmänner den Fremden ehedem mit dem meisten Stolze zeigten: er soll in neuester Zeit sehr verloren haben; die Reform des Mahmud hat die Muselmänner noch nicht vermocht, uns hier Ankäufe zu gestatten: kein Franke kann sich hier einen Säbel oder ein Pistol verstehen, obwohl ihm das Tragen der Waffen nicht untersagt ist; es ist dieses einer der Widersprüche, deren man bei den Türken so viele findet und um die sich die Regierung wenig bekümmert. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht den Kupfer-Bazar passire, wo die Küchen-Utensilien verfertigt werden und der allein mehr Lärm macht, als die ganze Hauptstadt nebst ihren Vorstädten.

Auch gehe ich wohl einmal durch die Straße, wo sich die Pfeifenfabriken befinden. Alle Industrieen des Orients scheinen zu der Anfertigung eines Chibuks mit beitragen zu müssen; alle Regionen des Reiches steuern mit dazu: Aleppo liefert seine Jasmin- oder Kirschen-Röhre, Kleinasien einen rothen oder schwarzen Thon, der in Ungarn zubereitet wird, Persien seine Edelsteine, sein Elfenbein oder seine Perlen, und das Meer endlich seinen grauen oder gelben Bernstein. Wie viele Hände sind nicht beschäftigt, den Kopf, das Rohr und das Mundstück der Pfeife zu verfertigen! Wie viele Sorgfalt, wie mancher Handgriff, wie viele Operationen sind erforderlich, um dies Lieblings-Möbel der Türken zu vervollkommnen! Und wenn die Pfeife nun endlich fertig ist, so müssen Laodicäum und Thessalonich erst noch die braunen Blätter schicken, in deren Rauch die Osmanlis sich berauschen. Wenn der Gebrauch des



Digitized by Google

Rauchtabacks, wie das schon mehreremale geschehen ist, jetzt durch eine kaiserliche Verordnung verboten würde, so müßten, des bin ich gewiß, hunderttausend Familien in der Hauptstadt und in den Provinzen in Armuth umkommen und Hungers sterben.

Ich möchte Ihnen gern ein allgemeines Bild von den berühmtesten Bazars geben. Die meisten sehen großen hölzernen Baracken ähnlich, die gleich den Buden des Jahrmarkts in einer Linie stehen: hier ist eine Gasse, in der sich Marokin in allen Farben zeigt; dort eine längere, wo indische Shawls, bengalische Musseline, Hermelinpelzwerk prunken; weiterhin erblickt man chinesisches Porcelan, indischen Stuhl, aleppische Glaswaaren, Diamanten aus Golconda, Pelzwerke vom Cap Comorin und dem persischen Meerbusen. Die Käufer, noch mehr aber die Gaffer, strömen haufenweise hierher. Man wird jeden Augenblick durch die vielen türkischen Frauen, die man nicht drängen darf, um Weiterkommen verhindert, daher man oft an einem ganzen Vormittag nur zwei oder drei Bazars besichtigen kann. Die Buden haben keine andere Verzierung, als die mit vieler Kunst darin zur Schau gestellten Waaren. Der reichste Kaufmann nimmt nur wenig Raum in seiner Bude ein: der Muselmann oder Armenier, der Schätze um sich her liegen hat, behilft sich persönlich mit drei bis vier Quadratfuß auf einer ärmlichen Estrade.

Die Kaufleute haben Kerbhölzer, wie bei uns die Becker; oft helfen sie sich bei ihren Berechnungen auch mit den Kügelchen ihres Rosenkranzes; Commis halten sie sich nicht, auch ist ihre Schreiberei nicht von Belang und sie bringen oft ganz ansehnliche Rechnungen bloß mit Hülfe ihres Gedächtnisses zu Stande. Die Leute, die mit den Bazars bekannt sind, sagen, daß man, wenn man dort kaufen wolle, dem Türken Zweidrittel dessen, was er fordert, dem Griechen die Hälfte, dem Armenier und den Juden Eindrittel bieten müsse. Ich glaube bemerkt zu haben, daß unter den Osmanlis weniger Geschäftsneid herrscht, als man ihn bei all den Kaufleuten der anderen Nationen antrifft. Als ich einst bei einem türkischen Kaufmanne nach einem etwas eleganten Portefeuille fragte, antwortete er sogleich: „Gehen Sie nur zu meinem Nachbar, der hat sie schöner als ich.“

Nach einstimmiger Aussage ist nichts seltener als ein Diebstahl in den Bazars. Ein Kaufmann entfernt sich oft stundenweise und läßt in seiner offenen Bude alles stehen und liegen, findet aber dennoch alles wieder, wie er es verlassen hatte. Das Verbrechen des Stehlens ist den Osmanlis fast ganz unbekannt. Ein Raub muß den Charakter der Gewaltthätigkeit an sich tragen und einigermaßen einem Siege ähnlich sehen, wenn sich ein Türke damit befassen soll, deshalb findet man wohl Muselmänner unter den Straßenräubern, aber nie oder höchst selten unter gewöhnlichen Spitzbuben und Schelmen. Damit ist nicht gesagt, daß sie kein Gelüst nach anderer Leute Geld trügen; vielmehr schielen sie, wenn man ihnen eine Schuld bezahlt, oder einen Bakchis giebt, mehr nach dem hin, was man behält, als nach dem, was sie empfangen. Es fehlt den Osmanli-Kaufleuten nicht an Geschicklichkeit, den Käufern ihr Geld abzulocken; ihre Manieren sind zuweilen höflicher und einnehmender als die der Armenier und Griechen. Ich besuche oft die Bude eines dicken Parfümeriehändlers, der, wie er mir sagt, Rosen-Essenzen an die Harems des Sultans liefert. So oft ich komme, ist es, als gälte es einem Feste: es wird mir Caffee, eine Pfeife, und alles, was sonst dazu gehört, präsentirt. Ohne eben zum Einkauf geneigt zu seyn, sehe ich mich, ich weiß nicht wie, durch alle die mir erwiesenen Artigkeiten gezwungen, meinen Vorrath an Rosen-Wasser und Serail-Pastillen zu vergrößern.

Ich passirte dieser Tage die Zeug-Bazars und bemerkte dort eine große Unruhe auf allen Gesichtern: es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die kaiserlichen Garde-Regimenter neu montirt werden sollten. Wenn die Regierung die Truppen kleiden will, so beruft sie die Kaufleute und Schneider zu sich und diese müssen dann, die Einen ihr Tuch, die andern ihre Arbeit zu einem sehr mäßigen Preise liefern. Auch scheut man auf den türkischen Märkten oder Bazars nichts so sehr, als eine Lieferung für die Regierung. Um Lieferanten zu finden, haben die Pforte und deren Minister zuweilen zu der Bastonnade und noch zu herberen Mitteln greifen müssen. Auch ist es noch nie einem Kaufmanne eingefallen, den Namen der Veziere, der Sultane oder der Sultaninnen auf ihre Aushängeschilder zu setzen.

Uebrigens macht der Handelsstand zu Stambul auch nie von Schildern und von Inschriften Gebrauch; ja der Wunsch, seine Waaren zur Schau zu stellen, wird zuweilen durch die Besorgniß, daß sie diesem oder jenem zu Gesicht kommen möchten, neutralisirt. Zu dem allen kommt nun noch, daß die schlechter ausgeprägte Münze des Großherrn zuweilen Verlegenheit und Schrecken unter den Kaufleuten der Hauptstadt verbreitet. Wenn die Münze am meisten verrufen ist, so werden die Waaren abgeschätzt, was ungefähr dasselbe ist als das Maximum bei uns im Jahr 1793. Man hat dieses seit lange nicht gehabt, fürchtet es aber fortwährend. Hier lebt man mehr als irgend anderswo nur für den Augenblick und es rechnet niemand auf den folgenden Tag. Die letzten Revolutionen haben dem Handel der Hauptstadt im Allgemeinen sehr geschadet: alle Kaufleute gehen zu Grunde, und die Verarmung macht die Gemüther nicht sorgloser.

Unsere heutigen Financiers werden sicher sagen, daß es Constantinopel an einem wesentlichen Etablissemente, an einer Börse gebreche. Wahr ist es, daß auch nicht eine türkische Stadt eine Börse hat. Man weiß nicht was eine Anleihe, nicht was eine Staatsschuld ist. Nach dem Tractate mit Rußland hatten zwei große Pariser Banquierhäuser sich erboten, das erforderliche Geld für die Zahlungen, welche die Pforte an das Cabinet von St. Petersburg zu leisten hatte, anzuschaffen; aber man wollte auf keinen solchen Vorschlag hören. Der Divan hatte gar keine Lust, sich zur Zahlung einer Summe von funfzig Millionen unheschig zu machen, um dafür nur vierzig Millionen zu empfangen; denn aus einem andern Gesichtspuncte wird so eine Anleihe nicht angesehen. Da man einmal Gläubiger haben mußte, so wollte man es doch lieber mit dem Kaiser Nicolaus als mit den Herren Lassitte und Rothschild zu thun haben.

Den Osmanlis liegt überdem nicht daran, ihren Verkehr mit den Ausländern zu vervielfältigen und sie mit ihren Angelegenheiten bekanntzumachen. Dazu kommt noch, daß eine Anleihe die religiösen Meynungen verletzen würde und daß die Agiotage, die unvermeidliche Folge einer Staatsschuld sehr leicht von den Ulemas in die Kathegorie der von dem Koran so schwer verpönten Hazardspiele gestellt werden könnte. Daraus kann man sich denn erklären, daß sie keine Börse haben.

Ich habe mich nach den Gesetzen und den Gebräuchen erkundigt, nach welchen der Handel in der Türkei betrieben wird, und da habe ich denn gefunden, daß man dort vor allem in dieser Beziehung noch in den Jahrhunderten der Barbarei lebt. Mahomed hat dem ehrlichen Kaufmanne einen Platz unter den Engeln des Paradieses angewiesen; das ist aber auch Alles, was er für den Handel und die Industrie gethan hat, und mehr ist auch abseiten seiner Jünger, seiner Gefährten und seiner Ausleger für beide nicht geschehen. Die Türken haben ihre Gesetze der Wüste mit nach Stambul gebracht und nichts von dem hinzugefügt, was den Handelsverkehr betrifft: sie haben kein Handelsgericht; ihre Gesetzbücher enthalten nichts hinsichtlich der Wechselbriefe; es giebt nur Firmans und eine Art von Jury, um diese große Lücke der muselmännischen Gesetzgebung zu ergänzen. So wie unsere großen europäischen Städte im Mittelalter, hat Constantinopel seine Handwerksinnungen und Corporationen. Diese Innungen und Corporationen machen zuweilen Reclamationen zu Gunsten des Handels-Interesse, und diese gemeinschaftlichen Reclamationen

Digitized by Google

haben mehr Gewicht, als die individuellen Vorstellungen; eine jede Innung hat ihren von der Behörde anerkannten Chef; sie können zuweilen die Wirksamkeit der Polizei unterstützen; doch darf man die Dienste, die sie dem Staate erweisen, und die Vortheile, die der Handel davon haben kann, nicht zu hoch angeschlagen. Die Regierung der Pforte sieht sie im Grunde nur als ein Mittel, Geld zu bekommen, an; man erhebt von einem jeden derjenigen, die zu diesen industriellen Zünften gehören, eine Steuer, und wenn der Staat sich um sie bekümmert, so geschieht es, damit die individuelle Industrie dem Fiscus nicht entgehen kann.

Als ich unlängst die Felder von Anatolien passirte, da wunderte es mich, daß ein Land, für welches die Natur alles gethan, fast überall brach und unangebaut lag. Seit ich in der Hauptstadt angekommen bin und deren wunderbare Lage habe sehen können, wundere ich mich ebenfalls darüber, daß sie so wenig für das Gedeihen ihres Handels und ihrer Industrie gethan hat. Man spricht uns fortwährend von den Reformen Mahmuds vor; aber was hat er nicht noch zu thun, nicht um die Türken zu civilisiren, nein, nur ihr Land so herzustellen, wie es von Gott geschaffen worden ist!

---

## Geschichtliches über den Zwiespalt und die Unruhen in der Schweiz.

(L.)

Die Verhältnisse in der Schweiz ziehen jetzt mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, während doch die Detail-Kenntniß des Ursprungs dieser innern Spaltungen nicht eben allgemein ist und seyn kann. Wir glauben daher, daß die Mittheilung des nachfolgenden Artikels aus dem Temps manchem unserer Leser willkommen seyn werde, indem wir unsere davon abweichenden Ansichten in Anmerkungen beifügen:

Die neuesten Ereignisse in der Schweiz verdienen eine aufmerksame Prüfung. Um den Ursprung und die Entwickelung dieser Lage kennen zu lernen, ist es nöthig, ein wenig weit zurückzugehen.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß eine alte Republik, seit Jahrhunderten bekannt durch ihren Geist innerer Freiheit und äußerer Unabhängigkeit, das Schauspiel von Mißbräuchen und Vorrechten hat geben können, die in der Regel nur den alterschwachsten Monarchieen vorbehalten sind; *) das war indessen doch der Fall mit der Schweiz im Jahre 1814, indem sie ganz verstümmelt aus den restaurirenden Händen der Siegre hervorging.

Freiheit der Presse, Recht der Petition, Absetzbarkeit der Beamten, Oeffentlichkeit der Sitzungen, directe Wahlen, alle diese Fundamental-Bürgschaften volksthümlicher Regierungen, die wenigstens theilweise in der Schweiz vor dieser Epoche existirt hatten, wurden vernichtet oder in allen Cantonen doch sehr beschränkt. Dagegen liefen die Corporationen, die Zerstückelungen der Gebiete, die Verschiedenheiten der Münzsorten, die Frohnen (?), die Zehenten, die Zölle von Neuem auf den Bevölkerungen *) und das Patriciat, unumschränkter Herr der Gewalt,**) wendete noch die wenigen aus dem Schiffbruche geretteten Freiheiten lediglich zu seinem Nutzen.

Der Fall der Bourbons in Frankreich war der der alten Mißbräuche. Sie irrten die Schweizer ihn aus und benutzten das Beispiel. Am 23. Nov. 1830 begann in den aufgeklärtesten und liberalsten Cantonen eine Bewegung der Regeneration, welche die Freiheit wieder auf ihre Grundlagen und das Recht an die Stelle des Privilegiums setzte.

Dieses Resultat wurde in den mehresten Cantonen ohne Gewaltthätigkeit herbeigeführt. Bern, Zürch, Luzern, Solothurn, Thurgau, Argau, Freiburg, Wallis, Schaffhausen, St. Gallen (theilweise) bewirkten in ihren Constitutionen mehr oder minder glückliche, mehr oder minder vollständige Veränderungen. Die Aristokratie, zu schwach und zu furchtsam, um gegen die Energie des Volkswunsches anzukämpfen, entäußerte sich überall der Gewalt und man sah den großen Rath von Bern,***) diesen Typus der Feudal-Aristokratieen des Landes, der Demokratie einen Theon von sechs Jahrhunderten überliefern.

Mit Ausnahme einer vorübergehenden und leicht unterdrückten Reaction in diesem letztern Canton, trugen die Reformen ihre Früchte und überall entstand ein allgemeiner Wetteifer administrativer Verbesserungen, philanthropischer Stiftungen, welcher den tiefsten Frieden selbst an denen Orten sicherte, wo sich die größte Aufregung gezeigt hatte.

Inzwischen waren zwei andere Cantone der Bewegung gefolgt, ohne denselben Geist der Weisheit und der Versöhnung dazu mitzubringen. Basel und Schwyz wurden bald der Schauplatz eines erbitterten Kampfes zwischen der Demokratie der Landschaften und der städtischen Aristokratie. Dies wurden zwei blutende Wunden für den helvetischen Staatskörper. Sie haben sich immer mehr geöffnet. Folgen wir dem Gange der Ereignisse.

Am 6. Nov. 1830 vereinigten sich die äußern Districte von Schwyz, die Wiege der helvetischen Unabhängigkeit, und zwar die vier vorzüglichsten, Küßnacht, March, Einsiedeln und Pfeffikon, um, nach dem Beispiel anderer Cantone, eine Reform der Constitution zu fordern. Ihre Reclamationen waren gerecht. Sie wollten mit dem Flecken (Schwyz) die politischen Rechte und constitutionellen Garantieen theilen, deren sie beraubt waren. Die egoistische Bürgerschaft verwarf hartnäckig die so

*) Wir können diese Erscheinung so auffallend nicht finden, als der Verfasser dieses Artikels; sie bietet sich in der Geschichte aller der Republiken dar, deren Ursprung mehr natürlichen und örtlichen Verhältnissen, als Grundsätzen und klaren Rechtsbegriffen beizumessen ist. Anfänglich wahrer Freiheit und Unabhängigkeit theilhaftig und den andern gleichzeitigen Staaten factisch überlegen, schreibt der Bürger diese Vortheile der vermeintlichen Trefflichkeit der Institutionen zu und Erhaltung derselben gilt für das höchste Princip; bald aber schleichen sich Vorrechte, Nepotismus, Mißbräuche aller Art ein; der Egoismus der Bevorrechteten mißbraucht listig jene Anhänglichkeit des Volkes an das Hergebrachte und Ererbte und bald gewahrt der Bürger, eine gewisse persönliche Schrankenlosigkeit, die man dem Einzelnen läßt, für Freiheit nehmend, nicht mehr, wie sehr er und sein Staat hinter seinen Nachbaren zurückgeblieben; ja man sieht ihn gutmüthig die größten Mißbräuche verfechten und die glänzendesten Fortschritte in Monarchieen verkennen — solchen Zauber übt der Name der Freiheit, wo er auch wirklich zum bloßen leeren Worte geworden ist. Anm. d. Red.

*) Dies waren indessen doch nur wiederhergestellte, alte, nicht neugeschaffene und aufgedrungene Mißbräuche — ja, was noch mehr ist, in der großentheils verlangten Wiederherstellung des Alten mit einbegriffen. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob man bei dieser Restauration nicht die Folge derselben, Schwächung der Einheit, so wie der politischen und militairischen Wichtigkeit und die Leichtigkeit, durch die innern Parteiungen Einfluß zu üben, voraussah und beabsichtigte; aber so viel ist gewiß, daß ein großer Theil des Volkes diese Nachtheile erst später fühlte und einsah. Anm. d. Red.

**) Die Existenz und die Mißbräuche des Patriciats fanden doch bei weitem nicht in allen Cantonen statt, namentlich nicht in den drei ersten und ältesten Berg-Cantonen, Schwyz, Uri und Unterwalden, wo doch gerade der saeuer Verein neuerlich entstand und durch die sonderbarste Anomalie zwischen diesen Democratieen und den baseler Patriciern ein an sich unnatürliches Einverständniß zum gemeinschaftlichen Widerstand gegen die constitutionellen Verbesserungen der übrigen Cantone und dadurch gegen die Tagsatzung eintrat. Anm. d. Red.

***) Die Patricier von Bern waren es vorzugsweise, welche direct und indirect im Jahre 1814 den Alliirten gegen Frankreich die Hand reichten, in der Absicht, eine Restauration ihrer alten Gewalt und Vorrechte zu bewirken. Anm. d. Red.

Digitized by Google

billigen Ansprüche. Der Streit begann und die Spaltung trat bleibend zwischen die Stadt und die Districte.

In Basel, einer Stadt von Kaufleuten, die zum Theil Millionairs sind, dem Sitz des Stolzes und der Mißbräuche, wo die Zünfte und Gilden, das Monopol der öffentlichen Aemter und der Wahlen, die ungleiche Vertheilung der Repräsentation eine wahre drückende Tyrannei constituiet hatten, wurde das Bedürfniß einer neuen Constitution von allen Classen empfunden.

Am 4. Januar 1831 erklärten die Landgemeinden, repräsentirt durch den Flecken Liestal (!), durch dreitausend energische Stimmen, *) daß die Zeit der Reformen gekommen sey. Die Landschaft bildete zwei Drittheile der Bevölkerung und hatte nur 61 Deputirte gegen 79 in dem Cantons-Rath. Ihre Bürger forderten fünf Siebentheile der Deputation. Diese Ansprüche wurden zurückgewiesen; eine Collision folgte, in welcher das erste Unrecht auf der Seite der demokratischen Partei war. Die Bürgerschaft willigte endlich ein, die Constitution zu modificiren, man verstand sich, und neue Wahlen waren das Resultat der Reform. Was geschah? Die Demokratie fühlte ihre moralische Schwäche. Aus Mangel an Subjecten in ihrer Mitte wählten die Landgemeinden häufig Candidaten der Stadt. Die Restauration des Privilegiums ging aus der Ausübung der gemeinschaftlichen Rechte hervor.

Die Aristokratie hätte sich im Zaume halten, die Demokratie Resignation beweisen sollen. Dadurch hätte man auf eine entscheidende Erfahrung eine Vereinigung gegründet, die das allgemeine Wohl gebot. Die Leidenschaft brachte die Rathschläge der Weisheit zum Schweigen. Die Bürgerschaft verlor ihre Vortheile, indem sie sie überspannte. Die Schande, sich getäuscht zu sehen, brachte die Gemeinden von Neuem auf.

Am 20. Juli 1831 erfolgt ein neuer Aufstand. Liestal pflanzt den Freiheitsbaum. Sechsundvierzig Gemeinden setzen sich in permanente Insurrection. Einundzwanzig bleiben der Bürgerschaft getreu; zwölf sind unentschieden.**) Liestal errichtet eine provisorische Regierung und verlangt die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Landschaft.

Zu derselben Zeit (ungefähr den 7. Juli) vernichtet Außer-Schwyz, fortwährend in Aufstand, die Constitution von 1821 und schreitet zu einer partiellen Reform, mit Ausschluß von Inner-Schwyz, das in seinen Weigerungen beharrt. Die im März außerordentlich versammelte, dann im Juli prorogirte Tagsatzung bietet fruchtlos ihre Vermittelung an. Die Aristokraten der Stadt verwerfen sie hochfahrend.

Am 21. August neue Collision zwischen Basel und Liestal, welches sich weigert, die Canton-Regierung anzuerkennen. Die Stadt greift die Landschaft an, Kanonen donnern, die Bürger sind Sieger. Die Commissaire der Tagsatzung intervenirten abermals fruchtlos. Die Erbitterung steigt aufs Höchste; sie bestimmt den großen Rath von Basel, das Volk über die Trennung abstimmen zu lassen.

Diese Maaßregel wird den 22. Nov. genommen und am 7. Decbr. macht der große Rath das Resultat der Abstimmung bekannt. Die Majorität ist gegen die Trennung. Die Regierung von Basel verlangt Hülfe von der Tagsatzung, um endlich die Widerspenstigen zu bändigen.

Im Monat Sept. 1831 hatte die ephemere Revolution von Neufchatel stattgehabt, die nur darauf hinausgelaufen war, die Hand Preußens desto schwerer auf dem Canton lasten zu machen. Man hatte einige Wünsche der Trennung ausgesprochen, welche zu ermuthigen sich diese Macht wohl hüthete. Die Zulassung der Deputirten von Neufchatel zur Tagsatzung machte sie der Geheimnisse der Republik theilhaftig und als Theil des helvetischen Staatskörpers besaß sie Mittel des Einflusses und der Einmischung, die sie nur allzugut benutzt hat. Diese Lage der Dinge diente den Oligarchen der revoltirten Cantone zu neuer Ermuthigung.

Am 7. Februar 1832 läßt die Tagsatzung, mittelst ihrer Gewalt der Intervention, nicht in den constitutionellen Fragen der Cantone, wohl aber in denen dem allgemeinen Verein schädlichen Spaltungen, durch Bundestruppen die Landschaft von Basel besetzen. Die Stadt schließt ihre Thore. Neue Beschwerde für die mit allen militairischen Lasten bedrückten Gemeinden.

Die Verlängerung dieser grausamen und blutigen Streitigkeiten und die Ohnmacht der Tagsatzung, den Frieden herzustellen, hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fehler ihrer Organisation gelenkt. Diese Corporation, auf verjährte aristokratische Basen gegründet, aus Deputirten der Cantons-Regierungen und nicht aus directen Mandatarien des Volkes zusammengesetzt, schien bald ein Anachronismus in der Mitte so vieler regenerirten Institutionen. Petitionen und directe Bitten wurden an sie gerichtet; ein neuer Bundes-Vertrag wurde lebhaft reclamirt. Die Tagsatzung machte es wie alle Aristokratieen. Sie widerstand den Bitten und gab der Gewalt nach. Wir bezeichnen diesen Umstand, weil die precaire Stellung, worein sich dieser höchste Staatskörper setzte, seine moralische Autorität zerstörte und eine der Ursachen der Verlängerung der Unruhen wurde. In Folge der Weigerung der Tagsatzung, sich zu reformiren, bedeckten patriotische Associationen die Schweiz; das war kein Pfand des Friedens.

Am 4. April 1832 unterzeichnen die mehresten der regenerirten Cantone den Entwurf eines Concordats zu dem Zweck, sich wechselseitig ihre Constitutionen zu garantiren und ein Schiedsgericht für innere Streitigkeiten zu errichten. Diese Acte, gegen welche einige andere Cantone zu Brunnen protestirten, hatte keine Folge.

Am 20. April ernannte endlich, dem energischen Wunsche der Majorität nachgebend, die Tagsatzung eine Commission, um den Bundes-Vertrag zu revidiren. Zu gleicher Zeit verweigert Basel hartnäckig den Bundestruppen den Eingang. Liestal ernennt eine constituirende Versammlung und schreitet stolz der politischen Unabhängigkeit entgegen.

Am 13. Mai schlägt die Tagsatzung vor, die von Basel getrennten Gemeinden unter ihren Schutz zu nehmen und ihre Vermittelung in ihrem Streit mit der Stadt eintreten zu lassen. Die Gemeinden ihrerseits erbieten sich (am 3. Juni), die Canton-Regierung gegen Garantie ihrer Constitution anzuerkennen.

Die Stadt verschließt diesen Vorschlägen das Ohr. Die Tagsatzung nimmt am 18. Juli das Princip der Revision des Bundes-Vertrags an; diese Frage also löst sich.

Am 9. August scheitert die Tagsatzung von Neuem in einem Versöhnungs-Versuch in Schwyz. Die Stadt schlägt rund ab, in den Districten Bürgerrechte anzuerkennen. Am 17. leistet Liestal den Eid auf seine Constitution unter Volksfesten und droht, die Tagsatzung nicht mehr anzuerkennen, wenn diese nicht die factische Trennung auch de jure anerkenne. Die Tagsatzung weicht der Gewalt der Thatsache und nimmt eine halbe Maaßregel an, die zu nichts hilft und nichts gutmacht, nämlich die administrative Trennung. Die zwei Theile des Cantons sollen nur eine Stimme auf der Tagsatzung haben und die weitere Vereinigung facultativ soll bleiben. Diese beiden Clauseln machen die Maaßregel unkräftig. Dennoch wird sie durch die Majorität von zwölf Cantonen ratificirt. Der große Rath protestirt gegen jede

*) Die indessen, nach dem Buchstaben der bestehenden Verfassung, keine constitutionellen waren. Anm. d. Red.

**) Bekanntlich haben sich in den neuesten Tagen (d. h. nachdem die Stadt, deren Truppen die bekannte Niederlage erlitten, ihnen keinen Schutz mehr gewähren konnte) sämmtliche Landesgemeinden dem liestaler Verein angeschlossen oder vielmehr unterworfen; ob dies nun bleibend seyn und von der Tagsatzung genehmigt werden wird, muß man erwarten.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Trennung, erkennt die Beschlüsse der Tagsatzung nicht an und die Bürgerschaft will nichts von dem Verein von Liestal wissen, wo die administrative Theilung regulirt werden soll.

Am 29. September willigt der alte Canton Schwyz, seiner falschen Stellung müde, in einige Modificationen der Constitution von 1814, jedoch unter Protestation gegen die Intervention der Tagsatzung. Diese verweist am 9. October die Frage der Trennung der beiden Schwyz an die Sitzung von 1833. Sie wage sie nicht zu entscheiden (den Knoten zu zerhauen), aus Furcht vor einem Princip. Die Sitzung endigt ohne Resultat. Die Deputirten der liberalen Cantone haben sich vom Strom der Vergnügungen und von den Einflüsterungen der Diplomatie fortreißen lassen. Das Land bleibt über dem Abgrunde bürgerlicher Zwietracht schwebend.

Am 28. November beschließen die Deputirten von sechs nicht reformirten Cantonen (Wallis, Uri, Innen-Schwyz, die Stadt Basel, Neufchatel, St. Gallen zum Theil) in einer Conferenz zu Sarnen, nicht auf der Tagsatzung zu erscheinen, wenn die Deputirten von Basel-Landschaft dabei zugelassen werden.

Am 11. März 1833 versammelt sich die außerordentliche Tagsatzung. Der Bericht der an Ort und Stelle geschickten Bundes-Commissaire constatirt, daß die Trennung der Stadt Basel von ihrem District unwiderruflich ist und die Bürgerschaft selbst für die Trennung stimmen wird. Die Beschlüsse der Tagsatzung zu vollstrecken ist das einzige Mittel zu Ende zu kommen. Die Ligue von Sarnen wiegelt die friedlichen Cantone auf und rekrutirt Parteigänger. Zug läßt sich vom Strome mit fortreißen. Der Plan der Oligarchie ist, eilf Cantone zusammenzubringen und die Majorität zu erlangen. Innen-Schwyz erklärt der Tagsatzung, daß es ihre Acte nicht anerkenne und ihr nicht gehorchen werde.

Diese Provocation scheint die Tagsatzung aufzubringen. Sie antwortet darauf durch Anerkennung von Außen-Schwyz als neuen Canton, seine Deputirten in ihre Mitte aufnehmend. Zu gleicher Zeit wird der Revisions-Entwurf des Bundes-Vertrags zu Zürch berathen und den Cantonen zugeschickt, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen. Die Tagsatzung vertagt sich bis zum 1. Juli 1833; zu dieser Zeit soll der neue Bundes-Vertrag in Kraft treten.

Die fünf dissentirenden Cantone halten eine Conferenz zu Schwyz. Sie protestiren feierlich gegen die Anerkennung der neuen Cantone und trennen sich definitiv von der Tagsatzung.

Diese versammelt sich am Ende des Juni 1833. Die Majorität der Cantone schickt ihre Repräsentanten, um über die Revision des Bundes-Vertrags sich zu berathen. Schon setzt die von Unruhen und Anarchie erschöpfte Schweiz die Hoffnung einer letzten Reform, aus welcher eine unabhängigere und kräftigere Central-Regierung entstehen würde. Aber so groß sind die Gebrechen dieser wurmstichigen Maschine, die man Tagsatzung nennt, daß sie nicht in sich selbst die Materialien ihrer Wieder-Erbauung findet.*) Zwei Jahre von Versuchen, von immer zu spät ergriffenen und unvollständigen Maaßregeln werden durch ein Protokoll ad referendum gekrönt. Man hat sich nicht über den Bundes-Vertrag verständigen können; und was eine legale Versammlung vergebens versucht hat, verschiebt man auf eine freundschaftliche Conferenz. Die widerspenstige Tagsatzung oder vielmehr die rebellische Versammlung von Sarnen verspricht, Deputirte dahin zu schicken. Aber das ist nicht ihre wahre Absicht und am 2. August erklärt die Oligarchie von Basel dem neuen Canton den Krieg und vergießt Blut in Strömen.**) Am 30. Juli, d. h. ungefähr gleichzeitig, überfällt die Aristokratie von Alt-Schwyz, unter einem leeren Vorwande, den äußern Canton zu Küßnacht.

Das ist der Ursprung des blutigen Kampfes, der in der jüngsten Zeit sich in der helvetischen Republik entzündet hat. Wenn wir geglaubt haben, die Ereignisse, die ihm vorausgegangen, in ihrer Reihefolge wiederholen zu müssen, so geht dieses von der Ueberzeugung aus, daß diese kurze aber vollständige Erzählung der Thatsachen allein geeignet sey, den wahrhaften Schlüssel zu dem Problem zu geben, das jetzt seiner Lösung entgegensieht.**)

Wirklich sehen wir, seit dem Ursprunge der schweizerischen Revolution, zwei unvermeidliche Ursachen der Unruhen sich kundgeben: 1) die egoistische und ausdauernde Hartnäckigkeit der über ihre Verluste aufgebrachten Aristokratie, die sie wieder gut zu machen nicht aufgiebt; 2) die Langsamkeit und Unentschlossenheit der Tagsatzung, die, aus Mangel an Einsicht, durchzugreifen und sich Gehorsam zu verschaffen, die Geduld des Volkes ermüdet und die retrograde Faction ermuthigt.

Zwar haben wir sie in den letzten Tagen indigen gesehen, wie sie hätte anfangen sollen und der Eifer und die Schnelligkeit der Bevölkerungen, ihre kräftigen Maaßregeln zu unterstützen, muß sie das ganze Unrecht ihrer strafbaren Zögerungen empfinden lassen; auch ist es ohne Zweifel wünschenswerth, daß ihre durch die Volkskraft unterstützte Intervention hinreiche, den beklagenswerthen Unordnungen ein Ziel zu setzen. Aber welches auch der Erfolg dieser Intervention und des entscheidenden Siegs des gemeinsamen Rechts über das Privilegium sey, so ist es doch möglich, daß die Tagsatzung hier zum letztenmal eingeschritten habe. Zwei Jahre verderblicher Erfahrungen haben auch den geringsten Schweizer gelehrt, wie fehlerhaft dieser Staatskörper durch seine Grundlage ist. Schon weise man ihm, während man die letzten Acte billigt, von allen Seiten eine Langmuth vor, die in ihren Motiven verdächtig geworden ist. Das Wort constituirende Versammlung strebt sich auf den Fahnen einer nur zu lange verachteten Demokratie immer tiefer ein. Es ist zu fürchten, daß die Wiederherstellung der Ordnung schon nicht mehr zur Wiederherstellung der Autorität ausreichen möge, und daß die letzte Stunde der helvetischen Tagsatzung endlich geschlagen habe.

*) Wir können dieser Meynung nicht beitreten. Abgesehen davon, daß bei Fundamental-Veränderungen Uebereilung und Eigenmächtigkeit nie weise ist und jede handschrigte Reform leicht zur Revolution umgestaltet wird, so konnte der vorliegenden Falle der schon obwaltenden Krisis, der Spaltungen nur noch mehrere auch unter der jetzt einigen Majorität herbeigeführt haben könnte, ist die jetzige Tagsatzung auch gesetzlich nicht befugt, sich als eine constituirende Versammlung anzusehen, denn sie, aus Deputirten der Cantonal-Regierungen bestehend, würde durch einen von ihren Committenten nicht genehmigten neuen Staats-Grund-Vertrag ihre Vollmachten zugleich überschrieten und vernichtet haben. Anm. d. Red.

*) Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, daß die Basseler die Liestaler beschuldigen, sich zu einem Ueberfalle der Stadt gerüstet zu haben, welchem sie nur hätten zuvorkommen wollen. Wahr ist es, daß der Landfriedensbruch von ihnen und den Schwyzern ausgegangen ist und eine gemeinschaftliche Verabredung voranszusetzen scheine; beide tragen nun mit Recht die Folgen; gewiß that aber die Tagsatzung wohl, nicht nur überhaupt erst nach Erschöpfung aller Versuche zu gütlichem Vergleiche Gewalt zu brauchen, sondern auch erst nach offenbar factischem Friedensbruch einzuschreiten; sie hat sich dadurch die gemeinsame Unterstützung der Majorität im Innern gesichert und sich wahrscheinlich fremde Intervention erspart, welcher es nun an ostensiblem Vorwande gebricht. Anm. d. Red.

**) Unsern Lesern ist aus den öffentlichen Blättern bekannt, wie und in wie weit, vorläufig wenigstens und factisch, diese Lösung erfolgt ist; und sie werden der Tagsatzung eben so wenig Umsicht und Energie in den Beschlüssen, als Kraft und Schnelligkeit in der Ausführung derselben absprechen können. Volk und Regierungen der großen Mehrheit der Cantone (und gerade der mächtigsten) haben sich einstimmig und factisch für die ergriffenen Maaßregeln ausgesprochen und die Tagsatzung scheint ihre Autorität dadurch neu begründet zu haben, die der Verfasser dieses Artikels für so gesunken erklärt.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

## Kann Frankreich eine Republik seyn?

(2.)

Nach den ängstlichen, immer wiederholten Bemühungen des Journal des Débats, die Frage zu verneinen und die Unausführbarkeit des Gedankens zu erweisen, möchte man fast schließen, daß die bejahende Partei in Frankreich zahlreicher und drohender sey, als es das ministerielle Journal gern zugeben will. Auf einen dieser Aufsätze antwortet denn der (fast ultraliberale) National:

„In Beziehung auf die Republik (sagt das Journal des Débats) ist alles versucht worden, Convent, Directorium, Consulat; wie kann man Frankreich vorschlagen, diese ihm so mißlungenen und so schlecht bekommenen Erfahrungen von Neuem zu beginnen?“ Wer aber spricht denn davon, den Convent, das Directorium und das Consulat wieder anzufangen? Die revolutionaire Regierung des Convents hat sich nie republikanische Regierung genannt, nach dem Geständniß seiner Gründer selbst. Das Königthum war gefallen, als der Convent kam. Ludwig XVI., durch die gesetzgebende Versammlung besiegt, war auch durch sie im Tempel eingekerkert worden. Es gab keinen König mehr und noch keine Republik. Die Republik, sagten die Männer des Wohlfahrtsausschusses, kann erst beim Frieden gegründet werden; bis dahin ist die Regierung revolutionair; man kann die Freiheit der Partei nicht geben, die im Innern conspirirt, die Fremden hereinzuführen. Mehr als einmal haben wir das Journal des Débats anerkennen sehen, daß diese Convents-Dictatur, die in keiner regelmäßigen Regierungs-Theorie einen Namen hat und die sich selbst den des Schreckens und nicht den der Republik gab, dem Lande einen unermeßlichen Dienst erwiesen habe, indem sie die Einheit des Bodens vertheidigte und das gründete, was das Journal des Débats die Regierungs-Centralisation nennt.

Konnte Buonaparte, erster Consul, nun wirklich zu jener Zeit ein Washington seyn? Man darf es glauben, wenn dieses große Genie in diesem Puncte heller gesehen hätte, oder wenn Frankreich schon damals zu den politischen Sitten gewöhnt worden wäre, die es seitdem sich angeeignet und die es großentheils seinem gesetzlichen Widerstreben gegen die Restauration verdankt. Wie dem übrigens auch sey, wir haben nie das Consulat als eine republikanische Erfahrung angeführt, die man wieder anfangen müßte. Nichts gleicht in der That der Republik weniger, als die Regierung eines allmächtigen Generals, der sich durch Worte hinlänglich täuschen ließ, um, Angesichts eines Landes, das weder Wahlrechte, noch Freiheit der Discussion mehr hatte, zu sich selbst zu sagen: ich bin ein gekrönter Washington.

Wir verschmähen wahrlich die Lehren der Erfahrung nicht; aber wir legen uns auf das Studium einer Reihe von Erfahrungen, die ganz von der abweichen, welche das Journal des Débats uns empfiehlt. Wir sehen, wie Frankreich von 1804—1814 sich selbst beweist, daß es, indem es sich der Dictatur eines Einzigen unterwarf, um sich so viel wie möglich von der Dictatur eines Convents frei zu halten, sich verdammte, seine Bevölkerung decimirt, seine Industrie ruinirt, alle seine Hülfsquellen erschöpft zu sehen, um nach Außen Entwürfe persönlicher Ehrsucht zu unterstützen, und daß es, beim ersten Wechsel des Glückes, aus Mangel an Freiheit und Gemeingeist, dem Feinde vertheidigungslos preisgegeben war. Wir sehen dann von 1814—1830, wie dasselbe Frankreich, fest entschlossen, nie mehr den Despotismus eines Einzigen zu ertragen, sich selbst zu regieren sucht, so ökonomisch wie möglich seine eigenen Geschäfte zu betreiben unter einer Constitution, die das Princip der Legitimität zuläßt, aber ihm die Hoffnung, sie zu neutralisiren, nicht verbietet; dann, wie es plötzlich, nach vierzehn Jahren Geduld und Proben, auf seine Kosten lernt, daß es nicht möglich ist, die Freiheit und die legitime Monarchie in einer und derselben Constitution zu vereinigen.

Von 1830 an datirt eine dritte monarchische Erfahrung, die wir nicht für glücklicher halten und die, wir hoffen es, nicht minder lehrreich als die beiden ersten seyn wird. Frankreich ist auf dem Wege zu lernen, um nicht mehr zu vergessen, daß in einer und derselben Constitution nicht Platz für das wahre Repräsentativ-System und für die Privat-Interessen einer Dynastie, welche es auch immer sey, ist. Und jetzt nach dieser Erfahrung, von welcher keine weitere Appellation stattfinden wird, zeigt man uns, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, ein neues Schreckens-System, neue Girondisten, die die neuen Constituirenden stürzen und selbst von einer neuen Bergpartei erwürgt werden; wir sehen nach eben dieser Erfahrung nur ein sehr einfaches und nichts weniger als schreckendes Resultat: Die Repräsentativ-Regierung ohne — König.

---

## Der Greis am Grabe.

(2.)

Der Lenz ist verwelket, die Hoffnung entflieh'n,
Die Dankbarkeit schlummert im Grabe;
Da blicken die Menschen mit eisigem Hohn
Auf den wankenden Pilger am Stabe.

Der schauet noch einmal wehmüthig zurück
Auf die sonnigen Puncte der Reise,
Die Thräne, sie rinnt um entschwundenes Glück —
Da tönt eine Stimme ihm leise:

„Du suchtest die Wahrheit, Du suchtest das Recht
Und konntest sie lebend nicht gründen;
Sey ruhig, sie wird für ein künft'ges Geschlecht
Sich siegend den Gräbern entwinden.

„Dem Saamen gleicht Wahrheit und Freiheit und Recht,
Den der Säemann verstreuet der Erde;
Dem flüchtigen Wort, ist es göttlich und ächt,
Fehlt nimmer das schöpf'rische Werde!

„Dir bleibt ja ein Herz, das Dich immer verstand,
Drum laß Dir den tröstenden Glauben,
Es siege das Gute, wenn noch auch verkannt,
Durch irdische Leiden nicht rauben.“

Da richtet der Pilger um Stab sich empor
Und umarmt die ihm folgenden Lieben;
„Wohl,“ spricht er, „an finsterer Gräber Thor
Ist ein süßer Trost mir geblieben:

„„Es führet uns der Pfad hier im irdischen Land
Durch Zweifel und Trübsal und Mängel:
Doch reicht uns von oben die schützende Hand
Ein die Guten verrathender Engel.““

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 846. Hamburg. Sonnabend, den 31. August. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar.

(Fortsetzung.)

(N.)

„Der verwundete Matrose litt große Schmerzen von der Assagaie, die ihm im Rücken saß, und als der Tumult vorüber war, bat er dringend, daß man sie ihm ausziehen möchte. Dies war nicht leicht, ihres Wiederhakens wegen; doch heilte die Wunde schnell, so daß er bald wieder diensttauglich wurde. Der portugiesische Dollmetscher hatte sich während des Kampfes unsichtbar gemacht, und als er zu Ende war, da eilte er rasch den Booten zu, die er dann auch nicht wieder verlassen wollte. Die Zelte ꝛc. wurden sofort an Bord gebracht, wozu man die halbe Mannschaft verwendete, während die andere Hälfte Wache halten mußte, eine Vorsicht, die keineswegs unnöthig war, indem die Wilden sich noch immer in dem benachbarten Dickicht aufhielten, bis man sie endlich durch ein paar Brandraketen verscheuchte, bei deren Anblick sie einen lauten Schrei des Erstaunens ausstießen. Als am Morgen das Terrain in der Nähe des Lagerplatzes untersucht ward, fand man mehrere Schilder und Speere und auch einige wenige Assagaien, die wahrscheinlich den Verwundeten angehört hatten; doch war nirgends eine Blutspur sichtbar, obgleich wie hinterher von den Temby's hörten, daß unser Musketenfeuer scharf gewirkt hatte und mehrere Wilde auf dem Platze geblieben waren."

— Der erste unserer braven Landsleute, der an dem climatischen Fieber starb, gab ein trauriges und rührendes Präludium von der schauerlichen Sterblichkeit, die dann erfolgte.

„Am 24. des Abends fiel das erste Opfer der furchtbaren Geißel, die darnach so große Verheerungen unter uns anrichtete; es war dieses der Admiralitäts-See-Cadett William Boys Tambs, am Bord des Leven. Er war nur drei Tage unwohl gewesen, und die Krankheit hatte einen so milden Charakter, daß es bis wenige Minuten vor seinem Ende niemandem ahnte, daß er in Gefahr schwebe, vielmehr schien er rasch zu genesen, welcher Meynung er auch selbst war. Noch anderthalb Stunden vor seinem Tode saß er scherzend und plaudernd mit seinen Kameraden am Tische. Gegen Abend legte er sich zu Bett, und da er sich nun erst recht unwohl fühlte, schickte er zum Arzt, wonach er einschlief, um nie wieder zu erwachen."

— Das Hinscheiden des Capitains Lechmere (Sohn des verstorbenen Admirals dieses Namens) gehörte mit zu einer dieser traurigen Episoden.

„Am 3. November verließ der Capitain Lechmere das Observatorium mit einem leichten Fieberanfall, ward aber über Nacht so elend, daß man es bezweifelte, ob er den Morgen erleben würde; so wie es aber dämmerte, legten die gefährlichen Symptome sich und er fühlte sich besser. Aber obgleich der schmeichelhafte Wechsel seine körperlichen Leiden etwas milderte, so täuschte er doch seinen Geist nicht mit trüglichen Hoffnungen; er kannte die Bösartigkeit des Uebels, an welchem er litt, zu gut, und sah es gleich voraus, daß es ein böses Ende nehmen würde. Der Capitain Lechmere hatte sich bei jedermann am Bord so viele Achtung und Liebe erworben, daß es wohl verzeihlich wird, in der Schilderung seiner Krankheit etwas umständlicher zu seyn. Die große Theilnahme an seinem Geschicke sprach sich vor allem bei seinem Diener, dem Matrosen William Newman, aus: er trug seinen kranken Herrn gleich einem Kinde von einer Stelle zur andern, wie es diesem die Fieber-Phantasie eingab; er sang ihm vor, fächelte ihn, nätzte ihm die Lippen, kurz behandelte ihn, wie er es nur dem nächsten und liebsten Verwandten hätte thun können; zuletzt mußte er ihn, auf sein Verlangen, in die Capitains-Kajüte tragen, wo schon ein junger See-Cadett in einem fast eben so hoffnungslosen Zustande lag. Als eben die Mitternachtsstunde ertönte, verfiel auch er in den traumlosen Schlummer des Todes. Seine letzten Augenblicke boten noch ein romantisches Interesse dar. Als das Fieber, kurz vor seinem Ende, den höchsten Grad erreicht hatte und als schon alles vergebens aufgeboten worden war, ihn zu besänftigen, da stimmte der Capitain Owen, der aus Erfahrung wußte, daß der Gesang ein mächtiges Mittel sey, die Schmerzen zu mildern, die pathetische Ballade, „Here a sheer hulk lies poor Tom Bowline" an. Gleich bei der ersten Note hörte das rasende Toben des Kranken auf und er verfiel in eine fast gänzliche Bewußtlosigkeit, die so lange anhielt, bis der Capitain Owen zu der Strophe kam: „seine Seele ist gen Himmel gegangen," wo ein langes Röcheln andeutete, daß auch sein Geist entflohen sey, was sein Diener auch sofort bestätigte, indem er in einem melancholischen Tone sagte: „er ist dahin — Herr!" — „„zum Himmel, hoffe ich,"" erwiederte der Capitain, und sein Gesang verstummte."

— Hier ein Beispiel von der scheußlichen Grausamkeit, welche die Portugiesen an den Eingeborenen verübten.

„Um diese Zeit beging der portugiesische Commandant eine Handlung der verabscheuungswürdigsten Grausamkeit. Die Einfälle der Hollontonten hatten die Einwohner des Matoll-Landes in einen so traurigen und elenden Zustand versetzt, daß der Bruder des Königs nebst sechszehn der Eingeborenen zu dem Fort kamen, um den Beistand und die Unterstützung nachzusuchen, die sie bei ihren freundschaftlichen Verhältnissen zu der Garnison erwarten durften. Ehe sie um eine Conferenz mit dem Commandanten angehalten hatten, besuchten sie den portugiesischen Marktplatz, um einige Proviant-Artikel, die sie mitgebracht, auszutauschen. Noch in diesem Verkehr begriffen, wurden die sich nichts Böses versehenden Schwarzen auf die Aeußerung eines Soldaten gegen den Commandanten, sie möchten wohl zu dem Trupp gehören, der dessen Garten bestohlen habe, von einem Detaschement Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnett umzingelt und gefangen nach dem Fort abgeführt, wo sie, nur als ein Theil ihrer Strafe, in einer Weise ausgepeitscht wurden, die ärger war



Digitized by Google

als der Tod selbst. Das Werkzeug dieser Tortur bestand aus einer Knute von mehreren Streifen getrockneter, in Knoten geschlungener Nilpferdhaut, mit einem drei Fuß langen Handgriff. Die Delinquenten fielen gleich nach den ersten Hieben entweder in Ohnmacht, oder versanken in einen lethargischen Zustand, in welch letzterem Falle dann noch mit einem schweren Knüppel auf sie losgeschlagen wurde, um sie durch die Erschütterung und den Schmerz zum Schreien zu bringen. Darnach ward der schon zerrissene Rücken der halbentseelten Neger noch mit stachelichten Dornbüschen gepeitscht. Der Commandant wohnte dieser Execution persönlich bei und munterte seine Soldaten auf, tüchtig darauf loszuschlagen; er war gleich sehr gefühllos gegen das Angstgeschrei der Dulder wie gegen die Thränen und Bitten seiner Gattin, die auf ihren Knieen für jene um Schonung flehte. Als die Auspeitschung vollzogen worden war, wurden die Gepeinigten in eine enge und scheußliche Zelle eingesperrt, um dort so lange zu weilen, bis ihre Wunden so weit geheilt worden, daß sie den Rest ihrer Strafe erleiden konnten. In Folge der ungesunden Luft, die in dem düstern und schmutzigen Kerker herrschte, so wie ihrer körperlichen und Gemüthsleiden, wurde der größte Theil der Elenden aber bald eine Beute des minder grausamen Todes."

— Von den Eingebornen der Insel St. Mary, die früher eine französische Colonie gewesen ist, giebt der Verfasser folgende Beschreibung.

„Ihre Kähne sind nur klein und von gewöhnlicher Form, doch wagen sie sich dreist tief ins Meer und greifen zum öfteren die größesten Wallfische, deren es zwischen dieser Insel und dem festen Lande in Menge giebt, mit Erfolg an. Sie nähern sich behutsam dem Ungethüm und jagen ihm ihre eiserne Harpune, an der sich eine lange Leine mit einer Boye befestigt befindet, tief in den Leib. Zerrissen vom Schmerz, stürzt es sich in die Tiefe, kommt aber, da das Meer hier nur seicht ist, bald wieder nach Oben, wo die Boye es seinem Feinde verräth, der ihm nun, wenn möglich, eine noch tiefere Wunde versetzt. Es windet und sträubt sich; aber alles vergebens: der Kampf ist bald zu Ende, und die riesige Leiche wird im Triumph im Schlepptau ans Ufer gezogen. — Es fehlen nicht, daß diese Insulaner einen Unterschied zwischen den Wallfischen, die sie angriffen, machten, wie es der Fall bei den Eingeborenen auf dem festen Lande ist, die immer nur die jüngeren Thiere verfolgen, und sich zugleich bei deren Müttern ganz demüthig entschuldigen, daß sie nothgedrungen ihre Brut tödten müßten, sie auch bitten, in die Tiefe hinabzusteigen, um nicht Zeuge eines ihnen so peinlichen Schauspiels zu seyn. Am 27. sahen wir ein außerordentliches Beispiel von der Geschicklichkeit der Eingebornen. Der Leven hatte zwei Harpyfische gefangen, einen männlichen, ungefähr dreizehn Fuß lang, und einen weiblichen, der noch zwei Fuß länger war. Als man den Letzteren öffnete, wurden bei ihm achtundvierzig Junge, jedes ungefähr achtzehn Zoll groß, gefunden; sie waren lebendig und munter, und als man sie über Bord geworfen hatte, schwammen sie, sichtlich nach der Mutter suchend, um das Schiff herum. Nun machten aber die Eingebornen in ihren Kähnen Jagd auf sie und spießten sie mit ihren Assagaien selbst dann, ohne je zu fehlen, wenn sie auch acht bis zehn Fuß unter Wasser waren.

„Wir konnten nie irgend ein Religions-Princip bei diesem Volke wahrnehmen, außer was bei allen ihren Landsleuten im Osten und Westen gefunden wird, die insgesammt an Hexerei glauben und sich dagegen mit Talismanen wappnen, die sie in den phantastischesten Formen am Halse tragen. George von dem Sande hatte eine schwache Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, die er vielleicht den Portugiesen verdankte, welchen er oft als Bootsführer gedient hatte. Als er einst gefragt wurde, was aus ihm werden würde, wenn er todt sey, antwortete er: „ich hier bleiben, aber," indem er erst auf seinen Schatten und dann zum Himmel zeigte, „das da dorthin gehen."

„Als wir die Insel Europa aufgenommen hatten, begaben wir uns nach dem Ufer von Buok und fuhren dann südlich weiter; am 20. sahen wir am Rande einer Sandbank, ungefähr fünf Meilen westwärts des Cap Bazaruta, vor Anker, um die geographische Lage dieses Cap's zu bestimmen, welches eine der merkwürdigsten Gestaltungen der afrikanischen Küste und ein Gegenstück des Cap's Jubek ist. Hier ist das Lager der berühmten Perlenfischerei von Sofala, und von hier aus werden diese Juweelen zu Salomons Zeiten und wohl noch einige Generationen früher aller Wahrscheinlichkeit nach über das rothe Meer gekommen seyn, nebst dem Golde von Ophir. Das Cap Bazaruta ist zuweilen auch wohl St. Sebastian genannt worden, und man hat es auf den englischen Charten nicht angegeben, um eine Verwechselung mit dem Cap St. Sebastian auf der Insel Madagascar zu vermeiden."

— Von dem Maputa-Ufer wird gesagt:

„Fische aller Arten giebt es hier in Ueberfluß, auch sah man eine Menge seltener und schöner Muscheln. Die Perlen-Auster wird nach allen Richtungen hin gefunden, die schönsten aber sollen in der Nähe des festen Landes, ein wenig vorwärts, an der Küste von Buok liegen, wo die Portugiesen, an dem Flusse Mambone, wie sie sagen, ein kleines Etablissement haben. Da an dieser Küste vielleicht seit mehreren Generationen nicht nach Perlen gefischt worden ist, so dürfte hier eine herrliche kaufmännische Speculation zu machen seyn. Die Schaafe hier sind von der tartarischen oder breitschwänzigen Art, die statt der Wolle Haare haben; man forderte dafür unterhalb Faden (Fathom) blauen oder gewürfelten ostindischen Cattun, und es wurden ihrer eine Menge, so wie auch Geflügel und Ziegen für kleine Stücke desselben Zeuges eingekauft. Der alte König gab für sechs Faden vierzehn Unzen guten Bernstein, der wohl zwanzig Pfund werth war. Er hatte noch ein gleiches Quantum hinter der Hand, wollte dieses aber nicht ablassen, darr nun reichlich mit Zeug versehen war. Mehrere Weiber, die zu unserm Trupp kamen, trugen Schnüre von großen Kügelchen, die aus Conchylien herausgeschnitten waren; auch bemerkten wir etwas an ihnen, was wir sonst noch nirgends wahrgenommen hatten: sie trugen nämlich in ihrer Oberlippe ein angefügtes drei Zoll langes Stück sehr glatt polirten Elfenbeins oder Muschel, in der Form eines Horns. Das äußerste Ende davon hing ihnen in den Mund und sie schienen sich besonders darin zu gefallen, daß sie es mit ihrer Zungenspitze in einer steten Bewegung erhielten.

„Der König Makasany war ein großer Verehrer des Rums und trank ihn reichlich, doch wollte er ihn nie als Tauschartikel gelten lassen, weil, wie er höchst philosophisch bemerkte, er allerdings einen sehr großen, aber doch zu schnell vorübergehenden, Genuß gewähre, um gegen ein Eigenthum von Dauer eingetauscht zu werden. Viele seiner Häuptlinge und seines Volkes waren aber darin nicht mit ihm einverstanden und hätten für die Lust, einige Stunden berauscht zu seyn, gern ihre gesammte Habe hingegeben. Makasany kam von dem Handel treibenden Dorfe, das fast eine Meile vom Schiffe entfernt lag, bis an das Ufer des Flusses, ließ sich aber nicht überreden, an Bord zu gehen. — Die mit der Aufnahme der Ufer beschäftigte Partei in den Böten kam auf dem Maputa-Flusse nur langsam vorwärts, weil die Strömung so sehr stark war; sie brauchten, um vierzig Meilen zurückzulegen, fünf Tage, während sie dieselbe Weite auf der Rückfahrt in einem Tage zurücklegten. Ueberdem war ihr Weiterkommen noch sehr durch Nilpferde und Alligatoren behindert, deren es hier in großer Menge gab. Eins der Ersteren griff des Herrn Tudors Boot an und riß diesem ein Brett vom Dohlbord aus. Wilde Gänse kamen täglich in großen Schaaren zu Gesicht und lieferten ihren Beitrag zu den Abendmahlzeiten. Am vierten Tage ward ein junger Alligator geschossen, dessen Fleisch man sehr wohlschmeckend und dem der Schildkröten ähnlich fand. Des Nachts wurden die Insassen

Digitized by Google

der Nacht sehr von den Muskitos geplagt, so wie auch durch das Heulen der wilden Thiere und durch das Grunzen und Schnauben der Nilpferde gestört, so daß sie, wenn sie ihr Tagewerk vollbracht hatten, nur wenig der Ruhe genießen konnten. Sie schlugen ihr Lager gewöhnlich an dem rechten Ufer des Gebiets von Maputa auf, wo die Eingeborenen dann häufig zu ihnen kamen. Um Platz für ihre Hütten zu gewinnen, pflegten sie das lange Gras anzuzünden, welches dann, da es sehr trocken war, eine Strecke weit wegbrannte; aber an dem letzten Abend ihrer Fahrt aufwärts sahen sie mit Erstaunen und gewissermaßen mit Schrecken, wie die Flamme sich bis zu einem benachbarten Walde verbreitete. Herr Hood schildert diese Scene folgendermaßen: „das Gras in unserer Nähe war bald niedergebrannt und wir wollten eben, wie gewöhnlich, unsere Zelte aufschlagen, als die Flammen sich nach dem Walde hin ausbreiteten: in einem Augenblicke stand das Gesträpp in Feuer, dann die Zweige, zuletzt die dicken Baumstämme. Da entstand ein furchtbares Knistern und Krachen, und die weit umhersprühenden Funken und Feuerbrände zeugen das vernichtende Element nach allen Richtungen hin. Die Vögel und die vielen andern Bewohner dieser undurchdringlichen Einöde äußerten ihren Schrecken durch ein gellendes Schreien, und ehe sie noch der ihnen drohenden Gefahr entrinnen konnten, fielen sie von dem Rauche erstickt in die verzehrende Gluth. Wir sahen uns einander in stillem Staunen, selbst mit einer Mischung von Aengstlichkeit, an; die wilde Flamme war ungezügelt; sie stürmte wie unbezähmter Wuth einher, und es überlief uns ein Schauder, als wir die Verheerung anstarrten, die wir angerichtet hatten. Erde, Himmel und Wasser, alles schien ein Feuermeer zu seyn. Unsere geringe Macht hatte dies hehre Ereigniß geschaffen; aber wer sollte ihm ein Ziel setzen? Wir sahen unsere Ohnmacht ein, und fühlten, daß dieses nur Einem möglich war, und diesem Einen wandten sich unsere Gedanken in Anbetung und Ehrfurcht zu. Ein Ereigniß, wie dieses, fällt nur selten vor, und ist nur von wenigen gesehen worden; auch kann es niemand beschreiben. Es ist fast zu viel für das Auge, um es betrachten zu können; die Gefühle werden von der furchtbaren Größe des Schauspiels überwältigt. Es war wie eine universelle Feuersbrunst: alles rund umher stand in Feuer; rothe Flammen leckten von der Erde himmelan. Ich kann nicht sagen, wie mir zu Muthe war, denn es war ein peinliches Gefühl, in dieser Art die Gewalt des Allmächtigen anzustaunen. Es waren beides seine Werke: er hatte den Wald wie das Feuer zum Besten seiner Geschöpfe geschaffen; mit dem Verstande gebraucht, den er ihnen gegeben, diente beides zu ihrem Wohl, aber von dem frivolen Menschen so unbedachtsam und sorglos wie einander in Verbindung gesetzt, werden sie zu einem verzehrenden Fluch, der in seiner glühenden Wuth alles verschlingt und vernichtet. Wie weit die Feuersbrunst sich verbreitet haben mag, ist uns nicht bekannt geworden, da wir in jener Nacht unsere Zelte am andern Ufer des Flusses aufschlagen mußten."

„Am Tage nach diesem Vorfalle ward einer der Matrosen unwohl; Herr Hood ließ ihn stark zur Ader und ließ ihn eiligst an Bord bringen. Bis dahin war alles nach Wunsch gegangen; weder das Wetter noch das Land schienen im geringsten ungesund zu seyn und die Offiziere so wie das Volk befanden sich im Allgemeinen so wohl, als es nur zu erwarten war. Aber am 22. ward der Unterwundarzt, Herr Conolly, von sehr heftigen Fieber-Symptomen befallen; er gab sich selbst einen starken Aderlaß, und man könnte fast von ihm sagen, daß er am dritten Tage mit der Lanzette in der Hand gestorben sey. Er ward am 26. Januar auf einer kleinen Insel im Flusse beerdigt; vier von den Matrosen, die mit ihm am Lande gewesen, wurden gleich nach ihrer Rückkunft von demselben tödtlichen Uebel befallen; und als Herr Hood das Schiff erreicht hatte, erkrankte noch ein Fünfter von seinem Trupp. Wir eilten nun, von hier wegzukommen, und gingen am 28. vor der portugiesischen Factorei vor Anker. Dies war auch noch keine viel bessere Lage für den Lewes und die Barracouta; auch hatte der Capitain Owen mir die Weisung gegeben, gleich bei dem ersten Anzeichen vom Fieber in See zu gehen; aber ehe ich aus dem Fluß herauskommen konnte, war schon die halbe Mannschaft erkrankt, daher ich denn, um so mehr, als wir auch den Wundarzt verloren hatten, es gerathen hielt, dahin zu gehen, wo wir am schnellsten ärztliche Hülfe finden konnten. Die Erfahrung hat jedoch bewiesen, daß wir besser daran gethan hätten, sofort die See zu suchen; denn am Bord des Lewes und der Barracouta erkrankte nicht Einer mehr, sobald wir die Bucht verlassen hatten, und es starben nur diejenigen, die schon vorher in einen hoffnungslosen Zustand gerathen waren. In der Regel wird das Fieber von dem Miasma des Marschlandes hergeleitet, womit es auch wohl einigermaßen seine Richtigkeit haben mag; aber da, wo der Cockburn lag, gab es mehrere Meilen weit keinen Marschboden. Die Ufer des Flusses waren aber holzreich, und zweimal des Tages stellte die Ebbe eine ziemliche Masse Mudde der Sonne bloß, deren Ausdünstungen dann von dem Seewinde überall hin verbreitet wurden. Diese Ursache mag wohl die verderbliche Wirkung erzeugt haben, doch waren sicherlich auch noch andere vorhanden, die das Uebel mindestens verschlimmerten. Der Muskitos gab es so viele am Boed und eigentlich überall, daß es durchaus unmöglich war, bei Tage wie bei Nacht einiger Ruhe zu genießen. Ihr unaufhörliches Gesumse und ihr Stechen war peinlicher, als man es sich nur denken kann; es war zum Rasendwerden und griff gleich sehr den Geist wie den Körper an. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so unbedeutendes Insect im Stande sey, eine so große und so lastende Plage zu seyn; ein Horniffennest hätte nicht mehr Unheil anrichten können; kein Rauch, kein Kleidungsstück schützte vor ihnen; ihr giftiger Biß brachte das Blut in Gährung, und ein einziger Muskitos brachte bei manchem Pusteln zuwege, die sehr schmerzhaft und von Fieberzufällen begleitet waren. Diese Ursache ist sicher die Sterblichkeit großentheils zuzuschreiben, die mit dem Fieber verknüpft war; ob sie dieses aber erzeugte, oder nur verschlimmerte, das ist eine Frage, die sich nicht leicht lösen läßt; gewiß ist es, daß diejenigen immer zuerst vom Fieber befallen wurden, die am meisten von den Muskitos gelitten hatten. Der Schiffszimmermann und dessen Frau, die mit am Bord war, erkrankten beide; er sprang in einem Paroxismus über Bord, und es ist nie wieder etwas von ihm zum Vorschein gekommen; sie starb einige Stunden darnach. Nun begann das Fieber unter unsern Offizieren und Matrosen recht zu wüthen; nach drei Tagen war ich der einzige Weiße am Bord, der noch im Stande war, irgend etwas zu verrichten, und ich kann es kaum begreifen, wie ich mich, mitten unter den Sterbenden und Todten, noch so lange auf den Beinen erhalten konnte. Die eingeborenen Schwarzen hatten einen fast unüberwindlichen Widerwillen gegen Leichen, daher ich, als alle unsere Leute dienstuntauglich geworden waren, die Eingeborenen in unserm Dienste nur unter der Bedrohung, sie zu erschießen, bewegen konnte, die Verstorbenen ans Land zu schaffen. Der arme Joyce, der Sohn der Wittwe, starb zuerst, augenscheinlich vor Furcht; es hatte sich bei ihm auch nicht die kleinste Spur vom Fieber gezeigt, doch sank er ohne Zuckung zusammen, von allen bedauert, die ihn wegen seines sanften und einnehmenden Wesens liebgewonnen hatten. Ihm zunächst folgte Herr Hood, ein junger Offizier, der zu großen Hoffnungen berechtigte und dessen Krankheit der des Joyce völlig ähnlich war. Es waren nun nur noch sieben Mann von den zwanzig übrig, die wir vorher stark gewesen waren. Es würde mich freuen, wenn ich sagen könnte, daß der Gouverneur, Herr Miguel Lupe de Enderos, den ich um die Erlaubniß, die Kranken landen zu dürfen und ärztliche Verpflegung für sie zu erhalten, gebeten hatte, meinen Wünschen und seinen Zusagen in jeder Beziehung entsprochen hätte; doch zeigte sein nachheriges Bench-



Digitized by Google

men, daß ich keine Ursache hatte, mich ihm besonders verpflichtet zu achten. Inzwischen wurden alle Invaliden ans Land gebracht, so daß nur Herr Tudor, der schwarze Koch, John Cooper und ich am Bord blieben.

„Am 11. ward auch der Lieutenant Owen selbst befallen und hielt sich dann, so lange das Fieber währte, am Lande im Hause des Lieutenants Antonio Teixera auf, der sich seiner bei Tage und bei Nacht aufs gütigste annahm. Darnach erkrankten auch Herr Tudor und der Koch, die aber aus einem edlen Pflichtgefühl, und weil sie dem portugiesischen Commandanten nicht trauten, das Schiff nicht verlassen wollten; und während sie in stündlicher Erwartung des Todes auf ihren Betten lagen, hielten sie doch ihre Waffen in Bereitschaft, um einem etwaigen Angriffe der Leute von der Factorei (den Namen Garnison verdienten sie nicht) zu wehren. Dieser Geist erhielt sie nächst Gottes Beistand am Leben. Gleich den andern Tag, nachdem der Lieutenant Owen erkrankt war, fühlte er sich so elend, daß man wenig Hoffnung zu seiner Genesung hatte. Am 1. März traf denn auch, wie der Capitain Owen es verheißen, der mit Sehnsucht erwartete Leven ein. Als Williams von diesem an Bord des Cockburn gesandt worden war, fand er dort, wie schon erwähnt, nur die Herren Tudor und Cooper, beide ebenfalls krank, vor. — Der brave Cooper ward späterhin auf Sierra Leone, seinem Geburtsorte, mit 100 Lsterl. Sold und Prisengelder in der Tasche, gelandet und entlassen."

— Wir wollen uns nun, mindestens für den Augenblick, zu dem Gambia, den Inseln Loss, dem Tamara und den Crawfords-Inseln wenden.

„Herr Tudor kehrte vom Rio Grande zu uns zurück, nachdem er dessen Ufer, so weit sie schiffbar sind, vollständig skizzirt hatte. Ein Herr Lawrence, der eine Factorei zu Bolola besaß, begleitete ihn auf dieser Expedition. Dieser Lawrence war der Sohn eines Theilnehmers der Gesellschaft, die mit dem nachmaligen Capitain Beaver nach Bulama gegangen war. Als diese Unternehmung fehlgeschlagen war, hatte sein Vater sich zu Rio Nunez niedergelassen, wo er, als dieser sein Sohn noch ein Kind war, verstarb. Derselbe ward dann von einem Kauffahrer mit nach Liverpool genommen, kehrte aber noch sehr jung wieder zurück. Er sprach Englisch, konnte auch ein wenig schreiben; in einer Beziehung war er jedoch von den Sitten seiner Vorfahren sehr abgewichen, indem er, obwohl er sich zur christlichen Religion bekannte, doch vier Frauen genommen hatte. Seine Hütte war nach der Aussage des Herrn Tudors die größeste und bestgebauteste im ganzen Lande. Er hatte früher auch eine Schaluppe besessen; diese war ihm aber unlängst von den Eingeborenen von Formosa (der nächsten Insel nordwärts Soga und nordwestlich von Galinhas) genommen und dann zu Bissao verkauft worden. Er benachrichtigte den Herrn Tudor, daß es zu Kanybac eine große Menge Dörfer gäbe, deren jedes seinen eigenen König oder Oberhaupt habe; auch erzählte er, daß die Elephanten, die dort sehr zahlreich wären, mit ihren Füßen Wasserbrunnen aufscharreten, um ihren Durst zu löschen, da es an Strömen fehle. Noch erfuhr Herr Tudor von ihm, daß die Eingeborenen die perrückenköpfigen Affen äßen und sie als eine große Delicatesse anführn. Das Land am rechten Ufer des Rio Grande wird von den Eingeborenen Gwinara, und nicht, wie man es gewöhnlich schreibt, Ghinala genannt. Seine Hauptproducte sind Elfenbein, Gold, Wachs, Häute und Pferde, welche Artikel sie gern gegen Eisenstangen, Säbel, Gewehre und Munition austauschen. Es ist im Innern volkreich, hat aber außer dem des Heren Lawrence kein kaufmännisches Etablissement. Die Ufer des Flusses haben das Ansehen, als ob sie dicht bewohnt wären; aber die vielen Hütten, die man dort sieht, erweisen sich bei näherer Untersuchung nicht als Menschenwohnungen, sondern als Ameisen-Hügel. Nach den Booten zurückgekehrt, setzten wir unsern Cours fort, doch ward die Ausmessung durch einen dicken Nebel verzögert, der, ehe der Seewind ihn vertrieb, einige merkwürdige optische Phänomene schuf. So erschien uns unter anderm der Conflict, der mehr als sieben Meilen von uns entfernt lag, als wäre er uns auf weniger als drei Meilen nahe, aber von einer unermeßlichen Länge.

„Einige Offiziere landeten mit Antonio und Lawrence, die dort ansäßig waren, auf der Insel Galinhas. Sie sahen hier die Spuren von Elephanten und Seepferden; auch wird die größeste Gattung der Boa-Constrictor, die nach der Versicherung des Antonio und Lawrence ein ganzes Reh verschlingen konnte, dort häufig gesehen. Die Eingeborenen haben eine große Achtung vor diesen Reptilien und hegen die Meynung, wer sie tödte, müsse unmittelbar auch sterben. Dieser Antonio war ehedem ein Sclave und Elephantenjäger zu Bissao gewesen, dann aber entlaufen und hatte sich durch seine Geschicklichkeit einiges Geld erworben, mit welchem er hernach zurückkehrte und sich seine Freiheit erkaufte. Späterhin erstand er die Insel Galinhas von den benachbarten Königen und siedelte sich dort mit etwa dreißig andern an.

„Ehe wir die Ausnahme des Flusses Congo unternahmen, gingen wir dicht unter dem südlichen Ufer vor Anker, um Holz und Wasser einzunehmen. Während wir damit beschäftigt waren, kamen mehrere der Eingeborenen, worunter drei oder vier Häuptlinge, zu uns. Mafula Rico, oder der reiche Mafula (ein Titel, den der von einem Könige ernannte Gouverneur eines Districts oder einer Stadt führet), schien der größeste zu seyn. Die Häuptlinge waren außer ihrer Landestracht noch sonst phantastisch aufgeputzt und trugen ein flatterndes Gewand von scharlachrother oder einer andern lebhaften Farbe, nebst einer rothen Kappe als Emblem ihres Ranges. Mafula Rico gab an Bord viel zu lachen. Er trug ein weites theatralisches seidenes Staatskleid im Schnitt von Anno 1700, mit weitaufgeschlitzten Aermeln und breiten Schößen, in welchen sich tüchtige Taschen befanden, alles reichlich mit Brocatell besetzt, das aber von der Zeit und dem Wetter schon scharf mitgenommen worden war. Was den Herren am National-Costüm fehlte, das war durch die Menge von Talismane oder Fetische, die sie an sich trugen, im Ueberfluß ergänzt. Diesen ward jede Tugend und Eigenthümlichkeit beigelegt, welche der ärgste Aberglaube und die krasseste Unwissenheit nur erdenken konnten. Nach der Etikette der Einführung behändigte Mafula Rico von seinen Fetischen denjenigen, der am meisten ins Gewicht fiel, ein plumpes hölzernes Kästchen, fünf-Zoll im Quadrat messend und mit großen Klecksen von Siegellack versehen, einem Diener. Als einer unserer Offiziere den Vorschlag machte, es zu öffnen, da gerieth der Gouverneur in eine große Angst und verrieth zugleich seinen Aerger über einen so vermessenen Antrag. Wie wir nachher erfuhren, enthielt es nichts weiter als ein Stück von einem Menschenknochen. Außer den Fetischen in allerlei Gestalten trugen die Häuptlinge auch eine Flechte von dickem Elephantenhaar rund um den Hals. Der Häuptling, der zuerst an Bord gekommen war, schien nach der Ehrerbietigkeit, die er dem Mafula Rico bezeigte, vom zweiten Range oder ein Macumba zu seyn; auch ließ er sich Carl König (was wohl König Carl bedeuten sollte) nennen. Ehe er uns verließ, bestieg er den Hackebord, schaute nach der Gegend hin, von welcher der Wind kommen mußte, den er durch seinen Talisman herbeibeschwören wollte. Er ließ sich ein Glas Rum geben, um, wie er sagte, die Zauberkraft zu vermehren, und spie einige wenige Tropfen davon aus, als der widerspänstige Wind zu erscheinen zögerte. Endlich stellte sich derselbe, wie es auch zu erwarten gewesen war, ein, und Carl König schien nun hocherfreut zu seyn, daß er uns von der großen Gewalt, die er über die Elemente besaß, überzeugt hatte."

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

## Mehemet-Ali, Pascha von Aegypten.

(2.)

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir ihnen vor einiger Zeit (in Nr. 834 u. 836 unsr. Bl.) eine Reihe Notizen zur Charakteristik des jetzigen Sultans mittheilten, die wir einer Correspondenz des Courrier français aus Constantinopel entnahmen. Jetzt finden wir in demselben Blatt von dem nämlichen Correspondenten eine Fortsetzung seiner Briefe, in welcher er sich über Mehemet-Ali von Aegypten ausspricht. Obgleich auch hier seine Urtheile von besonderer Bitterkeit gefärbt zu seyn scheinen, glauben wir doch auch sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen:

Constantinopel, den 23. Juni 1833.

Die Briefe, die Sie früher von mir erhielten, haben Sie vielleicht glauben gemacht, daß ich der arabischen Partei angehörte, weil ich mit dem Großherrn und seiner Partei nicht zufrieden schien. Ach, lieber Freund, die arabische Partei, der arabische Stamm — das sind Classificationen, die ohne Zweifel von geschickten Orientalisten recht sinnreich erfunden sind, aber die wir Unwissende, die wir seit langen Jahren in diesen Ländern leben, nicht mehr kennen, als die Ulema's, deren Einfluß man jeden Tag rühmt. In unsern Augen sind die Ulema's keine gesetzliche Corporation, noch weniger eine der Staatsgewalten. Sie bestehen nicht aus gewissen Menschen, die gewisse Functionen ausüben. Jedes Individuum, das sich, nach herkömmlich gemachten Studien, bei einer Moschee anstellen lassen kann, darf sich Ulema nennen und religiöse Gutachten ausstellen; gefällt ihm das Gewerbe nicht, so kann es dasselbe verlassen und Kaufmann oder Seemann werden.

Da jeder dieser Ulema's besondere und oft widersprechende Sentenzen fällt, so ist es klar, daß aus ihrer Gesammtheit keine Corporation oder politische Gewalt resultirt. Wenn man sagt, die Ulema's, so ist das nicht mehr noch weniger, als wenn man bei Ihnen sagt, die Gelehrten. Es ist verdrüßlich für die genannten Orientalisten, die etwas ganz anderes darin sahen, aber es ist nicht mein Fehler, wenn sich in diesem Lande nichts hält, wenn die einzige Institution, die darin existirt hat, die der Janitscharen ist. Ihre Abtheilung des arabischen Stammes ist nicht mehr werth. Außer daß das Gesetz unter den Unterthanen des Großherrn nur drei Unterschiede festsetzt: die Mahomedaner, die Nicht-Mahomedaner, deren Cultus autorisirt ist und die Harby's, Leute ohne Glauben und Religion, unter welchen wir figuriren, so bedeutet das Wort Araber nichts anderes als Neger, und die arabische Race, die die Naturgeschichte ohne Zweifel anerkennen kann, existirt nicht in den Eintheilungen des Reiches. Man sagt niemals ein Araber, sondern ein Bewohner von Aleppo (Alepli), von Damas (Chamli), von Aegypten (Misrlili). Die Art, diese Völkerschaften zu administriren, ist überall dieselbe. Die Pforte giebt das Land an einen Pascha gegen festgesetzte, von ihm zu entrichtende Abgaben; seine Sache ist es, sich darin zu erhalten, und sich vor den Intriguen der Pforte, wie vor den örtlichen Revolutionen zu verwahren. Das ist der Titel und Rechts-Anspruch, unter welchem Mehemet-Ali-Pascha Gouverneur von Aegypten geworden ist, Misrlr Vulicy, wie man hier sagt, eine gewöhnliche Benennung aller seiner Amts-Collegen und welchen Sie in den eines Vice-Königs verwandelt haben.

Ich maaße mir nicht an, die Geschichte dieses Mannes zu schreiben; es genügt mir, zu sagen, daß er, aus den untern Classen der Gesellschaft hervorgegangen, sich successiv, durch List und Geschicklichkeit, zu dem Posten emporgeschwungen hat, den er jetzt einnimmt; in seiner Macht gehemmt durch die Mamelucken, die ihre Herrschaft wieder beginnen wollten, machte er es, wie der Sultan mit den Janitscharen, lud sie zu einem Male ein und ermordete sie.*) Das sind Kleinigkeiten in diesem Lande; die Moralität, der Credit Se. Excellenz litten darunter nicht im mindesten. Weit entfernt davon beglückwünschte man ihn vielmehr und er konnte von diesem Augenblicke an ungestört und nach Gefallen regieren.

Regieren bedeutet in den Gesellschaften des Orients niemals so viel, als das Land zum Vortheil der Einwohner, sondern nur für sich selbst zu administriren. Ein Glück für die Administrirten, wenn ihre Interessen mit denen des Herrn zusammentreffen und das ist selten der Fall. So suchte Mehemet-Ali, als ihm Aegypten zugefallen, den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen und da er in seiner Jugend einige Europäer gekannt, so bediente er sich ihres Rathes, um Ackerbau, Handel und Manufacturen einzuleiten; zu gleicher Zeit übertrug er ihnen die Organisation einer Armee und einer Marine. Bei seinen Entwürfen kamen die Einwohner nicht in Anschlag. Aegypten producirt Baumwolle und die Baumwolle wird in die europäischen Häfen verkauft; alle Landbewohner sind angewiesen, sie anzubauen und sie dem Pascha zu einem Preis zu überlassen, den er selbst bestimmt; andere sind verpflichtet, Zeug zu fabriciren, die dann für seine Rechnung verkauft werden. So füllen sich, durch sehr einfache Mittel, seine Kisten und er giebt sich in jeder Hinsicht das Ansehen eines Potentaten.

Das ist es denn, was man in Europa gefeiert hat; aber wie viel Charlatanismus ist angewendet worden, um ein so gehässiges System zu rechtfertigen!**) Dieser Charlatanismus ist das Werk der Franken, die die Geschäftsfreunde Sr. Excellenz sind. Sie sind es in der That, welche die Baumwolle kaufen, und die ihren Gewinn und ihr Glück auf die Art der Administration berechnen, die bis auf den heutigen Tag befolgt worden ist. Zuerst kauften sie Ladungen auf Credit, dann nahm der Pascha Agenten an, die beauftragt waren, sie zu verkaufen. Jetzt kaufen sie von Neuem; aber da der Geist der Rivalität sie dahin gebracht hat, Mehemet-Ali Vorschüsse zu machen, so würden ihre Fonds verloren seyn, wenn er gestürzt würde; auch vernachlässigen sie nichts, was Theilnahme für ihren Götzen erwecken kann; findet man irgend einen einflußreichen Menschen, so macht man es ihm zur Gewissenssache, die Wahrheit zu sagen, weil er dem Handel schaden würde. Man will junge Leute nach Paris schicken, um da erzogen zu werden, und wenn sie ins Land werden zurückgekehrt seyn, wird man sich wenig darum kümmern, wenn sie auf die Galeeren geschickt werden.***) Man wird auch schlechte Einrichtungen geltend machen, warum sich selbst der Pascha nicht bekümmert.

Inzwischen hindern selbst die seltsamsten Schmeicheleien doch nicht, daß die Ereignisse ihren natürlichen Gang gehen; in dem Verhältniß,

*) Ohne die That rechtfertigen zu wollen, muß man doch den Unterschied nicht übersehen, daß dies nur wenige, im Lande selbst verhaßte Häuptlinge waren, während die in allen Volks-Classen verzweigten Janitscharen, Schuldige und Unschuldige, 12,000 an der Zahl, niedergemacht und die sich ergeben oder auch gar nichts gethan, im Bosphorus ersäuft wurden. Anm. der Red.

**) Wir sind weit entfernt, dies System in seinen Motiven und seiner Anwendung zu rechtfertigen, aber unbestreitbar gewiß ist es doch ein materieller Fortschritt zu nennen, indem die Menschen geschickter werden, das zu betreiben, was einst zu ihrem eigenen Vortheile gereichen wird; der Sultan aber hat für Handel und Industrie noch wenig Zweckmäßiges, für den Ackerbau aber noch gar nichts gethan; die türkische Nation, unter ihm, ist noch wie vor in gewohnte Trägheit versunken, die Hauptstadt etwa allein ausgenommen. Anm. d. Red.

***) Aber warum sollte sie Mehemet-Ali nicht lieber zu seinen, wenn auch eigennützigen Zwecken benutzen, als sie auf die Galeeren schicken, da er dies mit weniger Kosten thun kann, als wenn er andere Europäer in seine Dienste nimmt, wie er doch gethan hat, da letztere zumal wohl eben so feste Grundsätze mit dahin bringen, als jene lustspielig unterhaltene Zöglinge, die auf die Galeeren zu schicken, doch außerdem wohl gar kein Grund vorhanden wäre? Anm. d. Red.

Digitized by Google

wie die Administration des Pascha sich befestigt hat, ist das Unterthanen des Volkes gewachsen; da in den ersten Zeiten die Baumwollen-Aerndte zunahm, so vermehrten sich auch die Hülfsmittel der Regierung; aber später konnten die Fellahs das Uebermaaß ihres Elends nicht ertragen und flüchteten sich in die benachbarten Länder, wo sie nichts weiter mehr anbauen wollten, als was zu ihrem Verbrauch nöthig war; viele sind in Mangel und Elend gestorben. Die Folge davon ist gewesen, daß vor der Expedition von Syrien der Verkauf der Aerndte nur das Drittheil von der von 1821 betrug und daß, nachdem diese Aerndte geliefert war, der Pascha noch ansehnliche Summen dem Handel schuldig war. Daher die Nothwendigkeit, sich auszubreiten und Eroberungen von seinen Nachbaren zu machen und in den angränzenden Provinzen die flüchtigen Aegyptier aufzusuchen, die Mehemed-Ali reclamirte, wie er es mit Ochsen und Kameelen gethan haben würde.*)

Nach diesen Thatsachen urtheile man über den Pascha von Aegypten. Scheint er wohl mit einem umfassenden Genie begabt? hat er größern Anspruch auf den Titel eines Beförderers der Civilisation als sein Herr? Wenn er je unabhängig von der Pforte**) würde, wenn er eine Dynastie gründete, glaubt man wohl, daß dies seyn würde, um die arabische Race zu erheben? Von ihm sollte man dies erwarten, der sie unter sein Joch gebeugt, mit Elend überhäuft und in einem Zustand von Knechtschaft erhalten hat, die schlimmer ist, als irgend eine andere des Reichs? Nein, wahrlich nicht; inzwischen würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man ihn mit seinem Herrn vergleichen wollte: wenn er die Regierung nicht zum Wohl seines Volkes bestimmt glaubt oder anwenden will, so will er sie wenigstens für sich selbst benutzen. Mann kann ihm Festigkeit, Muth und in seinen Entschlüssen eine für einen Türken seltene Consequenz nicht absprechen. Man kann eine gewisse Hoheit der Gefühle an ihm nicht verkennen und seine Sitten, als Privatmann, erwecken keineswegs solchen Widerwillen, als bei dem Sultan.

Ich habe genug vom Vater geredet, daß es überflüssig ist, auf den Sohn, Ibrahim Pascha, zu kommen, der nichts als das blinde Werkzeug seines Willens ist. Ibrahim fehlt es nicht an Muth; wenn er nüchtern ist, so besitzt er die Feinheit der Asiaten und begreift leicht, was sein Interesse ist; aber seine Fähigkeiten und seine Ansichten haben keinen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes.

---

## Die monarchische und die amerikanische Schule.

(2.)

Wir haben in unserm letzten Blatte über die Frage: „Kann Frankreich eine Republik seyn?“ einen Artikel aus dem National gegeben. Der nachstehende verhandelt, obwohl auf eine andere Weise, ungefähr denselben Gegenstand; er ist aus dem in Marseille erscheinenden Blatte: Le peuple souverain, genommen und es bedarf der Bemerkung nicht, daß er in nicht minder demokratischem Sinne geschrieben ist:

Um eine angebliche französische Constitution geltend zu machen, die nie anders als unter der Feder einiger legitimistischen Intriguants, und das nur seit drei Jahren, existirt hat, giebt eins der geschicktesten Organe dieser Partei in seiner letzten Nummer eine ziemlich lange Diatribe gegen die Constitution Englands und die der vereinigten Staaten. Wir geben ihm gern die erstere preis; aber wir glauben den folgenden Paragraphen dieses merkwürdigen Artikels anführen zu müssen:

„Wenn die Repräsentativ-Regierung stets nur eine Fiction in England war, so ist sie ganz anders illusorisch in Frankreich. Bei uns ist das Königthum nur eine glänzende Lüge, denn sie kann keinen Act der Autorität ausführen ohne die Intervention des Ministeriums und dieses Ministerium wird ihr fast immer aufgezwungen. Die Aristokratie hat selbst ihren Namen verloren: ohne Titel, weil die Leidenschaft der Gleichheit in allen Herzen gährt: ohne Einfluß, weil größere Existenzen außerhalb ihrer erschienen und sich der Patronatschaft bemächtigten, die ihr vormals gehört hatte, hat man sie bei den Bettlern und Lumpen der Straßrecken um Gnade bitten sehen; und als die verbannte Monarchie sich nach Cherbourg zurückzog, so sah die Pairie aus dem Fenster zu mit niedergeschlagenem Auge und Herzen, wie der Perser, dem ein Tyrann das Leben als Almosen schenken wollte, wenn er ohne Thränen der Hinrichtung seines Vaters zusähe.“

Aus diesem Paragraph kann man folgende Schlüsse ziehen: 1) Die Legitimisten wollen keine Lüge bei der constitutionellen Monarchie mehr, weil sie die pflicht- und gesetzmäßige Intervention eines Ministeriums zwischen der Krone und einer directen Wirksamkeit der Regierung verwerfen. 2) Da nun die Legitimisten die constitutionelle Fiction nicht mehr wollen, so haben sie nur zwischen der Allgewalt und dem monarchischen Despotismus oder einem Systeme persönlicher Verantwortlichkeit zu wählen, das den Fürsten auf die Rolle eines einfachen absetzbaren Präsidenten reduciren würde. 3) Da es keine, selbst nur nominelle, Aristokratie in Frankreich mehr giebt und kein Thron bestehen kann, ohne sich auf eine bevorrechtete, erbliche Aristokratie zu stützen, so ist die unwiderlegliche Folge dieses Geständnisses, daß es in Frankreich nur noch eine unermeßliche Demokratie giebt und die republikanische Regierung nothwendig und unvermeidlich ist, weil jede andere politische Form nur auf dem Leeren ruhen würde.

Gehen wir jetzt zu der amerikanischen Constitution zurück.

Wir beginnen mit der Erklärung, daß unsere Absicht nie gewesen ist, diese Constitution in Masse und in allen Stücken von den Ufern des Potomak an die der Seine zu verpflanzen. Unsere bestrittene Nationalität genügt sich selbst; dem französischen Volke, repräsentirt durch speciele Mandatarien, steht es zu, wir haben das zwanzigmal gesagt, die Regeln zu discutiren und zu adoptiren, nach welchen es sich selbst regieren will. Wir wissen nach Ort und Umständen zu handeln; aber wenn wir von allen Seiten um uns nichts als Leere, Ungewißheit, Revolutionen und Ruinen sehen, so ist es unsere Pflicht, einen forschenden Blick auf die Nationen zu werfen, die uns umgeben, zu untersuchen, wie sie den Spaltungen haben entgehen können, die uns zerreißen und ihre Erfahrung der unsrigen zu Hülfe zu rufen. Durch Erleichterung dieses Austausches von Licht und heilsamen Beispielen hat sich die Presse, die Schiffahrt, der Dampf vor Allem hochverdient um die Welt gemacht. Die Völker des Alterthums und die des Mittelalters kamen mit einander nur durch den Krieg, die Kreuzzüge und Verheerungen aller Art in Berührung und Verbindung: glücklicher als unsere Vorfahren haben wir gedruckte Bücher und Zeitungen; ein auf einem Blatte Papier verbreiteter Tropfen Dinte hat heutzutage mächtigern Einfluß auf das Schicksal der Menschheit, als die Ströme von Blut, die ein Alexander, ein Karl der Große und Millionen Kreuzzügler so thörigterweise vergossen. Warum sollten wir an Frankreichs Gränzen eine chinesische Mauer erbauen, um verbiendet alle Beispiele von Verbesserungen und Weisheit zurückzuweisen, die aus der Fremde zu uns kommen können? Der ursprüngliche Christianismus hatte, die Schranken zwischen den Völkern umstürzend und die Douanen des Gedankens aufhebend, aus allen den Völkern, die dem römischen Monopol isolirt unterworfen waren, ein Volk von Brüdern

---

*) Das heißt doch, nach unserer Ansicht, die Expedition von Syrien, deren politische Wichtigkeit und Erfolg in die Augen springt, nach einem so kleinlichen, materiellen und daher gehässig-parteiischen Maaßstabe messen. Anm. d. Red.

**) Uns dünkt, er sey es factisch schon und habe bloß, sehr politisch, bei dem jüngsten, doch nur scheinbaren oder ephemeren, Frieden, auf den Namen der Unabhängigkeit Verzicht gethan. Anm. d. Red.

Digitized by Google

gemacht. Kann die Freiheit, die Himmelstochter, nicht auch Berge ebnen und Meere glätten, um einen großen Völker-Congreß zu versammeln, wo die zuletzt Gekommenen die Arbeiten und Erfahrungen ihrer ältern Brüder benutzen werden?

Das alte Europa, und Frankreich insbesondere, sind nichts mehr, als ein großes politisches Chaos. Es giebt keine Hauptstadt, die nicht durch die Ebbe und Fluth des Krieges und der Revolutionen erreicht werden wäre. So wie der äußere Angriff aufhört, fangen immer Complotte und Aufstände an und rufen den Krieg von Neuem herbei. Ganz Europa ist übrigens, freiwillig oder gezwungen, dem Königthum unterworfen. Unser Frankreich hat alle Formen der monarchischen Regierung versucht: die kriegerische oder vielmehr Militair-Monarchie unter dem Consulat und dem Kaiserreich; die aristokratische, parlamentarische oder consultative unter den beiden Restaurationen; die Bürger-Monarchie unter dem jüngern Zweige der Bourbonen. Von allen diesen Monarchieen vegetirt nur die letzte noch und auf wie lange! Die früheren sind alle durch den Mißbrauch ihres Princips untergegangen: das Consulat, eine wahre Militair-Dictatur, ist in dem Kaiserreich versunken, das von Triumphen zu Niederlagen, erschöpft an Kraft und Blut, gefallen ist; die consultative Monarchie der Bourbonen ist zu Grunde gegangen, so wie sie repräsentativ hat werden wollen, da der Hof die Controle der Wähler-Classe nur pro forma ertragen konnte und das Land seinerseits darauf beharrte, eine reelle Constitution zu fordern; das Bürger-Königthum Ludwig Philipps hat sich seit langer Zeit gefährdet, indem es den Einfluß der bevorrechteten Eigenthümer oder Industriellen zu sehr steigerte und die andern Classen der Bevölkerung dadurch zwang, sich gegen dasselbe zu coalisiren. Wenn man anders nicht das Königthum Ludwigs XV. darstellt, was doch, nach dem eigenen Geständniß selbst der Coblenzer Emigranten, jetzt unmöglich ist, so sehen wir nicht, welche Art von Monarchie man an die Stelle derjenigen setzen könnte, die man Anfangs als das Meisterstück und non plus ultra gerühmt hat, und die, nach gemachter Erfahrung, sich als die täuschendeste und schwankendeste aller Regierungen erwiesen hat.

Unsere Gegner verdammen die Constitution von England, die von Montesquieu und selbst von Mirabeau als die classischeste von allen betrachtet worden ist. Diese Constitution, unter andern Umständen und für andere Sitten gemacht, ist übrigens auf dem Wege, sich selbst zu zerstören. Dasselbe gilt von der der Schweiz und wir halten es für überflüssig, von den ungestalteten constitutionellen Mißbräuchen (!) zu sprechen, die in Deutschland kämpfen, um zum Lichte zu gelangen. Was bleibt also in dieser Welt übrig, was die Zeit geachtet und geschont hätte?

Es lebt auf der andern Seite des atlantischen Meeres eine Nation, die nicht nur allen Uebeln unserer kostspieligen und bankerottirenden Monarchieen entgangen ist, sondern die auch selbst davon Nutzen gezogen hat, um ihre Bevölkerung, ihren Reichthum und ihren Einfluß in einer bis jetzt unerhörten Progression zu vermehren. Seit sechsundfunfzig Jahren, wo diese Nation mittelst zweier Kammern und eines Präsidenten, die sie zu bestimmten Epochen erneuert, sich selbst regiert, ist ihre Administration stets in vollkommenem Einklang mit ihren Sitten, ihren Interessen und ihrer Bildungsstufe gewesen. Es ist nicht ein Beispiel vorhanden, daß eine Versammlung ihre Vollmacht und Gewalt überschritten, noch ein Haupt der Vollziehungsgewalt gesucht hätte, sich durch Intrigue, Bestechung oder Gewaltthätigkeit über die Dauer seiner constitutionellen Functionen hinaus zu erhalten. Die großen Grundsätze der amerikanischen Politik sind gefaßt und befolgt worden durch die sieben in diesem Zeitraum nach einander fungirenden Präsidenten mit einer Scharfsicht, einer Ausdauer und Einheit des Ganzen, daß man sie nur mit den schönsten Zeiten der brittischen Aristokratie und der römischen Republik vergleichen kann. Unter ihrer geschickten und loyalen Administration hat sich das amerikanische Volk, das beim Anfange des Unabhängigkeitskrieges kaum drei Millionen Menschen zählte, in einem halben Jahrhundert fast verfünffacht, hat den Umfang seines Gebietes mehr als verzehnfacht, hat Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Häfen, Arbeiten aller Art unternommen und vollendet, die die Gesammtmittel unserer vier großen militairischen Monarchieen übersteigen; es hat den Ocean mit seinen Schiffen, die Küsten der ganzen Welt mit seinen Comptoirs und seinen Producten bedeckt; es ist auf den Gipfel des Gedeihens gestiegen, so daß es in zwei Jahren die, lediglich im National-Interesse contrahirte, Schuld getilgt haben und der Ueberschuß der öffentlichen Einnahme über die Ausgabe den verschiedenen Staaten restituirt oder, mit ihrer Bewilligung, zu gigantischen Unternehmungen von allgemeiner Nützlichkeit verwendet werden wird. Das hat die amerikanische Constitution in funfzig Jahren bewirkt, trotz der zahllosen Hindernisse, welche die Sparsamkeit der Bevölkerung, die Größe der Entfernungen, die Schwierigkeit der Communicationen, die Angriffe und die beständige Rivalität der alten Metropole, und auf vielen Puncten der tödtliche Einfluß des Klima's ihrer wohlthätigen Wirksamkeit entgegensetzte.

In demselben Verlauf der Zeit hat sich Frankreich mit seinem Himmel und seiner bewundernswürdigen Lage, dem Genie und der Thätigkeit seiner Bewohner, seinem enormen finanziellen, industriellen und Länderei-Reichthum, mit mehr als fünf Milliarden Schulden belastet, hat so oft die Dynastieen und Systeme gewechselt, als Amerika Präsidenten, hat seinen Ackerbau, seine Manufacturen und seine Marine verfallen sehen, hat Wege, Kanäle und Häfen entbehrt und sieht sich noch, zum Lohn seiner Sorglosigkeit und seiner politischen Unerfahrenheit, zwischen die drohende Doppelgefahr einer neuen Coalition der absoluten Monarchen und der Einschließung seiner Hauptstadt durch Bastillen, gestellt. Jetzt vergleiche man und wähle zwischen den amerikanischen Institutionen und allen denen, welche die Bourbonen octroyirt und gewähren könnten.

Dieser Gegenstand ist im Allgemeinen wenig bekannt und schlecht behandelt worden. Wir wollen deshalb untersuchen, was in der Constitution der vereinigten Staaten der Lage Frankreichs angemessen seyn kann und was man verwerfen oder vertagen müßte.

Man muß in den amerikanischen Institutionen zwei Dinge unterscheiden, die Föderal-Constitution, d. h. die der Union und die besondern Constitutionen der fünfundzwanzig Staaten. Die Föderal-Constitution, die einzige, die für jetzt für Frankreich paßt, enthält einen Senat, der nach Verlauf von sechs Jahren durch die besondern Legislaturen zum dritten Theil erneuert, eine Kammer der Repräsentanten, die alle zwei Jahre direct vom Volke erwählt wird, und einen vierjährigen Präsidenten, dessen Functionen, durch die Abstimmung der Nation, um noch vier andere Jahre verlängert werden können.

Dieses bewundernswürdig combinirte System vereinigt zugleich nicht das aristokratische, aber bleibende Interesse der Gesellschaft und die Abwechselungen des vorübergehenden Interesses. Jeder regelmäßig administrirte Staat ist in der That auf die Vereinigung dieser beiden Interessen basirt, die man sehr unpassend durch die abgeschmackten Benennungen von aristokratischen und volksthümlichen Interessen bezeichnet. So umfaßt die amerikanische Constitution, während die übrige Welt in zwei Fractionen getheilt ist, deren eine sich der Zukunft zuneigt, die andere sich hartnäckig an das Vergangene anklammert, zugleich die Gegenwart und die Zukunft, eine verhältnißmäßige Mittelstraße zwischen den beiden Extremen haltend, die erstere zur Entwickelung der letztern dienstbar machend. Die Regierung ist mithin eins (hat Einheit), wie die der unbeschränkten Monarchieen und das ist das Geheimniß ihres unver-

gleichlichen Erfolgs; aber diese Einheit ist der Ausdruck des höchsten Willens des souverainen Volkes, d. h. der Condensation aller Interessen und aller erleuchteten Begriffe nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunct fortschreitender Wirksamkeit.

In den vereinigten Staaten kennt man die Theilung und das angebliche Gleichgewicht der Gewalten, eine repräsentative Taschenspielerei, die in Europa so viele getäuscht hat, nicht oder verachtet sie. Das amerikanische Volk deliberirt und handelt selbst durch das Organ seines Congresses und seines ersten Beamten mit eben so vieler Regelmäßigkeit und Schnelligkeit als der Hofkriegsrath von Wien oder von Petersburg und die periodische Erneuerung dieser Werkzeuge seines Willens gestattet ihnen niemals, sich eine individuelle und unabhängige Existenz zu schaffen. Im schlimmsten Falle könnte der Präsident der Republik nicht über vier Jahre ein Administrations-System verlängern, das, wir wollen nicht sagen, antipathisch, aber auch nur der Mehrheit seiner Mitbürger unangenehm wäre. Wollte er es durch militairische Mittel versuchen, wie sollte er das anfangen? Die Armee der vereinigten Staaten zählt kaum sechstausend Mann und die Miliz oder Nationalgarde besteht aus einer und einer halben Million Bürgern.

Die amerikanische Freiheit hat daher nichts von der Ehrsucht der Präsidenten zu fürchten. Weit entfernt davon haben sich Washington, Adams, Jefferson, Monroe, Maddison, Adams der jüngere und Jackson, welches auch über sie die unheildrohenden Prophezeihungen der Opposition waren, als die besten Bürger der Union, so wie zugleich als die fähigsten gezeigt.

In unserm Frankreich dagegen hat das Radical-Gebrechen der monarchischen Institutionen den Fürsten unveränderlich dahin getrieben, zum Besten seiner Dynastie gegen das National-Interesse zu conspiriren. Da er niemanden Rechenschaft zu geben hat, und sich auf eine berauschende Höhe gestellt sieht, die ihn kaum den Beifall oder den Tadel der übrigen Menschen ereathen läßt, so tritt der König, durch die einzige Thatsache seines Ursprungs, schon verdorbt in die Welt oder, wenn er nicht auf dem Throne geboren ist, so hat ihn die immerwährende Ausübung der Gewalt bald verschlechtert. Jeder Mensch, der die Achtung und Zuneigung von Seinesgleichen entbehren kann, muß sich überhoben glauben, sie zu verdienen. Auch sehe man, wie die königlichen Dynastien anfangen und sich endigen: die Begründer sind Eroberer oder Schlauköpfe; ihre Nachkommen sind oft Alltagsmenschen, wo nicht Schelme; in allen Stücken hinter der großen Mehrheit ihrer Unterthanen zurückstehend.

Die großen Grundsätze der amerikanischen Constitution, die uns auf Frankreich anwendbar scheinen, sind daher: 1) die beiden Grade von Vertretung oder die Existenz der zwei auf verschiedene Art wählbaren Kammern, die eine die Meynung des Tages, die andere das politische und bleibende Interesse des Landes repräsentirend; 2) eine gleichfalls wählbare, temporaire und verantwortliche Executivgewalt. Die beiden Kammern und die Vollziehungsgewalt müssen oft erneuert werden, um ihnen nicht die Zeit zu lassen, durch die Ausübung der Gewalt verdorben zu werden, aber diese Erneurung muß zu verschiedenen Epochen geschehen, um Lücken und zu heftige Stöße zu vermeiden. Ein oder zwei Jahre für die Functionen der Deputirten, fünf oder sechs Jahre für die der Senatoren, vier oder fünf Jahre für die Wirksamkeit des Präsidenten scheinen uns zweckmäßige Gränzen, um die beiden großen Interessen dieser Welt, die Freiheit und die Stabilität zu vereinigen.

Unsere Gegner behaupten, daß die französischen Sitten einem solchen System sich nicht fügen und aneignen würden. Wir antworten ihnen, daß sie Unrecht haben, von den Sitten des Landes nach den ihrigen zu urtheilen und daß, wenn man die Erfahrung fragen will, das monarchische Regime am meisten von allen unsern Bedürfnissen und Gewohnheiten widerstrebt, weil, kaum durch Gewaltthätigkeit oder Ueberraschung gegründet, es vier- oder fünfmal durch Frankreich umgestürzt worden ist. Wenn man die Parasiten-Classen, die Beamten, Intriguanten und Sollicitanten ausnimmt, so wird man finden, daß kein Land auf der Welt, selbst Nordamerika nicht, reifer für das demokratische Regime ist, als Frankreich. Unter denen ihrer Stellung nach unabhängigen Legitimisten und selbst der gerechten Mitte ist es mehr eine Frage der Vorurtheile als der Sitten. Alle Parteien erkennen an, daß die Aristokratie todt ist, aber nicht alle Parteien sind gleich consequent. Möchten sie frei und ehrlich die Folgerung aus ihren Prämissen ziehen; sie werden dann anerkennen, daß eine Monarchie, von aller erblich-aristokratischen Umgebung isolirt, errichten wollen, so viel als auf einen leeren Raum bauen und den Saamen neuer Revolutionen säen heißt.

Der Gedanke der Unveränderlichkeit war consequenter, als er die Erblichkeit der Pairie verlangte. Unsere constitutionellen Monarchisten wissen nicht, was sie wünschen, wenn sie eine erbliche Monarchie wollen, die sich auf kein bleibendes Interesse stützt.

Zu der Zeit, wo die Constitution der amerikanischen Union bekanntgemacht wurde, bestand diese Union aus verschiedenen Staaten, welche alle, indem sie sich mit den andern associirten, ihre individuelle Souverainität doch bewahren und behaupten wollten. Das ist nicht der Fall mit Frankreich: seit beinah einem halben Jahrhundert giebt es keine Provence, Bourgogne, Bretagne oder Lorraine mehr. Die Gebiets-Einheit, die schon seit der Thronbefestigung des bourbonischen Hauses de facto existirte, wurde durch die National-Versammlung, mittelst der Creation der Departements, constitutionell festgesetzt. Es handelt sich daher hier nicht davon, die alten Provinzen zu reconstituiren, um daraus abgesonderte Staaten, wie die Schweizer-Cantons oder die englischen Ex-Colonieen von Amerika zu machen. Somit würde der alte Vorwurf des Föderalismus uns nicht treffen. Wir sind überdies überzeugt, daß ein gutes Gesetz der Departemental-Organisation, indem es die Mißbräuche der Centralisation vernichtete, vollkommen für die Bedürfnisse der Oertlichkeiten ausreichen würde. In dem jetzigen Zustande von Europa und bis Frankreich alle seine Nachbarn nach seinem Bilde gemacht hat (?!) ist es vor Allem wichtig, unsere kostbare National-Einheit zu erhalten. Später wird man wahrscheinlich die Fehler der jetzigen Departemental-Eintheilung verbessern und die natürlichen Mittelpuncte der Civilisation und des französischen Reichthums werden den Rang und Einfluß wiedererlangen, der ihnen gebührt.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Amerika hat den Verfasser dieses Artikels überzeugt, daß die Institutionen dieses glücklichen Landes überall vollkommene Früchte tragen würden, wo der gesunde Verstand etwas in der Politik gilt. Eine Erfahrung von sechsundfunfzig Jahren hat ihre Trefflichkeit und die beklagenswerthe Einseitigkeit aller unserer constitutionellen Träume, in ihrer Anwendung auf die Monarchie, bewiesen. Das repräsentative Königthum ist bis jetzt das hohlste Utopien gewesen. Wir haben es auf alle mögliche Arten versucht und sind dabei immer von dem Regen in die Traufe gekommen. Die englisch-amerikanischen Colonieen genossen dieses Glück vor uns; sie haben es wegen minderer Beschwerden, als die unsrigen, abgeworfen, und bis jetzt hat keine von ihnen es bereut, sich zur Republik constituirt zu haben.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 847. Hamburg. Mittwoch, den 4. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Der Mond und die Sterne.

Von

Capitain Basil Hall.

(N.)

Man kann ihn, unsern glänzenden Planeten, den Mond, wohl den Freund des Seemanns nennen, ihn, der uns nicht allein die Nacht erhellt und uns sein mildes Licht zur Reise leiht, sondern der auch unsere Schritte auf der Unermeßlichkeit der Meere, wo wir ohne seine Hülfe vergebens eine ungewisse und schwierige Bahn suchen würden, mit Sicherheit leitet. Um aber diese Vortheile gehörig einzusehen, muß man oft die Erfahrung gemacht haben, wie groß der Unterschied ist, mit oder ohne einen solchen Gefährten zu schiffen. Wenn ein Schiff sich nahe am Ufer befindet, vor allem an einer unbekannten Küste, so contrastirt die vom Mond erhellte Nacht sehr mit einer solchen, die in seiner Abwesenheit schwarz und düster ist. Wenn der Mond an dem Gewölbe des Himmels sichtbar wird, so verbreitet sich sein wohlthätiger Einfluß über alle Theile des Schiffes und über die gesammte Mannschaft. Man hat gesagt, der Mond ließe seine Verehrer närrisch und verwirrt werden: welch eine heillose Verläumdung! Er ist das Sinnbild der Ordnung und der Ruhe. Dank ihm handelt der Seemann mit der Kraft und dem Vertrauen, die seinem Gewerbe angemessen sind; er steuert aufs Ufer zu, und trägt kein Bedenken, in den Hafen einzulaufen, oder mitten durch Felsen und Klippen hinzugleiten, bis er endlich auf einer guten Rhede vor Anker geht, ohne erst bis zum hellen Morgen umherzutappen. Während das Schiff unter dem Schein dieses gnädigen Gestirns munter längs der Küste hinfährt, sehen die Offiziere umher, merken sich das Land, achten auf die Sondirung, und selbst die Phlegmatischsten unter den jungen See-Cadetten fühlen sich von einer Art von hochherzigem Enthusiasmus ergriffen, wenn ein schönes Mondlicht seine Zauberfinten über ein Land ergießt, das sie zum erstenmal besuchen.

Bei einer düstern Nacht, in der Nähe einer gefahrvollen Küste, wenn der Wind stürmt, es nebelt oder regnet, die Fluth ungewiß ist und die Sondirung anders ausfällt, als es auf der Charte angegeben ist, gewinnt alles ein anderes Ansehen. Der Capitain fühlt sich unlustig, verlegen; und oft weiß er bei all seinem Eifer und den besten Weisungen nicht, was er thun soll. Die Offiziere unter seinen Befehlen, auf welchen auch ein Theil seiner schweren Verantwortlichkeit ruht, werden in der Finsterniß völlig unthätig, indem sie es fühlen oder doch meynen, daß sie so nicht nützen können. Die, auch ihrerseits durch das Unsichere im obern Rathe verwirrt gemachten, Matrosen ziehen sich durchnäßt vom Regen und bebend vor Kälte in alle Winkel des Schiffes zurück, und es hält schwer, sie mitten unter dem Regen und der Kälte in der Finsterniß zu den nöthigen Dienstleistungen beisammen zu halten.

Wenn aber der freundliche Mond am Horizonte erglänzt, dann ist Jack stets munter und am Platze. Statt vor dem langweiligen Regen Schutz zu suchen, oder verstimmt und wortkarg unter dem Winde der Masten zu kauern, geht er zu seinen Kameraden auf das Verdeck, da, wo der Schatten der Segel und des Tauwerks dem Eindringen des Lichtes am wenigsten hinderlich ist. Dort erzählt er seine alten Histörchen, oder stimmt, leicht ums Herz, zu den Sternen aufschauend, die ihm über dem Haupte funkeln, ein Lied an. Wie ermattet auch seine Glieder seyn mögen, ist er stets zum Dienste bereit; beim ersten Ruf des Offiziers, beim ersten Laut der Pfeife des Hochbootsmanns eilt er auf seinen Posten, gewiß, daß seine Thätigkeit bemerkt werden wird, und so wie er das Commandewort vernimmt, geht er mit dem Vorsatz zu Werke, alles bestens auszurichten. Dann schienen die Segel selbst sich zu beleben und sich dem Winde williger zu öffnen; die Raaen bretakeln sich mit mehr Einklang, die Stengen werden straffer angezogen und die Beyleinen besser gehandhabt, kurz alles wird aufs beste besorgt und das Schiff geht dann in Folge dieser ihm zu Gute kommenden Präcision mit mehr Sicherheit und Leichtigkeit. Der starke Thau, der in einer so heiteren Nacht fällt, verbreitet sich über das Segeltuch, verstopft alle seine Poren, und der geringste Hauch des Windes wird von den Matrosen aufgefangen.

Ich brauche wohl gegen den, der je Zeuge des in der Stille auf die Takellage und die Segel herniederfallenden Thaues gewesen ist, nicht erst von all den poetischen Bildern zu sprechen, die durch Nächte wie die, von welchen hier die Rede ist, erweckt werden. Was mich betrifft so ist es mir, als hörte ich die Laute der Guitarre, oder als sähe ich den verführerischen Blitz eines schwarzen Auges durch das Gitterwerk eines Balcons schießen, es sey nun, daß ich mich in Gedanken an die so reichen Gestade von Chili und Peru versetzt sehe, oder daß ich, noch weiter in die Vergangenheit meines Lebens zurückgehend, die köstlichen Erinnerungen meiner Jugend und meiner Liebschaften, zu Vigo und zu Corunna wiederfinde.

Wenn der Himmel aber wolkigt ist, der Mond sich unter dem Horizont befindet, und ein kalter Wind melancholisch in die feuchten und schlotternden Segel pfeift, so will es mit keinem Manövre recht fort und das arme Schiff schleppt sich nur träge unter dem Winde hin. Kommt dann ein plötzlicher Windstoß, so verwirrt sich das Tauwerk, die Stengen sperren sich, die Segel zerreißen, die Matrosen scheinen erstarrt und gelähmt zu seyn; es bricht ein Mast, es werden die Küste und das Felsenriff sichtbar: man will wenden, aber das Steuer versagt seine Dienste; man wirft das Anker aus, aber es will nicht fassen; der Kiel stößt auf den Grund — und alles ist verloren!

Aber wenn auch alle diese fatalen Zufälle nicht vorfallen, so sind doch die Havarieen, die Widerwärtigkeit, seine Zeit zu verlieren und von der rechten Bahn abzukommen, Ungeduld und üble Laune nur zu oft die traurigen Folgen der Abwesenheit unsers guten und liebenswürdigen Freundes,



Digitized by Google

des Mondes. Wenn ein Segel oder eine Stenge Schaden nimmt, so ist zu deren Ausbesserung in einer düstern Nacht noch einmal so viele Zeit vonnöthen, als wenn die Himmelsleuchte ausgesteckt ist. Und wenn auch der tüchtigste und aufmerksamste Steuermann ans Ruder gestellt wird, wird er doch, wenn er nichts sehen kann, das ihm als Richtschnur dient, einen falschen Cours nehmen. Es wird dem Sondirer, der bei den Ketten der Rüsten gestellt ist, schwer werden, die Zeichen der Leine zu zählen, wenn ihm der Schnee ins Gesicht stiebt und er in seinen kalten und erstarrten Händen fast alles Gefühl verloren hat; dann verwickelt sich seine Sonde leicht in den Vorder-Scheten, oder streift über die Arme des Nothankers hinweg: kurz alles geht verkehrt.

Ist es hingegen Vollmond, so fühlt der Steuermann sich doppelt tüchtig. Statt das Steuerrad hin und her zu drehen und sich vermittelst einer Compaßnadel, die nach jeder Seite hin einen bis zwei Puncte vibrirt, vergebens abzumühen, den rechten Strich zu halten, steuret er, in aufrechter Stellung, den Blick nach dem Mastkorbe gewendet, den Cours, welchen ihn die schimmernde Constellation der Canope oder des Widders, oder etwa der große Planet Jupiter, oder selbst der hellglänzende Mond als den richtigen nachweiset. Welches Gestirn er sich gewählt haben mag, kann er sofort durch seine Veränderung der relativen Stellung sehen, ob der Schiffsschnabel von dem rechten Cours abweicht, was er dann durch einen kleinen Druck, der das Steuerrad kaum bemerkbar bewegt, verbessert.

Man wird es ohne eine erzwungene Analogie begreiflich finden, daß der Mondschein nicht minder der pünctlichen Beobachtung der Disciplin günstig ist, sowohl um denjenigen, der davon abweicht, zu warnen, als um zeitig ein Vergehen wieder gut zu machen. Ich erinnere mich aus meinem langen Seemannsleben keines Umstandes, wo ich dem Monde inniger gedankt hätte, als da, wo ich zum erstenmale den großen Platastrom besuchte, dessen Mündung, mehr als hundert Meilen breit, eine Menge Untiefen und gefährlicher Stellen hat. Wir hatten den ganzen Tag hindurch das Land zur Rechten gehabt und bei Sonnenuntergang passirten wir den Hafen von Maldonado. Ich hatte Ordres, die ich dem ersten dem besten königlichen Kriegsschiffe behändigen sollte, das ich vor Anker finden möchte, deshalb hielt ich mich so nahe an die Küste; da ich aber nur zwei französische Schiffe gewahrte, von welchen das eine die Admiralsflagge führte, so beschloß ich auf Montevideo zu steuern, das mehr westlich lag. Der Wind blies, nicht sehr heftig, aus Osten; es war Vollmond; wir hatten vortreffliche See-Charten, und der Capitain Foster, damals Unterbefehlshaber am Bord des Conway, kannte aus Erfahrung alle die Umwege der Fahrt. Wir fuhren so schnell einher, als wären wir über der klaren Oberfläche eines Landsee's dahingeglitten, auch war das Wasser wie ein Spiegel; denn der breite Platastrom bekommt erst mehr als hundert Meilen weiterhin das Ansehen eines Flusses. Es konnte mit einem Worte nichts schöner seyn als diese Fahrt von sechszig Meilen; wir verloren das Land nicht einen Augenblick aus dem Gesichte, und kaum, daß wir ein Cap oder eine Insel vor uns gehabt hatten, sahen wir uns schon nach andern um, die, wie wir wußten, nicht fern seyn konnten.

Ein Umstand, der die Vollkommenheit beweiset, zu welcher gegenwärtig die Wissenschaft der Hydrographie gelangt ist, ist der, daß die Kauffahrteischiffe heutzutage zwischen den Untiefen und den Sandbänken des Platastroms nicht bloß ohne alle Besorgniß, sondern fast eben so sicher, als ob alle die Sandbänke, die unter dem Wasser verborgen liegen, hoch darüber hervorragten, hindurchsteuern.

Gegen Mitternacht passirten wir die Flocos-Inseln, zwischen welchen und Montevideo wir hoffen durften, das Schiff des Commodore vor Anker zu finden. Demzufolge gelangten wir, ohne in unserm Cours um einen einzigen Puncte abzuweichen, geradeswegs zu dem Ankerplatze, wo wir die hohen Masten des Superb, vom Monde hell erleuchtet, vor uns aufsteigen sahen. Wir ankerten Bord an Bord, und als ich dem Commandanten unsere Ankunft gemeldet hatte, erhielt ich den Befehl, sogleich wieder weiter, nach Buenos-Ayres zu gehen. Obgleich es Nacht war, trug der Lootse, den wir bekamen, kein Bedenken, sondern sagte, indem er nach dem Monde sah: „Bei einem solchen Lichte geht es eben so gut, als ob es Tag wäre."

Unstreitig ist es in diesen schönen Regionen des Erdballs, wo man die malerischen oder poetischen Schönheiten des Mondes am meisten inne wird und empfindet; vor allem aber offenbart sich seine Nützlichkeit in den stürmischen Breiten jenseits der Tropen. Ich habe mehr als einen unerschrockenen und erfahrenen Seemann gekannt, dem doch bei der Annäherung zu den Vorgebürgen, in welchen Afrika und Amerika auslaufen, nicht wohl zu Muthe war und der sich recht sehr nach einem schönen Mondlicht sehnte, um gegen die Winde in dem südwestlichen Theile anzuringen. Noch jetzt, wo die Reihe der Jahre das graue Haar auf meinem Haupte vervielfältigt hat, erinnere ich mich des Wonnegefühls, mit welchem ich die Erscheinung des blassen Lichtes segnete, als mein armes Schiff sich in den langen und düstern Nächten eines Sommers im Südpol von Eisschollen umzingelt sah.

Die Schmuggler, so wie die Marodeurs in England und in dem feudalistischen Schottland machen sich abwechselnd die Anwesenheit und die Abwesenheit des Mondes zu Nutz, indem sie ihre geheimen Unternehmungen, für die Zeit, wo er nicht sichtbar ist, und ihre kühneren Expeditionen für die Zeit, wo er am Horizonte aufsteigt, einrichten. **Reparabit cornua Phoebe**, „warten, bis dem Monde die Hörner wieder gewachsen sind," ist ein Motto, mit dem man an den Ufern des Tweed sehr gut bekannt ist; es ist dasselbe, welches Sir Walter Scott, ein Abkömmling der räuberischen Krieger, die sich so gut darauf verstanden, die alte classische Luna zur Mitschuldigen ihrer Einfälle zu machen, in seinem Wappen führt. Und mit welcher alternativen Freude und Verdruß rufen nicht die Geschwader, die einen Hafen blockiren, und die Schiffe, die von den Geschwadern blockirt werden, die wechselnden Phasen des Mondes zu ihrem Beistande an.

Über die ohne Unterlaß veränderliche Natur dieses Planeten, die unregelmäßigen Epochen seiner Wiederkehr, die Gewalt, welche etwas dicke Wolken haben, ihn zu verdunkeln, bringen einen steten Wechsel hervor, der allen Berechnungen Trotz bietet und die Sterblichen, die von seinen Launen abhängig sind, oft sehr unglücklich macht. Nie ist wohl einem Manne leichtsinniger von einer Koketten mitgespielt worden, als der Mond mit einer ganzen Flotte sein Spiel treibt, und dennoch gewinnt er, gleich den Cynthien dieser unserer Welt, mit welchen ich ihn vergleiche, die Herzen seiner Anbeter immer gleich wieder, so wie er ihnen neuerdings ein Lächeln spendet.

Indem ich das Lob des Mondes feiere, kann ich nicht umhin, mich auch des Breitern über die geheimnißvollen aber unwiderstehlichen Beziehungen auszusprechen, die zwischen Sr. keuschen Herrlichkeit und dem Gewässern stattfinden, die sich über der Erde hin ergießen — ein sichtlicher Beweis der Gesetze der Schwerkraft, ein Phänomen, das nicht an Interesse verliert, wie genau man auch damit bekannt seyn mag. Selbst an den Küsten, wo die Bewegung der Ebbe und der Fluth sich wenig bemerkbar macht, kommen Fälle vor, welche in einer merkwürdigen Weise den unbeschränkten Einfluß des Mondes auf die Fluthen darthun. So erinnere ich mich recht gut, wie an der südlichen Küste von Peru, obwohl das perpendiculaire Steigen und Fallen des Meeres während des

Digitized by Google

ganzen Monats nur sehr schwach war, die Brandung am Ufer zur Zeit des Vollmondes und seines Wechsels zweimal furchtbarer ward und die Wogen, die sich an dem Felsen brachen, zwei- bis dreimal höher gingen, als gewöhnlich. Ich mag es kaum sagen, wie hoch ich diese Wassermassen über die Felsen von Mollendo habe steigen und dann plötzlich mit einem so furchtbaren Tosen in das Meer zurückfallen sehen, daß jedem am Bord ein Schauder überlief, obgleich wir weiter als eine Meile davon an schweren Eisenketten vor Anker lagen. Und hier ist die Rede von den Gewässern, wo der Sturm eine unbekannte Sache ist, und wo der Ocean, wie es auch sein Name andeutet, außer an seinen Ufern, in der That ein stiller ist. Selbst in einer kurzen Entfernung kann man zur Zeit des Mondwechsels die unbedeutende Zunahme der Fluth kaum wahrnehmen; aber die Bewegung, welche die vereinte Einwirkung des Mondes und der Sonne in diesen Epochen erzeuge, steigert doch, wenn sie auch unserer Wahrnehmung entgehe, das Rollen der Wogen im offenen Meere sehr wesentlich, und wenn diese Wogen durch das Anprallen der Fluthen, die das Ufer zurückdrängt, in ihrer riesigen Entwickelung gestört werden, so entstehen die ungeheueren Brandungen, welche längs den Küsten rasen.

Was den gleichgültigen Beobachtern nur ein gewöhnlicher Gegenstand der Neugierde oder höchstens der wissenschaftlichen Theorie ist, das kann für den Offizier, der es sich angelegen seyn läßt, aus allen Hülfsmitteln der Natur Nutzen zu ziehen, von hoher practischer Wichtigkeit werden. Die Thatsache des stärkeren Zurückprallens der Wogen an der Küste von Peru war jedermann in diesen Gewässern bekannt; aber es war dem Genie des Lords Cochrane, jetzigen Comte-Admirals Lord Dundonald, vorbehalten, die Vortheile zu ermitteln, die sie seinen kühnen Unternehmungen darbot. Wenn er eine Landung oder das Einschiffen von Truppen beabsichtigte, so wußte er immer, wie durch eine Eingebung, den dazu geeignetsten Ort dazu zu wählen und dieses dann stets im ersten Mondsviertel; wenn er es aber gerathen fand, jede Gemeinschaft zwischen dem Ufer und sich zu vermeiden, so richtete er es so ein, daß die Zeit seiner Operationen mit der Abnahme des Mondes zusammentraf, weil dann das Zurückprallen der Wogen so stark war, daß selbst die Balsas des Landes es nicht wagen konnten, diese Brandung zu passiren.

Ich könnte noch eine Menge von Beispielen anführen, um zu zeigen, wie sehr der indirecte Einfluß des Mondes oder die directe Wohlthat seines Lichtes die nautischen Operationen unter allen Himmelsstrichen modificirt; aber nur zwischen den Tropen zeigt seine unvergleichliche Schönheit sich in ihrem vollen Glanze. Welcher Dichter, Moore ausgenommen, welcher Maler, es wäre denn, daß Turner sich versucht fühlte, einmal diese Meere zu besuchen, könnte wohl die köstlichen Bilder wiedergeben, welche die Meerengen von Sunda, Sincapore oder Malacca dem Europäer darbieten? In diesen Gewässern bei hellem Mondschein fahren, das bildet in der That das schöne Ideal der Schiffahrt: ich kann mich an die Idee, daß ich jene zauberischen Regionen nicht wieder zu sehen bekommen soll, noch gar nicht gewöhnen, und würde, glaube ich, wenn eine vortreffliche vornehme Wittwe, oder irgend ein würdiger und guter Alter mich zum Erben einsetzte, gleich ein Schiff für mich allein in Fracht nehmen, um unter dem orientalischen Himmel noch einmal in jene liebliche Stimmung versetzt zu werden. Wie oft habe ich mir selbst die Frage aufgeworfen, wie es kommen mag, daß die wackern und reichen Mitglieder unsers Jagd-Clubs sich mit den Reisen, die nicht der Rede werth sind, begnügen mögen, statt in den fernen Regionen Schauspiele zu suchen, von welchen eine einzige Nacht ein ganzes Jahr ihrer Küstenfahrt aufwiegt.

Ich habe bis jetzt nur von dem Monde gesprochen, doch bin ich auch gegen die andern Gestirne, die Lord Byron poetisch die Poesie des Himmels nannte, nicht undankbar. Ich erinnere mich, mit welcher Wonne ich das Erstemal, als ich das famöse Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, auf dem Verdeck blieb, als meine Wachtstunde abgelaufen war, um mich an dem Anblick der Gestirne zu weiden, die ich erst dem Namen nach kannte. Indem wir die Charte des Firmaments, oder die Himmels-Globen, wie wir es uns herausnehmen, diese Spielzeuge der Wissenschaft zu benennen, studiren, würdigen wir die Erzählungen von einem Centauren mit zwei glänzenden Sternen an seinem Haarbüschel, oder von einem Pfau mit einem Diadem an der Stirn, strahlend wie Aldebaran, oder von dem prachtvollen Auge des Stieres, oder von dem ungeheueren Schiffe Argo, das die südlichen Himmel mit einem großen Stern durchläuft, der gleich einer Flamme an einem seiner Ruder funkelt. Natürlich würde es eine vergebliche Mühe seyn, wenn der Geist diese großartigen Conceptionen auf irdische Formen reduciren wollte: überdem verwischt sich jede Art von Form bald, denn die Nomenclatur der Gestirne ist nur eine Nomenclatur practischer Nützlichkeit, durch die mysteriöse Sprache poetisch gemacht, für welche die ersten Reisenden eine so große Liebhaberei hatten. Es wird, denke ich, wohl niemand erwarten, daß an dem Himmelsgewölbe Centauren, Schiffe und Pfauen sichtbar werden sollen; doch muß ein jeder begierig seyn, die Gestirn-Combinationen kennen zu lernen, die so lebendig die schöpferische Einbildungskraft ihrer ersten und glücklichen Beobachter aufregten. Obgleich sich nur eine sehr kleine Anzahl dieser Sterngruppen in bestimmte Formen bringen läßt, giebt der Geist sich doch leicht einer anmuthigen Täuschung hin. Auch begannen wir selbst, auf unsern Kreuzzügen in der Umgegend des Caps, nachdem wir einige Nächte hindurch die verschiedenen Constellationen betrachtet hatten, welche, am Horizonte aufsteigend, den Meridian durchkreuzten und in den westlichen Fluthen untergingen, nicht allein ihnen ihre conventionellen Titel beizulegen, sondern sie uns noch als Hydern, als Tauben, als amerikanische Gänse, als Phönire, als fliegende Fische vorzustellen, unvergessen den ungeheuren Wallfisch des Südens, dessen so schönes Auge, Fomalhaut genannt, im Zenith des Caps funkelt, den die Astronomen unsers Europas aber kaum kennen, weil seine höchste Höhr für sie nicht über zehn Grade geht.

Aber von allen astaretischen Gestirnen ist das berühmte Kreuz des Südens sicher das merkwürdigste und muß zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit des Reisenden fesseln, der glücklich genug ist, es zu sehen. Es müßte, dünkt mir, selbst demjenigen auffallen, der nie von der christlichen Religion etwas gehört hätte; doch ist das schwer zu beurtheilen, wenn man bedenkt, daß in Folge einer steten Begriffsverbindung fast alle Gedanken, alle Worte und alle Handlungen unsers Lebens mit diesem geheiligten Symbole in einem engen Verbande stehen. Von den drei großen Sternen, welche das Kreuz bilden, befindet sich der eine am Haupte, der zweite am linken Arm und der dritte am Fuße; der letztere, das Alpha genannt, ist der bedeutendste. Auch ohne den kleinen Stern, der den horizontalen Balken vervollständigt, würden die vorerwähnten durch ihre Stellung ein Kruzifix bilden. Wenn der kleinere Stern im Meridian steht, ist das Kreuz fast gerade, und wenn er unsichtbar wird, sehen wir es sich im Westen überneigen. Ich weiß nicht so recht, ob diese Stellung nicht im Ganzen mehr ins Auge fällt, als wenn man es sich allmählig im Osten heben sieht. Uebrigens ist das Kreuz des Südens in allen seinen Stellungen bewundernswürdig, und, wenn die Einbildungskraft ein wenig mitwirkt, wohl geeignet, im Innern des Herzens feierliche Betrachtungen zu erwecken. Ich kenne den Eindruck nicht, den eine solche Ansicht auf andere haben mag; was mich betrifft, der ich oft ganze Nächte in der Anschauung des Südkreuzes zugebracht habe, so erinnere ich mich nicht, bei diesem Schauspiel zweimal in gleicher Weise angeregt worden



Digitized by Google

zu seyn, vielmehr waren meine Eindrücke immer stärker, je öfter ich es gesehen hatte.

Da dies Gestirn ungefähr dreißig Grade vom Südpol entfernt ist, so kann es in seinem vollen Umlauf beobachtet werden; auch habe ich es, als ich mich auf der Höhe des Caps befand, in allen seinen Phasen gesehen, von seiner geraden Stellung zwischen dem sechszigsten und siebenzigsten Grade hoch am Horizonte ab, bis zu seiner völligen Umkehrung, wo es mit seiner Spitze fast die Wellen berührte. Diese letztere Stellung rief mir stets den Tod des heiligen Petrus ins Gedächtniß, von dem man sagt, er habe eine große Ehre darin gesehen, den Kopf unterwärts gekreuzigt zu werden. Endlich möchte ich den sehen, der, wenn er auch der größte Dummkopf unter der Sonne wäre, dem Wechsel im Anblick, den dies Prachtgestirn darbieten, folgen könnte, ohne sich von Bewunderung über dessen Schönheit ergriffen zu fühlen.

---

## Gebrauch und Handel des Thee's in China.

Von Klaproth.

(Aus dem Journal Asiatique.)

(N.)

Die Missionarien haben uns umständliche Aufschlüsse über den Anbau und den Gebrauch des Thee's gegeben, aber man muß sich wundern, daß man in ihren Schriften nichts findet, wonach die Zeit anzugeben wäre, wann die Sitte, sich dieses Getränkes zu bedienen, sich in China verbreitet hat. Jedoch ist aus mehreren Stellen der älteren Autoren ersichtlich, daß der Gebrauch des Thee's sich aus den Zeiten der Dynastie des Tsin herschreibt, die in den Jahren 265 bis 419 vor Christo herrschte. Man liesest in einem Buche, das Chi-chouo betitelt ist, daß Wang-mouug, der Minister der öffentlichen Arbeiten unter den Tsin's, ein Verehrer des Thee's war, und ihn denen zu trinken gab, die zu ihm kamen, in welcher Weise sich dann dessen Gebrauch verbreitete. Wang-mouug lebte in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts.

Die Geschichte der Soui's erzählt, daß dem Kaiser Wenti, in der letzten Zeit seiner Regierung, gegen das Jahr 600, geträumt hatte, ein Geist habe ihm den Schädel verändert. Seit jenem Augenblicke litt er fortwährend an Kopfschmerzen. Da ward ihm von einem buddhistischen Priester der Rath gegeben, daß er in den Gebirgen die Blätter der Pflanze Ming (gleichbedeutend mit Tcha (oder Thee), was von den alten Chinesen auch Thou ausgesprochen wurde) pflücken lassen und einen Aufguß davon trinken sollte. Durch dies Mittel genas er, und seitdem kam der Thee dann überall in Gebrauch. Das Wort Thee, dessen sich die Europäer bedienen, ist unstreitig das malayische Tuh, das von dem alten chinesischen Worte Thou abzustammen scheint.

Schon im Jahre 780 hatte ein Mitglied des Finanzministeriums dem Kaiser Te-tsung, von der Dynastie Thang, den Vorschlag gemacht, eine Steuer von 10 pCt. auf den Thee, den Firniß und das Holz zu legen. Diese Maaßregel kam hinsichtlich des Thee's erst im Jahr 793 zur Ausführung und dann auch nur für den Theil, der außerhalb der Gebirge, wo er wuchs, verkauft ward. Als der kaiserliche Schatz, unter der Regierung des Mu-tsung (von 821 bis 824), fast gänzlich leer war, da steigerte Wang-po, der Generalinspector der Salinen und der Bergwerke, die Abgabe vom Thee auf 50 pCt.

Unter der Dynastie der Soung's machten die mit der Ernte des neuen Thee's beauftragten Administrationen des Tou-nan dem Stifter dieser Dynastie den Vorschlag, den Preis dieses Artikels zu steigern; Tai-tsu antwortete aber: „Der Thee ist eine vortreffliche Sache, die man nicht vertheuern muß, um nicht das arme Volk zu drücken."

Unter der Regierung des Jin-tsung, von derselben Dynastie (von 1023 bis 1063), wurden große Thee-Manufacturen angelegt. Von dieser Waare gab es damals zweierlei Arten: die eine ward Pian tcha genannt; es waren dieses Blätter, die am Feuer getrocknet und zu einer Masse in der Gestalt eines Brettes geformt wurden; die andere, die man San tcha nannte, ward ebenfalls aus am Feuer getrockneten Blätteen bereitet, nur wurden diese dann pulverisirt. Dieser Thee ward in Porcellanflaschen, gleich allen andern Parfümerieen, aufbewahrt.

Unter der Regierung des Chin tsung (von 1068 bis 1086) begab Li thi sich nach dem Lande des Chu (das westliche Szu tchhuan), kaufte dort Thee, und tauschte diesen in den Städten Thsin tcheou, Fung tcheou, und Ho tchou (im Chen-si) gegen Pferde aus. Unter den Sung's war es, wo man den Anfang machte, in den Gränz-Provinzen Märkte einzurichten, um den tubetanischen Völkerschaften als Tausch für die Pferde, die sie dorthin brachten, Thee anzubieten.

Unter den Yuans oder Mongolen in China gab es Mo tchha oder Pulverthee und Ye tchha oder Blätterthee. Diese Dynastie errichtete ebenfalls Märkte, wo man Thee gegen die Pferde der nomadischen Völker im Nordosten, die, wie die Geschichte hinzusetzt, ihn immer sehr in Ehren hielten, austauschte.

Unter der Dynastie der Ming's errichtete man einen gleichen Markt in dem Szu-tchhouan für die Tubetaner und noch vier andere in dem Chen-si für die Mongolen.

Das Mittel, dessen sich die jetzt regierende Dynastie der Mandschu's in China bedient, um der richtigen Erhebung der Abgabe von den Thee'n gewiß zu seyn, ist höchst einfach. Es darf niemand Thee kaufen oder verkaufen, der dazu nicht von der Regierung ermächtigt worden ist. Diese Ermächtigung besteht in doppelten Zetteln, welche das Schatzamt den Kaufleuten giebt, die Thee verkaufen wollen und die die Abgabe davon entrichtet haben. Diese Zettel lauten, wie folgt:

„Thee-Zettel, ausgegeben von dem Finanz-Ministerium."

„Da beim Ministerium der Finanzen ein Bericht der Administration der Thee'n in dem Distriete *** eingegangen ist, so hat es diesen sorgfältig untersucht und gefunden, daß er sowohl dem kaiserlichen Decrete über die Thee'n, als all den andern Vorschriften entsprechend ist, die hier abgefaßt und überall bekannt gemacht worden sind. Das Ministerium hat deshalb diesen Thee-Zettel drucken lassen, das die folgenden Puncte enthält und das den Kaufleuten gegeben worden ist, um ihnen als Beglaubigung, daß sie Thee verkaufen dürfen, zu dienen.

„1) Der Kaufmann bekommt einen dieser Zettel für jedes Käschen oder jeden Korb Thee von hundert Kin oder chinesischen Pfunden an Gewicht, von welcher Qualität der Thee auch seyn möge. Auf einem dieser Zettel ist das Gewicht angegeben; der andere, auf welchem sich der halbe Abdruck des Siegels befindet, autorisirt zum Verkauf des Thee's. Diese Zettel sind den Kaufleuten eine hinlängliche Quitung, daß sie davon den Preis an den Schatz entrichtet haben.

„2) Der Kaufmann, der Thee verkaufen will, muß die für das Quantum der Waare erforderlichen Zettel bei sich führen. Unterläßt er diese Vorsichtsmaaßregel, so verfällt sein Thee in die Kathegorie der verbotenen Waaren und der Eigenthümer verwirkt dieselbe Strafe, als die, welche geschmuggeltes Salz verkaufen. (Die Waare wird confiscirt und ihr Eigenthümer wird mit Bambus-Schlägen abgestraft.)

„3) Wenn ein Transport Thee bei einem Zollamte ankommt, so muß dessen Oberhaupt sorgfältig die Zettel nachsehen, die dazu gehören.

Digitized by Google

Wenn er sie richtig befunden hat, so reißt er eine Ecke davon ab; dann kann der Thee passiren, wenn nicht andere Waaren, die nicht angegeben worden, ihm beigepackt sind.

„Wenn jemand unter einem alten Zettel Thee in einem Hause verbirgt, so verfällt der Herr des Hauses als Hehler in dieselbe Strafe, wie der Defraudant.

„4) Wenn Thee nach einer Stadt gebracht wird, so muß der dortige Bürgermeister die Zettel dazu untersuchen, von welchen er, wenn er sie richtig befindet, eine Ecke abreißt und dann den Verkauf der Waare gestattet.

„5) Wer falsche Thee-Zettel anfertige, dem wird der Kopf abgeschlagen und alle seine Güter werden zum Besten des Staates confiscirt. Der Angeber erhält eine Belohnung von zwanzig Unzen Silber.

„6) Wenn der Eigenthümer einer Theepflanzung davon an einen Kaufmann verkauft, der nicht die erforderlichen Zettel hat, so bekommt er sechszig Hiebe mit dem dicken Bambus und das für den Thee gelöste Geld wird confiscirt."

---

## Lage von Portugal.

### Statistik der Meynungen und der Interessen.

(2.)

Abgesehen von dem Widerstande der miguelitischen Truppen, so gibt es Hindernisse von rein moralischer Natur, welche die Fortschritte der neuen portugiesischen Regierung, selbst nach dem Siege, sehr erschweren werden. Wir sprechen nämlich von den Partei-Theilungen, den Casten-Vorurtheilen, von den verletzten oder beunruhigten Interessen, endlich von all den feindlichen, obgleich zuweilen trägen Kräften, die die Verwaltung eines Landes sehr schwierig machen, das durch die Ereignisse häufigen politischen Veränderungen unterworfen gewesen ist.

Es giebt in Portugal keine Partei für eine Republik. Einige durch ihre Geistesrichtung den reinen Theorien zugethane Männer bewahren eine gewisse Vorliebe für die philosophische Constitution der Cortes; aber man kann nicht sagen, daß es eine bedeutende Anzahl von Individuen gäbe, die bereit wären, einen Ruf zur Vereinigung erschallen zu lassen oder etwas zur Verwirklichung dieser quasi-republikanischen Regierungsform zu wagen. Andererseits hat man in der letzten Zeit viel von einer, um den General Saldanha sich sammelnden Partei gesprochen; man hat sie als die heilige Schaar einer künftigen demokratischen Constitution darstellen wollen; aber das heißt ganz den Charakter dieses berühmten Mannes verkennen; er ist rechtlich und tapfer vor Allem, kümmert sich aber wenig um politischen Proselytismus und ist auch wohl dessen unfähig.

Die constitutionelle Partei ist zahlreich; sie besteht aus den aufgeklärtesten und hochherzigsten Männern der Nation. Der unabhängige Theil des großen Adels, die Kaufleute der Küstenstädte, die Universitäten (Don Miguel hat die Anstalten aufgehoben, aber die Individuen bleiben), die hohen Weltgeistlichen zum großen Theil und viele Offiziere der Armee, welche spezielle Gunstbezeugungen oder eine gewisse Mitschuld an seinen Verbrechen dem jungen Tyrannen überliefert haben; das sind die Elemente, die eine Repräsentativ-Regierung als ihr günstig betrachten kann.

Ihnen kann man noch einen nicht unbedeutenden Theil der Ackerbauer beizählen, diejenigen nämlich, welche Eigenthümer ihrer Ländereien sind, unglücklicherweise doch nicht zahlreich, und alle diejenigen, welche durch ihren Stand oder Gewerbe entweder von liberalen Adlichen oder von Eigenthümern abhängig sind, die sich durch den Handel bereichert haben.

Die schwankende Partei besteht:

1) aus Adlichen, auf die Vorrechte der durch die Charte Don Pedro's geschaffenen Pairie begierig;

2) aus einem Theil der hohen Geistlichkeit, welche um ihre Privilegien oder Pensionen besorgt ist (diese beiden Classen sind geneigt, sich gegen einige Garantieen anzuschließen);

3) aus allen Ackerbauern, welche die Stockung des Handels und die wenige Ermuthigung ihrer Arbeiten unzufrieden mit der absoluten Regierung gemacht haben, die aber, mißtrauisch auch gegen jeden andern, nur eine bedingte Mitwirkung hoffen lassen, nämlich auf die man erst nach der Verbesserung ihrer Lage mit Zuverlässigkeit zählen kann;

4) endlich aus dem activen Theil der Truppen, die in allen Staaten, in allen Crisen, von unvorhergesehenen Ereignissen, von höhern Beispielen, bisweilen auch von geschickt beigebrachten Meynungen und Hoffnungen inspirirt wird.

Der rein absolutistischen Partei bleiben sonach:

1) die Klöster und die Corporationen, welche die eventuelle Veräußerung ihrer Güter fürchten;

2) die unbemittelten Adlichen, welche von der Gunst des Hofes leben und durch ihre Verbindungen compromittirt sind;

3) die Civil- und Fiscal-Beamten, die sich mit unerlaubtem Gewinn und von den Früchten einer regellosen Administration bereichern;

4) fast alle im Justizfache Angestellten, käufliche Creaturen, die sich von Mißbräuchen und alten Privilegien nähren;

5) die Bettler und Vagabunden, die sich für einen vorübergehenden Lohn verkaufen, auf den Landstraßen drohend, an der Thür der Klöster knechtisch und kriechend die Hand nach Almosen ausstrecken und alle eine wachsame und regelmäßige Regierung fürchten;

6) die Compagnieen und Kaufleute, die bei den Monopolen interessirt sind;

7) endlich alle Landleute, die an den Boden der absolutistischen Geistlichkeit gefesselt sind und kein besseres Loos kennen.

Wie man hieraus sieht, so sind die der constitutionellen Regierung feindlichen Kräfte zu fürchten, wenn nicht durch ihre Mittel, mindestens durch ihre Masse. Ueberdies wird es nur durch gewisse Maaßregeln gelingen, an diese Regierung eine große Anzahl ihrer noch kalten, furchtsamen und mißtrauischen Anhänger unwiderruflich zu fesseln.

Die klare und überlegte Kenntniß der Stimmung der Gemüther, der Interessen und Bedürfnisse, Aufrichtigkeit und prompte Erfüllung der vermittelnden und versöhnenden Versprechungen — das sind für die portugiesische Regentschaft das einzige Mittel, eine feste und treue Partei um sich zu bilden.

Die moralische Stimmung Portugals verstattet, wie wir eben gezeigt haben, die Institutionen eines absolut consequenten Liberalismus nicht. Eine Charte, wie die Don Pedro's, die eine Richtschnur für die öffentliche Verwaltung festsetzt und den *materiellen* Verbesserungen, durch die repräsentative Intervention der Interessen, einen breiten und dauerhaften Weg öffnet, das ist die Basis, die man auf der Stelle annehmen muß, aber ohne im Voraus darauf zu verzichten, das Gebäude, nach den Bedürfnissen und dem Geschmacke derjenigen, die es beschützen soll, zu modificiren.

Als die Regentin, am 31. Juli 1826, diese Charte hatte proclamiren und beschwören lassen, so erklärte, wie man sich erinnert, der Patriarch von Lissabon und der Bischof von Braga, als Bollmetscher der hohen Geistlichkeit, ihren Untergebenen und dem Volke den Geist dieses politischen Vertrags, als in Allem dem Glauben und den politischen Interessen des Landes entsprechend. Die Adlichen schlossen sich gleichfalls daran an.

Digitized by Google

Dennoch dauerte es nicht lange, daß der Adel und die Geistlichkeit, mit wenigen Ausnahmen, ihre Sache verließen. Mancherlei Reflexionen hatten sie auf Lücken und Verfügungen aufmerksam gemacht, die sie verletzten.

Die Regentschaft muß diese geschichtliche Lehre benutzen und da man in der Constitution selbst die Möglichkeit und die Mittel findet, sie zu modificiren, wenn die versammelten Kammern es für sach- und zeitgemäß halten, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, so muß man in dieser Thatsache einen offenen Weg zur Vereinigung der Parteien finden.

Ist dieser erste Punct berichtigt, so muß die Regierung der Donna Maria ihr Unterpfand der künftigen Stabilität in dem Geiste der materiellen Fortschritte suchen, von welchem wir die Regentschaft durchdrungen glauben. Denn der Aufenthalt seiner Glieder am Heerde der europäischen Civilisation und ihre hochherzigen Absichten lassen nicht zweifeln, daß sie Portugal mit den Lehren nützlicher Beobachtungen und guter Beispiele betreten haben werde.

Wenn es Zeit seyn wird, so werden wir die Wunden Portugals aufdecken und dann sagen, was wir glauben, das geschehen müsse, um sie zu heilen.

---

## Polen,

historischer, politischer und militairischer Ueberblick seiner Revolution, eingeleitet von einer Skizze der Geschichte Polens von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1830 von dem Grafen Roman Soltyk, Mitglied des Congresses, General der Artillerie.

Zwei Bände mit Karten und einem Bildniß. Paris 1833.

(2.)

Man täuscht sich, beginnt der französische Kritiker,*) wenn man glaubt, daß unsere Juli-Revolution die Ursache der polnischen Revolution sey. Das ist ein übrigens ziemlich allgemeiner Irrthum. Sie hat der Vorwand und die Gelegenheit dazu seyn können, aber nicht der Ursprung. Seit langer Zeit waren in Polen Maaßregeln zum Umsturz der russischen Herrschaft genommen. Vergebens hatte sich das materielle Wohlbefinden des Landes seit 1815 sehr vermehrt; die Gefühle von Unabhängigkeit und Nationalität, die nie ganz in dem Herzen der Völker erlöschen, waren nur noch kräftiger geworden. Diese Gefühle müssen das polnische Volk vor allen andern beseelen. Außer daß sie sich überhaupt oft im Unglück befestigen, so läßt auch der religiöse und kriegerische Geist diese Nation, der lebenden Ruine des Mittelalters, sie mehr Werth auf die Ideen von Ruhm, Ehre und Unabhängigkeit legen, als auf die Befriedigung materieller Interessen, welchen wir andern civilisirtesten Völkern so viel opfern.

Der verschiedene Ursprung dieser beiden Revolutionen wird sehr in die Augen fallen, wenn man mit einiger Aufmerksamkeit die Stimmung der Gemüther in Frankreich und in Polen während der letzten funfzehn Jahre beobachtet. Bei uns hatte sich, was man auch darüber gesagt hat, die Mehrheit des Landes aufrichtig der constitutionellen Regierung angeschlossen, nur von dem langsamen Gange der Zeit und der Entwickelung der Institutionen den Antheil der Wirksamkeit erwartend, den es an Betreibung der Geschäfte und öffentlichen Angelegenheiten haben muß. Die geheimen Gesellschaften, die sich in Frankreich, wie in andern Ländern Europa's bildeten, hatten nur einen mittelmäßigen oder vielmehr gar keinen Einfluß auf die Revolution, welche allein die unerhörte Verletzung der Gesetze des Reichs entschied. In Polen war es ganz anders. War nicht der Wohlstand, dessen das Land genoß, und die Institutionen, die ihm gegeben worden waren, precaire (?) Güter, die ihm von einem Tage zum andern geraubt werden konnten? Die Zeit führte, statt dies Schattenbild von Constitution zu befruchten und zu verbessern, vielmehr mit jedem Tage seinen Untergang näher herbei. Es war kein König, selbst nach dem droit devin, kein König von Polen, den sie an ihrer Spitze hatten, sondern ein Herr, der, von einer andern Hauptstadt als der ihrigen aus, ihnen seine Befehle zuschickte. Dem füge man noch den historischen Haß benachbarter Völker hinzu, die Entfernung der Racen, die um so bezeichneter sind, je näher jene einander stehen, und man wird begreifen, daß jeder, der einige Energie, einigen Stolz, irgend einen edlen Instinct des Herzens in sich fühlte, bei den Worten National-Unabhängigkeit und Vertreibung der Russen sich erkaltirt fühlen mußte. Das spricht es denn deutlich genug aus, daß die Jugend, die Armee, die Adlichen, die Leibeigenen selbst, kurz daß die ganze Nation conspirirte, das Signal erwartend, seine lange unterdrückten Wünsche offenbaren zu dürfen. Ganz im Gegensatze mit dem, was sich in Frankreich zugetragen, muß man den geheimen Gesellschaften Polens den Ruhm (?) zuschreiben, die russische Herrschaft umgestürzt zu haben, ein Ruhm, der seitdem diesem unglücklichen Lande so verderblich geworden ist.

„Die patriotische Association," sagt der Graf Soltyk, „besaß unermeßliche Hülfsquellen: die Privatgüter der Associirten, deren Total man auf mehr als eine Milliarde schätzen konnte; die Bauern ihrer Ländereien und die in ihren Diensten stehenden Personen, die eine Masse von mehr als einer Million Menschen darboten, fast alle von demselben Geiste der Vaterlandsliebe beseelt, und entschlossen, ihren Chefs zu folgen, waren zur Verfügung der Gesellschaft. Sie betrachtete auch als einst zu ihrem Dienste bestimmt nicht nur alle Hülfsquellen in Geld, Waffen und Munitionen, die von dem Großfürsten Constantin im Königreiche Polen und in denen dem Reich incorporirten Provinzen von Rußland zusammengebracht worden waren, sondern auch alle diejenigen, die in denen Preußen und Oesterreich gehörigen Provinzen existirten.

„Das war die materielle Macht, die man mit Hülfe des Nationalgeistes und der liberalen Doctrinen, die überall verbreitet wurden, in Bewegung setzen zu können dachte."

In der That pflanzten sie sich fort in Folge des blühenden Zustandes der Universitäten; die Wirksamkeit der gelehrten Professoren, an deren Spitze man Joachim Lelewel stellen muß, auf eine zahlreiche Jugend, welche ihr Wort unausgesetzt zur Liebe des alten Vaterlandes aufforderte, die Wohlthaten des öffentlichen Unterrichts, verbreitet in den russisch-polnischen Provinzen durch die Fürsorge des würdigen und trefflichen Fürsten Czartorysky, und die Entwickelungen, die einige Männer der Industrie gaben, wie Roman Soltyk, Ludienski, Jezierski, welche, alte Adelsvorurtheile verachtend, Banken und Handelshäuser gegründet und sich eifrig bemüht hatten, ihren Landsleuten diesen schnellen Weg des Reichthums zu öffnen: diese Ursachen, isolirt oder vereinigt, sind es, welche die Fortpflanzung unsers modernen Liberalismus in Polen erklären, der, bald sich verschmelzend mit dem alten Hange zur National-Unabhängigkeit, dem Hasse gegen die Moskowiten, der Spaltung der Racen und Religionen, die Explosion herbeiführte, die in der Nacht vom 29. Nov. 1830 ausbrach, vier Monate nachdem Frankreich eine Königsfamilie vertrieben hatte, die dem neuen französischen Staate eben so feind war, als der russische Kaiser der polnischen Nation.

*) Daß ein französischer Kritiker Verfasser dieses Artikels ist, bitten wir unsere Leser im Verlauf desselben nicht zu vergessen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Die Umstände der Insurrection vom 29. November, die Flucht Constantins und die Zerstörung seiner Armee, die Installation der National-Regierung, der Krieg, der die Folge davon war, der Wechsel von Glück und Unglück, der uns oft so bange machte, der verzweiflungsvolle Kampf Polens, mit einem unermeßlichen Unglücke endend, alles das steht uns noch zu nah, zu frisch noch in unserm Gedächtniß, als daß es nöthig seyn sollte, die schmerzlichen Details davon aufzufrischen. Ich habe nicht bemerkt, daß die Berichte des polnischen Geschichtschreibers sehr von denen differirten, die uns successiv von den Zeitungen gegeben wurden, als der Kampf wüthete und sich endete. Aber ich finde darin den Eindruck wieder, den wir damals empfanden, daß aller Ruhm, alle Kraft der polnischen Revolution in den Lagern war unter den Soldaten, die mit heiliger Ergebung den Tod für das Vaterland starben, während die Chefs eine so hohe Unternehmung verfehlten, und die Anarchie mit der Schwäche und der Unentschlossenheit, ihren gewöhnlichen Gefährten, im Rathe herrschte.

Drei Generale, Chlopicki, Skrzynecki und Krukowiecki, hatten einen merklichen Einfluß auf das Schicksal der polnischen Revolution. Das Bild, das der Geschichtschreiber von den beiden ersteren entwirft, erklärt hinlänglich das Benehmen, das jeder derselben beobachtete.

„Seit seiner Kindheit zur militairischen Disciplin erzogen, begriff Chlopicki wenig von der hochherzigen Exaltation, welche die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und der heilige Cultus der Unabhängigkeit und der menschlichen Würde einflößte. Er nahm sich selbst nicht die Mühe, seine Verachtung gegen die Volkskräfte, unter welcher Form sie ihm immer erscheinen mochten, zu verhehlen. Im Kriege würde er die Wichtigkeit eines Aufstandes in Masse nicht gefaßt haben; in der Stadt würde er schon den leisesten Anschein einer demokratischen Bewegung gefürchtet haben. Unter allen Umständen würde er eine Revolution wie eine Armee haben disciplinieren wollen; auch sprach er sich von den ersten Tagen an mit Bitterkeit gegen die Klubbs aus, eine günstige Stimmung für die Aristokratie und die Geistlichkeit verrathend, die für ihn den Luxus ihrer patriotischen Festlichkeiten entwickelte.

„Skrzynecki, ungefähr 45 Jahre alt, ist von hohem Wuchs und angenehmer Gesichtsbildung; seine ausgezeichneten Manieren und die Grazie seines Geistes haben ihm in der Welt zahlreiche Erfolge erworben. Sein Aeußeres kündigt eher den Staatsmann als den in Lagern erzogenen Soldaten an und sein Muth hat mehr den Charakter der Resignation, als den des Enthusiasmus. Seine Ehrsucht, die er mit vieler Kunst unter scheinbarer Gleichgültigkeit zu verbergen weiß, gehört zu denen, die nach dem Höchsten streben, und von der Ehre des höchsten Ranges träumen.

„Vorgefordert in der Armee unter Constantin wegen seiner liberalen und unabhängigen Meynungen, schien er sich inzwischen später darin zu gefallen, die Nothwendigkeit einer absoluten Gewalt zu rühmen; sey es, daß er auf diese Weise die Russen täuschen wollte, oder daß er es als ein Mittel betrachtete, die Geschmeidigkeit und Originalität seines Geistes zu üben.

„Als hierauf die Congregation eine drohende Invasion in die hohen Classen der Gesellschaft machte, schien sich Skrzynecki anzuschließen. Seine royalistischen Meynungen nahmen eine sehr entschiedene Farbe von Mystizismus an; demnach muß man sagen, daß bei großen Gelegenheiten, wo es galt zu handeln, er eine Unabhängigkeit wiederfand, welche ihm stets die Achtung derjenigen gewann, die ihn zu würdigen gewußt hatten."

Krukowiecki erscheint erst gegen das Ende dieses Drama's der Trauer. Der Geschichtschreiber läßt, ohne ihn förmlich anzuklagen, doch durchschimmern, daß er den Mordscenen vom 15. August nicht ganz fremd gewesen, durch welche eine Revolution mit Blut befleckt wurde, die bis dahin von Volks-Excessen rein war.*) Die Ehrsucht Krukowiecki's erheischte, daß der Schrecken die Depositarin der Gewalt betäube und sie zwinge, sie in seine Hände niederzulegen. Aber diese so theuer erkaufte Gewalt endigte für ihn nur mit dem traurigen Vorrecht, die Capitulation von Waeschau zu unterzeichnen. Und wenn es wahr wäre (was man ohne Beweise nicht zugeben kann), daß Krukowiecki der Anstifter der Mordscenen vom 15. August gewesen, kann man sich dann noch verwundern, daß hinsichtlich dieser Capitulation sich Verdacht der Verrätherei gegen ihn erhoben? Der Ursprung seiner Macht würde den Gebrauch erklärrn, den er davon gemacht.

Jetzt, wo die Unterwerfung Polens vollendet scheint, wagt man nicht, die Zukunft um das Geschick dieses Landes zu befragen. Dieses Volk mit dem alten Glauben und dem ritterlichen Enthusiasmus stand, wenn man so sagen darf, wie ein Anachronismus in der Mitte unserer kaufmännischen Gesellschaften da, die sich nur in seltenen Zwischenräumen dessen zu erinnern scheinen, was ihr Leben in früherer Zeit war. Soll nun diese letzte Spur des Mittelalters in Folge eines unbeugsamen Gesetzes der Geschichte aus unserer Mitte verschwinden? Unter der Regierung der Russen kann das materielle Gedeihen des polnischen Bodens wieder eintreten; jede Regierung hat ein Interesse am Wohlstande ihrer Unterthanen. Aber wer wird die moralischen Bedürfnisse, die der edelste Theil der Existenz der Nationen sind, befriedigen? Ein Russe, ein Mann von hellem Geist, sagte, als man hier den Fall Warschau's erfuhr: „Die Poesie endigt für die Polen; die Prosa wird wieder anfangen." Das ist aber nicht die Zukunft, von welcher sie für ihr geliebtes Vaterland träumen. Bei ihnen und auf der Erde der Verbannung ist es immer seine Befreiung, die sie ersehnen, ein Rächer, den sie fordern. Ex vestibus ultor! „Die Revolution von 1830," sagt mit fester Zuversicht der Graf Soltyk zu seinem Vaterlande und zu seinen Gefährten im Exil, „die Revolution von 1830 ist nicht die letzte." Wer würde eine so natürliche Hoffnung verdammen? Wer würde einem Volke nicht die Wiedergeburt wünschen, dessen Nationalität sich in dem Verhältnisse lebendiger zeigt, je mehr man sie zu bezähmen strebt, einem Volke, das seine Geschichte, seine Traditionen, seine Sitten, seinen eigenen Menschenstamm, seine Religion, alles ihm eigenthümlich und so abgeschieden von den Nationen hat, die es umgeben und unterdrücken?

Das Herz zieht sich in schmerzhaftem Krampfe zusammen beim Anblicke so großen Unglücks. Sie kämpften für ihr Recht (so meynten sie mindestens) und haben unterlegen. Ihre Priester weihten ihre Waffen, eröffneten die Schlacht mit frommen Gebeten; man hat es nicht vergessen und das Oberhaupt der Kirche hat sie verlassen, der, welcher sie mehr als alle andern hätte beschützen sollen. Das Oberhaupt der katholischen Kirche hat ihre Insurrection mit dem Namen der Rebellion gebrandmarkt und durch ein von Rom datirtes Breve den katholischen Bischöfen von Polen die Unterwerfung unter den Willen eines schismatischen Kaisers befohlen. Wenn die Thatsachen der Geschichte irgend einen tiefen Sinn bergen, in welchem man die Zukunft lesen kann, was soll man von dieser weissagen?

---

*) Kann man dies wohl von der Nacht des 29. Nov. 1830 sagen? Wir glauben nicht, ob wir gleich sie in ihren Motiven, wie in der Ausführung sehr von den Metzeleien des 15. August unterscheiden.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

# Geschichte Carl Eduards,

## des letzten Prinzen vom Hause Stuart.

Von

**Amadeus Pichot.**

(L.)

Jedermann kennt die sonderbaren Abentheuer Carl Eduards, des letzten Stuarts. Man weiß wie und mit welchem Muthe, einer bessern Sache würdig, er in Schottland landete, die Clans zum Aufstand brachte, einige Siege erfocht und den Thron des Hauses Hannover erschütterte, dann geschlagen, flüchtig, immer auf dem Puncte gefangen zu werden, durch tausend Gefahren allen Nachforschungen seiner Feinde entging und zuletzt sich nach Frankreich einschiffte. Der Roman Waverley, dies reizende Buch, das so vielen bewundernswerthen Geisteserzeugnissen voranging, hat das Publikum mit Carl Eduard in vertraute Bekanntschaft gebracht. — Die tiefe Kenntniß des Herrn Pichot von der englischen Geschichte und Literatur, die genauen Nachforschungen, die er über alles angestellt, was sich auf Carl Eduard, auf sein Leben, seine Entwürfe, sein Vaterland, sein Schottland, das er wiederzuerobern hoffte, bezieht, alles dieses macht aus seinem Buche eins der interessantesten und instructivesten, die seit langer Zeit herausgekommen.*)

Was ich besonders mit Vergnügen an Herrn Pichot lobe, ist sein historischer Scharfsinn. Er hat seinen Gegenstand nicht aufgeblasen; er hat ihn nicht durch müssige Abschweifungen vergrößert; aber er hat auch seinen Umfang nicht engherzig verkleinert; er hat ihn gerade in seinem rechten Maaße umfaßt. Er hat gesehen, daß die Expedition Carl Eduards, wie romantisch sie auch erscheine, dennoch weder ein Abentheuer noch ein Zufall ist; sie hat ihre Ursachen in der Geschichte Schottlands und in dem Geiste des schottischen Volkes jener Epoche.

Als nach Elisabeths Tode ein schottischer König, ein Stuart, Jacob I., auf den Thron Englands stieg, als die beiden Reiche unter einem Fürsten vereinigt waren, so fuhren Schottland und England darum nicht minder fort, zwei abgesonderte Königreiche zu bilden. Schottland hatte sein Parlament, seine Administration; es war ein Staat für sich; es glaubte nicht, seine National-Existenz verloren zu haben. Der schottische Stolz konnte selbst glauben, daß, da es seine Könige England gegeben, England vielmehr mit Schottland als Vasall und Unterthan, als Schottland mit England vereinigt worden sey. Aber nach dem Falle der Stuarts, besonders nach dem Tractat der Union von Schottland und England, war es der National-Eitelkeit nicht mehr möglich, sich zu täuschen. Schottland war nur noch ein Name in der Geschichte.

Statt Schottland gab es nur noch ein Volk und ein Land, das den dritten Theil eines Reiches ausmachte. Diese Revolution konnte nicht vollendet werden, ohne viele Interessen zu verletzen.

Es gab eine Partei in Schottland, die Presbyterianer und die Kaufleute, die neue Religion und die neue Industrie, die sich gern der neuen Ordnung der Dinge und dem Hause Hannover anschlossen. Aber die schottischen Katholiken, die Bergbewohner und ein großer Theil des Adels sahen die Vernichtung der alten schottischen Monarchie mit Grimm. Schottland war mithin in dieser Epoche in zwei Parteien getheilt, die Partei der neuen Ideen und Institutionen, welche die Vereinigung wollte; diese Partei, verrufen wegen ihrer Liebe für Fremde, war die schwächste: sie war es indessen doch, welche triumphirte und ihr Triumph war der Civilisation förderlich. Die Vereinigung Schottlands und Englands hat die Kraft und die Macht beider Länder begründet. Die andere Partei, die Partei der alten Religion und der alten politischen Institutionen, war die stärkste in jeder Art, durch die Zahl und durch den Ruf. Sie hatte die heroischen Erinnerungen des alten Schottlands, den vererbten Haß gegen England und die unerschütterliche Tapferkeit der Clans der Bergbewohner für sich.

Diese Partei war der gestürzten Familie der Stuarts ergeben. Die Stuarts waren ein Theil des Erbtheils von Ehre, Ruhm, Vorurtheilen, Gewohnheiten, Haß der Gegenwart und Bedauern der Vergangenheit, welches das alte Schottland treu bewahrte.

So hatte denn Carl Eduard, als er im Jahre 1745 in Schottland landete, das ganze alte Schottland für sich. Carl Eduard hatte seinen Thron zu restauriren; Schottland seine National-Unabhängigkeit: zwei Restaurationen, die sich natürlich verbünden und dasselbe Glück veranlassen mußten. Hinter diesen zwei Restaurationen stand eine dritte, die sich nicht zeigte, aus Besorgniß, zu erschrecken, die Restauration des alten Glaubens Schottlands, die Restauration des Katholicismus.

Nie war irgend eine Sache so augenscheinlich die Sache der Vergangenheit, als die Carl Eduards. Nie war eine Expedition so von Grund aus reagirend: und, was das Beste dabei ist, was eine warnende Lehre seyn sollte, weder der Geist, noch die Sitten, noch die Gewohnheiten Carl Eduards hatten diesen reactionairen Anschein. Carl Eduard gehörte seinem Jahrhundert, dem achtzehnten an; er hatte davon, im Puncte der Religion, die einigermaaßen gleichgültige Toleranz. In der Politik kündigte er sich als den Vertheidiger der Volksfreiheit an und ich glaube, daß er in dieser Hinsicht sehr aufrichtig in seinen Versprechungen war. Er dachte gewiß nicht daran, den Despotismus der Stuarts wiederherzustellen. Er wußte, wie unheilbringend er seiner Familie gewesen war.

In seiner Partei dachten viele wie er: die Rechtlichkeit des alten Schottlands war rein von aller Servilität des Hofes. Inzwischen was würde die Wirkung seines Wiedereintritts in Whitehall gewesen seyn? Die Revolution von 1688 wäre besiegt und zerstört worden; der zu dieser Zeit zwischen dem Volke und dem König geschlossene Vertrag vernichtet. Das Königthum hätte seine unbestrittene Suprematie, seine Legitimität wiedergewonnen; es hätte wieder zu regieren angefangen, mittelst seines Rechts und nicht mittelst eines mit der Nation gemachten Vertrags. In Schottland wäre die halb patriarchalische, halb feudale Constitution der Clans unverletzlich und heilig geworden. Das alte Schottland, das unruhige Land der Bergschotten, die halb Krieger, halb Hirten sind, das feudale und katholische Schottland wäre in ganzer Machtvollkommenheit wieder erschienen, während das neue Schottland, das neu religiöse und handelnde, das philosophische und industrielle Schottland in der Schwäche der Kindheit geblieben oder in das Nichts zurückgefallen wäre, woraus das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert es kaum gezogen hatte. Das wäre die unvermeidliche Wirkung des Sieges Carl Eduards gewesen. Er hatte für sich die Geschichte, die alten und glänzenden Erinnerungen, die Dichtkunst, die ganze Poesie, die er seinen Altvordern, seinem Exil, seinem Muthe und seiner abentheuerlichen Landung verdankte. Aber er hatte die Civilisation nicht für sich.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Buch hat bereits in ganz kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt, ein wohl unzweideutiges Zeichen seines Werthes. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 848. Hamburg. Sonnabend, den 7. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffkruy. Redigirt von J. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.


## Missionen in China.

(Aus den Annales de l'association de la propagation de la foi.)

(M.)

Die französischen Lazaristen haben sich entschlossen, ihre vormaligen Missionen nach China wieder aufzunehmen. Einer von ihnen, ein Herr Laribe, der im Jahr 1831 zu dem Ende dorthin gesandt worden ist, hat unterm 2. April v. J. in einem Schreiben aus Macao an den Herrn General-Procureur der St. Lazaristen-Congregation folgende Details über seine Reise und über die Lage der Mission, zu deren Erneuerung er berufen worden ist, gegeben.

Am Tage vor unserer Abreise von Bordeaux ward Herr Rameaux plötzlich krank. Er hatte die ganze Nacht einen starken Fieberanfall; ich wachte bei ihm; glücklicherweise kam er in eine starke Transpiration und war dann im Stande, schon am andern Morgen, vor unserer Einschiffung, die heilige Messe zu lesen. Darnach genaß er fast völlig wieder. Was mich betrifft, so war ich wohlauf, als ich mich einschiffte; wir waren aber kaum in dem gascognischen Meerbusen angekommen, als ich seekrank wurde; erst ungefähr zwei Monate später sah ich mich von diesem Uebel befreit. Nur Gott und denjenigen, die an dieser Krankheit gelitten haben, ist es bekannt, wie sehr lästig sie ist. Alle, mit Ausnahme zweier Priester, eines Helfers, zweier Matrosen, eines Schiffsjungen und meiner selbst, kamen ziemlich wohlfeilen Kaufes davon; bei mir war das Uebel aber so hartnäckig, daß man fürchtete, es würde mich während der ganzen Reise nicht verlassen. Da ich alles, was ich zu mir nahm, bald wieder von mir geben mußte, so war es einem jeden ein Räthsel, wie ich dabei am Leben bleiben konnte, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war, daß ich dabei mit jedem Tage an Wohlbeleibtheit zunahm; ja diese Cur, an die ich mich zuletzt gewissermaßen gewöhnt hatte, hat mir eine bessere Gesundheit gegeben, als ich sie je gehabt, auch habe ich mich seitdem stets wohlbefunden.

Die Schiffe und die Vögel machten nicht allein die Gegenstände unserer Neugierde aus; auch die Fische gehörten mit dazu. Wenn sich ein Wallfisch blicken ließ, so war gleich alles auf den Beinen; man sah ihn von Zeit zu Zeit majestätisch aus der Tiefe des Meeres heraufsteigen und dann mit großem Geräusche ein ungeheueres Quantum Wasser von sich sprützen, womit seine Nüstern angefüllt waren und das ihm am Athemholen hinderlich war. Einen noch größeren Lärm machte der Blasfisch. Wenn das Meer eben wie ein Spiegel war, so konnten wir erst dann auf einigen Wind rechnen, wenn wir zuvor den Besuch einer zahllosen Truppe von Meerschweinen gehabt hatten. Wenn wir sie, stets auf- und gleich wieder niedertauchend, auf unser Schiff losschwimmen, dasselbe umkreisen, dann sich in eine Fronte aufstellen und so schnell nach einer Stelle hinschießen sahen, als hätte ein Windstoß sie mit sich fortgeführt, wobei sie einen Lärm machten, als hätten hundert Menschen mit Stöcken auf das Wasser gepeitscht, so lebte in uns, die wir in ziemlicher Geduld eine achttägige Windstille bei unleidlicher Hitze ertragen hatten, die Hoffnung wieder auf und wir waren nun sicher, daß wir wieder Wind bekommen würden, ja wir wußten sogar, von welcher Seite er kommen mußte. Diese Meerschweine, die mit einem so wohlthätigen Instinct begabt waren, und die, indem sie sich auf ihre eigene Hand belustigten, uns einen so wesentlichen Dienst erzeigten, wurden dafür unsererseits nicht aufs erkenntlichste belohnt. Nicht alle kamen mit heiler Haut davon; denn so wie man sie sich nähern sah, wurden eigends dazu bestimmte eiserne Haken an starken Tauen zur Hand genommen, mit welchen man sie ohne Erbarmen aufs Schiff zog, wenn sie ungeschickt genug waren, sich fangen zu lassen. Das war dann ein Fest für jedermann. So vertrieb man sich, wie Sie sehen, die Zeit, so gut es gehen wollte. Einst bemerkte man, daß ein Hayfisch das Fleisch, welches für die Mannschaft bestimmt war, und das man über Nacht ins Meer hatte hängen lassen, um es zu erweichen, fraß; sofort ward ein großes Stück Rindfleisch an einer Harpune ins Wasser gelassen, um den gefräßigen Dieb zu ködern, und dieser war denn auch zu seinem Unglücke gierig genug, sich mit seiner ersten Mahlzeit nicht zu begnügen und so sich fangen zu lassen. Als er heraufgezogen wurde, hielten wir uns dergestalt, daß er uns unmöglich schaden konnte, und dennoch zitterten alle an allen Gliedern. Es wurden eine Axt und noch andere furchtbare Werkzeuge herbeigeholt, und am Ende ward ihm der Kopf abgehauen. Er hatte einen sehr langen und verhältnißmäßig dicken Körper, mit sechs Reihen Zähnen, die einem schaudern machten. In der Regel hat man Mitleiden mit den Thieren, wenn sie gepeinigt werden; dem war aber nicht so bei dem Haysisch: er ward als der Todfeind des Menschen angesehen. Sein Fleisch wollte niemandem behagen.

Unter der heißen Zone sieht man ungeheuere Züge von Fischen, die, unter dem Wasser von andern Fischen verfolgt, alle Augenblicke hoch über dem Wasser aufspringen. Nun schweben aber stets Vögel über dem Wasser in den Lüften, gleich wachsamen Posten, die es nicht dulden wollen, daß ihr Element so ungestraft verletzt werde. Sie machen Jagd auf diese Fische, und ein große: Theil derselben wird ihre Beute. Wenn ihnen hart zugesetzt wird, so werfen sie sich selbst bis auf das Schiff; ja einst sprang uns einer in die Kajüte und dort auf den Tisch, als wir eben bei der Arbeit waren. Diese Fische sehen übrigens eben so aus, wie die in unsern Flüssen in Frankreich, nur daß ihre beiden Flossfedern sehr durchsichtig, sehr leicht, und eben so lang als ihr, übrigens nur kleiner, Körper sind. Die Gattungen sind aber unendlich mannichfaltig.

Während unserer ganzen Fahrt von sechsthalb Monaten haben wir keinen eigentlichen Sturm, nur einzeln eine Probe davon gehabt. Den stärksten Windstoß hatten wir am 4. October; derselbe hielt einen ganzen Tag und eine ganze Nacht an, und ich werde es nie vergessen, wie sehr seekrank ich damals war.

Ziemlich beständige Winde trieben uns stets dem Aequinorial-Ocean zu, so daß uns die Inseln vom Cap Vert zur Linken blieben. Nachdem



Digitized by Google

wir einen Monat lang diese Richtung behauptet hatten, erreichten wir die Linie. Obgleich diese leidige Linie an und für sich nicht schwer zu passiren ist, so hat sie uns doch ein wenig böses Blut gemacht. Obwohl wir an unserer ersten Taufe genug hatten, wollte man uns hier eine zweite geben. Das schien uns ein curioser Gebrauch zu seyn. Einige Zeit vorher, ehe wir bei der Linie ankamen, suchten wir zu erfahren, was uns dort bevorstände. Bei Matrosen — welches im Uebrigen ganz wackere Leute sind — um eine Ausnahme von der lächerlichen Ceremonie der Taufe an der Linie anhalten, hieße gerade so viel, als einen Soldaten überzeugen wollen, daß das Duell ein falsches Point d'Honneur sey. Sie erwiederten uns, diese Taufe schriebe sich von der Erfindung der Schiffahrtskunde her, und wenn selbst der Capitain, ja der König oder der Papst zum erstenmale den Aequator passirte, so dürfte mit keinem von ihnen eine Ausnahme gemacht werden, weil die Ehre ihres Standes dabei im Spiel sey. Mit dieser Antwort war uns, wie Sie sich denken können, nicht geholfen. Wir wandten uns nun an den Capitain, der, obwohl gewohnt, sich in dergleichen Dingen alles Einflusses zu enthalten, uns doch versprach, daß er sehen wollte, uns von dieser Ceremonie zu befreien; und dieses gelang ihm denn auch wirklich. Man stellte sich, als sey es vergessen worden, daß wir uns auf dem Schiffe befänden, und als alles vorbei war, gingen wir ruhig unsern gewohnten Beschäftigungen wieder nach.

Von der Linie ab wurden wir vom Winde auf Amerika zu getrieben und kamen auf höchstens funfzig Lieues Entfernung an Brasilien vorbei. Da der Wind sich dann zu gutem Glücke veränderte, so nahmen wir unsern Cours auf Süd-Afrika. Als wir uns dem Vorgebirge der guten Hoffnung näherten, bekamen wir die Insel Tristan d'Acunha zu Gesicht, und am 21. November umschifften wir dies famöse Cap in einer Entfernung von hundert Lieues. Bis dahin hatten wir eine sehr große Hitze ausgestanden; nun aber däuchte uns die Winterkleidung noch zu leicht, obgleich wir hier im Sommer ankamen.

Als wir vor der kleinen Insel Sumba angekommen waren, fand unser Capitain für gut, dort anzulegen.

Sie können sichs denken, wie sehr wir uns freuten, da wir seit länger als drei Monaten keinen Fuß auf dem Lande gehabt hatten, doch ward unsere Freude bald durch eine Ueberraschung getrübt, die wir der Unrichtigkeit der Charten des Capitains hinsichtlich dieser Insel verdankten. Es waren, nach vorheriger Sondirung, kaum die Anker ausgeworfen worden, als wir in größter Hast drei Insulaner auf uns zukommen sahen, um uns vor der Gefahr zu warnen, die wir liefen. Der Eine hielt sich den Kopf zwischen beiden Händen, um uns seine lebhaften Besorgnisse zu bezeichnen, und die Andern bemühten sich, uns durch Zeichen bemerklich zu machen, daß sich nur wenige Schritte vom Schiffe große Felsen befänden, die fast bis an den Wasserspiegel reichten. Bald wurden wir dann auch der Gefahr inne, welcher wir ausgesetzt waren. Gott mag wissen, wie es uns ergangen wäre, wenn wir nicht gewarnt worden wären. Sofort ward nun der Befehl gegeben, die Anker wieder einzuziehen, doch trieb das Schiff währenddem langsam weiter und stieß am Ende an. Nun forderte der Capitain alle Passagiere zum Beistand auf. Ha! da hätten Sie sehen sollen, wie eifrig wir Hand an die Spille legten; auch vergossen wir an diesem Tage mehr Schweiß, als wir auf der ganzen Fahrt vergossen hatten: endlich war der Anker gehoben und das Schiff bald wieder frei. Aber die Wassertiefe in dieser Bucht war dermaßen ungleich, daß es schwer hielt, einen guten Ankerplatz zu ermitteln. Neben einer Stelle, wo man zwanzig bis dreißig Faden Wasser hatte, wurde eine andere von nur fünf bis sechs Faden Tiefe gefunden. Endlich kamen wir jedoch zum Zweck.

Von weitem hatten wir diese Insel für nicht sehr bewohnt gehalten, wir lagen aber kaum auf der Station, als unser Schiff von allen Seiten durch eine Menge Pirogen, aus einem einzigen Baumstamme gebildet, umgeben wurde. Nun wurden alle Arten von Vorsichtsmaaßregeln genommen; die Kanonen wurden gerichtet, ꝛc. Wir selbst bewaffneten uns aufs Beste und gingen dann, von diesen kleinen Barken gefolgt, ans Land. Einige von uns führten ein Gewehr, andere einen Säbel, noch andere ein Bayonnett, und wieder andere, worunter auch ich, ein großes Dampfpistol. Bei unserer Landung fanden wir das Ufer ganz mit halbnackten Menschen bedeckt, von welchen ein jeder mit einem Dolche oder einer Lanze bewaffnet war und Einige kleine aber niedliche Pferde, ohne Sattel und Bügel, nur an Tauen geleitet, ritten; in ihrer Mitte befand sich ein Häuptling oder eine Art von König, den man an einem einzigen riesigen Ohrgehänge und daran erkannte, daß ihm ein Satellit, bewaffnet mit einem alten, völlig verrosteten Gewehr voranschritt. Nachdem sie unsere Artigkeiten ziemlich kurzweg mit einer lächelnden und sehr neugierigen Miene beantwortet hatten, setzten sie sich sämmtlich in Lauf, um uns das süße Wasser nachzuweisen. Sie selbst tranken zuerst davon und forderten uns dann auf, ihrem Beispiel zu folgen. Während die Matrosen die Wasserfässer füllten, tauschte der Capitain gegen ein wenig Pulver für das alte Gewehr, und einige schlechte Messer oder auch Nadeln, Schweine und Hühner ein; Hühner waren nicht zu Kauf. Nachher verließen wir die Insulaner, gaben ihnen aber zu verstehen, daß wir den andern Tag wiederkehren würden; dies geschah denn auch, und da wir allmählig dreister wurden, so wagten wir uns nun auch in das Innere des Gehölzes. In sehr geringer Entfernung vom Ufer fanden wir ein ansehnliches Dorf vor, das aus großen und geräumigen einstöckigen Häusern bestand, die nur vier oder fünf Pfähle als Fundament, drei oder vier Fuß über der Erde, hatten. Thür und Fenster, Dach und Wände, alles war von ineinandergeschlungenen Baumblättern gemacht. Sie schienen uns für ein Land, wo der Rost nicht eben Unheil anrichten kann und wo von Kälte keine Rede ist, solide genug und höchst bequem zu seyn. Die Frauen gehen nicht anders und auch nicht besser gekleidet als die Männer; sie unterscheiden sich vor jenen nur durch ihr langes Haar und daß sie keine Dolche tragen. Alle diese Insulaner, Männer, Weiber und Kinder, kauen unausgesetzt eine mit Kalk überzogene Grasart, die ihnen den Mund dergestalt wundbrennt, daß er blutroth wird, während sie die Zähne kohlschwarz macht. Es läßt sich nichts Widerlicheres denken. Mehrere sind sogar völlig zahnlos; sie gaben uns zu verstehen, daß sie die Zähne sämmtlich mit ihren Dolchen abfägten, sobald ihnen nur ein einziger weh thäte. Um das Dorf herum sieht man einige Reis-, ja selbst Hirse-Felder, die indessen sehr schlecht angebaut sind. Es erregt Verwunderung, die seltensten wie die gemeinsten Vögel bis mitten in die Wohnungen eindringen zu sehen und dort ihr stetes und mannichfaltiges Gezwitscher zu vernehmen. Es scheint, daß diese Insulaner sich nicht darauf verstehen, oder es auch nicht der Mühe werth halten, sie zu fangen. Der Capitain fragte bei ihnen durch Zeichen an, ob sie es übel nehmen würden, wenn wir auf diese Vögel schössen; sie erwiederten, daß sie das gerne sähen. Ha! welch ein Gemetzel gab es nun! Die armen Thierchen hatten es bis dahin nicht gewußt, daß man sich vor den Menschen hüthen müßte. Uns war diese Jagd ein großes Fest, nicht aber den Insulanern; sie fielen vor Schreck und Erstaunen fast zu Boden.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte auf der Insel Sumba setzten wir unsere Fahrt, stets in östlicher Richtung und zwischen einer endlosen Menge großer und kleiner Inseln hindurch, fort, indem wir bald große Meerengen, bald wieder Strecken, die deren verengten Anblick gemäßeten, aber jenen Namen nicht verdienten, passirten. Am 27. Januar gingen wir noch einmal, Gott gebe zum letztenmale, unter der Linie weg; dann gelangten wir zu dem celebischen Meere. Obgleich mein Brief schon ziemlich lang ist, kann ich es mir doch nicht versagen, Ihnen noch das-

Digitized by Google

jenige mitzutheilen, was uns auf den sehr kleinen, sogenannten Palaos-Inseln begegnete. Als wir uns ihnen gegenüber befanden, und, wie wir das schon unzähligemal bei ähnlichen Gelegenheiten gethan hatten, uns die neuen Gestade beschauelten, da gewahrten wir zu unserm großen Erstaunen durch unsere Fernegläser fünf Männer, die uns zuwinkten. Der Capitain wußte Anfangs nicht, was er davon halten sollte; dann dachte er aber, es könnten wohl Schiffbrüchige seyn, und so hielt er es für Pflicht, beizulegen. So wie dies geschehen war, bestiegen jene fünf Männer sofort eine Pirogg und fuhren zu uns heran. Hatten wir uns vorher erstaunt, so erstaunten wir nun noch mehr, als wir es unterscheiden konnten, daß sich wirklich unter ihnen ein Weißer befand. Als er zu uns aus Schiff gekommen war, überlief uns ein Schauder. Es war ein Engländer, völlig nackt bis auf einen zwei Hände breiten leinenen Streifen, dessen er sich, als er zu uns kam, auf der Pirogg als einer Flagge bedient hatte. Er war über und über mit Wunden, die noch ziemlich frisch waren, bedeckt, und wurde von vier völlig nackten Insulanern von einer sehr düsteren Farbe, denen der Insel Sumba ähnlich, übrigens wohlgewachsen, kräftig und sehr gesund, begleitet. Der Engländer sagte zu uns, daß er schon acht Jahre lang auf dieser Insel gelebt habe und daß er hauptsächlich zu uns gekommen sey, uns zu warnen, dort nicht zu landen, falls wir nicht eben so behandelt seyn wollten, wie unlängst ein spanisches Schiff von den Einwohnern, die sehr bösartig wären, behandelt worden sey. Späterhin erfuhren wir zu Manilla, daß er wahr geredet hatte. Er war ungefähr vierzig Jahre alt. Der Capitain that ihm den Vorschlag, ihn mit aufs Schiff zu nehmen und ihm die Mittel zu verschaffen, sich hinzubegeben, wohin er wollte; er antwortete aber, daß er sich ganz wohl auf dieser Insel befände, daß er dort Weib und Kinder habe, und daß er dorthin zurückkehren wolle. Das war alles, was wir aus ihm herauskriegen konnten. Es wurden ihm einige Kleidungsstücke gegeben, die er unter Aeußerungen des lebhaftesten Dankes annahm. Er seinerseits schenkte uns mehrere Cocosnüsse und sehr süßliche Melonen, so wie auch einige, ebenfalls sehr süßliche Kartoffeln und mehrere andere Früchte, wonach er zurückkehrte.

Wir setzten dann die Fahrt nach unserm Ziele fort. Endlich gelangten wir zu den Philippinen; wir näherten uns mehrlich der Insel Laçon. Wir thaten, als wären wir schon zu Manilla, der Bestimmung unsees Schiffes, des Cambaceres, angekommen; wir waren nur noch ungefähr hundert Lieues davon entfernt, bekamen dann aber einen widrigeren Wind, als wir ihn noch gehabt hatten. Um nun nicht wieder zurückgetrieben zu werden, mußten wir an einer Stelle derselben Insel, Doresol genannt, anlegen. Der Geistliche, den wir dort vorfanden, nahm uns sehr wohl auf und wir hatten den Trost, einmal wieder die heilige Messe zu lesen, die wir seit fast drei Monaten weder gelesen noch gehört hatten. Einen Tag später konnten wir schon wieder die Anker lichten, und am 16. Februar kamen wir endlich, nachdem wir noch manche Hindernisse erfahren, zu Manilla an. Als wir die Erlaubniß erhalten hatten, ans Land zu gehen, empfanden wir in der That eine der Freuden, die man unaussprechlich nennt.

Wir fühlten uns lebhaft ergriffen, vor allem als wir dreizehn junge chinesische Seminaristen sich zu uns heraudrängen sahen, um uns in den wohlgemeintesten Ausdrücken ihre Freude über unsere glücklich beendigte Reise zu bezeigen. Heute vor vierzehn Tagen sind fünf von ihnen nach Manilla abgegangen, weil es diesen Augenblick keinen Bischof zu Macao giebt. Sie werden binnen wenig Tagen alle als Priester von dort wiederkehren. Herr Ly, der bestunterrichtete von denen, die zu Paris gewesen sind, befindet sich mit darunter. Es hätten ihrer Sechs seyn sollen, aber es hat dem lieben Gott in seinem unerforschlichen Willen gefallen, den Sechsten vor einigen Monaten zu sich zu nehmen. Sie sollen nach ihrer Rückkunft noch eine Zeitlang bestmöglichst ausgebildet werden, und dann unsern Missionen den Weg bahnen. Wir, der Herr Rameaux und ich, werden ihnen dann bald einer nach dem andern folgen, und zwar ich zuerst. Die Provinz Kiang-Si ist es, die mir angewiesen worden ist, und ich werde wahrscheinlich Anfangs nächsten Septembers Monats dahin abgehen. Man sagt, es gäbe dort mehr als funfzehntausend Christen, die, über eine Menge Oerter zerstreut, nur zwei Priester hätten, von welchen der Eine fast immer krank sey. Ich glaube, man wird mir die Neugeweihten eine Zeitlang lassen und mir selbst einige von ihnen für immer zugestehen. Dem Herrn Rameaux wird wahrscheinlich die Provinz Hou-Kouang zufallen. Er wird fünf oder sechs Monate nach meiner Abreise sich dahin begeben. Unterdessen legen wir uns mit Leib und Seele auf das Studium der chinesischen Sprache. Wir machen schon einige Phrasen, und haben schon so viele Kenntniß davon, um einzusehen, daß sie, wie schwer auch, eben so gut, wie jede andere Sprache, zu erlernen seyn wird. Es ist erstaunlich, wie leicht die Nothwendigkeit eine Arbeit macht, die an sich so schwierig zu seyn scheint; die Praxis, die man schon damit verbinden muß, thut dann ein Uebriges. Alle unsere chinesischen Seminaristen widmen sich, wie Ihnen bekannt ist, nicht bloß dem geistlichen Stande, sondern wollen auch selbst Lazaristen werden. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß sie sich in einer ihres heiligen Berufes würdigen Weise betragen. Das Haus ist in dem erbaulichsten Zustande; alles ist in der vollkommensten Ordnung, und alle Exercitien werden mit einer wahren Inbrunst gemacht. Außer den schon erwähnten dreizehn Seminaristen werden noch acht andere aus der Provinz Peking erwartet, so wie drei von Kiang-Si. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Gott diesem Werke seinen reichen Segen geben wird.

Endlich, mein theurer Confrater, bin ich zu der Mission gekommen, nach welcher sich mein Herz, wie Ihnen bekannt ist, so lange gesehnt hat. Ich danke Gott tausendmal, daß er mich zu einer Laufbahn berufen hat, deren ich so wenig würdig bin. Er hat den Wunsch gesegnet, den er mir selbst ins Herz gelegt; er hat die Reise gesegnet, die ich, um jenen zu verwirklichen, unternommen habe. Je näher ich der Stätte meines Wirkens komme, je mehr beseelt mich das Verlangen, mich seinem Ruhme und dem Heil der Seelen zu weihen, und ich würde es für ein Glück achten, die Aussaat des Evangeliums mit meinem Blute zu besprengen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich zu der mir theuren Mission von Kiang-Si abgegangen seyn. Ich empfehle sie inständig Ihrem Gebete. Wirken Sie mir bei Gott alle die Tugenden, vor allem die Umsicht und den Eifer aus, der mir Noth thun, damit die Gabe Gottes in meinen Händen fruchtbar werde.

---

## Die Vulkane.

(Aus dem Guide to Knowledge.)

(N.)

Die vulkanischen Phänomene gehören zu den auffallendsten Zeichen, durch welche sich die göttliche Allmacht den Menschen kundgiebt. Sich eine richtige Vorstellung davon machen, ohne Zeuge davon zu seyn, ist eine Unmöglichkeit; über den Ursprung dieser Zuckungen der Natur hin- und herreden ist fast unnütz, denn die verschiedenen Substanzen, die von den Kratern ausgeworfen werden, scheinen Ursachen anzudeuten, die unter einander so ungleich sind, daß sie der Neugierde und der Philosophie der Menschen spotten.

Ein französischer Naturkundiger, der gelehrte Emery, war der erste, der durch ein Experiment die Ursache der unterirdischen Feuer und der



Digitized by Google

vulkanischen Ausbrüche zeigte, wenn sie von der Entwickelung der Wärme herrühren, welche die Vermischung mineralischer Substanzen mit Flüssigkeiten erzeugt. Emery mengte fünfundzwanzig Pfund gepulverten Schwefel unter noch einmal so viel Eisenrost, knetete das Ganze in einem gewissen Quantum Wasser, that es in ein eisernes Gefäß, und grub es einen Fuß tief in die Erde ein. Nach Verlauf von neun Stunden sah man die Erde sich heben und heiß werden; es stiegen aus ihr heiße Schwefeldünste auf; dann ward eine Flamme sichtbar, die Erde rund umher bedeckte sich mit einem gelben und schwarzen Staube, und es entzündete sich durch die chemische Agenz der untereinander gemischten Substanzen plötzlich ein unterirdisches Feuer, das im Kleinen einen Vulkan vorstellte.

Das freiwillige Erglühen ist nicht bloß den mineralischen Substanzen eigen; auch die Vegetabilien können, wenn sie in Gährung sind, einen Grad der Hitze geben, der zum Verbrennen hinreichend ist.

Inzwischen muß in dem einen wie in dem andern Falle Wasser dabei seyn, nur nicht in großer Quantität; denn sowohl bei den mineralischen als bei den vegetabilischen Materien ist eine zu große Trockenheit oder eine zu große Nässe dem Erglühen gleich sehr hinderlich. Eisen und Schwefel zusammengemischt, können Jahrhunderte liegen, ohne daß sie sich entzünden, sobald kein feuchter Körper hinzukommt. Aber angenommen, daß große Lagen dieser beiden Metalle, die wahrlich sehr häufig sind, mit Wasserquellen in Berührung kommen, die sich bis zu dem Sitze dieser entzündlichen Materien einen Weg gebahnt haben, so werden daraus Wirkungen entstehen, die, Erdbeben oder Vulkane, sich so lange durch Zuckungen kundgeben, bis das eingeklemmte Gas und die entzündlichen Materien sich nach der Oberfläche einen Ausweg gebahnt und die Erde von der anomalen Gewalt freigemacht haben, die sie erschütterte.

Wir können also mit Grund annehmen, daß die Explosionen und die Ausbrüche der Vulkane durch den Zutritt einer großen Quantität Wasser aus Quellen oder dem Meere verursacht werden. Es ist dieses um so wahrscheinlicher, als die bedeutendsten Vulkane sich in der Nähe des Oceans befinden.

Nun wollen wir einmal die Gewalt des Wassers unter der Einwirkung des Feuers mit der Gewalt des Schießpulvers, einer der energischesten menschlichen Entdeckungen, vergleichen. Die Wirkung der Explosion des Pulvers wird durch die plötzliche Freimachung des Gases erzeugt, das in den Zuthaten, aus welchen es besteht, enthalten ist: dem Schwefel, der eine Menge Sauerstoff, und der Kohle, die eine Menge Wasserstoff enthält. Diese Gasarten, die sich so plötzlich entwickeln, werden auch von dem Feuer, welches das Ganze in Flammen setzt, bedeutend erweitert. Die dergestalt verflüchtigte Luft erleidet zweierlei Operationen: zuvörderst nimmt das Gas, welches sich freigemacht hat, einen drittehalbhundertmal größeren Raum ein als die Urmaterialien in ihrem festen Zustande; hernach werden diese dergestalt freigewordenen Flüssigkeiten durch die Hitze der Flamme dermaßen ausgedehnt, daß sie einen viermal größeren Raum einnehmen als bei einer niedrigen Temperatur. Sonach ist die Gewalt des Pulvers, das man angezündet hat, oder mit andern Worten der nöthige Raum zur Freiwerdung und Entfaltung der Materien, aus welchen es besteht, fast tausendmal größer, als der Raum, den es als eine feste Substanz eingenommen hatte.

Das Wasser im Zustande des Dunstes nimmt vierzehnhundertmal mehr Raum ein als unter seiner flüssigen Form, woraus sich ergiebt, daß der Dunst verhältnißmäßig mehr Ausdehnung hat als das freigewordene Gas des entzündeten Pulvers, und daß derselbe Wärmegrad, welcher die Luft nur um zwei Drittheile verdünnt, das Wasser in dem Verhältnisse von vierzehnhundertmal seines Volumens verdünnt. Seine Stärke und Elasticität müssen folglich, wenn sie im Spiel sind, die furchtbarsten Explosionen hervorbringen, und die Wirkungen seines Strebens, die Hindernisse zu bewältigen, von welchen es umgeben ist, werden mit der Tiefe und der Weite der Masse im Verhältniß stehen; und da ein Erdbeben sich mehrere hundert Stunden weit fühlbar macht, so ist es klar, daß Cataracten oder unterirdische Gewässer, die in eine ungeheure Höhle von Mineralien in der größten Gluth eindrängen, unberechenbare Resultate erzeugen würden.

Hier eine in dieser Beziehung interessante Thatsache. Es hatten sich mehrere Neugierige in einem Arsenale in England eingefunden, um dem Guß einiger metallenen Kanonen zuzusehen. Die Hitze des Metalls zu dem ersten Stücke, das gegossen wurde, hatte in der Form des nächsten eine so große Feuchtigkeit verursacht, daß sie in tausend Stücke sprang, als das Metall zum zweiten Stücke sich ihr im flüssigen Zustande näherte. Das Krachen war furchtbar; das Erdreich ward in weiter Ferne aufgewühlt, die Oefen wurden vernichtet, die Dächer der Häuser abgehoben und mehrere Menschen wurden getödtet, während die geschmolzene Materie gleich vom Winde getriebenen Staube in der Luft umherflog. Es war ein wahres Erdbeben im verjüngten Maaßstabe.

Die Gewalt der vulkanischen Ausbrüche muß demnach gänzlich von der Dehnbarkeit der Materien abhängig seyn, auf welche ähnliche Ursachen wirken. Wenn folglich eine Masse von mehreren tausend Kubicfuß entzündlicher Materien plötzlich von irgend einem Eindringen des Meeres erreicht würde, so müßte, wie es scheint, die Vernichtung alles dessen, was sich in den höheren Regionen befände, unvermeidlich seyn, und die Ausbrüche würden unstreitig fortwähren, bis zur gänzlichen Erschöpfung der durch die Agenz der Flüssigkeiten angegriffenen Mineral-Schichten.

Die Dampfmaschine, die unsere Schiffe in Bewegung setzt, unsere Wagen treibt, unsere Baumwolle spinnt, &c., beruht auf demselben Princip, das die Welt in Erdbeben und Vulkanen verheert.

---

## Geschichte Carl Eduards,

### des letzten Prinzen vom Hause Stuart.

Von

Amadeus Pichot.

(Beschluß.)

(L.)

In der That, wenn je eine Unternehmung der Restauration gelingen mußte, so war es die Carl Eduards. Er hatte nicht für sich das unbestimmte Mißvergnügen einer von den andern isolirten Provinz und den Zorn einer zerstückelten, in der großen Masse des Volkes verlorenen Partei: er hatte mehr als das, er hatte eine Nation, welcher seine Unternehmung einen Namen und eine volksthümliche Existenz wiedergab. Mit allen diesen Ursachen des Erfolgs wurde dennoch die dritte Restauration Carl Eduards besiegt.

Herr Pichot entwirft in einer trefflichen Einleitung, die reichlich die Hälfte seines ersten Bandes einnimmt, die Geschichte der Rivalität von England und Schottland; er verfolgt diese Rivalität von ihrem Anfang bis zur Vereinigung beider Länder und bis zur Expedition Carl Eduards, welche der letzte Act des Widerstandes von Schottland war. Mittelst dieser Einleitung hört diese Unternehmung, ohne an ihrem romantischen Interesse zu verlieren, doch auf, als ein toller Einfall, als die Laune eines Abenteurers zu erscheinen; sie erklärt sich, wird ganz natürlich, ja scheint selbst unvermeidlich. Der Leser fühlt, daß eine so lange Riva-

Digitized by Google

litär nicht mit diplomatischen Unterhandlungen und Parlaments-Debatten endigen kann; der Krieg muß einen solchen Proceß entscheiden; eine Schlacht muß zwischen Schottland und England das Urtheil sprechen. Carl Eduard erscheint zu echter Zeit, um die Sache vor dem einzigen Tribunal zu plaidiren, wo diese Sachen geächtet werden, vor dem Tribunal der Waffen. Sieger anfänglich, wird er bei Culloden besiegt und Schottland mit ihm. Das Urtheil ist gesprochen.

Zwei interessante Lehren gehen aus der Erzählung des Herrn Pichot hervor: man sieht daraus, wie entthronte Fürsten leben und wie ein neues Königthum sich gründet und befestigt; zwei Lehren zum Gebrauche unserer Zeit.

Wenn man die Schilderung liest, die Herr Pichot von dem verbannten Hof von Saint-Germain macht, eine authentische und den Denkwürdigkeiten der Zeit entlehnte Schilderung, so fühlt man sich von Erstaunen ergriffen; man glaubt einen Bericht aus Prag vom neuesten Dato zu lesen. Es sind dieselben thörigten Intriguen, dieselben unverständigen, blinden, immer wieder auflebenden Hoffnungen. Dieser kleine Hof von Saint-Germain hat seine Exaltirten und seine Gemäßigten: die einen halten hartnäckig, trotz alles Unglücks, an den heiligen Privilegien des Königthums; sie wollen nichts aufgeben. Sie ziehen die Verbannung der Krone Englands vor, wenn sie durch Concessionen erkauft werden muß. Die andern wollen, daß der König dem Geist der Zeit nachgebe, tolerant und Freund der Freiheit seiner Unterthanen sey: zwischen diesen Gemäßigten und Exaltirten ist der Kampf lebhaft, glühend, der Haß unversöhnlich, als wenn es sich unter ihnen von einem mächtigen, herrschenden und zu beherrschenden und nicht von einem verbannten, des Trostes bedürftigen König handelte. Als der junge Carl Eduard an dem exilirten Hofe zu glänzen anfing, als die so oft getäuschten Hoffnungen der Jacobiten von allen Seiten auf seinen jungen Muth vertrauten, da erhob sich die Intrigue, um ihm seinen Erzieher zu rauben, und der Ritter Ramsay, Freund und Schüler Fenelons, ward bald entfernt.

Die Details, die Herr Pichot über die Jugend Carl Eduards giebt, sind merkwürdig und bereiten geschickt das Auftreten dieses Helden auf den Welt-Schauplatz vor. Man interessirt sich für das Feuer und die Lebhaftigkeit dieses Jünglings, dessen Schicksal ihm das Blut in den Adern kochen macht; man sieht, welche tumultuarische Empfindungen ihn bewegen und wie ihn seine aufgeregte und schwärmende Einbildungskraft einer Zukunft voll Abentheuer entgegentreibt. In dieser Aufwallung des jungen Mannes schient der Romanheld schon durchzublicken. Die Helden der Geschichte haben etwas ruhigeres und sichereres. Man sieht einen Mann, der geeigneter zu Abentheuern als Geschäften ist; kühn, glänzend, der nicht verfehlen kann, einige Tage des Ruhmes zu erleben, aber der nicht für dauernde Erfolge gemacht ist. Oft selbst, ich gestehe es, ist man, beim Anblicke des jungen, feurigen Mannes, der nach Gefahren verlangt, die ihn zu nichts weiter als zu Ruf und Ehre führen werden, der noch einmal gegen das Loos kämpfen und ein drittesmal das Glück seines Hauses versuchen will, geneigt, die fromme Resignation des Ritters Saint-Georges, Vaters Carl Eduards, oder Jacobs II., seines Großvaters, für weiser und edler zu halten.

Was hatten in der That diese armen Fürsten, nach so vielen getäuschten Hoffnungen und vernichteten Entwürfen, nach so vielen unnützen Anstrengungen, besseres zu thun, als zu glauben, daß das Streben des Menschen unfruchtbar und eitel sey, daß Gott allein die Kronen ertheile und gebe, und daß die wahre Weisheit hienieden sey, seinen Willen zu erwarten und sich ihm zu fügen. Die aufrichtige Frömmigkeit ist die letzte Würde entthronter Fürsten.

Nach der Niederlage Carl Eduards, nach diesem letzten Abentheuer, war es abermals die Frömmigkeit, die der Majestät der Stuarts zur Zuflucht diente. Verdammt in dem Roman, wie sie es in der Geschichte gewesen waren, war es nur die Religion, die noch Hoffnungen für sie hatte und der letzte Stuart starb als Cardinal, so auf eine rührende Weise, vor Gott, der seinen Stamm geschlagen, alle Größe des Namens der Stuarts ablegend.

Es ist wenig, gezeigt zu haben, wie königliche Stämme endigen und erlöschen, nachdem ihr Glanz für einen kurzen Moment wieder aufgeflammt, diese Lampen, die Gott so lange auf dem Gipfel der Nationen angesteckt hält; Herr Pichot zeigt mit der nämlichen historischen Unterschreidungsgabe, mit derselben Sorgfalt und derselben Gewissenhaftigkeit der Forschungen, mit derselben Neuheit der Citationen, wie und trotz welcher Hindernisse neue Königs-Dynastieen begründet und befestigt werden; auch da hat alles das Interesse einer Geschichte unserer Zeit; auch da ist alles unterhaltend wie eine Tages-Anecdote und unterrichtend wie die Erfahrung.

Ich will nicht durch Analyse die fünf merkwürdigen Capitel verderben, in welchen Herr Pichot die überraschenden Analogieen hervorhebt, die zwischen 1688 und 1830 existiren. Es war gegen Wilhelm eine republikanische und eine jacobitische Partei, die sich aus Haß gegen die bestehende Regierung vereinigten. Es erschienen daher gegen Wilhelm Flugschriften, Gesänge, Caricaturen. Man klagte ihn an, die Revolution von 1688 zu verrathen, auf die Grundsätze der Restauration der Stuarts zurückkommen zu wollen, und Menschen in den ersten Aemtern anzustellen, die der entthronten Familie gedient hatten; endlich hatte Wilhelm noch Logiker gegen sich, die sehr gelehrt bewiesen, daß zwischen der legitimen Monarchie und einer Republik es keine mögliche *gerechte Mitte* gebe, daß man zwischen einer oder der andern wählen müsse. Dennoch ist es diese gerechte Mitte zwischen der Republik und der unumschränkten Monarchie, es ist die unmögliche Regierung, nach den Behauptungen der Logiker, die seit hundertundfunfzig Jahren den Ruhm und die Größe Englands ausmacht.

Ich mache es denen Personen, die sich zu leicht durch die Excesse der Preßfreiheit und durch die Frechheit und Drohungen der Parteien schrecken lassen, zur Pflicht, diese merkwürdigen Capitel des Herrn Pichot zu lesen. Sie werden sehen, wie groß in England im Jahre 1688 die Kühnheit der Parteien, die Ausgelassenheit der Presse, die Unordnung der Geister und Gemüther gewesen; sie werden sehen, welche Hindernisse aller Art Wilhelm zu übersteigen hatte; sie werden aus diesem Lesen vielleicht einige Hoffnungen schöpfen und sich nicht mehr durch eine widrige Phrase in einem Journal oder durch einen Ruf in einem Volkshaufen: *Es lebe die Republik!* entmuthigen lassen.

Das Buch des Herrn Pichot gehört zu der kleinen Anzahl seit drei Jahren erschienener ernsthafter Bücher, und es ist ohne Zweifel eins der bessern darunter. Interessant wie ein guter Roman, unterrichtend wie die Geschichte, wirft es ein helles Licht auf eine große Epoche der Geschichte Englands und einen merkwürdigen Wiederschein auf die Geschichte unserer Tage.

---

## Muß man an der Constitution verzweifeln?

(L.)

Ueber diese für Frankreich (und mittelbar auch für das übrige westliche Europa) so wichtige Frage enthält das Journal le Temps folgenden verständigen Artikel:

Der National verwirft die Charte von 1830 als so ziemlich identisch mit der von 1814, welche, sagt er, durch die Juli-Revolution sich als unzureichend erwiesen hat, den National-Willen gesetzlich geltend zu machen.

Digitized by Google

Es giebt keine Constitution auf der Erde und es wird keine durch das Nachdenken der Staatsmänner ins Leben treten, welche die Kraft hätte, sich ganz allein und ohne Hülfe gegen Conspirationen und Bayonnette zu vertheidigen. Setze man in einer Republik einen Präsidenten voraus, der, in einem Falle der Verantwortlichkeit zum Beispiel, sich auf eine mißvergnügte Partei stützte, an die Stärke appellirte und es darauf anlegte, die Constitution, die ihn verdammte, mit dem Schwerdt zu zerreißen; wir fragen, wird sich in dieser Muster-Constitution ein so künstlich abgefaßter Artikel finden, der allein den Legionen der Nationalgarde und dem Muthe des Volkes das Gleichgewicht halten könnte?

Der Civil-Codex reicht nicht aus, allen Verbrechen zuvorzukommen; die moralische Vervollkommnung der Gesellschaft, die Verbesserung des Schicksals der ärmern Classen haben, um diesen Zweck zu erreichen, bei weitem mehr Wirkung als das Gesetz. Dasselbe ist der Fall mit den Constitutionen. Man muß sich nicht sogleich gegen sie erklären und sie vernichten wollen, sobald irgend eine Unordnung in der politischen Welt sich zeigt. Es würde zum Beispiel ein Irrthum seyn, die amerikanische Constitution wegen der Gefahr des Bürgerkrieges anzuklagen, der vor einigen Monaten zwischen den nördlichen und südlichen Staaten auszubrechen drohte; die Ursache der Aufregung lag tiefer. Sie hatte ihren Grund selbst in der Natur des Bodens, in der geographischen Gestaltung der rivalisirenden Staaten, in den Interessen der Industrie, des Handels und des Ackerbaues und in politischen Fehlern und Ereignissen, die größtentheils von der Constitution der vereinigten Staaten unabhängig sind.

Eben so wenig muß man, nach unserer Ansicht, der Constitution von 1830 die mehresten Fehler und das Unglück dieser drei Jahre zuschreiben. Wir glauben an die Volks-Souverainität, wie wir an die individuelle Freiheit des Menschen glauben. Und dennoch sind weder die Nationen, noch die Individuen vor Irrthümern und Ungewißheiten sicher. Es giebt für die Intelligenz der Völker Augenblicke des Zweifels und der Dunkelheit; es giebt für ihr Gewissen unheilschwangere und unwiderrufliche Entschlüsse zu nehmen, Tage der Angst, Täge der Freude und der Reue.

Frankreich hat seit drei Jahren Proben hoher Weisheit gegeben, aber seine Ungewißheiten, seinen Wechsel von Entschlossenheit und Furchtsamkeit, seine Besorgnisse und Schrecken muß man nicht für Hindernisse nehmen, die der Ausübung seiner Souverainität durch die Constitution in den Weg gelegt worden wären. Wir glauben, die wahrhaften Ursachen davon mehr als einmal angedeutet zu haben. Ueberdies ist das Land selbst weit entfernt, von dem Wahl- und Municipal-Gesetz und von den mehr oder minder vollkommenen Institutionen, die es besitzt, einen so ausgedehnten, so vollständigen Gebrauch zu machen, als es hätte thun können.

Wenn man versucht ist, die Charte von 1830 mit der von 1814 zu vermengen, so sollte man sich erinnern, daß die Abschaffung der Censur, die Anwendung der Jury auf die Preßvergehen, die unwiderrufliche Einrichtung der Nationalgarde — nach dem Eingeständniß der ganzen Welt — eine Schranke bilden, die uns für immer von der Restauration trennt.

An die Unerträglichkeit der Völker glauben, heißt das Gesetz des Fortschreitens läugnen. Anstatt daher mehr oder minder weit von den gegenwärtigen Thatsachen die Bedingungen einer neuen Constitution zu suchen, mögen wir vielmehr wo möglich dahin arbeiten, auf dem analytischen Wege die Sitten und die politischen, sociellen und ökonomischen Doctrinen zu bilden; lenken wir die öffentliche Meynung auf die Zukunft hin, die sie mehr ahnet und gewahrt, als begriffen hat. Die Vervollkommnung der Institutionen wird dann von selbst folgen. Sobald Frankreich die rechte Einsicht hat, so wird es auch das Rechte wollen; und die Constitution wird kein rebellisches Werkzeug seyn.

---

## Correspondenz über den Orient, 1830 — 1831,
### von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

Zweiter Theil.

(L.)

Wir haben in Nr. 333 unsr. Bl. eine Anzeige des ersten Theils dieses interessanten Werkes mitgetheilt. Jener beschäftigt sich mehr mit dem Lande, dieser mehr mit den Menschen und dem Grad ihrer Bildung, wie mit den Hoffnungen, die die von Mahmud versuchte Reform darbietet; das Interesse desselben ist deswegen bei weitem größer. Zwar ist die nachstehende Correspondenz vom September 1830, während wir schon (in Nr. 324, 330 u. 346 unsr. Bl.) Briefe bis zu Ende Juni d. J. gegeben haben, die auch vom Charakter Mahmuds und seinen Reformen wie vom Mehemet-Ali eine Schilderung liefern; aber Herrn Michauds Schrift trägt theils weit mehr das Gepräge ruhiger Besonnenheit und unparteiischer historischer Würde, theils gewährt sie vielen Stoff zu Vergleichungen, theils endlich erklärt sich manches Ereigniß der neuesten Tage (der Gang des Krieges und des Friedens mit Mehemet-Ali), aus dem hier anspruchlos geschilderten Zustand der Dinge in Constantinopel und bewährt auf diese Weise die Wahrheitsliebe und den Scharfblick des Verfassers:

Pera, im September 1830.

— Ich muß Ihnen sagen, daß man sich in Paris und ohne Zweifel auch in andern großen Städten Europa's, viele falsche Vorstellungen von den Fortschritten der Aufklärung und Civilisation in Constantinopel macht; sehen wir, worauf sich diese Fortschritte reduciren. Ich habe schon von den Veränderungen in den Costumes gesprochen; die rothe Mütze, welche an die Stelle des Turbans getreten ist, der Pantoffel, der dem Schuh ähnlich ist, ein Kaftan, aus welchem man einen Ueberrock gemacht hat, endlich Röcke, die zugleich etwas türkisches und etwas französisches haben, und die weder französisch noch türkisch sind, das ist es, was zunächst den Fremden überrascht, welcher wissen will, welches Resultat die Reform von Mahmud gehabt oder hervorgebracht hat. Ich will dem noch hinzufügen, daß die neuen Milizen dahin gebracht worden sind, gemeinschaftlich zu exerciren, sich in gerade Linie zu stellen, sich in ihren Reihen zu halten und mit Flinte und Bayonnett ungefähr wie unsere Soldaten umzugehen; man weiß, wie viele Hindernisse haben besiegt werden müssen, um dahin zu kommen; diese Veränderungen verdienen ohne Zweifel unsere Aufmerksamkeit und müssen, bis auf einen gewissen Punct, unser Erstaunen erregen; aber ich fürchte sehr, daß dieses alles im Grunde nichts sey, als Barbarei, nämlich Barbarei in sclavischer Tracht und europäischer Disciplin.

Die Civilisation, und zumal die, die man entlehnt, kann bei einem Volke keine schnellen Fortschritte machen, welchem man alle Tage wiederholt, daß es das erste der Völker sey, und in einer Gesellschaft, die sich stets für das Vorbild der Gesellschaften hält. Um übrigens zu irgend einer Civilisation zu gelangen, muß man wenigstens einen ersten Begriff davon haben und wissen, was sie ist; hier ist unsere Civilisation ganz eine terra incognita, eine neue Welt; es ist schwer, gerade auf ein Ziel zuzugehen, das man nicht kennt, und schnell zu gehen, wenn man nicht genau weiß, wohin man geht; es ist da kein wahrer Eifer, weil keine Ueberzeugung da ist; der Sultan selbst glaubt nicht immer an seine eigene Revolution; daher dieses Bedenken und Zaudern, das der Muthlosigkeit gleicht, und was bisweilen glauben macht, daß alle Reform-Entwürfe aufgegeben seyen.

Sie wissen, wie groß der Enthusiasmus nach dem Falle der Janitscharen war; dieser Enthusiasmus ist erloschen, ohne daß der Sultan Mahmud ihn für die Revolution benutzt hat, die er machen wollte. Seit fünf (mithin jetzt acht) Jahren hat die Reform angefangen und ich scheue mich nicht, zu sagen, daß man, in gewisser Hinsicht, nicht weiter vorgeschritten ist, als am ersten Tage.

Wird Mahmud glücklicher seyn, als so viele andere? An seinem Hofe bedenken sich die alten Osmanli's, ihm zu folgen; die einen fürchten,

Digitized by Google

von den jungen Leuten ausgestochen zu werden, die ungeduldig sind, in die Geschäfte zu kommen, und die sich den Neuerungen leicht hingeben; die andern, und das ist die Mehrheit, bleiben aus dem Grunde zurück, daß ihr Wesen einmal angenommen ist (leur plis est pris) und daß sie ihre Gewohnheiten nicht ändern können. Es ist nichts schwerer, als leben zu lernen, und das Unrecht der Revolutionen ist, zu fordern, daß man zur Schule zurückkehre und das Leben verlerne. Ich erinnere mich, was mir der Diodar von Athen sagte: Die Revolutionen sind gut für die jungen Leute. Diese Nothwendigkeit, sein Leben zu ändern, muß in der Türkei noch drückender, als irgend anderswo seyn; es giebt kein Land, wo man sich mehr nach dem Vergangenen richtet. Die Ehrfurcht vor dem Vergangenen ist ein unverlöschlicher Charakter der Türken; sie zeigen ihn bei jeder Gelegenheit, in der Politik wie in der Moral, in ernsthaften Geschäften, wie in gleichgültigen. Wenn man einen Osmanli fragt, warum die Welt existirt, so wird er zunächst keinen andern Grund sehen, als den, daß die Welt gestern existirte. Die Vergangenheit ist für ihn die Wahrheit, die Gerechtigkeit, das Gesetz, ja Gott selbst. Man kann urtheilen, wie günstig dieser Charakter den Mißbräuchen seyn muß, wenn sie veraltet sind und wie wenig er dagegen geeignet ist, eine Reform zu unterstützen, welche es immer sey.

Wir haben zunächst die Ulema's *) sich der Revolution des Sultans Mahmud anschließen sehen; sie haben zwar zu der Vernichtung einer rebellischen Miliz eingewilligt, aber unter der Bedingung, daß sie die einzigen Räthe des Thrones und dadurch Meister würden, die Bewegung aufzuhalten, wo sie wollten. Da sie Ausleger des religiösen Gesetzes sind und dieses sich in Alles mischt, so giebt es keine Verbesserung oder Reform, die sie nicht mit einem Artikel des Koran verhindern könnten. Sonst bedienten sich die Ulema's der Janitscharen, um eine Opposition gegen die Regierung zu bilden. Jetzt stützen sie sich, um ihre Herrschaft zu erhalten, auf das, was von dem aufrührischen Geist der Janitscharen im Volke übriggeblieben ist.

Der Widerstand, den man Mahmud entgegensetzt, ist um so hartnäckiger, als er rein religiös ist; ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es scheint mir, daß der überwiegende Einfluß der Vernunft nicht hinreichen könne, ein Volk zu reformiren, das nicht aufgeklärt, sondern vielmehr abergläubisch ist. Um eine Stelle unter den großen Gesetzgebern einzunehmen, hätte Mahmud besser gethan, bei den Türken den Inspirirten und Propheten zu spielen, als in der Rolle des Philosophen und eines Freundes der Aufklärung aufzutreten; die frommen oder vielmehr orthodoxen Muselmänner klagen ihn an, die Gebote des Koran vergessen zu haben; was mich betrifft, ich mache ihm zum Vorwurf, das Beispiel Mahomeds vergessen zu haben, der, wie man weiß, mit seinen Schülern nicht Philosophie trieb, und der, um seine Gesetzgebung zu accreditiren, sich nicht an die menschliche Weisheit wendete. Wenn man ein Volk reformiren will, so muß man sich auf die Leidenschaften, auf die Meynungen und Vorurtheile stützen, die existiren und nicht auf das, was noch nicht existirt, was man noch nicht kennt; ich glaube nicht, daß je eine politische Revolution im Orient bewirkt werden könne, ohne zu der Einbildungskraft und dem religiösen Geist der Völker zu sprechen. Bei Völkern, wo der Glaube nur im Gefolge von Wundern kommt, blieb dem reformirenden Sultan noch ein letztes Mittel des Einflusses übrig, das war der Sieg. Unglücklicherweise hat Mahmud, seit sein Werk angefangen ist, nur Unfälle und Niederlagen erlitten; indem sie seine Flotte zerstört, seine Heere überwunden, seine Hauptstadt bedroht sahen, konnten die Völker sich überreden, daß Gott die Absichten seiner Politik nicht billige; in der Meynung der Muselmänner ist ein Fürst, den das Glück der Waffen verläßt, nicht derjenige, welchen der große Allah gewählt hat, um ihnen neue Gesetze zu geben. *)

Wenn Mahmud sich an der Spitze einer unserer europäischen Gesellschaften befunden hätte, so hätte er sich an den Patriotismus der Völker wenden können; aber der Patriotismus, so wie wir ihn kennen, ist eine den Osmanli's unbekannte Tugend. Der bloße Name des Landes, wo wir geboren sind, der Name der Stadt, des Volkes, von wo wir abstammen, macht uns das Herz schlagen. Dies Gefühl findet man bei den Türken nicht; Stambul ist für die Osmanli's nichts als ein Ort, wo ihr Volk sein Lager aufgeschlagen, als eine Stadt, von welcher der Islamismus Besitz genommen. Wie die Pflanzen in unsern Gärten, die sich ohne Unterlaß nach der Sonne drehen, so hält ein guter Osmanli, welches auch das Land sey, das er bewohnt, immer seine Blicke auf die Orte gerichtet, von wo der Glaube ihm gekommen; da ist sein vertheidigtes, sein geliebtes Land; es giebt keinen wahren Gläubigen, der nicht die Hauptstadt des Reichs hingäbe, um damit Mecca und Medina zurückzukaufen; auch rufe man in diesem Lande mehr den Namen Mahomeds und den der Califen an, als die National-Traditionen. Die Gesetze der Türken sind weniger die des Landes, das sie bewohnen, als die der Religion, zu welcher sie sich bekennen. Kurz die Osmanli's sind nicht Bürger einer Stadt, Unterthanen eines Reichs; es sind Muselmänner, mehr oder minder ernst ihrem Glauben, bei welchen alles, was dem Patriotismus gleichen könnte, ganz und gar dem religiösen Fanatismus untergeordnet ist.

Mahmud kann die Hülfe und Unterstützung, die er nicht in seinem Reiche findet, nicht vom Auslande erhalten, denn die Ulema's lassen das Volk die Worte des Propheten nicht vergessen: Der, welcher die Fremden (Nicht-Mahomedaner) zu Freunden wählt, wird ihnen ähnlich, und Gott ist nicht der Führer der Verkehrten. Diese Maxime, die die Ottomannen lange von den europäischen Nationen getrennt hat, macht noch eine fast unübersteigliche Scheidewand zwischen der Türkei und den civilisirten Völkern aus. Als der Czar Peter die Russen civilisiren wollte, war er glücklicher als Mahmud. Nachdem er sich von der Miliz der Strelitzen befreit, hatte er einige Mühe, den Bart der Bojaren abzuschaffen und sie dahin zu bringen, außer Landes zu reisen; aber er konnte selbst gehen, in Europa die Aufklärung zu suchen, deren er bedurfte; er konnte geschickte Ausländer in seinen Dienst nehmen, die er dem Ruhme seiner Unternehmung zugesellte. Der Sultan Mahmud, weit entfernt, einer in seinem Lande unbekannten Civilisation entgegengehen zu können, hat bis jetzt nur einige Männer zu Rathe zu ziehen vermocht, die er kaum vor seinem Volke anzuerkennen wagen würde, und kennt unsere Aufklärung und Bildung nur durch die Rathgeber, die auf dem Hügel von Pera wohnen. Der Sultan kann, weder im Frieden, noch im Kriege, die Männer ostensibel anstellen, die am fähigsten wären, ihm zu dienen, wenn sie nicht wiederholt haben, daß Gote Gott und Mahomed sein Prophet ist. Die berühmtesten Anführer unserer Heere, die Staatsmänner, die unser Europa bewundert, könnten, bei der Reform der Türken, nur die Rolle unserer Theater-Souffleurs spielen.

Was diejenigen betrüben muß, welche sich für die Wiedergeburt des ottomannischen Reiches interessiren und welche geglaubt haben, daß unsere Civilisation da eingeführt werden könnte, das ist, zu sehen, daß diese Civilisation ganz unvereinigbar mit dem Charakter und dem Genius

*) Man vergleiche, was über die Ulema's in Nr. 346 unsr. Bl. in dem Artikel über Mehemet-Ali gesagt ist. Anm. d. Red.

*) Um wie viel mehr gelten diese schon seit 1830 mit Recht gemachten Bemerkungen jetzt, nachdem der Sultan vom einem Vasallen besiegt, sich blos vom Untergang augenblicklich dadurch hat retten können, daß er sich in die Arme der Russen warf, welche das Volk als seine gefährlichsten Erbfeinde zu betrachten nicht mit einemmale aufhören wird, wie streng auch ihre Mannszucht und wie großmüthig auch dieser Schutz des Kaisers erscheinen möge. Anm. d. Red.

Digitized by Google

der Türken ist; es ist nur zu wahr, daß die Muselmänner zur Civilisation, wie wir sie verstehen, nur durch die äußerste Verderbniß, nur durch gänzliche Vergessenheit ihrer Sitten, ihrer Gebräuche und religiösen Traditionen gelangen könnten. Würde nun eine um diesen Preis erworbene Civilisation nicht hundertmal schlimmer als die Barbarei seyn? Wo würde sie ihre Wurzeln haben? Woran könnte sie sich halten, um einige Dauer zu haben? Ich weiß wohl, daß eine unbeschränkte Revolution in den Sitten der Türken nicht füglich möglich ist; aber was wird nun geschehen? Was sehen wir schon in der jetzigen Epoche kommen? Die Menschen sind, wenn man von der Hauptstadt urtheilt, nicht verdorben genug, um die neuen Idee'n anzunehmen und sind es doch genug, um nicht auf die alten Idee'n zurückzukommen; man hat den alten Enthusiasmus zerstört, woher bisweilen eine Opposition kam; kein edles und starkes Gefühl hat ihn ersetzt. Wäre es demnach wahr, daß das ottomanische Reich, das so viel Mühe hatte, mit den Janitschaeen zu bestehen, nicht ohne sie leben könnte? Dieses furchtbare Corps drückte der Nation eine Bewegung auf und seitdem es nicht mehr ist, sieht man in den Gemüthern nichts als Ungewißheit, Widersprüche und Entmuthigung. Ueberall Mangel an dem, was die Macht und das Leben der Gesellschaften ausmacht. Die Türken haben weder den Willen zu gehorchen, noch die Kraft zu widerstehen mehr; sie können sich weder mit der jetzigen Revolution verschmelzen, noch eine andere machen. Wenn man diesen sonderbaren Zustand einer Nation untersucht, so verwundert man sich nicht mehr über den Geist des Fatalismus, der jeden Tag weiter um sich greift und der darin besteht, die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott gefällt. *)

Ich habe bisher nur von den Türken von Stambul gesprochen; der Impuls, den man der Nation hat geben wollen, hat, wenn man denen glauben darf, die die Provinzen durchreist haben, nicht die Mauern von Constantinopel überschritten; in Anatolien, wie wir es haben sehen können, hat sich nichts in den alten Meynungen geändert: zu Brussa, das nur zwanzig Stunden von Constantinopel liegt, tragen alle Osmanli's noch den Bart, das fliegende Kleid und den Turban, wie man sie vor der Revolution trug. Nach Verhältniß, wie man gegen den Taurus vorschreitet, wird der Widerwille gegen die Mütze und gegen alle Zeichen der Reform größer und allgemeiner: die Türken von Kleinasien, abergläubischer und unwissender als die im übrigen Reiche, sehen in der Reform nur eine unglückliche Vordedeutung: wenn man ihnen sagt, daß der Sultan von Stambul, der Stellvertreter des Propheten, der Repräsentant Allah's, die Kleidung der Giaurs angenommen habe, so können sie sich eine solche Revolution nur durch den Gedanken erklären, daß die Welt ihrem Ende nah sey: die Fanatischesten betrachten Mahmud als den Anti-Christen, dessen Erscheinung das Ende der Tage ankündigen soll; schon glauben sie die Sonne im Westen aufgehen zu sehen, wie dieses in dem Propheten gesagt ist und alle die Gerüchte von Veränderungen und Revolutionen sind nur die Unheil weissagenden Vorläufer der Zerstörung der Welt und des jüngsten Gerichts. In der europäischen Türkei oder Rumelien findet die Reform keine günstigere Aufnahme im Volke; man hat von der Stimmung der Gemüther aus dem urtheilen können, was zu Adrianopel bei der Ankunft der Russen vorgegangen ist. Eine in die Gewalt der Ungläubigen gefallene Stadt würde sonst den Muth der Verzweiflung unter den Osmanli's erweckt haben, aber man sieht jetzt in einer Eroberung der Christen nur eine Strafe Gottes, die man mit Resignation tragen muß. In den kriegerischesten Provinzen ist man nicht bei stummer und unthätiger Resignation stehen geblieben: die Albaneser und Bosniaken haben ihre Opposition, die Waffen in der Hand, gezeigt.

Das ist der Zustand der Gemüther in der Hauptstadt und in den Provinzen; untersuchen wir jetzt, welches die Kräfte sind, die der Sultan dem Mißvergnügen des osmanischen Volkes entgegensetzen kann. Alle Hoffnungen der Reform beruhen auf der neuen Armee; die zu der europäischen Tactik dressirten Milizen repräsentiren so zu sagen die ganze Revolution Mahmuds und sie sind es, die sie natürlicherweise vertheidigen müssen; es steht mir nicht zu, die Fortschritte der Disciplin zu beurtheilen; wenn ich den Männern vom Fach glauben soll, so fehlt es den Soldaten wohl nicht an Eifer und Gehorsam, aber die Armee hat keine unterrichtete Offiziere; man kann von der Militair-Reform sagen, was wir von der Civilisation gesagt haben; niemand weiß hier, was sie ist; man muß Kenntnisse und Aufklärung haben, um eine Armee zu disciplinieren, wie um ein Volk zu reformiren, und so lange es weder Aufklärung noch Unterricht bei den Türken geben wird, so wird die Gesellschaft barbarisch und die Armee ohne Mannszucht bleiben. Die ganze Wissenschaft der neuen Tactiker besteht in der Nachahmung der Franken; aber muß man nicht kennen, was man nachahmt? Da die europäische Tactik jeden Tag neue Fortschritte macht, ist es da nicht zu fürchten, daß die Osmanlis, selbst indem sie uns nachahmen, nicht doch immer zurückbleiben? andererseits bestehen die unregelmäßigen Armee'n immer noch; man hat sie erhalten, ohne Zweifel in der Besorgniß einigen Mißvergnügens, das neue Verlegenheiten herbeigeführt haben würde; so bleibt denn in den Heeren, wie überall anderwärts, die Barbarei und die Civilisation neben einander stehen. Die Fortschritte der Mannszucht hingen sehr von der Wahl der Lehrer ab; die Türken haben ihre Lehrer gewählt, wie sie ihre Aerzte wählen, denn man ist in der Türkei überzeugt, daß es hinreicht, aus dem Lande der Franken zu kommen, um die Arzeneikunde und die Tactik zu verstehen; man hat alle die genommen, die sich angeboten haben, und die geschicktesten wurden am schlechtesten aufgenommen, weil sie es sind, die man am wenigsten begriff.

Uebrigens ist es nicht genug, daß die Mannszucht einige Fortschritte gemacht hat; es genügt nicht, die Truppen zu mustern und Soldaten vor einer Caserne zu exerciren; diese Milizen müssen alle einer letzten Probe unterworfen werden, nämlich der des Schlachtfeldes. Da jeder auswärtige Krieg jetzt unmöglich ist, so kann der Bürgerkrieg allein Mahmud die Gelegenheit und die Mittel darbieten, seine angefangene Reform zu vollenden. *) Der Aufstand der Albaneser ist, sagt man, unterdrückt oder beschwichtigt; aber wie viele Rebellionen können noch in einer Epoche des Verfalls entstehen, die jede Art von Ehrsucht ermuthigt. Wenn das neue Heer des Sultans über Feinde oder Insurgenten, die es vor sich hat, triumphirt, dann wird die Reform die Sanction des Sieges haben, und der Erfolg wird für die Türken seyn, wie eine Entscheidung des Himmels; wenn es unterliegt, so muß man resigniren, und mit den mißvergnügten Fanatikern sagen, daß Gott den Untergang des osmanischen Reiches will.

*) Sollte man nicht eher umgekehrt sagen können: Wenn man den Geist des Fatalismus kennt und erwägt, der seit Jahrhunderten, als Religionsprincip, so mächtig als nachtheilig und erschlaffend wirkt, so wundert man sich nicht mehr über den Zustand der Nation, wie wir ihn eben geschildert ꝛc. Anm. d. Red.

*) Der ägyptische Krieg, oder der mit Mehemet-Ali, den man einen auswärtigen und Bürger-Krieg zugleich nennen könnte, hat diese Gelegenheit gegeben und die Miliz oder die auf europäische Weise organisirten Truppen haben sich nichts weniger als bewährt. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Böesen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 850. Hamburg. Sonnabend, den 14. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostkup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Verhältniß der Lebensdauer zwischen dem Geschlecht des Mannes und dem der Frau.

(Aus dem New Philosophical Journal.)

(N.)

Das Gesetz der Natur, welches die Dauer des menschlichen Lebens bestimmt, ist die Grundlage von zu vielen Transactionen, als daß sie nicht ein tiefes Studium verdienen sollte. Lange zuvor, ehe dieser Gegenstand zu der Wichtigkeit gelangt war, die er heutzutage hat, hatten die Gelehrten große Forschungen angestellt, um sich von der Wirklichkeit dieses Gesetzes, das mit vieler Genauigkeit die verhältnißmäßigen Chancen des Todes in den verschiedenen Perioden unsers Daseyns darthun soll, zu überzeugen. Sie nahmen wohl die Erfahrung, das Studium der Thatsachen, die einzigen Führer, welchen man bei einer solchen Arbeit folgen konnte, zu Hülfe, jedoch ohne Kritik und ohne Beachtung der durchaus nöthigen Unterscheidungen: es ist gewiß, daß das Menschengeschlecht so wie alle belebte Wesen, sobald es in den Verhältnissen lebt, die seiner Natur am angemessensten sind, einem Gesetze unterworfen ist, das man ein Ur-Gesetz nennen kann, und welches die Lebensdauer eines jeden Individuums reguliert. Eben so ausgemacht ist es, daß dies Ur-Gesetz, wenn es wieder aufzufinden wäre, uns die günstigste Durchschnittszahl des menschlichen Lebens nachweisen würde. Dennoch würde dies Gesetz, selbst unter dieser Voraussetzung, noch vielen Modificationen unterworfen seyn.

Der Lebenslauf des Mannes und der der Frau kann in mehrere aufeinander folgende, mehr oder minder verlängerte, Perioden abgetheilt werden, während welcher die Bedingungen der Existenz bei jedem Geschlechte besonders genommen sich nur wenig verändern; aber diese Bedingungen müssen nothwendiger Weise bei dem Uebergange aus einer Periode in die andere bedeutende Veränderungen erleiden, welche nicht allein die Wechselfälle der Sterblichkeit modificiren, sondern selbst die allmählige Abnahme der Intensität des Lebens. Bei beiden Geschlechtern ist diese Intensität geringer bei der Geburt, als zu irgend einer Epoche zwischen dem Anfange der Existenz und einem vorgerückten Alter, das nur einige Bevorrechtete erreichen können: aber sie mehrt sich fortwährend, so lange die Organisation neue Entwickelungen erwirbt und die Natur fortfährt neue Kräfte zu verleihen, es sey denn, daß irgend eine Ursache sie in ihrem Laufe hemmte.

Wenn die Entwickelung vollständig ist, und der Organismus keinen neuen Zuwachs an Kraft mehr erhält, so ist die gewöhnliche Lebensfunction, auch ohne Excesse, schon hinreichend, die stete Abnahme seiner Intensität zu erklären. Das Leben zieht sich von der Wiege ab durch eine Periode der Regsamkeit, der Arbeiten und der Gefahren hin; aber während dieser Zeit zeigt die Natur sich hochherzig in Compensationen jeder Art; dann kommt eine Periode, die sich durch Leidenschaftslosigkeit charakterisiert, in welcher sich aber in der Regel Krankheiten entwickeln, von welchen der Keim schon vorhanden war, und eine mackelere Anlage für mehrere andere: diesen verschiedenen Perioden folgt endlich die letzte, die sich durch eine fast absolute Ruhe und durch eine Veränderung der Natur der vorherrschenden Krankheiten kundgiebt. Nach den Umständen, welche die Perioden und deren respective Unterabtheilungen begleiten, muß die allmählige Veränderung der Lebens-Intensität während einer jeden derselben einen verschiedenen Gang befolgen und bald eine Mehrung, bald eine Verminderung darbieten, je nach der Einwirkung der verschiedenen combinirten Ursachen.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Lebens-Intensität in fast allen Perioden bei dem Weibe stärker ist als bei dem Manne, wie dieses die Beobachtung erwiesen hat; denn von einer gleichen Anzahl Kinder beiderlei Geschlechts sterben in dem ersten Jahre ihres Daseyns sieben vom weiblichen und acht vom männlichen Geschlecht. Dieses, den Frauenzimmern zum Vortheil gereichende Verhältniß nimmt bis zum sechsten oder siebenten Jahre rasch mehr oder minder ab; hernach mehrt es sich wieder, bis es, ungefähr mit siebenundzwanzig Jahren, sein Maximum erreicht hat; dann tritt eine allmählige Abnahme bis zum fünfundvierzigsten Jahre ein, zu welcher Zeit die respective Intensität bei beiden Geschlechtern sich fast einander gleich ist. Nach dieser letzteren Periode tritt dieselbe Uebelegenheit für das weibliche Geschlecht wieder ein und währt in einer immer zunehmenden Progression bis zum vierundsiebenzigsten Jahre fort, wo sie abzunehmen beginnt; gegen das vierundachtzigste Jahr aber geht die Ueberlegenheit entschieden aufs männliche Geschlecht über.

So sind in diesem Falle wie in vielen andern die allgemein angenommenen Meynungen durch statistische Forschungen berichtigt worden; denn seit langer Zeit hat man geglaubt, daß die mittlere Lebensdauer des Mannes größer sey als die des Weibes, ein Irrthum, der im Verlauf dieses Artikels aufs überzeugendste dargethan werden soll. Man wird den Grund dieser Verschiedenheit leicht begreifen, wenn man einen Blick auf die Lebensweise wirft, die einem jeden der Geschlechter eigen ist, und auf das Gesetz der Sterblichkeit, welches wider die männlichen Kinder zu einer Lebenszeit, wo die Bedingungen der Existenz für beide Geschlechter einander völlig gleich sind, strenger waltet. Von der Wiege bis zum Grabe ist das Leben des Mannes sturmbewegter, mehr dem Einflusse vernichtender Einwirkungen unterworfen, als das des Weibes. Der Mann ist es hauptsächlich, dem die angreifenderen Arbeiten des Lebens zugetheilt sind, und der, dem Ungefähr des Krieges, den Launen des Oceans preisgegeben, auch nach den Regeln der Gesellschaft wegen Ausschweifungen am wenigsten dem Tadel unterworfen, steten Gefahren ausgesetzt ist. Hesiodus hat schon vor vielen Jahrhunderten gesagt, daß der Mann die Arbeitsbiene und das Weib die Hummel sey, welche den Honig verzehrt, den jener einsammle. So viel ist gewiß, daß die Frau, deren physische Organisation schwächer als die männliche ist, gerade in



Digitized by Google

dieser Schwäche die kräftige Sauvegarde findet und so das Lebensziel ihres Tyrannen oder ihres Gebieters überflügelt.

Herr Finlayson, der Secretair des Bureaus der Nationalschuld, hat die Bemerkung gemacht, daß bei den Volkszählungen mehr weibliche als männliche Personen gefunden würden, obgleich die Geburts- oder Tauf-Register aller Städte, aller Districte, ja selbst aller Länder stets mindestens 105 Knaben gegen 100 Mädchen aufwiesen.*) Auch die Herren von Parcieux und Kerssleboom führen diesen Umstand an. Die Resultate der Wahrnehmungen des Letzteren lassen sich, wie folgt, resumiren: wenn man zehn Classen Kinder von jeglichem Alter bildet, von welchen die erstere alle diejenigen unter einem Jahre, und die letztere alle diejenigen von neun bis zehn Jahren in sich begreift, und dann die Durchschnitts-Lebensdauer eines jeden Geschlechts besonders ermittelt, so wird man finden, daß die Summe der Existenz der Knaben 369 Jahre, die der Mädchen $402\frac{1}{100}$ Jahre beträgt.

Dieselbe Bemerkung über den Unterschied der Sterblichkeit bei den Männern und den Frauen ist zu Chester von dem Doctor Price gemacht worden. Die Total-Existenz der zehn ersten Jahre berechnend, fand er, daß die der Knaben die Summe von $391\frac{1}{100}$ und die der Mädchen die von $411\frac{44}{100}$ betrug. Zu Montpellier haben dieselben Forschungen dieselben Resultate ergeben: die Summe der Existenz der Knaben war $396\frac{77}{100}$, die der Mädchen $424\frac{44}{100}$. In Schweden sind die Forschungen, die bei der gesammten Bevölkerung angestellt worden sind, eben so ausgefallen: zehn männliche Kinder ergaben eine Existenz von $417\frac{44}{100}$ Jahren und zehn Mädchen von $471\frac{44}{100}$ Jahren. Endlich haben Tabellen, die unlängst über die Bevölkerung von Amsterdam und Brüssel aufgemacht worden, 397 Jahre als die Summe der Existenz von zehn Männern und 412 als die von zehn Frauen nachgewiesen. Wenn man also die Existenz der männlichen Kinder in den obengenannten sechs Localitäten durch die Zahl von 100,000 bezeichnete, so würde die der weiblichen seyn: in Holland 109,079; zu Chester 111,891; zu Montpellier 107,031; in Schweden 105,279; zu Amsterdam 112,005, zu Brüssel 103,764. Nach allen diesen Thatsachen muß man es anerkennen, daß die Lebensdauer der Frauen länger ist als die der Männer.

Die Berechnungen des Herrn Finlayson lassen über diesen Punct keinen Zweifel übrig; sie zeigen in der That, daß in jeder Periode des Lebens ein merklicher Vortheil zu Gunsten des Frauenzimmers besteht, ausgenommen in der unter zwölf, und in der über fünfundachtzig Jahren, in welchen äußersten Perioden es wahrscheinlich keinen Unterschied in der Sterblichkeit der beiden Geschlechter giebt. Besonders merklich bekundet sich dieser Vortheil in dem Alter von zwölf oder vierzehn Jahren; hernach währt die Sterblichkeit des Weibes fast ohne alle Zunahme bis zum fünfundzwanzigsten Jahre fort, was denn von den allgemein verbreiteten Vorstellungen in Betreff der Wirkung der Schwangerschaft und des Säugens abweicht. Ueber die Sechsziger hinaus, nimmt die Sterblichkeit bei den Frauenzimmern rasch zu, bleibt aber dennoch bis zum Alter von etwa achtzig Jahren viel geringer als die der Männer.

Die Sterblichkeit des Mannes zeigt in dem Alter vom vierzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Jahre eine starke Zunahme, und verhältnißmäßig selbst weit stärker als die der Frau in derselben Periode. Der Grund dieser Verschiedenheit beruht unstreitig in den zahllosen Zufällen, welchen der Mann in dieser Lebensepoche ausgesetzt ist. Wir wollen hier zugleich erwähnen, daß die Directoren der Lebensversicherungs-Gesellschaft der Adler seit der Bekanntmachung des Berichts des Herrn Finlayson große Veränderungen mit den Serien ihrer Assecuranzen vorgenommen haben, begründet auf der größeren Lebenskraft der Frauen; doch ist keine andere Assecuranz-Gesellschaft diesem Beispiele gefolgt.

Der Lebensabschnitt bei dem Frauenzimmer, den man immer für den gefährlichsten gehalten hat, ist derjenige, der unter der Benennung des kritischen Alters bekannt ist; doch wird der Einfluß dieser Epoche auf die Sterblichkeit viel zu sehr übertrieben. Auch dieses ist eine der Fragen, die sich nicht anders als durch Zahlen lösen lassen. Herr Finlayson hat ermittelt, daß die Sterblichkeit dieser Epoche bei dem Frauenzimmer im Allgemeinen geringer ist als bei dem Manne, und nicht merklich bedeutender als zu irgend einer andern Lebensepoche. Es ist, wie schon gesagt, gegen das vierzehnte Jahr, wo sich eine reelle Verbesserung hinsichtlich des Frauenzimmers kundgiebt, und die Sterblichkeit bis zum fünfundfunfzigsten Jahre ohne eine wesentliche Zunahme in demselben Verhältnisse bleibt.

Die Berechnungen der Durchschnittszahl der Sterblichkeit der Pensionaire der Regierung sind nach einem Maaßstabe von hunderttausend Individuen jeglichen Alters und Geschlechts gemacht worden. Wir wollen uns hier nur mit denjenigen beschäftigen, welche auf die Lebensperiode Bezug haben, die als die den Frauen nachtheiligste und als der mittlere Termin der den beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Existenz angesehen wird. Das Resultat dieser Untersuchung wird den Geist des Lesers vollends überzeugen. Um die Anführung noch auffallender zu machen, haben wir diese Periode in drei besondere Epochen abgetheilt, während welcher die Durchschnittszahl der Sterblichkeit beider Geschlechter in ihrer progressiven Beziehung angegeben ist. Während der fünf Jahre, welche der ersten Epoche angehören, das heißt von fünfunddreißig bis zu vierzig Jahren, sterben von 100,000 Individuen beiderlei Geschlechts 7012 Männer und 5738 Frauen; in den nächsten fünf Jahren, das heißt zwischen vierzig und fünfundvierzig Jahren sterben 6959 Männer und 6889 Frauen; und nach dem Alter von fünfundvierzig Jahren, das heißt von fünfundvierzig bis funfzig Jahren, sterben 10,981 Männer und 7714 Frauen. Sonach ist die Sterblichkeit der Pensionaire der Regierung während der beiden ersten Theile dieser Periode für beide Geschlechter fast einander gleich. In dem dritten bekundet sich allerdings der üble Einfluß des kritischen Alters bei den Frauen; doch sieht man, daß solcher nicht so arg ist, als er gewöhnlich dargestellt wird.

Analoge Forschungen sind vor Kurzem zu Brüssel durch die Herren Quetelet und Smits, in einer Broschüre, „Recherches sur la Production et la Mortalité de l'Homme aux differens âges, et sur la Population de Belgique" betitelt, durch den Druck bekanntgemacht worden. Die Regierung gab im Jahr 1828 den Befehl zu einer Volkszählung durch die sämmtlichen Niederlande und gebot zugleich, daß alle Geburten, Sterbefälle, Ehen und alle Wohnortsveränderungen, die in jedem Jahre vorkommen möchten, verzeichnet werden sollten. Einer der wichtigsten Umstände dieser Volkszählung ist, daß auf allen in der Verordnung angegebenen Puncten besondere Tabellen aufgemacht worden sind, von welchen einige die Einwohner der Städte, andere die Einwohner auf dem Lande in sich begreifen. Man erhellt aber aus diesen für die Städte und für das Land angefertigten Tabellen, daß die Sterblichkeit der beiden Geschlechter einen wahrhaft außerordentlichen Unterschied gegen die Resultate darbietet, die man bis dahin erhalten hatte. In den Berichten der Herren Quetelet und Smits über die Sterblichkeit auf dem Lande bietet die Sterblichkeit der Frauen gegen die der Männer in den gegebenen drei Serien, die den Serien entsprechen, welche Herr Finlayson aufgestellt hat und deren wir schon erwähnt haben, ein Mehr in dem Verhältniß von vierundzwanzig zu achtzehn dar. Nimmt man, wie bei den Operationen des Herrn Finlayson, hunderttausend als numerische Basis ihrer

*) Nach der Wahrnehmung des Herrn Ramon de la Sagra war das Verhältniß der männlichen und der weiblichen Kinder zu Havanna:
Unter 100 legitimen Geburten $50\frac{77}{100}$ männliche und $49\frac{23}{100}$ weibliche
do. 100 illegitimen do. $50\frac{23}{100}$ do. und $49\frac{77}{100}$ do.

Digitized by Google

Berechnungen an, so haben die Herren Quetelet und Smits die vergleichende Sterblichkeit beider Geschlechter in den belgischen Landgemeinden durch folgende Zahlen ausgedrückt: von fünfunddreißig bis vierzig Jahren 4681 Männer und 5071 Frauen; von vierzig bis fünfundvierzig Jahren 5975 Männer und 8536 Frauen; und von fünfundvierzig bis funfzig Jahren 7692 Männer und 8056 Frauen. Hier ist das bedeutende Uebergewicht der Sterblichkeit der Landfrauen in Belgien auffallend. Schon Buffon hatte die Bemerkung gemacht, daß die Sterblichkeit der Frauen in den meisten Landdistricten stärker als die der Männer ist, eine Folge der Arbeiten, die ihrer Constitution nicht zusagen, die sie aber doch verrichten müssen und wodurch sie schon ein alterndes Ansehen bekommen, ehe sie noch das vierzigste Jahr erreicht haben. Aber nicht minder merkwürdig ist es, daß das Resultat, was diese Schriftsteller aus der Volkszählung aller Städte der Niederlande bekommen haben, fast dieselben Zahlen als die Forschungen des Herrn Finlayson über die verhältnißmäßige Sterblichkeit beider Geschlechter während dieser funfzehn Lebensjahre, die man in der Regel als das allgemeine Gesetz der Sterblichkeit bezeichnend angesehen hat, lieferte. Demnach ist die Durchschnittszahl der Sterblichkeit unter hunderttausend Einwohnern der Städte von Belgien in fünf Jahren gewesen: von fünfunddreißig bis vierzig Jahren 7189 Männer und 7679 Frauen; von vierzig bis fünfundvierzig Jahren 8891 Männer und 7153 Frauen; und endlich in den letzten fünf Jahren, das heißt von fünfundvierzig bis funfzig Jahren, 8678 Männer und 8062 Frauen; so daß das allgemeine Resultat der Sterblichkeit während der drei Serien der zusammengezählten Jahre 24,761 Männer und 22,894 Frauen nachweiset.

Inzwischen übersteigt das Mehr der Sterblichkeit in einigen belgischen Städten bei weitem die von den Herren Quetelet und Smits angenommene Mittelzahl. Nach den Forschungen, welche Herr Finlayson selbst angestellt hat, um die Durchschnittszahl der Sterblichkeit in der Stadt Ostende zu remitteln, hat er gefunden, daß von hunderttausend Einwohnern beiderlei Geschlechts verstorben sind: in dem Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren 8041 Männer und 6665 Frauen; in dem von vierzig bis fünfundvierzig Jahren 11,107 Männer und 7094 Frauen; und endlich in dem von fünfundvierzig bis funfzig Jahren 13,079 Männer und 8188 Frauen. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich, daß der Unterschied in der Valuta des menschlichen Lebens zu Ostende, und zwar in der dem Leben des Frauenzimmers ungünstigen Epoche zu Gunsten des Letzteren wie 32 zu 21 steht. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, unsere Beweise über einen größern Maaßstab auszudehnen; doch würde das Resultat immer ein und dasselbe geblieben seyn, wie wir uns davon durch ein tieferes Studium der Sterblichkeits-Tabellen der meisten Länder in Europa überzeugt haben.

Eine der wirksamsten Ursachen der zunehmenden Sterblichkeit der Frauen in den Städten ist unstreitig der Einfluß der großen Entbindungs-Anstalten, ein Einfluß, der so verheerend wirkt, daß die Nützlichkeit dieser Anstalten wohl in Zweifel gezogen werden dürfte. „Den Büchern der Entbindungs-Anstalten zu London, zu Paris, zu Dublin und den Tabellen des Herrn von Chateauneuf zufolge," sagt der Doctor Lee, „ist es gewiesen, daß die mittlere Sterblichkeit dort weit größer ist als da, wo die Frauen in ihren eigenen Wohnungen verpflegt werden. So ist die Sterblichkeit in dem Hospice de la Maternité zu Paris zuweilen furchtbar groß. Im Jahr 1828 verstarben von den 3175 Frauen, die dort aufgenommen wurden, um entbunden zu werden, 170, also 1 unter 18. Noch weit größer war dort die Sterblichkeit im Jahr 1829, indem von 3074 Frauen 250 erblichen, was die Sterblichkeit auf ein Zwölftheil bringt. Wenn man diese Resultate mit denjenigen vergleicht, die anderweitig stattfinden, wo das Verhältniß der Frauen, die im Wochenbette sterben, selbst in den ärmsten Classen nur 1 zu 500 oder selbst 1 zu 1000 ist, so sieht man ein, wie nothwendig es ist, mit der größten Aufmerksamkeit zu untersuchen, ob die Vortheile, welche dergleichen milde Anstalten in andern Beziehungen gewähren, eine so gräßliche Vernichtung aufwiegen, und ob sie in der Wirklichkeit der Gesellschaft nicht mehr schaden als nützen.

„Und man glaube nicht, daß dieser Sterblichkeit ein Ziel gesetzt werden würde, wenn man einige Oeffnungen anbrächte, die Zahl der Frauen in jedem Gemache etwas verminderte, kurz diese Anstalten gesunder machte. Nach dem, was ich in dem British-Lying Hospital und in einigen andern ähnlichen Etablissements dieser Hauptstadt wahrgenommen habe, wo man die größte Sorgfalt auf alles dasjenige verwendet, was die Lüftung und die Reinlichkeit betrifft, und wo die Säle nicht zu überfüllt sind, bin ich fest überzeugt, daß von allen bis jetzt angewandten Mitteln keins die häufige Wiederkehr der verderblichen Epidemieen in den Entbindungs-Anstalten verhindern kann, und daß die Sterblichkeit, die sie dort zuwegebringen, die wohlgemeynte Absicht ihrer Begründer grausam täuscht; aber trotz allem diesen behält das Frauenzimmer noch immer ein entschiedenes Uebergewicht hinsichtlich der Sterblichkeit über den Mann. Allerdings ist dies das Alter, wo das Feuer der Leidenschaften das Daseyn von diesem stürmischer macht; es ist die Epoche, in welcher er weite und gefahrvolle Reisen unternimmt, kühne Speculationen macht; wo seine Einbildungskraft riesige Pläne gebiert, er folglich auch am meisten in seinen Unternehmungen scheitert und schrecklichen Catastrophen ausgesetzt ist. Wenn man die Sterblichkeits-Tabellen aller Länder zur Hand nimmt, so wird man sehen, daß die Sterblichkeit der Männer in den Jahren 25 bis 35 am stärksten ist, und daß in diesem Zeitabschnitt auch die meisten Selbstmorde vorkommen."

Wir wollen hier den Doctor Lee verlassen, um noch die merkwürdigen Wahrnehmungen mitzutheilen, die Herr Benoiston de Chateauneuf über denselben Gegenstand gemacht hat und die noch wenig bekannt sind.

„Wenn wir," sagt dieser gelehrte Statistiker, „die Sterblichkeit der Frauen, vom vierzigsten bis zum sechszigsten Grade nördlicher Breite, auf einer Linie, die sich über Newers, Paris und Stockholm von Marseille nach Petersburg erstreckt, untersuchen, so werden wir in keiner Lebensepoche der Frau, das heißt von ihrem dreißigsten bis zu ihrem sechszigsten Jahre, eine merkliche Zunahme der Sterblichkeit bemerken, die über das hinausginge, was man in der Regel von der nachtheiligen Wirkung des fortschreitenden Alters erwarten muß; während wir in allen menschlichen Lebensepochen vom dreißigsten bis zum neunzigsten Jahre eine bedeutendere Sterblichkeit bei dem Manne als bei der Frau wahrnehmen. Dieses macht sich hauptsächlich in den Jahren zwischen vierzig und funfzig bemerkbar, und hat wahrscheinlich darin seinen Grund, daß dies Alter in allen gesellschaftlichen Beziehungen für den Mann kritischer ist als für die Frau, er mag nun mitten in der Gesellschaft oder in der Einsamkeit, im Lager oder in einem Kloster leben. Da es nun erwiesen ist, daß eine gewisse Anzahl Frauen wegen der Veränderung, welche ihre Constitution dann erleidet — eine Ursache der Sterblichkeit, die bei dem andern Geschlechte wegfällt — in dem Alter zwischen vierzig und funfzig Jahren stirbt; wie geringe würde da ihre Sterblichkeit, die selbst während dieser Periode jener der Männer nachstehe, und die Stärke und Dauer ihres Lebens erst dann seyn, wenn sie nicht noch diesem besonderen Gesetze unterworfen wären?"

Um diesem Versuche mehr Interesse zu geben, hätten wir unsere Forschungen gern über die verschiedenen Länder des Erdballs ausgedehnt; hätten gern untersucht, ob das Gesetz der Sterblichkeit, welches wir für die Frauen im mittleren Europa so günstig gefunden haben, in demselben Verhältnisse in den tropischen Regionen und in denen in der Nähe der Pole bleibt; ob die frühe Reife, die man bei den Frauen dieser so entgegengesetzten Breiten wahrnimmt, eben so auf ihre Sterblichkeit Einfluß hat, wie



Digitized by Google

sie ihre Abgelebtheit beschleunigt: aber die Gränzen der Wissenschaft zwingen uns, Halt zu machen. Die Statistik, die selbst in den civilisirtesten Ländern noch so wenig Fortschritte gemacht hat, ist in jene fast barbarische Regionen noch nicht eingedrungen.

## Canäle von Panama und von Suez.

(M.)

Der große Handel, der Seehandel, durch den vor Zeiten Tyrus, Carthago, Alexandrien, und hernach Venedig und Genua florirten, während des Mittelalters im mittelländischen Meere concentrirt, hat sich, wie bekannt, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts beträchtlich erweitert. Nachdem Christoph Columbus und Vasco de Gama, der Eine einen neuen Welttheil entdeckt, der Andere einen neuen Weg nach Indien und China um das Cap der Stürme herum gebahnt hatte, war der Handel nicht ferner ein Privilegium einiger glücklich belegenen Städte; er gehörte der politischen Existenz der europäischen Nationen an.

Diese immense Bewegung, am Schluß des funfzehnten Jahrhunderts begonnen, völlig zu entwickeln, ist das neunzehnte Jahrhundert berufen. Inzwischen ist die zufällige Eintheilung der Continente dem raschen und vervielfältigten Verkehr zwischen den Nationen, den der Seehandel unter ihnen anknüpfen soll, völlig entgegen. Man muß in der That große Continente umsegeln, um nach Indien zu gelangen. Vergebens ist man seit dreihundert Jahren darüber aus gewesen, diese langen Umwege zu vermeiden, indem man eine Durchfahrt nach dem stillen Ocean über die Hudsons-Bay und eine andere nach Indien und den Sund-Inseln über den Nordosten und den Nordwesten von Europa gesucht hat. Aber die Landzungen von Panama und von Suez, die man nun durchstechen will, werden alle die so fruchtlosen Versuche hinführo überflüssig machen.

Die Hindernisse, die man bei dem Graben des Canals, welcher den atlantischen und den stillen Ocean vermittelst des Isthmus von Panama mit einander verbinden soll, vorausgesetzt hatte, sind weit geringer, als man es Anfangs gemeynt. Der Boston daily advertiser und der Albany Argus, zwei nordamerikanische Zeitungen, haben den Abschluß eines desfallsigen Tractats zwischen dem Senat der Republik Guatimala und dem Hause Palmer zu Newyork angezeigt.

Man wollte Anfangs den Chagre, der in den Meerbusen von Darien einmündet, benutzen; dieser Plan ist aber wegen der hohen Gebirge wieder aufgegeben worden und man hat sich für den Punct von Nicaragua entschieden. Sechstausend Arbeiter sind bei dem Graben des Canals angestellt und man hofft, daß derselbe innerhalb weniger Jahre fertig werden wird. Der dazu erforderliche Fonds beläuft sich auf fünf Millionen Dollars. Die Unternehmer, unter der Firma the Atlantic and Pacific company, deponiren eine Summe von 200,000 Dollars bei der Regierung, um die zur Vertheidigung des Canals nöthigen Festungswerke zu beginnen, und machen sich anheischig, auch weiter an Fonds herzugeben, was erforderlich seyn möchte, um den Zugang zu dieser Durchfahrt, wonach es künftighin allen europäischen Mächten gelüsten möchte, uneinnehmbar zu machen, wozu wohl an tausend Stück Kanonen erforderlich seyn dürften. Unter diesen Bedingungen bleibt der Canal zwanzig Jahre lang das Eigenthum der Compagnie und sie ist berechtigt, von all den Schiffen, die ihn passiren, welcher Nation sie auch angehören mögen, einen Durchgangszoll zu erheben.

Während dieser Tractat in Amerika zum Abschluß kam, fügte es sich durch ein glückliches Zusammentreffen, daß man auch zu Cairo die Eröffnung einer Verbindung des rothen Meeres mit dem mittelländischen Meere zur Sprache brachte. Der Pascha scheint zu dem Ende die Ausgrabung eines Canals quer durch die Landzunge von Suez beschlossen zu haben. Man hatte erst daran gedacht, den alten Canal von Necos wieder herzustellen, sich hernach aber überzeugt, daß er den Kauffahrteischiffen unserer Zeit nicht sehr von Nutzen seyn würde: er würde unterhalb Cairo in den Nil eingemündet haben; aber die Zeit des dem arabischen Meerbusen günstigen Passatwindes stimmt nicht zu der Zeit, wo der Nil hoch steht. Demnach hat man suchen müssen, den Isthmus zu durchstechen. Die Ingenieurs im Dienst des Paschas haben, indem sie dies Terrain abgesteckt, sich von der Möglichkeit, beide Meere mit einander zu verbinden, überzeugt. Der Bericht, den der französische Ingenieur in Aegypten, Herr Marbois, abgefaßt hat, ist höchst ausführlich und umständlich. Dieser neue Canal wird, wie man sagt, von dem Hafen von Suez ausgehen, sich durch ein der Nivellirung sehr günstiges Thal nach dem See Menzaleh ziehen, und zu Tineh ins mittelländische Meer einmünden. Man hat dort schon die anzulegenden Festungswerke abgesteckt.

## Die Methodisten.

### Eine französische Recension eines deutschen Buches.

(Beschluß.)

(L.)

Nach diesen allgemeinen Zügen eines neuen Jesuitismus muß man unserm Verfasser in die merkwürdigen Details folgen, die er uns ohne Schonung über die Administration, die Polizei und Disciplin der heiligen Herren und besonders über die Art von Magnetismus giebt, welchen Albions fromme Reisende an gewissen opulenten Damen von Paris geübt haben, wo dann die frommen Gesellschaften, die theologischen Abende und die Erlösungs-Thees (thés à la Redemption) entstanden sind, ein Räthsel, wovon das pariser Publikum anfange, das Lösungswort zu suchen. Man wird hierüber die auffallendesten Aufschlüsse in diesem Buche finden. Er beweist, daß in England die methodistische Gesellschaft einem ausgebreiteten System von dogmatischem Carbonarismus folgt, dessen niedere Grade nur sich öffentlich zeigen, während die geheimen Obern in dichte Wolken gehüllt sitzen.*) Der Verein dieser Obern, oder Ventita, nennt sich Conseenz, eine Art von hohem Conclave von Priesteen oder Cardinälen, die collectiv alle Kirchen besitzen, alle Einnahmen einziehen und verwalten, jedermann censiren und beaufsichtigen und den Phalanx der Missionaire befehligen. Es giebt nichts unbeschränkteres als die Beschlüsse dieser Versammlung, die ein wahrhafte permanentes Concilium ist. Sie versteht selbst Wunder zu Hülfe zu rufen, wie die Jansenisten in Frankreich, in dringenden Nothfällen. Und da sie an 400,000 Affiliirte zählt, ohne noch die Zuhörer zu rechnen, die, mit den Affiliirten vereinigt, leicht eine Masse von einer Million Seelen bilden können, da die Selbquellen der Kapellen, Gesellschaften, Journale und Flugschriften unermeßlich sind und darüber insgeheim verfügt wird, so begreift man leicht, wie groß ihre Hereschaft, wie gefährlich ihr Einfluß ist und noch mehr werden kann.

Hierauf übergehend zu dem speciellen Charakter der verschiedenen Zweige des Hauptstammes, theilt uns unser Verfasser, aus Schriften,

*) Dieser Vergleich kann nur hinsichtlich des geheimen, ordenähnlichen Zusammenhanges gelten, der einem aufmerksamen Beobachter auch in Deutschland schwerlich entgehen kann; dem Wesen nach aber ist der Mysticismus, als blinden Glauben bezweckend und daher als geborener Zwillingsbruder des Despotismus, eher ein moderner Jesuitismus, wie er auch oben sehr richtig bezeichnet wird, als daß man ihn Carbonarismus nennen könnte. Dagegen würden wohl seine Mitglieder wie seine Gegner gleichsehr protestiren.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

welche von Würdenträgern der Secte selbst als authentisch anerkannt worden, ein sehr originelles Gemälde der Classification der Heiligen, nach der naturhistorischen Methode Linnee's, mit. Man muß in der That die zoologische Beschreibung dieser verschiedenen Gattungen lesen, die, nach ihren mit sehr viel Bestimmtheit vom Verfasser angeführten englischen Namen, sich in schreiende, bellende, zitternde, springende und grunzende (!) — Methodisten *) theilen. Alle diese Namen sind den Symptomen mystischer Verzückung und der nervösen Crisen entlehnt, welche die Paroxismen der Gnade bei den Heiligen begleiten. Der Verfasser behauptet, daß eine permanente Conspiration bestehe, um alle diese schönen Sachen in Frankreich einzuführen. Nach ihm ist es außer Zweifel, daß wir dahin kommen werden, wenn nicht Spott und Pfeifen dem epidemischen Unsinn der Heiligen Schranken setzen. „Schon, sagt er, scheint in gewissen Salons von Paris die fromme Gymnastik ihre Sitzungen zu eröffnen. Ich habe dem mit Lebhaftigkeit beigewohnt. Bis jetzt ist es noch bei Gesängen, in der Gattung derer der sixtinischen Kapelle, bei Gebeten und einer Art Todtenmessen, bei Kniebeugungen und lauten Seufzern geblieben. So gut wie ausländische Heilige die Menschen dahin gebracht haben, ihr protestantisches Missionsgeld zu den Mamaquas und Botchuanas zu schicken, warum sollten nicht andere kommen, die die Orthodoxie tanzen lehren, wie die Jumpers (?)? Hat man nur erst der ergreifenden Idee vollständiger und augenblicklicher Wiedergeburt in dem weichen Herzen einer Frau oder in dem dunkeln Gehirn eines ungebildeten Mannes Eingang verschafft; hat man es dahin gebracht, daß diese extatische Ueberzeugung, unter dem Einflusse einer Bußpredigt, eines sentimentalen Gebets, oder eines mächtigen Chors heulender Heiligen, sich plötzlich in eine Seele, wie eine vom Dache fallende Ziegel, stürzt: wie soll da eine Person, die sich plötzlich durch einen galvanischen Stoß aus der Hölle gezogen sieht, sich nicht den bizarrsten Extasen hingeben, nicht seufzen und zittern, mit einem Worte nicht in alle Arten geistiger und geistlicher Epilepsie verfallen? Das Gegentheil ist unmöglich. Das Dogma der Methodisten von der augenblicklichen Wiedergeburt ist eine Theilungsmaschine, die nie ihre Wirkung verfehlt. Die getäuschten Thoren verlieren Einsicht und Bewußtseyn des bessern und wahren Glaubens, während die ehrwürdigen Häupter der Secte im Stillen lachen, ja nicht laut, aus dem einfachen Grunde, daß diese ganze Comödie zu ihrem Nutzen gespielt wird. Der große Haufe der Wiedergeborenen gehorcht dem Befehl der Oberhäupter und geht mit der größten Hingebung in den Tanz ein, während die Directoren, viel höher im Orchester stehend, alle Sorge tragen, die Schritte vorzuschreiben, den Tact zu schlagen und vor Allem Almosen und Beiträge zu sammeln. Dann (fügt der Verfasser hinzu), mein lieber Freund, suche nur eine gute Einnahme dieser Art ausfindig zu machen, wenn Du zugleich auf der Erde Dein Glück machen und auch in den Himmel kommen willst, zwei Dinge, die ich Dir von Herzen wünsche." (S. 83.)

Man sieht, daß der geistreiche Doctor des Großherzogthums Weimar sehr gut Scherz versteht und daß er ganz in die Geheimnisse der mystischen Bude eingeweiht scheint, die er unserer Neugierde öffnet, nur ist es uns keineswegs wahrscheinlich, daß die geschickten Agenten der methodistischen Secte so wenig verdeckte Mittel anwenden, als die der convulsivischen Wiedergeburten. Auch sieht der Verfasser, der die Bande in allen ihren Nebenwegen ihrer Existenz und Wirksamkeit zu kennen scheint, nicht an, einzuräumen, daß die Methodisten sich in Frankreich durch bessere verstellte Annäherungen einschleichen. Nach ihm bestehen die vorzüglichsten Mittel, mit deren Hülfe man schon so viele Gehirne und namentlich Weibergehirne verrückt hat, vor Allem darin, überall in weinerlichem Tone zu klagen, daß der Eifer erlösche, der Glaube todt und der Augenblick siebenischen Erwachens gekommen sey; dem füge man nun noch viel Stolz und Intoleranz bei, einen versteckten Ernst und vor Allem die geschmeidigen Hülfsmittel eines Geistes der Intrigue, der kein Mittel scheut, das geeignet ist, alle diejenigen auf die Straße zu werfen, welchen die Heuchelei anekelt, und man wird ungefähr die Quintessenz der Mittel des Erfolgs und der Herrschaft der Methodisten haben.

In dem Feldzugsplan dieser, sich selbst so nennenden, Heiligen unterscheidet der Verfasser drei Haupt-Manoeuvres, die immer die Landung der Methodisten an einem bis dahin friedlichen Orte charakterisiren: 1) mit süßer Miene Uneinigkeit auszusäen in den Salons, in den Schulen, den Kirchen, den Familien, indem man seinen Nächsten verdammt, den Glauben des dritten und vierten ausspürt und jedermann von gesunder Vernunft für einen Höllenbraten erklärt; 2) die Gedanken Aller nach einem mystischen und eigennützigen Zwecke zu leiten und die Glieder einer und derselben Familie, die einen gegen die andern, in den Harnisch zu bringen; 3) die Moral vergessen zu machen, indem man sie in die Höhen eines verliebten Sentimentalismus exilirt und das Anathema über das Verdienst der guten Werke ausspricht. — Das sind die ersten Schritte dieser Apostel des Friedens; füge man noch den Gebrauch hinzu, fromme Flugschriften den Vorübergehenden ins Gesicht zu werfen (oder vielmehr aufzudringen) und die Werke Voltaire's mit großer Feierlichkeit zu verbrennen, als wenn verbrennen antworten wäre. Sammle man nun alle diese zerstreuten Züge, concentrire sie in ein Gesicht und man wird die ziemlich treue Silhouette eines wahren Methodisten haben, würdig, im Salon unter so vielen, eben so grotesquen Bildnissen zu figuriren. Ich will inzwischen hinzufügen, daß unser Verfasser eine gute deutsche Natur hat. Er gesteht mit Vergnügen ein, daß bei weitem nicht jeder Methodist nothwendig ein Jesuit sey, und daß er eine Menge anführen könnte, die er sehr schätze und liebe, ob sie gleich Heilige seyen. Ich zweifle meinerseits keinen Augenblick an der Gerechtigkeit dieser liebevollen Beschränkung; dennoch kenne ich diese Herren hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß, wenn nicht jeder Jesuit ist, wenigstens jeder Fähigkeit und Geneigtheit genug hat, um es ohne Mühe zu werden, wenn der Fall eintritt. Das ist eine Sache der Gerechtigkeit.

Nach diesem ersten Artikel nehme ich von Ihnen, werthester Herr Doctor und Ritter des weißen Falkenordens, für jetzt Abschied. Schreiben Sie uns noch oft so amusante Briefe, als die sind, die Sie uns so eben zu lesen gegeben haben; bewahren Sie denselben Ton anständigen Scherzes und guter Epigramme. Ich werde meinerseits nicht ermangeln, ein andersmal von den merkwürdigen Details zu sprechen, die Sie uns über die jetzigen Manoeuvres der Methodisten zu Paris und über das, was Sie ihre fashionabeln Zeitvertreibe nennen, gegeben haben. Das lohnt wohl der Mühe. Man versichert überdies, daß Ihre Briefe große Sensation in Ihrer Gemeinde gemacht und selbst da einiges Scandal hervorgebracht haben. Man sagt, daß die Calvinisten Ihnen den Krieg machen wollen, weil Sie behaupten, daß einige Jesuiten sich bei Ihnen eingeschlichen. Man sagt, daß die Herren von Genf, die doch nicht Puritaner sind, Ihnen, in derselben Nummer ihres Protestanten, worin sie von den abgeschmackten Extasen der Heiligen reden, eine väterliche Zurechtweisung ertheilt haben, bezüglich und angewendet darauf, daß Sie sich erlaubt haben, witzig gegen die Tartufes zu seyn. Trösten Sie sich, mein Herr Doctor. Die Calvinisten haben Unrecht und Sie haben Recht, wenn Sie uns sagen,

*) So weit sind wir Deutsche freilich noch nicht vorgeschritten; doch man muß nicht verzweifeln — was nicht ist, kann noch werden; wir sind ein gelehriges Volk, besonders für alles empfänglich, was das Ausland uns bringt!
Anm. d. Red.

Digitized by Google

daß eine lächerliche Sache nicht anders als durch das Lächerliche widerlegt und niedergeschlagen werden kann. Erschrecken Sie nicht über die Kritiken des Priesterrocks. Fahren Sie fort und seyn Sie des Beifalls gewiß. Ueberdies ist mir von guter Hand mitgetheilt worden, daß Sie Schweizer seyen; das ist möglich; aber Sie sind Franzose an Geist. Ohne andere Untersuchung und Ansprüche als Ihre Briefe, die ich sehr geneigt, Ihnen, nicht lettres de relief, sondern lettres de grande naturalisation zu bewilligen, sollte ich auch Herrn Barthe's Rechte, als Siegelbewahrer usurpiren.

---

## Fortsetzung des Briefwechsels aus Constantinopel.

(Man vergl. Nr. 324, 326, 346 u. 349 unsr. Bl.)

(L.)

Wir setzen, sagt der Courrier français, die Bekanntmachung der Briefe fort, die wir aus Constantinopel erhalten, und in welchen die Lage der Türkei durch Augenzeugen geschildert wird, die den Vortheil haben, weder den Angelegenheiten des Landes, noch denen Europa's fremd zu seyn. Der nachstehende scheint uns vor Allem durch die gerechte (?) Würdigung der russischen Politik merkwürdig zu seyn.

Constantinopel, den 3. August 1833.

Jeder Tag entschleiert etwas von den geheimen Artikeln des neuen Tractats zwischen Rußland und dem Sultan Mahmud. Die Acte der Autorität, die militairischen Dispositionen, die diese Macht in der Moldau und Wallachei trifft, deuten hinreichend an, daß sie diese Fürstenthümer als die übrigen betrachtet, und in seinen Reden wie in seinen Handlungen erschöpft der sogenannte Divan von Bucharest, nebst dem Rath von Jassy, alle Aeußerungen der Unterwürfigkeit gegen den General Kisseleff. Unzweideutige Zeichen lassen auch glauben, daß die Session des Littorale's, von der Mündung der Donau bis nach Varna, stipulirt worden ist, mit dem ganzen Gebiet, das zwischen dem Meere und dem Flusse liegt, bis an eine von dieser Stadt nach Silistria gezogene Linie, wo schon keine Garnison mehr ist. Auf diese Weise werden die Russen, sobald sie wollen, ihre Truppen durch den Golf von Burgas oder auf den Wegen der Küste an ihren Bestimmungsort schaffen, ohne mehr Zeit zu verlieren, als man braucht, um eine diplomatische Note zu redigiren. Hinsichtlich der zwischen dem Sultan und seinem Alliirten zu regulirenden Rechnungsverhältnisse und Zahlungen hat sich letzterer um so nachgiebiger gezeigt, als er Gebiets-Abtretungen nicht zu erlangenden Geldzahlungen vorzieht. Auch hat man die Freigebigkeit des Grafen Orloff, nicht nur hinsichtlich der Kosten der Expedition, sondern auch hinsichtlich der Hülfsleistungen aller Art, in Menschen und in Material, was er für die Schlösser, für die Marine ꝛc. hergegeben, bewundert.

Es scheint bis jetzt, daß die von hier abgegangenen russischen Truppen weder in Sebastopel, noch in Odessa, in Caffa oder Nikolajeff ausgeschifft worden sind; so daß sie Quarantaine in See halten, wie man sagt, und selbst in Burgas oder Sizebolis; denn die Fahrzeuge und Truppen, die da waren, sind noch nicht von dort abgegangen, ob man es gleich seit vierzehn Tagen wiederholt hat, um es glauben zu machen. In der Krimm sind beträchtliche Streitkräfte, während ein Theil des Kuban entblößt ist. Gewiß auch, um die Zeit angenehmer als im Lazareth zuzubringen, beschäftigen sich zwei leichte Fahrzeuge von Kumanys damit, die Küste zwischen dem Lande der Abazen und dem Golf von Saasun aufzunehmen und zu sondiren. Jedenfalls muß man einräumen, daß die Russen sich nicht minder geschickt als thätig zeigen; sie haben überall ihre geheimen und öffentlichen Agenten und wissen besser als der Sultan, was in seinen Staaten vorgeht. Wächst irgendwo Unkraut, so kann ihnen dieß nur willkommen seyn, denn nach den Artikeln des neuen Tractats kommt es ihnen zu, die Ordnung herzustellen, und sie werden den Gebrauch des Rechts nicht verfehlen lassen.

Was die Lage des Reiches an sich selbst betrifft, so ist sie so ziemlich immer dieselbe. Albanien und Epirus sind weit davon entfernt, in einem zufriedenstellenden Zustande zu seyn; die Bosniaken drohen und sind so wild wie gewöhnlich; Dand-Pascha bringt die Angelegenheiten nicht weiter und es wird schwer, einen Mann oder auch nur einen Piaster aus diesen Ländern zu ziehen. Was Servien betrifft, so hat es allen Anschein, daß der Fürst Milosch, wie man ihn nennt, sich mit Rußland arrangirt hat und daß die sogenannte Souverainität der Pforte da nicht viel mehr seyn wird, als sie in der Moldau und in der Wallachei ist: wenn dies in den neuen Artikeln nicht schon ausdrücklich bestimmt ist, so ist es doch gewiß indirect darin enthalten, darauf können Sie rechnen. Jetzt, wo das Bündniß eng ist zwischen dem höchsten Oberhaupte, dem Beschützer der griechischen Nation, und der Pforte, werden sich Fürsten des Fanar im Ueberflusse finden und von allen Seiten erscheinen, um die Geschäfte der beiden Staaten zu besorgen. Man wird deren in Europa als Gesandte und Geschäftsführer ankommen sehen und ich würde nicht verwundert seyn, wenn Mahmud, da er bevollmächtigte Minister unterhalten will, einen dieser Herren mit diesem Titel bekleidete. Der arme Sultan glaubt, daß solche Mummerei Civilisation ist, wie er sich einbildet, daß die Uniformen das Princip der Militair-Organisation seyen.

Diese unglückselige Organisation ist seine Leidenschaft, seine wahrhaft fixe Idee; aber die Rekruten fehlen und die jungen Leute, wie die gemachten Männer, widersetzen sich, weil der Großherr weder mehr geliebt, noch gefürchtet, noch respectirt ist und der Contact der Russen selbst die Rumelioten und Macedonier von ihm entfernt hat, die bis dahin ziemlich allgemein ihm angehangen hatten. Ich sage nichts von den Asiaten, die schwieriger und aufsässiger als je sind und die schwerlich wieder zu gewinnen seyn werden. Was auch noch fehlt, das ist das Geld. Der Kaiser Nicolas verlangt für den Augenblick keins, aber er leiht auch keins; *) und wenn seine Gesandten rathen, sich aus den Gütern der Moschee's solches zu verschaffen, so trägt die Pforte billig Bedenken, sich in diese Sache einzulassen, wo sie fühlt, daß sie den Kürzern ziehen und eine Revolution wagen könnte. Der Geist des Fanatismus ist keineswegs geschwächt und um die Leute des Gesetzes zur Vernunft zu bringen, müßte der Sultan vor Allem mächtiger seyn als sie und sich auf eine vollständigere Militair-Organisation stützen können.

Nach neueren dem Defterdar und dem Kaimakan erstatteten Berichten scheint es, daß Ibrahim-Pascha seine Zeit nicht verliert und daß er sich thätig damit beschäftigt, seine Gränzen zu befestigen, seine Rekruten von Syrien zu versammeln, seine aus Aegypten erhaltenen Verstärkungen und überhaupt alles zu organisiren. Man hat in Europa geglaubt, daß die Pforte ihm Adana und Tarsus nur als Pacht verliehe, ohne darauf zu achten, daß das sich mit Worten befriedigen heißt und daß das Wort Mohassil, das seit langer Zeit seinen ursprünglichen Sinn verloren, jetzt eben so wenig auf einen bloßen Pachter angewendet wird, als in Frankreich der Titel Marschall auf einen Hufschmidt, der die Pferde beschlägt. Ueberdies könnte Ibrahim wohl bald Mohassil von Cypern werden und man sieht nicht ein, wie diese Insel lange von Syrien getrennt bleiben kann.

Die Agenten Rußlands interessiren sich lebhaft für das Gedeihen des kleinen Königreiches von Griechenland, welches noch eine obschwebende Frage ist, wenn man den Zustand des Landes, seiner wenigen

*) Das hieß doch auch wahrlich zu viel erwarten, nachdem ihm die angesprochene und geleistete Hülfe und einzig mögliche augenblickliche Rettung so großen Aufwand aller Art gekostet. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Einnahme, die ihm übrigblieben, und alles dessen betrachtet, was nöthig wäre, damit etwas daraus werde. Da Frankreich seinen Einfluß (mittelst Zurückziehung seiner Truppen) aufgiebt, so werden die Russen dort wie hier allein herrschen; denn man muß sich darüber nicht täuschen; alles, was griechischer Christ in Europa, Asien und auf den Inseln ist, sammelt sich, mit wenigen Ausnahmen, unter Rußlands Schutz. Das ist das gemeinsame Band.

Die österreichischen und englischen Gesandtschaften sind immer sehr beschäftigt. Die letztere besonders hat verschiedene Geschenke gemacht, und erweist gewissen großen Staatsbeamten viele Aufmerksamkeiten; die Handels-Interessen Englands, so wie die Oesterreichs, werden sich bei dem Allen besser stehen, als die Interessen der armen Franzosen, deren Credit durch die letzten Selbsttäuschungen und vergriffenen Maaßregeln, die sie für weise Staatsstreiche gehalten haben, erschöpft ist. Aber noch außer den Handelsgeschäften sind noch andere Intrigueu im Werke, das können Sie sicher glauben. Die Symptome sind unläugbar und man wird bald gewahr werden, daß die Verbündeten unsers juste milieu sich nicht vergessen.

---

Die Leser mögen ihrerseits auch nicht die politische Farbe des Blattes (des Courrier français) vergessen, das diese Briefe mittheilt, welche, obwohl von Constantinopel datirt, wenn nicht ganz in Paris geschrieben, doch daselbst vervollständigt worden zu seyn scheinen.

---

## Politische Miscellen.

### Die Doctrinairs.

(2.)

Unter dieser Rubrik enthält das, bisher gemäßigte, Oppositionsblatt le Temps folgenden, wie uns dünkt, zu beachtenden Artikel:

Eine Thatsache in unserer Lage bietet vielleicht allein den Vortheil dar, die drei politischen Parteien Frankreichs in Einklang zu bringen: die constitutionelle, die republikanische und die legitimistische. Diese Thatsache ist folgende: das Repräsentativ-System, ausgelegt und willkührlich gedeutet durch die Doctrinairs, folgt nicht mehr seinen Bedingungen der Logik, der Kraft und der Legalität. Daher unfruchtbar, statt ergiebig zu seyn, erzeugt es nicht mehr alles das, was es an Glück und Freiheit in unsern innern Angelegenheiten hoffen ließ und was es uns an Größe und Würde in unsern auswärtigen Verhältnissen zu erwarten das Recht gab.

Von den drei Parteien bedienen sich zwei geschickt dieser Thatsache, um einen Schluß zu ihren Gunsten herbeizuführen. Man höre die Republikaner: „Das Repräsentativ-System ist unmöglich mit einem König;" man höre die Legitimisten: „Die Repräsentativ-Regierung kann nicht mit einem constitutionellen König bestehen, sie bedarf eines unbeschränkten Königs."

Nichts natürlicher und consequenter für Parteien, die der Dynastie feindlich gesinnt sind. Den Thron dem Repräsentativ-Systeme nehmen, das Repräsentativ-System dem Throne nehmen, oder, mit andern Worten, den König beseitigen, um die Republik zu haben, das Repräsentativ-System vernichten, um die Legitimität zu haben, das heißt, mit entgegengesetzten Absichten, auf zwei entgegengesetzten Wegen, zu demselben Resultat kommen.

Aber wir, die wir diese Dynastie wollen, weil sie unsere Grundsätze heiligt, wir, die wir die repräsentative Regierung auf gute Wege leiten wollen, ohne zur Republik oder zur Restauration zu schreiten, wir beschränken uns, als wirksames Mittel eine Veränderung im ministeriellen System zu fordern, oder vielmehr wir wünschen den Fall einer philosophisch-politischen Secte, welcher man den Beinamen Doctrinair gegeben, weil sie ihren Beruf und Geschäft in Doctrinen sucht. In der That verkauft sie sie jeder Regierung, welche es auch immer sey, oder sucht sie wenigstens zu verkaufen.

Im Allgemeinen ist es immer gefährlich, die Zügel eines Staates einer philosophischen oder religiösen Secte anzuvertrauen, gleichviel, was es auch für eine sey, denn der Name, den sie führt oder brauche, bedeutet nichts, als höchstens das Ansehen des Jahrhunderts, in welchem sie sich gebildet hat; dieser Name ist eine Aufschrift, ein Aushängeschild, um den großen Haufen zu betrügen. Man cultivirt jetzt philosophische Ideen des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts, weil sie Gewalt haben, wie man den fanatischen Glauben des zehnten oder dreizehnten Jahrhunderts benutzt haben würde, als er herrschte; die einzige wahre Sache, die man im Grunde aller dieser Secten findet, ist Eigennutz und Egoismus. Folglich ist ihr Zweck derselbe in allen Zeiten: Herrschen und sich bereichern.

Aber die Liebe zur Herrschaft treibt zum Hasse der Freiheit; der Durst nach Geschäften führt zur Verschleuderung des öffentlichen Vermögens. Diese beiden Gebrechen würden ein hinreichender Grund seyn, um solche Menschen zu entfernen, und doch giebt es noch andere nicht minder wichtiger Art. Sagen wir, bevor wir sie bezeichnen, um nicht auf sie zurückkommen zu müssen, daß in einer Repräsentativ-Regierung diese Gebrechen weit mehr zu fürchten sind, als in einer unbeschränkten Monarchie. Wenn die Freiheit nicht herrscht, den Despotismus in die Hände einer Secte, einer Maitresse oder eines Beichtvaters legen — das ist stets dasselbe System nur unter verschiedenem Aeußern. Aber wenn die Freiheit triumphirt, wenn sie siegreich in den Gesetzen und Institutionen lebt, dann muß der Despotismus, um sich Bahn zu brechen, die einen verletzen, die andern quälen: daher Zwiste, Kämpfe, Katastrophen. Eben so hat man, wenn die Publicität nicht existirt, das Geheimniß und den Schatten für sich im Verhältniß, wie man verschleudert: aber wenn dagegen die Publicität existirt, wenn man, um die Verschleuderung zu maskiren, Budgets erlügen und öffentlichen Credit falsch vergolden muß, dann ist das Vermögen der Privatleute ruinirt, weil das System des Credits selbst, da es die Wahrheit zur Grundlage hat, erschüttert ist, so wie man es verfolge.

Wenn wir jetzt zu Details übergehen, die mehr in Beziehung mit den täglichen Thatsachen stehen, so wird jeder errathen, daß eine Secte, bei der Austheilung von Aemtern, seine Gunst und seine Gefälligkeit für seine Initiirten und Adepten sparen wird. Alles wird im Stillen, bei verschlossenen Thüren, geschehen, als wenn es sich davon handelte, einen Raub unter Mitschuldige zu vertheilen. Oeffentliche Dienste, großer Ruf, gewissenhafte Wahrheitliebe, Vaterlandsliebe, tapfere Thaten — nichts wird in Anschlag kommen, noch in die Wage gelegt werden. Bist Du einer der Unsern, ja oder nein? Das ist der Schlüssel aller Ernennungen. Spielt nun das Königthum bei einem solchen System nicht eine gefährliche Rolle? *) Es hört auf, mit Gerechtigkeit zu belohnen; es beraubt sich der Talente, die es der Nation empfehlen würden, wenn es sich diejenigen zugesellte, welche die Nation ihm empfiehlt.

Ist es nicht mitleidenswerth, in die Administration Männer einführen zu sehen, die, bevor sie sich dem Vaterland und dem König verpflichten, sich als ihrer Secte angehörig betrachten werden; die, derselben ihr Glück verdankend, für sie allein Ergebenheit haben werden, die, sehr wohl wissend, daß, im Verhältniß wie die Secte an Credit gewinnt, sie auch den ihrigen steigern, in sie ihre Ehrsucht setzen werden, statt sie auf die großen National-Interessen zu stützen.

*) Ganz gewiß und jede Regierung, die eine Secte, welche es auch sey, zum Staat im Staate werden läße, wo mithin der casus pro amico Regel, Belohnung des Verdienstes die Ausnahme wird. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Diese Gefälligkeiten, womit sich die Sectirer wechselseitig schmeicheln und liebkosen, führen sie zu der natürlichen Consequenz, alle diejenigen zu entfernen, die ihnen fremd sind; daher entstehen Feinde, daher werden sie mißtrauisch und verfolgerisch; ihr Haß dehnt sich gerade auf alle Welt aus, weil sie kein Recht auf die Liebe von irgend jemand haben; indem sie Alle anstoßen, werden sie zuletzt allein bleiben und da sie dem Throne am nächsten stehen, so wie das Ansehen haben, sein Zutrauen zu besitzen, da sie von ihm belegirt sind, so überredet sich die Nation, daß der Thron wie sie in der Isolirung lebe.

Erklären nun solche Wahrheiten nicht die Beleidigungen, die aus vollen Händen denen Männern gespendet werden, die am innigsten mit der Juli-Revolution zusammenhängen; die über Deputirte, Männer von Muth und Talent, deren Grundsätze man entstellt, um sie dem Königthum verdächtig zu machen, ausgestreute Verläumdungen — entschleiern sie nicht das Manoeuvre, die Dynastie zu dem Glauben zu bringen, daß es außer den Doctrinairs keine möglichen Minister mehr gebe? Ist es nicht so, als wenn man ihr sagte: Du hast deine constitutionelle Freiheit verloren. Du mußt für immer mit uns leben, denn alle andern wollen deinen Tod.

Das alles geht indessen unter unsern Augen vor und in einer Repräsentativ-Regierung, wo die Krone, statt ihre Minister nur in dem engen Kreise des Vorzimmers aus den Hofleuten oder den Vertrauten einer Pompadour wählen zu können, die weitere, edlere und wahrhaft patriotische Befugniß hat, sie von allen Bänken der Kammer zu nehmen, wohin das Vertrauen der Nation fähige Männer ruft, sie zu berufen, welches auch die Abstufung ihrer Meynungen sey, wenn sie nur warme Vertheidiger der Volks-Interessen sind, wenn sie nur solche sociale Verbesserungen vorschlagen, die sich unter dem belebenden Hauche einer liberalen Staatsgewalt entwickeln.

Alles das trägt sich zu unter dem Regime einer Charte, in welcher eine ihrer hochherzigsten Verfügungen die Zulässigkeit aller Bürger zu öffentlichen Aemtern festsetzt und heiligt; bewundernswerthes System der Gleichheit, zerstört durch den Secretengeist, der rastlos dahin arbeitet, aus der Administration ein Monopol zu machen, das die Sectirer allein handhaben können.

Wenn man uns fragt, wie diese, jedem gesunden Verstande einleuchtenden, Gefahren, diese sich von allen Seiten erhebenden Klagen, diese unter den festesten Stützen der Juli-Revolution verbreitete Unruhe, diese Entmuthigung von Leuten, die sich nicht so leicht niederschlagen zu lassen pflegen; wie die Absetzung von so vielen Beamten, die wie das Königthum aus dem Kampf der drei Tage hervorgegangen, die Entlassung von einer Menge Maires, die Abdankungen der Nationalgarden, die ministeriellen Deputirten, die sich Nachts in ihre Städte einschleichen müssen, weil sie nicht wagen, vor ihren Mitbürgern bei Tage zu erscheinen; weil man uns fragt, wie alle diese Anzeigen eines politischen Uebels, das immer tiefer um sich frißt, die Krone nicht aufklären, so antworten wir, daß in der Sphäre, worin sie sich bewegt, andere Anzeigen verkünden, daß sie besser erleuchtet sey.

Die Nicht-Auflösung der Kammer hat nach unserer Meynung, die Abnahme des Credits der Doctrinairs offenbart. Ihre üble Laune ist groß gewesen; sie haben gedroht. Sie haben die Zukunft, als dem Zufall preisgegeben gezeigt. Man hätte sagen mögen, die Doctrinairs wären bereit, ihre nomadischen Dienste anderwärts hinzuwenden, als wenn sie, das Glück Frankreichs in ihren Händen lenkend, vermöchten, es als gelehrigen Sclaven sich nachzuziehen. Eine wichtige, dem Königthum gegebene Lehre! Vertraue es sich doch Ministern, die, wie es selbst, von der Juli-Revolution stammen; dann wird es nicht mehr zu fürchten haben, daß man es verlasse, um zur Restauration zurückzukehren, unter deren Flügeln sie nicht ausgebrütet worden sind.

Alles läßt inzwischen glauben, daß man sich gegen die Doctrinairs in Verfassung setzt, aber, sagen wir es frei, durch ein wenig zu engherzige Mittel. Man hat vom Herrn von Montalivet gesprochen, man hat seine Wirksamkeit und sein Uebergewicht entschleiert. Herr von Montalivet repräsentirt in der That eine ganz kleine nicht gerade politische Partei, die aus, der Dynastie besonders ergebenen Männern besteht. Das sind Freunde, die man in Reserve hält, um sie alten Freunden entgegenzustellen, die verdächtig geworden sind, nur sogenannte Freunde zu seyn, deren Neigung für den Besitz der Gewalt und nie für den Triumph des Princips ist.

Aber warum einer Secte eine Cotterie substituiren? Warum eine philosophische Congregation durch eine bürgerliche Camarilla ersetzen? Sollte der ältere Familienzweig, bei der Abreise, um sich zu rächen, die beiden Ursachen seines Falles hinterlassen haben? Muß das Königthum des Julius, Kind der Nation, sich nicht der Nation selbst anvertrauen, denn sein Pallast ist Frankreich!

Resumiren wir: in einem Repräsentativ-System spricht Grundsatz und Erfahrung dafür, daß das Uebel mit den Ministern verschwindet, deren Werk es ist. Nach guten Regierungs-Maximen muß nie eine Secte zur Gewalt gelangen. Wenn daher eine Secte diese Gewalt zu usurpiren gewußt hat, so kann man nicht genug eilen, sie derselben zu entkleiden, und wenn es einer Dynastie erlaubt ist, ihre Freunde bei sich zu haben, so ist es doch eine bessere Politik, wenn sie selbst die Freundin der Nation ist, sich Männern zu überlassen, welche diese Nation vorzieht.

---

## Die neuesten Nachrichten von der afrikanischen Expedition unter Lander.

(Aus einem Schreiben von Sierra-Leone, vom 23. Mai.)

(M.)

Die Schaluppen des königlichen Kriegsschiffes Curlew haben am 20. April bei dem Schiffe Colombine angelegt, dessen Capitain einige Tage zuvor gestorben war. Der Arzt dieses Schiffes hatte Briefe von dem Herrn Lander, datirt aus dem Pallaste des Königs Obie zu Eboe, ungefähr drei Wochen nach seiner Abreise von der Mündung des Flusses Nun, bekommen. Der König Obie hatte sie gütig behandelt und dem Herrn Lander mehrere Pirogen mit Leuten, die ihnen auf dem Flusse als Lootsen dienen sollten, geschenkt. Einige Tage vor ihrer Ankunft hatten die Dampfschiffe ihre Böte ausgesandt, um Holz zu fällen. Sie waren dabei von den Bewohnern eines Dorfes molestirt worden und hatten zurückkehren müssen. Nun wurden den nächsten Tag eine Menge Bewaffnete dahin gesandt; aber auch diese sahen sich von den Eingeborenen angegriffen. Da gab die Quorra der Stadt durch eine Rakete ein Signal und feuerte anderthalb Stunden lang in einzelnen Zwischenräumen ihre lange Kanone ab. Da die Eingeborenen aber dennoch zu schießen fortfuhren, so landeten die Schiffsbesatzungen, vertrieben sie, und brannten ihr Dorf nieder. Drei Eingeborene und zwei Engländer sind in diesem Treffen geblieben. Die Kunde von diesem Vorfall war nach Eboe gekommen und Herr Lander meynte, daß sie auf die Eingeborenen am Ufer des Flusses eine gute Wirkung machen würde. — In dem Nun lag eine amerikanische Brigg, die Agenoria, vor Anker, um eine Ladung Palmöl einzunehmen. Die Brigg war von einer geheimen Compagnie in Miethe genommen worden, die aus diesen Gewässern Nutzen zu ziehen Willens ist."

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 851. Hamburg. Mittwoch, den 18. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Neue Reise nach Japan.

### Auszug aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth.

(Dritter Artikel. — Man vergleiche Nr. 811 u. 820 dieser Blätter.)

(Aus L'Europe litteraire.)

(N.)

Das holländischr Etablissement auf drr Seite van Nungakasi nimmt einr kleine Insel von oblonger Faem ein, die in dem Hafen dirser Stadt selbst belegen ist und drn Namrn Desima führt; sir ist von dem festen Lande nur durch einen Canal geschieden, übrr welchen eine hölzerne Brücke von einem einzigen Bogen führt. Drsima ist nur 82 Schrittr brrit und 236 Schritte lang; es ist bewohnt von dem Chef des holländischen Comtoirs, der an funfzehn Europäer bei sich hat, ungrrrchnet die farbigen Sclaven, dir ihnen als Domestiken dienen. Alle diese Leute bleiben auf der Insel eingeschlossen, deren Häuser von Tannenholz ausgeführt und im Allgemeinen sehr kümmrrlich sind. Sie haben ein Erdgrschoß, das als Magazin dient, und ein rrstes Stockwerk, in welchem die Heerschaften wohnen, die dasselbr auf eigrnr Kosten möbliren und in gutem Stande erhalten müssrn.

Einem altrn Brauche zufolge muß der Chef des holländischen Comtoirs zu Drsima sich alljährlich nach Yrdo, der Residenz des Seogun oder obersten Administrators von Japan, brgeben und ihm Geschenke darbringen, die als ein Tribut Hollands an Japan angesehen wrrden. Diese Gesandtschaft bestrht in der Regrl nur aus drei Europärrn, nämlich dem Chef, dessen Secretair und einem Unter-Secretair, dee das Amt eines Gesandtschafts-Intendantrn versieht. Für den Letzteren tritt häufig auch der Arzt des Comtoirs ein. Die Gesandtschaft nimmt mehreee Japanesen mit sich, die Holländisch verstehen, und die ihnen als Dollmrtschrr dienen, nebst einer Mrngr Trägrr und Wächter, so daß dir gesammte Karavane aus ungrfähr zweihundert Individuen bestehe. Die Europärr reisen in Norimons oder verschlossrnen Palankins. Es sind dirses einr Art von Kutschkasten, aus sehr dünnrn Brrttern und von Bambus verfertigt, mit Fenstrrn vorn und zu beiden Seiten. Man kann bequem darin sitzen, ja sich srlbst darin niederlegen, wenn man die Beine etwas einzieht. Das Innere ist mit schönen Sridenzrugen und mit geschorenrm Sammt ausgeschlagen. Im Fond ist rin sammtenes Polster mit einrr Decke von demsrlben Zeuge. Drn Rücken und die Ellenbogen lehnt man auf Querrlehnen und sitzt auf einem runden, in der Mitte hohlen Kissen. Nach vorn sind einr oder rin paar Brrttrchen angebracht, um Schreibzeug, Bücher und andere Dinge darauf zu legen. Das Aeußrre des Kastens ist lackirt und mit Malereien geschmückt. Ein über der Imperiale qurr durchgesteckter Stab dient, das Norimon auf den Schultern zu tragen. Die Zahl der Trägrr richtet sich nach dem Range des Reisenden; es sind iheer mindestens sechs, zuweilen aber mehr als zwölf. Die Hälfte der Trägrr geht nebrnher, um die andern abzulösen, wenn sie ermüdet sind.

Die holländische Gesandtschaft bricht in drr Rrgel am 15. des rrsten japanesischrn Monats, was grwöhnlich in die letzten Tage des Februars oder die rrsten drs März fällt, von Nungakasi auf. Sie schlägt den Weg nordöstlich ein, passirt die große Stadt Yasa, und kommt am frchstrn Tage zu Konura, der lrtzten Stadt auf der Insel Kiuzin, an. Dort schifft man sich ein, um drn Arm drs Meeres zu passirrn, der diese Insrl von der von Nipon, der größesten des japanesischen Archipelagus, trennt. Dann gelangt man nach Simonoscky, rinrr Stadt, die virlen Handel treibt und wo rs eine Menge berüchtigtee Häusee giebt, wohin die Holländer nicht kommen dürsen. Sie besuchrn in der Regel den im Osten der Stadt belegenrn berühmten Tempel Amidadra.

Zu Simonoscky schifft die holländische Gesandtschaft sich wieder auf einrm großen japanesischen Yatsch ein, welcher sehr bequem zur Reise eingerichtet und in mehrere Gemächer abgetheilt ist. Man fährt fortwährend längs der Küste des Meeres hin, das zwischen der großen Insel Nipon und denen von Kiuzin und Sikokf eingeschlossrn ist. Das Meer ist hier voller kleiner, sehr malerischer Inseln, und man verliert die Küsten drs Landes nur selten aus dem Gesicht. Dirse Reise erfaedrrt bei günstigem Winde nur acht Tagr, bei widerigrn Winden aber wird man oft mehrere Wochen lang auf dem Meere zurückgehalten. Ueberall, wo vor Anker gegangrn wird, eilen die Japanesen ans Land, um ein Bad zu nehmen. Sie sind im Allgemeinen srhr reinlich und baden sich, sie mögen auf Rrisen oder zu Hause seyn, tagtäglich. Man findrt nicht bloß in den Städtrn sondern auch auf den Dörfern öffentlichr Bäder, in welchen srlbst die Armrn gegen ein paar Kupfermünzrn Zutritt habrn. Wenn man an der Stadt Maru Kame, auf drr Insel Sikokf, vorbei kommt, so erblickt man von weitem, auf drm Bergr drs Elrphantenkopfes, den berühmten Trmpel dds Gottes Kompira. Da dir Fahrr zwischen dieser Stadt und Nipon ziemlich gefährlich ist, so bringrn alle japanrsischen Schiffe, ehe sie in den Canal einlaufrn, diesem Gotte, von dem man glaubt, daß rr auf dem Bergr wohne, Gebete und Opfrr dar. Kompira wird als der Tergu oder der Himmelshund, der Beschützer diesrs Cantons, angesehen. Man bringt ihm Krabben, Flußfische und kleine Seekeebse dar.

Die Schiffahrt seewärts hört an der Mündung des großen Flusses Yodogawa, der sich in die Bay von Osaka ergießt, auf. Diese Stadt, deren Namen so viel als großer Deich bedeutet, ist die dritte im Japanesischrn, sehr reich und Handel treibend. Die Yodogawa durchschneidrt sie und versorgt eine Menge Canäle, die in ihrrm Innern den Verkehe erlrichtern. Ihre Straßen sind schnurgerade und brechrn in rechten Winkeln ab, aber sie sind nicht gepflastert. Die Stadt ist befestigt und wird durch eine sehr starke Citadelle, die Kaiserstadt grnannt, gedeckt.



Digitized by Google

Man zählt in ihr hundertundvierzig Brücken, von welchen die größesten aus Cedernholz gebaut sind. Die Lage der Stadt und ihre Umgebungen sind reizend und alle Lebensbedürfnisse stehen sehr niedrig im Preise. Dieserhalb wohnen dort viele reiche Privatleute und leben höchst angenehm von ihren Einkünften. Die Holländer verbleiben dort nur einen Tag, den sie in der Regel damit zubringen, bei den Kaufleuten und Handwerkern Gegenstände zu bestellen, die sie auf ihrer Rückkunft mit nach Yedo nehmen wollen. Osaka gilt für die Stadt in Japan, wo die mechanischen Künste auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht worden sind. Um von dieser Stadt nach Miako zu kommen, folgt man den Ufern der Yodogawa quer durch ein köstliches Land. Ehe man nach Miako gelangt, kommt man durch den großen Flecken Fusimi, der in ganz Japan durch den vortrefflichen Thee bekannt ist, der dort geerntet wird. Fusimi liegt so nahe bei Miako, daß es als eine Vorstadt von diesem gelten könnte. Diese letztere Stadt ist sehr groß, und zählt mehr als anderthalb Millionen Einwohner. Sie treibt sehr vielen Handel und hat eine Menge Fabriken und Manufacturen. Hier florirt vorzüglich der Buchhandel und es geschieht häufig, daß Werke, die im Reiche einen allgemeinen Absatz haben, zugleich zu Miako und zu Yedo im Druck erscheinen.

Miako ist seit 791 unserer Zeitrechnung die Residenz des Dairis oder der wirklichen Kaiser von Japan. Diese Fürsten sehen sich nebst ihrem Hofstaate dort durch die Usurpation des Seogunn oder Generalissimus des Reiches eingeschlossen. Die Dynastie der Dairis wird als von göttlicher Abkunft angesehen; doch ist man im Irrthum, wenn man sie die geistlichen Kaiser nennt; denn es sind keine geistliche Monarchen, so wie es der Dalai-Lama in Thibet ist. Der Dairi ist im Gegentheil ein Monarch, wie jeder andere, nur daß seine Vorfahren schwach genug gewesen sind, sich die Gewalt von den Militair-Häuptern aus den Händen winden zu lassen. Die Gewalt, welche die Dairis oder Zeiten besaßen, ist allmählich dahingeschwunden und diesen Monarchen am Ende nur noch ein Schatten ihres vormaligen Glanzes geblieben. Der Seogun bestreitet den Unterhalt des Dairi und seines ganzen Hofes, aber die Besoldung der niederen Classen seiner Diener ist so elend, daß mehrere unter ihnen sich damit ernähren müssen, daß sie Stickereien und kleine Körbe verfertigen oder sonst ein Handwerk treiben. Dennoch werden die drei Haupt-Beamte des Hofes vom Dairi stets als die ersten Minister des Reichs angesehen, und der Seogun kann ohne ihre Zustimmung keinen Act der Autorität ausüben. Der Großoffizier des Innern ist der Hausminister des Dairi, und wenn einer der drei Großwürdenträger außer Stande ist, seinem Amte vorzustehen, so muß er für ihn eintreten. Die Würde eines Regenten des Reichs im Namen des Dairi besteht gegenwärtig nur dann, wenn dieser Prinz noch nicht mündig ist, oder wenn eine Frau auf dem Throne sitzt; dann kann der Seogun ohne dessen Gutachten und ohne dessen Genehmigung nichts vornehmen.

Der Dairi darf sich einundachtzig, das heißt neun mal neun (was bei den Japanesen für die vollkommenste Zahl gilt) Frauen nehmen; doch thut der Kaiser das nie, und hat deren eigentlich nur neun; da aber eine jede derselben acht Dienerinnen hat, so kommt in dieser Weise dennoch die gedachte Zahl heraus. Die erste Kaiserin wird als die eigentliche Gemahlin angesehen. Drei andere folgen ihr im Range, und werden unter den neun nicht mitgezählt. Diese drei Frauen und die neun andern werden die zwölf Yorufi genannt. Das Volk vergleicht den Dairi mit der Sonne und die zwölf Frauen mit den zwölf Zeichen des Thierkreises, den dies Gestirn durchläuft. Wenn die Frauen des Dairi bei ihm eintreten, so müssen sie baarfuß gehen und in fliegenden Haaren. In ihren eigenen Gemächern binden sie diese auf oder flechten deren Flechten in einen Beutel von sehr feinem Zeuge. Ein langes Haar gilt bei den Japanesen als eine unerläßliche Bedingung der Schönheit. Zwei der Yorufi's haben das Amt, den Dairi anzukleiden. Dieser Fürst legt täglich andere Kleider an, zu welchen sehr starke und kostbare Zeuge genommen werden. Sie sind von einem eigenthümlichen Geschnitt und von besonderer Farbe. Niemand darf deren ähnliche tragen, wenn er sie nicht von dem Monarchen geschenkt bekommen und die Erlaubniß erhalten hat, sie anzulegen. Auch die Frauen des Dairi kleiden sich täglich neu. Alles was zu seinen Mahlzeiten erforderlich ist und alles das, dessen er sich persönlich bedient, wird alle Tage erneuert. Vor Zeiten aß er aus irdenen Gefäßen, dem Symbol der Einfachheit der Ur-Einwohner von Japan; jetzt sind diese Gefäße von Porcellan. Dieser Fürst wird als zu heilig angesehen, um die Erde zu berühren; doch geht er wohl in seinem Pallaste umher, er wird aber getragen, wenn er ihn verläßt. Seine Nägel werden ihm beschnitten, wenn er schläft, und man nennt dies ihn **bestehlen**. Da es nicht erlaubt ist, ihm das Haupthaar zu schneiden, oder ihn zu rasiren, so geschieht dies, wenn er sich stellt, als ob er schliefe. Die Japanesen nennen das **den Hasenschlummer**. Wenn dieser Fürst sitzt, so hält er in der Regel einen kleinen Stab, in der Form eines geschlossenen Fächers und von einem besondern Holze verfertigt, in der Hand. Ehemals war dieser Stab von Elfenbein und diente als Schreibtafel. Die Kleider welche der Dairi getragen hat, werden täglich sorgfältig eingeschlossen und bis zu einer gewissen Zeit, wo man sie verbrennt, aufbewahrt. Seine Excremente werden eingegraben.

Die Leute am Hofe des Dairi sind alle von seiner Verwandtschaft; denn er vermählt sich nie mit einer dem Hofe fremden Frau. Ein jeder von ihnen legt sich auf Wissenschaften, Dichtkunst und Musik. Dem Oberrichter von Miako liegt es ob, den Sinn dafür zu erhalten; er hat die Leitung dieses Hofes, der dem Seogun alljährlich ungeheure Summen kostet. Die Stelle eines Oberrichters ist eine der wichtigsten, aber auch der schwierigsten, weil er ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen dem Interesse des Dairi und dem des Seogun erhalten und sich sehr hüthen muß, es mit einem von beiden zu verderben, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich den Leib aufschlitzen zu sehen. Auch wählt man stets einen der discretesten Männer zu diesem Amte, das jedesmal von dreijähriger Dauer ist.

Ehemals begab der Seogun, wenn er zur Regierung gelangt war, sich persönlich nach Miako, um dort dem Dairi zu huldigen; dieser Brauch hat aber aufgehört, seit einer der Dairi einst in einem Augenblicke der Aufwallung zu seinem Bogen griff, um einen Pfeil auf den Seogun abzudrücken. Er ward jedoch davon abgehalten und konnte seinen Vorsatz nicht ausführen. Jetzt schickt der Seogun alljährlich am Neujahrstage Gesandte, um dem Dairi zu gratuliren, und dieser fertigt seinerseits eine Gesandtschaft nach Yedo ab. Wenn seine Abgesandte im Pallaste des Seogun ankommen, werden sie gleich dem Dairi selbst aufgenommen. Der Seogun geht ihnen entgegen und führt sie zum Audienzsaal, wo er all die Zeit, während welcher sie ihren Auftrag ausrichten, vor ihnen niedergeworfen liegt, so daß sein Haupt die am Boden ausgebreiteten Matten berührt. Wenn die feierliche Audienz beendigt ist, nimmt der Seogun seinen Rang wieder ein und nun müssen die Gesandten sich ihrerseits vor ihm aufs Antlitz niederwerfen und so lange in dieser Stellung verbleiben, als er mit ihnen spricht. In dieser Ceremonie liegt nichts entehrendes; denn das Haupt bis auf die Matte verneigen, ist ein gewöhnliches Compliment durch ganz Japan. Da man sich keiner Stühle bedient, so setzt man sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Matten. Man verneigt sich mehr oder minder tief, je nach dem Range des Mannes, mit dem man zu thun hat.

Man stellt sich am Hofe des Seogun im Allgemeinen, als hätte man eine sehr tiefe Verehrung vor dem Dairi. Er wird dort, wie die Japanesen sagen, wie eine Hand mit zwei Daumen oder wie ein

Digitized by Google

Stück unschätzbarer alter Lackirarbeit angesehen. Auch stellt der Seogun sich, als setzte er einen hohen Werth auf die Ehrentitel, die ihm von den Dairis bewilligt werden, was den Stolz dieser Letzteren schmeichelt und sie über die Abhängigkeit tröstet, in der sie sich befinden.

---

## Ueber die portugiesische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Von Ferdinand Denis.

(N.)

Als Portugal sein Schicksal auf eine Schlacht gesetzt, als es alles verloren hatte, außer edlen Erinnerungen, da ließ Camoens von seinem Schmerzenslager aus noch einige Worte fallen, einen Klageruf, eine düstere Prophezeihung der Zukunft seines Vaterlandes. Einige Tage darnach ward er, wie man sagt, begraben, und nun das Leichentuch, in welches er eingehüllt ward, mußte erst die fremde Barmherzigkeit angesprochen werden: er selbst hatte dieselbe schon für das Bett, auf welchem er gestorben, in Anspruch nehmen müssen. Es verstrichen mehrere Jahre, es ward sogar die Stelle vergessen, wo er begraben worden war, und dennoch glänzte das Licht, das er ausgegossen hatte, noch eine lange Zeit nach seinem Tode. Was in Frankreich wenig bekannt ist, ist der Umstand, daß es nach ihm noch ein zweites portisches Zeitalter, voller Energie, Glanz und Heerlichkeit gegeben hat; aber diesem letzten Feuer des Genies ist dann, wie sich das nicht läugnen läßt, die düstere Nacht, die Nacht in all ihrer Trauer gefolgt, und nachdem Corte-Real, Quebedo, Sa de Menezes in dem unerwarteten, in seinem bizarren Glanze so mannichfaltigen, Lichte geglänzt hatten, das zuweilen auf einen schönen Tag folgt, wo die Sonne majestätisch ihre Laufbahn zurückgelegt hat, erloschen die Wunder und es trat eine plötzliche Finsterniß ein, die länger als ein Jahrhundert anhielt.

Zu Anfang dieser verhängnißvollen Periode hatten selbst die Feinde von Portugal Mitleid mit seinem Verfall, und Philipp II., der dessen Untergang bereitet, erschrak, das Genie eines Volkes erlöschen zu sehen. An dem Tage, wo er in Lissabon einzog, antwortete er denen, die ihn castilianisch anredeten, auf Portugiesisch; aber Camoens war todt, und niemand da, dessen Wort mächtig genug gewesen wäre, die Worte des spanischen Monarchen gehörig zu beantworten. Corte-Real hatte sich in seinen schönen Ruheſitz zu Palma zurückgezogen; Quebedo theilte seine Muße zwischen der Dichtkunst und den Pflichten der hohen Magistratur: möglich, daß die einzelnen Stimmen, die sich nach den Unglücksfällen der Invasion noch zu Ehren des Nationalruhms vernehmen ließen, die Besorgniß hatten, in der Sprache Johanns III. nicht mehr gehört zu werden: die Nachfolger von Camoens redeten sehr häufig in der Sprache der drei Philippe. Nach ihrem Tode gab es, ich wiederhole das, keine Literatur mehr, Portugal selbst durchlief alle Phasen des üblen Geschmacks, und nur mit tiefem Bedauern kommt man zu der Periode, in welcher Violante do Ceo glänzte. Eine einzige Frau brach damals in eine der leidenschaftlichen Ausrufungen aus, die plötzlich die Seelen erwecken, wie erstaunt sie auch seyn mögen: aber die Nonne Marianne d'Alcoforada schrieb in einem Kloster und starb in einem Kloster; man ahnte selbst nicht, welch ein Genie in ihr lag; und überdem sind diese Briefe der Nonne, die der portugiesischen Literatur in Wahrheit eben so angehören, wie die Briefe der Frau von Sevigne einen Theil unserer Literatur bilden, durch eine unerklärliche Fatalität nur im mattesten Abglanz auf uns gekommen. Die innige und leidenschaftliche Poesie der Marianne d'Alcoforada hat sichtlich durch die Uebersetzung verloren. Ein einziger Mann hat die portugiesischen Briefe so gelesen, wie sie geschrieben worden waren, und er ist unstreitig unwürdig, sie zu fassen, oder unfähig, sie zu fühlen, gewesen, weil er es war, der sie in Druck gegeben hat.

Man darf nicht erwarten, daß ich hier alle die Mittelmäßigkeiten aufzähle, die es versuchten, die Wissenschaften in Portugal wieder in Aufnahme zu bringen. Dieser Aufsatz soll keine solche Literatur-Geschichte seyn, in welcher das Ringen und Streben einiger achtungswerthen Menschen, wie nutzlos es auch gewesen, dennoch Platz finden müßte. Ueberdem würde es während dieser Periode sonderbare literarische Offenbarungen geben und schon der Titel gewisser Bücher dürfte dem Leser die Last benehmen, sich weiter damit zu befassen. Man hat oft von den Verirrungen der Einbildungskraft gesprochen, welchen Violante do Ceo sich während des größten Theils des Jahrhunderts hingegeben; aber wie soll man diejenigen charakterisiren, die ihm nachahmten? Was von Büchern sagen, die folgende Titel führten: „Sonnenfinsterniß der Schönheit, gesehen in dem Spiegel der Erinnerung durch das Gefühl, das einen kläglichen Tod herbeiführt." — „Geheiligter Garten, in welchem alle Blumen Wunder, genetzt von Bächen, die von einem mystischen Felsen herniederströmen, sind." — Trotz dieser argen Extravaganzen finden sich noch einige schätzenswerthe Menschen, verständige Freunde von Boileau, in Portugal, deren dogmatische Indignation man späterhin zu theilen in der That völlig geneigt ist; aber wir suchen Männer von Genie, und deren finden wir am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht einen einzigen in Portugal. Wenn man ihrer reellen Wissenschaftlichkeit, ihren guten Absichten hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen, was ließe sich dann noch wohl weiteres von den beiden Grafen von Ericeyra sagen? Ein einziger Mann jener Zeit drückt sich noch würdig in der Sprache des Camoens aus, und spricht dieselbe mit einer christlichen Energie, die in jenem Jahrhunderte auffällt; aber er würde auch, wie er es gleich einem alten Propheten selbst sagt, es wagen, mit Gott zu streiten; deshalb thun ihm weite Einöden Noth. An den Ufern des Amazonenstromes ist es, wo Antonio Vieira seine kühnen Inspirationen gesucht hat. So möge dieser Vater der Wüste sich denn in den unermeßlichen Wäldern von Brasilien ergehen: seine Stimme gehört nicht der Erde an; gleich Hiob jammert er in der Einsamkeit: er spricht nur zu den Jahrhunderten und zu Gott.

Wenn sich während der ersteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keine große Dichter in Portugal fanden, so gab es dort doch Männer, welche die schöne literarische Bewegung in Frankreich würdigten, nur versahen sie es damit, daß sie dieselbe nachahmten, statt sich davon begeistern zu lassen. Selbst thätig, spornten sie die trägen Geister zu kräftigen Studien an; sie begründeten eine Akademie der Geschichte; sie sahen die Nothwendigkeit ein, zu den in Vergessenheit gerathenen Quellen zurückzugehen. Ihre guten Absichten endigten aber nur damit, daß riesige Bände aufgeschichtet wurden, in welchen man vergebens anderes als einige nützliche Documente suchte. Der geschichtliche Sinn war bei ihnen unstreitig mit den hohen Begeisterungen der Poesie, welche die ersten Geschichtschreiber der Nation in einer so kräftigen Weise schrieben, erloschen. So war denn alles, selbst die großen Traditionen verwischt, als das furchtbare Erdbeben eintrat, welches gewissermaßen die traurige Erfüllung der letzten Worte des Camoens war. An diesem unheilschwangeren Tage des Jahres 1755, wo sich alles Elend offenbarte, das ein Volk erleiden kann; inmitten der convulsivischen Bewegungen der Erde, die in Europa eine Stadt über den Haufen warfen und in der neuen Welt ein reiches Land zerrissen, war es, als erklänge der letzte Laut des Anathema's, welches auf Portugal lastet. Ein großer Dichter hatte seinen Untergang vorhergesagt: dieser Untergang war nun in Erfüllung gegangen.



Digitized by Google

Racine's Neffe stieß, unter den Steinen von Lissabon zerschmettert, einen Schrei aus, der das harmonische Genie seines Vaters mitten aus diesen Trümmern aufzurufen schien. Einige Seelen wurden wieder wach, es wurde Portugal ein neues literarisches Geschick bereitet, das in der Poesie begann.

Das Schauspiel, welches Lissabon darbot, mußte zugleich höchst schauerlich und tief ergreifend seyn; funfzig Jahre darnach sträubte sich noch das weiße Haar eines Greises, als er es uns beschrieb, und bei seiner Beschreibung, die in dem dichterischen Feuer immer lebendiger wurde, war es uns anders, als sähen wir die gräulichen Blitze durch die Lüfte zischen, als hörten wir das dumpfe Brüllen, welches der Agonie der Stadt voranging. Dieser Greis war Francisco Manoel, derselbe, von dem Lamartine sagt: „Du bist ein Dichter, und Du weinst!"

Francisco Manoel do Nascimento war im Jahr 1755 noch sehr jung; er gehört dem neunzehnten Jahrhundert fast eben so sehr an als dem achtzehnten; aber wenn er das Streben der Renovatoren getheilt, wenn er sie nicht übertroffen hat, so hat er doch gewissermaßen den literarischen Ruhm der neueren Zeit begründet: wir wollen ihn in seinem doppelten Einflusse beleuchten.

Als Pombal, vermöge seiner mächtigen Voraussicht und seines unbeugsamen Willens, Lissabon aus seinen Ruinen wieder hatte erstehen lassen, schlossen einige thätige Geister, voll edler Erinnerungen und warmer Hoffnungen, sich einander an: sie sahen mit Schrecken, daß sogar die Erinnerung an Dichter, welche die Nation berühmt gemacht hatten, verloren gegangen war; und daß, wenn der große Name des Camoens hievon eine Ausnahme machte, dies daher kam, daß es Genies giebt, die mit der Sprache, die sie geschaffen haben, so innig verbunden sind, daß man dies Licht der Intelligenz eben so wenig zu vergessen im Stande ist, als man nicht den Blick vor dem Lichte des Himmels verschließt. Antonio Garçao, Diniz da Cruz und Sylva Domingo dos Reisquito traten auch mit ihrem Streben hinzu, um das schöne Jahrhundert zu erneuern. In dieser hochherzigen Absicht geschah es, daß sie im Verein mit Esteves Negrao und Theotimo Gomez de Carvalho die Gesellschaft der Arkadier *) stifteten; aber nur mächtigen Genie's ist es möglich, diese Arten von Wiedererneuerungen zu weihen. Inzwischen hatten sie den Ruhm, die Sprache auf ihre ursprüngliche Harmonie, auf das Gefühl eleganter Reinheit, welche vorzüglich das sechszehnte Jahrhundert auszeichnet, zurückzuführen. Garçao brachte selbst, durch eine bewundernswürdig geschriebene Comödie, das Theater wieder in Ansehen, welches den allerdings begeisterten, aber immer zu burlesken Launen des Antonio Joze preisgegeben war.

Gleich den Zeitgenossen Ferreira's und Sa e Miranda's, studirte er den gelehrten Rhythmus des Alterthums, und seine Oden erinnerten die Portugiesen dermaßen an die des Horaz, daß sie seinem Namen den des römischen Dichters beifügten. Diniz, feuriger und mannichfaltiger in seinen Formen, mischte seinem leidenschaftlichen Aufschwung ein mächtiges Gefühl der Harmonie bei, und sein wirklicher Enthusiasmus erwarb ihm die Benennung eines Pindar. Pedegache, weniger Dichter, begnügte sich, die Würde des Racine nachzuahmen und seine schönen Harmonie einige Verse zu rauben. Alles dieses constituirte nun, wie ich das gestehen muß, eben keine starke Originalität; aber man blicke auch nur auf den übrigen Theil des südlichen Europas zu jener Zeit hin! Jedenfalles war doch der Styl wiedergefunden; das Instrument konnte vibriren: es harrte nur der Begeisterung.

Während diese geschickten Männer, fast immer Dichter im Ausdruck, wenn auch nicht in den Gedanken, fortfuhren, die Quellen reiner Harmonie aufzusuchen, die man bei Diego Bernards, bei Camoens und bei Sa e Miranda findet, gab ein andrer Schriftsteller seinen erhabenen Impuls auf, um geschäftig das innere Genie der Menschen zu erforschen, die man nachahmte. Die portugiesische Kritik erstand mit Francisco Dias, und dieses zu einer Zeit, wo sie von wahrhaftem Nutzen seyn konnte; sie war sehr verschieden von der des Barbosa Machado, die bekanntlich weit mehr bibliographisch als literarisch, weit mehr belobend als erhaben war.

Mitten in diesen geschäftigen und thätigen Arbeiten, die der gegenwärtigen Zeit und vor allem dem nächsten Jahrhundert sehr zu Gute kamen, blieb auch Francisco Manoel sicher nicht gleichgültig; eine große Leidenschaft sollte seine energische Seele bald bekunden, doch war er noch ohne großen Einfluß. Alles dieses geschah zwischen 1760 und 1770, ehe die Inquisition seine beißenden Einfälle zu befürchten hatte.

Es fehlte diesen ehrenwerthen Männern, welche die Arkadier gestiftet hatten, weder an dem Seam der gesellschaftlichen Lage, noch an Verfolgungen: es war dieses eine leidige Aehnlichkeit mehr, die sie mit ihren Meistern hatten. Camoens war vielleicht gestorben, weil ihm die Almosen eines Sklaven ausgeblieben waren; der große Pacheco war Krankenwärter in einem Hospital gewesen; Albuquerque jammerte an dem Rande des Grabes über das zu lange Ausbleiben des Todes,*) und Johann de Castro hatte auf seinem Sterbebette nicht so viel Geld, um sich einen letzten Labetrunk zu kaufen. Antonio Joze ward im achtzehnten Jahrhundert verdammt, weil er das Publikum von Lissabon auf einen Augenblick hatte lachen machen; Garçao büßte sein Talent in einem Kerker ab, wo er starb; Fonseca soll im Elend umgekommen seyn; Francisco Manoel entging, Dank seiner Energie, so eben dem Scheiterhaufen, doch hatte er während seiner langen Laufbahn alle Leiden des Exils zu bestehen.**) Aber, wo es so viele Leiden giebt, da muß auch schon ein recht lebendiger und thätiger Geist herrschen, denn neben einem großen Unglück pflegt man auch immer irgend einen großen Mann zu sehen.

Das Unglück heiligt das Genie; so sagen die Portugiesen, und sie müssen das schon, denn es mischt sich allen ihren Erinnerungen bei. In dem Anfange der Laufbahn des jungen Dichters, der sein Leben seinem Muthe verdankt und der die Freiheit mit der Spitze seines Dolches erringt, liegt etwas sonderbar Abenteuerliches, das sehr gut zu der Vorstellung paßt, die man sich von ihm macht. Wenn aber die anhaltende Langeweile der Verbannung eintritt, der kalte Ekel der Armuth, so begreift man nicht, daß seine Kraft inmitten aller dieser Qualen nicht erloschen ist. Ich habe ihn oft in seinem kleinen Versteck zu Choisy gesehen, wo er damals von ehrenwerthen Freunden unterstützt ward; dann sah ich ihn in Paris wieder, aber minder glücklich, indem seine alten Freunde gestorben oder abwesend waren; er ist mir stets als ein Mann erschienen, der sich über die Armuth und die Erinnerungen erhaben fühlte. Francisco Manoel bot dem Geschicke kühn die Stirn und erfüllte trotz seiner Verbannung seine Bestimmung als Dichter, und zwar als wiederaufbauender Dichter. Er nahm die Aufgabe, welche die Arkadier sich gesetzt hatten, wieder auf; aber seine mächtige Hand zog die Furchen so tief, daß die Anhänger der harmonischen Schule des sechszehnten Jahrhunderts bald den Muth verloren hatten, die Sache zu vollführen. Manoel hatte, bei

*) Diese im Jahr 1756 gegründete Akademie, ward im Jahr 1773 wieder aufgelöset; nach dem Beispiel von Italien nahmen ihre Mitglieder idyllische Benamen an, unter welchen sie ihre Werke in den Druck gaben; so Diniz da Cruz den von Elpino Nonacriense, und alle Welt weiß es, wie sehr dieser Francisco Manoel den von Jolinto Elisio in Portugal machte. Wahrscheinlich geschah es auch in der Nachahmung der Arkadier, daß Bocage sich Elmano nannte.

*) Ins Grab, ins Grab! du müder Greis.

**) Als Francisco Manoel, im Jahr 1778, den Tartüff übersetzt hatte, ward er der Inquisition mehr als verdächtig; er sollte als ihr Opfer fallen: aber als man ihn verhaften wollte, da verjagte er den Abgesandten des heiligen Amtes mit gezücktem Dolche und war dann so glücklich, zu entrinnen.

Digitized by Google

seinem Sinn für kräftige Forschung, in der Poesie des funfzehnten und selbst in der des vierzehnten Jahrhunderts Worte aufgesucht, mit welchen er die neue Sprache bereichern wollte. Er hatte, genau genommen, recht, und diese Worte dienten zu ihrer mächtigen Organisation so wohl, daß er der erste Dichter seiner Zeit ward. Aber sein Enthusiasmus für die älteren Zeiten schreckte diejenigen ab, die nur harmoniereiche Nachahmer waren; sie sahen, daß sie wohl glücklich copirt, aber nichts wieder aufgefrischt hatten. Die genialen Männer gehen zuweilen über das Ziel hinaus, aber sie wissen mit einem Satze dahin zurückzukommen. Manoel hatte sich eine neue Sprache geschaffen, und er legte sie denen auf, die seine Begeisterung untersochte.

Francisco Manoel war also vor allem von dem Gedanken eingenommen, daß die portugiesische Sprache, wenn man in Portugal eine wahrhaft originelle Literatur wieder aufleben sehen wollte, die volle Originalität wiedergewinnen müßte, die es verloren hatte; und selbst dann, wenn er sein Genie dem Aufschwung einer andern Poesie unterwirft, wenn er es versucht, Portugal begreifen zu lehren, welche Anmuth und naive Frische in La Fontaine, welches Feuer und welche Leidenschaftlichkeit in Chateaubriand verborgen liegen, bleibt er immer der portugiesische Dichter, der seinen Freimuth der Sprache und seine schöne Färbung diesen fremden Werken leiht. In diesen bewundernswürdigen Uebersetzungen, wo man immer den Original-Typus wiederfindet, würde man vergebens nach einem der Gallicismen suchen, wodurch die schöne Sprache Camoens so ganz verändert worden ist, und welche durch eine bizarre Prätension deren reiche und mächtige Harmonie zerstört haben.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Gesetze des Manu,

übersetzt aus dem Sanscrit von Loiseleur de Longchamps,

herausgegeben auf Veranlassung der asiatischen Gesellschaft von Paris.

(2.)

Es ist ungefähr ein Jahr (sagt das Journal des Débats), daß wir, indem wir von dem von Herrn Stanislas Julien übersetzten, von der asiatischen Gesellschaft von London herausgegebenen chinesischen Drama: der Kreis von Kraie, einen Auszug gaben, unser Bedauern ausdrückten, Frankreich in dieser Gattung scientifischer und literarischer Erscheinungen nicht mit England wetteifern zu sehen. Jetzt beginnt diese edle und nützliche Rivalität. (Nun giebt das Journal des Débats eine Liste mehrerer erschienener und nächstens erscheinender Uebersetzungen aus dem Sanscrit, dem Chinesischen, Persischen ꝛc. und fährt dann fort:)

Von unsern Orientalisten und Indianisten verdienen vorzüglich die besondern Bemühungen zweier Gelehrten gewürdigt zu werden, deren Werke jetzt der Gegenstand unserer Bemerkungen seyn sollen. Das eine hat den Titel: Gesetze Manu's, aus dem Sanscrit übersetzt von Loiseleur de Longchamps; das andere heißt: Versuche über die Philosophie der Hindu's, von Colebrooke, übersetzt aus dem Englischen von Pauthier. Da die Gesetze Manu's alle religiösen und bürgerlichen Institute der Indier in sich begreifen, und die Versuche von Colebrooke eine Idee von ihren verschiedenen philosophischen Systemen geben, so hat es uns geschienen, daß, da beide Bücher wechselseitig die Vervollständigung und die Erklärung von einander werden, es angemessen sey, die Reflexionen, die sie geweckt haben, mit einander zu verbinden und zu coordiniren.

Manu ist nicht, wie Moses, ein geschichtlicher Gesetzgeber. Die Indier geben den Namen Manu vierzehn Personen, Häuptern einer Revolution, nach welcher die Welt eine augenblickliche Zerstückelung erleidet, um sich zu erneuern. Die Vereinigung dieser vierzehn Revolutionen bildet eine große Zeitperiode, welche sich durch die Vernichtung der ganzen Schöpfung endigen soll. Von vierzehn Manu's sind, nach der Sage der Indier, schon sieben erschienen und derjenige, welchem man die Sammlung der Gesetze zuschreibt, die uns beschäftigt, gilt für den ersten. Wie dem nun auch sey, so ist die Meynung der gelehrten Indianisten und unter andern die des verstorbenen Herrn Chezy, daß die Abfassung des Gesetzbuches Manu's, das wir besitzen, ins dreizehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufsteigt, weil darin nicht ein einzigesmal der indischen Trinde und des berühmten Reformators der brahmanischen Religion, Budha, der, nach der allgemein angenommenen Meynung, ungefähr tausend Jahre vor Christo lebte, Erwähnung geschieht.

Die Gesetze Manu's sind erklärt worden durch Beigu, einer Art von Heiligen, der in dem Herzen Brahma's erzeugt worden ist, und dessen Existenz eben so ungewiß als die Manu's ist.

Das Gesetzbuch Manu's besteht aus zwölf in Distichen geschriebenen Büchern. Folgendes sind die Titel dieser zwölf Bücher, aus welchen der Leser einen schnellen und klaren Ueberblick von dem Ganzen des Werks gewinnen wird; 1) Schöpfung; 2) Sacramente, Noviciat; 3) Ehe, Pflichten des Familienhauptes; 4) Mittel der Subsistenz, Vorschriften dafür; 5) Regeln der Enthaltsamkeit und der Reinigung der Frauen; 6) Pflichten des Anachoreten und des ascetischen Frommen; 7) Betragen der Könige und des Kriegerstandes; 8) Beruf der Richter, Civil- und Criminal-Gesetze; 9) Civil- und Criminal-Gesetze, Pflichten der handelnden und dienenden Classe; 10) vermischte Classen, Zeit der Noth (?); 11) Strafen und Büßungen; 12) Seelenwanderung, endliche Seligkeit.

Das erste und das letzte Buch, in deren einem die Schöpfung des Universums erzählt wird, und deren anderes den Zweck des Lebens des Menschen zeigt, sind Offenbarungen, die dem Glauben auferlegt oder überlassen werden, und die daher nicht der Kritik anheimfallen. In den andern zehn Capiteln findet man, ob sie sich gleich auf den Anfang und das Ende des Menschenlebens und der Welt stützen, doch Details über das practische Leben, die ihnen einen eigenthümlichen Charakter geben. In dem ersten und letzten Buche drückt sich der, welcher spricht, oder redend eingeführt wird, als Dollmetscher Gottes, oder als Prophet und Heiliger aus. In dem Reste des Buches nimmt er den Ton des Gesetzgebers und bisweilen des Legisten an. Wir wissen nicht, ob der Original-Text des ersten und des letzten Buches einen großen Unterschied in den Formen der Sprache darbietet; aber in der Uebersetzung differirt der Ton, welcher in den beiden Extremitäten des Werkes herrscht, wesentlich von dem der zehn dazwischenliegenden Bücher. Mit diesen letztern wollen wir uns zunächst beschäftigen, uns vorbehaltend, auf die der Schöpfung und der endlichen Seligkeit zurückzukommen, wenn wir zu der Auseinandersetzung der Philosophie der Hindu's von Colebrooke kommen werden.

Die Constitution des indischen Volkes hat das gemein mit allen Erzählungen, die aus dem Orient stammen, daß man, um ihre Vorzüge und Mängel zu begreifen, vor Allem in übernatürliche, abgeschmackte und unglaubliche Bedingungen und Voraussetzungen eingehen muß, ohne welche inzwischen das, was ist, nicht seyn würde. So ist, für die indische Welt, Brahma das einzige Wesen und die Wesenheit der Welt, die göttliche Quelle, woraus alle (andere) Wesen entspringen und wohin alle zurückkehren.*) Sein Hauch, seine Seele, unter allen Formen in

*) Eine hohe Idee, welche, durch Spinoza reproducirt, seinem scharfsinnigen System (des Pantheismus) zum Grunde liegt, ohne daß er es wohl an dieser Quelle gesucht; und welches wohl so trostlos als unwiderleglich genannt werden konnte, so lange Kant noch nicht der Philosophie, durch Aufsteigen zu den Urquellen möglicher Erkenntniß, eine neue Richtung gegeben hatte. Anm. d. Red.

Digitized by Google

die Materie eindringend, giebt ihm ein Leben, das ins Unendliche, durch die Hülle, die es deckt, modificirt wird. Inzwischen sind alle diese organisirten und lebenden Wesen mit einer Art von Bewußtseyn begabt, weil sie nichts als die unzählbaren Grade der Weihe, der Vervollkommnung oder der Buße sind, durch welche der Mensch, das vorzüglichste Wesen auf der Erde, hindurchgehen muß, um zu der höchsten Stufe zu gelangen, nämlich der, nicht auf die Erde zurückzukehren und die endliche Befreiung zu erlangen, daß die Seele von nun an jeder Wanderung und Verpflanzung überhoben sey, und ganz in die Gottheit (Brahma) aufgenommen werde, wohin sie strebt.

Der Hauch, die Seele Brahma's, organisirt und beseelt nicht nur Alles, sondern giebt auch Allen ein besonderes, individuelles Bewußtseyn. Die Bäume, die Gräser, alle Vegetabilien, sagt das Buch des Manu (erstes Capitel, Vers 49 u. 50), begabt mit einem innern Bewußtseyn, empfinden Vergnügen und Schmerz; so daß, in der Meynung der Indier, die Modificationen der Materie nichts anders sind, als eine mehr oder minder schöne oder häßliche, mehr oder minder reine oder unreine Schaale oder Hülse, wo die von Brahma ausgeflossene Seele successive Verbesserungen oder Strafen erhält, je nachdem sie von dem Antheil der Freiheit, der ihrer Natur zukommt, guten oder schlechten Gebrauch gemacht hat.

Diese nuancirten Seelenwanderungen, Fundamental-Dogma der Religion der Hindu's, dienen dem reellen und irdischen Leben zur Basis und zum Vorbild.

Man weiß, daß bei diesem Volke die Menschen in vier Casten getheilt sind. Folgendes ist über diesen Gegenstand der Text des Gesetzes Manu's. „Das höchste Wesen hat den Brahmanen das Studium und den Unterricht der Veda's, die Vollendung des Opfers, die Leitung der von andern dargebrachten Opfer, das Recht zu geben und zu empfangen, gegeben." — „Er legte den Kchatriyas die Pflicht auf, das Volk zu beschützen, Liebe zu üben, zu opfern, die heiligen Bücher zu lesen, und sich nicht dem sinnlichen Vergnügen zu überlassen." — „Das Vieh pflegen, Almosen geben, opfern, die heiligen Bücher zu studiren, Handel treiben, auf Zinsen leihen, die Erde bearbeiten sind die den Vaisyas angewiesene Beschäftigungen." — „Aber der höchste Herr der Welt wies den Sudra's einen einzigen Beruf an: den nämlich, den vorhergehenden Classen zu dienen, ohne ihr Verdienst herabzuwürdigen." (Buch I, Vers 88—91.) Das ist die große Grundlage der politischen und bürgerlichen Constitution der Hindu's.

Vom zweiten bis zum sechsten Buche inclusive handeln die Gesetze Manu's von der Erziehung, von der Mannbarkeit, von der Zurückgezogenheit und ascetischen Frömmigkeit, vier Stände oder Stufen, die der Brahmane andächtig durchwandeln soll, um endlich jede Art religiöse Praxis aufgeben, seinen Geist einzig der Beschauung des göttlichen Wesens zuwenden und, nach Abbüßung seiner Fehler, endlich den höchsten Zweck, der Verschmelzung in Brahma, erreichen zu können.

Das siebente Buch ist besonders bestimmt, die Eigenschaften kennen zu lehren, die die Kchatriyas oder Krieger auszeichnen sollen, aus welchen man die Könige wählt, die inzwischen den Rathschlägen und der Leitung der Brahmanen folgen müssen. In diesem Theile des Buches weist der Gesetzgeber auf zwei Mittel hin, welche dazu dienen, die Völker gegen ihre Feinde zu beschützen: zuerst die diplomatischen Verbindungen und zuletzt den Krieg; was denn Gelegenheit giebt, die Verhaltungs-Regeln vorzuschreiben, die der Staatsmann und der Krieger befolgen soll. Betrachtet unter diesem Gesichtspunct ist dieses siebente Buch von hohem Interesse, weil es die vorzügliche Diplomatie der Hindu's und ihr militairisches Vertheidigungs- und Angriffs-System kennen lehrt.

Das achte und neunte Buch bieten ein anderes, aber nicht minder großes Interesse dar. Das Gesetz bestimmt darin die Berufspflichten der Richter und die Classen, aus welchen sie (und die andern obrigkeitlichen Personen) gewählt werden können. Der Brahman nimmt zuvörderst und de jure diese Stelle ein und, in Ermangelung eines solchen, irgend jemand aus den beiden geringern Classen der Krieger und Arbeiter; aber die Sudra's (Sclaven) sind von dem Gesetz dessen unwürdig erklärt; und der König, sagt das Buch Manu's, welcher duldet, daß ein Sudra Urtheile fällt, setzt sein Reich in eine ähnliche Noth, wie wenn eine Kuh im Mist versinkt. (Buch VIII, Vers 21.) Alles übrigens, was sich auf Verhandlungen und Verträge unter den Menschen bezieht, auf streitige Fälle, gültige oder falsche Zeugnisse; die Festsetzung der Zinsen vom Geld; die Unterschleife bei Verkäufen und Heirathen; die Theilung des Gewinnes zwischen Associe's; die Gränzstreitigkeiten zwischen Grundeigenthümern; die durch Wagen verursachten Schäden; der Diebstahl, Ehebruch, Raub und Mord — alle diese Verbrechen sind durch das Gesetz vorgesehen, so wie die Strafen verhältnißmäßig und stufenweise bestimmt, welche die Fehler, Vergehungen und Verbrechen treffen.

Dieser Gegenstand wird in dem neunten Buche fortgesetzt, wo, nachdem verschiedene Verbrechen genannt sind, die mit Geldstrafe und wohl auch mit gänzlichem Verlust des Vermögens gebüßt werden, der indische Gesetzgeber folgende merkwürdige Worte schreibt: „Ein tugendhafter Fürst soll sich das Vermögen eines großen Verbrechers nicht zueignen; wenn er sich dessen aus Habsucht bemächtigt, so befleckt er sich mit demselben Verbrechen." (Buch IX, Vers 243.) Die Confiscation geschah daher nicht zum Nutzen des richtenden Fürsten, welcher das Organ des Gesetzes war. Bei Erwähnung dieser edlen Verfügung müssen wir bemerklich machen, daß eins der auffallendesten Dinge in den Gesetzen des Manu, wenn man sich einmal mit der Classification der Menschen bei den Hindu's bekanntgemacht hat, die stets gerechte Consequenz ist, mit welcher der Gesetzgeber die in dem Gesetz angegebenen Belohnungen und Strafen bestimmt. So wird der Sudra, bloß durch die Thatsache seiner Geburt, als das verworfenste Wesen betrachtet; aber zur Entschädigung oder Ausgleichung wird ein Brahmane, der sich mit der Caste der Sudras compromittirt, z. B. indem er eine Frau daraus nimmt, auf das Strengste durch Manu's Gesetz gestraft.

Dieses neunte Buch ist fruchtbar an der Aufmerksamkeit der Philosophen würdigem Stoffe, welche sich mit der Geschichte der Menschheit beschäftigen. Man findet darin die Auseinandersetzung der Gesetze, die das wechselseitige Benehmen des Mannes und des Weibes im Stande der Ehe und die auf die Kinder bezüglichen Verfügungen betreffen. Das Gesetz Manu's sagt: „Welches auch die Eigenschaften eines Mannes seyen, mit welchem eine Frau durch eine gesetzliche Ehe verbunden ist, so erlangt sie eben diese Eigenschaften, wie der Fluß durch seine Vereinigung mit dem Ocean." Dann ein wenig weiter, Vers oder Distichon 33, fügt der Gesetzgeber hinzu: „Die Frau wird durch das Gesetz als der Acker, der Mann als der Saame betrachtet." In der That sieht man aus den folgenden Büchern, daß ein Mann, der kinderlos bleibt, gesetzlich einen seiner Verwandten bezeichnen kann, um ihn zum Vater zu machen; und so wie ihm das Feld gehört, so ist auch die Frucht sein Eigenthum. Das sind die positiven Beziehungen und Verhältnisse, die das Gesetz der Hindu's zwischen dem Manne und dem Weibe festsetzt, was denn für die Frau einen Zustand der Sclaverei constituirt. Sie wird in dieser Beziehung selbst einem unbeweglichen Eigenthum (immobile) gleichgestellt.

Inzwischen würde man Unrecht haben, aus dieser Verfügung zu schließen, daß die Frau im Allgemeinen in Manu's Gesetzen gemißhandelt sey; wir haben selbst in dieser Hinsicht mehrere Stellen bemerkt, die theilweise dieser Erniedrigung des Geschlechts, die wir so eben angeführt, zu widersprechen scheinen. Im dritten Buche, vom 55. bis 63. Vers, findet man eine Reihe von Ermahnungen, die Frauen in den Familien

Digitized by Google

zu ehren, um zu beweisen, daß die Familien nur durch das Glück, den Glanz und die Heiterkeit der legitimen Frauen glücklich seyn können, Stellen, die sich bis zum Ton der feinsten und ausgesuchtesten Galanterie erheben. Es wird darin unter andern gesagt: „Die von den Frauen einer Familie, denen man nicht die ihnen schuldige Achtung erwiesen, verwünschten Häuser gehen gänzlich zu Grunde, wie wenn sie durch ein Zaubrer-Opfer vernichtet würden.“ Die Frau spielt übrigens, wie man weiß, in allen aus dem Sanscrit übersetzten Gedichten oder Dramen eine wichtige Rolle, voll Grazie und Adel und nichts ist zärtlicher und achtungsvoller, als die Liebe, welche die Männer ihnen darin bezeugen. Das Drama, Sacountala, übersetzt von dem verstorbenen Chezy, giebt davon tausend Beweise und das der Kinderwagen, wo sich eine Courtisane in einen Brahmanen verliebt, der durch reichlich gespendetes Allmosen verarmt ist, stellt den zartfühlendsten und erhabensten Frauen-Charakter dar, den man nur immer finden kann.

Uebrigens führen die Widersprüche, die über den Zustand der Frauen in Indien aus dem Vergleich der Gesetze unter einander und der Gesetze mit den Sitten, die in Gedichten und Dramen geschildert sind, hervorgehen, uns natürlich auf die Bemerkung daß, bei allen Völkern, deren Ursprung sehr alt ist, der Zustand der Freiheit und Sclaverei für die Frauen immer wechselnd gewesen ist. Das könnte man virklich selbst aus dem Text der Gesetze Manu's folgern, der, in den Compilationen, die so vielmal und in so langer Zeit haben gemacht und wiedergemacht werden müssen, ohne Zweifel partielle Modificationen erlitten hat, die durch die successive Veränderung der Gebräuche und Sitten geboten worden sind. Das sieht man klar aus dem Gedichte eines andern Volkes, aus dem arabischen Roman Antar, unter Haroun-Al-Reschid geschrieben, in welchem die Frau immer der Gegenstand einer Achtung, einer Ehrfurcht, einer ritterlichen Vergötterung ist, die durchaus nichts gemein mit der Art hat, auf welche jetzt die Muselmänner ihre Frauen behandeln.

Uebrdies wird man in einem Theil dieses neunten Buches der Gesetze Manu's, das uns beschäftigt, unter den Artikeln, welche die Arten der Erbfolge bestimmen, finden, welche Wichtigkeit der Frau in der hinduischen Familie beigelegt ist.

Die Gesetze über die Erbfolge sind außerordentlich verwickelt und dies konnte nicht anders seyn. Obgleich Heirathen zwischen Personen verschiedener Classen durch die öffentliche Meynung gemißbilligt werden, so sind dennoch in der Wirklichkeit immer deren viele geschlossen worden. Das Gesetz Manu's erkennt sie als legitim an, weil es das Ceremoniell davon festsetzt und die Rechte bestimmt, auf welche alle Kinder, die aus diesem Verein entstehen, Anspruch machen können. Aber wenn man sich der Fundamental-Theilung der vier Classen erinnert, wenn man an alle die Combinationen der Ehe denkt, die zwischen vier Männern und vier Frauen dieser vier Casten stattfinden können, so wird man sich einen Begriff von den so vielfachen Erbschaftsrechten aller Kinder, die aus jeder dieser Combinationen resultiren, machen können. Diese Kinder sind im Gesetze alle mit verschiedenen Namen bezeichnet und der Erbfolge auf verschiedene Weise fähig.

Folgendes ist eins der einfachsten Beispiele, von welchem man auf die andern schließen kann: wenn ein Brahmane vier Frauen hat, eine von jeder Classe und ein Kind von jeder derselben, so sagt das Gesetz, außer daß der Sohn, der wieder Brahman wird, gewisse Kostbarkeiten noch Voraus erhält: „Daß dieser Haupt-Erbe drei Theile vom Rest der Erbschaft bekommt; der Sohn der Schatriya zwei Theile; der der Vaisya einen und einen halben; der der Sudra einen einfachen Theil.“ Im Ganzen verdient das neunte Buch, so wie das zehnte, das ausführlich von der Mischung der Classen und denen den daraus entstehenden Wesen gebührenden Rechten handelt, sorgfältig studirt zu werden und wir empfehlen es denen Personen zu lesen, die sich mit höherer Philosophie und Jurisprudenz beschäftigen.

Dadurch gerade, daß das Leben eines Hindu eine fortdauernde Initiation ist, deren verschiedene Grade ihn endlich zur Vollkommenheit gelangen lassen, ist er auch, wenn er Fehler begeht, durch das Gesetz zahllosen Strafen, Reinigungen und Büßungen unterworfen. Der Text des Gesetzes, das die verschiedenen Arten derselben bestimmt, ist in dem eilften Buche enthalten. Wenn dieser Theil den europäischen Lesern minderes Interesse darbietet, weil er keine Gelegenheit giebt, Vergleichungen anzustellen, da es uns an Analogien fehlt, so ist er doch sehr wichtig für junge Gelehrte, welche die Bücher der Hindu's studiren und die ihre Sprache verstehen lernen wollen.

Wir werden, wie bereits gesagt, auf die zwei Bücher der Schöpfung und der Seligkeit in einem nächsten Artikel zurückkommen, wo wir auch von dem Versuch über die Philosophie der Hindu's sprechen werden. Wir haben geglaubt, daß, indem wir zuvörderst den Theil von Manu's Gesetzen zur Kenntniß bringen, welcher die Angelegenheiten des realen und materiellen Lebens reguliert, dieser analytische Weg uns, so wie den Leser, leichter in die Tiefen einer Kosmogenie, einer Ascetik und endlich einer Philosophie führen würde, die nicht immer von großer Einfachheit sind.

Durch den vorstehenden Auszug hoffen wir eine allgemeine Idee von dem Geist der religiösen und bürgerlichen Institutionen der Hindu's in grauer Vorzeit gegeben zu haben. Inzwischen ist das Gesetzbuch Manu's, trotz seines Alterthums, noch jetzt in Indien eine Autorität und man versichert, daß das Studium dieses Buches für alle diejenigen am wichtigsten sey, welche die Liebe zur Wissenschaft, Reisen oder Handelsangelegenheiten nach Indien führen.

In diesem Lande, wo alle Institutionen eine so große Stabilität bewahrt haben, ist die Erscheinung des Budhaismus das größte Ereigniß, das sich dort begeben hat. Diese Secte, die, wie man versichert, tausend Jahre vor Christo in Indien eingedrungen, ist so ziemlich für die Religion der Hindu's, was Luthers Reformation für den Katholicismus war. In den Gesetzen Manu's ist aber derselben nirgends Erwähnung gethan. Diese Bemerkung ist nöthig und wichtig. Eine andere, die es nicht minder ist, besteht darin, daß in diesem Codex, wo so oft die Rede vom Weibe, unter dem Gesichtspuncte der verschiedenen Stände und Zustände, besonders auch dem der Wittwe (Buch V, Vres 157—160) ist, nirgends nur die geringste Erwähnung des barbarischen Gebrauchs geschieht, der noch jetzt die Frauen zwingt,*) sich auf den Leichnamen ihrer Männer lebendig verbrennen zu lassen.

Die Gesetze Manu's waren schon von dem gelehrten William Jones ins Englische übersetzt worden. Herr Loiseleur de Longchamps, der die vorliegende Uebersetzung aus dem Sanscrit ins Französische übersetzt hat, ertheilt, in seiner Vorrede, der schönen Arbeit des gelehrten Engländers das ausgezeichnetste Lob. Wir, die wir unglücklicherweise die Sprachen des Orients nicht verstehen, können weder ein philologisches Lob, noch einen philologischen Tadel aussprechen. Wie fühlen uns glücklich, daß gründliche Dollmetscher uns die Kenntniß von Büchern erleichtern, die wir ohne sie nicht kennen würden, und wir danken ihnen im Namen aller Freunde der Wissenschaft, die mit uns in gleichem Falle der Ignoranz sind.

*) Durch die, freilich erst getroffenen, neuesten Verfügungen der Engländer wird hoffentlich diese grausame Sitte in dem ihrer Oberherrschaft unterworfenen größten Theile von Indien bald ganz abgeschafft werden.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

## Geſetze des Manu. — Verſuche über die Philoſophie der Hindu's, von Colebrooke,

aus dem Engliſchen ins Franzöſiſche überſetzt von Pauthier.

Zweiter Artikel.

Nach der Ueberſicht, die wir, in dem erſten Artikel, von dem Theile der Geſetze Manu's gegeben haben, die ſich auf das irdiſche Leben beziehen, haben wir uns vorbehalten, auf das erſte und letzte Buch dieſes Codex zurückzukommen, was von der Schöpfung der Welt und von der Seligkeit handelt, die das Ziel aller geſchaffenen Weſen, beſonders der Menſchen und ausſchließlicher noch des Brahmanen iſt. Unſere Abſicht iſt inzwiſchen nicht, dieſe beiden äußerſten Theile des Werkes ängſtlich zu analyſiren. Um den Zweck zu erreichen, den wir uns vorſetzen, wird es hinreichen, die Hauptzüge davon kennen zu lehren, die vor Allem, welche vier philoſophiſchen Syſtemen der Hindu's, die Herr Colebrooke auseinandergeſetzt hat, zum Anfangs- und Endpuncte dienen.

So irrig, ſo abgeſchmackt auch das von den Indiern angenommene Syſtem der Schöpfung ſeyn mögte, ſo hat es wenigſtens das Gute und Bequeme für das Verſtändniß, daß es einfach und klar im Ganzen iſt, denn mit den Details iſt es nicht derſelbe Fall. Brahma iſt das Seyn durch ſich ſelbſt (der Begriff des Abſolutum). Sein Schlaf und ſein Erwachen, deren Rückkehr lange Zeitperioden bildet, führen wechſelnd die Vernichtung und Schöpfung der Welt herbei. Als er erwacht, bildet er die Gewäſſer, über welchen der göttliche Geiſt ſchwebt.*) Dann ſchließt er ſich, in ſeiner Eigenſchaft als Keim aller Weſen, in ein goldenes Ei ein, das ſich in zwei Hälften theilt, deren eine der Himmel, die andere die Erde iſt; und endlich ſchreitet er zur Organiſation des ganzen Univerſums. Die Aufzählung aller geſchaffenen Weſen füllt das erſte Buch der Geſetze des Manu; aber wir wollen nur das wörtlich anführen, was zur Aufklärung der Idee'n nöthig iſt, die zu entwickeln wir die Abſicht haben. Es wird geſagt (Vers 31): „Inzwiſchen erzeugte Brahma, für die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, aus ſeinem Munde, ſeinem Arme, ſeinem Schenkel und endlich ſeinem Fuße, den Brahmanen, den Kchatriya, den Vaiſya und den Sudra.“ Dann nimmt Manu das Wort ſelbſt und lehrt den edlen Brahmanen, daß er der eigene Sohn Brahma's ſey, der, um ihn zu erzeugen, ſeinen Körper für den Augenblick in zwei Theile, einen männlichen und einen weiblichen,**) getheilt habe; daß endlich er, Manu, beauftragt, das Buch der Geſetze bekannt zu machen, durch die Wirkung ſeiner ſtrengen Frömmigkeit, ſechs berühmte Heilige erzeugte, welche ſieben andere Manu's, die Götter, die Gnomen, die Rieſen, die Vampyren ꝛc. (Vers 33—41), ſelbſt die Würmer und die Musquito's ſchufen. Aus dieſen überſpannten Bildern ſchimmert doch ein großer und bewundernswerther Gedanke durch.

Dieſe Macht zu ſchaffen, die weſentlich Brahma inwohnt, wird, in einem gewiſſen Grade, auf alle diejenigen übertragen oder fortgepflanzt, deren beſtändige fromme und keuſche Gedanken ſich mehr und mehr der abſtracten und reinen Intelligenz nahen, welche die Weſenheit Brahma's zu bilden ſcheint. Dieſe Manu's, dieſe Heiligen, dargeſtellt als Vermittler zwiſchen dem höchſten Weſen und den Menſchen,***) bieten dem Geiſte der letzteren eine Ruhe, eine Hoffnung dar, ſich immer mehr zu vervollkommnen, um endlich, durch gute Aufführung im gewöhnlichen Leben, Erfüllung frommer Pflichten, Entſagung und göttliche Beſchauung, zur Seligkeit zu gelangen; d. h. zur völligen Verſchmelzung der individuellen Seele in die große Seele Brahma's (die Weltſeele), von welcher ſie durch die Schöpfung abgeſchieden worden iſt.

Die Hindu's nehmen ein Paradies und eine Hölle an. Dieſe Orte, wo die geſchaffenen Weſen ihren Körper Strafen oder Belohnungen unterworfen müſſen, je nach der ſchlechten oder guten Anwendung, die ſie von dem irdiſchen Leben gemacht haben; dieſe Oerte, ſagen wir, ſind zu neuen, ſucceſſiven Einweihungen beſtimmt, für die Guten, um ſie noch würdiger zu machen, in die große Seele Brahma's zurückzukehren; für die Böſen, um ſie durch den Schmerz zu reinigen und ſie geeigneter zu machen, glücklicher das Leben wieder anzufangen in den Körpern von Thieren oder ſelbſt Vegetabilien, wohin ihre neue irdiſche Exiſtenz verwieſen iſt. Das ſterbliche Leben, im Allgemeinen genommen, wird mithin von den Hindu's als eine Strafe betrachtet, deren geringſter Grad der Stand des Brahmanen iſt, beſonders wenn er zur Stufe der Heiligkeit gelangt iſt. Endlich iſt das höchſte Glück, das man auf Erden erreichen kann, die Hoffnung, ſich würdig gemacht zu haben, nicht wieder in die Schöpfung zurückgeſtoßen zu werden, und ſich im Gegentheil mit der großen Seele Brahma's zu vereinigen.

Wir haben bis hieher ſorgfältig alle kleinlichen Details entfernt, die ſich in den Büchern der Schöpfung und der Seligkeit finden, um mit mehr Einfachheit und Glanz das Band hervortreten zu laſſen, das ſie vereint und das Syſtem, das ſie bilden; aber jetzt wollen wir auf einige Verfügungen zurückkommen, die der Schöpfung der vorzüglichſten intellectuellen Fähigkeiten des Menſchen beſonders angehören und von Brahma oder Manu, ſeinem Stellvertreter, beſtimmt ſind. Folgendes iſt der Text hierüber: „Als die Nature entſchleiert war, entfaltete der, den der Geiſt allein faſſen kann, der den Organen der Sinne entſchlüpft, der ohne ſichtbare Theile iſt, die Seele aller Weſen, den niemand begreifen kann, ſeinen Geiſt. — Nachdem er in ſeinem Gedanken beſchloſſen, aus ſeiner Weſenheit (Subſtanz) die verſchiedenen Geſchöpfe ausfließen zu laſſen, brachte er zuvörderſt die Gewäſſer hervor, in welche er einen Keim legte. — Dieſer Keim wurde ein Ei, glänzend wie Gold, in welchem das höchſte Weſen ſelbſt, in der Geſtalt Brahma's, des Urvaters aller Weſen, entſtand. — Die Gewäſſer wurden Nara's genannt, weil ſie das Product von Nara (dem göttlichen Geiſte) waren. Da dieſe Gewäſſer der erſte Ort der Bewegung Nara's waren, ſo iſt er, in Folge deſſen, der, welcher ſich über dem Waſſer bewegt, genannt worden. Nachdem er in dieſem Ei ein Jahr des Brahma (was 3,110,400,000,000 menſchlichen Jahren gleichkommt) geblieben war, ſchied der Herr, durch ſeinen bloßen Gedanken, dieſes Ei in zweile Theile; und aus dieſen beiden Theilen bildete er den Himmel und die Erde; in der Mitte die Atmoſphäre (die Luft) die acht Himmelsgegenden und das bleibende Bette der Gewäſſer (das Meer). Er drückte aus der höchſten Seele (der Weltſeele) das Gefühl (Manas) aus, das durch ſeine Nature exiſtirt und nicht für die Sinne faßlich iſt; und vor der Production des Gefühls, das Ich, den unbeſchränkten Meiſter (Ahancara.) — Und vor dem Gefühl und dem Bewußtſeyn brachte er das große intellectuelle Princip (Mahat) hervor, und alles, was die drei Eigenſchaften empfängt (Güte, Leidenſchaft, Dunkelheit oder Unwiſſenheit); und die fünf Organe der Intelligenz, beſtimmt, die äußern Gegenſtände aufzufaſſen.“ (Buch I, Vers 7—15.) (Der Beſchluß folgt.)

*) Wie überraſchend und merkwürdig iſt dieſe Aehnlichkeit mit den erſten Worten der Geneſis! Anm. d. Red.

**) Eine Idee, die man auch bei Plato findet, die er wohl in Aegypten aufgefaßt hat, das ſie wahrſcheinlich wieder aus indiſchen Traditionen geſchöpft hat. Anm. d. Red.

***) Iſt es nicht dieſelbe Idee, die der Katholicismus wieder ins Leben gerufen? Anm. d. Red.

Gedruckt in der Böſen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 852. Hamburg. Sonnabend, den 21. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. -Redigirt von J. Niebour und Nach, Dr. Ludwig.


## Ueber die portugiesische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Von Ferdinand Denis.

(Beschluß.)

(N.)

Francisco Manoel hat große fremde Gedichte übersetzt; man könnte fast sagen, daß sein Lyrismus ihnen einen neuen Glanz gegeben; aber eine große Original-Arbeit hat er nicht hinterlassen. Oden, Episteln, Elegieen, Sonnette voller Kunst sind hinreichend gewesen, seine Begeisterungen oder seine Lehren auszusprechen. Aber darauf hat sich auch das Sprudeln seines Genies beschränkt. Man kann jedoch sagen, daß er, wenn bessere Zeiten es ihm erlaubt hätten, das Nationalgedicht zu vollenden, das er angefangen hatte, und welches, wie er das selbst geäußert, um zu erscheinen, der Luft des Vaterlandes bedurft hätte, Portugal, schon so reich in diesem Genre, mit einer neuen Epopee beschenkt haben würde. Er träumte all sein Leben von den Großthaten Portugals, doch kam er nicht dazu, sie zu vollenden. Ein Dichter im Unglück, reichten die Erinnerungen nicht mehr bei ihm aus, ihm fehlten die schönen Ufer seines Flusses, sein hoher Thurm von Belem, seine großen Orangenwälder: er hat nichts von allem diesen wieder zu Gesicht bekommen. Gleich Camoens ist er in Armuth verstorben und nur wenige wissen, wo er begraben liegt.

Sollte dies Gedicht, wenn der Verfasser es zu Ende gebracht hätte, wohl ein Gedicht in der Manier des Ovids geworden seyn? Wahrscheinlich nicht. Seine Oden, voll feuriger Erinnerungen der Eroberungen und Entdeckungen, gleichen eben so vielen patriotischen Ergießungen, wodurch uns offenbart wird, was die Großthaten Portugals seyn sollen. Es läßt sich nicht wohl glauben, daß Manoel den Spuren des Ovid knechtisch gefolgt seyn sollte; dazu war seine Seele zu stark, zu erhaben, und wenn er von den Erinnerungen der alten Mythologie einen etwas monotonen Gebrauch gemacht hat, so ist das mehr geschehen, um deren Sprache eine Färbung zu geben, als um seine Gedanken zu beherrschen.

Wir wollen doch des unüberwindlichen Hanges auch mit einem Worte gedenken, den die portugiesischen Dichter haben, christliche Begriffe durch mythologische Gedanken auszudrücken. Es ist dieses ein Umstand, der dem Boden, dem Clima, man könnte fast sagen, der Race inhärirt. Er beruht vorzüglich in der Intimität der Sprache und in der ersten Begriffsbildung, - und ich meinestheils bekenne, daß ich, obgleich nicht sehr dafür eingenommen, dennoch daran verzweifle, in dieser Beziehung eine absolute Veränderung in Portugal eintreten zu sehen. Der geheime Instinct der Poesie läßt sich nicht wohl umbilden, und dasjenige, was einem Volke des Nordens als ein fremder Schmuck nicht zusagt, kann wohl in diesen reichen Fest-Climaten gefallen, die an Italiens Himmel erinnern.

Gleich all den südlichen Völkern, welchen die lateinische Sprache die Quelle ihrer Harmonie ist, haben die Portugiesen von den frühesten Zeiten her dem römischen Genius ihre unmittelbarsten Begeisterungen entlehnt. Der Portugiese der vergangenen Jahrhunderte ist fast Lateiner in der Wendung und in dem Ausdruck, und die Analogie wird so positiv, daß es mehrere Piecen giebt, die zwar recht sorgfältig ausgearbeitet sind, die aber im Lateinischen und im Portugiesischen einen völlig gleichen Sinn haben. Die Gottheiten des Heidenthums wurden schon frühzeitig nach diesem schönen Lande, das man die Krone von Europa genannt hat, versetzt. Eine fabelhafte, aber unstreitig sehr alte Tradition läßt Ulysses diese Ufer betreten. Schon von den frühesten Zeiten ab sind die celtiberischen Erinnerungen und die noch älteren Erinnerungen von den atlantischen Geschlechtern erloschen: immer findet man den Olymp und seine Götter wieder. Das Christenthum erstickt zwar den Glauben an sie, kann aber doch den Namen nicht vertilgen. Das kommt daher, weil die Götter in diesem Gewölk geschwebt, liebliche Najaden in diesen Gewässern, Nymphen in diesen schönen, blühenden Orangenhainen gelebt haben und daß man dort an die Götter Roms geglaubt hat, so wie man dessen Sprache gesprochen. Glauben wir nicht auch, daß Charon in der Volkspoesie Griechenlands ein Schiffer ist, der noch jetzt die Todten überführt? Keine christliche Seele nimmt Anstoß an der Erscheinung dieses alten Dieners der Götter; eben so war es in diesen Ländern. Die christliche Meynung barg eine Erinnerung der Poesie; sie nahm die gefallenen Götter auf, ja sie vereinigte sie fast mit ihren religiösen Gefühlen; und dem konnte nicht anders seyn, weil sie dieselben an den Thoren ihrer Stadt auf den sieben Hügeln, ja bis an den Gestaden des Tajo wiederfand, dessen großer Name im Alterthum so bedeutungsvoll war, wie der des Ganges heutzutage. Camoens findet sie bekanntlich selbst in dem prophetischen Tempel auf einer Insel des indischen Oceans wieder, wo sich die christliche Glorie seines Landes entfaltet; Corte-Real, der Dichter mit der feurigen Empfindsamkeit, mit dem so wahrhaft religiösen Herzen, Corte-Real beginnt die Erzählung der Unglücksfälle des Lianor mit der Anrufung Christi: er will, wie er sagt, ein christliches Gedicht machen; er befindet sich Angesichts der glänzenden Natur von Indien, und da geht seine religiöse Begeisterung sogleich in der Erinnerung an Rom unter; er giebt eine wundervolle Beschreibung der Feste von Malabar, aber die riesigen Gottheiten von Cananor, die feischen Devas der indischen Wälder verdrängen in seinem innigen Glauben auch nicht einen Augenblick die Götter des Olymps und die Najaden des Mondego. Es waltet hier, das muß man schon bekennen, eine Art zweiter Dichter-Religion vor.

Man wolle mir diese Digression zu Gute halten; sie war aber unerläßlich, um den inneren Geist der Portugiesen klar zu machen, die, indem sie solchen Erinnerungen Folge leisten, die leidenschaftlichsten Anregungen der Seele wiederzufinden wissen, als ob sie mehr noch einer vorgeschriebenen Form der Sprache, als einer Verschönerung der Poesie gehorchten. Nun wollen wir zum zweiten Dichter des Jahrhunderts übergehen.



Digitized by Google

Elend und Verfolgung, diese beiden düsteren Worte sind stets mit dem Namen eines Dichters in Portugal verschwistert, wie schön auch sein anderes Leben, sein Leben der Begeisterung gewesen seyn mag: auch dem Namen des Bocage, eines Zeitgenossen Manoels, obwohl jung gestorben, und der einzige Nebenbuhler, der jenem gegenübergestellt werden kann, müssen sie vorgesetzt werden.

Barbosa Bocage war von französischer Abkunft, und man versichert selbst, daß er mit der berühmten Frau in Verwandtschaft stehe, deren Namen er führte. Keines Dichters Existenz ist gestörter und unsicherer gewesen als die seinige, auch hatte er das mit dem Verfasser der Lusiade gemein, daß er nach Indien ging und dort unglücklich war: aber Camoens große Widerwärtigkeiten flossen mit allen Begebenheiten seines Jahrhunderts zusammen und es lag in seinen Leidenschaften und in seinem Elend eine Art von Adel, der zu seiner ritterlichen Seele paßte.

Mitten in der letzten Bedrängniß des Elends hatte er sagen können, ich sterbe, aber ich sterbe mit meinem Vaterlande. Was hatte wohl ein junger Dichter im neunzehnten Jahrhundert zu Goa zu gewärtigen? und was hatte er bei seiner Heimkehr zu Lissabon zu sagen? Bocage fand in der ehemaligen Hauptstadt des portugiesischen Indiens große, erloschene Erinnerungen vor; ihm mußten die alten Trümmer des Ruhms und die Sehnsucht nach dem Vaterlande noch lieber seyn, als das schneidende Elend, das seiner in Portugal wartete. Bocage entging der Qual nicht, die dem bevorsteht, der die Würde seiner Seele empfindet und sich in tiefe Armuth versetzt sieht. Er hatte nicht, wie Camoens, einen Pelayen, dessen aufrichtigen Mitleids er sich hätte erfreuen dürfen, und wenn er auch nicht in einem Armen-Hospitale starb, so verdankte er sein letztes Asyl doch auch nur einem hochherzigen Freunde. Wie das wohl geschieht, sagt die Welt ihm nach, er habe ein regelloses Leben geführt, sich nicht zu benehmen gewußt, und man sey es müde geworden, ihm zu helfen, weil das Unglück nicht müde geworden wäre, ihn zu verfolgen. Diese letzte Behauptung will ich wohl glauben, denn ich glaube sehe an die endlose Bedrängniß des Genies. Wir wollen einen Schleier über dies Leben werfen, das da hat sagen machen: andere wollen gelobt, ich will nur bemitleidet seyn.

Vergebens würde man bei Bocage das merkwürdige Studium des Styls, die gelehrte Wiederkehr zur Vergangenheit suchen, welche die Arkadier und vor allen den Francisco Manoel auszeichneten: aber eben dies Unsystematische ist es, was ihm einen besondern Reiz giebt; er konnte mit Lamartine sagen: „ich singe, Freunde, wie der Mensch athmet.“ Die Kunst des Rhythmus und der Sprache hat mit seiner Poesie fast nichts zu schaffen; und doch ist diese Kunst ihm so eigen, sie ist ihm wie angeboren; und wenn er seine Trauer und seine langen Erinnerungen zu singen beginnt, so sieht man, daß er mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen die schöne Harmonie der Laute, die gewaltige Musik des Wortes, welche den Gedanken eher entzückt als er ihn klar macht, in seiner Gewalt hat. Er besitzt, wie er das selbst sagt, die geheimnißvolle Stimme, die über die Welten und über die Zeiten hinaus ertönt.

Eins mußte ganz besonders dazu beitragen, den Namen Bocage's zu verbreiten und ihm eine volksthümliche Berühmtheit zu geben, die ihm fast verderblich geworden wäre, indem sie ihn über seine Fehler einschläferte. Nicht das schweigsame und ernste Studium war es, was ihm in der Regel so allmählig seine schönsten Schöpfungen eingegeben hätte. Euphon gab sich bei ihm, wie Hoffmann gesagt haben würde, durch plötzliche Phantasieen, durch feurige Begeisterungen kund. Dann improvisirte er mitten in dem Getöse eines Caffehauses, im Getümmel eines öffentlichen Platzes, und diese harmonischen Schößlinge seines Genies brauchten nur selten noch retouchirt zu werden. Er sang seine Verse, so wie er sie componirt hatte, noch unter dem Eindruck des Enthusiasmus, einem mehr zahlreichen als ausgewählten Auditorium vor, das schon im Voraus allen Launen seines Dichtergeistes unterworfen war. Obgleich sein Schicksal sich nie völlig verbessert hat, war er doch so glücklich, sich verstanden zu sehen: tausend Stimmen repetirten seine Gesänge, und man leitete von ihm selbst eine Art poetischer Secte ab, deren etwas vage Verbindung unter dem Namen Elmanismus bezeichnet wurde.

Was mich betrifft, so hat es mich immer sehr überrascht, daß Bocage, bei seiner Kraft der eignen Begeisterung, seine Harmonie so oft über die Conceptionen anderer ergossen hat. War das die Schuld der Zeit oder des Landes; war es Ermüdung der Seele, Nothwendigkeit der Stellung, Zug des Jahrhunderts, daß er die Poesie überall aufsuchte, wo er sie zu finden meynte? Die schönsten Verse des Bocage dürften aber eben die seiner Uebersetzungen seyn, obgleich die Werke, welche er übersetzte, einer nun in Frankreich verblichenen Schule angehörten.

In seinen Original-Arbeiten ist Bocage nie auf lange Werke eingegangen, obgleich er nie vor Schwierigkeiten zurückbebte. Sein in der Regel so feuriger, so ungebundener Gedanke schloß sich gern auf einen Augenblick in die abgepaßten Regeln eines Sonnetts ein, schoß dann aber wie eine Flamme hervor und fand stets seine Freiheit wieder. In seinen Kantaten, seinen Idyllen, seinen Episteln zeigt er oft eine tiefe Empfindung; doch läßt sich auch nicht läugnen, daß diese Empfindsamkeit manchesmal in eine sehr vage Träumerei und in eine sehr manierirte Empfindelei übergeht. Sehr häufig fühlt man, daß seine Vorstellung geblendet oder selbst ohnmächtig stehen geblieben ist. Bocage ist bei so vielen Eigenschaften eines Dichters ein Mann, dessen Genie das Unglück verwüstet hat. Einige Tage vor seinem Tode hat er wohl seine rührendsten Geheimnisse der Harmonie offenbart, indem er seine kummervollen Erinnerungen mit dem Jammergeschrei einer Mutter vereinigte, die ihre Tochter verloren hatte. Diese Elegie war es, die Manoel sagen machte: „Bocage war ein Dichter!“ In der That fragt man den sterbenden Schwan nicht, wo er sich die Flügel beschmutzt hat; man horcht nur auf seinen Gesang.

---

## Richard Lander's Expedition nach Afrika.

(N.)

Der Herausgeber der Literary Gazette theilt folgendes Schreiben mit, das er unterm 31. Juli d. J. von dem Bruder des obengenannten Reisenden, von dem Herrn John Lander, aus Liverpool erhalten hat.

„Da ich weiß, wie sehr Sie sich für das Wohl meines Bruders und für den Erfolg der Expedition, über welche er den Befehl führt, interessiren, so wird Ihnen, dessen bin ich überzeugt, jede Kunde von ihm angenehm seyn. Es sind jüngst mehrere ungünstige, aber widersprechende Gerüchte hinsichtlich der Expedition in Umlauf gesetzt und so ziemlich allgemein für wahr angenommen worden; nun freut es mich aber, sagen zu können, daß manche dieser Gerüchte gänzlich grundlos, andere wieder so arg übertrieben sind, daß es schwer hält, aus all dem Wust der Lüge und des Irrthums die Wahrheit herauszufinden. Deshalb bin ich denn so frei, Ihnen all dasjenige mitzutheilen, was bis jetzt über die Expedition nach dem Niger bekannt ist, obgleich die Berichte noch so mager sind, daß ich meinerseits fast um Verzeihung bitten muß, Sie damit behelligen zu wollen.

„Der Tod des Capitains Harris von dem Oworra und die Ankunft der beiden Dampfböte in dem Lande Eboe ist Ihnen schon bekannt. Sie wissen auch, daß die Segel-Brigg Columbine an der Mündung des Nun-Flusses bleiben und dort die Rückkunft jener abwarten sollte. Durch ein Schreiben, vom 19. April, das ich von einem Arzte zu Alt-Calabar erhalten habe, erfahre ich, „daß, als ein Schiff von hier, genannt

Digitized by Google

Martha, den Nun-Fluß auf seiner Fahrt nach dem Flusse von Alt-Calabar passirte, von der Mannschaft eines Bootes der Columbine angerufen ward. Diese Leute nun sagten aus, als man sie an Bord genommen hatte, daß der Capitain ihres Schiffes vor drei Wochen gestorben sey; daß sie in großer Noth gewesen, weil die Eingeborenen ihnen keine Lebensmittel hätten verkaufen wollen, aus welcher Noth sie aber ein amerikanisches Schiff erlöset habe, das zu ihrem Glücke auf dem Flusse angekommen sey; und daß sie sich über die Barre gewagt hätten, um nun auch die Martha um Beistand anzusprechen. Als sie wegen der Dampfböte befragt wurden, da erwiederten sie, sie wären ohne alle Kunde davon, obgleich schon fünf Monate seit deren Abfahrt verstrichen wären.""*)

„Mit Bezug auf dies Schreiben erlaube ich mir nun, zu bemerken, daß die Bewohner der Ufer des Nun-Flusses höchst arm und ungebildet sind, so daß es ihnen oft selbst an dem nöthigen Lebensunterhalt fehlt. Ihre erwähnte Weigerung, der Mannschaft der Columbine Lebensmittel abzulassen, wird demnach wohl in ihrer gänzlichen Unmöglichkeit, dies zu thun, und nicht in ihrer herzlosen Gleichgültigkeit bei den Leiden unserer Landsleute, ihren Grund gehabt haben, obgleich die armen Elenden allerdings auch manchesmal wohl böse genug sind. Was das Ausbleiben der Nachrichten von den Dampfböten betrifft, so lassen sich darüber tausenderlei Muthmaßungen anstellen. Was mich betrifft, so sehe ich keinen besondern Grund, sich über diese Zögerung zu verwundern, hauptsächlich deshalb, weil ich überzeugt bin, daß unter den obwaltenden Umständen kein Verkehr zwischen irgend einem Theil des Innern und der Küste besteht und einzurichten ist. Dies wäre wider die barbarische Politik der barbarischen Stämme, die das Land in der Nähe des Meeres bewohnen. Sie würden es nicht zugeben, daß ein Bote aus dem Innern ihrer Wachsamkeit entschlüpfte. Fände sich jemand, der eine solche Reise unternähme, so würde er unfehlbar ergriffen und verkauft werden; wenn also unsere Landsleute nicht selbst den Niger befahren und die Ueberbringer ihrer eigenen Depeschen sind, so sehe ich keine Möglichkeit ein, wie eine Communication zwischen den Dampfböten im Innern und der Segel-Brigg an der Küste zu bewerkstelligen seyn sollte.

„So eben hat ein Herr im hiesigen Hafen von einem jungen Freunde im Flusse Bonny ein Schreiben vom 17. Mai erhalten. Mit Bezug auf die Expedition heißt es darin: „„Als wir den Nun-Fluß passirten, lag die Columbine dort, man wußte aber nichts von den Dampfböten, die landeinwärts gefahren waren. Ich hörte das von dem Capitain der Kriegs-Schaluppe Curlew, der vor etwa einem Monat an Bord der Columbine gewesen war. Ich übergab ihm alle die Briefe, die ich für die Expedition mitgenommen hatte, weil er mir sagte, daß er nach vierzehn Tagen oder drei Wochen nach dem Kupfer-Flusse zurückkehren würde. Am Bord der Brigg waren eine Menge Leute gestorben.""

„Noch neuere Berichte, die ich von Individuen erhalten habe, die dieser Tage von Bonny gekommen sind, bestätigen die Richtigkeit dieser Angaben und geben eine noch grellere Schilderung von der Noth, in welcher sich die Mannschaft der Columbine befunden. In einem derselben heißt es, der Schiffspatron und ein Junge wären nur allein noch am Bord am Leben gewesen und hätten wegen Beistandes nach Bonny geschickt. Die Wahrheit dieser Angabe möchte ich jedoch schon deshalb in Zweifel ziehen, weil sie von einem einheimischen Handelsmanne herrührte, auf dessen Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit nicht zu bauen war. Ein verständiger junger Mann sagte mir gestern, daß gegen Ende Mai von Accra bis nach Badagry so ziemlich allgemein die Rede gegangen sey, „„daß die Weißen, die in den wandelnden Kähnen führen, wohlauf wären und weithin in den Busch Handel trieben.""

„Ehe ich dies Schreiben endige, muß ich Sie noch mit einer Thatsache bekanntmachen, die Ihnen als unglaublich erscheinen wird. Können Sie es sich denken — und doch kann ich es Ihnen auf die zuverlässigste Autorität versichern — daß es hier Kaufleute giebt, die so fühllos und unmenschlich sind, den Patronen ihrer Schiffe, die Handel nach der Küste von Afrika treiben, die Weisung zu geben, „„der Expedition jeden Beistand, dessen sie bedürfen möchte, zu verweigern; keinen Brief anzunehmen, der von irgend jemand herrühre, der zu derselben gehörte, und endlich in keinerlei Communication mit den Dampfböten oder der Brigg zu treten."" Nicht wahr, es ist empörend, daß Neid und Selbstsucht so weit gehen? Ich erröthe über eine solche garstige und so unenglische Denkungsart."

„NB. Die Thatsache wegen der Weisung, welche die Rheder ihren Schiffern gegeben haben, ist ganz zuverlässig, ja, sie haben es noch ärger gemacht und Maaßregeln getroffen, um die Gemüther der Eingeborenen wider die Expedition zu erbittern."

— Folgendes ist eine Uebersetzung des Circulars, welches der Herr Richard Lander auf seiner zweiten Expedition nach Afrika mitgenommen hat, um es bei den Häuptlingen oder Sultans der Orte abzugeben, wo er auf seiner Fahrt längs der Quorra oder des Nigers anlegen möchte. Dies Document ist auf Arabisch von dem Herrn Salame abgefaßt, sauber, und so gedruckt, daß die Eingeborenen es lesen können, und mit einer Abbildung der Dampfböte ꝛc. verziert.

„Gott allein die Ehre! nur bei Gott ist Ansehen und Gewalt!

„Von den Sclaven Gottes, dem Capitain (das heißt dem Oberhaupte der Expedition) Richard Lander, dem Kaufmanne Macgregor, dem Patron (das heißt der Schiffahrt und der Seemannskunst) George und dem Doctor (das heißt Arzt) Thomas, Diener Sr. Majestät des Königs vom englischen Hofe, völliger Friede, Gruß und Achtung.

„Unserm geachteten Freunde in Gott, dem Fürsten und Sultan dieses Landes: Friede sey mit Euch und Gottes Gnade und Segen.

„Nun haben wir, nach unserm aufrichtigen Gruß, Complimente und Achtungsbezeugung, Euch anzuzeigen (möge Gott Euch alle guten Neuigkeiten geben!) daß Se. Majestät, unser großer König, schon mehreremale zuvor seine Diener nach den Ländern von Afrika und Sudan ausgesandt gehabt hat, um die Wunder, Flüsse und Seltenheiten zu sehen, die es dort giebt und die in unserm Lande nicht gefunden werden. Als seine besagte Diener nun zurückgekehrt sind, da haben sie ihn von der Güte, der Unterstützung und dem Schutze unterrichtet, den sie von Euch und von dem Volke Eurer Länder erhalten hatten, und daß Ihr ihnen die Erlaubniß gegeben, zu Euch (das heißt auf Euer Gebiet) zurückzukehren mit Gütern und Waaren, um Handel zu treiben auf den Glauben an Gott und seinen Apostel (Mohamed), so wie auf den Glauben an Euren großmüthigen Schutz.

„Dies ward unter dem Volke in den Ländern der Weißen bekannt, und sie freueten sich über die Maaßen darüber; auch lobte Se. Majestät, unser großer König, was Ihr Gutes an seinen Dienern gethan, und es entstand bei ihm der Wunsch, zwischen Euch und ihm ein freundschaftliches Verständniß und gutes Vernehmen anzuknüpfen, auch den Nutzen und Gewinnst von dem Handelsverkehr zwischen seinem Volke und dem Volke Eures Landes zu fördern.

„So sind wir denn nun mit zwei Schiffen unsers Königs über das große Meer nach dem Quorra gekommen, um zu verkaufen und zu kaufen, oder Handel zu treiben; und wir haben Güter und Waaren aus den Fabriken und Manufacturen unsers Landes mitgebracht, um sie gegen Elephantenzähne, Straußenfedern, Wachs und solche andere Waaren Eures Landes, die in dem unsrigen nicht gefunden werden, auszutauschen.

*) In No. 850 dieser Blätter theilten wir ein Schreiben von Sierra-Leone mit, welches auch von den Dampfböten selbst Nachricht giebt.
Anm. d. Red.



Digitized by Google

„Wir stehen mit Euch (das heißt wir hegen gegen Euch) in jeglichem guten Frieden und Freundschaft, nach dem Glauben an Gott und seinen Apostel (Mohamed); und wir fordern von Euch nur Schutz, Gastfreiheit und Sicherheit für uns und unsere Gefährten beim Kauf und Verkauf; denn wir sind Eure Gäste, „„und der Gast soll stets um Gottes wegen respectirt werden.““ *)

„Wir wollen Euch die Zölle und Abgaben entrichten, die herkömmlich auf Euren Märkten von allen Kaufleuten bezahlt werden, nach Recht und Billigkeit; auch wollen wir uns nach Eueen Gesetzen und Vorschriften richten. Deshalb thut uns kein Leids, wie wir Euch kein Leids thun werden; denn wir haben nur das im Sinne, was Eueen und unsern Ländern gut und vortheilhaft seyn und Eueem Volke wie dem unsrigen zu Gute kommen kann.

„Und wenn wir mit unserm Handel zu Ende sind, unser Geschäft im Kaufen und Verkaufen ausgerichtet haben, so wollen wir in Frieden nach unserm Lande zurückkehren und nächstdem, so Gott will, Euch dasjenige zuführen, was Ihr wünschen mögt, Artikel und Waaren, wie das Volk Eures Landes es verlangt, um die Freundschaft und das gute Einverständniß zwischen Euch und unserm König zu erhalten; dann wird sich unter Gottes großmüthigem Beistande Reichthum und Vortheil bei Euch wie bei uns mehren. Amen.

„Datirt im Jahr 1248 der Hedschira.

Unterzeichnet: „Von dem Vasallen seines Gottes, dem Capitain Richard Lander, Diener des Königs der Engländer.

„Von dem Vasallen seines Gottes, dem Kaufmanne M'Gregor Laird, Diener des Königs der Engländer.

„Von dem Vasallen seines Gottes, dem Schiffspatron George Hareis, Diener des Königs der Engländer.

„Von dem Vasallen seines Gottes, dem Doctor Thomas Briggs, Diener des Königs der Engländer.

*) Eine Stelle aus dem Koran.

## Ein algierisches Museum.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(M.)

Ein französischer Offizier hat ein Museum ganz eigener Art mit aus Algier gebracht, nämlich eine vollständige Sammlung all der Werkzeuge, die zur Bestrafung der Vergehen oder Verbrechen gebraucht werden. Er hat diese Werkzeuge in dem Hotel aufgestellt, welches früher der Herr Ladvocat auf den Kayen Malaquais bewohnte. So ist denn das Cabinet des modischesten der Buchhändler in ein Arsenal der gräulichsten Art, das man nur sehen kann, umgeschaffen worden.

Gleich beim Eintritt erblickt man die Taue oder Stricke, die zur Handhabung der Polizei auf den Straßen gebraucht werden; auch dienen sie, die Sclavinnen zu strafen, die irgend ein leichtes Vergehen begangen haben. Der Ehebruch gilt hier zu Lande nicht als ein Vergehen, sondern als ein Verbrechen: die Frau, die sich desselben schuldig gemacht, wird in jenem Sacke dort ersäuft, ihr Complice aber mit diesem Stricke ohne Knoten erdrosselt.

Die Bisgris versehen zu Algier den Dienst unserer Stadtsergeanten; aber statt der spitzen und scharfen Degen führen sie Kasuls, buntangestrichene Stöcke, oben auf mit einem ebenfalls bunten Knopfe. Wem ein Schlag mit dem Stocke lieber ist als ein Säbelhieb, dem werden auch die Bisgris mehr zusagen als die Stadtsergeanten, um so mehr, da sie die Lärmmacher und die nächtlichen Sänger nicht erst ins Gefängniß schleppen oder sie ins Meer werfen, sondern es dabei bewenden lassen, sie auf der Stelle zu Boden zu schlagen. Die Bisgris sind übrigens Leute, die in Ansehen stehen und die bei öffentlichen Ceremonieen ihre Kasuls vor den Deys hertragen, so wie ehemals die Fasces den römischen Consuln vorangetragen wurden.

Was bedeutet der Dolch da mit der gekrümmten Schneide und in dem reichen silbernen Futteral? Er wird gebraucht, den Dieben die rechte Hand abzulösen. Diese gräuliche Execution wird von einem Arzt verrichtet, und wenn er damit fertig ist, so taucht er den Stumpf des blutenden Arms in kochendes Pech, entweder um die Schmerzen des Delinquenten noch zu steigern, oder auch, weil er in dieser Weise das Blut zu stillen denkt. Ich weiß nicht, was in diesem Lande besser ist, ob Arzt oder Dieb seyn.

Omer Pascha hatte statt dieser Strafe die Anwendung eines eisernen Halbmondes eingeführt, dessen wie rothem Maroquin besetzter Handgriff mit silberner getriebener Arbeit ausgelegt ist. Dies Instrument, das man neben dem Dolche liegen sieht, wird in Feuer geröthet und so glühend dem Diebe auf die Stirn und die Backen gebrannt. Diese Strafe war infamirender, aber minder grausam. Omer ward in Folge mehrerer gewaltthätiger Handlungen in seinem Pallaste überwältigt und kam um, ohne daß man weiß, ob durch den Streich, den Dolch, den türkischen Säbel oder den maurischen Yatagan. Der Gebrauch des geglüheten eisernen Halbmondes überlebte seinen Erfinder nicht.

Die Yatagans sind bestimmt, die Köpfe herunterzuschlagen, die nach dem Ausspruche des Deys oder der Cadis fallen sollen. Sie fliegen auf einen einzigen Streich: das Opfer empfängt den Tod auf den Knieen. Eine jede Execution wird auf der Schneide des Todeseisens verzeichnet. Auf dem da sieht man zehn, auf diesem hier zwei solcher Zeichen; das letztere ist dasjenige, unter welchem die beiden arabischen Scheiks fielen, die um Leben zu lassen die Justiz des Herrn von Novigo auch wohl besser gethan hätte.

Zu Algier war, eben so wie in Frankreich, zur Zeit der Bevorrechteten, nicht ein jeder berechtigt, für ein und dasselbe Verbrechen auch die gleiche Todesart zu erwarten. Der edle Türke ward erdrosselt, der Maure gehangen; der Tempelschänder gespießt. Dort ist der Pfahl, den man doch nicht beschreiben möchte, wenn man ihn auch in seiner Anwendung sähe.

Der Yatagan war nicht immer den Militairhäuptern und den Großen des Staats vorbehalten; sie mußten ihre Verbrechen oder ihr Unglück oft grausamer büßen. Omer-Bey, Minister des vorletzten Deys, ward auf den ungeheueren eisernen Haken geworfen, der an der Mauer des Thores Bab-Azun befestigt ist. Er soll dort lebend drei Tage gehangen haben, ohne daß das Geschrei, welches seine Qualen ihm auspreßten, das Tigerherz desjenigen zu erweichen vermochte, der unter dem Namen eines Deys herrschte.

Wir wollen an diesen reichen türkischen und ägyptischen Beilen vorübergehen, die immer nur dazu gedient zu haben scheinen, die Portale der Paläste von Algier zu schmücken. Alle diese Waffen, alle diese Henker oder Marter-Werkzeuge waren dort gleich Trophäen aufgehangen, und zwölf Haeess oder Lictoren standen unter diesen Bogengängen auf Wache, stets bereit, die blutigen Befehle zu vollziehen, die ein Wort oder ein Zeichen ihnen gab.

Mitten unter diesen aus Algier herübergebrachten Gegenständen ist einer, auf welchem unsere Blicke mit einem ganz besondern Interesse hafteten. Seht Ihr dort die langen, von der feuchten Kerkerluft eingerosteten Ketten? das waren die Fesseln, in welche die gefangenen Christen geschlagen wurden und die man nach der Eroberung mitgenommen hat, so wie auch die Consulaire, ein anderes Denkmal der muselmännischen Barbarei, nach Brest abgeführet worden ist.

Digitized by Google

## Geſetze des Manu.

Verſuche über die Philoſophie der Hindu's, von Colebrooke, aus dem Engliſchen ins Franzöſiſche überſetzt von Pauthier.

(Zweiter Artikel. Beſchluß.)

(L.)

So arbeitet ſich, nach dem Syſtem der Hindu's, alles, was das intellectuelle Leben des Menſchen conſtituirt, von der Ausübung des reinen Gedankens bis auf die Auffaſſung der äußern Gegenſtände, die ihn umgeben, durch das große intellectuelle Princip (Mahat) aus; durch das Ich *) oder das Bewußtſeyn (Ahancara); durch das Gefühl (Manas); und endlich durch die Leidenſchaften und Organe der Sinne. Das iſt es weſentlich, was über dieſen im Buche oft berührten Gegenſtand die Geſetze Manu's entſcheiden und bekanntmachen.

Man muß einräumen: unter ſeinem poetiſchen Geſichtspuncte beteachtet, iſt Manu's Syſtem der Welt und der Schöpfung voll Größe und Majeſtät. Dieſe Univeeſalſeele (Weltſeele), welche Schöpferkraft hat und die die Materie, welche ſie organiſirt hat, mit ihrem Hauche beſeelt; dieſe allgemeine Seele, die abwechſelnd ihre Ruhe und ihre Thätigkeit hat, vermöge welchee die Welt ſchläft oder lebt; das große, körperloſe Princip, welches im Grunde immer daſſelbe bleibt, während es durch ſo viele Formen, durch ſo mannichfaltige, zerſtörbare Körper wandert, dieſe Mitwirkung der Materie endlich, die, duech ſucceſſive Umwandlungen, der Seele, die ſie belebt, verſtattet, ſich zu verbeſſern, wenn ihre Reinheit gelitten hat, um zu dem großen, körperloſen, geiſtigen Ganzen, dem Schaffenden, wovon ſie ein Theil iſt, zurückzukehren und ſich wieder mit ihm zu vereinen. Alles dieſes ſteht, als Erfindung, beſondees viel höher als die mehreſten Koſmogonieen, Theogonieen und Schöpfungs-Syſteme der griechiſchen Dichter und Philoſephen, die uns, im Vorübeegehen ſey es geſagt, noch obenein des Plagiats gegen die Hindu's verdächtig ſcheinen,**) wie denn das Ei des Orpheus und die Metempſychoſe des Pythagoras daran erinnert.

Bei allen civiliſirten Völkern eeſultirt das Studium der Philoſophie unmittelbae aus der Religion. Wenn die Einbildungseaft und das Herz ſich lange den Offenbarungen und den Dogmen vertraut haben: wenn die Wirkſamkeit und Empfänglickeit der Sinne ſich an ſichtbaren Symbolen erſchöpft hat, ſo tritt die Vernunft hinzu, die das ſteeng beweiſen will, was man bis dahin nur empfunden oder erfunden hatte. Zuvörderſt ſind die philoſophiſchen Syſteme für die Religion nur das, was die Commentare für ein Gedicht ſind. Weit entfeent, die vermeintlich erkannte Wahrheit zu läugneu, will die Philoſophie die Exiſteuz derſelben auf eine fühlbare, handgreifliche Art beweiſen. Auch haben alle großen philoſophiſchen Schulen, wie die des Orpheus, Thales, Pythagoras und Plato, immer geſucht, die Erklärung der Natur-Phänomene mit den religiöſen Meynungen und den alten Offenbarungen, welchen die Menſchen anhingen, in Einklang zu beingen.

Zwiſchen dee Schöpfung der Welt und des Menſchen und dee Idee einer Zukunft jenſeits des ſterblichen Lebens, zwei Zuſtände, deeen Formen unſerm Geiſt ſehr unbeſtimmt vorſchweben, wenn ſie darin nicht durch eine Offenbarung fixirt ſind, liegt eine unermeßliche Reihe von Thatſachen, welche die menſchliche Intelligenz ergeeift und an welchen die Vernunft und das Raiſonnement ſich regelmäßig üben können. Dieſer Inbegriff der Thatſachen iſt es, deren ſich die Philoſophie bemächtigt, die ſie nach Kräfeen coordinirt und woraus ſie einen Stützpunct macht, um rechts und links, mit möglichſter Geſchicklichkeit, ihre Inductionen ſo weit zu treiben, um endlich zur Demonſtration der Schöpfung und der Seligkeit zu gelangen. Uebrigens giebt es viele Lücken, ſelbſt in den materiellſten Veehältniſſen der Dinge dieſer Welt. Das iſt eine dee großen Urſachen unſerer Irrthümee, wovon die Philoſephen nicht ausgenommen ſind. Dieſe Lücken erzeugen Rechnungsfehler oder dienen zum Vorwand, die Ordnung zu läugnen; woraus denn reſultirt, daß die Philoſophen, bei allen Völkern, in drei große Claſſen getheilt werden können: in die orthodoren Philoſophen, deren Studien und Unterricht bezwecken, die Wahrheit der beſtehenden Religion zu erweiſen; die heterodoren Philoſophen, die, ohne gerade die rrligiöſen Wahrheiten anzugreifen, aufrichtig das Reſultat ihree Unterſuchungen übee die Natur, welches es auch ſey, geben; und endlich die atheiſtiſchen Philoſophen *) (?), die nur das für wirklich erkennen, was in die Sinne fällt und alles das offenbar läugnen, was ihnen nicht mathematiſch bewieſen weiden kann. In dieſe drei großen Abtheilungen zerfallen die philoſophiſchen Syſteme aller Zeiten und aller Völker; und um unſere Idee in ſo wenig Worten als möglich zu reſumiren, ſo wollen wir als Beweis für Griechenland die Namen Sokrates, Ariſtoteles und Epikur, für Frankreich Boſſuet, Deecartes (Carteſius) und Spinoza anführen.

Ganz natürlich muß man die Analogie dieſes Phänomens bei dem hinduiſchen Volke wiederfinden, wo alles, was den intellectuellen Speculationen angehört, durch Studium und Reflexion ſehr weit getrieben worden iſt. Uebrdem haben die hinduiſchen Philoſophen ſehr früh zu dieſer Art von Unterſuchungen, durch die Natur ihree religiöſen Bücher, die Veda's, ſo wie durch die Sammlung religiöſer und bürgerlicher Geſetze, wovon uns die Manu's eine Idee gegeben hat, hingezogen werden müſſen. Wenn, wie die Gelehrten glauben laſſen, die Geſetze Manu's funfzehn Jahrhunderte voe Chriſto in die Vergangenheit zurückſteigen, d. h. bis zu Moſes Zeiten, ſo kann man, ohne übrigens einen andern Vergleich zwiſchen dieſen beiden Geſetzgebern anzuſtellen, mindeſtens erkennen, daß die Civiliſation der Indier damals weit vorgerückter war, als die dee Hebräer, wenn man die präventiven Verfügungen vergleiche, welche ſich in den beiden Geſetzbüchern befinden, die uns beſchäftigen. Man muß ſelbſt ſageo, daß, in dem Buche der Zeugung von Manu, eine faſt philoſophiſche Ordnung in den Kategorieen der verſchiedenen Fähigkeiten des Menſchen herrſcht, wovon man in der Geneſis keine Spur findet. Wenn wirklich der hinduiſche Codex ſo alt iſt, wie man glaubt; wenn in den Compilationen, in den Copieen, die oft davon haben gemacht werden müſſen, man wenig oder keine Veränderungen angebracht hat, ſo müßte man daraus die ſteenge Folgerung zirhen, daß die indiſche Welt der übrigen damals ſehr voraus war.

Aber man kann dennoch nicht genug auf dee Huth ſeyn gegen das exceſſive Alterthum, das gewiſſen literariſchen oder künſtleriſchen Monumenten beigelegt wird; und bevor man geſchichtliche Syſteme auf ſolche Thatſachen baut, iſt es gut, das nicht zu vergeſſen, was dem Tempel und dem Zodiacus von Denderah widerfahren iſt, die, wie Here Le Trone ſehr gelehrt bewieſen hat, Werke oder Copieen ſind, zur Zeit der römi-

*) Das erinnert an Fichte's Syſtem und Wiſſenſchaftslehre (worin viele einen idealen Pantheismus und Spinozismus gefunden haben), der übrigens ſchwerlich damals aus dieſer Urquelle ſchöpfen konnte. Anm. d. Red.

**) Wir haben bereits in unſerm vorigen Blatte dieſe Vermuthung ausgeſprochen und auf dieſe indiſche Urquelle hingedeutet. Anm. d. Red.

*) Das ſcheint uns eine Contradictio in adjecto und man darf billig fragen: kann ein wirklicher Philoſoph Atheiſt ſeyn? wenn man nicht anders den ſchon einen Atheiſten nennt, welcher läugnet, daß es einen mathematiſchen Beweis für das Daſeyn Gottes gebe; ſo lange man freilich die Sinnenwelt als die Quelle objectiver Erkenntniß betrachtete, mußten gerade die conſequenteſten Philoſophen und fruchtloſeſten Argumentatoren in den Materialismus verfallen. Deswegen aber dürfte dieſe Trilogie unvollſtändig ſeyn und unſere deutſche Philoſophie, wie und von Kant an, billig eine vierte Claſſe bilden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

schen Kaiser gemacht, wie man jetzt Nachbildungen und Modelle der Gebäude von Pästum und von Selinunt macht. Wir glauben indessen nicht, daß man Aehnliches in Beziehung auf das Buch Manu's beweisen kann. Aber es hat uns geschienen, daß, wenn der Grund dieses Codex wirklich sehr alt ist, er mindestens viele Modificationen hat erleiden müssen, herbeigeführt zunächst durch die Veränderung der Sitten, und vor Allem durch die Copieen, die davon unter der Inspiration und vielleicht nach den Rathschlägen der verschiedenen Commentatoren, die an dem Text gearbeitet haben, gemacht worden sind. Diese Reflexionen, von der Liebe zur Wahrheit und zur Wissenschaft dictirt, sind vorzüglich an diejenigen jungen Leute gerichtet, die sich mit dem Studium des Sanscrit beschäftigen, und welchen wir rathen, die historischen und philosophischen Forschungen zu vermehren, um so genau wie möglich die Epoche zu constatiren, in welche man die Erscheinung des Gesetzbuches Manu's, so wie wir es jetzt besitzen, versetzen muß.

Wie dem aber auch sey, so ist es jedenfalls ein achtungswerthes und durch sein Alterthum sehr kostbares Monument. Die Philosophie, die sich daran knüpft, sey es durch Anerkennung oder Bestreitung der darin auseinandergesetzten Principien, muß auch sehr alt seyn, und erweckt nicht minderes Interesse.

Herr Colebrooke, Director der asiatischen Gesellschaft von London, hat, von 1824—1829, in den Transactions dieser Gesellschaft eine Reihe von Denkwürdigkeiten über die Philosophie der Hindu's bekanntgemacht, wovon Herr Pauthier so eben eine treffliche Uebersetzung herausgegeben hat. Es war nicht genug, die englische Sprache gründlich zu kennen, um ein solches Unternehmen auszuführen; nur ein Indianist, wie Herr Pauthier, der die Sanscritsprache und Literatur zu seinem besondern Studium gemacht hat, vermochte das gelehrte Werk Colebrooke's mit solchem Erfolge ins Französische zu übertragen. Nach dieser Uebersetzung nun wollen wir versuchen, wo nicht das Ganze der philosophischen Systeme der Hindu's, doch diejenigen mindestens zur Kenntniß zu bringen, die zu studiren Colebrooke und sein Dollmetscher Pauthier uns in den Stand gesetzt haben.

Die orthodoxe Philosophie der Hindu's ist natürlich in den Veda's, in den heiligen Büchern und in allen Commentaren begriffen, die darüber geschrieben worden sind, um die Lehre deutlicher auseinanderzusetzen und das Verständniß und die Ausübung derselben zu erleichtern. Dahin gehört z. B. das Buch der Gesetze Manu's.

Die beiden Denkschriften Colebrooke's erklären vier Systeme heterodoxer Philosophie. Die beiden ersten, mit dem Namen Sankhya oder Rechnung und Raisonnement bezeichnet, sind heterodox, obgleich sie sich oft auf Offenbarungen der heiligen Schriften beziehen. Jedenfalls ist eine davon theistisch, die andere atheistisch.

Nach unsern Ideen liegt ein Widerspruch in den Ideen einer zugleich orthodoxen und atheistischen Philosophie; aber wenn man einige Aufmerksamkeit auf das gewendet hat, was über den Charakter der großen Seele der Natur gesagt worden ist, die, indem sie sich in die verschiedenen organisirten und lebenden Körper vertheilt, um immer nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunct zurückzukehren, gewissermaaßen eine positive Rolle zu spielen scheint, so wird man aufhören, darüber verwundert zu seyn, daß Philosophen, während sie die erkannten oder durch die Religion offenbarten intermediairen Thatsachen zugeben, doch der Weltseele die Eigenschaft und das Bedürfniß absprechen oder doch bestreiten, nach freiem Willen zu schaffen.*) Das ist, unter anderer Gestalt, ein Pantheismus.

Diese beiden philosophischen Schulen, die theistische und atheistische Sankhya, so wie andere, die nicht entschieden materialistisch sind, kommen in dem Versprechen einer Seligkeit oder endlichen Vollkommenheit, als Lohn der Erkenntniß der Wahrheit, welche sie zu lehren behaupten, überein.

Der eigentliche Unterschied zwischen dem theistischen und atheistischen Sankhya ist folgender: Gott, sagt der Theist, ist eine von den andern verschiedene Seele. In ihm wohnt die tiefste Allwissenheit; er ist der Lehrer der ersten geschaffenen Wesen, der Gottheiten der Mythologie und er selbst ist unendlich, unbegränzt durch die Zeit. Der Atheist läugnet im Gegentheil, daß es einen Gott gebe, der die Welt durch seinen Willen regiere. Er führt an, daß es keinen Beweis für seine Existenz gebe; denn, sagt er, diese Existenz wird weder von den Sinnen wahrgenommen, noch durch Vernunftschlüsse gefunden, noch ist sie selbst offenbart. Er erkennt aber ein von der Natur ausgehendes Wesen an, ein Wesen, welches die absolute Intelligenz ist. Aber dieses Wesen ist begränzt, es hat einen Anfang und ein Ende. Es datirt sich vom Erwachen, von der großen Entwickelung des Universums, um mit dem Untergange aller Dinge zu endigen.

Nach dieser summarischen Auseinandersetzung der durch die beiden Sankhya-Secten aufgestellten Grundsätze kann man sich eine Idee von den Abweichungen machen, die daraus in der Art und Weise resultiren, in welcher jede Philosophie behauptet, daß die physischen und intellectuellen Fähigkeiten des Menschen auf einander wirken. Sie differiren vor Allem nicht sowohl in den Puncten der Doctrin, als in dem Grade des Werthes, den die äußern Ausübungen dunkler Raisonnements und das Studium, als Vorbereitung zur innern Beschauung, haben. Der Theist beschäftigt sich mit geistigen Uebungen und Abstractionen, um den Körper und den Geist zu unterjochen. Der Atheist legt sich mehr auf Erforschung der Principien und auf die Raisonnements, die sich darauf beziehen. Der eine ist mystischer und fanatischer: der andere nähert sich mehr der philosophischen Forschung, ob er sich gleich in seinen Schlüssen und Folgerungen vergreift.

Was besonders in der Religion und in dieser halb orthodoxen Philosophie der Hindu's überrascht, ist der so unbestimmte Charakter Gottes, welcher erlaubt, seine Existenz oder mindestens seine distinctive Qualität, ohne Ruchlosigkeit, zu läugnen. Dieses höchste Wesen, diese große Seele, dieser Gott, wie man ihn nennen will; dieser Brahma endlich, den man überall findet und nirgends erfaßt, der sich durch die Schöpfung kundthut, aber ohne Liebe zu geben oder zu empfangen und dessen Erwachen, wie seine Erstarrungen, etwas so unglückseliges haben, wie die Eintheilung der vier Classen der Menschen, die er geschaffen, dieses ganze System, sagen wir, ist groß aber traurig und man muß sich nicht verwundern, wenn, bei allen diesen Ungewißheiten über die Gottheit, die einen sich in einen Ascetismus verlieren, wovon wir in Europa keinen Begriff haben, während die andern in die Indifferenz eines vollkommenen Sensualismus versinken, wie sich aus den Berichten der Reisenden ergiebt, die Indien eine Zeitlang bewohnt haben.

Die zweite Denkschrift des Herrn Colebrooke, übersetzt von Pauthier, lehrt hierauf zwei andere philosophische Systeme kennen, das eine das System des Raisonnements, das andere das System der Individualität genannt. Das erste hat die Metaphysik und die Logik zum Gegenstand; das andere die Physik und überhaupt die Objecte der Sinne.*) Diese beiden Systeme haben zwei Schulen die Entstehung gegeben, von denen wieder mehrere andere abstammen. Die hindu'schen Philosophen sind eben so freigebig mit Kategorieen und allen willkührlichen (?) Eintheilungen, mittelst welcher Plato, Demokrit, Aristoteles, Malebranche,

*) Das heißt, sie sprechen der so definirten Weltseele das Selbstbewußtseyn ab, und dieses mit logischer Consequenz. Anm. d. Red.

*) Das sind im Grunde nicht zwei philosophische Systeme, sondern nur zwei verschiedene Richtungen und Anwendungen der Philosophie. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Kant und die schottische Schule sich bemüht haben, unsere Intelligenz bei Erforschung der Wahrheit zu unterstützen; wir verweisen diejenigen unserer Leser, welche die Details der Methaphysik und der Logik der Hindu's kennen lernen möchten, auf die Veesuchr des Herrn Colebrooke, im Original, oder Herrn Pauthiers Uebersetzung. Für unsern besondern Zweck beschränken wir uns, in diesem Augenblick, auf die Erläuterung der Verschiedenheit der Meynungen dieser beiden Schulen (des Raisonnements und der Individualität); auf einige der wichtigsten Puncte der Psychologie und der Philosophie überhaupt. Das wird ohne Zweifel genügen, um alle Folgerungen vorhersehen zu lassen, die daraus resultiren. So stellt Gotama, der Stifter und das Haupt der Schule des Raisonnements, als das erste und wichtigste von zwölf zu erweisenden Objecten, die Seele auf; nach ihm ist sie der Sitz des Bewußtseyns oder des Gefühls; unterschieden vom Körper und den Sinnen; selbstständig für jede Person; individuell, coexistent; unendlich, ewig. Es ist hier die Frage von der lebenden Seele, von der Seele, die jede Person individuell belebt; denn die große Seele, die Weltseele, ist Sitz des ewigen Bewußtseyns und der ewigen Erkenntniß, Schöpferin aller Dinge. Kanada, das Haupt der Schule der Individualität, räumt der Seele, unter den Objecten der Evidenz, die er beweisen will, eine achte Stelle ein. Nach ihm wird die Seele, obgleich immateriell, als eine Substanz, ein Substratum der Eigenschaften (?) betrachtet.

Unter den Fähigkeiten des Menschen giebt es eine, deren Schöpfung in dem ersten Buche der Gesetze Manu's bezeichnet wird, und die alle hindusischen Philosophen anerkennen: das ist das Gefühl, manas im Sanscrit. Die hindusische Philosophie, die zwei letzten Schulen, womit wir uns beschäftigen, mit einbegriffen, setzt die Zahl der sinnlichen Organe auf sechs fest. Zuvörderst die fünf, die wir auch annehmen, und außerdem den manas, den innern Sinn der Intelligenz; das Instrument der innern Gefühle oder Eindrücke, was für Freude und Schmerz empfänglich macht. Durch seine Vereinigung mit den äußerlichen Sinnen erzeugt es die Erkenntniß der durch sie aufgefaßten äußern Gegenstände, wie der Farbe, des Tons rc.; doch nicht unabhängig von diesen Sinnen, für die äußern Objecte. Wie Herr Pauthier, in einer Anmerkung, bemerklich macht, ist dieser sechste, dieser allgemeine Sinn, Richter der Empfängnisse der andern Sinne, von Aristoteles angenommen worden, dessen Meynungen oft die Gelegenheit darbieten, merkwürdige Vergleiche mit denen des hindusischen Philosophen Gotama zu machen.

Die Auseinandersetzung von Kanada's, eines atomistischen Philosophen, Doctrin ist nicht minder merkwürdig durch die Beziehungen und Vergleiche, welche sie darbietet mit den Doctrinen der griechischen Philosophen Anaxagoras, Demokrit und Epikur. Aber was einer besondern Aufmerksamkeit werth ist, das ist, in den Schriften eines Philosophen, wie Kanada, der fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, Theorieen über den Schall und über die Farben (akustische und optische Theorieen) zu finden, die mit denen von europäischen Physikern gemachten Entdeckungen aufs wundersamste übereinstimmen. „Was den Ton betrifft, der an dem einen Ort hervorgebracht und an einem andern vernommen wird, so lehrt Kanada, es ergebe sich aus genauer Beobachtung, daß der Ton durch Undulation, Welle auf Welle, fortgepflanzt wird, ausströmend oder ausstrahlend nach allen Richtungen von einem bestimmten Mittelpuncte, wie die Blüthen einer Ranelea. Es ist, fügt er hinzu, nicht die erste, noch die dazwischenliegende Welle, die den Ton oder Schall hören macht, sondern die letzte, welche mit dem Organ des Gehörs in Contact kommt. Daher ist es nicht richtig, zu sagen, daß eine Trommel gehört worden sey."

Was die Farben betrifft, so macht Kanada folgende Aufzählung davon: „In der Erde, sagt er, ist die Farbe veränderlich, und man unterscheidet darin deren sieben: weiß, gelb, grün, roth, schwarz, goldgelb (orange) und die vermischte Farbe." Diese Zahl der sieben Ur-Farben steht in genauer Beziehung mit den sieben Pferden, die in der hindusischen Mythologie dem Sonnenwagen beigelegt werden. Wie dem auch sey, so ist es doch sonderbar genug, daß Kanada, so wie Nikoda, die Zahl der Ur-Farben auf sieben festgesetzt haben, indem die indischen Physiker sich in weiß und schwarz getrre, was keine Farben sind, sondern deren eins das farblose Licht, das andere die Abwesenheit alles Lichts ist.

Endlich, um zu beweisen, daß die hindusischen Philosophen über keinen der Gegenstände stumm geblieben sind, welche ihre Nachfolger in allen Ländern behandelt haben, so soll man wissen, daß sie, so wie die Griechen, Recepte zum Raisonniren gegeben haben; daß sie regelmäßige Argumente, aber auch Fallstricke und vollkommene Syllogismen erfunden haben, um die Wahrheit zu umschlingen und zu überraschen. Folgendes ist ein Beispiel, das Colebrooke giebt:

Satz: Dieser Berg ist ein brennender (feuerspeiender),
Grund: Denn er raucht.
Beispiel: Was raucht, brennt; das beweist der Küchenheerd.
Anwendung: Da nun der Berg raucht,
Schlußfolge: So brennt er.

Wenn man diesen Subtilitäten der Dialectik das Uebermaaß von Mysticismus und die contemplativen Extasen hinzufügt, mittelst welcher man, nach der Behauptung der hindusischen Philosophen, nach dem Tode, und selbst noch vorher, zur Versenkung in Brahma oder, mit andern Worten, zur Seligkeit gelangen kann, so wird man einen Begriff von den schwersten Deductionen, die aus den Gesetzen Manu's gezogen worden sind, und von den Principien der vier philosophischen Schulen bekommen, von welchen eben die Rede gewesen ist.

Die Uebersetzung der Gesetze Manu's, die Herr Loiseleur de Longchamps geliefert, ist eine für gelehrte Philologen und Philosophen kostbare Arbeit, so wie für alle, die den Wunsch haben, in Indien zu reisen. Was die von Pauthier übersetzten Versuche von Colebrooke betrifft, so fehlte dieses Werk im Französischen und, indem wir unserm indianistischen Landsmann für seine schon vollbrachte Arbeit danken, sprechen wir den Wunsch aus, daß ihn verdiente Ermuthigung bestimmen möge, die andern Denkwürdigkeiten Colebrooke's auch zu übersetzen, wodurch dieser Gelehrte die kritische Auseinandersetzung der Philosophie der Hindu's vervollständigt hat.

---

## Die Spielkarten.

(N.)

Den Herren Beissenade und Johanneau zufolge wurden die Spielkarten nicht erfunden, um die Melancholie Carls VI. aufzuheitern; denn man kannte sie schon unter Carl V. In Spanien findet man sie um das Jahr 1330 vor. In dem vierten Bande des spanischen Dictionnaires der Madridter Akademie, Pag. 646, liest man, daß die Spielkarten von Nicolas Pepin erfunden worden sind. Herr Johanneau datirt ihren Ursprung von noch weit älterer Zeit her. Dem sey, wie ihm wolle, so waren sie unter Carl V. noch nicht allgemein, weil sie, indem man die Holzschneidekunst noch nicht kannte, zu kostbar waren; auch ist es bekannt, daß die Rechnungskammer im Jahre 1390 eine bedeutende Summe für das Spiel Karten ansetzte, welches nach Frankreich gekommen war, um den gemüthskranken Carl VI. in seinen lichten Augenblicken zu ergötzen. Unter der folgenden Regierung richtete ein französischer Maler, Jacquemin Gringonneur genannt, sie zum Gebrauch für Frankreich ein und illuminirte sie: Argine, Treff-Dame, ist das Anagramm von

Digitized by Google

Regina: das war die Königin Maria von Anjou, Gemahlin Carls VII.; Rachel, Caro-Dame, war die Agnes Sorel; Pik-Dame, unter dem Namen der Kriegsgöttin Pallas, bezeichnete die Jungfrau von Orleans; und Isabelle von Baiern war unter dem Namen der Kaiserin Judith, einer sehr galanten Fürstin, als Coeur-Dame dargestellt.

Die vier Könige, David, Alexander, Cäsar und Carl der Große repräsentiren die vier Monarchen dieses Namens, eines jüdischen, griechischen, römischen und französischen; die Hofleute jener Zeit verglichen Carl VI. mit David. Die vier Buben (Valets) Ogier, Lancelot, la Hire und Hector sind geschichtliche Personen: die beiden ersten waren Helden oder tapfere Männer aus der Zeit Carls des Großen; Hector von Galaad und la Hire waren ein paar ausgezeichnete Feldherren unter Carl VII. Ein Valet, ehemals Vasall, konnte Ritter werden; demnach stellten die vier Valets oder Buben den Adel vor; alle übrigen Karten aber, von der Zehn ab, figurirten als Soldaten, und selbst die Farben waren militairische Embleme. Unter Coeur ist die Tapferkeit, unter Pik und Caro sind die Waffen, und unter Treff ist die Fourage verstanden, die ein General mit berücksichtigen muß, wenn er sein Lager aufschlägt. Auch behauptet man, das Aß sey das Symbol der Finanzen, als der eigentliche Nerv des Krieges. So hieß in der That bei den Römern einer Münze, auch nannten sie die ganze Habe, die ein Bürger besaß, As.

## Literarische Verwahrung und Rüge.

Obgleich die literarischen Blätter der Börsen-Halle, ihrem nun seit acht Jahren befolgten Plane nach, sich nicht zu, denselben fremden, Federkriegen hergeben, so glaubte die Redaction derselben doch der nachstehenden Reclamation eines geachteten Schriftstellers gegen eine offenbare Unbill, die ein literarisches Faktum genannt zu werden verdient, die Aufnahme nicht versagen zu können, da es ihr Pflicht jedes Blattes, das sich Verbreitung von Wahrheit und Recht zur Aufgabe macht, zu seyn scheint, besonders Mißbräuche dieser Art zu bekämpfen. Es versteht sich, ohne Bemerkung, von selbst, daß der sich einsendende Einsender dafür verantwortlich seyn will und muß, daß er weder eines directen noch indirecten Antheils an der Verbreitung jener Senfkörner überwiesen werden könne. Diese Reclamation lautet, wie folgt:

„Die Otto Wigand'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig hat sich erlaubt, eine Anecdoten-Sammlung unter dem Titel:

Oesterreichische Senfkörner
von
Hanns Normann,

herauszugeben und an alle österreichische Buchhandlungen zu versenden. Obwohl ich nicht glaube, daß man mich eines so elenden Pasquills auf meine Landesleute fähig halten wird, so bin ich doch veranlaßt, die Schmach, als Verfasser oder Compilator dieser Schrift zu gelten, öffentlich von mir abzulehnen. Den deutschen Buchhandlungen überlasse ich es, zu beurtheilen, in wiefern sich eine so unverschämte Täuschung des Publikums mit dem soliden Rufe eines ehrliebenden Geschäftsmannes verträgt, und das Publikum mag entscheiden, was man von einem Schriftsteller zu halten habe, der sich zur Unterstützung einer verächtlichen Speculation hergiebt.

Leipzig, den 7. September 1833.

Hans Normann,
Verf. von „Oesterreich wie es ist" ꝛc."

## Das Glück des Nichtshabens.

(L.)

Nichtshaben ist das Glück der Erde,
Ein wahrer Lotterie-Gewinn!
So Mancher erbt Kutsch' und Pferde
Und sitzt als fast'rer Murrkopf drin.

Wer Nichts hat, zittert nicht vor Dieben,
Giebt schwerlich je von Nichts — Viel aus;
Ihn kann kein Sturm, kein Blitz betrüben —
Ihm sinkt kein Schiff, verbrennt kein Haus.

Wer Nichts hat, lebet frei von Sorgen,
Fern von Verschwendung und von Geiz;
Er schläft vom Abend bis zum Morgen
Und jeder Tag hat neuen Reiz;

Denn nicht von Neid und Uebedrusse
Wird ihm das Daseyn je vergällt
Und er nicht, bei dem Rechnungsschlusse,
Durch schnell gesunk'ne Fonds geprellt.

Er kann an Freundesbrust erwarmen,
Da Mißtrau'n nicht den Blick ihm trübt;
In seines Weibes treuen Armen
Sieht er sich um sein Selbst geliebt.

Und hätte Alles sich verschworen,
Ihm bleibt das schönste Vorrecht doch:
„Der Kaiser hat sein Recht verloren,
Wo Nichts ist!" — nun, was fehlt ihm noch?

Wird er geliebt, kann er erblassen,
Des Reichen größten Schmerzes quitt,
Sein Erbe — Geld zurückzulassen;
Was Er gehabt, das nimmt er mit.

---

Doch da ich nun, seit manchen Jahren,
Der Armuth seltnes Glück genoß,
Mag ich wohl Unglück auch erfahren —
Sey immerhin es noch so groß:

Dringt mir der Himmel Pferd und Wagen
Gewaltsam auf — ha! ich bin stark;
Ich will das Uebel muthig tragen,
Selbst noch mit — hunderttausend Mark!

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 853. Hamburg. Mittwoch, den 25. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar.

(Man s. Nr. 846 d. B.)

(Beschluß.)

(N.)

„Nachdem wir in Bombay gewesen waren und dort ausgebessert hatten, kehrte unser Geschwader nach der afrikanischen Küste zurück, um die Aufnahme derselben nach Guardafui, dem südlichsten Cap an der Mündung des rothen Meeres, zu beginnen und dann weiter nach Zangibar, ꝛc. hinaufzugehen, welche Region den Reisenden und Schiffahrern noch völlig unbekannt war. Die Küste von Afrika, vom rothen Meere ab bis zum Flusse Juba, wird von einem Stamme bewohnt, der Somauli heißt, sichtlich Abkömmlinge der Ureinwohner des Landes, die schon früh durch arabische Kaufleute, die mit ihnen Handel treiben, dem Koran unterworfen worden sind. Es ist ein sanftes Volk, das ein Hirtenleben führt, und gänzlich auf die Küste beschränkt ist, indem ein ungebändigter Stamm Wilder, Galla genannt, wohl das uncultivirteste und grausamste Volk jetziger Zeit, das ganze Innere im Besitz hat. Zwischen dem Cap Guardafui und der Straße von Babelmandeb giebt es zwei oder drei kleine Städte, die von den Europäern nur wenig besucht werden. Die eine, Barbara oder Barburin genannt, liegt auf der Straße der Karavanen aus dem Innern, wenn die Pilger und die Kaufleute sich nach Jedda und Mekka einschiffen. In dem ganzen Lande von Guardafui nach Mukdischa zeigt sich auch nicht die kleinste Spur von einem bewohnten Fleck, obgleich wir Kamehle und Rindvieh in Menge wahrnahmen; auch soll es hier eine kleine Race wilder Pferde geben. Der Handel dieses Landes scheint nur einen einzigen Strich genommen zu haben, den nach dem rothen Meere vermittelst Karavanen; demzufolge das Volk auch, da es nie selbst den Seegefahren ausgesetzt gewesen ist, mit denen kein Erbarmen hat, die der Sturm auf ihre Ufer wirft. Ein Wrack ist ihnen eine gute Prise, die unglücklichen Schiffbrüchigen werden ihre Sclaven, und man plagt sie aufs grausamste, um so ein desto größeres Lösegeld zu bekommen. Die Kunde, die wir hinsichtlich der Regierung dieses Volkes einziehen konnten, war sehr vage und ungewiß, doch hat sie nach allem, was wir in Erfahrung gebracht, mehr den Charakter einer patriarchalischen Tyrannei als irgend einer andern Form. Unsere arabischen Berichterstatter sagten aus, daß das ganze Land Somauli unter einem einzigen Fürsten stehe; doch hatten wir Ursache, zu glauben, daß es so manche Häuptlinge als Horden und so manche Tyrannen als Häuptlinge habe. So viel ist gewiß, daß entweder ihre Armuth oder ihre Tapferkeit jede Invasion ihres Landes und ihrer Rechte abgewendet hat; es giebt keine fremde Niederlassungen auf ihrer Küste, auch sind nirgends Spuren von vormaligen christlichen oder arabischen Denkmälern zu sehen, so daß, wie es auch um ihren sociellen Vertrag stehen mag, die Freiheit noch ihr angeborenes Recht ist."

— Mombas scheint ein großer Ort gewesen zu seyn und geeignet, es noch einmal zu werden.

„Es giebt wohl keinen vollkommneren Hafen in der ganzen Welt, als der von Mombas ist. Er hat am Eingange einen guten Ankergeund, der zu beiden Seiten durch große Felsenriffe geschützt ist, der, wegen der Nähe der Küste, stets durch die Seewinde Kühlung erhält, dessen steiles Felsenufer an manchen Orten die Werfte überflüssig macht, während andere flache Sandstellen sich dazu eignen, die Schiffe zu kalfatern, wozu eine Fluth von zwölf bis viezehn Fuß die Hand bietet. Was die commercielle Wichtigkeit von Mombas betrifft, und ob es Großbritannien vortheilhaft seyn möchte, hier einen neuen Posten für die Unternehmungen seiner Kaufleute anzulegen, das ist eine Frage, auf deren Beantwortung wir uns nicht einlassen möchten; doch wollen wir, zur Belehrung derer, die darüber besser urtheilen können, alles das anführen, was wir wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben. Was ihm vor allem zur Empfehlung gereicht, das ist die Leichtigkeit der Schiffahrt dahin; denn bei gehöriger Beachtung der Monsuns und der Strömungen kann man zu jeder Jahrezeit sicher und zuverlässig von und nach Mombas fahren. Waaren, die man von England nach diesem Hafen verladen würde, könnten längs der ganzen Küstenlinie, wo sie einen sichern Markt fänden, zu billiger Fracht mit den arabischen Dows verladen werden. Sein Boden giebt einen reichen Getraideertrag und das Zuckerrohr gedeiht dort ebenfalls sehr gut. Als Besitzthum der Engländer wäre es ein vortrefflicher Hafen für Schiffe, die durch den Canal von Mozambique gehen, es sey nun um Schutz vor einem Feinde zu suchen, oder auch, um Ausbesserungen zu machen. Die Fahrt würde besser bekannt werden und man würde diesen Weg nach Indien häufiger einschlagen, während sich ein lucrativer Handel mit Madagascar anknüpfen ließe. Schließlich würde die Maaßregel, eine Militair-Station zu Mombas einzurichten, eins der wirksamsten Mittel seyn, das östliche Afrika zu civilisiren und dem Sclavenhandel ein Ende zu machen. Die Wanyalas, die mehrere Meilen inwärts das Land inne haben, sind, so wild sie auch sonst seyn mögen, hinsichtlich ihres eigenen Interesses nicht so blind, daß sie den Handel verschmähen sollten, und durch sie könnte man gegen sehr geringe Kosten die Producte des Landes beziehen. An Kauris ist großer Ueberfluß auf dieser Küste, auch werden zuweilen kleine Quantitäten Gold gefunden, wie die Araber uns sagten. Mombas scheint ehedem ein bedeutender Platz gewesen zu seyn, doch wird seiner in der Geschichte wenig erwähnt."

— Hier eine charakteristische Anekdote von den Eingeborenen.

„Ein Araber, besonders derjenige, der nicht in fremden Ländern gewesen ist, kann es nicht begreifen, wie ein Mann sich so vergessen kann, sich ohne Säbel oder Dolch im Publikum sehen zu lassen. Unser See-Cadett, Herr Fisher, war einst unbewaffnet ans Ufer gegangen, und sah sich nun höchst geringschätzig behandelt. Glücklicherweise fand er Gelegenheit, wegen des nicht angelegten Säbels einen Grund anzugeben, der den



Digitized by Google

Arabern zusagen mußte. Sie fragten ihn geradezu, warum er keine Waffen trüge; da hakte er die beiden kleinen Finger ineinander, was bei den Arabern das Zeichen der Freundschaft ist, und gab ihnen zu verstehen, daß er dermaßen auf ihre Freundschaft baue, um unter ihnen die Waffen, deren er nur wider seine Feinde bedürfe, entbehren zu können."

— Nachdem Monsia, Quiloa, der Lindy, die Queimba-Inseln ꝛc. aufgenommen worden, ward eine Boot-Expedition den Senna aufwärts gemacht, von welcher der Verfasser Folgendes berichtet:

„Je weiter wir kamen, desto vortheilhafter repräsentirten sich die Eingeborenen. Zu Maruro gab es manche, die von höchst zierlichem Wuchse waren, und einige unter den Leuten des portugiesischen Obristen konnten als vollkommene Muster der menschlichen Gestalt gelten. Ihre Kleidung bestand aus einem einzigen schmalen Streifen Tuch, den sie um die Hüfte trugen; einige von ihnen hatten sich den Bart ganz, andere zum Theil, wieder andere gar nicht geschoren. Ihr Haar — welches, was bemerkenswerth ist, nicht wollig, sondern lang gewachsen war — trugen sie in Flechten, die ihnen lose um den Kopf hingen, was ihnen ein wildes und rauhes Ansehen gab. Die Frauen waren nur klein von Statur und schienen im Allgemeinen entweder sehr alt oder auch noch sehr jung zu seyn."

— Indem Herr Browne das Benehmen seiner Bootsleute schildert, sagt er:

„Sobald am Abend die Zelte aufgeschlagen waren, holten sie die Stangen herbei, die sie zuweilen brauchten, um die Böte fortzuschieben, stießen sie in den Boden, und hingen nach der Seite, von welcher der Wind kam, Matten dazwischen auf, um sich so vor der rauhen Nachtluft zu schirmen. Hinter diesem Obdach ward dann ein Feuer angemacht, um welches sie sich in allerhand Stellungen lagerten, und sich die Nacht hindurch warm erhielten. Sie steckten ihre Hände in die heißeste Asche, ohne davon ein anderes Gefühl als das einer lieblichen Wärme zu empfinden. Während sie sich in kleinen irdenen Töpfen eine Krautsuppe kochten, kauerten sie in der besten Laune von der Welt um das Feuer her und boten das erfreulichste Schauspiel des Frohsinns und der Zufriedenheit dar; auch ging es in dem kleinen Lager, von dem Augenblicke an, wo es aufgeschlagen wurde, bis um Mitternacht, wie bei einem Festgelage zu. Ihr Schlafapparat bestand in einem großen Sack, den jeder bei sich führte und sich darin verkroch, wenn er der Ruhe genießen wollte; da sah man denn oft das lächerliche Schauspiel, daß so ein paar Säcke noch eine lange und ernste Unterredung mit einander führten, ehe sie verstummten. Uebrigens ist diese Idee gar nicht übel und als ein Mittel wider die lästigen Muskitos sehr zu empfehlen."

— Hier verstarb der Naturforscher, Herr Forbes, und der Lieutenant Browne folgte ihm bald nach. Höchst traurig lauten die näheren Umstände von diesem beklagenswerthen Ereignisse.

„Am Morgen des 19. erschien bei dem Herrn Browne, den eine leichte Unpäßlichkeit auszugehen verhinderte, ein Priester mit der Rechnung der Begräbnißkosten des Herrn Forbes; dieselbe betrug die ungeheuere Summe von 170 spanischen Thalern. Dieser Mann, der als ein Mitglied der Kirche den unwissenden Wilden, in deren Mitte er war, mit einem guten Beispiel hätte voranleuchten sollen, hatte es nur darauf abgesehen, uns Geld abzuzwacken und uns jedes Hinderniß in den Weg zu legen.

„Am 5. des nächsten Monats war der arme Browne selbst eine Leiche und es lasteten nun auf den Herrn Kilpatrick Sorgen und Lasten, die ihm bei seinem erschöpften Zustande äußerst schwer fielen. Doch sandte er, als Antonio und Adonis erst einen Sarg für seinen verstorbenen Freund angeschafft hatten, zum Priester, damit derselbe die nöthigen Verrichtungen zu dessen Beerdigung treffen möchte. Statt diesem Wunsche aber Gehör zu geben, ließ dieser unwürdige Diener Gottes ihm antworten, da er für die Beisetzung der Leiche des Herrn Forbes in der Kirche keine Zahlung bekommen hätte, so möchte man nun sehen, wo man mit der Leiche des Herrn Browne bliebe. Als man sich dann an den Commandanten wandte, so erwiederte er, er wolle eine Stelle anweisen lassen, wo die Leiche begraben werden könnte, nämlich auf denselben Fleck, wo vor mehreren Jahren die Mannschaft von einem englischen und von einem französischen Schiffe begraben worden, die, an der Küste gestrandet, bis auf Einen zu Senna verstorben sey, nachdem sie diesen Ort nach großen Mühseligkeiten erreicht gehabt. Am folgenden Morgen ward dann die Beerdigung durch Antonio und Adonis unter dem Beistande einiger Neger, die sie dazu gemiethet hatten, vollzogen. Der arme Adonis sagte auf Englisch, so gut es ihm gelingen wollte, ein Gebet her über der sterblichen Hülle seines armen Herrn, ehe diese auf ewig dem Schooße der Erde übergeben wurde. — Am 28. starb auch Herr Kilpatrick, der seit dem Verluste seines letzten Gefährten in eine tiefe Schwermuth versunken war."

— Ein anderer trauriger Zufall trug sich bald nachher zu.

„Am 22. bekamen wir die erste Insel zu Gesicht, die ungefähr drei Meilen vom festen Lande entfernt liegt. Es wurden ein paar See-Cadetten dahin abgesandt, um einige Verrichtungen Behufs der Messung zu treffen. Herr Bowrie, der älteste, hatte schon sein Examen als Lieutenant bestanden und war erst kürzlich an Bord des Schiffs gekommen; den andern, Herrn Parsons, ungefähr achtzehn Jahre alt, hatten wir mit aus England gebracht. Als sie mit ihren Observationen beschäftigt waren, beging Herr Bowrie, der den Befehl über das Boot führte, die Unvorsichtigkeit, die Mannschaft nach einem vorspringenden Cap auszusenden, um dort Muscheln zu suchen. Das eine Mal kehrten sie auf das Abfeuern eines Gewehrs zurück und sahen die beiden Offiziere im Boote sich mit einem Eingeborenen unterhalten, die, ohne diese Insel zu bewohnen, doch oft dahin kommen, um sich Schaalthiere zu holen. Die Mannschaft entfernte sich abermals auf ungefähr eine halbe Stunde; als sie dann aber zurückkehrte, so bemerkte derjenige, welcher am weitesten vorausging, daß die Offiziere nicht mehr sichtbar seyen. Auf sein Geschrei rannten sie nun dem Boote zu, und als sie diesem nahe waren, sahen sie, wie die Brandung, die sich mit großer Gewalt am Ufer brach, einen Gegenstand auf und nieder warf — es war dieses der leblose Körper des Herrn Parsons. Sie holten ihn aus den Fluthen und schwammen dann an das Boot, wo Herr Bowrie, der Länge nach ausgestreckt, ohne ein anderes Lebenszeichen als eine schwache Pulsation im Handgelenk, die auch bald aufhörte, das Erste war, das ihnen ins Auge fiel. Alle brachen in einen einzigen Schrei des Schreckens aus. Darnach hielten sie Rath, ob sie den blutgierigen Wilden nachsetzen, oder ans Schiff zurückkehren und das traurige Ende ihrer Offiziere melden sollten: es ward das Letztere beschlossen. Kaum hatten sie die Bucht verlassen, als sie einen Trupp bewaffneter Eingeborener ans Ufer eilen sahen, der sicher die Absicht gehabt, das Boot zu plündern und zu vernichten, um dann auch sie in ihre Gewalt zu bekommen. Man kann es sich denken, wie der Mannschaft des Schiffes zu Muthe war, als sie die noch blutenden leblosen Körper ihrer beiden Kameraden hinaufwinden sah: alle brachen in ein Geschrei der Wuth aus und verlangten, sofort ans Land geschickt zu werden, um an den Böswichtern Rache zu nehmen. Nur mit Mühe gelang es dem Capitain Vidal, sie durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß wie, um die Schuldigen zu treffen, auch das Blut der Unschuldigen würden vergießen müssen. Bei der Untersuchung der Leiche des Herrn Bowrie fanden sich fünf Wunden vor, von welchen drei tödtlich waren, und die sichtlich von einem Speer oder von einem starken Messer herrührten. Herr Parsons hatte vier klaffende Wunden im Rücken und das tödtende Eisen war mit einer solchen Gewalt gebraucht worden, daß die eine Rippe davon gebrochen war. Gleich nach der Besichtigung durch den Wundarzt wurden die Leichen mit den militairischen Ehrenbezeugungen

Digitized by Google

neben dem Grabe eines Matrosen beerdigt, der Tags zuvor an der Auszehrung gestorben war. Wir nannten diese Insel nun „die Gräber-Insel," und die Stelle, wo die Gräuelthat geschehen war, die Mörder-Bucht."

— Den Schluß unserer Auszüge mögen einige naturgeschichtliche Notizen und Anekdoten machen.

„Wir gruben," erzählt der Verfasser, „in der Nähe von Mozambique auf beiden Inseln sieben Fuß tief vergebens nach Wasser, und die Eidechsen dort spürten diesen Mangel in einem solchen Grade, daß sie den Matrosen auf den Tisch sprangen, wenn sie aßen, um zu deren Wassertrügen zu gelangen; ja selbst an ihren Grog wagten sie sich, und dieses machte diesen so viel Spaß, daß sie deren mehrere mit an Bord nahmen, um sie hier als Hausthiere zu zähmen.

„Am 30., als wir im 61½° O. Länge, zum zweitenmal, seit wir England verlassen, den Aequator passirten, wurden mehrere Vögel am Bord gefangen, worunter eine Art Dohle und mehrere Habichte. Sie mußten von der Küste von Afrika weggetrieben worden seyn, indem es auf 270 Seemeilen kein Land gab; ein Beweis, daß die Vögel nicht immer als ein sicheres Zeichen von der Nähe des Landes anzusehen sind. Doch giebt es eine Gattung See-Geflügel, die sich nie über funfzig Meilen weit vom Lande entfernt; es sind dieses die Fregatten-Vögel und die kleinen weiß- und dunkelbraunen Holzgänse, welche letztere wir stets auf zwanzig bis dreißig Meilen von Korallenriffen oder Inseln antrafen.

„Der Bonita schießt, wenn er einer Beute, dem fliegenden Fische, nachsetzt, mit einer Kraft aus dem Wasser, die ans Unglaubliche gränzt; so schoß an dem Tage vor unserer Ankunft zu Mozambique ein solcher Fisch dicht unter dem Bug unsers Schiffes auf, über die Seite hin, und prallte mit einer solchen Gewalt gegen das Hintertheil, daß, hätte ein Mensch den Stoß bekommen, es ihm hätte verderblich werden können. Von dem Anprallen betäubt, fiel er wie todt zu den Füßen des Steuermanns nieder, erholte sich aber bald wieder und schlug dann so wüthend um sich, daß man ihm erst mehrere Hiebe mit einem Beil versetzen mußte, ehe man sich an ihn wagen konnte. Er hatte sich achtzehn Fuß hoch über dem Wasser erhoben, und wenn er auf seinem Sprunge kein Hinderniß angetroffen hätte, würde er einen Schuß von mehr als hundertundachtzig Fuß Weite gemacht haben.

„Zu Madagascar machte der Häuptling dem Capitain Owen ein Geschenk mit einigem Geflügel und Milch, wogegen dieser ihm ein Gewehr und Schießbedarf verehrte. Das Volk in der Nähe dieser Bucht hatte seine Wohnung verlassen, als wir kamen, kehrte aber nach ein paar Tagen wieder zurück und staunte alles, was wir besaßen, mit lüsterner Miene an. Es stattete, den Häuptling an der Spitze, dem Capitain einen festlichen Besuch ab und überbrachte ihm eine Art langgeschwänzter Guinea-Hühner, wie wir deren noch nie gesehen hatten, noch schöner im Farbenschmuck wie der Argus-Fasan.

„Raubthiere giebt es auf Madagascar nicht, auch hörten wir dort nie von furchtbar großen oder giftigen Schlangen, aber die Flüsse enthalten viele Alligators, und an manchen Oeten, hauptsächlich zu Bembatuka, hat man sich vor Scorpionen in Acht zu nehmen. Der ärgste Feind dieses giftigen Reptils ist die gewöhnliche Maus. Sie neckt dasselbe so lange, bis es gänzlich erschöpft ist, aber, wie einige meynen, bis es sich durch seine eignen Stiche tödtet, um es dann gemächlich zu verzehren.

„Der Lieutenant Johnes und der Doctor Guland machten auf der Insel Kattow eine Jagdpartie und kehrten bald mit mehreren Arten von Vögeln und auch mit einer großen Schlange von der Gattung der Boa Constrictor zurück, die ihnen plötzlich aufgestoßen war, als sie durch den Schilf gingen. Als sie dieselbe gewahrten, war sie nur noch fünf Schritte von ihnen entfernt und nahm, entweder erschreckt, oder erbost, daß sie sich gestört sah, eine äußerst drohende Stellung an: aus ihren glänzenden Augen sprühte Wuth und sie ringelte sich zusammen, als ob sie auf den Doctor Guland, der ihr am nächsten war, losspringen wollte; ehe sie aber dazu kommen konnte, hatte er ihr die volle Ladung seines Gewehrs durch den Kopf gejagt, wonach sie dann, nachdem sie noch ein paar Minuten das benachbarte Buschwerk und Gras mit ihrem Schweif niedergeschlagen hatte, ihren Geist aufgab. Sie war zwölf Fuß lang und maaß an dem dicksten Theile ihres Leibes neun Zoll. Die Magengegend war ungewöhnlich ausgedehnt, und als wir sie aufschnitten, fanden wir einen jungen Springbock, ungefähr so groß wie eine Katze, vor, der bis auf einen kleinen Theil des Kopfes, auf welchen die Verdauungsorgane des Ungeheuers schon eingewirkt hatten, noch in seinem natürlichen Zustande war. Als der Doctor Guland das Letztemal diese Insel besuchte, traf er mit einem Krocodill von etwa acht Fuß Länge zusammen, das ihm aber scheu aus dem Wege ging, was ihm sehr lieb war, indem er nur leichten Schrot in seinem Gewehr hatte.

„Die Seychellen haben manche vortreffliche Häfen, die, da sie nie von Orcanen heimgesucht werden, jederzeit als völlig sicher anzusehen sind. Das außerordentlichste und kostbarste Product dieser Inseln ist die Coco do Mar oder die Maldivia-Nuß, ein Baum, der seiner sonderbaren Eigenthümlichkeit wegen bei der Beschreibung der Seychellen schon einer besondern Erwähnung verdient. Die Portugiesen haben dieser Frucht zuerst erwähnt, indem sie auf ihren früheren Reisen nach Ostindien deren mehrere an der Küste von Malabar und den Maldiven durch das Meer ausgeworfen fanden. Sie hielten sie für ein Product des Meeres und nannten sie deshalb auch Coco da Mar oder Meer-Cocosnuß. Die Indier halten sie in hohen Ehren und schreiben ihr mancherlei heilsame Eigenschaften zu, und vor der Entdeckung dieser Inseln, im Jahr 1789, ist eine solche Nuß mit 300 bis 400 £ bezahlt worden. Merkwürdig ist es, daß der Baum, welcher diese Frucht trägt, nur auf den Seychellen, und selbst hier auch nur auf zwei Inseln vorkommt; jeder Versuch, ihn nach einer der andern Inseln zu verpflanzen, ist bis jetzt vergebens gewesen, obgleich solche dem Anscheine nach denselben Boden, dasselbe Clima haben. Praslin und Cerieuse sind die beiden, wo er gedeiht und aus Felsenritzen emporwächst. Es ist eine Art von Palmbaum, dem Cocosnußbaum ähnlich, sechzig bis achtzig Fuß hoch und immer schnurgerade, aber von geringem Umfang. Die Blätter fallen voller ins Auge als die des gewöhnlichen Cocosnußbaums; unmittelbar an der Stelle, wo sie am Stamme festsitzen, hängen die Nüsse und der Saame, erstere ungefähr einen Fuß lang und acht Zoll dick. Die äußere Hülle, aus welcher Stricke gemacht werden, ist der der Cocosnuß in Farbe und faserigter Consistenz ähnlich. Die Schaale ist groß und in zwei Fächer abgetheilt, die einen hellsuedigen Saft enthalten, der zwar genossen wird, aber ohne besondern Geschmack und also von geringem Werthe ist. Die Schaale wird, auseinander gespalten, als Schüssel oder Napf für die Neger gebraucht. Das Saamengefäß ist ungefähr zwei Fuß lang und von drei Zoll Durchmesser; es ist mit kleinen gelben Blüten bedeckt, die aus den eckigten Vorsprüngen sprießen, die Aehnlichkeit mit denen der Tannenäpfel haben. Die Stengel der Blätter sind von großem Nutzen zum Bau der Hütten der Neger oder der ärmeren Tagelöhner, während aus den Blättern selbst Hüte bereitet werden, die alle Classen der Einwohner auf den Inseln tragen. Diese außerordentliche Frucht wird außerdem noch zu manchen andern Zwecken benutzt; kurz, der Meer-Cocosnußbaum ist für diese Insel so wichtig, daß sein Verlust härter empfunden werden würde, als der Verlust irgend einer andern Sache; und doch scheint seine Pflege von den Einwohnern ganz vernachlässigt zu werden."



Digitized by Google

# Neue Reise nach Japan.

## Auszug aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth.

(Vierter Artikel. — [Man vergleiche Nr. 852 dieser Blätter.])

(Aus L'Europe littéraire.)

(N.)

Die Holländer bleiben selten länger als vier Tage zu Miako. Sie werden dort dem Oberrichter und dem Stadt-Gouverneure, dem sie Namens der indischen Compagnie Geschenke darbringen, vorgestellt. Hernach besuchen sie die berühmtesten Gebäude dieser Stadt, worunter das Fo-ko-zi, in dem südöstlichen Stadttheil. In ihrer Ringmauer befinden sich mehrere religiöse Gebäude, von welchen der Saal des großen Budha das bedeutendste ist. Er hat diesen Namen nach einer colossalen Statue dieser Gottheit, unter der Gestalt Rusiana's oder des Leuchtenden, bekommen. Dies Bild ward dort zuerst im Jahr 1576 durch den Seogun Taïco oder Fidegozi aufgestellt. Zwanzig Jahre später ward das Gebäude, in welchem es sich befand, durch ein sehr starkes Erdbeben zerstört. Fidegozi, der Sohn des Taïco, baute es im Jahr 1602 wieder auf; als aber der Coloß, von vergoldeter Bronze, durch ein anderes Erdbeben sehr gelitten hatte, da ward er eingeschmolzen und aus seinem Metalle wurden Münzen geschlagen. Statt seiner wurde dann eine hölzerne, mit Goldpapier überzogene, im Jahr 1667 fertig gewordene Statue aufgestellt. Diese nun ist es, die man noch gegenwärtig sieht. Sie stellt den Budha dar, wie er nach indischer Weise auf einer Lotus-Blume sitzt. Der Körper des Götzen ist siebenundsiebenzig Fuß hoch, und die Höhe der ganzen Statue, mit Inbegriff des Lotus, beträgt neunzig Fuß. Das Haupt des Colosses ragt über das Dach hinaus, welches den Saal deckt. Unfern davon ist, was man das Mimi-Tsouka, oder das Grab der Ohren nennt, weil hier die Ohren und Nasen vergraben liegen, die Taïco den Coréern hatte abschneiden lassen, die in den Schlachten, welche er ihnen geliefert, gefallen waren. Er hatte sie einsalzen lassen und dann tonnenweise nach Japan versandt. Das große Portal der äußeren Tempelmauer wird das Thor der beiden Könige genannt. In diesem hehren Portal, das über dreiundachtzig Fuß hoch ist, sieht man zu beiden Seiten zwei colossale Figuren, welche die Himmelskönige Arvau und Juyo, die gewöhnlichen Pförtner der buddhaistischen Tempel, vorstellen. Ein anderes Gebäude vor dem Saal des großen Budha enthält die größte Glocke der ganzen Welt. Dieselbe ist siebenzehn Fuß und zwei Zoll hoch und wiegt zwei Millionen und viezigtausend Pfund holländisch. Ihr Gewicht ist demnach dreimal größer als das der großen Glocke von Iwan Welicki zu Moscau.

Auf der südöstlichen Seite der Ringmauer des Tempels steht ein großes Gebäude, genannt zu den dreiunddreißig Arcaden. Es ist von einem Daïri gebaut worden, der um die Zeit von 1108 bis 1128 herrschte und der darin das Bild der buddhaistischen Gottheit Kuanwon, mit den eilf Gesichtern, aufstellte. Als der siebenunddreißigste Daïri die Regierung niedergelegt hatte und in den geistlichen Stand getreten war, versah er diese Stätte, im Jahr 1161, noch mit einer Menge Statuen derselben Gottheit. Die Länge des Gebäudes beträgt ungefähr fünfhundert Fuß. Zu beiden Seiten des großen Altars befinden sich zehn Reihen Stufen, von welchen jede einen Fuß über der andern erhaben liegt. Auf jeder Stufenreihe befinden sich funfzig Statuen, jede fünf Fuß hoch, aufgestellt. Sie sind im Geschmack des Landes vorzüglich schön gearbeitet und mit Goldpapier überzogen. Eine endlose Menge kleiner Götzen sind den größeren auf den Kopf, auf die Schultern, auf die Arme und auf die Hände placiert, und es mag demnach mit der Behauptung der Japanesen, daß dieser Tempel 33,333 Götzen enthielte, wohl seine Richtigkeit haben.

Von Miako kommt man auf Oots, eine kleine Stadt, die viel Handel treibt und am Ufer des großen See's Biwa-no-umi oder des Guitarren-Meeres liegt. Die Geschichte von Japan berichtet, daß er seine Entstehung einem furchtbaren Erdbeben verdankt, welches im Jahr 285 vor unserer Zeitrechnung stattgefunden. Das Einschießen der Erde, wodurch der See erzeugt ward, ging in einer einzigen Nacht vor sich. Es war dieses nur der Gegensatz zu dem hohen Berge Fusi, welcher zu derselben Zeit aus dem Innern der Erde erstand. Die Gewässer dieses See's sind süß, und fließen durch den Fluß Yodogawa ab, der an Miako und Osaka vorüberfließt. Die gebirgigten Ufer des Biwa-no-umi bieten die malerischesten Landschaften dar und erinnern an diejenigen, welche den Comer-See verschönern. Er ist von einer Menge von Städten, Dörfern und prachtvollen Tempeln umgeben. Unter diesen letzteren ist der des leuchtenden Genius mit dem weißen Barte einer der schönsten und berühmtesten. Er ist am westlichen Ufer des See's und auf dem Gipfel eines hohen, spitzigen und jähen Berges, Ti-sa-no-dake genannt, belegen. Die Einwohner all der Städte, welche in der Nähe des See's liegen, machen Lustfahrten dahin in zierlich vermalten, vergoldeten und lackirten Schaluppen. Alle diese Fahrzeuge haben flatternde Wimpel und Flaggen, wodurch die Landschaft ein sehr munteres Ansehen bekommt. Wenn man am Fuße des Berges anlangt, findet man ein großes Portal vor; zu beiden Seiten sieht man eine Mauer von Quadersteinen, die der Wohnung des Commandanten, welche auf dem Gipfel eines Berges erbaut ist, der sie zur Hälfte bedingt, als Wall dient. Eine in den Felsen eingehauene Treppe führt auf mehreren Umwegen zum Gipfel. Dort findet man nun den großen Tempel von drei hohen Stockwerken, die am Fuße des Berges, seiner Höhe wegen, so, daß man dort die meisten Städte sehen kann, welche den See umgeben, nur als niedrig erscheinen. Der Biwa-no-umi ist sehr fischreich und liefert vortreffliche Lachse, Karpfen und andere wohlschmeckende Fischarten.

Von Oots ab zieht sich der Weg noch eine Zeitlang längs des südlichen Ufers des See's, durch ein reiches fruchtbares und wohlangebautes Land hin; dann betritt man die Provinz Tze, die nach dem Glauben des Sinto, der Ur-Religion von Japan, als die heiligste des Reiches angesehen wird; die Budha-Religion und die Lehrsätze des Confucius sind dort erst später eingeführt worden. Dieser Glaube ist auf den Cultus der Geister oder Gottheiten basirt, welche an der Spitze aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge stehen, und die man Sin oder Kami nennt. Die oberste Gottheit dieser Religion ist die Ten-sion-dai-sin, die Göttin der Sonne, welcher die Familie des Daïris entsprossen ist. Sie hat ihren Haupt-Tempel, Naïku oder das Innere genannt, in der Provinz Tze, wo sie sich heimisch gemacht haben soll, als sie aus der Provinz Ziuga gekommen. Dieser Tempel ward vier Jahre vor unserer Zeitrechnung, durch den eilften Daïris gegründet. Es ist ein hölzernes, eben nicht imponirendes Gebäude, von vierundzwanzig Altären oder Capellen umgeben, wo den verschiedenen Schutzgottheiten des Landes Opfer dargebracht werden. Nicht fern von diesem ist der Ghe-ku oder der äußere Tempel, unter der Anrufung eines andern Haupt-Gottes, der als der Schöpfer des Himmels und der Erde angesehen wird, und der zugleich die besondere Gottheit des Daïri ist, der von Zeit zu Zeit ihren Tempel besucht, um dort zu opfern. Unter der großen Zahl von Priestern, die bei dem Dienst der Tempel in der Provinz Tze angestellt sind, befindet sich immer eine Tochter des Daïri als Oberpriesterin. Wenn der Daïri keine Tochter hat, so bekommt eine Tochter seines Premier-Ministers oder eines seiner nächsten Anverwandten diese Stelle. Bei der Einweihung eines jeden Daïri, wird er mit einem Bambusstock gemessen, den man dann dem Ghe-ku bringt und

Digitized by Google

der dort bis zu seinem Tode bleibt. Daraach wird er zum Matsu gebracht, nachdem er zuvor mit einem Dutzend kleiner Papierstreifen umwunden worden, auf welchen des Fürsten Namen geschrieben steht. Alle diese Bambus der verstorbenen Dairis werden gleich Kamis oder Geistern verehrt. Außer dem Bambus des regierenden Dairis wird auch ein Strohhut, ein Mantel wider den Regen und ein Grabscheit im Gheon aufbewahrt. Es sind dieses die Attribute des Ackerbaues, welche Beschäftigung im Japanesischen nächst dem Militairstande den ersten Rang einnimmt. Diese Gegenstände hängen dort hinter einem weißen Vorhange. Das Volk glaubt, es wären die Bilder von Gottheiten, die dort verborgen seyen.

Die Seelen der Dairis werden eben so wie die der übrigen Menschen für unsterblich gehalten, denn die Sintos glauben an ein Leben nach dem Tode. Alle diese Seelen werden nach Verdienst behandelt; die der tugendhaften Menschen kommen in das Paradies, das Thal des höheren Himmels genannt, wo sie zu wohlthätigen Geistern werden, während die der Gottlosen in die Hölle fahren. Zu Ehren der Kamis werden Miaos oder kleine hölzerne Capellen aufgeführt. Diese Gottheiten der Sintos werden nicht in Bildern, sondern durch ein Symbol dargestellt, welches aus einem Papierstreifen besteht, der an einem Stock aus Thupa-Holz befestigt wird. Diese Symbole, Gosei genannt, trifft man in allen japanesischen Häusern an, wo sie in kleinen Capellen verwahrt werden. In der Wirklichkeit repräsentiren sie nur das Gewand, was man vordem dem Gotte zum Opfer brachte, wenn man ihn um etwas bat. Neben diesen Capellen werden nach Blumentöpfe, Zweige von Myeten, Tannen and anderen Bäumen, die für heilig geachtet werden, so wie zwei Lampen, eine Tasse Thee und kleine Becher voll Sake oder japanesischen Weins gestellt. In dem Tempel sieht man noch eine Glocke, einige Blumen, eine Trommel und andere musikalische Instrumente. Neben dem Tempel steht ein Spiegel, als Sinnbild der Reinheit der Seele.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber den Stand der Angelegenheiten und der Parteien in der Schweiz.

(2.)

Bei der politischen und militairischen Wichtigkeit, welche die Schweiz für die Nachbarländer und dadurch mittelbar für alle europäischen Großmächte und den Sieg oder das Unterliegen ihrer verschiedenen Regierungs-Systeme hat, und bei der, wie wir schon einmal früher bemerkt, im Allgemeinen häufig ermangelnden Detail-Kenntniß der dortigen Volksstimmung, der sachlichen und persönlichen Verhältnisse und der wahren Motive der so verschieden beurtheilten und geschilderten Ereignisse, scheinen uns folgende vom Journal des Débats mitgetheilte, aus Bern datirte Briefe ein instructiver Artikel, dessen Mittheilung unsern Lesern willkommen seyn dürfte.

Bern, den 5. September 1833.

In Berlin, Wien und St. Petersburg glaubt man die Schweiz in Flammen. In Baden selbst, zwanzig Stunden von der Schweiz, versichern alle Badende ganz ehrlich, daß die Schweiz revolutionairen Unruhen and dem Bürgerkriege preisgegeben sey. Gehen Sie nicht durch die Schweiz, sagt man zu den Abreisenden; hüthen Sie sich wohl davor; gehen Sie selbst lieber durch Frankreich. Nur in der Schweiz selbst glaubt man nicht an diesen innern Brand. Die Schweiz ist immer grün, lachend, eintönig; die Schweiz ist immer die Einkehr und der Zielpunct aller Neugierigen und Reiselustigen von Europa. Nichts hat sich in dem Zustande des Landes geändert; der Tarif der Gletscher, der Wasserfälle, der Berge und der Sennerhütten ist stets derselbe. Es giebt keine Revolution in der Schweiz.

Wenn ich von Revolution spreche, so verstehe ich darunter, was die Imagination dieses Jahrhunderts unter Revolution versteht: Anarchie statt einer Regierung, Factionen, die sich einander bekämpfen und verzehren, Bürgerblut von Bürgern vergossen oder, nach dem Siege (der einen Partei) unter dem Schwerdte des Henkers fließend, Verbannung and Mord — das ist eine Revolution, wie man sie gewöhnlich versteht: etwas ähnliches aber giebt es nicht in der Schweiz und wird es auch nicht geben. Es ist keine Anarchie da; im Gegentheil hat die Tagsatzung die Zügel der Regierung mit fester Hand ergriffen; keine blutigen Kämpfe zwischen den Parteien. Die Tagsatzung ist überall eingeschritten, um die Collisionen zu lösen: keine Verbannungen, keine Mordscenen. Die Klubbs in der Schweiz sind schwächer, als überall anderwärts.

Aber wenn man unter Revolution eine Reform der Regierung versteht, eine Veränderung in den Institutionen, nach welchen das schweizerische Volk regiert wird, dann giebt es allerdings eine Revolution in der Schweiz, eine schon gemachte und vollendete Revolution, die niemand von Außen her zu zerstören versuchen wird, weil sie Frankreich unter seinen Schutz genommen hat und verbürgt. Frankreich hat nicht persönlich interveniert, wie zur Zeit Napoleons, um der Schweiz eine Constitution zu geben; es läßt die Schweiz die Reformen in seinen Gesetzen machen, die sie will; aber Frankreich beschützt diese Reformen und wird dadurch, auf eine gerechtere und weisere Art, die Vermittlerin der Schweizer-Conföderation.

Bevor wir untersuchen, welches die eben in der Schweiz vollbrachte Revolution ist, ist es nothwendig, ein Wort von den beiden Meynungen zu sagen, welche die Schweiz theilen, und an einige Thatsachen zu erinnern.

Es giebt in der Schweiz, wie überall anderwärts, zwei Parteien, die Partei des alten Regime's und die Partei des Neuen, die Partei, welche den Cantonen eine volle Souverainität zuerkennt, welche sie als im Interesse gemeinschaftlicher Vertheidigung conföderirte, unabhängige Staaten, aber die, indem sie sich verbanden, nur das wenigst möglichste von ihrer Unabhängigkeit veräußert haben, betrachtet; das war die alte Constitution der Schweiz, ein Staatenbund vielmehr, als ein Bundesstaat; diese Partei ist die des alten Regime's, die andere Partei ist diejenige, welche dagegen will, daß die Schweiz einen und denselben Staat, eine helvetische, einzige und untheilbare, Republik, statt zweiundzwanzig souverainen und unabhängigen Cantonen, bilde.

Wenn man uns fragt, welcher von diesen beiden Parteien wir beipflichten, so werden wir antworten: Weder der einen noch der andern. Wir bewundern die eine in der Vergangenheit, die andere in der Zukunft; aber was die Gegenwart betrifft, so scheinen uns die entgegengesetzten Systeme dieser beiden Parteien gleich unausführbar. Es ist, nach unserer Meynung, eben so unmöglich, auf die alte, getheilte, zerstückelte Schweiz, die weder Mittelpunct noch Kraft hatte, zurückzukommen, als plötzlich eine untheilbare, in, an Gebiet und Bevölkerung gleiche, Departements getheilte Schweiz zu construiren.*) Um so wieder aufzuleben, wie sie war, ist die alte Schweiz zu todt. Und andererseits, um sich in eine ganz neue, einzige und concentrirte Schweiz zu verwandeln, ist die alte Schweiz in den Erinnerungen und Sitten des Volkes noch zu lebendig. So steht es in Beziehung auf die zwei Parteien der Schweiz, mit der Partei des alten Regime's und der Partei der Unitarier; das ist unsere Politik, die Politik der gerechten Mitte, wie man sieht; denn wir desavouiren die gerechte Mitte eben so wenig nach Außen, als im Innern.

Von diesen beiden Parteien ist indessen die unitarische Partei, welche die Schweiz concentriren und einen einzigen Staat daraus machen will, diejenige, zu welcher wir uns am meisten und am liebsten hinneigen,

*) Das ist ja aber auch die Absicht der reformatorischen oder Bewegungs-Partei gar nicht. — Anm. d. Red.

Digitized by Google

ob wir gleich ihre Ungeduld mißbilligen. Diese Partei scheint uns eine klarere und richtigere Einsicht von dem Genius unsers Jahrhunderts zu haben, wo der Geist der Localität und der Isolirung, der Provinzial- und Municipal-Geist täglich schwächer wird und erlischt. Sie scheint mehr im Einklange mit dem Gange der Geschichte und dem Laufe der Ereignisse zu seyn, als die entgegengesetzte Partei. In der That muß das Resultat einer Föderativ-Regierung natürlich seyn, dem Volke, das es regiert, gemeinschaftliche und sympathische Interessen und Gefühle zu geben. Jede Föderativ-Regierung muß, wenn sie einige Wirksamkeit und Kraft hat, auf eine untheilbare Regierung hinarbeiten oder hinauslaufen. Jede Föderation muß einen Staat schaffen, oder in ganz von einander unabhängige Staaten zerfallen und sich zersplitteen. Die Schweizer-Cantone müssen, nach fünf Jahrhunderten der Conföderation, geneigt seyn, unter sich dieselben Interessen und Gefühle zu haben; fünf Jahrhunderte gemeinschaftlicher Existenz haben nicht ohne Wirkung verfließen können. Es muß eine schweizerische Nationalität geben und daher auch eine Schweiz, die einen Staatskörper bildet. Wenn es sich anders verhält, wenn die Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne etwas zu schaffen, wenn sie unfruchtbar und ohnmächtig gewesen sind, wenn die Conföderirten seit fünf Jahrhunderten sich nicht gewöhnt haben, sich als Brüder zu betrachten, wenn sie immer nur Bürger ihrer Cantone, nicht Bürger der Schweiz sind, wenn es endlich keine wahre schweizerische Nationalität giebt, dann ist die Hoffnung der unitarischen Partei chimärisch; aber dann ist auch das Schicksal der Schweiz traurig und leicht vorherzusehen; sie wird getheilt werden: die Theilung ist das Loos aller Völker, welche die Zeit des Mittelalters, die Zeit der Bildung, eine Nation und ein Staat zu werden, nicht zu benutzen verstanden haben. Die Theilung ist das Loos aller Völker, die in unserm Jahrhundert ihre Institutionen und ihre Regierung des Mittelalters erhalten wollen, und so alt, so sich selbst überlebend, so zerstückelt und klein, in der Mitte des verjüngten, erneuerten und unter fünf Staaten concentrirten Europas leben zu können glauben.

Das Verdienst der unitarischen Partei ist, der Schweiz eine Zukunft zu geben. Sie kann keine Zukunft haben, keine unabhängige Nation bilden, als wenn sie sich täglich mehr vereinige. Das Unrecht dieser Partei ist, die Schweiz unerklärlich concentriren zu wollen; das heißt, die Erinnerungen und Gefühle des Volkes nicht in Anschlag bringen, das heißt, in ihrer Ungeduld die Geschichte und die Natur der Schweiz vergessen. Wenn man dieses Land sieht, in jedem Sinne von Gebirgen durchschnitten, deren in einander verschlungene Ketten das Ansehen haben, jedes Thal einzuschließen und einen abgesonderten Grundbesitz daraus zu machen, so fühle man, daß es sich besser als irgend ein anderes Land zur Theilung und Zerstückelung paßt. Es ist die Natur selbst, die in der Schweiz dieses System von Souverainitäts-Parcelen geschaffen hat, welche die unitarische Partei abschaffen will. Jeder dieser kleinen Cantone, im Umfang dieser Berge, war gemacht, um besonders zu leben und sich zu regieren. So haben die Schweizer-Cantone gelebt, vereinigt nur, um sich gegen das Ausland zu vertheidigen; sie haben mit ihrer alten Constitution fünf Jahrhunderte lang glücklich und ruhmvoll gelebt.

Es ist jetzt nicht zum erstenmal, daß die Versuche der unitarischen Partei, die Schweiz zu centralisiren, lebhaften Widerstand gefunden haben. Der Streit zwischen dieser Partei und der der alten Schweiz, der Cantonal-Schweiz, ist schon alt. Im Jahre 1798 wurde die Schweiz, nach dem Beispiel der französischen Republik jener Epoche, zu einer einzigen und untheilbaren gemacht; aber es waren ausländische Waffen, die diese untheilbare Schweiz schufen; es waren die Franzosen, welche der Schweiz diese unitarische Constitution gaben. Obgleich diese Constitution das Werk der französischen und schweizerischen Patrioten war,*) so gab es doch in der ältesten Schweiz, d. h. in den Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Glarus, andere Patrioten, und vielleicht ächteren Schlages, die sich über dieses Werk des Auslandes entrüstet fühlten. Die Schweiz des Wilhelm Tell, die demokratische Schweiz, wo das Volk seit fünfhundert Jahren frei und souverain war, wo seit fünfhundert Jahren die unter einer Linde versammelte Nation allgemeines Stimmrecht hatte, über Krieg und Frieden und über die Abgaben votirte, ihre Beamten ernannte und alle Souverainitätsrechte ausübte; die Schweiz der kleinen Cantone verwarf zornig diese neuen Formen der Freiheit, die, aus Frankreich kommend, kaum von gestern her datirten und die noch nichts als die traurige Erfahrung unserer Tage der Unordnung für sich hatten. Die kleinen Cantone glaubten sich mit einigem Recht die Freunde der Freiheit und der Demokratie Europa's und es schien ihnen sonderbar, daß Frankreich, ein Neuling in diesem Puncte, sie lehren wolle, was beides sey. Sie griffen zu den Waffen.

Dieses kleine Volk, mit seiner heroischen Unwissenheit und Unkenntniß der Veränderungen, die seit den Tagen von Morgarten in der Welt sich ereignet, und der Ungleichheit der Kraft, welche der Lauf der Jahrhunderte zwischen den verschiedenen Staaten Europa's herbeigeführt, war für jeden ein schönes Schauspiel, der die Dinge nicht nach dem Erfolge schätzt, als es tapfer den schon über ganz Europa siegreichen Franzosen entgegenging, als komme es, um zu siegen, bloß darauf an, das zu thun, was es gegen einen Herzog von Oesterreich und gegen einen Herzog von Burgund gethan, als wenn es nur eine Feudal-Armee vor sich hätte, die, einmal besiegt, sich nicht mehr erneuerte. An der Spitze dieser Schweizer stand, um sie in den Kampf zu führen, ein Mann, der in der Schweiz populair geblieben ist, Aloys Reding, der den Zustand von Europa und das Mißverhältniß der Kräfte kannte, aber der, von einem traurigen und resignirten Charakter, der Anführer war, welcher für diesen Krieg paßte, wo der Sieg unmöglich und die Niederlage gewiß war, wo kein anderer Ruhm als der eines muthvollen Todes gefunden werden konnte. Die alte Schweiz wurde besiegt, sie mußte es werden; aber ihr Fall zeichnete sich noch durch zwei schöne Waffenthaten aus. Zu Schwendelegie und zu Morgarten zwangen sie ihre Sieger zum Rückzug und verzögerten um einige Tage die unvermeidliche Capitulation. So fielen vor den republikanischen Waffen Frankreichs diese kleinen Republiken, die ältesten und reinsten Demokratieen Europa's. Die französische Republik ist für die ihr befreundeten Republiken verderblich gewesen: sie hat Venedig, Genua und die kleinen Cantone der Schweiz getödtet.

Beim Falle des französischen Kaiserreichs, im Jahre 1814, wurden wieder Venedig noch Genua wieder unabhängige Staaten: die Schweiz war glücklicher.**) Die kleinen Demokratieen Schwyz, Uri, Unterwalden ꝛc.

*) Wir geben zu, daß eine Partei schweizerischer Patrioten, besonders des Druckes der damaligen Bernes Aristokratie müde, die Absichten des französischen Directoriums beförderte; wenn man aber von französischen Patrioten spricht, so ist dies bloß in der Bedeutung wahr, als Frankreichs Macht und Einfluß durch die militairische Wichtigkeit der Schweiz gewann; nicht um das Glück der Schweiz zu fördern, mehr aus kosmopolitischer Hochherzigkeit unternahm das Directorium diese gewaltsame Intervention und resp. Invasion, welche, nicht ohne Recht, von den übrigen Mächten als eine Verletzung des status quo und folglich des Friedens-Tractats von Leoben und Campo-Formio angesehen wurde. Anm. d. Red.

**) Doch auch gerade nicht, um sie glücklich zu machen. Man ließ ihr ihre nominelle Unabhängigkeit, weil das arme, die Kosten einer (übrigens höchst unpopulairen) Monarchie nicht deckende, selbst schwierig zu occupirende Land, durch die ihm zugestandene oder vielmehr ihm auferlegte Neutralität gefahrlos genug für die auswärtigen Mächte wurde, d. h. entfernt von wahrer Selbstständigkeit und in den auswärtigen Beziehungen zu wahrer Nullität herab-

hatten ihre Restauration. Die alte Schweiz indessen lebte nicht ganz wieder auf. Die Cantone behielten keine Unterthanen mehr. Wallis, St. Gallen, Aargau, Thurgau ꝛc., alle aus der Bewegung von 1789 entstandene Cantone, behielten ihre Unabhängigkeit. Das Band der Schweizer-Conföderation wurde stärker und enger, als es vormals war. Die unitarische Partei wurde besiegt; aber ihr Geist wurde, so zu sagen, minder besiegt, als die Partei selbst. Der Einfluß ihrer Idee'n war noch mächtig und während der funfzehn Jahre von 1815—1830 wuchs dieser Einfluß fortdauernd.

Wie alle unsere Nachbaren, so fühlte auch die Schweiz den Gegenstoß der Juli-Revolution. Man sprach von Revision des Föderativ-Vertrags von 1815. Diese Revision war ein Sieg für die unitarische Partei. Die Partei der alten Schweiz wurde aufgeregt, und als die Tagsatzung diese Revision befahl und zu diesem Zwecke eine Commission ernannte, so entschloß sich diese Partei, Altar gegen Altar zu erheben und eine Gegen-Versammlung oder Gegen-Tagsatzung kam in Sarnen zusammen. Diese gegenrevolutionaire Versammlung von Sarnen hoffte die Mehrheit der Cantone zu gewinnen. Diese Hoffnung aber wurde getäuscht. Von zweiundzwanzig Cantonen schickten fünf ihre Repräsentanten nach Sarnen: dies waren Uri, Schwyz, Unterwalden, Basel und Neufchatel. Wallis, Zug und Appenzell begnügten sich, die Versammlung von Zürch zu verlassen. Die andern Cantone blieben vereinigt und die Tagsatzung nahm den Entwurf des Föderativ-Vertrags, den ihr die Commission vorgelegt, an.

Dieser Entwurf, der eine glückliche Ausgleichung zwischen den Theorien der Unitarier und den hartnäckigen Maximen der Partei der alten Schweiz war, schien den Frieden der Schweiz consolidiren zu müssen. Inzwischen haben die Verhandlungen darüber wieder von Neuem begonnen und wir werden sehen, bei welcher Gelegenheit und wie die Reform selbst, welche die Schweiz in ihren Gesetzen machen muß, sich besser noch durch den Gang der Ereignisse gemacht hat, als es der Entwurf des neuen Föderativ-Vertrags gethan hätte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Nachtrag zu den „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit."

Von

### Friedrich Karl von Strombeck.

Wir haben zu seiner Zeit (Nr. 214 unserer Blätter) diese so unterhaltenden als belehrenden Darstellungen dem Publikum angezeigt und empfohlen, wie sie es, nach unserer innigsten Ueberzeugung, verdienten. Viele unserer Leser haben seitdem mit gleicher Theilnahme, wie wir, das Werk gewürdigt und den verdienstvollen Verfasser als Schriftsteller und als Mensch liebgewonnen. Diesen allen wird denn auch das kleinste Supplement willkommen seyn und wir stehen daher nicht an (ausnahmsweise und nur um zu allseitigerer Verbreitung beizutragen) folgendes interessante Fragment dem literarischen Wochenblatte der deutschen Nationalzeitung von Braunschweig zu entnehmen, überzeugt, daß uns die von uns so geehrte als uns freundlich geneigte Redaction dieses geschätzten Blattes diese Entlehnung nicht als ein böswilliges Plagiat verargen werde.

Als ich in verwichenem Jahre es unternahm, unter dem obigen Titel Scenen aus dem eigenen Leben zu schildern und Verhältnisse desselben darzulegen, ahnete ich nicht entfernt, daß das Ergebniß meiner heiteren Beschäftigung denjenigen Beifall im deutschen Vaterlande finden würde, den es erhalten hat. Im Gegentheil befürchtete ich oftmals, durch die Mittheilung von Ereignissen, denen ich keine Wichtigkeit beilegen konnte, zudringlich und also langweilig zu werden. Nachdem jedoch eben diejenigen Schilderungen, von denen ich dieses am meisten befürchtete, wie mir von so vielen Seiten freundlich gesagt wird, mit ausgezeichnetem Interesse gelesen werden, so gereicht es mich nicht wenig, daß ich, in jener eben erwähnten Befürchtung, so Manches unterdrückte. Hätte ich es nicht gethan, so würden noch lebendiger Verhältnisse hervorgetreten seyn, die das Familien-Leben in einer jetzt längst untergegangenen und in Vergessenheit übergehenden Zeit eben erst recht charakteristisch darstellen: denn wie unendlich hebt sich der verflossene kurze Zeitraum eines halben Jahrhunderts in so manchen Hinsichten aus! — So möge denn einiges von dem Unterdrückten in den vorliegenden vaterländischen Blättern gänzlicher Vergessenheit entrissen werden, da es wohl unwahrscheinlich ist, daß ich in einer zweiten Auflage mein Buch selbst damit bereichern könne. Findet nachstehende Mittheilung Beifall, so kann ich deren mehrere folgen lassen.

Zu Band I, Seite 32, nach dem Abschnitte.

Dem Bilde, welches ich in dem Obigen von meinen Kinderjahren entworfen habe, fehle zur Vervollständigung noch die Darstellung eines häuslichen Verhältnisses ganz eigenthümlicher Art, welches einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, daß gar nicht selten noch jetzt, nach mehr als funfzig Jahren, Scenen aus demselben mich in Träumen aufregen.

Das große und weitläufige Haus, welches wir bewohnten, war, wie ich schon erwähnte, bis auf wenige Zimmer unbenutzt. Das ganze dritte Stockwerk stand verschlossen. Von Zeit zu Zeit ging jedoch die Mutter mit einem großen Bunde Schlüssel hinauf, um nachzusehen, ob Wind und Wetter an den Fenstern keinen Schaden angerichtet hätten, auch um die Möbeln von dem von Außen eindringenden Staube reinigen zu lassen. Ein solcher Gang der Mutter war für uns Kinder ein Fest: wir folgten nach, um die langen Reihen spärlich und alterthümlich möblirter, mit Gypsböden versehenen Zimmer zu durchwandern, vorzüglich jedoch gespannt auf den Anblick der letzten Kammer in dem westlichen Flügel des Hauses. Schwerlich wird es jetzt noch eine Vorrathskammer der Art in meiner Vaterstadt geben, und schon damals war sie vielleicht einzig in ihrer Art. Dieses Zimmer enthielt nämlich Alles, was in früheren Zeiten zu der feierlichen Aufstellung einer Leiche und deren Bestattung erforderlich erschien. Große schwarze, mit weißseidenen Borten besetzte Laken, schwarz überzogene Sarcidons, ein großes Crucifix von Zinn, schwarze, mit Eisen beschlagene, am obern Theile mit zwei Spitzen versehene Stäbe, auf welchen die Träger des Sarges diesen von Zeit zu Zeit, zu ihrer Erholung, ruhen lassen konnten, das Familien-Wappen, auf Blech gemalt, wie es an den Sarg befestigt zu werden pflegte, versilberte, mit Todtenköpfen verzierte Wandbleker und mehr Gegenstände der Art, deren Betrachtung uns mit Schauer erfüllte. Ueberdem hingen an den Wänden einige Rembrüstr, altes, aus der Vorzeit herrührendes Waffengeräthe und Stiefel von gelbem Corduan, von denen wer weiß bei welchem feierlichen Aufzuge oder welcher Mummerei vor Jahrhunderten Gebrauch gemacht seyn mochte. Die zum Leichenpompe nöthigen Gegenstände waren noch bei den Bestattungen meiner väterlichen Großältern gebraucht, und wir zweifelten damals nicht, daß sie einst unsere Aeltern und uns selbst zum Grabe nach der St. Martinskirche begleiten würden. Was uns aber jenes Zimmer besonders schauderhaft, und doch so anziehend machte, war die Sage, daß eben von ihm aus der große Spuk gehe, der von Zeit zu Zeit nach Mitternacht im Hause stattfinden sollte. Von diesem Spuk wurde uns nun von einer alten Waschfrau, die seit länger als funfzig Jahren im Hause diente und die uns Kinder sämmtlich aufgezogen hatte, Folgendes erzählt: Von Zeit

---

gewunken, um jeder sowohl diplomatischen Einwirkung, als auch, im eintretenden Falle, Neutralitätsverletzung keinen Widerstand entgegensetzen zu können.

Anm. d. Red.

zu Zeit, gerade wenn die Glocke des nahen St. Peterthurms Nachts zwölf geschlagen, begönne ein Zug schwarzgekleideter Männer von der Todtenkammer (wie wir jenes Zimmer nannten) aus sich durch die Zimmer des dritten Stockwerks, über den Vorsaal, die Treppe hinuntee, dann über den Saal des zweiten Stockwerks, nach einem in diesem befindlichen großen, ziemlich düstern Zimmer (welches wir, nach seinem häuslichen Gebrauche, die Plettestube nannten) in Bewegung zu setzen. Voraus ginge ein Marschall mit einem großen schwarzen Stade, dann käme der alte Kanzler Heinrich von Strombeck, ein Buch tragend, ihm folgten drei Bürgermeistee und sieben Rathsheeen, sämmtlich unsere Vorfaheen, den Beschluß aber machte unser Aeltervater. Angekommen auf der düstern Stade, setzten sie sich um einen dort stehenden, mit grünem Tuche behangenen Tisch und hielten Rath. Dann erhöben sie sich, zögen weiter die Treppe hinunter duech das Eedgeschoß in den Keller und sähen nach, ob der Schatz, welchen sie für künftige Nothfälle der Familie bewahrten, noch unberührt sey. Gingen sie nun wieder hinauf, dann versäume der Letzte im Zuge, unser Aeltervater, nie, an den Riegel dee Hausthüe zu fassen, um sich zu überzeugen, daß er gehörig vorgeschoben, wie ee in seinem langen Leben stets vor dem Schlafengehen zu thun die Gewohnheit gehabt hatte. Jetzt ging der Zug wieder hinauf, und wenn es auf St. Peter Eins schlüge, wären die Ahnen wieder auf ihrer Todtenkammer angelangt. Auf ihrem Zuge, welchen die Alte mehrmals gesehen zu haben behauptete, wären sie ernst abee seeundlich, und eben sie wären es, welche uns Glück und Segen brächten.

Hatte nun gleich Niemand der Lebenden, außer jener Alten, den Zug gesehen, so veesicherten doch die Domestiken, unzählige Male das Knarren der Thüeangel gehört zu haben, und wie Kinder zweifelten an Allem diesen um so weniger, da es uns nicht unwahrscheinlich schien, daß unsere Voefahren an ihrem alten Familien-Sitze auch noch von jener Welt aus Antheil nähmen. Wenn wir aber, theils um Versicherungen der Wahrheit zu hören, theils um unser Grauen zu verbeegen, zu zweifeln schienen, dann kam folgende Beweisführung der Alten zum Vorschein: Sie habe einen Kutscher meines Großvatees gekannt, der ihr eezählt, einst sey er noch spät unten im Hause aufgewesen, als auf einmal der Zug die Treppe herunter gekommen. Wie nun der Kanzler dicht bei ihm vordeigegangen, so habe ihn diesee so freundlich angeblickt, daß er ein Herz gefaßt, und um den alten Herrn seine Ehrerdietung zu bezeigen, ihm die Kellerthür geöffnet. Da habe ihm der Kanzlee ein Goldstück in die Hand gedrückt, welches der Kutscher ihe, der Erzählerin, mehrmals gezeigt. Wie gern hätten wir nun selbst diesen augenscheinlichen Beweis gesehen: aber wir mußten uns mit dee Versicherung dee Waheheit begnügen. Wie wae dies Ganze nicht unangenehm, und wenn mir gleich ganz unheimlich wuede, wenn ich, selbst bei Tage, in die Rathsstube der Todten ging, so schmeichelte doch der Gedanke meiner Eitelkeit, daß meine Familie den wunderbaren Vorzug hätte, daß ihre Altvoedeen noch jetzt Antheil an ihr nähmen. In der Gegenwart des Vatees duefte wir der Todtenprocession nicht ewähnen; er wollte „von solchem abergläubischen Zeuge“ nichts wissen: die Matter aber glaubte wohl halb und halb daran, denn ich erinnere mich, daß, als sie einst spät noch bei einem kranken Kinde wachte, und ich auf dem Sepha an ihree Seite lag, sie zu dee alten Frau Schmidt sagte: „Wie es da schon wieder übee den Saal hingeht.“ — Hörte ich nun gleich ziemlich feüh auf, an die Wahrheit drs Todten-Umzugrs zu glauben, so blieb mir doch der Schauer vor Gespenstern selbst noch in spätern Jahren; und weil ich so viele Gespenster in Teäumen gesehen, und in diesen selbst dem Zuge dee Todten zugeschauet hatte, so beburfte es einer gewissen Geistesanstrengung, mich davon zu überzeugen, daß dies alles Fadelwerk sey, herzlich dabei debauernd, daß das prosaische Leben duech solche Theilnahme der Todten an unserm Seyn nicht bedeutenber gemacht wüede.

Selbst noch jetzt bin ich nicht ganz frei von dem Gespensterschauer, wenn ich aus einem Traume erwache, in welchem ich dem Todtenzuge der Vorfahren zuschaute, der immer ganz genau auf diese Weise statt hat, und stets damit beginnt, daß ich auf dem großen Vorsaale des älterlichen Hauses kleine, wunderbar gestaltete, unheimliche Thiere laufen sehe, Gespenster, die den bald stattfindenden Todtenzug gleichsam verkünden.

Doch nicht allein die Todtenkammer zog uns Kinder in den leerstehenden westlichen Flügel des Hauses; heitern Feierlichkeiten schauten wir auch jährlich zweimal aus den Fenstern desselben zu. — Unbegreiflich ist es, wie man jetzt so ganz und gar dahin arbeitet, alles Poetische und Frohe aus dem Leben zu verbannen. Wie wae es doch in meinen Jugendjahren in dieser Beziehung ganz anders! Das wunderlich gestaltete, uns auf den Schauplatz der Tausend und einen Nacht versetzende Kameel, umtanzt von lustigen Affen und von drummenden Bären begleitet, wandelte noch, gefolgt von Schaaren fröhlicher Kinder, auf den Gassen, und eeheiterte die immer stillee werdenden Messen. — Doch ein Kameeltreiber kann fehlen: fort mit solchem nunützen Pack! — Tausendmal zweckmäßiger ist es ja, wenn die kleinen Mädchen, statt jubelnd mit iheen Brüdern hinter einem Kameele herzulaufen, von acht Uhr Morgens bis Nachmittags um sechs in der Töchterschule sich schief und ungesund sitzen, wo sie freilich auch die Naturgeschichte des Kameels gründlich zu studiren unter andern angehalten werden. — So sind denn auch die feieelichen Aufzüge aus meiner Vaterstadt verschwunden, wodurch die Handwerker ihe prosaisches Leben erheiterten. Mit welchem sehnsüchtigen Verlangen erwarteten wir Kinder den Tag, an welchem die Gesellen der ehrbaren Schustergilde (die sich damals ganz bescheiden „Schuhknechte“ nannten) ihren feierlichen Umzug hielten. Der Tag war da, aber noch nicht die Stunde; endlich auch die Stunde, aber noch immer wollte dee Zug nicht erscheinen, um, unseem Hause gegenüber, dem regierenden Bürgeemeistee (Hurlebusch) seine Ehrerbietung zu bezeigen. Endlich hören wir den Schall der Trommeln und Pfeifen: schon zieht der lange Zug über den Bäckerklint, in die Schaerenstraße hinein. Seine Wohlweisheit, der Herr Bürgermeister, zeigen sich gravitätisch-mild am Fenster. Die Offiziere dee Schuster-Gilde, in braunen, mit Gold besetzten Röcken, bilden feieelich-ehrbar einen Kreis, in ihre Mitte den Fahnenträger aufnehmend, welcher jetzt untee dem Fenster Seiner Wohlweisheit seine Künste sehen läßt. Zuerst begrüßt er drrimal durch tiefes Neigen des Paniees den Vorgesetzten der Stadt. Dann rauscht das geschwungene Banner donnernd durch die Lüfte, und endlich erhebt es sich, himmelansteigend, um kunstreich wieder aufgefangen zu werden. Mit welcher Bewunddeeung schauten wie auf den Helden, und wie wurden wie gerührt, wenn wie darauf aufmerksam gemacht wurden, wie ee, athemlos, seine Kräfte fast erschöpft habe.

Der Aufzug der Zimmerleute war mit weniger Geräusch verbunden. Unter Musik zog die lange Reihe dee mit blankgeputzten Aexten bewaffneten, mit reinlichen Schurzfellen geschmückten lustigen Männer dahin, jede Art mit einer eingehauenen Zitrone geziert. — Alles dieses kommt mir jetzt wie ein Traum vor. — Das Heitere schwindet immer mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben. Man will lieber den Reden in einer ernsten Ständeversammlung zuhören, als den frohen Processionen heiterer Bürgersöhne zuschauen.

---

Gedruckt in der Böesen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 854. Hamburg. Sonnabend, den 28. September. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Neue Reise nach Japan.

### Auszug aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth.

(Beschluß.)

(N.)

Die Japanesen richten täglich Gebete an den Gründer ihres Reiches, an die Seelen der guten Monarchen und anderer, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Ein jeder dieser guten Geister hat seinen Festtag. Inzwischen darf sich niemand direct an die Göttin Tea-sio-dai-sin wenden, sondern muß sich in seinen Gebeten zu ihr einer Schutzgöttin als Mittelsperson bedienen. Zu dieser Classe gehören alle die andern Kamis, und da oft auch Thiere als Kamis gelten, so werden einige derselben, namentlich die weißen Füchse, als Schutzgeister angesehen. Dies vierfüßige Thier steht in ganz Japan in hohem Ansehen; man traut ihm vielen Verstand zu und zieht es bei allen schwierigen Angelegenheiten zu Rathe. In den Häusern der Vornehmen, so wie auch bei mehreren Individuen aus der niederen Classe, findet man einen ihm geweiheten kleinen Tempel. Wenn die Japanesen sich in irgend einer Verlegenheit befinden, so bieten sie ihrem Fuchse ein Opfer von rothem Reis und Bohnen dar. Sehen sie am andern Tage, daß dasselbe verzehrt worden ist, so halten sie dieses für ein gutes Zeichen, während ihre Hoffnungen sehr schwinden, wenn es unangerührt geblieben. Diese Füchse bekommen je nach der Intelligenz, die sie an den Tag legen, Titel, und man hat Beispiele, daß die Dairis einige zu Großen ersten Ranges im Lande ernannt haben. Die verständigen Leute lachen über diesen Aberglauben, das Volk aber setzt, von den Priestern dazu verleitet, ein unbegränztes Vertrauen in diese Füchse.

Die Anhänger der Sinto-Religion können von allem essen und jede Art von Thieren tödten, was den Buddhaisten nicht erlaubt ist. Wenn sie zum Tempel kommen, so klatschen sie ein paarmal in die Hände, um sich bei der Gottheit anzumelden, und beim Beten falten sie die Hände. Die Opfer, die sie, hauptsächlich zu Anfang und am Ende eines jeden Monats, darbringen, bestehen aus gewissen Arten eßbarer Dinge, als: Reis, Kuchen, Fische, Rehwild, ꝛc. Ehedem wurden auch Menschen geopfert, namentlich dem neunköpfigen Drachen des Berges Tokakusi und andern böswilligen Gottheiten. Durch diese Opfer sollte ihr Zorn beschwichtigt werden. Es wurden dazu die Familienglieder ersehen, die am gelidesten waren, hauptsächlich junge Mädchen von ausgezeichneter Schönheit.

Dem Ritus der Sintos zufolge werden die Todten in Särgen beigesetzt. Ehemals war es Sitte, daß, wenn ein Vornehmer gestorben war, eine gewisse Anzahl seiner Dienerschaft und seiner Freunde lebendig mit ihm begraben wurde. Diese Unglücklichen schlitzten sich vorher den Leib auf. Dieser Brauch ist ungefähr drei Jahre vor unserer Zeitrechnung untersagt worden, hat aber dennoch bis zu den Zeiten des Taico, gegen Ende des eilften Jahrhunderts, fortgewährt. Dann hat man statt der lebenden Geschöpfe Statuen von gebranntem Thon genommen, was auch noch jetzt zum öftern geschieht.

Wenn man über die Provinz Tze hinauskommt, schifft man sich in der von Owari, zu Kuruno ein, um übers Meer nach Miako zu gehen; von dort reiset man zu Lande durch die Provinzen Mikawa, Totomi und Suenga auf einer Straße, die durch eine Menge angesehener Städte und Flecken führt. Das Dorf Yosi-wasa liegt am südlichen Flusse des schönen Gebirges Fusi, welches sich vom Meere ab hoch in die Lüfte erhebt und dessen Gipfel mit einem ewigen Schnee bedeckt ist. Es ist ein Vulkan, der oft gräuliche Verheerungen anrichtet. Dieser Berg, der höchste im südlichen Japan, steht in dem Geruche einer großen Heiligkeit und das Volk wallfahrtet zu ihm, um auf seinem Gipfel dem Gotte des Windes, der dort residiren soll, Opfer zu bringen. Der Fusi sieht dem Pick von Teneriffa sehr ähnlich, liegt auch gleich diesem dicht an der Küste, daher er den Schiffern, die ihn weithin sehen können, als Merkzeichen dient. Vom Fuß bis zum Gipfel rechnet man sechs Meilen und es sind acht Tage nöthig, um diesen zu ersteigen. Das Herunterkommen ist leicht, geht aber sehr schnell; es ist die Sache von wenigen Stunden; man bedient sich dazu Schlitten von Stroh, die man sich um den Leib befestigt. Es sind hauptsächlich die Yama-bus oder die Priester der Berge, die, zuweilen dreihundert an der Zahl, dahin wallfahrten. Die Yama-bus bilden einen der religiösen buddhaistischen Orden und schreiben sich vom Ende des siebenten Jahrhunderts her. Sie leben fast nackend in den Gebirgen, essen Fleisch und verheirathen sich. Sie gelten jetzt als Zauberer. Die Frauen und Töchter dieser Priester sind nichts weniger als keusch; sie leben gewöhnlich als Courtisanen, gleich den meisten bettelnden Nonnen im Japanesischen.

Vom Fuß des Berges Fusi ab sind es noch fünf Tagereisen bis nach Yedo. Zu dieser Stadt gelangt man über die Vorstadt Sinagawa, die im Südwesten liegt. Sie ist sehr groß und hat über zwei Millionen Einwohner. Fast in der Mitte befindet sich der Pallast des Seogun, der, auf einem höhern abgeflachten Terrain belegen und von drei concentrischen Bastionen umgeben, eine Art Stadt für sich bildet. Er unterscheidet sich durch einen mehrere Stockwerk hohen weißen Thurm. Das Hauptgebäude, das der Seogun bewohnt, hat nur einen Stock, überragt aber dennoch alle umliegenden Gebäude. Die verschiedenen Stadtviertel sind durch dicke und hohe Wälle von einander geschieden, die den Zweck haben, der zu weiten Ausbreitung der häufig vorkommenden Feuersbrünste ein Ziel zu setzen. Die Straßen sind breit und in der Regel sehr gerade. Die Häuser haben nie mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß. In diesem befinden sich die Buden der Krämer und die Werkstätten der Handwerker. Das Gewühl auf den Straßen ist ungeheuer.

Yedo, auch die morgenländische Residenz genannt, ward im Jahr 1458 gegründet; aber seine Festungswerke sind erst unter dem Seogun Gonghin,



Digitized by Google

der von 1604 bis 1616 regierte und dort seine Residenz einrichtete, vollendet worden. Seitdem ist es der Sitz der bürgerlichen und militairischen Verwaltung geblieben und nun die größeste Stadt in Japan. Alle Lehnsfürsten sind verpflichtet, dort sechs Monate im Jahr mit ihren Familien zu leben. Die Zahl der Tempel ist ungeheuer und unter denen des Budha giebt es mehrere, die sehr reich und sehr schön sind. Ungefähr sechshundert Schritt im Osten des Pallastes des Sioguns liegt die berühmte Brücke Nipombasi oder die Brücke von Japan, von der ab alle Entfernungen im Reiche gezählt werden. Sie ist vierzig Klafter lang und führt über einen der vielen Canäle, von welchen die Hauptstadt durchschnitten ist. Im Osten von dieser fließt der große Fluß Asakusa, der sie von der morgenländischen Vorstadt scheidet, die in jüngster Zeit sehr bedeutend geworden ist. So wie in allen japanesischen Städten, ist die Zahl der Häuser der Ausschweifungen sehr beträchtlich zu Yedo. Die große Straße, Yosi-wasa oder die glücklichste genannt, besteht aus Häusern dieser Art, die nach der Straßenseite geöffnet sind und die durch Bambusmatten geschlossen werden können. Dort herrscht jeden Abend ein ungeheueres Gewühl; alle Häuser sind dann erleuchtet und die galanten Frauenzimmer gehen, von jungen Mädchen begleitet, die eine große Laterne von geöltem Papier tragen, spazieren. Es ist von weitem, als sähe man ein Feuermeer. Wenn diese jungen Mädchen ein Alter von zwölf Jahren erreicht haben, so treiben sie dasselbe Gewerbe ihrer Gebieterinnen und werden dann die feinen Frauen genannt. Trotz des ehelosen Gewerbes, das diese Frauenzimmer führen, findet man häufig Beispiele einer grränzenlosen Liebe und Anhänglichkeit für ihre Geliebten bei ihnen. Ein Mädchen, Otone genannt, hatte eine lange Zeit mit einem Schauspieler von Yedo gelebt, und hing sehr an ihn. Als dieser aber viel Geld mit ihr verthan hatte, da heirathete er insgeheim die Wittwe eines Collegen von ihm; entschlossen, die Otone zu verlassen, kam er auf den Einfall, ihr zu sagen, er habe all sein Geld im Spiel verloren, und bat sie, ihm doch hundertundzwanzig Kobang zu leihen, in der Hoffnung, daß ihr dieses nicht möglich seyn und er so einen Vorwand bekommen werde, mit ihr zu brechen; aber die Otone lieh selbst dies Geld und legte ihm noch etwas von dem, was sie selbst besaß, bei. Als sie nun aber hinterher die Untreue ihres Geliebten erfuhr, da verkaufte sie all ihre Gewänder und was ihr sonst angehörte, um die ausgenommene Schuld abzutragen, und erhing sich dann.

Als ein Japanese, genannt Satru, erfahren hatte, daß ein Freund von ihm durch Gheuso, einen seiner Domestiken, umgebracht und beraubt worden war, kam er nach Yedo, um dessen Tod zu rächen. Um den Mörder zu finden, durchsannte er die Straßen, die öffentlichen Oerter und die liederlichen Häuser. In einem der letzteren machte er die Bekanntschaft eines jungen und hübschen Mädchens, genannt Akisino, die von dem Ertrage ihrer Reize lebte, und durch ihre Hülfe gelang es ihm endlich, dem Gheuso auf die Spur zu kommen. Als er ihn nun aufgefunden hatte, warf er ihm sein Verbrechen vor und forderte ihn zum Zweikampf auf. Gheuso nahm die Herausforderung an und beschied den Satru in die Nähe eines berühmten Tempels. Satru, so schwach an Körper, wie sein Gegner robust und kräftig, war nicht im Stande, diesem lange die Spitze zu bieten. Er war nahe daran, zu erliegen, als ein hübscher junger Mann aus dem Tempel schoß, ihm zu Hülfe eilte, und dem Gheuso einen Säbelhieb über den Kopf versetzte. Als dieser sich nun umsah, um dem neuen Angreifer zu wehren, schlug Satru ihm den Kopf vom Rumpfe. Als er sich dann seinem Retter in die Arme warf, da erkannte er in diesem seine vielgeliebte Akisino. Dieser Vorfall machte Aufsehen; als die Justiz sich aber nach sorgfältiger Untersuchung von der Schuld des Gheuso überzeugt hatte, da ward Satru freigesprochen und nach der Provinz Kizu, wo er im Dienste des Fürsten stand, entlassen. Sein Erstes war nun, daß er die Akisino freikaufte und sie ehelichte, sowohl aus Liebe als aus Dankbarkeit. Er zeugte mit ihr zwei Söhne, von welchen der Eine ihn, der Andere seinen Freund, dessen Tod er gerächt hatte, beerbte.

---

## Ueber den Stand der Angelegenheiten und der Parteien in der Schweiz.

(Beschluß.)

(L.)

### Zweiter Brief.

Bern, den 8. September 1833.

Ich habe von zwei Parteien in der Schweiz gesprochen, der unitarischen und der Partei der alten Schweiz; von diesen beiden Parteien hat jede die Größe und das Glück ihres Vaterlandes zum Zweck, so mag ich mindestens gern glauben; nur verstoßt es jede auf ihre Weise. Schmeichle ich ihnen nun wohl, indem ich so von ihren Systemen spreche? Ist es wahr, daß keine Systeme, sondern nur Leidenschaften und Interessen sie leiten? Ist es wahr, daß die Partei des alten Regime's nur eine Faction abgesetzter Ehrsüchtiger ist, die um jeden Preis ihre verlorene Gewalt wieder erlangen will, eine Faction, Freundin Oesterreichs und Preußens, die ihnen gern das Vaterland überliefern würde? Und ist die unitarische Partei nicht ihrerseits eine neidische und eifersüchtige Faction, unversöhnliche Feindin der Aristokratie, die davon spricht, die Adelichen auszurotten und sich schadenfroh die Erneuerung der gottlosen Mordscenen unserer Revolution verspricht? Dreht sich wirklich der Parteienkampf in der Schweiz um solche Leidenschaften und nicht um Grundsätze?

Nein. Ich weiß, welche Hoffnungen einige gereizte Patrioten an die Macht Oesterreichs knüpfen; ich weiß, welches Geschrei sich, aus dem Schooße der Volks-Klubbs, welche die Schweiz jetzt bedecken, gegen die Aristokratie erhebt; aber das sind nicht die Parteien. Jede Partei zieht, und das ist ihr Unglück, einen stürmischen Schweif von Bauern und blinden Interessen nach sich. Wehe dem Lande, wo dieser Parteien-Anhang oder Nachtrapp die Oberhand gewinnt! Wenn der Zwist, der die Schweiz bewegt, nicht ein Zwist der Principien, ein Streit zwischen der vorzeitlichen und der künftigen Schweiz wäre; wenn es vielmehr ein Krieg auf Tod und Leben zwischen der Aristokratie und dem Volke wäre, um mit der Ausrottung der einen oder der andern zu endigen, so müßte man dies unglückliche Land beklagen.

Gott sey Dank, auf diesem äußersten Punkte stehen die Sachen in der Schweiz keineswegs. Die gemäßigte Partei läßt sich von der stürmischen Partei der Klubbs nicht überflügeln. Sie hat, um ihnen zu widerstehen, das Beispiel und die Unterstützung Frankreichs für sich. Die jetzige Crisis ist, weit entfernt, der Schweiz verderblich zu werden, ihr heilbringend geworden; alles bestimmt uns, das zu glauben. Wie ist sie gekommen? Das wollen wir schnell sehen.

Die Schweizer-Cantone haben vormals Unterthanen gehabt: das hat niemand im Lande vergessen, weder die Unterthanen, noch die Herren. Die Marken von Schwyz, was man jetzt Außen-Schwyz nennt, waren sonst Unterthanen von Schwyz; gleich seit 1798 und seit 1815, bewahrten sie doch, hinsichtlich ihrer vormaligen Metropole, ein unruhiges Mißtrauen. Schwyz seinerseits hatte im Jahr 1821 etwas von seiner alten Suprematie wiederzuerlangen gesucht. Im Jahr 1830 reclamirte Außen-Schwyz und constituirte sich, kühn gemacht durch den Geist der Zeit, zu Lachen, am 6. Mai 1832, als unabhängiger Canton. Er forderte das Recht zu richten und zu votiren in der helvetischen Tagsatzung. Alt-Schwyz, die alte Metropole, beobachtete anfänglich Stillschweigen; aber in der letzten Zeit erlaubte es, den blinden Leidenschaften der Partei des alten Regime's nachgebend, dem Obersten Abyberg, Küßnacht zu überfallen und zu besetzen.

Digitized by Google

Diese Unklugheit wurde ihm verderblich. Die Tagsatzung, mit Recht erzürnt, daß Schwyz Waffengewalt an die Stelle der Vermittelung setzen wollte, welche auszuüben sie das Recht hatte, entschied, daß Innen- und Außen-Schwyz besetzt werden sollten, um dieser neuen Collision zuvorzukommen.

Während Schwyz für seine Unklugheit gestraft wurde, erlitt Basel, d. h. die alte Handels-Schweiz, wie Schwyz die alte Hirten-Schweiz war, auch einen Stoß. Es hatte einen Zwist mit der Landschaft. Die Landschaft beklagte sich, in dem großen Rath von Basel nicht gleich repräsentirt zu seyn. Von Klagen ging sie zur Insurrection über, und constituirte sich zu Liestal, unter dem Namen Basel-Landschaft, als unabhängigen Canton. Basel willigte in die Scheidung. Unterdessen glimmte zwischen Basel und Liestal der Haß im Stillen fort; Liestal reizte die Basel treu gebliebenen Gemeinden zum Aufstand und griff die an, welche in ihrer Anhänglichkeit an die Stadt beharrten. Basel waffnete sich endlich, um den Anmaßungen von Liestal zu widerstehen, marschirte den angegriffenen Gemeinden zu Hülfe und wurde besiegt: jetzt ist es von den Föderal-Truppen besetzt.

Einige Zeit vorher hatte das Volk vom Canton Luzern, berufen, über den Entwurf des neuen Föderal-Vertrags zu stimmen, ihn mit einer schwachen Majorität verworfen. Diese Verwerfung wurde den Intriguen der Partei des alten Regimes zugeschrieben und der Umstand, daß die Ergreifung der Waffen von Seite Schwyz und Basels sehr schnell auf diese Abstimmung Luzerns folgte, scheint diesen Verdacht zu bestätigen.

In diesem Augenblicke bemächtigte sich eine merkwürdige Bewegung der Schweiz. Man fürchtete die Wiedererstehung der Partei der alten Schweiz und als die Tagsatzung einen Aufruf an die helvetischen Milizen ergehen ließ, um die Cantone Schwyz und Basel zu besetzen, so eilten sie mit Enthusiasmus zu den Waffen. Wenn die Partei der alten Schweiz ihre Macht hat versuchen wollen, so muß sie jetzt wissen, woran sie ist, und auf wessen Seite jetzt die Kraft ist; die Kraft in der Schweiz gehört jetzt, wie in Frankreich, einer neuen Nation an, die, im Jahr 1789 geboren, sich im Jahr 1830 von ihrer 1814 erlittenen Niederlage wieder erhoben hat.

In der That, wenn wir die letzten Ereignisse unter dem Gesichtspuncte der Fortschritte dieser neuen Schweiz, die fester und unauflöslicher vereinigt ist, als die alte, würdigen, so sind diese Ereignisse von großer Wichtigkeit. Es ist möglich, daß einige Personen in der Schweiz in der Besetzung von Schwyz und Basel nur einen Unfall für die Partei des alten Regimes sehen und sich in dieser Voraussetzung darüber freuen. Nach meiner Ansicht ist es mehr als ein dem Feinde versetzter Stoß; es ist die Einführung eines großen Regierungsprincips ins practische Leben. Durch die Besetzung von Basel und Schwyz hat die Tagsatzung einen großen Schritt zur Einheit der Schweiz gethan; sie hat gehandelt, wie ein Staat gegen eins seiner Glieder, wie Frankreich gegen eins seiner Departements, das von Bürgerkrieg bewegt wird. Sie hat sich nicht als einen Bund unabhängiger Staaten betrachtet, sondern als einen untheilbaren Staat; sie hat die Unabhängigkeit der Cantone des Schweizerbundes vom Ganzen (oder in Beziehung auf das Ganze) geleugnet; sie hat das Princip der alten Föderal-Constitution geleugnet und das Princip des neuen Pactums proclamirt. Die Revolution der Regierung in der Schweiz datirt wahrhaft von der Occupation von Schwyz und Basel.

Ich sprach so eben von dem neuen Vertrag. Was ist in der jetzigen Crisis aus dem Entwurf des neuen Pactums geworden? Sein Schicksal, man muß es gestehen, ist bizarr. Die herrschende Partei, die Partei, die ihn selbst gemacht, scheint ihn vergessen zu haben. Sie mag ihn nicht mehr. Der Föderal-Vertrag von 1815, der der alten Schweiz theure Vertrag hatte einen (achtern) Artikel, welcher die Tagsatzung autorisirte, ja verpflichtete, für die innere Ruhe des Landes zu sorgen, vage, unbestimmte Worte, eine Art von vierzehnter Artikel, der, wie der Artikel 14, lange geschlummert hatte und den das Geräusch der Revolutionen geweckt. Da man irgendwo das Recht, Schwyz und Basel zu besetzen, finden mußte, so fand ihn die Tagsatzung in diesem achten Artikel in Beziehung auf die innere Ruhe der Schweiz und so ist er gegen diejenigen selbst gebraucht und gerichtet worden, die ihn gemacht hatten.

Der Vertrag von 1815 scheint sonach für diesen Augenblick ausreichend und gut. Man vergißt seinen Ursprung wegen der Dienste, die sein achter Artikel geleistet.

Die Klubbs wollen den neuen Vertrag eben so wenig; vor der letzten Crisis begnügten sie sich damit, weil sie nichts besseres hofften; mehrere gedruckte Werke zeugen davon; seit dieser Crisis sind sie nicht mehr damit zufrieden. Es ist eine Vergleichs-Constitution, eine Vermittelung zwischen der alten und der neuen Schweiz; es ist ein doctrinaires Werk; „keine Vermittelung, kein Vergleich, keine Doctrinairs!“ ist jetzt die Losung. Es bedarf einer neuen, stärkern, energischern Constitution, es bedarf vor Allem einer constituirenden Versammlung; die Tagsatzung hat nicht die nöthigen Vollmachten, um den Föderal-Vertrag zu machen. Alles dieses ist nicht neu für uns, alles dieses haben wir in Frankreich gehört; aber die Schweizer-Klubbs haben geglaubt, daß es nicht der Mühe lohne, die Einbildungskraft anzustrengen, da sie ganz nah und, so zu sagen unter der Hand, ein vollständiges System der Desorganisation hatten; sie haben es den Jura überschreiten lassen.

Man sieht, welcher Unterschied zwischen der Partei, welche mehr Einheit und Zusammenhang in der Schweiz will, ohne doch auf ihre Theilung in Cantons und ihre Föderativ-Constitution zu verzichten, und der Partei obwaltet, die, mehr von Leidenschaften als Grundsätzen geleitet, nur ihren Widerwillen gegen die alte Aristokratie ausüben will, zwischen der Partei, welche für ihr Vaterland eine dem Geiste des Jahrhunderts angemessenere Constitution will, und welche alle Schweizer, Patricier und Plebejer, beruft, dieser Constitution zu genießen, welche, wie sie in Schwyz und Basel gezeigt hat, die Aristokraten zu zügeln weiß, aber sie nicht ausrotten will, und der Partei, welche in den Begriff einer politischen Reform die Ausrottung eines Theils ihrer Mitbürger aufnimmt. Aber das ist nicht der einzige Unterschied zwischen der gemäßigten Partei, der Partei der Tagsatzung und den Klubbs; es giebt noch einen andern und sehr beruhigenden: das ist der, daß die gemäßigte Partei aus der ganzen Nation besteht und daß die Klubbs nur eine Hand voll Menschen in der Schweiz wie in Frankreich sind; die Klubbs machen viel Geräusch, sind aber in der Schweiz, wie in Frankreich, schwach.

Ich will mich hier nicht in Details verlieren, sondern nur eine Idee von dem Gange des öffentlichen Geistes in diesem Lande geben.

Wie man weiß, fand am 25. August zu Zürich eine Versammlung von Deputirten der patriotischen Gesellschaften statt: ihre Zahl belief sich auf 150 bis 200. Es ist ein Versuch der constituirenden Versammlung, welche die Klubbs fordern. Es sind verschiedene Beschlüsse gefaßt worden, die in Form von Petitionen an die Tagsatzung gesendet wurden.

(Hier folgen nun diese gegen die Conferenz von Sarnen, so wie gegen Schwyz und Basel gerichteten strengen Anträge, wie sie aus den öffentlichen Blättern bekannt sind und der Verfasser des Artikels fährt dann fort:)

Dies waren die Beschlüsse der Deputirten der Volksgesellschaften, offenbar in einem Geiste der Reaction und der Rache genommen. Im Augenblicke, wo diese Adresse der Tagsatzung vorgelegt wurde, wurden ihr auch zwei andere von zwei Districten vom Ufer des Zürcher See's übergeben, welche Mildr und Vergessenheit anriethen. Diese contrastirende Actenstücke bezeichnen hinlänglich den Geist der Klubbs und den des Volkes.



Digitized by Google

Zwar giebt es auch in der Tagsatzung Deputirte, welche die vindicative Meynung repräsentiren; dies ist aber mehr bedauerlich als gefährlich. Die Tagsatzung ist zu weise, um solchem Geschrei nachzugeben und zu fest, um sich durch Drohungen schrecken zu lassen.

Nachdem die Tagsatzung von Sarnen sich aufgelöst, erschienen einige Glieder derselben bei der (allgemeinen) Tagsatzung von Zürch, um an ihren Berathungen Theil zu nehmen. Es waren die Deputirten von Basel und Schwyz. Nun erhob sich natürlich die Frage: Soll man ihnen den Eintritt verstatten? „Es sind Landes-Verräther," sagten die Einen; „wer in der ungesetzlichen Versammlung von Sarnen gesessen, kann in der legitimen Tagsatzung keinen Sitz begehren." — „Wir sind nicht Richter," sagten die Andern, „über die Fähigkeiten der Repräsentanten, die Schwyz und Basel uns schicken. Nicht wir wählen sie, sondern das Volk von Basel und Schwyz, das so souverain wie das der andern Cantone der Schweiz ist: sie nicht aufnehmen, heißt seine Souverainität läugnen." Da nun die Tagsatzung aus diesen Gründen sich entschloß, die Deputirten von Basel und Schwyz, die zu Sarnen gesessen hatten, aufzunehmen, so erklärte der Deputirte von Bern ꝛc.

(Hier folgen nun die gleichfalls öffentlich bekannten, im Sinne der Volksgesellschaften abgefaßten und durch ihren offiziellen Charakter auffallenden heftigen Erklärungen und Forderungen des Cantons Bern, und es heißt dann weiter:)

Nach diesem Ultimatum von Bern ist dieser Canton jetzt der revolutionairste der Schweiz und seine Deputation votirt mit der von Liestal. Das verwirrt alle Begriffe und alle Erinnerungen; aber es erklärt sich durch die Unklugheit und die Thorheit der aristokratischen Partei. Aufgebracht über die Veränderungen, die im Jahre 1831 an der Constitution gemacht worden waren, schmollten die Aristokraten von Bern, zogen sich von der Regierung zurück und wollten keinen Antheil mehr daran nehmen. Sie schmeichelten sich, daß dies eine solche Wirkung machen würde, daß das Volk sie knieend bitten müßte, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Aber das Volk kehrt zu dem nicht zurück, der sich verachtend von ihm gewendet. Jetzt bereut die aristokratische Partei ihr ungeschicktes Schmollen.

Die Instructionen von Bern und die Beschlüsse der Volksversammlungen (beides Producte der Leidenschaften und nicht der Grundsätze) beruhen auf einem leicht zu entdeckenden Irrthume: sie gehen von der Idee aus, daß die Schweiz schon eine unitarische Regierung habe, daß die Schweiz schon ein untheilbarer Staat sey. Sie wird es werden — das ist wahrscheinlich, mindestens möglich; aber sie ist es noch nicht; sie ist nur noch eine Föderation unabhängiger Staaten. Unter dieser Föderativ-Constitution hat sich die Conferenz von Sarnen versammelt, um sich über die Veränderungen einzuverstehen, die man an dem Föderativ-Vertrag machen wollte. Ich glaube, daß die Conferenz von Sarnen stationnir, ja retrograd war; ich glaube, daß sie den weisesten Neuerungen entgegenwirkte; ich glaube, daß sie Unrecht hatte — aber war es ein Verbrechen, sich zu versammeln? Das glaube ich nicht. Die Schweizer-Cantone sind keine französische Departements, vergessen wir das nicht. — Was ein politisches Verbrechen in Frankreich seyn würde, ist es nicht in der Schweiz, vermöge des Unterschiedes der Constitutionen.

Es ist daher gerecht, nach meiner Meynung, und vor Allem weise und politisch, nicht gegen die Mitglieder der Versammlung von Sarnen gewaltthätig und accusatorisch zu verfahren. Die Parteien sind so blind und so grausam in ihrem Verdacht! Und wo wäre das Ziel der Anklagen auf Verrath?

— Indessen darf man auch darüber wohl unbesorgt seyn. Die Beschlüsse der Klubbs haben bei der Tagsatzung nichts bewirkt. Es waren Petitionen und sie sind einfache Petitionen geblieben. Die Instructionen von Bern werden, denken wir, nicht mehr Erfolg haben. Und wenn der Gesandte Berns, Herr Schnell, sich zurückzieht, und Bern keine andern Deputirten ernennen will und sich auch von der Tagsatzung trennt, — so wird diese Bern eben so gut durch eidgenössische Truppen besetzen lassen, wie sie es mit Basel und Schwyz gethan und es mit Neufchatel zu thun entschlossen ist, wenn dieses ihren Decreten nicht gehorchen will.*) Wenig kommt hiebei auf das Motiv des Widerstandes an: ob das Motiv liberal oder aristokratisch sey, das ändert die Frage nicht. Die Tagsatzung kann eben so wenig ein liberales Schisma zu Bern, als ein aristokratisches zu Neufchatel dulden.

— Die Tagsatzung will die Schweiz eben so wenig den Experimenten der überspannten Unitarier, als dem blinden Schlendrian der Partei der alten Schweiz preisgeben. Sie will die Schweiz, wie sie ist, mit ihren zweiundzwanzig Cantonen; aber sie will, daß diese zweiundzwanzig Cantone nur ein unauflösliches Bündel seyen. Auch zieht sie das Band in dem Verhältnisse an, als es nachzulassen scheint. Wenn die Tagsatzung Neufchatel erlaubte, den Verband zu lösen und ganz preußische Provinz zu werden,**) so könnten morgen Lausanne oder Genf fordern, französisch zu werden. Was würde bei solcher Zerstückelung aus der Schweiz werden? Bald würde sie unter mehreren, durch ihre Trümmern vergrößerten, Staaten verschwinden.

Das ist der Zustand der Dinge in der Schweiz in diesem Augenblicke. Statt einer Revolution auf dem Papier, wie vor einiger Zeit, durch Veränderung des Bundes-Vertrags, hervorstand, hat die Schweiz nun eine practische und wirksame Revolution gehabt und es sind die Ereignisse von Küßnacht und Basel, die sie zu Stande gebracht haben. — Statt neuer Principien und Institutionen, deren Leben so schwierig und so zart ist, hat die Schweiz wirksame, entscheidende, Ereignisse gehabt, die ihr schnell und ohne Ungewißheit die Einheit und den Zusammenhang gegeben haben, den sie suchte und bedurfte; ohne neue Gewalten zu schaffen, oder die bisherige föderative Eintheilung zu ändern. — Die Tagsatzung hat die größte Einheit und den größten Zusammenhalt erreicht, ohne das Bundes-Regierungs-System zu verletzen.

Und was, in meinen Augen, den letzten Ereignissen den Charakter einer starken und legitimen Revolution giebt, das ist ihre Nothwendigkeit: die Tagsatzung hat sie nicht geschaffen; sie ist weder an dem Ueberfall von Küßnacht noch an dem Kampf von Basel Schuld. Diese Ereignisse sind das Erzeugniß der Leidenschaften der Gegenpartei der Tagsatzung; nachdem sie einmal geschehen waren, mußte die Tagsatzung handeln, wie Ehre und Gewissen ihr vorschrieb. Dies Gesetz ist das, was niemals täuscht, das Gesetz der Nothwendigkeit. Das Benehmen der Tagsatzung bei den letzten Ereignissen ist eben so nothwendig gewesen, als das Benehmen des Volkes von Paris in den Juli-Tagen und die aus den letzten Ereignissen erwachsene Schweizer-Revolution ist eben so gerecht und legitim, als die Juli-Revolution. Wie sie ist sie von ihren Feinden provocirt worden; wie sie stützt sie sich auf das Recht der Selbstvertheidigung; wie sie hat sie den Charakter der Nothwendigkeit; wie sie wird sie auch die Kraft der Nothwendigkeit haben.

*) Seitdem hat Neufchatel zwei Deputirte zur Tagsatzung geschickt. Anm. d. Red.

**) Dem Vernehmen nach hat der König von Preußen dem partiellen Trennungsgesuche, das ihm eine Deputation von Neufchatel überbracht, seine Genehmigung versagt. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß

## der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten Juli, August und September 1833.

---


No. 829. Erinnerungen an Neapel. Von Paul de Julvecourt. — Der Wallfischfang. — Bevölkerung von China und dessen Colonien. — Notiz über Göthe, gelesen in der allgemeinen Sitzung der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg, am 22. März 1833, von dem Präsidenten der Akademie.

No. 830. Die letzten Augenblicke der Fürstin Pauline Borghese. Von der Herzogin von Abrantes. — Vergleichung der Zunahme der productiven und nichtproductiven Bevölkerung von Großbritannien. — Süd-Carolina. Sclaverei der Schwarzen. — Vorlesungen des Herrn Lerminier. Allgemeine Geschichte der gesetzgebenden Gewalt. Die Seemanen. Karl der Große.

No. 831. Die Eisenbahnen. Von Julius Janin. — Abergläubische Gewohnheiten der Hindu's. — Außerordentlicher Todesfall an Entkräftung. — Der Felsen von Gibraltar. — Bemerkungen über den Winter von 1833. — Sparsamkeit mit der Zeit in England. — Aufgefundene menschliche Reste.

No. 832. Die Eisenbahnen. Von Julius Janin. (Beschluß.) — Die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten eines Capitalisten. — Die Königin Begum Somroo. — Die alte Statue Napoleons. — Eine Nachgrabung in Vulcia.

No. 833. Schreiben Mery's an Barthelemy, in Betreff des aus Aegypten nach Frankreich abgesandten Obelisken, Geschenk des Mehemed Ali. — Annalen der Indianer-Stämme in Nord-Amerika. — Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Ponjoulat. — Statue Napoleons. Säule vom Platze Vendome.

No. 834. Annalen der Indianer-Stämme in Nord-Amerika. (Beschl.) — Forschungen üb. d. Bevölkerung des Erdballs. — Sultan Mahmud.

No. 835. Eine (englische) Parlamentswahl. (Aus „Großbritannien im Jahe 1833," von dem Baron von Haussez, letztem Minister Carls X.) — Bruchstücke aus einem noch ungedruckten Werke, betitelt: Biographische, literarische und politische Memoiren über Mirabeau, von ihm selbst, von seinem Vater, von seinem Oheim und von seinem Sohne. — Beschreibung der Salzwerke von Wielizka. — Das Johannisfest zu Florenz.

No. 836. Bruchstücke aus einem noch ungedruckten Werke, betitelt: Biographische, literarische und politische Memoiren über Mirabeau, von ihm selbst, von seinem Vater, von seinem Oheim und von seinem Sohne. (Beschluß.) — Die Günstlinge des Sultans. — Colonisation von Algier. Englische Expedition in das Innere von Afrika. — Auszüge aus den Denkwürdigkeiten und der Correspondenz von Thomas Jefferson. — Napoleons Aeußerungen über die Anlagen fürstlicher Paläste. — Große Schärfe des Geruchsorgans. — Mortalitäts-Tabelle.

No. 837. Wissenschaftliche Reise nach Peking. Von dem Herrn Bunge. Durch Klaproth. — Das Neu-Rouz-Fest in Persien. — Auszug aus den Denkwürdigkeiten und der Correspondenz von Thomas Jefferson. (Beschluß.) — Reise um die Welt durch die Meerenge von Indien und China, ausgeführt auf der Fregatte la Favorite während der Jahre 1830, 1831 und 1832 von Cyrille Laplace, Fregatten-Capitain. — Etwas über das bevorstehende Juli-Fest. — Die Thränensammler in Persien. — Das brittische Reich in Indien, unter der Verwaltung der ostindischen Compagnie.

No. 838. Die Strangulatoren in Indien, von einem Offizier im Dienste des Nizam. — Das Café de Paris. — Geschichte der Revolutionen von Madagascar seit 1624 bis auf unsere Tage. Von Ackermann. — Vergleichung der Lebenslänge von Gelehrten, Dichtern und Künstlern. — Die Diamanten.

No. 839. Die musikalische Sprache, erfunden von dem Herrn F. Sudre. — Das Café de Paris. (Beschluß.) — Moralische und politische Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Achill Murat. — Neu entdeckte Alterthümer.

No. 840. London. — Schilderung der Administration der Stadt Paris bis zu den fernsten Zeiten. Von dem Herrn Alexander de Laborde. — Moralische und politische Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Achill Murat. (Fortsetzung.)


Digitized by Google

No. 841. Die Dampfschifffahrt. — Beschreibung von Bengres. — Moralische und politische Skizze der vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Achill Murat. (Beschluß.) — Unterhaltungen von Lord Byron mit der Gräfin Blessington.

No. 842. Von Bailly's Denkwürdigkeiten. — Eine Meuterei am Bord eines Kriegsschiffes. — Reisen in dem Distrikt der Diamanten und auf dem Littorale von Brasilien. Von August Saint-Hilaire. — Ereignisse in Portugal und in der Schweiz.

No. 843. Eine Meuterei am Bord eines Kriegsschiffes. (Beschluß.) — Eine Jagdpartie König Carls X. Von Eugene Chapus. — Erinnerungen eines Sechzigers, von Arnault, immerwährendem Secretair der französischen Akademie. — Walter Scotts Jugend. — Aphorismen.

No. 844. Jetziger Zustand der Literatur in Polen. Von A. Gurowski. — Die letzten Augenblicke eines zu Paris verstorbenen Wilden. Von Camus. — Der Tunnel der Themse. — Chinesischer Kalender für das Jahr 1833.

No. 845. Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar. — Die Bazars zu Constantinopel. Von M. Michaud. — Geschichtliches über den Zwiespalt und die Unruhen in der Schweiz. — Kann Frankreich eine Republik seyn? — Der Greis am Grabe.

No. 846. Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar. (Fortsetzung.) — Mehemet-Ali, Pascha von Aegypten. — Die monarchische und die amerikanische Schule.

No. 847. Der Mond und die Sterne. Von Capitain Basil Hall. — Gebrauch und Handel des Thee's in China. Von Klaproth. — Lage von Portugal. Statistik der Meynungen und der Interessen. — Polen, historischer, politischer und militairischer Ueberblick seiner Revolution, eingeleitet von einer Skizze der Geschichte Polens von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1830 von dem Grafen Roman Soltyk, Mitglied des Congresses, General der Artillerie. — Geschichte Carl Eduards, des letzten Prinzen vom Hause Stuart. Von Amadeus Pichot.

No. 848. Missionen in China. — Die Vulkane. — Geschichte Carl Eduards, des letzten Prinzen vom Hause Stuart. Von Amadeus Pichot. (Beschluß.) — Muß man an der Constitution verzweifeln? — Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

No. 849. Der Mordbrenner. — Blicke auf die Zukunft der Türkei. — Fortgesetzter Briefwechsel aus der Türkei. — Die Methodisten. Eine französische Recension eines deutschen Buches.

No. 850. Verhältniß der Lebensdauer zwischen dem Geschlecht des Mannes und dem der Frau. — Canäle von Panama und von Suez. — Die Methodisten. Eine französische Recension eines deutschen Buches. (Beschluß.) — Fortsetzung des Briefwechsels aus Constantinopel. — Politische Miscellen. Die Doctrinaire. — Die neuesten Nachrichten von der afrikanischen Expedition unter Lander.

No. 851. Reise nach Japan. Auszug aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth. — Ueber die portugiesische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Von Ferdinand Denis. — Geschichte des Manu, übersetzt aus dem Sanscrit von Loiseleur de Longchamps, herausgegeben auf Veranlassung der asiatischen Gesellschaft von Paris. — Geschichte des Manu. Versuche über die Philosophie der Hindu's, von Colebrooke, aus dem Englischen ins Französische übersetzt von Pauthier.

No. 852. Ueber die portugiesische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Von Ferdinand Denis. (Beschluß.) — Richard Lander's Expedition nach Afrika. — Ein algierisches Musäum. — Gesetze des Manu. Versuch über die Philosophie der Hindu's, von Colebrooke, aus dem Englischen ins Französische übersetzt von Pauthier. (Beschluß.) — Die Spielkarten. — Literarische Verwahrung und Rüge. — Das Glück des Nichtshabens.

No. 853. Des Capitains Owen Beschreibung der Reisen zur Untersuchung der Ufer von Afrika, Arabien und Madagascar. (Beschluß.) — Neue Reise nach Japan. Auszug aus einem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth. — Ueber den Stand der Angelegenheiten und der Parteien in der Schweiz. — Nachtrag zu den „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit." Von Friedrich Karl von Strombeck.

No. 854. Neue Reise nach Japan. Auszug aus dem noch nicht im Druck erschienenen Tagebuche des Herrn van Overmeer Fischer, von Klaproth. (Beschluß.) — Ueber den Stand der Angelegenheiten und der Parteien in der Schweiz. (Beschluß.)

Digitized by Google

# Literarische

# Blätter der Börsen-Halle.

---

Herausgegeben

von

Gerhard von Hosstrup.

---

Neunter Jahrgang. — October, November, December.

---

Hamburg 1833.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß

## der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten October, November und December 1833.

---


No. 855. Bericht über eine Fahrt des Schiffes Lord Amherst nach den nördlichen Häfen von China, ausgezogen aus den Papieren, die, sich auf den Handel mit China beziehend, auf Befehl des Unterhauses des englischen Parlaments gedruckt worden sind. — Die Neufchateller Frage. — Von dem Plan, im Orient eine Communication zwischen zwei Meeren zu eröffnen. — Fortsetzung des Briefwechsels aus Constantinopel.

No. 856. Bericht über eine Fahrt des Schiffes Lord Amherst nach den nördlichen Häfen von China, ausgezogen aus den Papieren, die, sich auf den Handel mit China beziehend, auf Befehl des Unterhauses des englischen Parlaments gedruckt worden sind. (Beschluß.) — Ueber die Strafe der Enthauptung. — Notiz über den Herzog von Reichstadt.

No. 857. Die Homöopathen. Von dem Director der Revue de Paris. — Ueber die Strafe der Enthauptung. (Beschluß.) — Polnische Wissenschaft. — Die Vendee und die Herzogin von Berry, von General Dermoncourt. — Die russischen Bäder, ein Mittel wider die Wasserscheu.

No. 858. Skizzen der Türkei in den Jahren 1831 und 1832. Von einem Amerikaner. — Zunahme der Bevölkerung in Großbritannien in den Jahren von 1811 bis 1821 und von 1821 bis 1831. — Physiognomie der verschiedenen Quartiere von London. — Weiteres über die Expedition nach dem Niger. — Zunehmende Liebhaberei für die Schädellehre in Großbritannien.

No. 859. Skizzen der Türkei in den Jahren 1831 und 1832. Von einem Amerikaner. (Beschluß.) — Die englischen Renn-Pferde. — Physiognomie der verschiedenen Quartiere von London. (Beschluß.) — Das Ministerium der Reform und das reformirte Parlament.

No. 860. Die englischen Renn-Pferde. (Fortsetzung.) — Das Ministerium der Reform und das reformirte Parlament. (Beschl.)

No. 861. Die englischen Renn-Pferde. (Beschluß.) — Der ägyptische Moniteur. — Die Phrenologie in ihren Beziehungen zur Criminal-Justiz. — Boshafter Zufall.

No. 862. Ankunft des Capitains Ross zu Hull. — Ueber das türkische Reich, seine jetzige Lage und seine Zukunft. — Sitten der jetzigen Griechen. — Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin.

No. 863. Ueber das türkische Reich, seine jetzige Lage und seine Zukunft. (Beschluß.) — Ueber die Kriege, die Frankreich seit dem 14. Jahrhundert geführt hat. — Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin. (Beschluß.) — Schrecklicher Kampf zwischen zwei zum Tode Verurtheilten. — Ueber die natürliche und die künstliche Bildung der Perlen.

No. 864. Der Kaiser Nikolas. — Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin. Zweiter Artikel. — Schrecklicher Kampf zwischen zwei zum Tode Verurtheilten. (Beschluß.) — Unsicherheit in der Gegend von Paris. — Die riesige Esche.

No. 865. Der Kaiser Nikolas. (Beschluß.) — Der Adel, die Geistlichkeit und das Volk in Spanien. — Ile de France oder Mauritius. Von Charles Castellan. — Algier unter französischer Herrschaft, sein gegenwärtiger Zustand und seine Zukunft, von Baron Pichon, Staatsrath und vormaligem Civil-Intendanten von Algier. — Von den französischen Colonien in Indien. — Bürgers Lenore.

No. 866. Meine Erinnerungen aus Spanien. Von Capitain Basil Hall. — Die Cocos-Inseln. — Machiavel, sein Genie und seine Irrthümer. Von A. F. Artaud, ehemaligem Chargé d'Affaires zu Florenz, Wien und Rom ꝛc. — Von den französischen Colonien in Indien. (Beschluß.) — Donizetti.


Digitized by Google

No. 867. Tom Cringle, oder Scenen aus dem Seeleben. — Der Rajah Rammohun-Roy. — Das Bild der Königin von England. — Reichthümer der Klöster älterer Zeit.

No. 868. Tom Cringle, oder Scenen aus dem Seeleben. (Beschluß.) — Jetziger Zustand der Arzneikunde in der Türkei. — Denkwürdigkeiten des Marschalls Ney. Herausgegeben von seiner Familie. — Versuch über die Literaire-Geschichte des Mittelalters, von J. P. Chaepentier (de Saint-Priest. — Wunderbare Kraft des — Flohs.

No. 869. Madame Roland und deren Gatte. Eine Episode aus der Schreckenszeit. (Aus den Denkwürdigkeiten der Marquise von Crequy.) — Jetziger Zustand der Arzneikunde in der Türkei. (Beschluß.) — Der Baron Georges Cuvier. — Buonaparte, von Herrn von Salvandy.

No. 870. Madame Roland und deren Gatte. Eine Episode aus der Schreckenszeit. (Aus den Denkwürdigkeiten der Marquise von Crequy.) (Beschl.) — Der spanische Räuber Uriarte. — Assuff Up-Dola, Nabob von Oude. — Der Pfarrer Merino. — Machiavel, sein Genie und seine Irrthümer. Von A. F. Artaud, ehemaligem Chargé d'Affaires zu Florenz, Wien und Rom ꝛc. Zweiter Artikel.

No. 871. Besuch bei dem Pascha von Bagdad und dem Kuesen von Servien, im Monat August des Jahres 1830, von Alphonse Royer. — Machiavel, sein Genie und seine Irrthümer. Von A. F. Artaud, ehemaligem Chargé d'Affaires zu Florenz, Wien und Rom ꝛc. Zweitee Artikel. (Beschluß.) — Van-Diemens-Land. — Angebliche neue Aufschlüsse über den Mord von Fualdes und den famösen Proceß darüber.

No. 872. Besuch bei dem Pascha von Bagdad und dem Kuesen von Servien, im Monat August des Jahres 1830, von Alphonse Royer. (Beschluß.) — Die Königin Hortensia in Italien. — Noch einiges über Merino. — Reise in der Regentschaft von Algier, oder Beschreibung des von der französischen Armee in Afrika besetzten Landes. Von Rozet, Hauptmann des Generalstaabes.

No. 873. Die Königin Hortensia in Italien. (Beschluß.) — Besuch bei den Chinesen zu Kiachta. Auszug aus den Briefen einer russischen Dame, mitgetheilt durch den Herrn Klaproth. — Reise in der Regentschaft von Algier, oder Beschreibung des von der französischen Armee in Afrika besetzten Landes. Von Rozet, Hauptmann des Generalstaabes. (Beschluß.) — Die Hottentotten.

No. 874. Die Räuber im Himalaya. Von Victor Jacquemont. — Besuch bei den Chinesen zu Kiachta. Auszug aus den Briefen einer russischen Dame, mitgetheilt durch den Herrn Klaproth. (Beschluß.) — Der Marschall Jourdan. — Seeräuber der Meere von China.

No. 875. Der Justiz-Pallast zu Paris. Von Ledru Rollin. — Die Wichtigkeit des Handels in Dingen von geringem Werthe und der Einfluß der Mode auf die Industrie. — Seeräuber der Meere von Indien. (Beschluß.) — Von der Leitung der Debatten in Criminalsachen. — Pittoreske Gemälde von Indien.

No. 876. Ferdinand VII. — Versetzung der Sinne. — Der französische Corsar Love. — Pittoreske Gemälde von Indien. — Neues schriftstellerisches Lebenszeichen der Mistriß Trollope.

No. 877. Besuch bei dem Könige von Lahore. — Von Victor Jacquemont. — Pittoreske Gemälde von Indien. (Beschluß.) — Die Memnons-Säule, betrachtet in ihren Beziehungen mit Aegypten und Griechenland von Letronne.

No. 878. Die Prätendenten. Geschichtliche Zusammenstellungen von Jules Janin. — Pittoreske Gemälde von Indien. — Ein zweiter Paganini.

No. 879. Die beiden Jeoglanen. — Ueber die Kriegswerkzeuge älterer und neuerer Zeit. — Der Pfarrer Merino. — Die Räuber von London.

No. 880. Die Jeoglanen. (Beschluß.) — Merkwürdige Wirkungen der Musik. — Das wichtigste Capital.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 855. Hamburg. Mittwoch, den 2. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Bericht über eine Fahrt des Schiffes Lord Amherst nach den nördlichen Häfen von China,

ausgezogen aus den Papieren, die, sich auf den Handel mit China beziehend, auf Befehl des Unterhauses des englischen Parlaments gedruckt worden sind.

(Aus der Literary Gazette.)

(N.)

Die obengenannte Reise war in allen Beziehungen eine außergewöhnliche; sie war außergewöhnlich in ihrem Endzweck, in ihren Proceduren, in ihren Beobachtungen neuer Orte und in ihren sichtlichen Resultaten. Damit man aber wisse, wie das gemeint sey, dürften einige erläuternde Worte hier am Orte seyn. Es braucht unsern Lesern wohl nicht erst gesagt zu werden, daß eine höchst verdrießliche Reibung zwischen der englischen Factorei so wie den Handeltreibenden und den chinesischen Behörden zu Canton eingetreten war; so wie, daß Canton der einzige Hafen ist, in welchem die chinesische Eifersucht irgend einen fremden Verkehr oder Handel duldet. Empört über die erfahrene Behandlung, gab der Herr Majoribanks, der vorige Präsident, es an die Hand, einmal versuchsweise ein Schiff längs den nördlichen Küsten des Reichs zu schicken, um verschiedene Häfen zu besuchen, und zu ermitteln, wie das Volk hinsichtlich eines erweiterten Handels gesonnen sey. Demzufolge ward das Schiff Lord Amherst, mit einer siebenzig Köpfe starken Mannschaft, unter der Leitung des Herrn Lindsay, eines Neffen von Lord Balcarras, der hinlänglich tapferes und edles schottisches Blut in seinen Adern hatte, um jedem Abenteuer und jeder Gefahr gehörig zu begegnen, ausgesandt. Er scheint auch vielen Verstand und eine exemplarische Geistesgegenwart bewiesen zu haben. Ein Herr Gutzlaff, der geläufig Chinesisch sprach, was der Expedition unendlich nützlich war, begleitete ihn und leistete ihm großen Beistand. Der Schiffspatron, Capitain Rees, ein Walliser, stand seinen Gefährten in der Kühnheit in keiner Weise nach.

Es läßt sich nicht läugnen, daß in dem ganzen Unternehmen etwas Unverschämtes lag, eben so, als wenn eine chinesische Kriegs-Junke mit Gewalt zu Portsmouth und zu Liverpool anlaufen wollte, um nolens volens zu sehen, welcher Art diese Plätze wären, und zu ermitteln, ob den Bewohnern der Küste die Handelspolitik der Regierung zusage, oder ob sie deren Beschränkungen gerne brächen, entweder offen oder verstohlen. Unsere Landsleute bedienten sich folgenden Vorwandes, und beachten ihn überall an, wo ihnen über ihre Motive Rechenschaft abgefordert wurde.

„„Das Schiff gehört der englischen Nation an, ist von Pung-ka-la (Bengalen), hat siebenzig Mann Besatzung unter dem Befehl von Hoo-Hea-mee, und ist bestimmt nach Japan.““ — Diese Angabe, zum Theil allerdings begründet, war doch wenig geeignet, die Chinesen wegen des Schiffes ins Klare zu bringen. Es ging von Bengalen ab, und zu der Zeit, wo ich dieses niederschrieb, nahm man im Voraus an, daß Japan in der Reise mit einbegriffen sey. Da ich es für wahrscheinlich hielt, daß wir in häufigen Verkehr mit den chinesischen Behörden kommen würden, so schien es mir gut gethan zu seyn, wenn ich mir den Titel Chaou-choo oder Befehlshaber des Schiffes beilegte; und da mein eigener Name zu Canton bekannt war, so tauschte ich ihn gegen meinen Taufnamen Hugh Hamilton aus, den ich durch Hoo-Hea-mee ins Chinesische übersetzte. Wir hatten eine ziemlich lange Unterredung mit den Mandarinen, in welcher sie sich einige Bemerkungen entschlüpfen ließen, welche ihre große Besorgniß wegen des Ausgangs der Vorfälle zu Canton bekundeten. Auch die Leute am Ufer hatten manches darüber gehört, und wir suchen uns mit Fragen bestürmt, wie das wohl enden würde.“

— Als wir nach der Provinz Fokien kamen, hatten wir folgenden Aufsatz in Bereitschaft gesetzt:

„Der englische Kaufmann Hoo wendet sich hiemit bittend an Se. Excellenz den Tetuh der Provinz Fokien ꝛc. ꝛc. Ein englisches Schiff, von Bengalen nach Japan und andern Oeten bestimmt, mit einer Ladung Tuch, Kamelotte, Callico's, baumwollenen und anderen Zeugen, ist am dritten Tag des dritten Mondes hier angekommen. Eine lange Zeit durch widrige Winde aufgehalten, sind uns die Lebensmittel und das Wasser fast gänzlich ausgegangen; deshalb haben wir in den Hafen Hea Mun einlaufen müssen und möchten gern zu billigen Preisen kaufen, was uns Noth thut. Da wir aus einem fernen Lande nach China kommen, so rechnen wir in Unterthänigkeit darauf, von den Chinesen mit Güte behandelt zu werden, weil die beiden Nationen seit langer Zeit mit einander auf freundschaftlichem Fuße gestanden und zu beiderseitigem Vortheil einen gegenseitigen Handelsverkehr unterhalten haben; dennoch sehen wir, wie unser Schiff von Kriegs-Junken umgeben und eine Proclamation erlassen worden ist, die es den Eingeborenen verbietet, zu uns an Bord zu kommen. Dies läßt uns glauben, daß Ew. Excellenz von übelwollenden Leuten schlecht berichtet worden sind, und daß man, die freundschaftlichen Gesinnungen der Engländer verkennend, Vorsichtsmaaßregeln ergriffen hat, als ob sie statt Freunde der Chinesen, deren Feinde wären. Ewr. Excellenz wird aber doch sicher der hohe Name und der ehrenwerthe Charakter der englischen Nation bekannt seyn, so wie, daß chinesische Eingeborene, wenn sie nach deren Colonieen kommen, dort frei Handel treiben und unter denselben Bedingungen in Frieden leben können, wie die Engländer; niemand darf es wagen, ihnen etwas in den Weg zu legen oder sie zu beleidigen; auch brauchen sie sich wegen Schutzes oder Genugthuung nicht erst an die Mandarinen zu wenden. Warum sollten nun unter solchen Umständen gegenseitige unfreundliche Gesinnungen provocirt werden? Sollte es nicht für beide Nationen besser seyn, wenn sie sich einander in Freundschaftsdiensten und in Güte zu überbieten trachteten? Ueberdem hat England eine große Gewalt; es zählt eine Menge Schiffe, und seine Gränzen reichen an das mittlere



Digitized by Google

Königreich. Sein Monarch erlaubt seinen Unterthanen nach allen Theilen der Welt, nach den entferntesten Ländern zu gehen und dort Handel zu treiben; es ist ihnen aber ganz besonders zur Pflicht gemacht worden, sich überall schicklich und gerecht zu benehmen, um so die billige und rechtschaffene Denkungsart der Engländer gehörig ins Licht zu stellen. In diesem Sinne sind die Vorschriften abgefaßt, die ich von meinen Vorgesetzten erhalten habe und die ich immer befolgen werde, wenn ich einen chinesischen Hafen besuche; bei alledem kann ich mir aber doch keine Beleidigungen gefallen lassen. Deshalb übergebe ich denn Ew. Excellenz diese Bittschrift, und rechne darauf, daß es mir erlaubt seyn wird, die erfoederlichen Lebensmittel und Wasser anzukaufen, welche Gunst wir Fremden dann dankbar anerkennen werden.

„Im zwölften Jahre des Taoukwang, im dritten Monat, den vierten Tag."

— Die chinesischen Behörden gaben aber den Befehl, daß das Barbarenschiff sich eiligst entfernen sollte, auch liefen sie längs des Ufers Lager beziehen, um jeden Verkehr mit den Eingeborenen zu verhindern; sie sahen sich durch den ungewohnten, unerwarteten und unwillkommenen Besuch in die gräulichste Verlegenheit gesetzt. Herr Lindsay überzeugte sich bald, daß der Zweck unserer Reise, genauere Kunde einzuziehen, aller Wahrscheinlichkeit nach ganz verfehlt werden würde, wenn wir uns zu gewissenhaft dem fügten, was die Oertsbehörden die unabweichlichen Gesetze des himmlischen Reiches nannten; wohin wir auch gingen, mußten wir immer gewärtig seyn, die bestimmtesten Befehle, gleich wieder abzugehen, unter Androhung der ernstesten Folgen zu erhalten. So dachte ich denn darüber nach, ob ich es nicht einmal versuchen sollte, welche Maaßregeln die Behörden wohl ergreifen würden, wenn sie sähen, daß wir ihren Befehlen nicht gleich Folge leisteten. Als wir hier ankamen, ward uns der bestimmte Befehl ertheilt, nicht ans Land zu kommen und ohne eines Augenblickes Verzug wieder zu versegeln. Wie überschritten diesen Befehl in beiderlei Weise, und der verhältnißmäßig unbedeutende Gegenstand, Lebensmittel auf unsere eigenen Bedingungen zu bekommen, ward mit Erfolg durchgesetzt; sollte das nicht auch in wichtigeren Dingen möglich gewesen seyn? Das Resultat unseres nachherigen Verfahrens zu Fuh-Chow-foo überzeugt mich, daß eine geringere Fügsamkeit unsererseits eine größere Nachgiebigkeit ihrerseits zur Folge gehabt haben würde. Wir blieben zu Amoy bis zum Siebenten.

„Die Reise," heißt es anderswo, „war lediglich versuchsweise, und da wir keinen officiellen Charakter hatten, um die Compagnie in irgend einer Weise verantwortlich für unsere Handlungen zu machen, so sah ich nicht ein, warum nicht eine kleine Probe mit der Furcht und Schwäche der Regierung, wovon wir schon so reichliche Beweise hatten, gemacht werden sollte."

— So liefen unsere Landsleute denn trotz aller Verbote in einen chinesischen Hafen ein, und der Erfolg dieses Schrittes blieb nicht lange zweifelhaft, wie aus Folgendem erhellet:

„Am nächsten Morgen, den 4. Mai, bald nach Tagesanbruch, kam Yang wieder zu uns an Bord, und sagte: „„Ihr habt erkläret, daß Ihr zufrieden seyn würdet, wenn Ihr Waaren zum Belauf von zehntausend Dollars verkauftet; nun habe ich einige Freunde gefunden, die wohl einen Ankauf dieses Betrages machen möchten; werdet Ihr uns dann aber auch verlassen?"" Ich bejahte das, weil ich nicht Willens war, mehr von unsern Waaren abzugeben, um deren auch noch für die übrigen Plätze höher im Norden zu behalten. Nach einer kleinen Besprechung ward dann verabredet, daß unser Schiff, weil es nicht wohl anginge, daß es seine Waaren Angesichts der Zollstätte löschte, sich wieder auf den vorherigen Ankerplatz legen sollte, nachdem wir ein Kaufgeld von 10 pCt. oder tausend Dollars erhalten hätten. Yang bedang sich auch für seine Bemühung eine Provision von 3 pCt. aus, und verließ uns unter der bestimmten Zusage, daß das Geld am 6. oder 7. bezahlt werden sollte. Er hielt Wort, und brachte auch am 7. mehrere Kaufleute mit, die uns sagten, daß sie regelmäßig in europäischen Waaren Geschäfte machten und jährlich deshalb nach Canton reiseten, eine Aussage, die sich durch ihre an den Tag gelegte Bekanntschaft mit deren verschiedenen Qualitäten als begründet erwies."

— Es ward nun aus dem Lord Amherst verkauft, was man verkaufen wollte; doch erging es den armen Beamten schlecht.

„Ich habe vergessen zu erwähnen," sagt unser Verfasser, „daß es uns am 10. des Morgens zu Ohren kam, es sey von T-sung-tuh die officielle Anzeige eingegangen, daß Chin-Ta-ye, der Foo-tsiang oder Vice-Admiral von Ningan, nebst zwei andern See-Offizieren wegen Einlaufens des Lord Amherst degradirt und aus dem Dienst entlassen worden, und daß der ernannte Nachfolger des ersteren, Lin Ta-kan Yay, der die niedrigere Stelle eines Tsan-tsiang zu Amoy bekleidet gehabt, einer der Beamten sey, die dort versammelt wären, um uns Audienz zu geben. Dieser Umstand ist schon an und für sich sehr sprechend, und es hält schwer, einer Regierung große Achtung zu schenken, die, indem sie sich zu machtlos fühlt, bei einem kleinen Kauffahrteischiffe ihren Willen durchzusetzen, ihe Ansehen im Publikum dadurch geltend machen und die eigene Schwäche bemänteln will, daß sie die ihr untergeordneten Beamten straft. Wir wunderten uns nicht wenig, als wir, zwei Tage nach diesem Vorfall, ein paar kleine Kriegs-Junken bei uns anlegen sahen, in welchen sich Yang Laou Yay und dessen Freunde befanden, um die entstandenen Ballen abzuholen und den Rest des Kaufpreises zu entrichten. Demzufolge wurden Beutel voll Geld aus den Junken hervorgeholt und unserm Shroff zur Untersuchung übergeben, während zur nämlichen Zeit die Tuch- und Kamelott-Ballen geöffnet, untersucht, gezeichnet und in die Kriegs-Junken übergeladen wurden. Dies geschah am hellen Tage und während unser Verdeck bei hundert Besucher aufgenommen hatte. Ich konnte es mir nicht enthalten, den Ying Lan Yay zu fragen, wie das, was eben vorginge, mit den Ereignissen der letzten Tage und mit den Geboten, die ich an der Thür seines eigenen Bureau's angeklebt gesehen, zu reimen sey, und äußerte zugleich die Muthmaßung, daß dabei die ausdrückliche, wenn auch schweigende Genehmigung des Vice-Königs selbst zum Grunde liegen müßte. Yang läugnete das, jedoch in einer Weise, die mich nur in meiner Muthmaßung bestärken konnte. Dem möge nun seyn wie ihm wolle, so lagen die Thatsachen vor. Wie sonderbar und fast unglaublich muß es nicht einem jeden erscheinen, der mit der complicirten Maschinerie und mit dem gewöhnlichen Trugsystem der chinesischen Regierung nicht bekannt ist, wie, nur drei Tage später, als ein Admiral und mehrere hohe Offiziere degradirt worden, weil sie es zugegeben, daß ein fremdes Kauffahrteischiff das Einlaufen in den Hafen einer der Hauptstädte des Reichs hatte forciren dürfen, und während überall Placate angeschlagen waren, in welchen allen Eingeborenen unter Androhung der schwersten Strafen jeder Verkehr mit dem Schiffe der Barbaren verboten ward, zwei Kriegs-Junken unter kaiserlicher Flagge am hellen lichten Tage sich neben dieses legen durften, um Angesichts von hundert Zuschauern Handel damit zu treiben und durch den bürgerlichen Mandarin des Districts die Waaren untersuchen zu lassen.

„Ich bin fest überzeugt, daß, wenn es in der Politik der brittischen Regierung und der ehrenwerthen Compagnie gelegen hätte, die von dem Lord W. Bentinck begonnenen Unterhandlungen, um von der örtlichen Behörde zu Canton wegen ihres Verfahrens im Monat Mai 1831 Rechenschaft zu verlangen, weiter zu treiben, und diese Unterhandlungen dann, wie es wahrscheinlich geschehen wäre, eine Collision mit der Regierung von Canton herbeigeführet und die englische Nation mit dem chinesi-

Digitized by Google

schen Reiche in einen Zustand der Feindseligkeit versetzt hätte, daraus, in einer wunderbar kurzen Zeit, mit geringen Kosten und verhältnißmäßig unbedeutender Aufopferung von Menschen, ein Handelsverhältniß erwachsen seyn würde, das für beide Nationen gleich sehr vortheilhaft und ehrenvoll gewesen wäre. Wenn nur vier oder sechs Indienfahrer nebst einer einzigen Kriegsfregatte in dem Hafen von Fuh-Chow-foo eingelaufen wären, die Kriegs-Junken weggenommen hätten, dann nach Ningpo gegangen wären und von hier aus der Regierung die Wahl zwischen Freundschaft oder Feindschaft, Handel oder Krieg gestellt hätten, die Freiheit des brittischen Verkehrs auf ewige Zeiten und ohne Aufwand an Blut oder Geld gesichert gewesen wäre. Die Regierung kennt ihre Schwäche zu gut, und weiß es, wie wenig sie auf die Liebe des Volkes zählen darf, als daß sie es je auf eine solche Alternative könnte ankommen lassen."

— Von der Fahrt, den Fuh-Chow-foo-Fluß hinauf, berichtet der Verfasser:

„Ungefähr fünf Meilen in der Nähe von Mingan verengt der Fluß sich zu einem Canal, der nicht über eine Viertelmeile breit ist, und die Berge zu beiden Seiten erheben sich steil zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß. Die Landschaft ist sehr schön, und hat eine große Aehnlichkeit mit den Ufern des Rheins. Einige Meilen oberhalb Mingan theilt der Fluß sich in zwei breite Arme, von welchen der nördliche die Richtung nach Fuh-Chow nimmt. Die Ufer des Flusses hier bestehen aus dem reichsten Marschboden und die Berge bilden, in einiger Entfernung von dem Ufer, eine kühne, schroffe Kette, die an der Südseite in ein perpendiculaires Riff ausläuft. Als wir, sofern wir dies berechnen konnten, uns Woo-foo-mun auf fünfundzwanzig Meilen genähert hatten, verkündigte uns ein Masteuwald und mehrere schöne Pagoden die Nähe der Hauptstadt; auch bekamen wir dann bald die weltberühmte Brücke von Fuh-Chow-foo zu Gesicht, deren Glanz und Pracht im ganzen Reiche berühmt ist. Die Stadt ist hier zu beiden Seiten des Flusses gebaut und scheint mir nach einer oberflächlichen Schätzung ungefähr um zwei Drittheile so groß als Canton zu seyn. Wir fuhren gerades zu nach einem Staatsgebäude auf der Südseite, und erkundigten uns dort nach dem Pallaste des Vice-Königs, der, wie man uns sagte, auf der andern Seite des Flusses lag; und wohin wir denn unsere Richtung nahmen. Die Brücke war gedrängt voll Zuschauer. Im Vorbeifahren zählte ich dreiundreißig Bogen oder vielmehr vierkantige Pfeiler von riesigen Granitmassen, die schräg gelegte Böcke von ungeheurem Durchmesser trugen. Bei einer nachherigen Messung fand ich, daß sie 420 Schritte lang und etwas über 14 Schritte breit war, welche geringe Breite an einigen Stellen noch durch aufgeschlagene Buden beengt wurde. Der Fluß hat drei und vier Faden Tiefe und ist sehr reißend; die Fluch ist außer dem Steigen des Wassers kaum bemerkbar. Als ein Werk der Arbeit ist die Brücke wundersam, doch trägt sie keine Spur der Baukunst oder der Wissenschaft; an mehreren Stellen war sie bedeutend gesunken, doch dürfte sie bei ihrer massiven Structur noch manches Jahrhundert ausdauern. Ich gestehe, daß wir uns einen ganz andern Begriff von der Brücke gemacht hatten, nachdem wir Du Haldes Beschreibung davon gelesen. „Fuh Chow," heißt es bei ihm, „ist besonders berühmt wegen seiner Lage, seines Handels, seiner vielen Gelehrten, der Fruchtbarkeit seines Bodens, seiner schönen Flüsse, auf welchen die größesten Barken von China fast dicht an seine Ufer kommen können, und schließlich wegen seiner bewunderungswürdigen Brücke, die in mehr als hundert Bögen aus schönen weißen Steinen über der Bucht erbaut ist." Das ist wieder einmal einer von den vielen Fällen, wo die Missionarien entweder Dinge und Orte, die sie nie gesehen, beschreiben, oder deren Herrlichkeit auch dermaßen übertreiben, daß man sie, wenn sie einem zu Gesicht kommen, nicht wieder erkennen kann. Wir landeten unter einem dichtgedrängten Haufen, und als wir nach dem Pallaste des Vice-Königs fragten, da ließen uns mehrere Individuen voraus, um uns den Weg dahin zu zeigen. Wir waren unserer Fünf, die Herren Gutzlaff und Stevens, zwei Offiziere von Lord Amherst und ich selbst: wir überließen die Obhuth des Bootes dem Stückmeister, mit der Weisung, sich etwas vom Strande entfernt zu halten und weder jemand heraus noch hinein zu lassen. Wir gingen nun mit raschen Schritten, um an der Spitze der Menge zu bleiben, vorwärts, und nachdem wir mindestens anderthalb Meilen durch die Vorstädte zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich die Stadt, wo wir einige Polizei-Läufer vorfanden, die vor uns auf gingen. Die Stadtmauern sind hoch und scheinen in gutem Stande zu seyn. Wir gingen unter einem gewölbten Gange durch, der aber kein Thor hatte. Als wir noch ungefähr eine Viertelmeile weiter gegangen waren, wurden wir in das Bureau des Che-Hin geschoben, worauf die Thüre sofort geschlossen wurde, um das Volk abzuhalten, das uns gefolgt war. Höchst ergötzlich war das Erstaunen der vielen Beamten, in deren Mitte wir uns versetzt sahen, über unser plötzliches und so ganz unerwartetes Erscheinen. Wir wurden mit einer Menge Fragen mit Bezug auf unsere Nation und unsere Absichten bestürmt; am unbegreiflichsten war es ihnen, wie wir ohne Führer unsern Weg hätten finden können. Bald erschien ein Mandarin mit einem goldenen Knopfe aus dem Bureau des Tsung-Ping, dem auf sein Verlangen ein schriftlicher Bericht gegeben wurde, in welchem unsere sämmtlichen Namen und Zunamen verzeichnet standen, wegen welcher wir befragt worden waren. Herr Gutzlaff übersetzte seinen Taufnamen Ewel ins Chinesische durch Lea Le. Darnach zeigte ich meine Petition vor und äußerte den Wunsch, sie persönlich zu übergeben."

— Wir wollen nicht all den Unterhandlungen folgen, die überall stattfanden, wo etwas zu Ende gebracht werden sollte, und bemerken blos, daß sich dabei stets die ausweichende Intrigue der chinesischen Diplomatik bekundete.

„Der Haupthandel von Fuh-Chow-foo scheint mit der benachbarten Provinz Che Keang betrieben zu werden, aus welcher täglich eine Menge Schiffe eintreffen oder nach dahin abgehen; sie zeichnen sich durch ihren eigenthümlichen, nur für die Küstenfahrt geeigneten, Bau aus und durch ihre schwarzleinenen Segel. Brenn- und Bauholz jeder Art scheinen die Haupthandels-Artikel zu seyn. Auch Taback wird in großen Quantitäten ausgeführt; aber der Thee, ein Stapel-Product dieses Landestheils, darf nicht seewärts versandt werden. Der Grund dieses Verbots liegt augenscheinlich in der Besorgniß, daß sonst Fremde ihren Bedarf hier einnehmen möchten, statt nach Canton zu gehen. Ich gab mir Mühe, die Bevölkerung dieser Stadt zu ermitteln, erhielt darüber aber so oberflächliche und übertriebene Angaben, daß sie keinen Glauben verdienten; von einigen wird sie auf achtmalhunderttausend Seelen angegeben; ich glaube aber, daß die größere Hälfte wohl die rechte Zahl seyn dürfte; was aber örtliche und commercielle Vortheile anbetrifft, so sind wohl wenige Städte des Reichs besser daran, als es der Fall mit Fuh-Chow ist. Der schöne Fluß Min, der für die größten Schiffe bis auf zehn Meilen von der Stadt, ja vielleicht noch näher, fahrbar ist, fließt mitten durch das Land Woo-E-Hills, von woher der schönste schwarze Thee kömmt, der durch den Land-Transport nach Canton bedeutend vertheuert wird. Fuh Chow wäre auch zum Absatz der brittischen wollenen Zeuge weit gelegener, als Canton, weil das Klima hier kälter ist. In letzterer Hinsicht böten übrigens mehrere noch nördlicher belegene Häfen, z. B. Ning-po oder Shang-Hae noch weit größere Aussichten dar als Fuh-Chow. Als wir an Bord des Schiffes zurückkehrten, sahen wir, daß es während unserer Abwesenheit von mehreren Junken und Kriegsböten umgeben worden war und man eben so, wie zu Amoy, gegen uns verfuhr, indem alle Böte der Eingeborenen, die sich uns nähern wollten,

zurückgewiesen wurden. Es blieb mir demnach nur die Wahl, entweder mich schweigend der Dictatur der Mandarinen zu fügen, und alle Hoffnung auf Handelsbetrieb und Verkehr aufzugeben, oder die Maaßregeln, die in meiner Gewalt standen, zu ergreifen, um zum Zweck zu kommen. Ich hätte sehr einfältig seyn müssen, wenn ich nicht bei dem Verkehr, den ich in den letzten beiden Monaten mit den chinesischen Beamten gehabt hatte, zu der Einsicht gekommen wäre, daß man bei ihnen viel weiter käme, wenn man an ihre Furcht, als wenn man an ihre Freundschaft appellire: deshalb beschloß ich denn, mir bis zu einem gewissen Grade den Umstand zu Nutz zu machen, daß die chinesische Regierung für mein Thun und Handeln niemand anders als mich selbst zur Verantwortung ziehen könne, wobei ich mir vornahm, mit möglichster Vorsicht zu Werke zu gehen und mich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten, außer in dem Fall der Nothwehr."

— Wenn es wahr ist, daß die Chinesen erst gehörig in Schock gesetzt werden müssen, wenn man Gutes von ihnen haben will, so hätte man, um darüber ins Reine zu kommen, schwerlich bessere Leute wählen können, als den Herrn Lindsay und dessen Gefährten. Sie scheinen sich so wenig aus einer ganzen Flotte von Kriegs-Junken gemacht zu haben, als wären es mit Knaben besetzte Böte auf dem Serpentine gewesen; und eben so wenig aus einem fliegenden Militair-Lager längs der Küste, als hätten bleierne Soldaten darin gestanden; und nicht mehr aus den Mandarinen, als ob es ihre eignen Knöpfe oder Pfauenfedern gewesen wären; so wie nicht mehr aus den öffentlichen Behörden nebst den Massen von hunderttausenden von Einwohnern, als hätten sie eben so viele Pinguinen oder auch von den Wackelköpfen, wie man sie wohl auf den Kaminen sieht, vor sich gehabt. Herr Lindsay hatte den Nationalcharakter allerdings ziemlich richtig beurtheilt; doch dürfen wir bei dem vorliegenden Falle auch nicht unerwähnt lassen, daß unter den Eingeborenen allgemein die Sage ging, dies Schiff sey nur der Vorläufer einer ganzen feindlichen Flotte, die ausgesandt sey, um die Unbill, welche den Engländern zu Canton wiederfahren, zu rächen, was denn eine große Bestürzung unter dem Volke hervorgebracht hatte. Wir wollen dies durch Beispiele klar machen. Nachdem unsere Landsleute Ning-po verlassen hatten, wo sie ganz artig behandelt worden waren, mußten sie doch die herkömmlichen Mystificationen erfahren und sich am Ende chicaniren lassen.*)

Einmal wäre es bald mit einigen Bootsleuten auf dem Flusse zu Thätlichkeiten gekommen, wie in Folgendem erzählt wird:

„Nachmittags kamen mehrere Kaufleute von Ning-po zu uns an Bord, besahen unsere Waaren, ohne ein bestimmtes Gebot zu machen, versprachen aber, in einem oder zwei Tagen wiederzukommen. An diesem Tage, den 4. Juny, erhob sich ein kleiner Zwiespalt zwischen uns und den Böten der Kriegsfahrzeuge, der, wenn er weiter getrieben worden, leicht das freundschaftliche Verhältniß hätte stören können, in welchem wir bis dahin mit allen Parteien gestanden. Am Nachmittage fuhr ich mit dem Capitain Rees in dem langen Boote den Fluß ungefähr eine Meile hinauf, in der alleinigen Absicht, zu ermitteln, ob dort Wasser genug sey, daß Schiffe daselbst bequem vor Anker gehen könnten. Um dies zu bewerkstelligen, mußten wir eine Linie von etwa funfzehn Kriegs-Junken passiren, die dicht neben einander quer über den Fluß geankert lagen, sichtlich in der Absicht, unser Schiff nicht durchzulassen. Es war immer viel Eifersucht und Besorgniß an den Tag gelegt worden, so oft eins von unsern Böten über den gewöhnlichen Landungsplatz hinaus, der zur Stadt führete, angelegt hatte, daher wir dies nur selten thaten; auch diesmal würde ich es unterlassen haben, wäre mir nicht daran gelegen gewesen, zu erfahren, ob höher hinauf ein guter Ankerplatz für große Schiffe wäre. Wir sahen geradezu und gingen zwischen der durch die Junken gebildeten Linie hindurch, obgleich eine Menge Böte in allen Richtungen vorwärts ruderten, um uns den Weg zu sperren; da uns aber der Wind günstig war, so gewannen wir ihnen allen den Vorsprung ab. So segelten wir ungefähr eine Meile den Junken vorbei und überzeugten uns, daß dort eben so gut zu ankern sey als zu Wampoa, indem der Fluß fast eine halbe Meile Breite und sieben Klafter Wasser auf weichem Grunde dicht am Ufer, so wie acht bis neun Klafter in der Mitte hatte. Als wir zurückkehrten, sahen wir, daß sich die Zahl der Böte von den Kriegs-Junken sehr vermehrt hatte und daß sie geneigt schienen, mit uns anzubinden. Eins derselben, ein großes, schweres Boot, mit etwa zwanzig Mann Besatzung, rannte uns scharf in die Seite, so daß eine Planke einbrach, und andere bohrten unserer Abmahnungen ungeachtet ihre Schiffshaken in unser Fahrzeug. Dies Benehmen, das von dem, was bis dahin gegen uns beobachtet worden, so sehr abstach, hatte unstreitig darin seinen Grund, daß wir die heilsame Vorsicht, Waffen mit uns zu nehmen, versäumt hatten, was zu ihrer Kunde gekommen war, weil ein paar ihrer Böte wenig Minuten zuvor,

*) Der Verfasser erzählte: „Als Ma bemerkte, daß ich vor der Rückkehr nach dem Schiffe gern die Stadt besucht hätte, um einige Einkäufe zu machen, so beorderte er sofort einen Mandarinen mit einem weißen Knopfe und mehrere Polizeidiener, um uns zu escortiren, was er mit dem Vorgeben bemäntelte, wir würden sonst zu sehr durch die zudringliche Neugierde des Volks behelligt werden. Ich erwiederte lachend, daß ich dessen harmlose Gesinnung zu wohl kennete, als daß ich eine so unbedeutende Belästigung scheuen sollte, und setzte hinzu, daß sie, wenn sie in ihrem Mandarinen-Aufzuge in London umherzögen, sicher eben so von neugierigen Haufen umgeben werden würden. Als wir dann aufstanden, um aufzubrechen, gingen alle Mandarinen mit uns nach einem Boote, das bereit lag, um uns über den Fluß zu setzen; da blieben sie am Ufer stehen und vermieden sich fortwährend, so lange sie uns sehen konnten. Durch dies Verfahren legten sie es an den Tag, daß sie nicht allein uns mit ausgezeichneter Achtung behandeln, sondern es auch dem versammelten Volke zeigen wollten, welche freundschaftliche Gesinnungen sie gegen uns hegten. Die Wirkung davon machte sich sogleich in dem Benehmen der Polizeidiener und anderer bemerkbar, die uns von nun an mit der ehrerbietigen Anrede von Saou Pay begrüßten. Wir besuchten mehrere Laden in der Stadt, in welchen europäische wollene Waaren verkauft wurden und hier ungefähr denselben Preis galten, wie zu Fuh-Chow-foo. Ich wollte gern einige Seiden-Niederlagen sehen, fand aber nur Buden vor, wo dieser Artikel im Kleinen verkauft wurde. Sowohl Herr Gutzlaff als ich selbst, wir waren beide darüber aus, zu erfahren, ob nicht Anzeichen oder Ueberreste von der früheren Anwesenheit Fremder hier vorhanden wären; doch blieben unsere desfallsigen Forschungen, welchen wir auch nur wenig Zeit widmen konnten, fruchtlos. Inzwischen schien es einem jeden bekannt zu seyn, daß Fremde vor etwa einem Jahrhundert auf hier gehandelt hätten, was der Stadt zum größesten Vortheil gereicht wäre. Nachdem wir mitten durch die Stadt gegangen waren, bestiegen wir den Wall, und aus einem Thurme über einem der Thore hatten wir eine gute Aussicht auf die Stadt, die sehr bevölkert zu seyn scheint, indem sie keinen leeren Fleck innerhalb ihrer Mauern hat. Die Bevölkerung möchte ich, nach dem, was ich aus mehreren Quellen gesammelt habe, zu 250,000 bis 300,000 Seelen annehmen. Die Stadt und die Vorstädte nehmen reichlich die größere Hälfte des Raumes von Canton ein. Der an der Stadt vorbeifließende Fluß war voller Junken, die meistens der Provinz angehörten und worunter viele aus Fokien. Der größere Theil der Fokien-Junken scheine zu Chin-hae zu verbleiben. Als einen starken Beweis der großen Wirkung, den der Umlauf der Broschüre über England gehabt hat, von der wir etwa funfzig Abdrücke angekauft haben, will ich hier bemerken, wie nach unserer Ankunft ein jeder uns Hungmaon oder die Rothhorstigen nannte und mehrere achtungswürdige Personen, ohne alle Absicht, unartig zu seyn, uns fragten, ob dem nicht so mit unserer Nation sey. Wir erwiederten, daß es kein dergleichen Volk gäbe, und daß wohl Schweine und andere Thiere Borsten hätten, aber nicht die Menschen. Diese Kunde, sofern sie unser Land anging, war sicher manchem neu, und es machte uns Vergnügen, ehe wir abreiseten, das Volk unter einander sagen zu hören: Chay she co Ping-kiwo-jeu, das sind Engländer."

als wir in den Fluß eingelaufen waren, uns zur Seite gelegen hatten. Als ich indessen sah, daß trotz aller Vorstellungen meinerseits und des Herrn Gutzlaff funfzehn Böte und darüber uns umzingelt hatten und einige Matrosen und geringe Mandarinen Miene machten, unser Boot zu entern, da fand ich es an der Zeit, entschlossene Maaßregeln zu ergreifen und zu zeigen, daß wir uns dergleichen nicht gefallen ließen; wir nahmen demzufolge Knüppel und Stangen, was wir vorfanden, zur Hand und trieben damit mehrere niedere Tseangs, die zu uns eingedrungen waren, zurück, wobei ein paar Mandarinen mit goldenen Knöpfen über Bord ins Wasser fielen. Es war aller Anschein vorhanden, daß es zu einem ernsten Handgemenge kommen würde, indem mehrere der Böte, die uns eingeschlossen hatten, mit Waffen versehen waren; doch machten sie keinen Gebrauch davon. Als sie sahen, daß wir entschlossen waren, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, da wurden sie plötzlich andern Sinnes, und Ma, nebst einigen andern Mandarinen, deren Bekanntschaft wir gemacht hatten, und die in den Böten, welche uns harcellirten, die Vordersten gewesen waren, boten nun alles auf, den Tumult zu beschwichtigen, indem sie mit lauter Stimme all den Böten befahlen, sich unverzüglich zu entfernen. Ich meinerseits hielt, von dem Capitain Rees unterstützt, unsere Lascars ab, mit dem Steinwerfen fortzufahren, welches Geschütz sie kräftig gebraucht hatten, und so war die Ruhe dann wieder hergestellt. Man kam Ma zu uns und bezeugte mit der ihm eigenen Urbanität sein Bedauern über das kleine Mißverständniß, indem er betheuerte, man habe nichts Böses im Sinne gehabt, und alle Schuld auf die Rohheit der Matrosen zu schieben suchte."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die Neufchateller Frage.

### (2.)

Wir haben in unsern beiden vorigen Blättern eine Auseinandersetzung und resp. Uebersicht der Verhältnisse und neuesten Ereignisse der Schweiz aus dem Journal des Débats mitgetheilt. Wir glauben, daß es nicht unzweckmäßig sey, folgenden Artikel daran anzuschließen, den ein Genfer Journal, le Fédéral, über die specielle Frage von Neufchatel enthält:

Basel, Schwyz, Neufchatel — das sind die drei vorzüglichsten Elemente, woraus das Schisma von Sarnen bestand.

Wir haben mehr als einmal den Ursprung derselben angedeutet und ihre verschiedene Natur bezeichnet.

Wir haben gezeigt, wie Basel den Unwillen auf sich zog und das Opfer eines hartnäckigen Municipal-Vorurtheils wurde, ohne daß man ihm darum seinen Föderal-Geist und seine Liebe zu Fortschritten absprechen konnte.

Wir haben immer den Zwist zu Schwyz als die Sache einiger Intriguants und nie als eine wahrhafte Volksfrage betrachtet.

Deshalb haben wir immer zwar die Verblendung Basels und den egoistischen Einfluß auf das Volk von Schwyz beklagt, aber nichtsdestoweniger geglaubt, daß, sobald irgend ein Ereigniß diesen vorübergehenden Ursachen des Zwiespalts ein Ende machte, die Conföderation in Basel und in Schwyz Schweizer wiederfinden würde: ein wenig kalt anfänglich, ein wenig verletzt vielleicht, vor Allem in Basel, aber dennoch Schweizer-Staaten, die weder den Willen noch den Gedanken haben, etwas anderes seyn zu können, als conföderirte Staaten.

Aber die Frage von Neufchatel erscheint uns schon lange unter einem andern Gesichtspuncte. Schon seit langer Zeit scheint uns die herrschende Partei dieses Landes, die einzige, die ihren Gedanken ganz laut auszusprechen wagt, in ihren Schritten in Beziehung auf die Conföderation keinen andern Zweck zu haben, als den, sich von ihr zu trennen. Die Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit der Neufchateller Deputation bei der Discussion über den Vorschlag Luzerns, das Benehmen des Commissairs von Neufchatel bei der zur Revision des Staats-Grundvertrags niedergesetzten Commission und die sehr thätige Rolle, die Neufchatel in Sarnen und in Schwyz gespielt, alles das ließ vermuthen, daß die Regierung von Neufchatel die Gelegenheit suche, nach einem Ereigniß sich sehne, welches einen mehr oder minder plausibeln Vorwand darbieten könnte, auf ihren Lieblings-Plan, die Trennung, zurückzukommen.

Diesen Vorwand hat sie endlich in den letzten Ereignissen zu finden geglaubt. Eine Deputation, Herrn Chambrier an ihrer Spitze, ist nach Berlin abgereist, in der Absicht, Se. Majestät, den König von Preußen, in seiner Eigenschaft als Fürsten von Neufchatel, für die Frage der Trennung zu interessiren.

In der That, wenn Neufchatel in der Conföderation nicht die geographische Lage hätte, die sie darin einnimmt, so könnte die Schweiz nichts besseres thun, als diesem kleinlichen Zwist dadurch ein Ende zu machen, daß sie den Wünschen der Trennungs-Partei entgegenkäme. Aber die Frage ist sehr wichtig für die Schweiz, für Neufchatel selbst und bis auf einen gewissen Punct für Europa.

Die Schweiz hat die Tractaten für sich, die Tractaten, auf welche sich der jetzige Territorial-Umfang gründet und der Canton Neufchatel ist nicht der einzige Theil des Schweizer-Gebiets, dessen Rechts-Anspruch auf den Besitz nur in diesen Tractaten besteht. Die Conföderation kann um keinen Preis ihr Gebiet schmälern und die Autorität der Tractaten, die es verbürgen, schwächen lassen. Es ist kein eines Staatsmannes würdiger Gedanke, es ist eine armselige Einbildung, zu glauben, daß die Schweiz seine theuersten Interessen so sehr verkennen werde, um sich den Phantasieen und der üblen Laune der Herren von Neufchatel zu fügen; daß sie fremde Gränzen bis vier Stunden von Bern vorrücken lassen werde, weil dies gerade einigen Familien von Neufchatel so gefällt.

Und was könnte Neufchatel selbst von dieser Trennung hoffen? Zu wem werden, hinsichtlich des Innern, die Herrschenden ihre Zuflucht nehmen, wenn neue Insurrectionen ausbrechen und sie entthronen? Was einmal geschehen ist, kann auch zum zweitenmal geschehen. Zu der Schweiz? Es wäre Thorheit, das zu denken: Thorheit, zu glauben, daß die Schweiz die Constitution eines Staates garantiren wird, der aufgehört hätte, mit ihr conföderirt zu seyn. Es ist genug, wenn nicht schon zu viel, daß die Conföderation die Constitution ihrer Schwester- und Mit-Staaten verbürgt.

Zu Preußen? Dann müßte permanent ein preußisches Corps zu Neufchatel seyn. Wer wird ihm den Durchzug gestatten? Und wie könnte Frankreich und die Schweiz sich die Gegenwart dieses fremden Truppen-Corps im Jura gefallen lassen?

Zu Frankreich? Könnten dazu Preußen und die Schweiz ihrerseits einwilligen? Würde selbst die Regierung von Neufchatel das wollen? Nein, gewiß nicht!

Man würde sonach eine starke Garnison aus geworbenen Söldlingen errichten müssen, die ohne Zweifel eine angenehme Last für die Finanzen des Landes und ein gutes Mittel für die Regierung, sich beliebt zu machen, seyn würden. Man frage die Städte, welche lange dies klägliche System gehabt haben.

Dann würde Neufchatel, bei der ersten Kanone, die in Europa abgefeuert würde, eine kleine Unter-Präfectur des Königreichs Frankreich werden.

Aber hier träumen die Herren von Neufchatel von Neuem. Sie wollen wohl aufhören Schweizer zu seyn, aber sie rechnen darauf, immer unter der Aegide der schweizerischen Neutralität zu bleiben;

Digitized by Google

eine bequeme Manier in einem gegebenen System zu nehmen, was einem zusagt und alles Uebrige zu verwerfen.

Aber diese neue Form von Neutralität, welche nicht diejenige mehr seyn würde, welche die Tractaten Neuschatel als conföderiertem Staat zusichern, worauf würde sie sich stützen? Es ist überflüssig, hier an die alte Ordnung der Dinge zu erinnern. Auf die jetzige Form, auf die existirenden Tractaten muß man das Raisonnement beschränken. Außerhalb dieser Tractaten oder ohne sie hat keine Macht die Verpflichtung, die Neutralität von Neuschatel anzuerkennen, noch die Schweiz die, sie zu vertheidigen.

Man müßte daher in diese Tractaten Breche schießen, um zu versuchen, andere an ihre Stelle zu setzen.

Hier nun wird die Frage eine europäische; denn es handelt sich von denselben Tractaten, die den jetzigen Zustand des politischen Europa gegründet haben. Ohne Zweifel fehlt es nicht an Völkern und an Individuen, die nichts mehr wünschten, und zwar aus guten Gründen, als diese Tractaten vernichten zu sehen. Je zahlreicher die Angriffe seyn werden, die man darauf machen wird, desto eher wird man im Stande seyn, einst ihre gänzliche Abschaffung zu reclamiren. Aber wir zweifeln sehr, daß dies die politische Ansicht des Cabinets sey, an welches sich eben die Deputirten von Neuschatel wenden. Wir zweifeln sehr, daß es, um die kleinlichen Leidenschaften einiger Familien zu unterstützen, in eine Frage von so hoher Wichtigkeit eingehen werde.

Wie dem auch sey, die Schweiz befindet sich in der Fülle eines Rechts. Niemand kann sie zu einer Maaßregel zwingen, welche falsch seyn würde hinsichtlich ihres Territorial-Umfangs, hinsichtlich der Vertheidigung ihrer Gränzen, so wie endlich der Erhaltung ihrer Neutralität, einer Neutralität, welche für Europa einen ganz andern Werth hat,*) als die gute Laune einiger Neuschateller.

Mittlerweile hat die Tagsatzung nicht angestanden, die Maaßregeln auf Neuschatel anzuwenden, die sie hinsichtlich der andern Cantone genommen, welche, gegen den Grundvertrag von 1815, sich weigerten, ihre Deputirte nach Zürich zu schicken, und die am Schisma von Saenen Theil genommen hatten. Wie wichtig auch der Beschluß der Tagsatzung erscheinen möge, so begreift man doch nicht, wie sie hätte zweierlei Gewicht und Maaß haben, wie sie hätte Basel, Schwyz und andere dissentirende Cantone, wenn sie nicht ihre Föderal-Verbindlichkeiten erfüllten, besetzen und zugleich die Augen schließen können über den Widerstand von Neuschatel. Man begreift das um so weniger, als der Schritt, den Neuschatel eben gethan, der auf nichts Geringeres hinauslaufen würde, als der Conföderation eine ihrer Gränzen zu rauben, trotz der existirenden Tractaten. Die Tagsatzung würde, durch ihre Unthätigkeit, auf gewisse Weise anerkannt haben, daß Neuschatel schon factisch von der Schweiz getrennt sey, daß sich die Föderal-Autorität, überall anderwärts thätig und energisch, vor den Gränzen des Cantonal-Fürstenthums paralysirt fühle. Nach den Tractaten selbst aber raubt die Qualität des Fürstenthums weder den Föderal-Verpflichtungen des Cantons, noch den Rechten der Conföderation auf denselben, das Mindeste von ihrer Gültigkeit. Es ist zu gleicher Zeit in der Tagsatzung anerkannt worden, daß die Militair-Occupation, wenn der Widerstand der Regierung von Neuschatel dazu führt, in keinem Stücke das constitutionelle und legale Regime des Landes ändern oder erschüttern soll. Das war in der That die Demarcationslinie, die gezogen werden mußte. Die Föderal-Autorität übt ihr Recht aus; das örtliche Recht bleibt unberührt. Neuschatel möge seine Föderal-Pflichten erfüllen, und alles ist beendigt. Imputet sibi, wenn es, in seiner Weigerung beharrend, nicht thut, was Uri, Unterwalden und Schwyz gethan haben, und die Föderal-Truppen das Land occupiren.

Wie haben daher Mühe, die Protestation des preußischen Chargé d'Affaires in der Schweiz zu begreifen. Wir begreifen weder den Gehalt noch die Form. Die Form — denn Preußen, als Preußen, hat nichts in dieser Frage zu sehen, nicht mehr und nicht weniger, als jede andere Macht Europa's. Die Identität der Person des Fürsten ist ein Zufall, der keine legale Folge nach sich zieht. Die beiden Staaten sind einander fremd. Die Neuschateller könnten die Waffen gegen Preußen ohne Verrätherei tragen. Es ist lange schon, daß dies Vatel, der Leitstern der Publicisten und Diplomaten, gesagt hat. — Warum übrigens, bei Gelegenheit eines Bundes-Beschlusses, jeden Canton in seinem Privat-Verhältniß besonders nehmen? Das heißt die Existenz der Conföderation selbst, seine Rechte und seine politische Gewalt, als collective Körperschaft, verkennen.

Was den Gehalt betrifft — will dann diese Protestation so viel sagen, daß, wenn Neuschatel, als Canton der Schweiz, seine Föderal-Verbindlichkeiten nicht erfüllt, man, ohne vorgängige Einwilligung des Souverains des Fürstenthums, nicht gegen ihn die Maaßregeln anwenden könne, die man gegen die andern Cantone anwendet? Diese Behauptung, wenn sie existirte, wäre den Tractaten entgegen. Die Rechte der Tagsatzung und die Verpflichtungen des Cantons sind unabhängig von dem Willen des Fürsten; sie sind dieselben wie für jeden andern Canton; die Föderal-Autorität hat nur mit der zu Neuschatel residirenden Regierung zu schaffen.

Hoffen wir noch, daß diese Regierung, aufgeklärt durch das helvetische Beispiel ihrer alten Collegen von Saenen, die Sachen nicht zu weit treiben und eine unermeßliche Verantwortlichkeit, selbst in Beziehung auf den Fürsten von Neuschatel, auf sich nehmen wollen wird.**)

Wir hoffen vor Allem, daß die kleinlichen Municipal-Leidenschaften an der festen und erleuchtetern Vernunft dieses Fürsten scheitern und die von seinem edlen Charakter und seiner Friedensliebe dictirten Maaßregeln bald eine für die Schweiz zufriedenstellende Lösung der Neuschateller Frage herbeiführen werden. Der König von Preußen kann nicht wollen, daß die beschränkten Interessen des Fürsten von Neuschatel eine permanente Ursache von Zwistigkeiten und Unruhen in der Schweiz werden.

---

*) Auch für die Schweiz, als ein seiner Natur nach friedliches Land, hat sie großen Werth, insofern sie eine begehrte und gewährte, keine auferlegte Neutralität ist, d. h. keine solche, welche das Recht jeder wehrhafte unabhängigen Nation, das Recht der eigenen Wehr und der Allianzen, vernichtet, eine Neutralität, die gewöhnlich von größern Mächten nur als eine Gunst gewährt wird, um vorläufig einen Streitpunct aus dem Wege zu räumen, vorkommenden Falls aber, wie sich jede schmeichelt, für eine Intervention, leichtes Spiel und leichten Vorwand zu finden und den andern durch militairische Schnelligkeit oder diplomatische Intriguen zuvorzukommen.

Anm. d. Red.

*) Aus den öffentlichen Blättern ist unsern Lesern bekannt, daß ein Theil der Neuschateller Bevölkerung, und zwar die Majorität, die Trennung von der Schweiz durchaus nicht wünscht und sich gleichfalls an Se. Majestät, den König von Preußen, mit einer protestirenden Adresse gewendet hat. Bereits im vorigen Blatte haben wir erwähnt, daß die Bitte um Trennung in Berlin abgelehnt worden seyn soll, und daß ein Neuschateller Deputirter in der Tagsatzung erschienen, dadurch mithin vorläufig die Besetzung des Cantons durch eidgenössische Truppen vermieden worden ist.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

## Von dem Plan, im Orient eine Communication zwischen zwei Meeren zu eröffnen.

(2.)

Ueber diesen vorzüglich für das südliche Frankreich interessanten Gegenstand enthält ein Marseiller Blatt folgende Betrachtungen:

Es ist schon oft (und ganz neuerlich wieder durch den Pater Enfantin und seine Schüler) die Rede davon gewesen, einen für den Handel von Europa kürzern Communicationsweg mit den unermeßlichen Regionen Asiens zu eröffnen, indem man den Isthmus von Suez durch eine Eisenbahn oder durch einen Kanal durchschnitt, der das mittelländische mit dem rothen Meere verbände. Die Verwirklichung dieses Entwurfs würde eine so große Wichtigkeit für das Gedeihen des französischen Handels im Allgemeinen und besonders für den von Marseille haben, der in diesem Falle die wahre Niederlage des französischen Handels für das Meer von Indien werden würde, daß wir die Frage für sich selbst, unabhängig von jedem Vorurtheil der Schule, haben studiren müssen, um nach unsern Kräften Arbeiten zu erleichtern, die so herrliche Resultate versprechen.

Zuvörderst müssen wir sagen, daß es ziemlich unnütz seyn würde, über den Isthmus von Suez eine Eisenbahn oder einen Kanal zu führen: Suez hat keinen Hafen; kaum können kleine Boote am Ufer der Umgegend landen. Oberhalb Kosseir bietet das ganze Ende des rothen Meeres, der Golf von Suez genannt, nur seichtes Wasser dar, das kaum ganz leichte Fahrzeuge trägt; auf der andern Seite des Isthmus ist die Küste des mittelländischen Meeres eine sandige Uferstrecke, die nicht nur keinen sichern und tiefen Hafen bietet, sondern die selbst nicht die Möglichkeit gewährt, einen zu graben. Man weiß, daß die Häfen von Damiette und Rosette, die nie für große Schiffe bequem gewesen, jetzt fast ganz versandet und angefüllt sind.

Wenn man durchaus den Communicationsweg zwischen dem mittelländischen Meere und dem arabischen Meerbusen durch den Kanal des rothen Meeres herstellen will, so ist der einzige am mittelländischen Meere zu benutzende Hafen der von Alexandrien. In diesem Falle müßte man auf dem Nil heraufsegeln bis nach Cairo durch den neuerlich von dem Pascha von Aegypten gebauten Kanal, den man noch erweitern könnte. Wir bezeichnen die Fahrt durch den Kanal, weil der Nil an seiner Mündung, des Sandes wegen, nicht leicht beschifft werden kann. Von Cairo aus müßte man den Fluß heraufschiffen, dessen Fall nicht reißend und dessen Bett tief genug ist, oder im Nothfalle einen Seiten-Kanal bis zu den Ruinen von Theben bauen. Auf diesem Puncte nähern sich das Bett des Nils dem rothen Meere am meisten. Dieser Punct hat überdies den Vortheil, fast in gerader Linie mit dem Hafen von Kosseir in Verbindung gebracht werden zu können, dem nördlichsten, wie wir schon bemerkt, von allen practicabeln Häfen des rothen Meeres, die auf der Küste von Afrika liegen. Nach den Aussagen aller Reisenden bietet das zwischen den beiden Puncten liegende Terrain alle Bedingungen eines leichten Durchschnitts dar und wenn man sich für die Erbauung einer Eisenbahn entschied, so würde der zurückzulegende Raum nicht sehr groß seyn. Das alte Theben hat vielleicht seinen so sehr gerühmten Wohlstand und Reichthum nur der Nachbarschaft des natürlichen Hafens von Kosseir zu verdanken gehabt. Wie dem übrigens auch sey, dieser Punct ist der einzige für beladene Schiffe zugängliche.

Jetzt kennt man, wenn man die Ausführung des Projects durch die Communication des mittelländischen mit dem rothen Meere annimmt, das natürliche Hinderniß, welches aus der constatirten Verschiedenheit des Standes beider Meere resultirt. Streng genommen kann dieses Hinderniß überwunden werden. Wenn man einen Kanal im Niveau des einen und des andern Meeres grübe, so könnte man eins in das andere leiten, oder sich ergießen lassen, indem man die Ufer einer Küste unter Wasser setzte, und auf der andern einen Theil des jetzt unter Wasser stehenden Ufers trocken ließ oder austrocknete. Aber die Communication durch diese beiden Meere bietet immer die große Unfüglichkeit dar, daß man in einem so langen und schmalen Golf schiffen muß, daß man ihn wie einen großen Fluß betrachten kann. Die Sümpfe des rothen Meeres sind beträchtlicher als die aller andern Meere. Die Strömungen sind darin außerordentlich reißend; starke Winde wehen lange Zeit im Jahre zu verschiedenen Perioden; und in diesen Epochen macht die Länge des Golfs die Schiffahrt fast unmöglich, denn die Fahrzeuge können in einem so engen Meere nicht laviren; zugleich ist die geringe Tiefe und Breite des Wassers Ursache, daß die Wellen viel höher gehen, als im Golf von Lyon oder in dem von Gascogne; und alle diese Hindernisse machen die Schiffahrt auf dem rothen Meere um so gefährlicher, als dieses Meer voll Sandbänke und Klippen ist. Nur Dampfboote von großer Kraft könnten gegen so viele vereinigte Schwierigkeiten ankämpfen.

Bei allen diesen natürlichen Hindernissen, die wir eben aufgezählt, glauben wir, daß es vorzuziehen wäre, eine Communication des mittelländischen Meeres mit dem Ocean durch den persischen Meerbusen zu bewirken, indem man dem Lauf des Orontes und des Euphrates folgte, die man durch eine über Aleppo führende Eisenbahn vereinigen würde. Diese zwischen den beiden Flüssen liegende Strecke, die eine Bevölkerung von nahe an 300,000 Seelen zählt, dankt dieser Lage ihren Reichthum. Alexandrette, welches einen guten Hafen am mittelländischen Meere bildet, würde der Communications-Hafen dieses Meeres mit dem persischen Golf seyn. Es ist fast gewiß, daß eine Unternehmung dieser Art durch den reichen Theil der Landes-Bevölkerung, welcher sich ganz dem Handel widmet, begünstigt werden würde. Ueberdies ist Syrien jetzt wie Aegypten, unter der Herrschaft Mehemet-Ali's. Bagdad, Bassora und alle an den Ufern des Euphrats liegenden Städte würden die Wichtigkeit dieser Arbeiten begreifen und sie unterstützen.

Die Zugänge zum persischen Meerbusen sind viel leichter als die des rothen Meeres. Diese kürzere und sichrere Communications-Linie würde auch viel ökonomischer seyn, weil die Eisenbahn oder der Kanal, wodurch der Oront und der Euphrat vereinigt würden, wahrscheinlich minder lang zu seyn brauchte, als der Kanal oder Weg, welcher von dem mittelländischen Meere nach einem practicabeln Hafen des rothen Meeres ging.

Was die Einwendungen betrifft, die man gegen diese Idee aus den Verlegenheiten der Schiffahrt auf den Flüssen ziehen könnte, so antworten wir darauf, daß diese Schiffahrt seit der Anwendung der Dampfmaschinen die sicherste ist.

Das englische Boot, die Quorra, von Eisen gebaut, das in diesem Augenblicke die Ufer des Niger untersucht, bedarf nur 28 Zoll Wasser; ein anderes in den vereinigten Staaten gebautes Boot, um den Magdalenen-Fluß hinaufzufahren, nur 22. Das Bett der Flüsse kann ohne sehr beträchtliche Arbeiten verbessert werden, wenn es eine hinlängliche Wassermasse faße. Plumpe, schwere und schlecht gebaute Boote schiffen jetzt auf dem Euphrat und kommen nicht weit von dem Puncte an, den sich für seine Verbindung mit dem Orontes für den paßlichsten halte.

Uebrigens wird Herr Enfantin und diejenigen seiner Schüler, die ihm auf seiner Reise nach dem Orient folgen sollen, wenn sie an Ort und Stelle seyn werden, zu Aleppo das, was von unsern Ansichten ausführbar ist, mit derselben Sicherheit studiren können, wie sie es hinsichtlich ihres

Digitized by Google

ursprünglichen Projects zu Alexandrien thun werden, weil diese beiden Städte unter einer Herrschaft vereinigt sind. Weil wir Alles, was Großes und Nützliches in ihrer Unternehmung liegt, begeisten, haben wir die Bekanntmachung ihres Projects in unserm Blatte einige Ideen folgen lassen wollen, die die Ausführung desselben erleichtern können.

---

## Fortsetzung des Briefwechsels aus Constantinopel.

(Aus dem Courrier français.)

(Man vergl. Nr. 824, 826, 846, 849 u. 850 unsr. Bl.)

(2.)

Constantinopel, den 10. August 1833.

Ich habe mich bereits darüber ausgesprochen, daß der mit Rußland zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossene Tractat die Wichtigkeit nicht hat, die man ihm beilegt; und in der That, wovon kann er handeln? Ohne Zweifel, daß, wenn Unruhen in Polen oder in irgend einem andern Theile Rußlands ausbrechen, man den Sultan wohl nicht die Verpflichtung aufgelegt haben wird, die Ordnung daselbst herzustellen; es kann nicht die Frage von, den Russen bewilligten, commerziellen Vortheilen seyn, denn dies würde die Verpflichtungen brechen heißen, die früher mit andern Mächten und namentlich gegen Frankreich eingegangen worden sind. Wollte man die Dardanellen befestigen? Man hat dazu weder Geld noch Geist der Voraussicht genug; die Gefahr ist vorübergegangen und über die Zukunft beunruhigt sich der Divan nicht. Somit bleibt denn die Intervention Rußlands, auf den Fall neuer Verlegenheiten Mahmuds, übrig und dann wird man, wie man immer wartet bis die Gefahr dringend ist, die nächsten, besten herbeirufen: ohne das Vorhergegangene in Anschlag zu bringen.*) Das ist das Resultat, welches die geschickte Unterhandlung haben wird, womit sich die englische und französische Gesandschaft so sorglich zu beschäftigen scheint. Ihre wiederholten Vorstellungen werden vielleicht bewirken, daß Sie das Vergnügen haben werden, zwei Gesandte Achmed-Pascha und Namik-Pascha zu sehen; man wird ihnen einige Lügen auftragen, wie sie in Ihrem Lande gebräuchlich sind und alles das wird man genugthuende Erklärungen nennen; dann wird man nicht mehr daran denken, und man wird Recht haben, denn niemals muß man sich hier mit der Vergangenheit, sondern nur mit der Gegenwart und der Zukunft beschäftigen. Das war der Grundsatz des letzten französischen Chargé d'Affaires, Herrn von Varenne, und deswegen führten ihn seine Schritte zum Ziele. Deswegen aber gerade war er manchen, wie man zu sagen pflegt, ein Dorn im Auge und wurde, wie der General Guilleminot, bei unserm (dem französischen) Cabinette verläumdet und denuncirt. Wie dem übrigens auch sey, Lord Ponsonby und der Admiral Roussin, noch wenig an den Gang der Dinge in diesem Lande gewöhnt, werden noch einsehen, daß seine Methode die einzig nützliche war.

Was soll ich Ihnen außerdem noch sagen? — Daß wir eine Feuersbrunst gehabt haben? Das ist eine häufig vorkommende Sache von wenig Wichtigkeit, weil die Abgebrannten glauben, daß sie sich in freier Luft eben so gut wie in Häusern befinden. Daß man eine Menge Firmans fabricirt? — aber jeder Firman hat einen ostensibeln und einen geheimen Zweck. Der ostensible Zweck ist eine Verbesserung, der geheime eine Gelderpressung. Diese Art von Actenstücken werden auf folgende Weise vorbereitet: der erste, beste läßt durch einen öffentlichen Schreiber einen Befehl abfassen, läßt, auf sein Risico und seine Gefahr, durch verschiedene competente Beamte die erforderlichen Unterschriften hinzusetzen und bezahlt für eine jede eine Summe. Ist dies geschehen, so nimmt der Befehl den Namen Firman an, man registrirt ihn beim Cadi ein und vollstreckt ihn. Wenn diese Firmans einige Interessen verletzen, so lassen die Betheiligten, durch dieselben Mittel, ganz entgegengesetzte bekanntmachen. Der Widerspruch löst sich auf durch die Bastonade und durch der schwächern Partei aufgelegte Opfer und Plackereien. Der Mittelpreis eines Firmans ist sechzig Franken; und da man deren über alle Gegenstände macht, so ist das eine Auflage, die in jetziger Zeit nicht zu verachten ist.

Ein Ereigniß hat hier unter den Europäern und den Mahomedanern einige Sensation gemacht, nämlich die Ankunft Osman-Pascha's, der neuerbaute Schiffe von den Küsten des schwarzen Meeres herbeigeführt hat. Hiernach haben die Franken sogleich ihre gewohnten Commentare über die Reformen und über die Tactik gemacht; sie haben den Neu-Angekommenen zu einem General voll Wissenschaft und Thätigkeit gemacht. Die Wahrheit ist, daß der arme Osman-Pascha nie einen regelmäßigen Krieg geführet hat. In dem letzten Feldzuge den Russen in Asien entgegengestellt, hatte er sich zur Regel gemacht, seine Zelte immer achtzehn Stunden vom Feinde aufzuschlagen, und legte sich gar keinen Zwang auf, es zu sagen. Vor etwa zwei Jahren erhielt er, zu Trebizonde, von der Freigebigkeit des Sultans eine europäische Uniform, als Offizier von Linientruppen; er legte sie mir großer Feierlichkeit an; und da er, um es an nichts fehlen zu lassen, von dem französischen Consul, Herrn F..., eine Halsbinde geliehen (und sie vermuthlich etwas fest gebunden) hatte, so hätte ihn, (der das nicht gewohnt war), fast der Schlag gerührt und sofort warf er diese sonderbaren Kleider von sich.

Folgendes ist über dieses Individuum die Version der Türken, und es ist die ächte. Osman-Pascha ist der erste Edelmann (?) des Reichs, Sohn eines Pascha, den der jetzige Serasker, Koseem-Pascha, vergiftete. Letzterer wurde der Beschützer der Waisen, die er ihres Vaters beraubt hatte. Der junge Osman hatte ein hübsches Gesicht und eine schöne Gestalt; er wurde zuerst Page Sr. Hoheit, dann Capidji-Bachi, dann Bey von Tchartchamba. Unter diesem Titel trat er nach und nach wieder in das Eigenthum seines Vaters ein und wurde Pascha des Sandjaks von Trebizonde; er führte den Krieg von 1829, als Ober-General. Nachdem der Friede geschlossen war, und da er wußte, daß er der reichste seiner Unterthanen sey, so suchte der Großherr ihn nach Constantinopel zu ziehen; aber er erzeugte Unruhen in seinem Gouvernement, die seine Gegenwart erheischten. Man konnte ihn während des Krieges mit Mehemet-Ali nicht rufen, aus Furcht, daß er sich empöre; aber jetzt ist keine Gefahr mehr und man hat ihn genöthigt, zu erscheinen. Dem Gebrauche gemäß wird man ihn ohne Zweifel gut empfangen; aber man wird ihn zu solchen Ausgaben zu nöthigen wissen, daß sein Vermögen bald in die Kisten des Großherrn übergegangen seyn wird und er wird, wie so viele andere enden, d. h. ruinirt und vielleicht gar erdrosselt werden. Die wahren Gläubigen werden ihn beklagen: denn er ist ein sehr orthodoxer Muselmann, obgleich die Furcht und eine ganz asiatische Heuchelei ihn seine Gefühle verbergen und verstellen lassen.

*) Das dürfte man doch billig bezweifeln, einmal, weil dies ein nicht gewöhnlicher und im vorliegenden Falle gefährlicher Tractatenbruch wäre, und dann, weil die Russen, so wie die Sachen jetzt stehen, immer die nächsten, besten Helfer des Sultans seyn werden. Anm. d. Red.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

**№ 856.** Hamburg. Sonnabend, den 5. October. **1833.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von B. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Bericht über eine Fahrt des Schiffes Lord Amherst nach den nördlichen Häfen von China,

ausgezogen aus den Papieren, die, sich auf den Handel mit China beziehend, auf Befehl des Unterhauses des englischen Parlaments gedruckt worden sind.

(Beschluß.)

(N.)

— Es ereignete sich noch ein anderer Fall, wie folgt:

„Nachmittags sahe der Capitain Rees mit dem langen Boote aus, um den Wehezustand der Kriegs-Junken zu untersuchen; als er sich ihnen näherte, kamen ihm eine Menge Kriegsböte entgegen, und forderten ihn durch Zeichen und Zuwinken auf, nicht dicht heranzukommen; da aber sonst nichts geschah, um ihn zurückzuhalten, so fuhr er gerade zwischen den beiden bedeutendsten Junken durch, die mit ihrem Manöver, ihm die Bahn zu sperren, zu spät kamen und dadurch weiter nichts ausrichteten, als daß sie mehrere ihrer eigenen Böte, die ihnen nachkamen, in Verwirrung brachten. Es war dieses allerdings eine Art von Herausforderung, die sich nicht strikte rechtfertigen ließ, die aber doch einigermaßen zu entschuldigen ist, wenn man den hohen Grad der Albernheit erwägt, der sich vor Kurzem in dem Benehmen dieser Chinesen kundgegeben hatte. Als man vom Bord der Junke des Admirals aus beim Vorüberfahren des Bootes bemerkte, daß ich mich nicht darin befand, sandte man sofort einen Mandarinen ab, um aufs ernstlichste darauf zu dringen, daß das Boot zurückgerufen werde, was nun aber unnöthig war, indem es nur die Runde um das Geschwader gemacht hatte und fast eben so schnell als der abgesandte Bote wieder bei unserm Schiffe eintraf. Dieser Mandarin, der schon oft bei uns an Bord gewesen und ein ganz verständiger Mann war, bemerkte, als er mich bei seiner Botschaft lächeln sah, und ich ihn fragte, was diese großen Vorkehrungen bedeuten sollten, in den Ausruf aus: „‚Es wundert mich gar nicht, daß Sie lachen; die Sache ist nur zu lächerlich, und ich fühle mich ganz beschämt darüber.‘“ Er sagte mir auch, daß er von dem Tetah ganz besonders die Weisung bekommen hätte, mir anzuzeigen, daß die Aufführung einer Batterie am Strande und das stete Feuren und Salutiren keineswegs unsertethalben geschehen sey, sondern nur des großen Festes des Kwan-soo-tze, des chinesischen Maes, wegen, welches auf den folgenden Tag fiele.“

— Des Aufenthalts hier müde, versegelte der Lord Amherst nun binnenwärts des Archipelagus Chusan, was aller Wahrscheinlichkeit nach noch nie von einem englischen Schiffe geschehen war, und setzte die Fahrt nach Shanghae fort, wo es zu noch merkwürdigeren Auftritten kam.

„Auf jeder Seite des Flusses,“ heißt es weiter in dem Berichte des Verfassers, „befindet sich ein Fort, von welchem das nördliche besser beschaffen ist, als es die meisten chinesischen Festungen sind, und acht Kanonen auf einem Plateau führt. Sobald wir ihnen zu Gesicht kamen, feuerten sie von beiden Seiten blind, was wir unbeachtet ließen, und, da die Fluth uns günstig war, ihnen bald aus den Bereich kamen. Ungefähr eine Meile inwärts des Flusses liegt die kleine Stadt Woo-sung, wo alle Schiffe, die ein- und auslaufen, einlaufen müssen. Mehrere Böte mit Mandarinen kamen uns von dort entgegen und deuteten uns an, daß sie den Befehl hätten, uns nicht nach Shangae kommen zu lassen, wonach es also schien, daß unser Kommen nicht unerwartet war; ich erwiederte aber, ich müßte dahin, da ich dort Geschäfte und eine Bittschrift abzugeben hätte. Da der Fluß hier eine scharfe Wendung nach Südosten nahm, so war der Wind uns eben recht günstig und wir hatten all den Mandarinen bald den Vorsprung abgewonnen. Ungefähr um halb fünf Uhr langten wir vor der weltberühmten Handelsstadt Shangae an, und die große Menge Junken in allen Größen und Formen, die dort lagen, bezeugten zur Genüge, daß der Ruf ihrer Handelswichtigkeit nicht übertrieben sey. Ich will hier wörtlich das Tagebuch mittheilen, das über alles Bericht giebt, was seit unserm ersten Zusammentreffen mit den Mandarinen zu Shanghae vorgefallen ist.

„Auszug aus dem Tagebuche. Die Stadt Shanghae liegt, wie es mit allen chinesischen Städten der Fall war, die ich gesehen habe, an dem linken Ufer des Flusses, und die Chinesen mögen demnach die linke Seite wohl für den Ehrenplatz halten. Bequeme Werfte und große Waarenhäuser nehmen die Ufer des Flusses ein, der tief genug ist, daß die Junken überall ankommen und löschen können: er hat in der Mitte sechs bis acht Faden Tiefe und ist fast eine halbe Meile breit. Alle Werfte waren gedrängt voll Menschen, die unser Erscheinen hoethingezogen hatte. Wir landeten Angesichts eines großen, der Himmelskönigin geweiheten Tempels, wo wir hernach einquartirt wurden. Die Menge wich rechts und links auseinander, um uns den Weg frei zu machen, und so gingen wir denn nach dem Tempel, wo eben eine theatralische Vorstellung gegeben, durch unser Erscheinen aber gestört wurde, indem gleich Aller Augen auf uns gerichtet waren. Ich erkundigte mich nach dem Wege zur Stadt und zu dem Bureau des Taoutae's, wonach wir rusches Scheittes die uns angewiesene Richtung einschlugen. Auf ungefähr eine Viertelmeile Entfernung kamen wir durch die Thore der Stadt; die Straßen sind eng, und manche unter ihnen sind mit kleinen Steinplatten, den holländischen Klinkern ähnlich, gepflastert, worauf sich weit besser gehen läßt als auf dem glatten Granit. Die Boutiken in der Stadt sind im Ganzen genommen nur klein, aber mit Waaren jeder Art wohl versehen; auch sah ich deren viele mit europäischen Artikeln. Nachdem wir ungefähr eine halbe Meile weit gegangen waren, zeigten unsere Führer uns das Bureau des Chehin, wo ich aber nicht eintreten wollte, weil unsere Sache den Taoutae betraf; so gingen wir denn, von einem ungeheueren Menschenschwarm gefolgt, wieder weiter, um diesen aufzusuchen. Bald trafen wir dann einen jungen Mann an, der uns sagte,



Digitized by Google

daß er zum Bureau des Taoutae gehöre, daß aber sein Herr schon nach dem Woo-sung gegangen sey, um uns dort aufzusuchen, und daß wir deshalb besser thäten, sofort dahin zurückzukehren. Da ich dieser Angabe nicht sehr trauete, so setzte ich meinen Weg fort, während das Volk uns überall willig Platz machte, und erreichte dann endlich das gesuchte Bureau, welches ein großes Gebäude war. Als wir uns demselben näherten, wollten die Lictoren eiligst die Thüren zuschlagen; wir verhinderten das aber, indem wir rasch hinzutraten und, sie zurückschiebend, zu dem äußeren Hofe des Bureaus gelangten. Hier fanden wir eine Menge niederer Polizeidiener, aber keine anständige Leute vor, und die drei Thüren, die in das Innere führten, waren gleich bei unserem Eintreten geschlossen und verriegelt worden. Als wir nach mehreren Minuten Wartens und nach mehrmaligem Anklopfen keine Anstalt, sie uns zu öffnen, treffen sahen, da stemmten die Herren Simpson und Stephens sich mit den Schultern gegen die mittlere Pforte und hoben sie beim zweiten kräftigen Ruck aus ihren Angeln, so daß sie krachend zu Boden stürzte, wonach wir in die große Justizhalle eintraten, an deren äußerstem Ende sich der Staatsstuhl und der Tisch des Taoutae befanden. Hier waren eine Menge Angestellter und Schreiber, die, als sie uns so unerwartet in ihrer Mitte erscheinen sahen, die unceremonielle Weise unsers Auftretens ein vergessen zu haben schienen, uns aufs artigste empfingen, und uns, nachdem wir Platz genommen hatten, Thee und Pfeifen anboten. Nachdem wir uns eine kurze Zeit mit ihnen unterhalten hatten, besonders mit dem Individuum, das uns gesagt, daß der Taoutae nach Woo-sung gegangen sey, und das einer seiner Secretairs, ein verständiger und einnehmender junger Mann, war, ward uns die Ankunft des Chehin, der uns zu sprechen wünschte, gemeldet. Er trat unmittelbar ein, weigerte sich, Platz zu nehmen, und fuhr uns in einem lauten und zornigen Tone an, wir wir hätten so verwegen seyn können, ohne vorheerige Erlaubniß nach Shanghae zu kommen. Er war ein stämmiger Mann von mittlerem Alter, mit einem barschen, unfreundlichen Gesichte und von polterndem Benehmen; er hieß Wanlunchan und war gebürtig aus Kwei-Chow. Auch ich nahm einen hohen Ton gegen ihn an, nur nicht völlig so laut, und sagte, daß wir hier Handel treiben wollten und daß ich eine Bittschrift an den Taoutae abzugeben hätte. Er antwortete: „„Ihr dürft hier nicht handeln; Ihr müßt nach Canton gehen.““ Ich erwiderte durch Wiederholung der schon oft gebrauchten Argumente in Betreff des jetzigen Zustandes des Handels nach Canton. Nun rief der Chehin, es sollte ein Dollmetscher kommen, und ich zweifelte nicht, daß sich irgend ein Quidam stellen würde, der vielleicht einige Worte des Canton-Englisch verstände; auch hatte ich mir vorgenommen, ihm auf Chinesisch zu antworten, seine Sprache sey mir gänzlich fremd; statt dessen erschien aber ein Mann von Chaow Chow-foo in der Provinz Canton, der auch nicht ein einziges Wort von irgend einer europäischen Sprache, ja nicht einmal den Canton-Dialect, kannte, indem der Dialect, der in seinem Districte gesprochen wird, dem von Fokien fast gleich kommt. Er sprach indessen den Mandarinen-Dialect weit deutlicher als der Chehin und zeigte auch mehr Talent, die Bedeutung dessen, was ich sagen wollte, richtig aufzufassen, wenn ich mich im Chinesischen schlecht ausdrückte. Als ich, da der Chehin sich nun sehr, ihm gegenüber Platz nahm, da sprang er sofort wieder auf, warf mir einen zornigen Blick zu und ging, ohne ein Wort zu sprechen, zum Zimmer hinaus, wie wenn er sich entehrt gefühlt hätte, mich in seiner Gegenwart sitzen zu sehen. Als er sich entfernt hatte, ward uns Thee präsentirt und die Leute vom Bureau suchten die Barschheit des Chehin zu entschuldigen. Bald darnach erschien dieser wieder, und sagte, der Taoutae (der eiligst von Woo-sung zurückgekehrt war) wolle uns im Tempel Trenhow eine Audienz geben und wir müßten unverzüglich dahin gehen. Wir erwiederten, das solle geschehen, und machten ihm dann das gewöhnliche chinesische Abschieds-Compliment; da er aber keine Notiz davon nahm, so sagte ich ganz laut: „bei mir zu Lande sind die Beamten der Regierung höflich gegen Fremde; Sie scheinen nach andern Regeln zu verfahren und die Höflichkeit der Fremden durch Unart zu erwiedern; aber um Ihnen und allen denen, die hier zugegen sind, zu zeigen, daß wir wohl wissen, was Sitte und Anstand gebieten, so begrüßen wir Sie nochmals bei unserm Abgehen;“ und nun machten wir beide, Herr Gutzlaff und ich, die Ceremonie des Tso-yih, indem wir uns mit gefalteten Händen verneigten, was das Höchste ist, das Leute, die einander gleich sind, thun können. Roth bis zu den Ohrläppchen vor Aerger, aber wahrnehmend, wie alle Anwesende sich freueten, daß ihm einmal die Leviten gelesen wurden, erwiederte er den Gruß nun mit sauersüßer Miene, wir aber traten durch dieselben Pforten ab, durch welche wir gekommen waren, und wurden nach dem inneren Hofe desselben Tempels gewiesen, wo wir zuerst gelandet waren; auch wurde uns angezeigt, daß hier unser Nachtquartier seyn sollte.“

— Was würde wohl der Lord Canzler sagen, wenn so ein Trupp Lascars vom Wapping-Weg herunzöge, auf Westminster-Hall losginge und dort die Thüren aus den Angeln höbe? Es dürfte ihm etwas anderes als Thee und Pfeifen aufgetischt werden! —. Ueber die Bedeutendheit des Hafens von Shanghai sagt Herr Lindsay:

„Wenn man die außerordentlichen Vortheile in Betracht zieht, die dieser Platz für den ausländischen Handel hat, so ist es zu verwundern, daß er nicht eine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Eine Hauptsache seiner Wichtigkeit ist sein schöner Hafen und sein schiffbarer Strom, durch die Shanghae factisch der Seehafen von Yang-tse-kiang und der Hauptstapelplatz des östlichen Asiens ist, indem sein heimischer Handel selbst den von Canton bei weitem übertrifft. Bei unserer ersten Ankunft war mir die ungeheure Menge Junken, die in den Fluß einliefen, so auffallend, daß ich sie mehrere Tage nach einander zählen ließ, und da ergab es sich denn, daß in Zeit von sieben Tagen bei vierhundert Junken in der Größe von hundert bis vierhundert Tonnen Trächtigkeit Woo-sung passirten, um nach Shanghae zu gehen. Während der ersten Zeit unsers Aufenthalts bestanden die meisten dieser Schiffe aus viermastigen Junken des nördlichen Landes, von Teen-tsin und verschiedenen Theilen der Mandschu-Tartarei, und Mehl und Erbsen von dort machten einen großen Theil ihrer Ladung aus. Aber während der letzten Zeit unserer Anwesenheit trafen auch, zu dreißig bis vierzig täglich, die Junken von Fokien ein. Viele darunter kamen von Formosa, Canton, dem östlichen Archipelagus, Conchinchina und Siam. Der Fluß Woosing entspringt zu Shang-keaou-kow dem Tahoo (großen See), durchkreuzt dann den Yan-ho oder großen Canal, und steht so mit dem Yangte-keang, dem gelben Flusse, und Peking in Verbindung; darnach tritt er in den Pangshan-See ein und fließt an Soo-chow-foo, der Hauptstadt des südlichen Theils von Keangsoo, eine der commercielleſten, reichſten und üppigſten Städte des Reichs, vorbei. Von hier aus communiciren mit einander und durchkreuzen sich in allen Richtungen eine Menge schiffbarer Flüsse. Demnach scheint dieser Fluß eine bequeme Wasser-Communication mit den entferntesten Theilen des Reichs, von Peking nach Yunan, von der östlichen Küste nach dem Mittelpuncte der Steppen der Tartarei, darzubieten. Unberechenbar wären die Vortheile, welche Ausländer, vor allen die Engländer, aus dem freien Handel mit diesem Platze ziehen könnten. Wollene Waaren werden jetzt lediglich über Land von Canton her zugelassen, und die verschiedenen Abgaben und Transportkosten steigern ihren Preis zu sehr, als daß die Masse der Bevölkerung im Innern sie anzuschaffen im Stande wäre, während die Kälte des Climas in den nördlichen Provinzen die wollenen Zeuge doch weit beliebter machen würde, als in dem verhältnißmäßig wärmeren Clima von Canton, sobald sie nur unter billigen Bedingungen

Digitized by Google

eingeführt werden könnten. Wenn man erwägt, wie unbedeutend jetzt der Verbrauch von wollenen Zeugen im Vergleich zu der Bevölkerung von China ist, indem von dem Hauptartikel, von Tuch, nicht volle achtmalhunderttausend Yards auf 360 Millionen Menschen kommen, also im Durchschnitt ein Yard auf 450, so dürfte es wohl nicht zu viel präsumirt seyn, wenn man annähme, daß der Absatz bei freierem und ausgedehnteren Verkehr sich bald vervierfachen würde und mit der Zeit zehnmal stärker werden könnte. Hier ist eine Nation, deren Bevölkerung fast doppelt so stark ist als die von ganz Europa, und das mit einer Seeküste von völlig dreitausend Meilen, voll der schönsten Flüsse und Häfen von der Welt. Seine Häfen und Städte sind angefüllt mit einer gewerbsfleißigen, unternehmenden, reichen und commerciellen Bevölkerung, welche die Begründung des ausländischen Handels voll Jubel aufnehmen würde. Selbst die Mandarinen erkennen, während sie die ungastlichen und misanthropischen Gesetze ausüben, die hohen Vortheile an, die sich aus dem Verkehr mit dem Auslande ziehen ließen; und doch ist der bloße Wille eines einzigen Despoten während des letzten Jahrhunderts hinreichend gewesen, vierhundert Millionen menschlicher Wesen von aller Gemeinschaft mit ihren Mitgeschöpfen abzuschneiden. Ich mache keinen Anspruch darauf, in den Gesetzen der Nationen genug eingeweiht zu seyn (der Beherrscher von China erkennt deren keins an), um anzugeben, in wiefern die andern Länder verpflichtet sind, sich diesen Geboten zu fügen; doch wage ich es, die Hoffnung auszusprechen, daß diese selbstsüchtigen Principien sich allmählig verlieren werden, so wie wir gegenseitig mehr Kenntniß erwerben und uns der freundschaftlichen Gesinnung vergewissern, welche die Masse des Volks gegen Fremde hegt; so wie, daß bald die Zeit kommen wird, wo das chinesische Volk unter einem liberaleren und aufgeklärteren Regierungssystem die Stelle einnimmt, die ihm unter den civilisirten Nationen der Welt gebührt."

— Auf der Rückkehr von Shanghae legte Herr Lindsay noch zu Corea und zu Loo Choo an; aber die Häfen der Mandchow-Tartarei zu besuchen, wie er es Anfangs Willens war, ward ihm die Zeit zu kurz.

---

## Ueber die Strafe der Enthauptung.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

(M.)

Herr Julia de Fontenelle hat in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 16. v. M. folgendes merkwürdiges Memoire über die Frage, ob Enthauptete noch auf eine mehr oder minder kurze Zeit Schmerzen empfänden, verlesen,

„Wir wollen hier," beginnt Herr Julia de Fontenelle, „eine große Frage aufwerfen, die, ob die Guillotinirten nach der Enthauptung noch ein Gefühl des Schmerzes haben? Der Doctor Guillotin, nach welchem das Todeswerkzeug benannt worden ist, die Herren Petit und Cabanis, so wie einige Physiologen stellen es in Abrede; viele andere aber, namentlich Sömmering, Sue, Mojon, Castel, &c., behaupten es und belegen ihre Meynung mit folgenden Thatsachen:

„1) Als der Doctor Sue einem Puter den Kopf abgeschnitten hatte, behielt dieser anderthalb Minuten lang alle seine Bewegungen; die Kinnbacken so wie die Pupillen zuckten stark, und die Augenlieder öffneten und schlossen sich wechselsweise. Der Körper, der seit einer Minute regungslos gelegen, richtete sich wieder auf, blieb anderthalb Minuten lang ruhig stehen, ging dann vorwärts, bewegte die Flügel, fuhr mit einem Fuße zum Halse, und starb erst nach Verlauf von sechs Minuten. Das Köpfen eines zweiten Puters bot dieselben Phänomene dar. Wenn man ihm mit einer Nadel in die Muskeln der Flügel, des Halses, &c. stach, so zeigte sich in diesen Theilen eine convulsivische Bewegung.

„2) Einem Hammel ward in zwei Secunden der Kopf abgenommen; dieser Kopf nun behielt zwei Minuten lang, und der Körper gar während zwölf Minuten alle seine Bewegungen. Diese Bewegungen waren so gewaltsam, daß drei Männer erforderlich waren, um sie zu beherrschen. Dieselben Resultate ergaben sich bei einem ausgewachsenen Schafe, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß bei diesem die Bewegung des Kopfes dreiviertel Minuten und die des Körpers eilf Minuten währete. Zu Figueiras bin ich Zeuge der Enthauptung eines dreijährigen Widders gewesen. Drei Männer konnten ihn, als der Kopf gefallen war, kaum halten, und diese Bewegung währte funfzehn Minuten.

„3) Nachdem einem Kalbe binnen anderthalb Secunden der Kopf abgenommen worden, zeigte dieser Kopf noch siebenthalb Minuten lang sehr deutliche Bewegungen der Augenlieder, der Pupille, der Ohren, der Nüstern, der Gesichtsmuskeln und der Lippen. Der Körper bewegte sich noch sieben Minuten lang, und an den verschiedenen Theilen des Kopfes war der Ausdruck des Schmerzes wahrzunehmen.

„Herr Sue folgert aus diesen Thatsachen, daß das Leben und das Gefühl über das ganze System verbreitet sind, daß man folglich die besonderen Wirkungen der Lust und des Schmerzes an der Stelle, wo sie vorkommen, von denen unterscheiden muß, die sich an anderen Theilen kundgeben. Aldini hat sich nach vergleichenden Experimenten, die er im Jahr 1803 zu London und Italien mit einem Gehängten und mit einem Geköpften vorgenommen, überzeugt, daß die Zuckungen der Kopfmuskeln bei Enthaupteten drei Viertelstunden und bei Erhängten zwei Stunden währen. Deshalb glaubt er auch, daß Subjecte, mit welchen man galvanische Experimente angestellt, wohl deren Einwirkung haben fühlen und empfinden können.

„Mein ehrenwerther Freund, Herr Mojon, Professor der Physiologie bei der Universität Genua, hat im Jahr 1804 zu Paris in Gemeinschaft mit den Herren Guillotin, Aldini und Manche einige Experimente an Guillotinirten vorgenommen. Diese bewiesen ihnen: 1) daß die geöffneten Augenlieder sich eine Viertelstunde nach der Enthauptung schließen, wenn das Haupt dem Sonnenlichte ausgesetzt wird; 2) daß das Haupt des Geköpften die Anwendung von Reizmitteln empfindet; 3) daß die aus dem Munde vorgetretene Zunge sich zurückzieht, wenn sie mit einer Nadel gestochen wird, und daß die Gesichtszüge ein schmerzhaftes Gefühl verrathen; 4) daß die Organe des Gehörs ebenfalls für die Laute empfänglich sind. Ich erinnere mich, das Haupt eines Guillotinirten gesehen zu haben, der, wie ich glaube, Tillier oder Detillier hieß, in dem sich die Augen nach der Seite wandten, wo man ihn rief, und ich möchte es fast für wahr annehmen, daß sich an dem Haupte der Charlotte Corday, dem der Henker einen Backenstreich gab, als er es dem Publikum vorzeigte, ein Gefühl der Kränkung bemerkbar gemacht hat, wie die Sage geht.

„Beicard hat gesehen, wie das Haupt eines Geköpften die Lippen gerührt hat; und ich bin dessen zweimal Zeuge gewesen. Der Verfasser der Kenntniß der Thiere versichert, daß, während die Augen im Kopfe rollen, um den Schmerz auszudrücken, der Kopf die Lippen bewegt und in die Erde beißt, andererseits das Herz noch einige Augenblicke lang schlägt.

„Es kommt bei der Hinrichtung eines Delinquenten darauf an, sagt Herr Sue, zu erfahren, ob alle Theile zugleich oder einzeln sterben; denn wenn dem abgeschlagenen Haupte auch nur eine Secunde lang das Bewußtseyn seines Schmerzes, oder vielmehr seiner Lebensstrafe bleibt,



Digitized by Google

so muß die Idee, daß ein vom Rumpfe getrennter Kopf noch denken kann, auch den Menschen, der im Verbrechen erhärtet ist, schaudern machen, so wie denjenigen, der verdammt ist, ihm das Urtheil zu sprechen. Wenn das Haupt, fährt er fort, nach seiner Trennung noch örtlich leidet, wie er das behauptet, das heißt ohne irgend eine wechselseitige Beziehung, so ist es nicht minder wahr, daß auch der Körper leidet. Warum sollte der Körper keine Schmerzen mehr empfinden, weil er nicht mehr mit dem Haupte zusammenhängt? Er leidet *als Körper*, so wie das Haupt *als Haupt* leidet. Nach diesen Beobachtungen lebt das Denken, da das Centrum der Thätigkeit des Gehirns beträchtlich vermehrt worden, statt erloschen zu seyn, nur in noch größerer Stärke fort. Man nimmt bei abgeschlagenen Köpfen noch verschiedene Bewegungen der Augenlieder, der Augen, der Lippen, ja selbst Zuckungen in den Kinnbacken wahr, wenn die Henker sie bei den Haaren gefaßt halten. Es ist fast als ausgemacht anzunehmen, daß *das Denkvermögen* inmitten dieser nervösen und muskularen Zerrüttung die Scheidung seines ganzen Seyns, mit einem Worte *die Persönlichkeit, das lebende Ich*, hört, sieht, fühlt und beurtheilt. Noch mehr, alles deutet darauf hin, daß auch der Hals, die Brust, der Unterleib und die Extremitäten ihr eigenes Gefühl, *ihr besonderes Ich* haben. Die Experimente, die er in der Aerztlichen Schule zu Edinburg fortgesetzt, so wie diejenigen, die er in verschiedenen Hospitälern Frankreichs gemacht hat, haben ihn überzeugt, daß die abgetrennten Gliedmaßen Schmerzen empfinden. Es ist Thatsache, daß Leute, welchen Finger, die Hand, ein Arm, Fuß oder Bein abgenommen worden, oft mehrere Tage, ja Monate nach der Operation ausrufen: o wie schmerzt mich die Hand, der Arm, der Fuß, das Bein! Der Doctor Petit hat gesehen, daß jemand dies Gefühl noch sechs Jahre nach der Operation gehabt hat. Herr Sue nennt das sehr geistreich *das Gedächtniß des Schmerzes*.

„Einer unserer ehrenwerthesten Aerzte, Herr Doctor Castel, hat behauptet, daß der Kopf nach der Enthauptung noch das Empfindungsvermögen behält, daß diese Empfindung aber eher darin erlischt als in dem Rumpfe, weil der Theil des Empfindungsvermögens, der jedem Organ verliehen ist, ihm unmittelbar übertragen worden, ehe die Enthauptung stattgefunden hat. Dies Empfindungsvermögen hat nicht sofort erschöpft werden können; auch währt die Pulsation des Herzens noch eine Zeitlang fort. Diese Pulsation trägt nebst dem übrigen Empfindungsvermögen dazu bei, das Leben im Körper zu unterhalten. Was den Kopf betrifft, so hat das Gehirn kein Pulsaderblut mehr erhalten, ohne welches die anderen Reize sehr ohnmächtig sind; aber die Circulation durch das feine Gefäßnetz währt noch fort. Wenn also das gänzliche Erlöschen des Lebens im Haupte rascher erfolgt, so kommt dies daher, weil ihm das energischste Reizmittel fehlt. Aber *das Empfindungsvermögen* ist nicht von ihm gewichen, es ist darin *angehäuft* geblieben.... *Ich behaupte*, ohne mich zu bedenken, setzt er hinzu, daß ein Kopf in den nächsten Augenblicken nach der Enthauptung *noch zu sehen, zu hören und Schmerzen zu empfinden* vermag.

„Wir möchten dieser Meynung nicht ganz beipflichten, denn wir haben Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, daß dem Kopfe nach der Enthauptung noch einige Minuten lang das Pulsaderblut bleibt, das ihm durch die Hauptschlagadern und durch die Wirbelbein-Arterien zugeführet worden. Sobald diese Adern durchschnitten sind, ziehen sie sich zusammen, und so lange dieser krampfartige Zustand währt, lassen sie nur wenig Blut entrinnen. Anders verhält es sich mit dem Rumpfe: da das Herz seine ausdehnenden und zusammenziehenden Bewegungen fortsetzt, so unterhält es während seiner Thätigkeit vier Blutströmungen durch die abgeschnittenen Arterien, und dieser große Blutverlust ist dann Ursache, daß der Körper schneller erkaltet als das Haupt. Auch ist es klar, daß die Lebenskraft des Gehirns länger verhält als die des Rumpfes. Eine ähnliche Meynung hat Herr Professor Sue ausgesprochen. Es scheint, sagt er, daß das Empfindungsvermögen in den verschiedenen Theilen des Kopfes, wegen seiner Dicke und seiner runden Form geeigneter, die Lebenswärme zu bewahren, länger als eine Viertelstunde fortdauert. Wenn man die Anatomie des Gehirns in Betracht zieht, hauptsächlich die Art und Weise, in welcher die Hauptschlag- und die Wirbelbeinadern vertheilt sind; wenn man ihre drei Krümmungen, ehe sie dahin gelangen, ihre nicht auszumessenden Eintheilungen, und mehr noch ihren eigenthümlichen Bau erwägt; wenn man ihnen nach allem diesen in ihren Beziehungen zu den Adern und den Höhlen dieser Eingeweide folgt, deren viele Falten und krumme Formen das Ergießen des Blutes in die Golfe der Kehladern bedeutend verzögert, so wird man den langsamen Umlauf des Blutes im Gehirn nicht bezweifeln und leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Kreislauf, ehe er das ganze Arterien-System, die Adern und die Höhlungen dieses Organs durchströmt hat, hier langsamer als in den andern Theilen des Körpers von statten geht. Andererseits ist die arterielle Thätigkeit stets bemüht, das Blut dahin zu treiben, wo es den wenigsten Widerstand findet. Sollte das Blut, welches die Hauptschlag- und Wirbelbeinadern dem Haupte zuführen, ihm durch dieselben Gefäße zugeführt werden, wenn sie durchschnitten sind? Nein.

„Das Blut in den Pulsadern am Kopfe wird durch deren zusammenziehende Kraft noch augenblicklich den Puncten seiner Bestimmung zugeführt; so muß also der Kreislauf in diesem Organe fortwähren, so lange der Einfluß oder die Kraft des Lebens darin vorhanden ist, das heißt bis zur gänzlichen Erlöschung der Lebenswärme.

„Man findet auch in den wissenschaftlichen Journalen und in den Werken und Aufsätzen eines Catuano, Egel, Galvani, Gren, Hunter, Hermstädt, Jacquin, Lichtenberg, Mojon, Moll, Scherer, Sömmering, Sue, Valli, Vassali sehr merkwürdige Thatumstände sowohl über die Enthauptung als über die Phänomene des Lebens.

„Wenn wir nun von den Wirkungen des Kopfabschlagens der Menschen zu denen von einigen Thieren übergehen, so werden wir auch darin weethvolle Dokumente für die Meynung finden, die wir aufzustellen Willens sind.

„Eine Schildkröte, der man das Gehirn ausschneidet, lebt noch gegen sechs Monate und bewegt sich währenddem wie gewöhnlich; ja man hat Beispiele, daß diese Thiere von zwölf Tagen bis sechs Monate gelebt haben, nachdem ihnen der Kopf abgeschnitten worden.

„Als Charras einer Natter den Kopf abgeschnitten hatte, brachte dieser mehrere Tage darnach einem seiner Schüler noch eine gefährliche Wunde bei. In den wissenschaftlichen Notizen findet man noch mehrere ähnliche Thatsachen.

„Galien erzählt, daß Strauße, welchen der Kaiser Commodus rasch den Kopf abgeschlagen, noch bis ans Ende der Bahn liefen. Auch ist es bekannt, daß der Rumpf eines Hahns, dem Boerhave in dem Augenblicke den Hals abgehauen, wo er auf das Futter zulief, das ihm in einer Entfernung von mehr als zwanzig Schritten gezeigt worden war, diesen Lauf noch bis zum Ziele fortsetzte. Eben so hat Perault gesehen, wie eine geköpfte Natter dennoch nach dem Steinhaufen hinkroch, der ihr gewöhnlicher Schlupfwinkel war."

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

## Notiz über den Herzog von Reichstadt.

(L.)

Man findet im Courrier français unter der eben genannten Rubrik nachstehenden Artikel, den wir für interessant genug hinsichtlich seines Gehalts, wie seiner Form halten, um ihn unsern Lesern mitzutheilen, ohne jedoch seine historische Genauigkeit verbürgen zu können oder zu wollen.

Der nächste Band des Conversations-Lexicons, der erscheinen soll, enthält eine sehr interessante Notiz von Herrn Friedrich Jayot über den Sohn Napoleons; wir heben daraus folgende Stellen hervor:

„Was man auch immer gesagt hat, so gefiel sich doch Marie Louise darin, schon früh *) die Gedanken ihres Sohnes auf seine erhabene Abkunft zu lenken. Sie verhaeg sie ihm niemals und erinnerte ihn vor Allem mit Lebhaftigkeit in den Jahren daran, wo der Ruhm und die Macht so verführerisch in den Augen eines jungen Mannes sind. Diese Thatsache ist jetzt außer Zweifel. Ein edler Freund des Prinzen hat bei seinem Tode geschrieben, „„daß, wenn aus Rücksicht für seine feste schwache Constitution **) und seine Art zu fühlen, diese Offenbarung ihm wäre verborgen geblieben, er hätte leben können. Das wäre, fügt er hinzu, der Act einer weisen Zärtlichkeit gewesen.““ Man theilte dem Herzog, von Seite des Kaisers, treu diejenigen Artikel französischer Journale mit, worin gesagt wurde, daß seine Geburt ihm verschwiegen würde.***) Man hat bemerkt, daß seine Stirn, bei deren Lesung, sich verfinsterte; doch enthielt er sich jeder Bemerkung. — Von dem Elementar-Unterricht in den Sprachen ging der Herzog zu dem Studium der mathematischen Wissenschaften über. Sein angeborener Scharfsinn faßte schnell ihren Geist und ihre Anwendung auf: es war selbst interessant, ihn über diese Gegenstände sprechen zu hören. Aber bei den ersten Schritten auf der Bahn der höheren Studien trat eine plötzliche Indolenz ein, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, und die Personen eigene Ermüdung, die eine feurige Phantasie mit einer kränklichen Constitution verbinden, bemächtigte sich seiner auf eine erlahmende Weise; andermale jedoch, sey es, daß seine Jugend über das Uebel siegte, oder sein feuriger Geist es überwand, vollbrachte er seine Arbeit mit dem aufmerksamsten Fleiße und mit der größten Klarheit der Begriffe. In diesen Augenblicken setzte sein Scharfsinn seine Lehrer in Erstaunen.†) Mit dem funfzehnten Jahre war er bereits in den sogenannten classischen Studien sehr weit vorgeschritten. Vielleicht wußte er damals schon mehr Latein, als er je in den Tuilerieen unter den Augen seines glorreichen Vaters würde erlernt haben. In Wien wird diese Sprache immer als die Wissenschaft der Sprachen betrachtet, denn alle (?) Actenstücke werden da lateinisch abgefaßt; man discutirt da in lateinischer Sprache vor den Gerichtshöfen (?!) und in den Schulen: das Lateinische ist das Idiom der ungarischen Landtage, wo noch ein letzter Hauch der Beredtsamkeit und der Ideen des alten Polens weht.††) Der Herzog von Reichstadt lernte mehrere lebendige Sprachen. Er sprach deutsch und französisch, wie man es in den besten Gesellschaften beider Länder spricht. Eben so geläufig wie das Französische war ihm die polnische Sprache, und er sprach und schrieb sie mit besonderm Vergnügen. Diejenigen Polen, die von dem Zustande der europäischen Angelegenheiten vor der Juli-Revolution unterrichtet sind, wissen, daß in Warschau 1829 eine kleine Münze oder Medaille geschlagen worden ist, die das Bild des Herzogs und die Umschrift trug: „Napoleon Carl Joseph, König von Polen.“ Wollte das Wiener Cabinet, das Ereigniß unserer drei Juli-Tage nicht voraussehend, damit den Grund zu einem politischen Arrangement, zu der Lösung des Problems der Stellung des Prinzen legen, oder wollte es nur eine nominelle Macht schaffen und Rußland mit einem Rest des Schwerdtes Buonaparte's hemmen? Nur von der Zeit kann man Aufklärung über diesen Punct erwarten.*) Mit sechszehn Jahren hörte der Prinz einen Cursus des Staats- und Privat-Rechts. In diesem Alter fand man ihn in Wien, während des Winters, alle Tage Abends in der Cour bei Hofe. Im Sommer liebte er die lachenden Allee'n des Praters und fuhr unter und mit den Wienern spazieren, sein einfaches Cabriolet, unter den andern glänzenden Equipagen, selbst führend. Er ritt sehr gut und liebte diese Leibesübung, ob sie ihn gleich zu ermüden schien. Auch zu diesen Spazier-Ritten wählte er fast immer den Prater oder die reizenden Ufer der Donau. Der Herzog war von Kindheit auf sehr beweglich und geschickt und wußte schon im zehnten Jahre ein Pferd gut zu führen. Eigentliche Reitstunde (auf der Bahn) erhielt er aber erst mit vierzehn Jahren und zwar zugleich mit seinem jungen Freunde gleichen Alters, dem Erzherzog Franz, der ihm die Augen zugedrückt hat. Sie waren die beiden graziösesten und geschicktesten Reiter Wiens geworden. Beiden Prinzen machte es besonderes Vergnügen, bei den Musterungen auf wilden Pferden an der Fronte der Regimenter vorüber zu jagen.

„In den höheren gesellschaftlichen Kreisen Wiens erzählte man sich eine Menge treffender Antworten und geistreicher Worte des jungen Prinzen. Im Ausdrucke einer ersten Freude boten seine Züge zunächst eine kindliche Unbefangenheit und Unschuld dar; wenn aber diese Ausdruck vorüber war, trat etwas ernstes, schwermüthiges und schmerzlich imponirendes an dessen Stelle, was tiefe innere Leiden und eine durch einen beständigen, drückenden Gedanken beherrschte Reflexion andeutete. Er hatte blaue Augen, voll Feuer und Melancholie zugleich, dann eine feine Nase: seine Züge erinnerten an die seines Vaters und dennoch auch an die seiner Mutter. Er liebte die jungen Erzherzöge und wurde von ihnen innig wiedergeliebt. Sein kaiserlicher Großvater hegte für ihn wahrhaft zärtliche Sorgfalt; der Jüngling erkannte und erwiderte sie mit inniger, dankbarer Zuneigung und aufrichtiger Ehrfurcht. Am Militair hatte er große Freude; schon der Anblick einer Uniform entzückte ihn. Bereits als Knabe von sieben Jahren erhielt er Militair-Uniform; man ließ ihn Soldat werden. Nach einigen Monaten machte man ihm zum Sergeanten. Ich besitze eine von diesen getragenen Uniformen. In Schönbrunn verlebte er die schönsten Tage des Jahres im Schooße seiner Familie. Durch ein Patent vom 22. Juli 1818 wurde die Stellung des Sohnes Napoleons am kaiserlichen Hofe festgestellt. Die Acte enthält den schönen Namen Napoleons nicht. Später hat Herr von Metternich sich darüber erklärt und sich auf die Rechte der Staatsweisheit berufen; dieser Name erweckte zu gefährliche Erinnerungen. Durch diese Acte erhielt er den Titel des Herzogs von Reichstadt, den Namen einer alten Grundherrschaft des kaiserlichen Hauses. Es war einen Augenblick die Rede davon gewesen, ihm den Titel eines Herzogs von Modena, vormaliger Residenz (?) der

*) Das muß auch schon früh geschehen seyn, da sie früh von ihm getrennt wurde, früher eigentlich als die nacherwähnten Jahre eintraten, wo ein Jüngling für den Ruhm und seine Erinnerungen empfänglich zu werden pflege. Anm. d. Red.

**) In seiner Kindheit hat man aber nie von seiner schwachen Constitution gesprochen noch gehört, vielmehr mußte man damals, seiner Erscheinung und seinem Bildnisse nach, eine kräftige Constitution voraussetzen. Anm. d. Red.

***) Doch durfte bekanntlich ein Heldengedicht auf die Großthaten seines Vaters ihm, vom Verfasser mindestens, nicht überreicht werden. Anm. d. Red.

†) Vermuthlich war dies nach den Gegenständen und nach seinen Anlagen und Neigungen dafür verschieden. Anm. d. Red.

††) Die lateinische Sprache, eine Hinterlassenschaft der Römer, hat sich doch wohl eher von Ungarn aus nach Polen, als von Polen aus nach Ungarn verbreitet und erhalten. Anm. d. Red.

*) Zuvor müßte wohl erst die angebliche Thatsache erwiesen werden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Markgrafen (?) von Oesterreich, zu geben; aber man verzichtete darauf, weil diese Besitzung nicht mehr zu den Familiengütern gehört. Der Großvater des jungen Herzogs liebt das zurückgezogene Leben. Er sondert sich auf diese Weise streng ab, wenn seine Podagra-Schmerzen sich einstellen, oder wenn wichtige Geschäfte ruhige Ueberlegung erfordern. Der Herzog von Reichstadt war selbst in dieser Einsamkeit immer willkommen, wo die Kaiserin allein Zutritt hatte: die Kinder des Kaisers selbst hatten nicht immer diese Vergünstigung. Für seinen Enkel aber wollte der Kaiser immer sichtbar seyn. Man hat mit Vergnügen bemerkt, daß die beiden Kaiserinnen, die der Sohn Napoleons hat auf den Thron steigen sehen, schwesterliche und mütterliche Zärtlichkeit für ihn fühlten und ihm bezeugten. Ein Freund, der seine Zimmer in Schönbrunn eines Morgens in seiner Abwesenheit besucht hat, hat nur alterthümliche und einfache Geräthe, mit einiger Pracht an Stuckatur und Vergoldung an Wänden und Decken, gefunden; alles dieses stammt aus der Zeit Maria Theresia's her; sein Schlafzimmer war räumlich und hoch. Auf einem großen Tische lagen aufgerollte Karten, welche der Prinz einige Stunden vorher studirt hatte; eine Menge Noten und Bleistiftstriche zeugten davon. Dieser Freund hat in der Bibliothek Bücher, angefüllt mit eigenhändigen Bemerkungen, gefunden und folgende Titel gelesen: Geschichte Carls V. von Robertson; vom Verfall des römischen Reiches von Gibbon; von der Größe und dem Verfall der Römer von Montesquieu; Geschichte von Frankreich von Bignon. Die alten Mobilien dieses Zimmers waren fleißig gearbeitet und in gewisser Art merkwürdig; die Tapeten, welche die Wände bedeckten, waren aus Indien und China. Nah bei dem Bette hingen an der Wand glänzende Sporn und schöne Peitschen. Darüber bemerkte mein Freund das Bildniß Napoleons, von Gerard gemalt. So war auch ein Kupferstich da, den ersten Consul vorstellend, wie er beim Schlosse Malmaison spazieren geht; die Zeichnung davon, welche berühmt ist, ist ein Werk Isabey's. Eine Büste Franz II. stand auf dem Kamin; sie war von Canova. Derselbe Freund hat mir gesagt, daß alle Spuren, die er gesehen, ein Wiederschein des intellectuellen Lebens waren, welches der Prinz führte, ein sehr thätiges Leben in jenem Augenblicke; er beschäftigte sich mit großem Eifer mit geographischen Arbeiten. Der Capitain Foresti war damals einer seiner Gouverneure. Bei dieser Erziehung, mit so ernsthaften Studien verbunden, wurde das Gefühl nicht vernachlässigt. Der Erzherzog Carl, der Beschützer und Freund des Herzogs von Reichstadt, führte ihn jedes Jahr, am 5. Mai, in eine kleine Kirche von Wien, wo eine Todtenmesse und Gottesdienst zum Andenken an seinen Vater gefeiert wurde. Der Schmerz des alten Kriegers und des jungen Herzogs war überraschend. Folgendes hat mir ein junger Mensch, ein Engländer, erzählt, der Zeuge der Scene gewesen war: er hatte gesehen, daß der Herzog, um zu beten, alle seine Kräfte zusammennehmen mußte in der Empfindung von Liebe und Schmerz, die uns glauben machen kann, daß wir von denen gehört werden, die wir beweinen. Seine sonst blassen Wangen waren geröthet, seine Augen schwammen in Thränen, seine Hände falteten sich in schmerzlicher Lebhaftigkeit.

„Er faßte seine Idee'n schnell und geistreich auf, wenn er nachgedacht hatte, aber der Ausdruck und die Entwickelung derselben blieben zuweilen sehr unvollkommen. Die Schrift des Prinzen war, in diesen Augenblicken der Erschlaffung, vernachlässigt; die Orthographie war gewissermaaßen darin vergessen. Nichts glänzte mehr in dieser Intelligenz, die ganz in lebhaften Schmerz zu versinken und dann sich zu verdunkeln schien; aber wenn man ihn einmal seinen physischen und moralischen Leiden entrissen hatte, so setzte er sich leicht wieder zur Arbeit und nahm die Folge seiner Idee'n mit Bestimmtheit, Feuer und magischer Beredtsamkeit wieder auf. Bisweilen hat er sich, nach diesen Augenblicken der Verfinsterung, mit einer Energie wieder erhoben, die für seine Gesundheit und selbst für sein Leben drohend war. Im Jahre 1822 hatte er sich schon, mit merkwürdigem Erfolge, mit der Uebersetzung deutscher Texte ins Lateinische beschäftigt. Diese Versuche sind in den Händen seiner Freunde geblieben: alle bezeugen eine seltene Leichtigkeit und gründliche Studien. Seine Freunde zeigen in Wien mehrere dieser Arbeiten; sie sind unterzeichnet Franciscus. Den historischen Studien gab der Herzog den Vorzug. Im Jahre 1825 hörte er bei dem Baron von Odenuus (?), einem der gelehrtesten Männer des Kaiserreiches, die Geschichte der österreichischen Monarchie; dann ging er, auf den Rath des Kaisers, zu der von Europa und Frankreich über. Alles wurde ihm offen gesagt und die besten geschichtlichen Werke, die bei uns geschrieben worden sind, waren seine Führer. „„Gebt ihm den Unterricht, der einem General-Offizier und einem Staatsmanne nöthig ist, aber ermüdet seine gute und feurige Natur nicht!"" sagte der Kaiser. Man verband mit diesen Kenntnissen diejenigen, welche das Wesen der jetzigen Politik und Statistik ausmachen; er erhielt diesen Unterricht in ausführlicher Entwickelung; dabei kehrte er wieder zu den Karten zurück, aber diesesmal mehr, um sich zu historischen Betrachtungen, als zu bloßen Berechnungen zu erheben. Er liebte die Berechnungen nicht, außer da, wo sie dazu dienten, seine Raisonnements oder seine Ansichten zu stützen. Die schönen Künste liebte er eben so wenig und er beschäftigte sich nur mit der Lineae-Zeichnung. Um das Jahr 1828 verfertigte er eine topographische Karte von Oesterreich, die er dem Kaiser zum Geschenk machte. Diese Karte ist ganz sein Werk. In derselben Zeit legte er sich mit Fleiß auf trigonometrische Operationen. — Herr von Prokesch lernte ihn in Steyermark im Frühling 1830 kennen und eine vertraute Verbindung knüpfte sich zwischen ihnen an. Er fand in ihm ausgebreitete Kenntnisse über Europa und über die gegenseitigen Verhältnisse und Interessen der Staaten; eine unveränderliche Neigung, sich für alles zu erwärmen, was erhaben war, und eine stete Verachtung alles Kleinlichen und Frivolen. „„Diese Eigenschaften, sagt er in einer Schrift voll Interesse und Seele, die in Prag für einige seiner Freunde gedruckt und leider! zu kurz ist, bestätigten und bewährten sich bis zu seinem Tode."" *)— Das Verdienst der Harmonie und einer gelehrten Eleganz des Styls existirte für den Sohn Napoleons nicht: er hatte dafür kein Organ (?). Man kann sich daraus erklären, daß, nach dem Studium der Wissenschaften, Lebenspere der Schriftsteller war, der ihn am meisten interessirte. „„Den Menschen kennen zu lernen, ist der Zweck des Lebens,"" sagte er. Auch betheilte er über Menschen und Dinge mit seltener Scharfsicht; zuletzt wurde er selbst tiefdenkend bis zur Träumerei. Er analysirte auf eine merkwürdige Weise die unvollständige Arbeit Schillers über den dreißigjährigen Krieg; dann las er Smith, Müller, ꝛc. Vor allen andern Feldherren bewunderte er Hannibal: vielleicht beruhte diese Vorliebe auf der Aehnlichkeit, die zwischen dem Resultate seiner Thaten und dem der wunderbaren Siege seines Vaters sich findet. — Sein Lehrer im Italienischen war der Abbé Pinu, ein gelehrter Piemontese. Der junge Herzog hat das befreite Jerusalem ins Deutsche und das Leben Montecuculi's und Schwarzenbergs, so wie die Leichenrede auf Washington von Fontanes ꝛc. ins Italienische übersetzt. Er bewunderte vorzugsweise diese letztere Arbeit, die Laharpe eine Skizze Raphaels genannt hat. Man sieht, daß er viel gearbeitet hat, ob er gleich zuweilen nicht die nöthigen Kräfte für die höhern Studien zu haben schien.

*) Dieß ist derselbe Herr von Prokesch, den das österreichische Cabinet neuerlich zu einer wichtigen Mission nach Alexandrien in den orientalischen Angelegenheiten gebraucht hat. Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Die Personen, die ihn umgaben, sahen ihn viee Jahee lang immee zur Lectuee deee von Napoleon diktirten Denkwüedigkeiten und des Tagebuchs von Las Casas und O'Meaea zurückkehren, Bücher, woein deee Kaiser gesprächsweise die großen Idee'n niedeegelegt hat, welche ihm die Regierung Fraukreichs gegeben hatten, und die er noch lange Zeit zu unteestützen gedachte. — Deee Herzog von Reichstadt knüpfte veeschiedene Veebindungen an. Unteee denen, die er vorzüglich zu lieben schien, fühet man, wohl mit Recht, die Bekanntschaft des Obeist-Lieutenant Prokesch von Osten an, dessen ich so eben erwähnt. Ee teaf mit ihm zu Grätz, in Steyermark, während einer Reise der kaiseelichen Familie, zusammen. Dieser Offizier ist noch jung, abee gründlich unteeeichtet: er hat große Reisen gemacht. Sie lernten sich an der Tafel des Kaisees kennen. Die geistreiche Unteehaltung und die Kenntnisse des Obeesten machten auf den jungen Prinzen großen Eindruck; ein Umstand wae schon geeignet, sein Interesse zu ereegen. Herr von Prokesch hatte einige Jahre zuvor eine kleine Schrift herausgegeben, woein er durch Thatsachen und Raisonnements bewiesen, daß die Schlacht von Waterloo eine der schönsten militairischen Combinationen Napoleons gewesen. Ee hatte darin, Namens der Wissenschaft und des Genie's, gegen die Gewalt dee Umstände und das Geschrei des großen Haufens protestiet. Der Prinz hatte mehreeemale diese Schrift gelesen, die er nachher ins Französische und Italienische übersetzt und commentiet hat. Seine Dankbarkeit gegen diesen Offizier wurde bald zur innigsten Freundschaft. Wenn wichtige Nachrichten von Paris in Wien ankamen, so dachte er darüber in der Einsamkeit seinee Wohnung zu Schönbrunn nach, vor dem Bilde seines Vatees; und wie ein General seine Regimenter zählt, so zählte er seine Anhänger von Frankreich (?), die Fahnen, die seine Gegenwart, wenn der rechte Augenblick gekommen wäre, dort sammeln würde, die Generale, die für seine Sache gewonnen wären (?); dann kehrte er ganz bewegt nach Wien zurück und theilte dem Kaiser seine Gefühle und Gedanken mit (?). Der erlauchte Greis beschwichtigte ihn. „„Nur auf den Aufruf der Nation wollte er sein Vaterland wiedersehen und er würde ganz allein dahin gegangen seyn, einen Marschall Clauzel, einen Bacon Souard (vielleicht Soult?) zu sich rufend (!).““ Zu dieser Denkungsaet wurde er von verschiedenen seiner jungen Verwandten (?) aufgemuntert. Voll von diesen Idee'n sprach er zu den Personen, die sich in den letzten Zeiten ihm näherten und besonders zu alten Offizieren seines Vaters. Einer seiner vertrautesten Freunde hat geschrieben, „„er sey überzeugt, daß der Prinz frühee oder später, wäre der Augenblick gekommen, Oesterreich entschlüpft seyn würde, um nach Frankreich zu gehen, aber nur, wenn seine Vernunft ihm zu diesem Entschlusse gerathen hätte.““ Er discutirte oft diesen Fall in seiner Gegenwart. Als die Schwierigkeiten sich in seinen Gedanken vermehrt hatten, so sagte er, davon erfüllt, zu einem nach Frankreich zurückkehrenden Offizier: „„Mein Herr, wenn Sie die Säule wiedersehen, so bringen Sie ihr meinen ehrfurchtsvollen Gruß!““ Als man ihm sagte, daß sein Name in Frankreich häufig genannt werde, so kehrte Hoffnung in seine Brust zurück. Trotz seiner gewohnten, vorsichtigen Verschlossenheit hat er glauben lassen, daß er gewiß war, „„daß seine Erhebung die Beistimmung Europa's erhalten würde.““ Endlich beurtheilte er diese unermeßliche Aussicht mit einer Ruhe, die über sein Alter war, und mit dem Gefühl seiner Kraft. In der That konnte er auf seine Fähigkeiten Hoffnungen gründen, denn sie waren für einen neunzehnjährigen Jüngling ungewöhnlich und äußerten sich bisweilen auf eine erstaunenswürdige Weise.

„Bei den Musterungen zeichnete sich der Prinz durch die Genauigkeit des Commando's aus. Eines Tages sagte ein Erzherzog von ihm: „„Aber unser Vetter ist ein vollendeter Offizier; sein Regiment ist das erste der Armee; und wenn er eine Armee commandirt, so wird sie die erste der Welt seyn.““ — Der Herzog von Reichstadt war sanft, lebhaft und hatte Blitze von Heiterkeit in der gewöhnlichen Gesellschaft; aber die Politik, wie ich schon gesagt, hatte die Gewalt, seine Züge plötzlich zu verfinstern. Seine Unterhaltung war leicht, schnell und sanft in der Bewegung eines großen Zirkels, bei Hofe; er liebte einen Gegenstand auszudehnen und zu generalisiren. Wenn er genug nachgedacht hatte, so war sein Urtheil klar, bestimmt und fein; aber seine erste Untersuchung oder intellectuelle Operation war bisweilen langsam; in einem hohen Grade aber war er mit der Fähigkeit ausgestattet, wie die Deutschen es nennen, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Er wußte alles, was vorging, und war im kaiserlichen Pallast der Gegenstand aller Zuvorkommenheiten; es wurde da nichts interessantes gesprochen, das er nicht gleich hätte erfahren können, denn alle Fragen standen ihm frei und die ersten Männer des Reichs zeigten ihm das größte Wohlwollen. Seine Lehrer haben bemerkt, daß er alles mit bestimmten Zügen im Gedächtniß behielt. Sein Geist zeigte sich, in Folge seiner ersten und positiven Richtung, Feind von Allem, was vag und unbestimmt ist. Der Herzog liebte Ossian nur wegen der Vorliebe, die sein Vater für diesen Dichter gezeigt hatte. Er liebte Verse nicht; Homer würde ihm in Prosa besser gefallen haben. Wenn er Wallenstein von Schiller mit Enthusiasmus las, so war es nur der in diesem Stücke herrschende kriegerische Geist, was ihn ermächte. Er resumirte den Gegenstand und Zweck seiner Studien auf folgende Weise: aus den Wissenschaften das ziehen, was sie nützliches für die Menschen haben, in den Menschen finden, wozu sie taugen, die Dinge nach der Moral regeln, welche Wahrheit enthält, und nicht aus Furcht vor den Gesetzen handeln. Ich copiere hier seine Idee'n; sie eilten, wie man sieht, seinem Alter voraus. „„Denken wir mindestens von ihm, hat ein erlauchter Oesterreicher gesagt, was man von Alexander von Macedonien gedacht haben würde, wenn er im zwanzigsten Jahre gestorben wäre.““ Selten widmete der Herzog die ganze Nacht der Ruhe. Das anstrengende Reiten und die Musterungen schienen ihn übrigens am meisten anzugreifen und ihm die bleiche Farbe und die leichten, aber unzähligen Runzeln zu geben, die sein baldiges Ende fürchten ließen. Bei einigen Augenblicken von Gesundheit erlangte schnell sein Gesicht seinen natürlichen Reiz wieder. Seine Züge drückten oft mit Schmerz den Geschmack für die Einsamkeit, alle Gefühle einer ernsten und einsiedlerischen Reflexion und einer Organisation aus, welche durch die Wirkung einer unfruchtbaren Thätigkeit dahinwelkt. Die zartesten Beweise der Achtung und Theilnahme fehlten ihm nicht. Eines Abends, als man ihn bei Hofe gebeten, vorzulesen und er die Méditation von Herrn von Lamartine wählte, die mit den Versen anfängt:

> Courage, enfant déchu d'une race divine,
> Tu portes sur ton front ta céleste origine!
> Tout homme, en te voyant, reconnaît dans tes yeux
> Un rayon éclipsé de la grandeur des cieux,

wurde er plötzlich durch lebhaftes Händeklatschen unterbrochen.

„Die Schwächlichkeit der Constitution und die innern Leiden des Herzogs, die sich plötzlich in Folge seines schnellen Wachsens entwickelten, griffen sein Leben selbst an der Quelle an. Er wurde krank, trotz der Sorgfalt seines Arztes, des Doctors Malfatti, eines Arztes von großer Geschicklichkeit und der ihm sehr ergeben war. In dieser Epoche setzte der Herzog seinen Militairdienst aus. Er that dies übrigens mit Bedauern, denn der Kaiser hatte ihn eben zum Obersten des Regiments ernannt, worin er zuerst gedient hatte. Der Arzt rieth zu einer Reise nach Neapel und der Kaiser gab mit theilnehmendem Gefühle zu dieser Ortsveränderung seine Zustimmung; aber schon war der Kranke zu

Digitized by Google

erschöpft, um sie benutzen zu können. Als er, nach einigen Wochen, immer sehr schwach, das Bett verließ, verzichtete er gänzlich darauf. Während dieser scheinbaren Genesung fing er, trotz aller Bitten der Seinigen, seine Spazier-Ritte im Prater wieder an. Als er sich nun hierbei eines Abends, bei starkem und feuchtem Winde, der am Ufer der Donau wehte, erkältet hatte, so bedurfte es mehr nicht, um ihn wieder aufs Krankenbett zu werfen. Eine Brust-Entzündung kam dazu, begleitet von den bedenklichsten Symptomen; einen Augenblick gelang es der Kunst, die Fortschritte des Uebels zu hemmen; doch verhehlte man sich nicht, daß er tödtlich krank war. In Folge der ersten Leiden verlor der Prinz das Gehör auf dem linken Ohre. Sein Arzt nahm drei seiner geschicktesten Collegen zu Hülfe. Der Krankheitszustand nahm jedoch täglich zu; bald blieb keine Hoffnung mehr übrig: alles erlosch allmählich in ihm. Er selbst blieb fast gleichgültig bei den letzten Bestrebungen, die man ihm widmete, und schien das ihm entschwindende Leben nicht zu bedauern noch zurückzuwünschen. Nur einigemale, nach eingetretenen Crisen, nah schon der Katastrophe, fragte er: *ob die Hülfe der Kunst unwirksam seyn werde? In meinem Alter, fügte er hinzu, hat das Leben noch viele Hülfsquellen.* Die Bestürzung auf allen Gesichtern mit Recht für eine Antwort nehmend, lächelte er bitter und hob die Augen zum Bilde seines Vaters empor. Nach der besondern Veränderung seiner Züge zu schließen, that nach reiflicher Ueberlegung sein Mund diese Fragen an die Personen, die ihn pflegten. Als er sich nun selbst überzeugte, daß das Uebel einen tödtlichen Charakter annehme, verlangte er nach seiner Mutter. Man schrieb ihr; man forderte auch von ihr, in seinem Namen, eine vergoldete Wiege, die er zu Parma gesehen, und welche die Stadt Paris am Tage seiner Geburt der Kaiserin überreicht hatte. Dieser Wunsch kam ihm nicht mehr aus den Gedanken, bis er befriedigt war. Die Wiege kam an; seine Mutter folgte ihr. Als man sie nun vor ihm hinstellte, bewunderte er die schöne Arbeit und den Glanz derselben mit dem heiligen und sanften Enthusiasmus der Sterbenden; er schwieg eine Weile; das Feuer in seinen Blicken offenbarte aber die Gedanken und Empfindungen, die sein Inneres bewegten. Er ließ die Wiege an sein Bett rücken, berührte sie und sagte dann mit einer Resignation, die sanft, religiös und erhaben war, zu seinem Diener gewendet: „„Nicht jeder kann an seiner Wiege sterben; laßt die meinige hier, neben meinem Bette! Diese Wiege und das Bett, worauf ich leide, sind die Endpunkte meines Lebens. Zwischen diesem Bette, das bald mein Grab seyn wird, und dieser schönen Wiege liegt nichts als meine einundzwanzig Jahre, mein Name, mein Kummer und herbe Schmerzen; eigentlich selbst nichts als mein Name. Die Franzosen werden meinen Kummer nicht kennen!““ Ein andersmal sagte er: „„Laßt meine Wiege hier; sie soll neben meinem Grabe stehen!““ Thränen füllten seine Augen; an dem nämlichen Tage zersplitterte der Blitz einen der kaiserlichen Adler, die Schönbrunn überherrschten. Dieser Zufall füllte einige Gemüther mit großer Bestürzung. — Die Ankunft der Herzogin von Parma veranlaßte einen herzzerreißenden Auftritt im Zimmer des Sterbenden: Mutter und Sohn umarmten sich mit convulsivischer Bewegung; lange hörte man ihr Schluchzen. Diese Mutter, die aus Italien herbeigeeilt (?) war, schloß nur noch einen vertrockneten Leichnam in ihre Arme, der noch vor Kurzem der blühendeste Jüngling gewesen! Marie Louise wurde halb todt weggetragen. Welcher Schlag für sie war dieser Tod, der sie für immer von ihrer schönen Vergangenheit und von einem so edlen Wesen, dem Gegenstande so vieler Hoffnungen, trennte! Einige Tage vorher hatte die Prinzessin Charlotte ihren Vetter in die Schloßkapelle tragen lassen; sie hatten beide da in Gegenwart einiger Verwandte und Freunde das Abendmahl genommen. Dieser Gottesdienst war für die Genesung ihres jungen Prinzen gefeiert worden. Die Prinzessin hatte sich dem heiligen Tische, von ihrem Sohne begleitet, genähert; alle Anwesenden weinten. Er, der Kranke, Gegenstand so vieler Uebel, so vieles Ruhmes, mit so seltenen persönlichen Eigenschaften, war nur noch ein wandelndes Gespenst! die Prinzessin dagegen in der ersten Blüthe der Schönheit und der verführerischesten Reize; er ging seinem Ende, sie dem Augenblicke entgegen, zum zweitenmale Mutter zu werden. Welch herzzerreißendes Schauspiel! Die vertrockneten Hände der sterbenden Waise segneten die Geburt eines Prinzen der glücklichen Familie Habsburg! Augenzeugen versichern noch, daß seine Aehnlichkeit mit seinem Vater viel größer als in dieser letzten Krankheit und in diesem Augenblicke war. Ganz Wien nahm den größten Antheil an dem Schicksale des Prinzen und bewies dies durch die große Volksmenge, die immer die Thore des Pallastes umlagerte. Die letzten Leiden des Herzogs waren groß; doch ertrug er sie mit Geduld und hoher Geistesgegenwart. Während der letzten Tage trugen ihn seine Freunde auf den Armen in die schönen Galleriecn der Gewächshäuser. Wenn das Wetter schön und die Luft von Düften der Vegetation erfüllt war, setzte man ihn auf den seinen Zimmern nächsten Balcon, in der Richtung nach den Gärten hin. Aber seine wunde Brust konnte die Luft nur noch mit Mühe einathmen: dann sprach er oft von seinem baldigen Tode mit heldenmüthiger Ruhe und Ergebung. Lebhaft geklagt hat er nur am 21. Juli, d. h. am Tage vor seinem Tode. Bis dahin hatte er seine Leiden verborgen, mindestens so weit dies möglich ist; aber am 21. waren seine Schmerzen zu stechend und marternd, um schweigen zu können. Er sagte zu den Aerzten, indem er sein Haupt mit Anstrengung hob: „„Es ist vorbei! Der Schmerz überwältigt mich — ach! warum endigt er nicht?““ Der Doctor Malfatti, der den entscheidenden Augenblick kommen sah, verließ ihn nicht mehr. Der Kranke schien am Abend ruhiger, und schlummerte ein. Gegen drei Uhr des Morgens erhob er sich plötzlich, fast bis zum Sitzen, mit den Worten: „„Ich unterliege!““ Sein Kammerdiener und ein dienstthuender Offizier eilten herbei, ihn zu unterstützen. Sterbend rief er noch: „„Meine Mutter! meine Mutter!““

„Das waren seine letzten Worte. Der Erzherzog Franz und Marie Louise kamen und knieeten am Bette des Sterbenden nieder. Außer Stande zu sprechen, suchte er noch durch Blicke sein Lebewohl auszudrücken. Die arme Mutter war vernichtet. Der gegenwärtige Prälat zeigte nach dem Himmel; als Antwort hob der Herzog die Augen empor und — schloß sie dann auf immer: er war hinübergegangen. — Es war der 22. Juli 1832, um fünf Uhr acht Minuten des Morgens. Der Prinz starb in demselben Zimmer, wo sein Vater schlief, als er nach der Schlacht von Wagram die Friedensbedingungen dictirte. — Der Kaiser Franz, die Kaiserin und ihre ganze Familie, der ganze Hof, die Stadt Wien, das Reich zerfloß in Thränen bei der Nachricht von diesem vorzeitigen Tode. Der Prinz war angebetet. Sein sanfter und edler Charakter rechtfertigte diese allgemeine Anhänglichkeit. Der Kaiser weinte viel; er ließ sich die letzten Augenblicke mit allen, auch den schmerzhaftesten Details beschreiben. Seine Thränen unterbrachen oft den Bericht. Die junge Kaiserin theilte diesen tiefen Kummer mit ungeheucheltem Gefühl. Wie sollte man erst Worte finden, den Schmerz der Mutter zu beschreiben?“

---

Gedenkt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

**№ 857.** Hamburg. Mittwoch, den 9. October. **1833.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Homöopathen.

Von dem

Director der Revue de Paris.

(R.)

Das Wort Homöopathie, welches erst seit einigen Jahren in dem ärztlichen Wörterbuche vorkommt, fängt an, auch in der Unterhaltung von Privat-Cirkeln in Cours zu kommen. Ich möchte wohl, ohne zu sehr ins Wissenschaftliche einzugehen und ohne die vollständige Geschichte eines Systems zu geben, dessen Definition versuchen. Die, aus Deutschland zu uns gekommene, Secte der Homöopathen hat sich schon weit genug ausgebreitet, daß man ihre Adepten und Lobredner in einigen Salons antrifft. Ueberdem hat auch die Arzeneikunde ihre Mode, und es fragt sich, ob Hahnemann, der neue Stifter einer Ketzerei, nicht heute oder morgen eben so populair werden wird, als Broussais; und ob die Vorsehung, die gleich sehr über die Erhaltung aller Wesen wacht, über diejenigen, die auf der untersten, wie über diejenigen, welche auf der obersten Sprosse der Schöpfungsleiter stehen, über die Milbe wie über den Elephanten, nicht gewollt hat, daß die homöopathischen Pulver noch eben zu rechter Zeit das von den Blutegeln ausgesogene Menschengeschlecht retten sollten.

Das neue System hat, wie in der Regel alle Systeme, die aus einem deutschen Gehirn entsprungen sind,*) seinen leichten Anstrich vom Mysticismus. Die Homöopathie ist eine Himmelsgabe, die zugleich den Glauben und die Wissenschaft in Anspruch nimmt. Es ist nicht bloß ein Fortschritt, nein, eine Offenbarung. Der Doctor Hahnemann begnügt sich demnach nicht, als Arzt aufzutreten, nein, er hat eine Mission, wie unsere Poeten und selbst unsere Kritiker nach Schlegel'scher Weise sagen. Auf die Gefahe hin, in den Augen dieser ernsten Apostel des Parnassus und der Facultät als ein Materialist und Ungläubiger zu erscheinen, will ich diesen Theil des homöopathischen Systems mit Stillschweigen übergehen, weil er ein bischen nach dem schmeckt, was wir in der Sprache Voltaire's und Bichat's Charlatanismus nennen. Uebrigens wird versichert, daß der Doctor Hahnemann weder die schaafsköpfige Miene noch die Blässe eines Mystikers habe. Man hat ihn mir als einen schönen Greis beschrieben, den man noch nicht für einen Sechsziger halten möchte, obgleich er sich rühmt, schon über achtzig Jahre alt zu seyn. Da wäre er also schon in eigener Person ein sichtliches Argument zu Gunsten seines Systems, um so mehr, da er in seinen vielen Experimenten in anima vili seiner nicht geschont hat.

*) Die Artigkeit verläugnet der Franzose doch nie, wenn er von einer anderen Nation als von der eigenen, allein auserwählten, spricht!

Anm. d. Red.

Contraria contrariis curantur, „man heilt das Widrige durch das Widrige," sagt ein altes Sprichwort. Wir haben das Alles geändert, antworten die Homöopathen hierauf mit Toinette, des Herrn Argant's Magd. Die Homöopathie bedeutet gerade das Gegentheil von diesem Sprichwort: similia similibus curentur, „man heile Aehnliches durch Aehnliches," das ist der Inbegriff des ganzen Systems.

Der Doctor Hahnemann bemerkte einst, wie die China bei ihm alle Symptome der Wechselfieber, die zu heilen sie erwiesenermaßen die Kraft besitzt, zuwege brachte. Das war dann der Punct, von welchem seine Entdeckung ausging. So ward dem Newton durch einen Apfel, der ihm beim Herunterfallen fast die Nase zerschlagen hätte, die planetarische Attraction klar. Durch vieles Nachdenken über die Phänomene der höheren Heilkunde kam der deutsche Doctor dahin, einige einfache Erfahrungen der ärztlichen Routine damit zu vereinbaren. Wie schafft man wieder Wärme in ein erfrornes Glied? Dadurch, daß man es mit Schnee reibt. Was thut der verständige Koch, der sich die Hand verbrannt hat? Er hält sie hart ans Feuer oder bestreicht die Brandstelle mit Terpentinöl oder irgend einem andern heißen Fluidum, wonach der Schaden binnen einigen Stunden curirt ist, während er bei Kühlmitteln in einem Monat nicht beseitigt worden wäre. Das sind die Thatsachen, Folgendes die Schlußfolgen. Es ist ein Princip der homöopathischen Theorie, daß jeder Krankheit eine Lebenskraft, die sich durch gewisse Symptome kundgiebt, zum Grunde liegt. Deshalb soll denn die Kunst der homöopathischen Behandlung darin bestehen, vermittelst dazu paßlicher Medicamente eine natürliche Krankheit in eine ähnliche, aber künstliche Krankheit umzuwandeln, die, verhältnißmäßig energischer, die erstere verdrängt, um dann ihrerseits wieder der Lebenskraft zu weichen und den Functionen des Körpers ihre ursprüngliche Integrität wiederzugeben. Die menschliche Natur, sagt Hahnemann, ist empfänglicher für den Einfluß einer medicinischen Einwirkung als für eine natürliche Ansteckung, weil sie der einen jederzeit und fast unter allen Umständen unterworfen ist, während sie der andern nur dann unterliegt, wenn in dem Organismus eine Anlage dazu vorhanden war, woraus erhellt, daß die künstliche Krankheit, eine absolute und unbedingte Krankheit, die natürliche Krankheit, die rein conditionell und minder energisch ist, bezwingen muß.

Inzwischen muß die künstliche Krankheit der andern ähnlich seyn; denn man sehe nur, was bei der Complication zweier verschiedenen Krankheiten geschieht: die eine suspendirt die andere nur, während zwei analoge Leiden, z. B. zwei Entzündungen, einander erlöschen, und zwei Fieber, wie das der Blattern und das Wechselfieber, nicht miteinander in einem und demselben Patienten bestehen können.

Wenn ich die gegebenen Sätze, Sätze, die mehr oder minder wahr sind, einigermaßen klar dargestellt habe, so wird man es einsehen, wie die Homöopathen die Arzeneikunde in drei Zweige eintheilen: 1) in den Zweig pr. Excellence, oder in die homöopathische Lehre, welche die



Digitized by Google

Natur in ihrem Verfahren nachahmt; 2) in die allopathische Arzeneikunde, die sich bis zur Ankunft des homöopathischen Messias überredet hatte, daß man eine Krankheit dadurch heilen könnte, daß man irgend ein unähnliches Leiden anfregte; endlich 3) in die antipathische Arzeneikunde, die keck einer Krankheit auf den Leib rückt, dem Widrigen das Widrige entgegensetzt, für den Augenblick eine erkünstelte Erleichterung zuwege bringt, aber am Ende alles verschlimmert. Man merke sich demnach zuvörderst, daß gegenwärtig alle Aerzte Deutschlands in folgende drei Zweige abgetheilt sind: Homöopathen, Allopathen, Antipathen. Nun? bitte, nur nicht gelacht, wie Gulliver lachte, als er das Königreich Lilliput zwischen großknöpfigten und kleinknöpfigten Philosophen vertheilt sah. Das Geheimniß, sich wohl zu befinden, oder, mit andern Worten, die Wahl eines guten Arztes ist ein ernsteres Ding als die Kunst, ein Ei am orthodoxen Ende zu öffnen.

Nun will ich meinen Lesern, wenn sie nur ein wenig Geduld haben wollen, die beiden Folgesätze nachweisen, die aus dem großen Lehrsatz der Homöopathie: Gleiches durch Gleiches heilen, hervorgehen. Der erste besteht darin, daß eine Krankheit nur eine Anhäufung von Symptomen ist, die zersetzt werden müssen, um sie durch eine Art Inoculirung einer medicinischen Agenz, welche ähnliche Symptome in einem gesunden Körper erzeugen würden, zu bekämpfen. Um nun zur genaueren Kenntniß der künstlichen Ursachen von solchen Krankheiten zu kommen, die bestimmt sind, die natürlichen Ursachen zu entfernen, das heißt, sie zu ersetzen und so gefällig zu seyn, sich nachher selbst auf und davon zu machen; um das Arsenal der homöopathischen Pharmacie zu bilden, hat man, wie das begreiflich ist, jede Substanz erst an Gesunden prüfen müssen, ehe man sie mit voller Sicherheit des Erfolges bei Kranken in Anwendung bringen konnte. Es genügte hier nicht mehr, Experimente an armen Thieren vorzunehmen, so wie das von den hundemörderischen Anatomikern geschieht, welche seit zwei Jahren das Hinwerfen von vergifteten Würsten durch die Polizei überflüssig machen; die Homöopathen mußten Leute suchen, die ihren Magen dazu hergaben, um als eine Art von Destillirkolben und pharmaceutischen Barometer zu dienen. Und in der That, sie fanden deren, die nicht bloß alle die mineralischen, animalischen und vegetabilischen Arzeneien in der Dosis, die ihnen von Hahnemann zugemessen wurde, verschluckten, sondern die auch noch, der strengsten Diät unterworfen, damit keine Speise die Operation neutralisiren konnte, in Fragen und Antworten genauen Bericht über alle ihre physischen Empfindungen erstatteten.

Mit welch einer Bewunderung würde Herr Purgon diese Märtyrer der Arzeneikunde begrüßt haben! freilich gingen der Doctor Hahnemann und dessen Schüler den andern durch ihr Beispiel voran, und die Geschichte all der Migränen, Koliken, Fieber und anderer successiven Krankheiten, welche diese freiwilligen Kranken durchgemacht haben, nimmt nicht weniger als zwölf Octavbände ein.

Nun glaubt man vielleicht, das homöopathische System käme vor allen den Apothekern zu Gute; aber da irrt man sich, und wird sich doppelt wundern. Zuvörderst müssen die Medicamente, welche bei der Behandlung einer Krankheit nach der Methode des Doctors Hahnemann in einer künstlichen Weise die analogen Symptome hervorbringen sollen, ganz allein angewandt werden; noch mehr, da diese Medicamente auf eine Constitution einwirken sollen, die schon auf ihre Einwirkung vorbereitet ist, und da die medicinische Einwirkung, wie schon gesagt, energischer ist, als die der natürlichen Krankheit, so ist eine sehr kleine Dosis für eine dergestalt vorbereitete Constitution hinreichend. Die geringste Verschlimmerung der Krankheit durch die Medicamente, sagen die Homöopathen, schafft eine künstliche Krankheit, die stark genug ist, die natürliche Krankheit zu unterbrechen und aufzuheben, und um so leichter die künstliche Krankheit ist, um so schneller wird sie vor dem Lebensprincip weichen. Eine Verkleinerung der Gaben ist die natürliche Folge dieses homöopathischen Axioms, auch verkleinert der Doctor Hahnemann ein Medicament ins Unendliche, so, daß er einen Millionentheil Gran als gewöhnliche Dosis reicht; ja er hat es durch Verdünnungen, durch wiederholte Manipulationen und Auflösungen dahin gebracht, daß er die Fraction eines Trillionentheils Gran zuwege bringt. Das ist denn wahrlich eine bequeme Art, die, oft widerlichen, Arzeneien in den Schlund eines armen Patienten zu bringen. Aber der Doctor Hahnemann hat es noch besser gemacht, indem er seinen Kranken das Niederschlingen dieser oder jener Substanz gänzlich erspart, indem sie bei gewissen Uebeln nur an eine bestimmte Zahl schmerzstillender Tropfen zu riechen brauchen. Dennoch nahm der Doctor Hahnemann die Frage, die ihm ein kurzweiliger allopathischer Arzt einst stellte: „ob man nicht, da der Millionentheil eines Grans so wirksam sey, die ganze Schweiz mit Medizin versorgen könnte, indem man eine Unze derselben Substanz in den Genfer See würfe," sehr krumm. — „„Mein Herr,"" erwiederte der homöopathische Erzarzt mit ernster Miene, „„der stärkste Sturm würde nicht im Stande seyn, den See in dem Grade aufzuwühlen, wie es nöthig wäre, um eine vollkommene Mischung der pharmaceutischen Ingredienz zu Stande zu bringen, die Sie nach meiner Vorschrift darin auflösen möchten."" Man sagt ferner, daß ein undankbarer Kranker, der durch das bloße Riechen an einem Fläschchen, das der Doctor Hahnemann ihm vorgehalten, gerettet worden, ihm seinerseits mit den Worten: „Riechen Sie, Doctor, ich will Sie eben so bezahlen, wie Sie mich curirt haben," einen Ducaten unter die Nase hielt.

Ein arger Widerspruch aber, oder ein Widerspruch, den die Homöopathen bis jetzt noch nicht gehörig gelöst haben, ist folgender. Sie sagen, die Verkleinerung der Gaben sey es gerade, welche die Heilung zuwege bringe, und doch behaupten sie zugleich, daß diese Verkleinerung die Kraft des Medicaments entwickele und vermehre. Alles, was sich dazu sagen läßt, ist, daß der Doctor Hahnemann hier noch nicht das Unbekannte entdeckt hat. Aber wir wollen uns an den höchst angenehmen Umstand halten, daß ein homöopathischer Arzt, Dank der unendlichen Verdünnung seiner Medicamente, mit Bias sagen kann: Omnia mecum porto, ich habe meine ganze Apotheke, groß genug, um eine Armee von sechsmalhunderttausend Mann zu curiren, wenn sie bis auf den letzten Mann im Hospital läge, in meiner Hosentasche.

Haben aber die Homöopathen, um zur Hauptsache zu kommen, wohl einige Curen als Belege ihres Systems aufzuweisen? Gewiß! ihre Bücher sind voll von ihren Wundern, und an Attesten und Certificaten fehlt es ihnen nicht. Von allen hohen Personen, die sich ihnen in Deutschland in die Hände geliefert haben, ist, wie sie sagen, nur ein Einziger, der berühmte Fürst Schwarzenberg, erlegen. Dieser erlauchte Kranke wäre, wenn man den Allopathen glauben will, von dem Doctor Hahnemann in Person umgebracht worden! Aber man findet Eiferer unter den Homöopathen, die diesen einzigen Fall für nichts gezählt wissen wollen. Der Fürst Schwarzenberg hatte den König von Sachsen zu Leipzig in demselben Gemache zum Gefangenen gemacht, wo er nachher bei dem heilenden Messias Hülfe suchte, und nun spielte dieser, als sächsischer Patriot, dem Besieger seines Königs den Streich, daß er ihn nach der allopathischen Methode behandelte. Man erzählt ferner, daß ein homöopathischer Arzt, dem eine alte Dame, trotz der Pille, die er ihr verordnet, gestorben war, nun sagte, sie habe ihm das zum Schabernack gethan, oder sie müsse in ihrer inneren Bildung etwas Außerordentliches gehabt haben. Er drang deshalb auf das Oeffnen der Leiche. Es fand sich nichts, bis man plötzlich zur Untersuchung eines hohlen Zahns kam — in ihn hatte sich leider die Pille verirrt, die für den Magen bestimmt gewesen war.

Digitized by Google

Da die Homöopathen in der That wunderbares Glück in ihrer Praxis gehabt haben, so hat man dieses durch die strenge Diät zu erklären gesucht, welcher sich ihre Kranken unterziehen müssen, so lange sie ihnen ihre Eisenhütlein und Milchzucker-Pulver reichen. „Hört, Kinder," sagte der sterbende Fizes zu seinen Jüngern, „ich hinterlasse Euch einen Arzt, der größer ist, als ich." — Und der wäre? — „Die Diät," antwortete der Professor. Ein Gourmand würde erzittern, wenn er das Register der ärztlichen Untersagung der Homöopathen läse; da heißt es: nichts Gewürztes, nichts Aromatisches; keine Zwiebeln, keine Runkelrüben, keine Spargel, keine Radies, ꝛc.; weder Enten noch Gänse, weder Küken noch Kalbfleisch, weder Hammel- noch Schweinefleisch, ꝛc.; keine Liqueure, keine edle Weine, kein Bier, kein Essig, keine Citrone, keine Mandeln, ꝛc. ꝛc. Ha, meine Herren Homöopathen, sollte die Diät etwa noch ein größerer Arzt seyn als der Doctor Hahnemann? Aber was ich Euch nicht verzeihen kann, das ist, daß Ihr auch wider den Caffee zu Felde ziehe. Wie Ihr sagt, wäre der Caffee unter allen Giften das mörderischeste, und durch ihn wären der größte Feldherr und der größte Dichter des Jahrhunderts, Napoleon und Lord Byron, getödtet worden. So wärt Ihr, glühende Sonne von St. Helena und Sümpfe von Missolunghi, denn durch die Lehrsätze der Homöopathen von Eurer Schuld freigesprochen. —

Wer mehr von der Homöopathie zu wissen wünscht, der darf sich nur zum Organon des Doctors Hahnemann halten, von dem wir auch, durch den Doctor Jourdan, eine französische Uebersetzung haben.

---

## Ueber die Strafe der Enthauptung.

(Beschluß.)

(M.)

„Als Herr Demortier einem Hirschschröter den Kopf abgerissen und ihn dann auf den Rücken gelegt hatte, sah er die getrennten Theile des Thieres sich eben so regen und bewegen, als ob sie noch in ihrem natürlichen Stande gewesen wären. Als der Kopf achtundvierzig Stunden darnach der Sonne ausgesetzt wurde, belebte er sich wieder auf mehrere Secunden. Als Herr Demortier ihm den kleinen Finger zwischen das Geweih gehalten, fühlte er sich so scharf gekniffen, daß er die andere Hand zu Hülfe nehmen mußte, um die Spitzen des Geweihs, die ihm eine halbe Linie tief ins Fleisch gedrungen waren, herauszuziehen. Auch der gewöhnliche Käfer geht noch, wenn man ihm den Kopf abgerissen hat, und Schmetterlinge fliegen davon, wenn ihnen so mitgespielt worden ist, ja Boyle hat gesehen, daß Fliegen, welchen der Kopf genommen worden, sich noch begattet, und, wenns Weibchen waren, Eier gelegt haben.

„Auch bei dem Federvieh finden wir sehr auffallende Beispiele von der Lebensdauer nach der Enthauptung. Es ist bekannt, daß die Ente, der man den Kopf abgeschnitten hat, noch ziemlich weit fliegt, und, wenn sie dann zur Erde fällt, sich noch fortschleppt und mit dem Halsstumpfe in den Boden wühlt; auch drehen sich die Augen des abgetrennten Kopfes noch eine Zeitlang in ihren Höhlen. Dasselbe ist der Fall mit der Gans und dem Strauße. Die Hühner schlagen noch mit den Flügeln und regen sich, wenn sie geköpft worden sind. Endlich regen sich bei Schlangen, Eidechsen, Aalen und Würmern alle abgeschnittene Stücke, und die Köpfe mehrerer dieser Thiere beißen noch ganz scharf, nachdem sie vom Rumpfe getrennt worden sind.

„Noch weit merkwürdigere Beispiele der Lebenskraft gewähren die Polypen. Wenn man sie in mehrere Stücke zerschneidet, so hat jedes Stück das Vermögen, sich wieder zu ergänzen, so, daß ihm die weggenommenen Theile wieder zuwachsen und es ein vollständiges Thier wird. Mehrere andere belebte Wesen wachsen ebenfalls nach, wie verschnittene Sträuche oder Pflanzen.

„Wir wollen hier nicht über die große moralische Frage discutiren, ob es im neunzehnten Jahrhundert erlaubt ist, einem Menschen das Leben zu nehmen und ihn zu verstümmeln; sagt das Gesetz dazu ja, so sagen die Philosophie und die Menschlichkeit nein. Nur dem Schöpfer steht das Recht zu, über das Leben der Menschen zu verfügen. Schon haben Gesetzgeber und philantropische Richter ihre beredte Stimme gegen die Todesstrafe erhoben. Möge es nicht vergebens seyn! Man hat Todesstrafen erfunden, um dem Schmerze verschiedene Grade zu geben, selbst die Agonie zu verlängern; man hat Tausende von Schuldigen und Unschuldigen, ja selbst Verrückte auf der Folterbank, durch Viertheilen, durch das Rad, das Feuer, den Galgen, das Schwerdt, ꝛc. umkommen lassen, und doch ist die Zahl der Todesstrafen bis auf unbedeutende Abweichungen sich gleich geblieben: es sind dieses also unnütze Grausamkeiten. Die großen Verbrecher schauen minder den Tod als ein langes Leiden; sie erbebten nicht vor den Torturen, nicht vor den gräulichsten Todesarten, um so weniger thun sie es jetzt, in der Meynung, daß das Guillotiniren ein Tod sey, bei dem man in einer Secunde ohne allen Schmerz die Gränzlinie des Lebens überschreite. Aber das ist ein großer Irrthum! Die Enthauptung ist eine um so grausamere Todesart, als der Kopf und der Rumpf zugleich, vor allem der erstere, noch eine Zeitlang die gräulichsten Schmerzen erleiden. Diese Todesart ist scheußlich, und ihr Anblick schauerlich.... das strömende Blut!... welch ein widerliches Schauspiel! Und doch rennt das Volk dahin wie zu einem Feste — es gewöhnt sich daran, Blut vergießen zu sehen, und als jüngst der Henker, mit Hintansetzung der dem Unglück gebührenden Achtung, dem Publikum das blutige Haupt hinhielt, in welchem alle Züge den größesten Schmerz aussprachen, da applaudirte es fühllos dieser blutigen Trophäe. Welch eine Entwürdigung des Menschengeschlechts! Ha! möchte es doch dem Gesetzgeber einleuchten, wie gefährlich es ist, die Massen an den Anblick vergossenen Blutes zu gewöhnen! Kurz, das Enthaupten ist eine der schrecklichsten, der grausamsten und der schmerzlichsten Todesarten; denn dem Haupte bleibt das Gefühl bis fast zum gänzlichen Erlöschen der Lebenswärme. Vielleicht dürfte die Kenntniß dieser Wahrheit manchen Verbrecher abschrecken, der dem Tode bloß in der Voraussetzung trotzt, daß er nur eine Secunde zu leiden haben werde."

* * *

Dem vorstehenden Aufsatze hat ein Herr Breton folgende interessante Bemerkungen beigefügt:

„Die Todesart, welche nach dem berühmten Arzte Guillotine benannt wird und der er lieber einen griechischen Namen hätte geben sollen, ist keine neue Erfindung. Man machte schon vor Zeiten von einer fast ähnlichen Maschine Gebrauch und es ist uns nicht bekannt, warum sie wieder aufgegeben worden ist. Sollte man diese Art des Hinrichtens für scheecklicher gehalten haben als die anderen Todesarten? Das ist kaum denkbar; denn immer hat die Meynung bestanden, daß die Enthauptung die schnellste und schmerzloseste Todesart sey. Das sehen wir in den Versen des Saint-Geneſt de Rotrou bei einer Stelle, wo Natalie, die Gattin des Adrian, diesen ermahnt, dem Märtyrthum entgegenzugehen:

„Geh, theurer Adrian, den Lorbeer zu erwerben;
Ein Schmerz des Augenblicks liegt nur in solchem Sterben,
Und ew'ger Ruhm, ein Gut, so hehr, so rein,
Wird Dir auf immerdar gesichert seyn!"



Digitized by Google

„Die in dem mitgetheilten Memorandum aufgestellten Thatsachen verdienen es unstreitig, von dem Herrn Magendie und den andern Commissarien, welche die Akademie der Wissenschaften ernannt hat, beachtet zu werden; wie sollen sie sich aber von deren Richtigkeit überzeugen? Etwa durch galvanische Versuche? Aber die würden zu eine geäußliche Steigerung der Todesstrafe seyn. Wir setzen selbst hinzu, daß es wichtiger seyn würde, diese Fragen in der Beziehung, ob die Todesstrafe überall beibehalten werden sollte, als in der, die Wahl der Todesarten betreffend, zu untersuchen. Das Empfindungsvermögen, oder wohl richtiger gesagt, die letzte Spur der Lebenskraft, ist sicher noch mehr bei den Gehängten als bei den Enthaupteten vorhanden; es dürfte vielleicht eben so schwer seyn, genau den Augenblick des Todes bei Individuen anzugeben, die im Wasser, durch Stickluft, ja selbst durch einen Schlagfluß oder eine Gehirn-Congestion umkommen. Jeder plötzliche und gewaltsame Tod, durch einen Dolchstich oder durch einen Schuß herbeigeführet, ist auch das Ergebniß einer Art Erstickung.

„Das könnte uns dahin bringen, gegen das Seciren der Leichen bald nach dem Tode denselben Abscheu zu haben, wie die Engländer. Nach diesem System würde die Todesart, die bisher einstimmig als eine der grausamsten angesehen worden ist, die des Lebendigverbrennens, die leichteste seyn. Welche Qaal auch der Elende, dem man ein Schwefelhemd anlegte und es dann plötzlich in Brand steckte, in dem ersten Augenblick empfinden möchte, würden seine Leiden doch nur von kurzer Dauer seyn, indem das rasche Zerstören des ganzen Nervensystems jede Empfindung unmöglich macht.

„Es wird wohl niemandem einfallen, zur Wiedereinführung solcher Gräuel zu rathen; dennoch müßte ein solches Ende mit seiner scheußlichen Vorrichtung minder peinlich seyn als das eines Delinquenten, der zum Erschießen verurtheilt ist. Man hat gesehen, wie im Monat October 1812, als der General Mallet und die Offiziere, die er mit in die Verschwörung wider die kaiserliche Regierung gezogen, in der Ebene von Grenelle, dem erfolgten Ausspruch des Kriegsgerichts gemäß, erschossen werden sollten, mehrere Lagen nacheinander gegeben werden mußten, um zehn Menschen zugleich das Leben zu nehmen. Einer dieser Unglücklichen, obwohl von mehreren Kugeln getroffen, hielt noch einen der Stäbe des Karrens umklammert, auf welchem er nach dem Kirchhofe gefahren wurde, wie man dieses dort bemerkte.

„Unter den Experimenten, welche der geistreiche Verfasser des Memorandums aufgeführt hat, hätte er auch diejenigen angeben sollen, welche der Herr Legallois, Verfasser einer Abhandlung über die Krankheiten des Herzens, vor etwa zwanzig Jahren gemacht hat. Er schnitt einem Kaninchen den Kopf ab und brachte schnell das Röhrchen einer Luftpumpe in dessen Luftröhre: sofort sah man nun den Rumpf des armen Thieres alle Lebenszeichen geben; es stellte sich zuweilen auf die Beine, fiel wieder um, und richtete sich abermals auf. Dies merkwürdige Schauspiel währete länger als eine Viertelstunde, wenn man nur mit der gehörigen Geschwindigkeit die Pumpe spielen ließ, welche die Lungen des Thieres mit Luft versahen. Nicht ein jeder war so geschickt, diese Palingenesie, die vielleicht nur scheinbar und das Ergebniß einer bloßen mechanischen Einwirkung war, hervorzubringen.

„Uebrigens sind diese Wahrnehmungen vielleicht mehr merkwürdig als von Nutzen. Meiner Meynung nach bleibt es die Hauptfrage, ob die Todesstrafe überhaupt nöthig oder unnütz sey, in welch ersterem Falle man wohl mehr auf den Eindruck, den eine Hinrichtung, um als Beispiel zu dienen, auf die Menge machen kann, als darauf, wie es dem Delinquenten ergeht, sehen sollte."

---

## Politische Wissenschaft.

(L.)

Die Worte politische Wissenschaft — drücken sie wohl eine genaue und vollständige Idee aus? Nein, wenn man das Wort Wissenschaft auf das gewöhnliche Wissen, auf das Wissen der Bücher und der Gelehrten reducirt. Ja, wenn man das Wort Wissenschaft in der Politik versteht als Wissen des Handelns und des Lebens, als Kenntniß der Welt und als Erfahrung; denn die politische Wissenschaft besteht mehr aus der Kenntniß der Thatsachen, als aus der Kenntniß der Idee'n. Daher die unermeßliche Kluft, welche die Gelehrten und die Staatsmänner trennt.

Die Thatsachen kennen, die Menschen beurtheilen, die Umstände würdigen — das sind die Elemente dieser Wissenschaft; sie hat mithin nichts Absolutes; sie ist relativ nach Ort und Zeit: man bekennt sich daher nicht dazu, man erkläret sie.

Die Worte dieser Wissenschaft sind nicht abstracter als ihre Grundsätze.

Somit sind die Worte Monarchie, Aristokratie und Demokratie nicht willkührlich erfunden.

Sie haben Thatsachen ausgedrückt, bevor sie Theorieen waren, und zwar Thatsachen, die nach den Jahrhunderten und den Nationen veränderlich sind.

Dasselbe gilt von dem Wort constitutionell. Dies Wort drückt eine Combination aus, von verschiedenen Interessen gemischt, die durch einen Vertrag geregelt sind.

Diese Combinationen verändern sich mithin wie diese Interessen selbst.

So kann man von der Regierung Frankreichs sagen, es sey eine constitutionelle Monarchie, wie von der Regierung Großbrittanniens, daß sie eine constitutionelle Aristokratie und von der der vereinigten Staaten, daß sie eine constitutionelle Demokratie sey; weil es die Monarchie in Frankreich, die Aristokratie in England und die Demokratie in Nordamerika ist, welche die Grundlage der Regierung ausmacht und weil, in diesen drei Ländern, die Wirksamkeit der Gewalt und der Interessen, die sie regiert, durch eine Constitution geregelt ist.

Das Constitutionelle ist das, was durch einen Contract constituirt ist. Es giebt daher keine absoluten constitutionellen Formen.

Jede Constitution ist relativ, weil sie in der Wirklichkeit nichts als die Constatirung der Interessen ist, die zu leiten sie berufen ist.

Die eigentlich repräsentative Regierung für jedes Land, für jede Nation ist daher die, die am besten die Interessen des Volkes repräsentirt, das sie regiert.

Welches sind nun die Interessen, die eine Charte in Frankreich constatiren und regieren sollte?

Prüfen wir, um sie zu definiren, die Verhältnisse und Lage des Landes und der Gesellschaft.

Bis zur französischen Revolution setzten die constitutionellen Theorieen den Kampf der socialen Interessen zwischen das Königthum und das Volk und die Ermäßigung in eine aristokratische Gewalt; so verstanden die Theoretiker die Repräsentativ-Regierung nach dem einzigen Beispiele Englands.

Das aber würde kein wahrer Ausdruck unserer Gesellschaft und unsers Jahrhunderts seyn. Da die alte französische Aristokratie zerstört ist und die Zeit allein, und zwar eine sehr lange Zeit, eine neue des neuen gesellschaftlichen Zustandes erzeugen kann (denn man improvisirt historische Erinnerungen nicht, woraus das ganze Blendwerk der Aristokratie besteht), so ergiebt sich daraus, daß der Kampf in der jetzigen Gesellschaft nur einerseits zwischen den permanenten Interessen des Bodens und des Eigenthums und andererseits zwischen den beweglichen Interessen des Handels und der Industrie besteht; folglich ist das Uebergewicht augenscheinlich im Interesse der Erhaltung des Königthums.

Digitized by Google

Die commerziellen und industriellen Interessen wechseln mit den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft; daher eine wählbare und oft erneuerte Kammer der Gemeinen.

Die Interessen des Grundeigenthums sind ihrem Wesen nach dauernd; daher eine nicht wählbare Kammer von Pairs, die eine permanente und (was man vielleicht einst wieder zuläßt, wenn die Revolution von 1830 keine Aristokraten erzeugt haben wird) erbliche Kammer ist.

Das allgemeine Interesse ist unparteiisch und unveränderlich wie die Gesellschaft selbst; daher eine erbliche Dynastie und ein vermählendes Königthum.

Dieser Zustand der Dinge, diese Bedingungen unserer bürgerlichen politischen Gesellschaft sind nicht das improvisirte Resultat einer Revolution; sie gehen ihr voraus und überleben sie; der Irrthum der Theoretiker ist, zu glauben, daß eine Revolution alles Bestandene und Gewesene hinwegräumt (tabula rasa macht), und daß sie, durch Speculation, eine neue Gesellschaft zu schaffen berufen ist, biegsam für die Anwendung gleichförmiger und absoluter Grundsätze.

Eine Gesellschaft, zu welcher Zeit ihrer Existenz man sie auch analysire, wird immer eine Sammlung geschichtlicher Ueberreste und Trümmern darbieten; ihre Gegenwart und ihre Zukunft nehmen nothwendig ihren Antheil von der Vergangenheit. Man improvisirt daher eben so wenig eine Constitution als eine Nation. Die Politik ist die Logik der Geschichte.

Auf diese Weise lebt unsere ganze Geschichte wieder auf und versammelt sich in der gegenwärtigen Lage unserer Angelegenheiten.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf unsere Annalen, auf unsere Ruinen; wir werden die Prämissen des jetzigen Zustandes darin finden.

Das Schild des Häuptlings der Franken war die erste Superiorität,*) die sich über die Häupter der Gallier erhob; der Schild und Banner wurde bald ein Thron, die Zelte der Eroberungs-Gefährten wurden Schlösser. Dann begann der Kampf zwischen den eifersüchtigen Herrschaften, zuerst ein Kampf offenbarer Gewalt, später ein unter den Intriguen der Major-Domus versteckter, fortgesetzt durch den Widerstand der General-Stände, später noch durch die Vorstellungen der Parlamente und der an dem Tage endigte, wo der erste Minister Ludwigs XIII. den Kopf des edelsten der Barone unter dem Henkerbeile fallen ließ.

Dieser Kopf, das Haupt des Adels, der sich zwischen dem Thron und den Völkern erhob, ließ, bei seinem Verschwinden, den König und die Nation einander gegenüber, kampfgerüstet. Ludwig XIV. hatte es mit seinen Unterthanen zu thun. Der Adel machte nur noch einen Theil des königlichen Hauses aus: Adel, Geistlichkeit, Königthum, alles war in Versailles; es gab nur noch Versailles und Frankreich. Von da an änderte der Kampf seine Natur: er war der des Königthums gegen das Volk. Das Volk wurde Nation, der König wurde Despot; ein schrecklicher Kampf, der sich durch den Fall eines andern Hauptes endigte. Das absolute Königthum wurde in Ludwig XVI. gestürzt, wie der Feudal-Adel in Montmorency.

Das nun allein gebliebene Volk wurde, nachdem es sich einige Zeit in seiner Macht und seinem Ruhme berauscht hatte, durch seine Bedürfnisse gewahr, daß es Gesetze bedurfte, und, durch seine Feinde, daß ihm ein Haupt fehlte; zwei Dinge, die es früher gefunden haben würde, wenn Mirabeau gelebt hätte, denn er war der erste, der diese Bedürfnisse empfand und bezeichnete. Buonaparte organisirte zuvörderst unsere sociale Revolution durch einen improvisirten Codex, erhaben und incorrect wie sein Genie. Dann wollte Napoleon unsere politische Revolution regeln, und da mußte er scheitern; denn er frischte Altes wieder auf, anstatt Neues zu machen. Er begriff nicht, daß das Jahrhundert ganz progressiv war, daß man seinen Gang regeln solle, aber es nicht umkehren oder zurückscheiten machen könne; das war sein Irrthum. Der Kanonendonner hatte die Stimme der Ueberlegung übertäubt, der Pulverdampf und der Weihrauch ihn berauscht; er führte mit seinen Feldherren das Mittelalter zurück, auf diese Weise die Ehren-Legion durch den Adel verderbend: er stellte die Priesterschaft mit den Cardinälen wieder her, eine Wiederherstellung der Kirche, statt des Evangeliums. Als er einmal Adeliche und Priester hatte, fehlte nichts mehr, als die Bourbonen: auch blieben sie nicht aus.

Aber die Bourbonen kamen mit dem Gedanken, die beiden Dinge wiederherzustellen, die Richelieu und Mirabeau vernichtet hatten, die Feudal-Autorität des Adels und die despotische Autorität des Königthums. Diese beiden zerstörten Gewalten wollten sich gegen die verbünden, die sie umgestürzt und ersetzt hatte. Die adeliche und priesterliche Congregation verdoppelte ihre Bemühungen von 1815 bis zum 25. Juli 1830. Am 29. hatte der Mittelstand seine ganze Herrschaft, alle seine Waffen wiedererobert: Wahl, Nationalgarde, Jury, discutirte Charte, erwählte Dynastie. So endigte die am 5. Mai 1789 begonnene Revolution erst am 9. August 1830; aber da endigte sie auch völlig.

Das ist es, was die äußersten Parteien nicht begreifen, die den Ursprung der Dinge nicht beobachtet haben, sich nur an eine der ephemeren Episoden halten, die den alterthümlichen und regelmäßigen Lauf der Idee'n und Ereignisse durchkreuzt haben, und sich jetzt auf die socialen Nothwendigkeiten werfen im Vertrauen auf die Erinnerungen ihrer eintägigen Triumphe, die im Strome eines Jahrhunderts verloren gegangen. Sie schauen kurzsichtig in die Zukunft, weil sie nicht weit in die Vergangenheit blicken; sie werden fallen und die natürliche Ordnung der Dinge wird ihren unwiderstehlichen Gang verfolgen.

Dies führt uns darauf, das Wort Revolution zu definiren, um ihm das persönliche und secundaire Siegel zu nehmen, das man ihm in der alltäglichen und gemeinen Sprache der Leidenschaften beilegt, und um ihm, im Namen der Geschichte, den feierlichen und philosophischen Charakter zu geben, der eine große sociale Voraussbestimmung daraus macht, stärker als die Menschen, die der Revolution widerstehen und selbst stärker als diejenigen, die ihr folgen. Das soll der Gegenstand eines zweiten Capitels seyn.

*) Der erste? Warum übergehe denn der Verfasser die der Carthaginenser und der Römer? Anm. d. Red.

---

## Die Vendee und die Herzogin von Berry,

vom General Dermoncourt. (Ein Band in 8.)

### Landung.

(Aus dem Volenr.)

(1.)

Wir geben einen Auszug dieses neuen Buches, das keiner Analyse fähig ist, wovon aber die einzelnen Thatsachen ein so großes Interesse darbieten, daß es gewiß viele Leser unter allen Parteien und allen Classen finden wird; denn, abgesehen von dem verfehlten politischen Zwecke der Herzogin, reizt schon das Romantische und selbst Abenteuerliche ihres gewagten Unternehmens.

— Die Herzogin von Berry ging, nach kurzer Rast zu Genua, noch am nämlichen Tage in See und befand sich am 29. (Mai 1832?) auf der Höhe von Marseille; in der Nacht vom 29. auf den 30. sollte die Bewegung in der Stadt ausbrechen.

Digitized by Google

Inzwischen war das Wetter zu einer Landung an der Küste nichts weniger als günstig. Das Meer ging hohl und der Wind war heftig; selbst der bloße Versuch, irgend anderswo anzulaufen, als in die Rhede, hieß das Fahrzeug gefährden. Der Capitain bot der Herzogin an, die Landung zu wagen, aber sie setzte sich förmlich dawider. Sie verlangte, daß die kleine Schaluppe des Packetboots in See gesetzt würde, mit der Erklärung, daß sie entschlossen sey, zu versuchen, mit diesem leichten Fahrzeug das Ufer zu gewinnen. Der Capitain weigerte sich lange; aber es liegt in dem Charakter der Herzogin, daß sie stets um so fester in ihren Entschlüssen beharrt, je mehr man sie zu bestreiten sucht. Als sie folglich den Widerstand des Capitains sah, gab sie den bestimmten Befehl, die Schaluppe in See zu setzen. Dem Capitain blieb nichts mehr übrig, als zu gehorchen; das Boot war für die Herzogin gemiethet und gehörte ihr also; überdies war das Motiv, das sie geltend machte, heilig. Sie sagte, daß, da sie selbst die Stunde der Insurrection bestimmt, sie zu derselben nicht fehlen und sich nicht, aus Furcht vor einer zwar wirklichen aber doch nicht unüberwindlichen Gefahr, aussetzen dürfe, den Thron ihres Sohnes und das Leben der Menschen auszuopfern, die sich ihr hingegeben.

Der Capitain ließ sonach die Schaluppe in den Stand setzen; zwei Männer bestiegen sie mit der Herzogin — es war Herr von Menars und der General Bourmont. Die Ruderer nahmen ihre Stelle ein und die kleine Barke verlor sich, indem sie das Boot verließ, zwischen zwei Bergen von Wasser, einen Augenblick darauf auf dem Gipfel einer Welle wiedererscheinend, wie eine Flocke Schaum.

Es war in der That ein Wunder, daß ein so gebrechliches Fahrzeug drei Stunden dem stürmischen Meere trotzen konnte. Die Herzogin zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie sie immer in einer ernstlichen Gefahr ist, ruhig und fast heiter; sie ist eine der schwachen Organisationen, die ein Windeshauch beugen zu können scheint und die gerade dann in der höchsten Fülle der Kraft erscheinen, wenn in den Lüften oder im Herzen ein Sturm tobt.

Endlich warf die Barke ihre Passagiere an einer der Küsten der Rhede, ohne daß sie entdeckt wurden, denn der Abend brach ein. Sie wagten nicht, irgend ein Haus zu betreten, und beschlossen, die Nacht auf der Stelle zuzubringen, wo sie sich befanden. Die Herzogin hüllte sich in einen Mantel, legte sich unter dem Abhange eines Felsens nieder und entschlummerte, unter der Obhuth des Herrn von Menars und von Bourmont, die bis zum Morgen ihre Wache waren.

Der erste Blick auf die Stadt, welchen die Dämmerung erlaubte, zeigte der Herzogin, daß ihre Instructionen befolgt worden waren; die weiße Fahne hatte auf der Kirche St. Laurent die Stelle der dreifarbigen eingenommen; zu gleicher Zeit ertönte von der alten Kirche die Sturmglocke mit lautem Schalle. Es bedurfte fast der physischen Gewalt, um die Herzogin zurückzuhalten, sie wollte in Marseille einziehen; endlich erlangten Herr von Bourmont und von Menars von ihr, daß sie noch wartete. Bald gewahrte man eine ansehnliche Volksmenge, die sich auf der Esplanade de la Tourette drängte, und mit den Augen das Dampfboot Caelo Alberto in See suchte, denn das Gerücht war absichtlich in der Stadt verbreitet, daß es Madame und Herrn von Bourmont am Bord habe und daß die Regnaud und der Marschall bereit wären, der legitimistischen Bewegung zu Hülfe zu kommen, die so eben begonnen hatte.

Um acht Uhr hörte man in allen Quartieren der Stadt Generalmarsch schlagen. Dies Geräusch dauerte bis um eilf Uhr, ohne daß die Entladung eines Feuergewehrs sich darein mischte und dann wurde alles still; schon um neun Uhr hatte die dreifarbige Fahne ihre Stelle auf der Kirche St. Lorenzo wieder eingenommen; um Mittag zerstreute sich die auf der Esplanade de la Tourette versammelte Menge beim Anblick der Nationalgarde und Linientruppen, deren Waffen und Uniformen die Herzogin auf der Terrasse schimmern sah.

Um zwei Uhr lief eine bewaffnete Kriegs-Fregatte aus dem Hafen, deren dreifarbige Flagge und aufgezogene Segel im Winde flatterten: sie steuerte auf das Dampfboot zu, das man vier Stunden weit in See gewahrte. Bei diesem Anblick setzte sich der Carlo Alberto in Bewegung, schlug den Weg ein, den er gekommen und verschwand nach der Seite von Toulon hin.

Alle diese Zeichen waren Unglück weissagend. Länger an dem Orte zu bleiben, wo sich die Herzogin und ihre beiden Gefährten befanden, wäre unklug gewesen; Herr von Bourmont schlug daher J. K. Hoh. vor, nach einer Hütte zu gehen, die man in einiger Entfernung sah, während er sich auf Kundschaft legte: es war die Hütte eines Köhlers.

Die Herzogin erklärte, daß, weil sie Frankreich beträten, sie es auch nicht mehr verlassen würde, und mit der Schnelligkeit, die bei allen ihren Entschlüssen vorwaltet, gab sie den Befehl zur Abreise; sie wollte die Dunkelheit der Nacht benutzen, um den möglichst weitesten Weg auf dieser Station zurückzulegen. Man hatte weder Pferd, noch Maulthier, noch Wagen; aber Madame erklärte, daß sie recht gut zu Fuße sey; somit bedurfte man denn nur eines Führers. Der Köhler erbot sich zu diesem Dienst und die Herzogin antwortete ihm durch den Befehl, sich sogleich fertig zu machen.

Sie hatte in der Umgegend von Montpellier einen Freund, auf dessen Ergebenheit sie zählen konnte — es kam nur darauf an, seine Wohnung zu erreichen; aber die Landstraßen waren wahrscheinlich schon bewacht und eine Frau und zwei Männer von dem Anstand und der Haltung der Herzogin und ihrer Gefährten, die bei Tage und Nacht zu Fuße gingen, konnten nur schwer den Nachforschungen der Polizei entgehen. Die Herzogin fragte daher den Führer, ob er einen Weg durch die Gebirge kenne, und auf seine bejahende Antwort sagte sie nur die Worte: „Gehen wir denn!“

Somit entfernte sich der kleine Zug vom Ufer; die Nacht war dunkel; man unterschied Marseille am andern Ufer des Golfs nur durch seine tausend Lichter, die wie Sterne funkelten; von Zeit zu Zeit rührte sich einiges Geräusch in der bewegten Stadt, dessen Ton die feuchte Nachtluft zu den Reisenden herübertrug. Da wendete sich die Herzogin um, warf einen letzten Blick auf ihre verlorene Hoffnung und bestätigte dann seufzend ihre Schritte. Doch dauerten die Zeichen des Bedauerns nicht lange; kaum hatte sie Marseille aus dem Gesicht verloren, als sie alles vergessen zu haben schien und nur an den Weg dachte. Die Schwierigkeiten vermehrten sich in dem Maaße, als man vorwärts schritt; die Nacht war so dunkel, daß man kaum sah, wo man den Fuß hinsetzte: so wanderte man fünf Stunden lang. Da blieb der Führer plötzlich stehen; jede Spur von Fußweg war verschwunden, die Reisenden befanden sich zwischen Felsen und Wurzeln verdorrter Olivenbäume; der Wegweiser gab sichtliche Zeichen der Unentschlossenheit; endlich gestand er, als die Reisenden in ihn drangen, daß er in der Dunkelheit sich verirrt habe und gänzlich nicht wisse, wo sie wären. Er verlangte sich allein zu recognosciren, mit dem Versprechen, zurückzukommen und die Herzogin und ihr Gefolge abzuholen, sobald er den Weg wiedergefunden haben würde: aber der Mensch konnte ein Verräther seyn und sie absichtlich irregeführt haben, um sie desto sicherer auszuliefern. Herr von Bourmont widersetzte sich daher diesem Vorschlag; die Herzogin ihrerseits war so ermüdet, daß sie die Unmöglichkeit fühlte, weiter zu gehen. Die vorhergehende Nacht hatte sie schon das Leben des Bivouaks kennen gelehrt, das sie von nun an führen sollte; sie hüllte sich abermals in ihren Mantel, legte ihr Haupt auf ein Felseisen und schlief bald so fest ein, als wenn sie in den Tuilerieen übernachtet hätte. Während

Digitized by Google

der Zeit bewachten ihre Gefährten, in verschiedenem Sinne, sowohl sie als den Wegweiser.

Die Herzogin erwachte mit dem Tage. Bei den ersten Sonnenstrahlen hatte der Wegweiser erkannt, wie und wo er vom Wege abgekommen war; um ihn wiederzugewinnen, mußte man eine Stunde weit durch offenes Feld gehen, wo die Wanderer Gefahr liefen, erkannt und gefangen zu werden. Die Herzogin entdeckte in einer Entfernung von einigen hundert Schritten ein Landhaus und fragte, wem es gehöre? — Einem enragirten Republikaner, antwortete der Führer, und der überdem Maire der Gemeinde von C... ist. — Gut, antwortete die Herzogin; führe mich zu ihm. — Ihre Gefährten machten eine Bewegung des Erstaunens.

Meine Herren, sagte sie mit fester Stimme, und ohne ihnen Zeit zu lassen, zu sprechen, der Augenblick ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; es ist weniger Gefahr für jeden Einzelnen von uns, als für uns alle beim Zusammenbleiben. Herr von Bourmont, ich werde Ihnen meine Befehle nach Nantes senden; dort erwarten Sie mich. Sie, Herr von Mesnars, gehen nach Montpellier; da sollen Sie hören, wo ich bin. Leben Sie wohl, meine Herren, glückliche Reise und Gott behüthe Sie. Sie reichte ihnen ihre Hand zum Kusse und beurlaubte sie.

Sie verließen sie unverzüglich, wohl wissend, daß kein Widerspruch mehr erlaubt war, wenn die Herzogin in diesem Tone sprach.

Allein geblieben erneuerte die Herzogin den Befehl an ihren Führer, sie zu dem Maire zu bringen. Eine Viertelstunde nachher traten sie in das Haus und man meldete dem Eigenthümer, daß eine Dame ihn allein zu sprechen wünsche. Er erschien auch zehn Minuten: die Herzogin ging gerade auf ihn zu.

Mein Herr, sagte sie, Sie sind Republikaner, ich weiß es; aber für eine Proscribirte giebt es keine Meynung. Ich bin die Herzogin von Berry und suche bei Ihnen ein Asyl.

Mein Haus ist zu Ihrem Dienste, erwiderte der Maire. — Ihre Stellung setzt Sie in den Stand, mir einen Paß zu verschaffen und ich habe dabei auf Sie gerechnet. — Ich werde Ihnen einen verschaffen. — Ich muß mich morgen in die Gegend von Montpellier begeben; werden Sie mir die Mittel dazu erleichtern? — Ich werde Sie selbst dahin bringen. — Jetzt, mein Herr, fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm die Hand gab, lassen Sie mir ein Bett geben und Sie sollen sehen, ob die Herzogin von Berry schläft unter dem Dache eines Republikaners!

Am folgenden Tage, Abends, war die Herzogin nah bei Montpellier; sie hatte den Weg in dem char-a-banc des Maire, an seiner Seite, zurückgelegt.

Die Ruhe, mit welcher die Reise von Montpellier nach Toulouse gemacht wurde, flößte Madame eine solche Sicherheit ein, daß sie, in letzterer Stadt angekommen, beschloß, den Ruhetag, den sie hier zubringen wollte, anzuwenden, diejenigen Personen zu empfangen, die notorisch als ihr ergeben bekannt waren, so wie sie es auf ihrer Reise im Jahre 1828 gethan. In Folge dessen ließ die Herzogin ungefähr fünfundzwanzig Personen wissen, daß sie angekommen sey und daß sie von drei bis acht Uhr Abends Besuche annehmen würde.

Diese Cour, wenn ich mich so ausdrücken darf, fand mit derselben Ruhe und, ich möchte fast sagen, durch einen Incident-Umstand, mit derselben Oeffentlichkeit statt, als wenn sie in den Tuilerieen gehalten worden wäre.

Madame hatte, wie schon gesagt, die bekanntesten Legitimisten von Toulouse von ihrer Ankunft und von ihrer Absicht, sie zu empfangen, benachrichtigt. Inzwischen befand sich unter diesen ein altes so plauderhaftes Fräulein, daß die Herzogin sie aus Klugheit von dieser Ehre ausschließen zu müssen glaubte. Das arme Mädchen erfuhr, durch eine Freundin, die sie gleichfalls benachrichtigt glaubte, die Ankunft der Fürstin und die geschehenen Einladungen.

Bis um vier Uhr wartete sie auf die Ihrige; nachdem aber diese Stunde vorüber war und sie auch die letzte Hoffnung schwinden sah, fühlte sie sich, durch dieses absichtliche Vergessen, dessen wahre Ursache sie nicht wußte, so gekränkt und gedemüthigt, daß sie es nicht länger aushalten konnte und auf die besuchteste Promenade von Toulouse eilte, um jede vorübergehende Person ihrer Bekanntschaft anzuhalten und ihr ihre Beschwerden gegen die Herzogin von Berry vorzutragen, die, ihre bekannte Anhänglichkeit für ihre Sache kennend, Toulouse passire, Besuche annehme und sie einzuladen vergesse.

Diese Details, deren Authentizität wir verbürgen, scheinen fabelhaft in einem Lande, wo sich die geheimen Fonds auf drei Millionen belaufen.

Die Herzogin verließ Toulouse in derselben Nacht, setzte am folgenden Tage ihre Reise in offener Kalesche fort, kam zu Bordeaux an, wo sie übernachtete und empfing selbst einige Personen ihrer Partei. Am nächsten Morgen machte sie sich wieder auf den Weg; aber da auf allen Puncten der Stadt zahlreiche Wachen ausgestellt waren, so miethete sie einen Fischer-Kahn, fuhr die Garonne herab, passirte oberhalb Cubzac die Gironde und nahm ihre Richtung nach Blaye, wo sie drei Nächte durchkam und selbst da einige Besuche empfing. Tags darauf trat sie ihre Pilgerschaft von Neuem an, nicht im Wagen, sondern auf einem Esel. Ja, auf einem Esel! Ist das nicht Stoff zu einem Heldengedicht? Wahrlich, es ist keine alltägliche Sache, diese junge, schlanke, zarte Frau, jüngst noch auf den Stufen eines Thrones, auf einem ärmlichen Esel mit heiterer Laune zur — Eroberung der Krone ihres Sohnes daherreiten zu sehen! Die Herzogin kam an der Citadelle von Blaye vorüber, die später ihr so unheilbringend werden sollte, um das Schloß einer ihrer Freunde zu erreichen, ein Ausdruck, den sie stets brauchte, wenn sie von ihren Anhängern sprach. Auf dieser Reise begleitete sie nur Herr von Mesnars und Herr von L..., der ihr zum Wegweiser diente.

Am Abend desselben Tages um eilf Uhr hielt die ärmliche Caravane vor dem eisernen Gitterthor eines Schlosses. Der Marquis von L... zog die Glocke, wie ein Mann, der nicht warten will. Dieses heftige Klingeln und die Stunde, in welche es geschah, führten den Eigenthümer in Person herbei. — Ich bin es, rief ihm der Marquis zu, als er ihn erblickte; öffne geschwind, ich führe Dir die Herzogin von Berry zu. — Der Herr des Schlosses trat einen Schritt zurück.

Die Herzogin von Berry! rief er ganz verstimmt aus; Madame! — Ja sie selbst; öffne nur. — Aber Du weißt nicht, daß ich zwanzig Personen bei mir habe; daß diese zwanzig Personen eben im Saale sind und — Mein Herr, nahm die Herzogin das Wort, indem sie näher heranritt, haben Sie nicht eine Nichte, die funfzig Stunden von hier wohnt? — Ja, Madame. — Nun so öffnen Sie und stellen mich Ihren zwanzig Personen unter dem Namen Ihrer Nichte vor.

Darauf war nichts zu erwidern: auch öffnete der Hausherr, der diese Bemerkungen bloß im Interesse der Herzogin gemacht hatte, das Thor ohne Verzug. Die Herzogin stieg ab, gab ihrem Wirthe den Arm und trat mit ihm in das Haus.

Inzwischen hatten sich die im Saale gewesenen Gäste auf ihre Zimmer zurückgezogen: als Madame mit Herrn von Mesnars und Herrn von L... eintrat, fand sie nur die Frau vom Hause und zwei oder drei Personen: die Vorstellung veranlaßte daher keine Verlegenheit.

Am folgenden Morgen erschien die Herzogin beim Frühstück, wurde zum zweitenmale vorgestellt und spielte die Rolle der Nichte so natürlich, daß sich kein Zweifel erhob; der Zufall wollte, daß keine der im Schlosse gegenwärtigen Personen die erlauchte Pilgerin kannte.

Digitized by Google

Am folgenden Sonntage kam der Pfarrer der kleinen Gemeinde von S..., von der Kirche, zu welcher das Schloß gehörte, nach Gewohnheit, bei seiner reichen Pfarrkindern zu frühstücken. Der Hausherr stellte ihm die Herzogin, wie früher den andern Gästen, unter dem Namen seiner Nichte vor. Der Pfarrer trat Ihrer königlichen Hoheit entgegen, um sie zu begrüßen, blieb aber plötzlich mitten in seinem Complimente so verdutzt stehen, daß die Herzogin das Lachen nicht unterdrücken konnte.

Der brave Mann hatte die Herzogin bei ihrer Ankunft in Rochefort 1828 becomplimentirt und erkannte sie jetzt wieder.

Nun, was liegt denn in dem Gesichte meiner Nichte so Furchtbares, daß Sie in diesem Grade erschreckt, Herr Pfarrer? sagte der Burgherr. — Das macht, antwortete der Pfarrer stammelnd, daß Ihre Nichte... nein, es ist erstaunlich! — Aber was ist denn erstaunlich? sagte die Herzogin, welche die Verlegenheit des guten Pastors gar höchlich belustigte. — Ihre königliche Hoheit gleichen der Nichte des Herrn... ich wollte sagen, die Nichte gleicht Ihrer königlichen Hoheit. Die Sache ist, daß ich Sie für ... und daß ich jetzt noch schwören wollte.... — Die angebliche Nichte lachte von Herzen; man ging zum Frühstück.

Madame saß dem Pfarrer gegenüber, der, immer mit seiner süßen Thee beschäftigt, fast nichts essend, kein Auge von ihr wendete, oder, wenn man ihm seine Zerstreuung bemerklich machte, die Gabel maschinenmäßig zum Munde führte, und sie sogleich wieder auf den Teller legte, mit dem Ausruf: Es ist unglaublich, eine solche Aehnlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen.

So blieb die Herzogin neun Tage im Schlosse, ohne erkannt, noch beunruhigt zu werden. Von da aus schrieb sie nach Nantes und in verschiedene Gegenden im Westen und theilte ihren Freunden im Süden den Zustand der Dinge in der Vendée mit, sie ermahnend, die Hoffnung nicht aufzugeben und ihren Instructionen, die sie erhalten würden, zu folgen. Eben so schrieb sie nach Paris an die Häupter der Legitimisten, ihnen ihre beschwerliche, aber doch bis dahin glückliche Reise schildernd, mit dem Versprechen, ihnen ihre weiteren Plane und Verfügungen bald wissen zu lassen.

---

## Die russischen Bäder, ein sicheres Mittel wider die Wasserscheu.

(N.)

In der Sitzung der französischen Akademie vom 23. v. M. wurde ein Schreiben des Herrn Buisson verlesen, in welchem er sich als den Verfasser einer Abhandlung über die Wasserscheu nennt, die er im Jahr 1823, nur mit einem Anfangsbuchstaben bezeichnet, der Akademie eingesandt hat. Er erklärt zugleich, daß das Individuum, von dem darin gesagt werde, daß es von der Tollwuth befreit worden, er selbst sey. Er hält sein Mittel für so zuverlässig, daß er sich erbietet, sich die Krankheit inoculiren zu lassen. Er verlangt, daß die in Rede stehende Abhandlung mit zu dem von Monthyon ausgesetzten Preise concurriren soll.

Folgendes ist in der Kürze, was Herr Buisson von seiner Krankheit und von seiner Cur berichtet.

Er war zu einer Frau berufen worden, die seit drei Tagen von einer Krankheit befallen war, von der man sagte, daß es die Wasserscheu sey. Sie winselte erbärmlich, klagte über Halsschmerzen, hatte Schaum vor dem Munde und mußte immer ausspucken. Die Nachbaren der Kranken sagten, daß sie vor vierzig Tagen von einem tollen Hunde gebissen worden sey. Sie selbst wollte es nicht Wort haben, daß sie an der Wasserscheu litte, und behauptete, ihre Zufälle kämen daher, daß sie sich in der kritischen Zeit befände. Auf ihr inständiges Bitten ward ihr zur Ader gelassen, nach welcher Operation sie, wie das zu erwarten stand, binnen zwei Stunden starb. Herr Buisson, dessen Hände voller Blut waren, nahm, um sie abzuwischen, ein Stück Leinwand, womit vorher der Mund der Kranken gesäubert worden war. Er hatte eben ein wundes Geschwür an einem Finger, glaubte aber die Folge seines unvorsichtigen Gebrauches des von dem Speichel der Frau befleckten Leinens dadurch zu heben, daß er sich nun mit reinem Wasser wusch.

Als er am neunten Tage mit einem Cabriolette unterwegs war, fühlte er plötzlich einen Schmerz im Halse und einen noch heftigeren in den Augen; sein Körper schien ihm so leicht zu seyn, daß es ihm däuchte, er könnte sich zu einer bedeutenden Höhe emporschwingen, und die Haut am Hinterkopfe war so reizbar, daß er meynte, jedes Haar daran zählen zu können, ohne sie zu sehen. Es trat ihm immer der Speichel in den Mund und der Eindruck der Luft, so wie der Anblick glänzender Körper verursachten ihm ein sehr peinliches Gefühl; dabei empfand er ein sehr starkes Gelüst, Thiere und leblose Körper, nicht aber Menschen, zu beißen. Endlich ward ihm das Trinken schwer, und der Anblick des Wassers genirte ihn noch weit mehr als das Halsweh.

Die Zufälle wiederholten sich von fünf zu fünf Minuten und es war ihm, als ob die Schmerzen bei dem kranken Finger anfingen und sich dann bis zur Schulter verbreiteten.

Nach all diesen Symptomen hielt er sich von der Tollwuth befallen und beschloß, sein Leben zu enden, indem er sich in einem Dampfbade erstickte. Er steigerte die Hitze bis zu zweiundvierzig Grad, sah dann aber, zu seinem Erstaunen wie zu seiner Freude, daß alle Zufälle nun aufhörten. Er verließ das Badegemach geheilt, aß mit gutem Appetit und trank mehr als gewöhnlich. Seitdem hat er, wie er sagt, mehr als achtzig Personen, die von tollen Hunden gebissen worden, und darunter vier, bei denen schon die Wuth zum Ausbruch gekommen war, in derselben Weise behandelt und sie bis auf ein siebenjähriges Kind, das in dem Bade selbst verstarb, sämmtlich wieder hergestellt.

Er verordnete den gebissenen Personen eine gewisse Anzahl russischer Bäder und daß sie sich mehrere Nächte hindurch in wollenen Decken unter dicken Federbetten einhüllten, um in Schweiß zu kommen, was auch noch durch häufiges Trinken eines warmen Sassaparill-Decocts befördert ward.

Als Beleg der Nützlichkeit einer starken und anhaltenden Transpiration bei dieser Krankheit, erzählt er folgende Anecdote.

Ein Verwandter des Musikers Gretry ward, gleich vielen andern Personen, die sämmtlich an der Wasserscheu starben, von einem tollen Hunde gebissen. So wie er die ersten Symptome der Krankheit verspürte, begann er zu tanzen und setzte dieses Tag und Nacht fort, weil er, wie er sagte, gern lustig sterben wollte — er starb aber nicht, sondern genas.

Herr Buisson citirt zugleich mehrere alte Geschichten von dem durchs Tanzen geheilten Tarantelbiß und macht auf den, allerdings nicht außer Acht zu lassenden, Umstand aufmerksam, daß die Thiere, bei welchen die Wasserscheu am häufigsten vorkommt, als: Hunde, Wölfe und Füchse, zu der Gattung gehören, die nicht schwitzen.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 858. Hamburg. Sonnabend, den 12. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Skizzen der Türkei in den Jahren 1831 und 1832.

### Von einem Amerikaner.

(N.)

Ueber dieses, jüngst bei O. Rich zu London und J. & J. Harper zu Newyork erschienene, Buch spricht die neueste Nummer der Literary Gazette sich folgendermaaßen aus.

In unsern Tagen des Wechsels und der üblen Vorbedeutung zeigt sich ein vermehrtes und noch zunehmendes Interesse für das türkische Reich, und es macht uns Freude, hier die Schilderung des Eindruckes, den ein Aufenthalt in jenem Theile der Welt auf ein Individuum eines neuen Landes gemacht hat, das mindestens die Dinge aus einem anderen Gesichtspuncte sieht als ein Europäer, zu vernehmen. Hat er Vorurtheile — und wer wäre wohl frei davon? — so werden sie doch anderer Art seyn; und aus dem Lichte nach verschiedenen und entgegengesetzten Ansichten läßt sich am besten der wahre Charakter eines Bildes beurtheilen.

Der Vortrag unsers Amerikaners ist angenehm, ohne Prätention, und lebendig genug, ohne epigrammatisch seyn zu wollen. Seine Ansichten fallen weit mehr zu Gunsten der Türkei, ihres Herrschers und seines Volkes aus, als zu Gunsten Griechenlands und seiner Sache.

Wir wollen unsere Leser nicht erst über das Weltmeer, den griechischen Archipelagus, ꝛc. geleiten, sondern sie sofort wohlbehalten zu Constantinopel landen lassen; nur möchten wir zuvor noch bemerken, daß unser Reisender, in dem bestimmten Tone, der ihm ziemlich geläufig ist, rundweg behauptet, daß es nie einen Homer gegeben habe, und daß die Iliade von vielleicht vierhundert sziotischen Barden componiet sey. Ueber neuere Angelegenheiten, über die häufige Verzögerung bei der Durchfahrt durch die Dardanellen, dürfte seine Meynung, die er in Folgendem ausspricht, eher gutgeheißen werden.

„Es besteht eine fortwährende Strömung ins mittelländische Meer, in der Geschwindigkeit von einer bis vier Meilen die Stunde, was dem Handel sehr hinderlich ist. Da der Wind meistens dieselbe Richtung mit der Strömung nimmt, so müssen die Schiffe oft viele Tage, ja Wochen lang darauf warten, daß er umspringt. Man sagte uns, daß ein amerikanisches Schiff voriges Jahr einen vollen Monat, ja ein östereichisches gar achtundsunfzig Tage lang durch widrige Winde zurückgehalten worden sey. Das war uns eine leibige Botschaft, und wir hätten gern eins von unsern Dampfböten hier gehabt, um uns aus der Verlegenheit zu ziehen. Zwei oder drei tüchtige Dampfböte würden hier höchst nützlich seyn und sich auch sicher gut bezahlt machen. Die ganze Strecke, wo ein Dampfboot vonnöthen wäre, übersteigt nicht fünf Meilen, und solche Dampfböte könnten zugleich zu einem raschen Verkehr zwischen Constantinopel und Smyrna benutzt werden. Die Entfernung dieser beiden Plätze wasserwärts beträgt wenig mehr als dreihundert Meilen, die sich durch Schiffe nach dem Muster derer unsers Hudson-Flusses in vierundzwanzig Stunden zurücklegen ließen.

— Aber wir wollen uns von Homer und dem Hellespont wieder zurück nach Constantinopel wenden, und hören, was der Verfasser von dem Sultan und den Verbesserungen sagt, die durch ihn beschafft worden sind.

„Während der wärmeren Monate residirt der Sultan wechselsweise in seinen verschiedenen Lusthäusern am Bosphorus und macht des Abends häufig Wasserpartheien. Seine Lebensweise soll höchst einfach seyn und seine Erholungen bestehen hauptsächlich im Reiten, Fischen und Bogenschießen. Er soll der graziöseste und furchtloseste Reiter in seinem ganzen Reiche seyn. Gleich all seinen Unterthanen ist er höchst mäßig im Essen, auch ist sein Haushalt bei weitem nicht so kostspielig und prachtvoll, wie man es den morgenländischen Höfen zuzutrauen gewohnt ist. Mir ist von einem seiner Hausbeamten versichert worden, daß seine Tafel selten über zehn Piaster täglich zu stehen kommt, und nach dem, was ich anderweitig gehört habe, möchte ich glauben, daß seine jährlichen Ausgaben die des Präsidenten von Nordamerika nicht übersteigen.

„Bei einem kleinen hölzernen Gebäude hart am Wasser, wo wir einsprachen, um uns Caffee und Pfeifen geben zu lassen, waren wir Zeuge einer Scene, die uns, Veteranen der Newyorker Miliz, unendlichen Spaß machte. Es waren hier zwei Soldaten als Schildwachen ausgestellt worden, ein Amt, das ihnen langweilig geduckt haben mochte, denn sie hatten sich, die Beine herabhängend, ans Ufer gesetzt, um auf einige kleine Fische, von der Größe unserer Killifische, zu speculiren. Man konnte nicht eigentlich sagen, daß sie ihren Posten im Stich gelassen hätten; denn sie hatten ihre Gewehre daselbst, auf zwei- bis dreihundert Schritte Entfernung, ins Gras gesteckt, um ihre Stellen zu vertreten. Da wir überall gehört hatten, daß Unzufriedenheit unter den Soldaten herrsche, so forderten wir unsern Führer auf, diese Fischereiliebhaber einmal darüber zu sondiren. Sie gestanden es ein, daß sie nicht eben zufrieden wären, jedoch nicht wegen ihres Soldes, der, wie sie meynten, nicht eben übel sey, wenn sie so glücklich wären — ihn ausbezahlt zu erhalten. Ihr Herzeleid war, daß sie nur ihre Ration Brod bekämen, wenn sie die Wache bezögen, und sie fischten, um dies Deficit zu ergänzen. Mit dem Wachedienst, sagten sie, wären sie aber in ein paar Tagen durch, und wenn sie nur erst wieder in den Baracken wären, so ginge es ihnen ganz wohl, denn dort bekämen sie ihre vollen Rationen an Brod und Fleisch. Es mußten verwöhnte Kerle seyn, diese Soldaten, daß sie sich darüber beschwerten, einmal kein Fleisch zu haben; denn die arbeitende Classe, die es doch weit schwerer hat, begnügt sich des Tages mit einer einzigen Mahlzeit, und diese besteht aus einem kleinen Brödchen nebst einer Schnitte Wassermelone, oder einigen schwarzen und bitteren Oliven. Als wir die Gewehre dieser Soldaten besichtigten, was sie willig geschehen ließen, da fanden wir, daß sie von türkischer Arbeit waren. Es war wenig daran auszusetzen, außer



Digitized by Google

daß an dem einen der Schaft mitten durchgebrochen war, welchem Schaden aber durch ein Stück Tau abgeholfen worden, und daß dem andern der Drücker fehlte. Steine hatten beide nicht; das war ja aber auch überflüssig, da das Land sich eben im tiefen Frieden befand. Eins der größten Hindernisse bei der neuen Einrichtung der Armee bestand darin, den Soldaten den Widerwillen wider den Wachedienst zu benehmen. Nichts schien ihnen alberner zu seyn, als mehrere Stunden lang, die Musiere auf der Schulter, so auf und ab zu gehen, gerade so, wie die rastlosen Franken; und vollends toll fanden sie es, diese Farce gar des Nachts zu spielen. In den guten alten Zeiten des Janitschareuthums dachte kein Mensch an diese Kindereien. Wozu hätten sonst damals wohl Wachen nützen sollen, da diese Halsabschneider allein das Monopol des Raubens und des Mordens hatten?

„Die Kleidung des heutigen türkischen Soldaten hat mit der allgemeinen Veränderung, welche innerhalb der letzten zehn Jahre stattgefunden hat, Schritt gehalten; und was sie auch im malerischen Effect verloren haben mag, hat sie sich doch in militairischer Brauchbarkeit bedeutend gebessert. Statt der losen, leicht zu verlierenden Pantoffeln, trägt er nun starke, tüchtige Schuhe, die mit ledernen Riemen gehörig festgebunden sind. Die ungeheueren, ballonartigen Chaskirs, die jede Bewegung hemmten, haben engeren Pantalons weichen müssen, die zwar nach Unten auch noch ziemlich weit sind, aber doch den Träger nicht hindern, rasch auf den Feind einzudringen, oder auch davon zu laufen. Das schimmernde und flatternde Jubbi und Waynish ist gegen ein knapp anschließendes blaues Wamms, vorn dicht zugehakt, in welchem die Glieder sich gut rühren können, ausgetauscht worden; und der Turban, naendlich verschieden in Schnitt nad Farbe, oft zerlumpt und häufig schmutzig, in welchen die Soldaten wie wandernde Giftschwämme aussahen, ist auf immer verschwunden. Statt seiner trägt der Soldat ein niedliches rothes Käppchen mit einer anmuthig von seinem Mittelpuncte herniederfallenden Troddel. Mit Ausnahme dieser Kappe und der noch immer etwas dauschigten Beinkleidern, würde man die türkischen Soldaten nun kaum von den Truppen irgend einer europäischen Nation unterscheiden können. Die Topidschis, oder die Artilleristen, tragen eine cylinderförmige militairische Kappe; dieser hätte der Sultan gern einen schmalen Schirm gegeben, um dem Auge Schutz vor der Sonne zu gewähren: aber das war eine Neuerung, die sich nicht durchführen ließ, weil die Ulemahs, die gelehrte Zunft, von welcher alle Gesetzgebung, Arzeneikunde nad Religion des Landes ausgeht, dawider waren. Sie sagten, es sey unerläßlich, daß ein ächter Muselmann beim Beten die Erde mit der Stirn berühre, was aber mit solch einem Lederschirm nicht möglich wäre. Da nun niemand auf den Einfall kam, daß die Kappe während des Betens nur herumgedreht zu werden brauchte, so mußte er sich schon fügen, wie er es auch schon vorher gethan hatte, als er die Ulemahs vergebens zu überreden bemüht gewesen war, ihren Turban abzulegen. Sie erwiederten auf diese Zumuthung, sie wären keine Schulbuben und wollten also auch keine Kinder-Kappen tragen, wogegen der Padischah denn trotz der unumschränkten Macht, die man ihm beilegt, nichts auszurichten im Stande war. Nach solchen Anecdoten möchte man glauben, daß der Sultan keineswegs ein vollkommener Despot sey, dessen Wort Gesetzeskraft hat, und dessen einzige Richtschnur die eigene Laune ist. Der gelehrte Ali Bey, selbst Muselmann, und folglich mit den inneren Angelegenheiten dieser Regierung besser bekannt, als wir es zu seyn Anspruch machen dürfen, schrieb vor fünfundzwanzig Jahren, während der Regierung Mustapha's, Vorweser des jetzigen Sultans: „Es giebt keinen größeren Sclaven in der Welt, als es der Großherr ist. Seine Schritte, seine Bewegungen, seine Worte sind das ganze Jahr hindurch und unter allen Verhältnissen des Lebens durch den Hof-Codex abgemessen und festgesetzt. Er kann weder mehr noch weniger thun, als ihm vorgeschrieben ist. In die Lage eines Automaten versetzt, werden seine Handlungen, gleich den Ergebniß eines mechanischen Impulses, durch den Codex, den Divan, die Ulemahs und die Janitschaken bestimmt. Seitdem haben sich die Umstände nun freilich gänzlich verändert. Der Sultan, welcher jetzt auf dem Throne sitzt, hat eine Entschlossenheit und Charakterstärke gezeigt, die unendlich mit der furchtsamen und unentschlossenen Politik contrastirt, welche seine Vorgänger befolgt haben. Die Janitscharen sind ausgerottet worden; der Codex, der Divan und die Ulemas bestehen noch; aber die Letzteren bewohnen, als ein bedenkliches Prognostikon ihres künftigen Geschickes, den vormaligen Pallast des Janitschaeen-Aga's, auch hat der Sultan ihnen zu verstehen gegeben, sie möchten ihm außer in unerheblichen Dingen nicht in die Quere kommen. Auch der Divan ist in etwas modificirt worden und nimmt nun unter der Benennung eines Staatsrathes an der Leitung und Einrichtung der Angelegenheiten des Reiches Theil."

— Hinsichtlich des Druckens, auch eine der Einrichtungen, wegen welcher Sultan Selim das Leben verlor, berichtet der Verfasser:

„Der jetzige Monarch hat mit Erfolg und in einem größeren Umfange, als es der wärmste Freund der Türkei hätte ahnen mögen, alle die Verbesserungen, wozu das Drucken führt, und die der unglückliche Selim so sehr gewünscht hatte, wieder aufgenommen und in Ausführung gebracht. Fast täglich gehen nun Werke aus den Pressen der Hauptstadt hervor, die jeder Stadt in Europa zur Ehre gereichen würden. Ich habe deren zu wenige gesehen, um sie aufzuzählen; doch will ich mich etwas ausführlich über eine Abhandlung über die menschliche Anatomie, von Ebani Zadeh, einem der Ulemas, aussprechen. Es ist dieses ein Werk in Folio, von dreihundert Seiten, mit sechsundfunfzig wohlgestochenen Kupferplatten, abgetheilt in drei Theile, von welchen der erstere die beschreibende Anatomie, der zweite die Physiologie und der dritte die Arzeneikunde enthält. Die Schwierigkeiten, welche die türkische Schrift darbietet, haben manche veranlaßt, armenisch und in armenischen Lettern drucken zu lassen, was denn ein sehr einfaches und elegantes Alphabet giebt. Der große Haufe unter den Armeniern ist mit der eigenen Sprache nicht bekannt, aber alle sprechen das Türkische von der Wiege an und können diese Sprache auch, wenn sie in ihren eigenen Buchstaben geschrieben ist, lesen; man nennt dies uneigentlich Armenisch-Türkisch. Fast alle religiöse Abhandlungen, die seither zur Austheilung unter die Türken abgefaßt worden, sind in dieser Weise gedruckt. Ich habe Goldsmith's Geschichte von Rom, Young's Nachtgedanken, Isaac's Opferung, den Verkauf Josephs, Christi Leidensgeschichte und andere ähnliche Werke gesehen, die mit armenischer Schrift ins Türkische übersetzt worden waren. Sie waren meistens zu Venedig gedruckt worden, unter den Auspicien der Mecharistan-Gesellschaft. Nur wenige Türken sind mit der armenischen Schrift bekannt, daher denn religiöse armenisch-türkische Abhandlungen für sie von keinem Nutzen sind. Auch mögen sie wohl mehr für die Armenier bestimmt seyn, weil diese mehr Sinn für Literatur haben als die Türken und deshalb solche Schriften gern annehmen und lesen."

— Unter anderen Verbesserungen wird auch einer nicht unwichtigen in der Bearbeitung des Leders erwähnt, dessen frühere schlechte Beschaffenheit wir nicht geahnet haben.

„Wir trafen zufällig mit einem Corniswaller zusammen," sagt der Verfasser, „der von der türkischen Regierung verschrieben worden war, um die englische Art des Gerbens und der Lederbearbeitung einzuführen. Alles Leder, das in der Türkei bereitet worden, ist so schlecht, als man es sich nur denken kann, und ein Paar Schuhe, die einen ganzen Monat vorhalten, gelten fast für ein Wunderwerk. In Folge dieses erbärmlichen

Digitized by Google

Leders litten die Truppen während der Zeit, wo sie wider die Russen im Felde standen, sehr am Mangel einer tüchtigen Fußbekleidung, und allein aus dieser Ursache sollen ihrer Tausende hors de combat gesetzt worden seyn. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat der Sultan es sich aufs ernstlichste angelegen seyn lassen, die Beschaffenheit des Leders zu verbessern, und hat zu dem Ende einen Weg eingeschlagen, der den besten Erfolg verheißt. Doch ist dem Uebel nur halb abgeholfen, wenn er nicht noch ein Uebriges thut und ein oder ein paar Schock tüchtiger Schuhmacher kommen läßt, um seine Unterthanen in der Kunst, starke und brauchbare Schuhe anzufertigen, zu unterweisen, indem dieser Artikel für den Augenblick in der ganzen Türkei nicht zu finden ist. Herr G*** war so artig, uns seine ganze Anstalt zu zeigen und die verschiedenen Proceduren anzugeben, die er in Anwendung zu bringen gedachte. Die Proben, welche er uns von Sohlleder zeigte, das bereits fertig war, schienen von der besten Qualität zu seyn, auch hatte sich dies Leder schon die volle Zufriedenheit der Käufer erworben. Als eines merkwürdigen Umstandes erwähnte er, daß es ihm sehr schwer falle, sich gute, ohne gehörig vorbereitete Häute in der Türkei zu verschaffen, und daß die besten aus Rußland, von Odessa kämen. Es wird ein großer Consum von Eichelkappen eintreten, ein Artikel, der erst seit zwanzig Jahren zum Gerben benutzt worden ist. Es ist dieses die Frucht oder eigentlich die Schaale der Frucht von einer Art Eiche (Q. aegilops), die in der Türkei sehr häufig wächst und die von dort nach allen Gegenden von Europa versandt wird. Es giebt zweierlei Arten Eichelkappen, von welchen die kleinste, welche fast die ganze Frucht umschließt, und die das erste Product junger Eichen seyn soll, die beste ist. Die Eichelkappe enthält so viel Gerbestoff, daß sie allein das Leder zu sehr angreifen würde, daher sie denn mit Rinde versetzt wird. Herr G*** war der Meynung, daß die Anwendung der Eichelkappen wohl die Zeit und die Kosten des Gerbens verringere, aber auch das Leder schlechter mache, und daß hierin der Grund liege, warum das englische Leder, was früher in so hohem Rufe gestanden, in den letzteren Jahren so sehr verloren habe.

„Nicht weit von der Anlage des Herrn G*** besuchten wir das Kiat Hannasy oder die Papierfabrik, die ebenfalls von dem jetzigen Sultan angelegt worden ist. Es ist dieses ein großes, vormals von einem vornehmen Türken bewohnt gewesenes und dann der Krone wieder zugefallenes Gebäude. Es ist bekanntlich in der Türkei Sitte, daß, wenn ein Beamter der Regierung stirbt, der Sultan sein ganzes Vermögen zu sich nimmt und der Familie davon so viel abgiebt, als sie zu ihrem Unterhalte braucht. Diesen Rest der Barbarei sucht man zu bemänteln, indem man sagt, daß alle öffentliche Beamte nur die Verwalter des Sultans seyen; doch wirkt er, wie wir das anderweitig nachweisen wollen, sehr zum Nachtheil des Landes. — Es war hier sonst feines Schreibpapier verfertigt worden, als wir aber die Fabrik besahen, ward eben an Papiere zu Patronen gearbeitet. Die Procedur schien sehr roh zu seyn; die Materialien waren Zeuge von Baumwolle und Hanf, und nach den Proben, die wir sahen, schien die Sortirung nicht die beste zu seyn. Auf dem Hofe, Angesichts des Gebäudes, saß der Director der Fabrik behaglich rauchend im kühlen Schatten eines Baumes, sichtlich zu stolz und zu erhaben, um sich um die Einzelnheiten des Geschäfts zu bekümmern. Diese vornehmen Herren, von welchen bei jeder öffentlichen Anstalt in der Türkei stets Einer, zuweilen mehrere, angestellt sind, gereichen der Sache sehr zum Schaden. Gänzlich unbekannt mit dem Geschäft, dessen oberste Leitung ihnen anvertraut ist, richten sie nur Unheil an, wenn sie einmal mitsprechen wollen; doch geschieht dies zum Glücke höchst selten. Immer aber essen sie unverdientes Brod und verkürzen so den Vortheil, den die Anlagen sonst geben würden."

— Die Beschaffenheit der amerikanischen Marine ist eine Frage von nochmaligem Interesse, die schon viel besprochen worden ist; hier eine Probe, wie der Verfasser darüber denkt; er sagt, indem er einen Segelversuch im mittelländischen Meere zwischen dem Kauffahrteischiffe, auf welchem er sich befand, und der Fregatte Constellation beschreibt:

„Ihr Befehlshaber war artig genug, unserm Wunsche, ihre Schnelligkeit mit der unsers Schiffes einmal zu versuchen, nachzukommen, und so gingen wir denn auf ein gegebenes Zeichen zugleich unter Segel. Es wehte ziemlich scharf und unser Nebenbuhler war, da die See hohl ging, einigermaßen im Vortheil; dazu kam noch, daß unsere große Raa einen bösen Spenn hatte, so daß wir kaum die Reffe losmachen konnten. Dennoch hatten wir unserm Concurrenten in weniger als einer halben Stunde den Vorsprung abgewonnen. Dies ist nicht das einzige Mal, wo ich unsere Kriegsfahrzeuge gegen unsere eigenen Kauffahrteischiffe den Kürzeren habe ziehen sehen, was denn die allgemeine Ansicht bestätigt, daß die Kriegsschiffbaukunst seit 1798 bei uns wenig vorgeschritten ist, wenn sie sich nicht gar verschlechtert hat. Es ist, glaube ich, unbestritten, daß keins der in neuerer Zeit gebauten Kriegsschiffe, in sofern von Geschwindigkeit die Rede ist, es mit denen aus der ebenerwähnten Zeit aufnehmen kann, und daß unsere Bauten auf den Kauffahrtei-Werften darin den Vorzug haben. So wird es ohne Zweifel immer bleiben, so lange die Schiffsbauer der Kriegs-Marine unter der oberen Leitung von Leuten stehen, die mit den ersten Principien der Schiffbaukunst unbekannt sind. Wir wollen hoffen, daß Zeit und Erfahrung diesem Irrthum, der unserer künftigen Seemacht so verderblich werden kann, ein Ende machen werden."

— Nachdem unser Amerikaner die hehren Mittel, Constantinopel mit Wasser zu versehen, sehr gerühmt hat, sagt er mit Bezug auf Newyork:

„Diese Stadt, die mehr als zweimalhunderttausend Einwohner zählt, beschäftigt sich schon länger als zwei Jahre mit der Frage: ob es gerathen sey, zwei Millionen Dollars daran zu wenden, um sie reichlich mit gutem und trinkbaren Wasser zu versorgen. (Sonach scheint denn London nicht die einzige Hauptstadt zu seyn, wo dieser natürliche Schatz, die Quelle der Reinlichkeit und der Gesundheit, arg vernachlässigt wird.)

„Die Hirten in der Nähe des Belgrader Waldes sind hauptsächlich Bulgarier, ein schlichtes, tugendhaftes aber unwissendes Volk, das in der Türkei auf der untersten Stufe steht. Sie gehen schlecht gekleidet einher und man erkennt sie leicht an ihren Kappen von schwarzem Schaaffell. Der Schall einer Pfeife zog unsere Aufmerksamkeit an, und als wir dies Instrument besahen, fanden wir, daß es eine plumpe Art von Doppelflageolett mit sechs Löchern und einem Mundloch war. Es ist nicht bloß ein Instrument des Zeitvertreibs für den Hirten, sondern es dient auch dazu, die Bewegungen der Heerde zu leiten und zu zügeln. Der Hirt überzeugte mich davon, indem er einige Noten angab, die von seiner Heerde sofort verstanden und so, wie es seyn sollte, befolgt wurden.

„In Dolmabatschi, in der Nähe von Constantinopel, ward mir das Haus gezeigt, wo noch jetzt eine Zucht großer und wilder Bullenbeißer zum Spaß gehalten wird, obgleich die Jagden damit aufgehört haben. Sie sehen in der That höchst wüthig aus und gleichen mehr den wilden und ungebändigten Bestien, als dem dem Menschen unterwürfigen und anhängenden Gefährten. Sie sind so stark, daß man Fälle weiß, wo sie mit einem einzigen Schlage einem Manne das Bein gebrochen haben. Wenn man sie ausführt, so werden sie an eisernen Ketten geleitet, und jeder Hund erfordert zwei Männer, um ihn zu zügeln."

(Der Beschluß folgt.)



Digitized by Google

## Zunahme der Bevölkerung in Großbritannien in den Jahren von 1811—1821 und von 1821—1831.

### Tabelle der Bevölkerung der Grafschaften.

(Die den Namen beigefügten eingeklammerten Nummern zeigen die Zahl der Deputirten an, welche die Grafschaften, der Reform-Bill gemäß, ins Parlament schicken.)

| | 1811. | 1821. | 1831. |
|---|---|---|---|
| **Englische.** | | | |
| Bedfordshire (4) | 70,213 | 83,716 | 95,383 |
| Berkshire (9) | 118,277 | 131,977 | 145,289 |
| Buckingham (11) | 117,650 | 134,068 | 146,529 |
| Cambridge (7) | 101,109 | 121,909 | 148,955 |
| Cheshire (10) | 227,081 | 270,098 | 334,410 |
| Cornwall (14) | 216,667 | 257,447 | 302,440 |
| Cumberland (9) | 133,744 | 156,124 | 169,681 |
| Derby (6) | 185,467 | 213,333 | 237,170 |
| Devon (22) | 383,308 | 439,040 | 494,168 |
| Dorset (14) | 124,693 | 144,499 | 159,252 |
| Durham (10) | 177,625 | 207,673 | 253,827 |
| Essex (10) | 252,478 | 289,424 | 317,233 |
| Gloucester (15) | 285,514 | 335,843 | 386,904 |
| Hampshire (19) | 245,060 | 288,298 | 314,313 |
| Hereford (7) | 94,073 | 106,243 | 110,976 |
| Hertford (7) | 111,654 | 129,714 | 143,841 |
| Huntingdon (4) | 42,208 | 48,771 | 53,149 |
| Kent (18) | 373,094 | 426,016 | 479,155 |
| Lancaster (26) | 828,309 | 1,052,859 | 1,336,854 |
| Leicester (6) | 150,419 | 174,571 | 197,008 |
| Lincoln (13) | 237,897 | 283,058 | 317,244 |
| Middlesex (14) | 953,276 | 1,144,531 | 1,358,541 |
| Monmouth (4) | 62,127 | 71,833 | 98,130 |
| Norfolk (12) | 291,999 | 344,368 | 390,054 |
| Northampton (8) | 141,353 | 162,483 | 179,276 |
| Northumberland (10) | 172,161 | 198,965 | 222,912 |
| Nottingham (10) | 182,900 | 186,873 | 225,320 |
| Oxford (9) | 119,191 | 136,971 | 151,726 |
| Rutland (2) | 16,380 | 18,487 | 19,385 |
| Salop (11) | 194,298 | 206,158 | 222,503 |
| Somerset (13) | 303,180 | 355,314 | 408,908 |
| Stafford (17) | 295,158 | 345,895 | 419,485 |
| Suffolk (11) | 234,211 | 270,542 | 296,304 |
| Surrey (11) | 323,851 | 398,658 | 486,326 |
| Sussex (18) | 190,083 | 233,019 | 272,328 |
| Warwick (10) | 228,735 | 274,392 | 336,988 |
| Westmorland (4) | 45,922 | 51,359 | 55,041 |
| Wiltshire (18) | 193,828 | 222,157 | 239,181 |
| Worcester (12) | 160,546 | 184,424 | 211,856 |
| Yorkshire (39) Ost-Riding | 134,487 | 154,010 | 168,646 |
| Nord-Riding | 196,695 | 217,903 | 226,235 |
| West-Riding | 655,042 | 801,274 | 976,415 |
| **Walliser.** | | | |
| Anglesey (2) | 37,045 | 45,063 | 48,325 |
| Brecon (2) | 37,735 | 43,603 | 48,325 |
| Caermarthen (3) | 77,217 | 90,239 | 100,655 |
| Cardigan (2) | 50,260 | 57,784 | 64,780 |
| Carnarvon (2) | 49,336 | 57,958 | 65,753 |
| Denbigh (3) | 64,240 | 76,511 | 88,167 |
| Flint (2) | 46,518 | 58,784 | 60,012 |
| Glamorgan (5) | 85,067 | 101,737 | 126,612 |
| Merionnyth (1) | 30,924 | 34,882 | 35,609 |
| Montgomery (2) | 51,931 | 59,899 | 66,485 |
| Pembroke (3) | 60,615 | 74,009 | 81,424 |
| Radnor (2) | 20,900 | 22,459 | 24,651 |
| **Schottische.** | | | |
| Aberdeen (2) | 135,075 | 155,387 | 177,651 |
| Argyle (1) | 85,585 | 97,316 | 101,425 |
| Ayr (3) | 108,954 | 127,299 | 145,055 |
| Banff (1) | 36,668 | 43,561 | 48,604 |
| Berwick (1) | 30,779 | 33,385 | 34,048 |
| Bute (1) | 12,083 | 13,797 | 14,151 |
| Caithneß (2) | 23,419 | 30,288 | 34,529 |
| Clackmannan (1) | 12,010 | 13,263 | 14,729 |
| Dumbarton (1) | 24,189 | 27,317 | 33,211 |
| Dumfries (2) | 62,960 | 70,878 | 73,770 |
| Edinburgh (4) | 148,607 | 191,514 | 219,592 |
| Elgin (2) | 28,108 | 31,162 | 34,231 |
| Fife (3) | 101,272 | 114,556 | 128,889 |
| Forfar (3) | 107,264 | 118,430 | 139,606 |
| Haddington (2) | 31,164 | 35,127 | 36,145 |
| Inverneß (2) | 78,336 | 90,157 | 94,797 |
| Kincardine (1) | 27,439 | 29,118 | 31,431 |
| Kinroß | 7,245 | 7,762 | 9,072 |
| Kirkcubbright (1) | 33,684 | 38,903 | 40,590 |
| Lanark (3) | 191,752 | 244,387 | 316,819 |
| Linlithgow (1) | 19,451 | 22,685 | 23,291 |
| Nairn | 8,251 | 9,006 | 9,354 |
| Orkney und Shetland (1) | 46,153 | 53,124 | 58,239 |
| Peebles (1) | 9,935 | 10,646 | 10,578 |
| Perth (2) | 135,093 | 139,050 | 142,894 |
| Renfrew (3) | 92,596 | 112,175 | 133,443 |
| Roß und Cromarty (1) | 68,853 | 68,828 | 74,820 |
| Roxburgh (1) | 37,230 | 40,892 | 43,663 |
| Selkirk (1) | 5,889 | 6,637 | 6,833 |
| Stirling (3) | 58,174 | 65,376 | 72,621 |
| Sutherland (1) | 23,629 | 26,840 | 25,518 |
| Wigtownshire (2) | 26,891 | 33,240 | 36,258 |

### Tabelle der Bevölkerung der Städte, die mehr als 10,000 Einwohner zählen.

(P. bedeutet Pariah, Kirchspiel; T. Township, Stadtbezirk; Ch. Chapelry, Kapellgemeine; B. Borough, Flecken.)

| | 1811. | 1821. | 1831. |
|---|---|---|---|
| **Englische.** | | | |
| Alverstoke, P. (Gosport) | 12,202 | 10,972 | 12,687 |
| Ashton unter Line, P. (1) | 19,052 | 25,967 | 33,597 |
| Barnsley, T. (Yorkshire) | 5,014 | 8,284 | 10,330 |
| Bath, Stadt (2) | 38,408 | 46,700 | 50,802 |
| Bedminster, P. | 4,577 | 7,979 | 13,130 |
| Birmingham, B. (2) | 85,755 | 106,722 | 146,986 |
| Blackburn, T. (2) | 15,063 | 21,940 | 27,091 |

Digitized by Google

| | 1811. | 1821. | 1831. |
|---|---|---|---|
| Bolton, Groß-, T., nebſt Klein-Bolton, und Tonge, nebſt Haulgh (2) | 25,551 | 32,978 | 43,596 |
| Boſton, B. und P., nebſt Skirbeck (2) | 8,894 | 11,608 | 12,818 |
| Bradford, B. (2) | 16,012 | 26,309 | 43,557 |
| Brighton und Hove, P. (2) | 12,205 | 24,741 | 41,994 |
| Briſtol, Stadt (2) und Vorſtadt *) | 76,433 | 87,779 | 103,886 |
| Bury und Elton T. (1) | 11,802 | 13,480 | 19,140 |
| Bury St. Edmund's B. (2) | 7,986 | 9,999 | 11,436 |
| Cambridge, B. (2), und Univerſität (2) | 11,108 | 14,102 | 20,917 |
| Canterbury, Stadt (2) | 10,980 | 13,617 | 15,314 |
| Carliſle, Stadt (2) | 12,531 | 15,476 | 20,006 |
| Caſtleton, T. | 6,723 | 7,894 | 11,979 |
| Chatham, P., nebſt Gillingham, P. (1) | 17,797 | 21,477 | 24,670 |
| Cheltenham, P. (1) | 8,325 | 13,396 | 22,942 |
| Cheſter, Stadt (2) | 16,140 | 19,949 | 21,363 |
| Colcheſter, B. (2) | 12,544 | 14,016 | 16,167 |
| Coventry, Stadt (2) | 17,923 | 21,242 | 27,070 |
| Croydon, P. | 7,801 | 9,254 | 12,447 |
| Derby, B. (2) | 13,043 | 17,423 | 23,607 |
| Devonport, B. (2) | 35,257 | 39,621 | 44,454 |
| Doncaſter, B. (2) | 6,935 | 8,544 | 10,801 |
| Dover, B. (2) **) | 9,074 | 10,827 | 11,924 |
| Duckingfield, T. | 3,053 | 5,096 | 14,681 |
| Dudley, P. (1) | 13,925 | 18,211 | 23,043 |
| Durham, Stadt (2) | 7,953 | 9,822 | 10,125 |
| Exeter, Stadt (2) | 18,896 | 23,479 | 28,201 |
| Frome Selwood, P. (1) | 9,493 | 12,411 | 12,240 |
| Gateshead, P., und Hewarth, Ch. (1) | 11,087 | 15,688 | 20,601 |
| Gloucester, Stadt (2) | 8,181 | 9,744 | 11,983 |
| Haliſax, B. (2) | 19,217 | 25,829 | 34,437 |
| Ham, Weſt, P. | 8,136 | 9,753 | 11,580 |
| Haſtings, B. (2) | 3,848 | 6,085 | 10,097 |
| Heap, Ch. | 5,148 | 6,552 | 10,429 |
| Heaton Norris, Ch. | 5,232 | 6,958 | 11,238 |
| Hereford, Stadt (2) | 7,306 | 9,090 | 10,280 |
| Huddersfield, T. (1) | 9,671 | 13,284 | 19,035 |
| Ipswich, B. (2) | 13,470 | 16,286 | 20,454 |
| Kendal, B., mit Einſchluß von Kirkland und Nether Graveſhip (2) | 8,893 | 10,438 | 11,577 |
| Kidderminſter, P., nebſt Lower Milton, C. (1) | 12,877 | 15,296 | 20,865 |
| King's Lynn, B. (2) | 10,259 | 12,253 | 13,370 |
| Kingſton am Hull mit Einſchluß von Drypool, Scalcoates und Garriſonſide, Ert. P. (2) | 37,470 | 44,078 | 54,110 |
| Lancaſter, B. (2) | 9,247 | 10,144 | 12,613 |
| Leeds, P. (2) | 62,534 | 83,766 | 123,393 |
| Leiceſter, B. (2) | 23,818 | 30,274 | 39,433 |
| Lincoln, Stadt (2) | 9,830 | 11,353 | 12,634 |
| Liverpool, B. (2) | 94,376 | 118,972 | 165,175 |
| London, Stadt (4) | 119,657 | 123,455 | 132,805 |
| Finsbury, B. (2) | 170,572 | 203,604 | 226,086 |
| Marylebone (2) | 126,566 | 174,354 | 240,294 |
| Tower Hamlets (2) | 226,787 | 261,623 | 367,864 |
| Lambeth (2) | 76,806 | 108,561 | 160,618 |
| Southwark (2) | 108,763 | 123,648 | 134,117 |
| Greenwich (2) | 55,045 | 59,208 | 64,336 |
| Weſtminſter (2) | 162,715 | 182,496 | 202,891 |
| Loughborough, T. | 5,400 | 7,365 | 10,800 |
| Macclesfield, T. (2) | 12,999 | 17,746 | 23,129 |
| Maidſtone, B. und P. (2) | 9,443 | 12,508 | 15,387 |
| Manchester, T. (2) | 91,130 | 129,035 | 187,002 |
| Margate, P. | 6,126 | 7,843 | 10,339 |
| Newcaſtle am Tyne, B., mit Einſchluß von Byker, Heaton, Jesmond, Weſtgate und Elswick (2) | 32,573 | 43,794 | 53,613 |
| Northampton, B. (2) | 8,427 | 10,844 | 15,351 |
| Norwich, Stadt (2) | 36,728 | 49,688 | 61,110 |
| Nottingham, T. (2) | 34,253 | 40,415 | 50,680 |
| Oldham, T., nebſt Chadderton und Crompton (2) | 29,479 | 38,201 | 50,518 |
| Orford, Stadt*) (2) und Univerſität (2) | 12,831 | 16,364 | 20,434 |
| Pilkington, T. | 7,353 | 8,976 | 11,006 |
| Plymouth, B. (2) | 20,803 | 21,591 | 31,060 |
| Portsmouth und Portſea, P. (2) | 40,567 | 45,648 | 50,389 |
| Preſton, B. nebſt Fiſhwick, T. (2) | 17,360 | 24,859 | 33,871 |
| Reading, B. (2) | 10,788 | 12,867 | 15,595 |
| Rochdale, P. (1) | 26,854 | 34,230 | 41,308 |
| Saddleworth, nebſt Quick, Ch. | 12,579 | 18,902 | 15,986 |
| Salford, T., nebſt Pendleton und Broughton (1) | 24,744 | 32,590 | 50,810 |
| Sedgley, P. | 13,967 | 17,195 | 20,577 |
| Sheffield, P. (2) | 53,281 | 65,275 | 91,692 |
| Shrewsbury, B. (2) | 15,606 | 19,854 | 21,227 |
| Southampton (2) | 9,258 | 12,918 | 19,324 |
| South Shields und Weſtoe, T. (1) | 15,165 | 16,503 | 18,756 |
| Stoke am Trent, nebſt den Stadtbezirken von Burslem, Fenton Culvert, Fenton Vivian, Hanley, Lane End, Longton, Penkhull nebſt Boothen, Shelton,**) und Tunſtall, der Villa von Rushton Grange, u. des Weilers von Sneyd (2) | 29,957 | 40,660 | 52,090 |
| Stockport und Brinnington, T. (2) ***) | 19,250 | 23,850 | 29,456 |
| Sunderland, P., nebſt Biſhopwearmouth Monkwearmouth, und Southwick (2) | 25,821 | 31,891 | 40,735 |
| Taunton, B. (2) | 6,997 | 8,534 | 11,139 |
| Torteth Park, Ert. P. | 5,864 | 12,829 | 24,067 |
| Trowbridge, P. | 6,075 | 9,545 | 10,863 |

*) Bedminſter, ein Sprengel (in Somerſetſhire), macht auch einen Theil der Vorſtädte von Briſtol aus. Es enthält 13,130 Einwohner und bringe demnach die Einwohnerzahl von Briſtol auf 117,016.

**) Einige Theile der Kirchſpiele von Charlton und Buckland ſind mit in die Gränzen des Fleckens von Dover (oder Cinque-Port) eingegriffen.

*) Ein Theil von St. Clements iſt nun auch mit zur Stadt Orford gezogen.

**) Der Stadtbezirk Shelton begreift Etruria mit in ſich.

***) Die Weiler Brinksway und Edgeley ſind nicht beſonders aufgegeben und in der Wahlfreiheit mit zu Stockport gezogen, ſo wie auch ein Theil des Stadtbezirks von Heaton Norris in Lancaſhire, in welcher Grafſchaft die Aufzählung des Ganzen vorgenommen worden iſt.

Digitized by Google

| | 1811. | 1821. | 1831. |
|---|---|---|---|
| Tynemouth, B., mit Einschluß von Chieton, Preston und North Shields (1) | 17,548 | 23,173 | 23,206 |
| Wakefield, P. (1) | 18,474 | 22,307 | 21,538 |
| Walsall, P. (1) | 11,189 | 11,914 | 15,066 |
| Warrington, T., und Latchford in Cheshire, Ch. (1) | 12,682 | 14,822 | 18,184 |
| West Bromwich, P. | 7,485 | 9,505 | 15,327 |
| Whitby, B. (1) | 8,986 | 11,249 | 10,399 |
| Whitehaven, T., nebst Preston quarter, T. (1) | 13,367 | 16,694 | 15,716 |
| Wigan, B. und T. (2) | 14,660 | 17,716 | 20,774 |
| Wolverhampton, mit Einschluß von Bilston, Wednesfield, Wittenhall, und Sedgley (2) | 43,190 | 53,011 | 67,514 |
| Worcester, Stadt (2) | 13,668 | 17,539 | 18,610 |
| Yarmouth, B. und P. (2) | 17,977 | 18,040 | 21,115 |
| York, Stadt (2) | 16,217 | 20,787 | 25,359 |
| **Walliser.** | | | |
| Merthyr-Tidvil, P. (1) | 11,104 | 17,404 | 22,083 |
| Swansea (1) | 8,005 | 10,007 | 13,256 |
| **Schottische.** | | | |
| Aberdeen, B. und P., und St. Machas, P. (1) | 35,370 | 44,796 | 58,019 |
| Dumfries, B. und P. (1) | 9,262 | 11,052 | 11,606 |
| Dundee, B. und P. (1) | 29,616 | 30,575 | 45,855 |
| Dunfermline, B. und P. | 11,649 | 13,681 | 17,068 |
| Edinburgh (2) | 81,784 | 112,235 | 136,301 |
| Falkirk, T. und P. (1) | 9,929 | 11,536 | 12,743 |
| Glasgow und Vorstadt (2) | 100,749 | 147,048 | 202,426 |
| Greenock, P. (1) | 19,042 | 22,088 | 27,571 |
| Inverneß, B. und P. (1) | 10,757 | 12,264 | 14,324 |
| Kilmarnock, T. und P. (1) | 10,148 | 12,769 | 18,093 |
| Leith, Nord und Süd, P. (1) | 20,363 | 25,990 | 25,835 |
| Montrose, B. und P. (1) | 8,955 | 10,838 | 12,055 |
| Paisley, B. und P. (1) | 36,722 | 47,003 | 57,466 |
| Perth, Stadt (1) | 16,948 | 19,008 | 20,016 |

## Physiognomie der verschiedenen Quartiere von London.

(2.)

Das Studium einer Stadt, vor Allem einer großen Hauptstadt, bietet immer ein mächtiges Interesse dar. Es sind wechselsweise düstere und heitere, komische und ernste Gemälde, die durch ihre unermeßliche Verschiedenheit alle unsere Gefühle in Anspruch nehmen und die, ohne den Geist zu ermüden, ihn beschäftigen und unterhalten. Nachstehende Schilderung der verschiedenen Quartiere von London dürften daher nicht ohne Interesse gelesen werden.

Man kann funfzig Jahre lang in einer Hauptstadt gelebt haben und nicht wissen, wie viele verschiedene Nationen sich täglich neben uns drängen. Es sind aber in der That so verschiedene Racen, als man sich nur denken kann; es sind nicht mehr dieselben Sitten, dieselben Gewohnheiten, dieselben Physiognomieen: man könnte von Italien nach Spanien, von Spanien nach Flandern reisen, ohne schärfere Contraste zwischen dem Bewohner der Sierra Morena und dem Eingeborenen von Venedig, zwischen dem Hirten der Abruzzen und dem Städter von Brüssel zu finden. Aber wer beobachtet die Menschheit aufmerksam? wer hält sie seiner Blicke und seiner Forschung werth? Man hat zu viele Interessen zu discutiren, zu viele kleine Leidenschaften zu befriedigen, zu viele kleine Erfolge zu erstreben. Dieser Ocean von Menschen, der uns mit seinen Wellen drängt, wogt und fluthet um uns, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Ich hatte dreißig Jahre lang in der Gegend von Hyde-Park gewohnt und während dieser Zeit nie den Fuß in die Nähe von Spitalfield (ein von Handwerkern und Armen bewohntes Quartier) gesetzt. Da kam mir auf einmal die Lust, in diese unbekannten Austral-Länder zu reisen. Das war ein Fest-Tag. In der That, wenn ich aus den Wolken mitten in eine fremde Stadt gefallen wäre, so würde ich nicht mehrere Gegenstände des Erstaunens gefunden haben. Alles war neu; nichts erinnerte mich an den nördlichen Theil von London und die Wesen, die ihn bewohnen. Was mich zuerst überraschte, das waren die Diminutiv-Proportionen aller derer, die mich umgaben; ich sah nur kleine, armselige, abgemagerte, kranthafte, difforme Menschen, so wenig den Londonern der andern Seite der Stadt ähnlich, als der vier Fuß hohe Lappländer dem riesenhaften Amerikaner gleicht. Das Uebermaaß der Arbeit und des Mangels beugt unter einem vorzeitigen Alter den Jüngling von zwanzig Jahren, der vierzig alt scheint. Man findet nicht einen Greis, der nicht verdreht und verstümmelt wäre, der nicht mit der Altersschwäche noch irgend eine abstoßende Unförmlichkeit vereinigte: man sieht fast nichts als Buckelige mit runden Schultern, Ungeheuer mit geschweiften Beinen und langen Armen, Menschen, deren lange auf die Brust gebeugter Kopf diese schiefe Richtung behalten hat; das ist das Resultat eines Lebens voll harter Arbeit: die Unglücklichen sind auf dem Seidenwebestuhl krumm gewoeden, ein wahres Marterwerkzeug, das ihnen kaum Brodt giebt und sie im zartesten Alter verkrüppelt und zu Grunde richtet. Da ist ein gerades Rückrad ein Wunder, ein Mann, der über fünf Fuß hoch ist, ein Riese; wenn man zufällig einen solchen in dem Stadttheile, wovon wir sprechen, findet, so sey man gewiß, daß es kein dort Eingeborenee ist.

Die Stadt London wird sich lange des feierlichen Aufzuges der Weber von Spitalfield erinnern, der vor wenigen Jahren die Region ihrer Geburt verließ und nach der Kammer der Gemeinen aufbrach, um Gerechtigkeit, d. h. Brodt, von ihr zu fordern. Dieses Heer von armen Zwergen in Lumpen, diese schlaffen, vorzeitig gealterten Gesichter, diese allgemeine Magerkeit, diese bleifarbige Blässe — dieses alles war beredter als jemals alle Reden unserer Phrasenschmiede werden seyn können.

Wie soll man sich über dieses Sinken der menschlichen Gattung wundern? Seit langer Zeit haben die Unglücklichen, denen wir unsere Lumpen-Kleider verdanken, nicht mehr als vier und einen halben Schilling (5 Franken 60 Centimen) wöchentlich verdient und noch würde dieser elende Arbeitslohn, der sechsfach kaum für die materiellen Bedürfnisse hingereicht haben würde; plötzlich die sechste oder siebente Woche suspendirt, um erst nach einer Unterbrechung von acht Tagen wieder anzufangen. Sie erwarben in der That nur den höchsten Nothbedarf, um Brodt und Wasser kaufen zu können. Sie glaubten inzwischen an ihre politischen Rechte und versäumten nicht, sie geltend zu machen. Ich wohnte den Debatten einer von ihnen gebildeten Comitee bei, deren Sitzungen in einer Schenke gehalten wurden; aber ihre Armuth war so groß, daß eine große mit Wasser gefüllte Tonne, aus welcher man mit hölzernen Schaalen schöpfte, die einzige Erfrischung war, auf welche die Anwesenden rechnen konnten.

Digitized by Google

Möchten doch die Philosophen und Staatsmänner daran denken, möchten sie, wie ich, dies Elend in der Nähe sehen, drin unser Luxus Hohn spricht, möchten sie sich, wie ich, auf die elenden Schemel setzen, die einzigen Geräthe, welche die kleinen Cellen der Häuser von acht Stockwerken zieren, welche diese Menschen bewohnen. Vor Allem Sonntags muß man sie sehen, um innige Mitleiden zu fühlen. Sie sind mit Lumpen bedeckt, die sie jedoch sorgfältig gewaschen und gereinigt haben. Sie gehen für zwei Sous in einen kleinen Garten, acht Fuß breit, mit einer von Rauch geschwärzten Mauer und einem Tische von weißem Holze. Wohin man ihnen folge, von ihren Häusern in die Kirche, aus der Kirche in die Werkstätte — nie wird man einen Strahl von Freude oder Hoffnung auf diesen bleichen und verwelkten Gesichtern sehen. Ihre Vergnügungen sind elend, wie ihr Leben; am Tische des Gastwirths rauchen und trinken sie, aber ohne zu lächeln. Ihr Verstand ist rachitisch, wie ihr Körper: ich sah, wie ein Schenkwirth, um sie zu unterhalten und zu belustigen, ein Kind zwang, von der Erde hundert Kirsch in zwei Minuten aufzunehmen. So hat ihr Herz und ihr Geist gleichsehr dem pestilenzialischen Einflusse des Elends unterlegen.

Wenn man Spitalfield verläßt und in das Quartier White-Chapel tritt, so ist man in einer andern Welt. Statt der verkrüppelten, zwerghaften Menschen, die längs der Häuser wie Phantome hinschleichen, findet man große, kräftige, wohlgebaute Pflastertreter, rothliche Gauner, Stützen und Henker der verworfensten Classe von Frauen, vergnügungssüchtig, erfahren in der Jurisprudenz, tapfer, kühn und stolz auf eine Verschlechterung, die schon in den Adern ihrer Väter rollte, und deren Tradition sich nicht verloren hat.

Zu allen Zeiten hat White-Chapel den schlechtesten Menschen der Hauptstadt zur Niederlage gedient. Es ist ein freiwilliges Botany-Bay, wohin alle Arten von Spitzbuben ersten und zweiten Ranges hinströmen, die in einem andern Quartier sehr unbehaglich leben würden. Hier werden die jungen Räuber erzogen; hier erhält sich die specielle Sprache, die man Argot nennt, in ihrer Reinheit. Man glaube nicht, daß der Schelm von White-Chapel dem Eserve von Paris oder dem Picaro von Sevilla gleiche. Es ist ein Mensch von so specieller Natur, daß man in allen vier Welttheilen Europa's vergebens eine Analogie suchen würde. Er ist stark, kräftig und geht aufgerichtet mit einem gewissen Ansehen aristokratischer Unabhängigkeit einher; dabei ist er nicht minder fein, listig, geschmeidig, zu Allem bereit, voll Zuvorkommenheit gegen den Fremden, den er täuschen will, gewandt in der Unterhaltung und reich an Hülfsmitteln und Auswegen in Gefahr. Er hat seine eigenthümlichen Flüche, seine Lieblings-Ausdrücke, seinen guten Ton — eine verfeinerte Gemeinheit. Er ist vollkommen in alle Geheimnisse der magnetischen Industrie eingeweiht, die das Geld des Publikums in die Tasche des Betrügers practicirt; immer zu Wetten bereit, ist er auch Boxer, Hunde- und Pferde-Kenner, Liebhaber von Hahnenkämpfen, geschickt mit seinen Fingern, vollkommen unterrichtet in den verschiedenen Gattungen von Strafen, welche das Gesetz auf die verschiedenen Abstufungen von Verbrechen legt: auch weiß er sehr gut, welchem Schicksal er sich aussetzt und begeht keine seiner Unthaten, ohne daß er die wahrscheinlichen Resultate seines Vergehens im Voraus berechnet.

In der Eigenschaft als Gentleman von White-Chapel hat er auch seine Phantasieen, seine Vergnügungen und seine Neigungen. Worüber der Leser sich wundern wird, ist, daß sein entschiedenster Geschmack ein sehr unschuldiger ist, der selbst etwas Reizendes und Poetisches hat. Die Manie der Tauben ist für ihn, was die Tulpen-Manie im siebenzehnten Jahrhundert für den Holländer war: ein Industrie-Ritter von White-Chapel, dem man versucht seyn könnte, ein Almosen zu reichen und der sich der Depotation aussetzt, um dem Fleischer einen Hammelbraten zu stehlen, ist oft Besitzer eines zahlreichen Taubenschlages, wo man die verschiedensten und seltensten Arten von Tauben findet und der vielleicht achtzig bis hundert Pfund Sterling werth ist; denn dieser Geschmack ist sehr kostspielig, besonders wenn man nach schönen Gattungen strebt und sich dieser Liebhaberei einmal mit Leidenschaft ergiebt. Unser Ritter opfert seinen geliebten Tauben alles, was er gewinnt oder stiehlt, Kleidung und Brodt der Kinder selbst, kurz die ganze Bequemlichkeit seines Privatlebens. Sonntags sieht man oft zwölf bis funfzehn dieser Menschen London verlassen und einen der benachbarten Hügel besteigen. Jeder von ihnen trägt einen Vogelbauer, welcher eine Menge Tauben enthält. Sind sie auf der Anhöhe angekommen, so öffnen sie den Käfig und alle Tauben fliegen davon. Es ist ein interessantes Schauspiel, diese wohlgestalteten und schön befiederten Thierchen mehrere Kreise in der Luft beschreiben, sich nach denen ihnen bekannten Gegenständen umschauen und dann sich erheben zu sehen, um gerade und in einem Fluge in ihre Wohnung zurückzukehren. Wie hat sich nun dieser Geschmack unter den Bewohnern von White-Chapel entwickeln können, deren Gedanken alle gewöhnlich nur auf Gewinn und Raub gerichtet sind? Das ist eine von den tausend Anomalieen, die man in allen Classen der Gesellschaft findet und die leichter wahrzunehmen als zu erklären sind.

Der Fleischer von White-Chapel ist das Ideal seines Standes, der Typus der Fleischer; in keinem andern Quartier von London findet man seines Gleichen; das ist noch der Fleischer des sechszehnten Jahrhunderts, wie ihn Ben Johnson in seinen Comödieen geschildert hat. Das lederne Schurzfell legt er nie ab, seine Arme sind immer nackend, er kennt keinen Sonntag. Im Allgemeinen scheint ein Zeitraum von funfzig Jahren zwischen den Bewohnern dieses Quartiers und den andern Bewohnern von London zu liegen. Die Häuser sind alt und mit großen Giebeln bedeckt; die Thüren sind niedrig und eng; die Dächer hoch und spitzig; die Straßen klein und krumm. Dennoch, wer sollte es glauben? Shakespeare, dessen Stücke in Drury-Lane und Covent-Garden nur noch zu Gunsten einiger Schauspielerinnen oder einiger beim Publikum beliebten Acteurs gegeben werden, ist bis auf den heutigen Tag der Abgott von White-Chapel; dort hat man für ihn die alte Ehrfurcht des englischen Volkes für den König seines Theaters bewahrt und diese Ehrfurcht ist nicht eine Bewunderung auf fremdes Wort, noch das Resultat einer literarischen Analyse oder Kritik. Ganz ehrlich und mit aufrichtigem Gefühl glauben sie an den Genius des großen Mannes und applaudiren seinen Werken. Je weiter sie in der Civilisation zurück sind, desto leichter begreifen sie den Riesen des sechszehnten Jahrhunderts. Wenn sie seine Schönheiten nicht einer subtilen Kritik unterwerfen, so fühlen und begreifen sie sie durch den Instinct. Es ist das kleine Theater, der Pavillon genannt, das jeden Abend von dem aufrichtigsten und rauschendesten Beifall zu Ehren des alten Dichters wiederhallt. So stirbt die Poesie nicht. Wenn die höhern Classen sie verschmähen, sammelt das geringere Volk ihren süßen Thau und nährt sich mit Entzücken davon.*)

Gehen wir nun in eine nicht minder specielle Region über, zu den Feldern des heiligen Georgs (St. George's Fields). Das ist das Land der kleinen Knaben und Mädchen. Ich kann nicht sagen, warum alles, was das Kindesalter zurückgelegt hat und sich der Pubertät nähert,

*) Das ist wohl nicht allein in London der Fall. Auch in mehreren deutschen Städten lassen Schillers und Göthe's Meisterwerke die Ranglogen leer, und nur die gefüllte Gallerie bezeugt noch die Ohnmacht der Dichtkunst; die dort unwiderbringlich vergossenen Thränen beweisen, daß mehr gesundes Gefühl und Urtheil im ungebildeten Menschen, als im überbildeten wohnt. Anm. d. Red.

alles, was einen Ball und eine Racquette handhaben kann, aus den verschiedenen Quartieren Londons hierher strömt. Man beobachte die müssige Gruppe, welche den Winkel der Straße von London einnimmt; der älteste von ihnen ist nicht neunzehn Jahre alt. Warum drängt sich dieser Haufe kleiner, mit Lumpen bedeckter Knaben um jenen Jüngling, dessen reingebürsteter Hut, dessen schwarzer Rock und Pantalon anzudeuten scheint, daß er einer wohlhabenden und ehrenwerthen Familie angehört? Es ist ein Haufe von Räuber-Lehrlingen, deren Thaten in einigen Jahren in London wiederhallen werden; diese Kinder von vierzehn Jahren, mit Schmutz bedeckt, ohne Schuhe, ohne Hut, lassen sich durch ihre Verführer zum Galgen und zur Deportation leiten; man weiß nicht durch wen das Quartier bestohlen worden; die Polizei stellt vergebliche Untersuchungen an, die gepuderten Perruquen der Richter bewegen sich mit Indignation und niemand weiß, welches das Nest der Verschlechterung und des Raubes ist, wo eine ganze Generation kleiner Räuber durch andere schon vollendete gebildet wird. Von diesem Quartier sind die berühmten Banden der vierzig Räuber und der schwarzen Pfoten ausgegangen, die die ganze Polizei in Unordnung gebracht haben. Was ist in der That eine Polizei, die selbst nicht diese Versammlungen (diese Schulen der Verderbniß) beaufsichtigt, wo die Erziehung des Lasters fast unter ihren Augen vollendet wird?

Der Obelisk ist von Schenken umgeben, wo der Unterricht in Raub, Betrug und Mord alle Tage betrieben wird. Trete man in eine dieser Höhlen und man wird sie von gleich geputzten Damen und von Herren, die sie gewählt haben, angefüllt finden. Die Sitten dieser Welt sind Vielen unbekannt. Ueberwinde man einen Augenblick den Widerwillen, sey man Philosoph und denke, daß mehr als ein Fünftheil (!) der Bevölkerung Londons aus diesen Leuten besteht; daß alle die engen und krummen Gäßchen und Gänge davon voll sind und daß mehr als ein Kammerdiener, mehr als ein Studenmädchen aus ihren Reihen hervorgehen und sich in Familien einschleichen. Die Geschichte von Thomas Smith kann zum Modell und zur Probe dienen: er war Handlungsdiener in einem Laden; einige von seinem Herrn im Comptoir gelassene Thaler fanden den Weg zu seiner Tasche und Thomas war — ohne Stelle. Das Geld des Herrn hatte dazu gedient, das Herz der Miß Molly Preggs zu gewinnen, und es war nicht mehr als billig, daß ihr Ritter, so freigebig gegen sie, nun auch einige Zeichen des Wohlwollens von ihrer Seite empfing. So wurde denn Thomas, dem das Geschäft im Laden immer nicht sonderlich gefallen, der Herzensfreund von Miß Molly. Die Gesellschaft, die sie besucht, wird die seinige, er hält gleichen Schritt mit Jones und Johnson, junge Leute aus der großen Welt, wie sie behaupten, und von sehr guter Gesellschaft, die ein Cabriolet, goldene Uhren und Maitressen haben, mit Aufwand leben, aber auf Kosten des Publikums. Eingeweiht bald in ihre Geheimnisse wird Thomas ihr Gehülfe und Mitschuldiger. Er lernt das Argot (die Spitzbubensprache) und knüpft Verbindungen mit den Polizeibeamten an, die, gegen einen beträchtlichen Antheil, die Augen über diese Kleinigkeiten schließen, deren Zeugen sie sind und deren Gewinn sie theilen. Nun war die Laufbahn eröffnet; seine erste Unternehmung gelingt; bald lebt er wie ein Sultan. Miß Molly ist nicht mehr der einzige Gegenstand seiner Neigung, sein Serail bildet sich, er glänzt unter seinen Genossen und die Tavernen des Obelisks sind Zeugen von mehr als einem Kampfe zwischen den Schönen, die sich sein Herz streitig machen. Doch ach! die Entwickelung dieses schönen Drama's ist — auf dem Richtplatze. Seine Beredtsamkeit ist nicht minder energisch als die seiner Unglücksgefährten und die Geschichte seines Processes, der Holzschnitt, der seine letzten Augenblicke darstellt, die ganze traurige Berühmtheit, die die englische Publicität dem Schelm und Betrüger zugesteht, steht ihm nicht schlechter an, als einem andern.

Wer sollte es glauben? In dem benachbarten Saale üben sich kleine Thomas Smith's im Vorspiel desselben Gewerbes; auch sie trinken, spielen, begehen kleine Diebstähle der Galeeren würdig, berauschen sich in der Beute, haben ihre Geliebten und spielen die Levelices. Diese Lehrlinge des Lasters sind vierzehn oder funfzehn Jahre alt; ihre einzige Lecture ist die des Kalenders von Newgate, ein Journal, in welchem die Thaten der Galeerenhelden mit beklagenswerther Genauigkeit berichtet werden. Ich kenne zwei oder drei Schenken, die nur von diesen Jungen besucht werden, alle der Polizei bekannt, die sich begnügt, zu wissen, daß sie existiren und sich nicht einfallen läßt, sie zu stören. Alle gehen sie später oder früher demselben letzten Ziele entgegen.

(Der Beschluß folgt.)

## Weiteres über die Expedition nach dem Niger.

(Aus der Literary Gazette.)

(M.)

Ein Schreiben vom 2. Mai aus Fernando Po besagt: „Am Mittwoch ist Richard Lander von den Dampfböten, die zu Cuttam Caraß, nicht weit unter dem Flusse Tschadda, liegen, hier angekommen, sowohl um Lebensmittel anzukaufen, als zur Herstellung seiner Gesundheit." — Der 2. Mai war ein Donnerstag, und der Mittwoch, von welchem in diesem Schreiben die Rede ist, dürfte nicht der vom vorherigen Tage, sondern wohl eher der vom 24. April gewesen seyn.

In einem andern Schreiben aus Sierra Leone, von einem Offizier, wird auch Briggs, der Wundarzt, unter den Verstorbenen genannt, und zugleich bemerkt, daß die Zögerung des Capitains Harris, um die verschiedenen Buchten zu untersuchen, und erst einen höheren Wasserstaab des Nigers abzuwarten, großentheils die Mannschaft dem verderblichen Fieber bloßgestellt habe, das so arg unter ihr gewüthet. Lander, Laird, der Lieutenant Allen und der Capitain der Alburka nebst vierzehn anderen Personen waren die Einzigen, die von den Weißen noch am Leben geblieben. Da, wo die Schiffe zuletzt vor Anker gegangen waren, gab es Lebensmittel im Ueberfluß, und zu so billigen Preisen, daß die Unterhaltung von dreißig Personen täglich nur 1s 6d kostete. Einen Ochsen von zwei Centner konnte man zu 8s, Geflügel zu 1d kaufen, und andere Dinge verhältnißmäßig.

## Zunehmende Liebhaberei für die Schädel-Lehre in Großbritannien.

(M.)

Man zählt schon 28 Gesellschaften in dem vereinigten Königreiche, die sich hauptsächlich mit der Schädel-Lehre beschäftigen, und zwar 22 in England, 4 in Schottland und 2 in Irland. Zu Aberdeen, Enfield und Ongar sind phrenologische Schulen angelegt worden, in welchen den Kindern die Schädel berastet werden, um so ihre Neigungen und Fähigkeiten zu erkennen und nach dem Resultate dieser Erkenntniß ihre Studien einzurichten. Zu Edinburg erscheint ein Journal, welches lediglich zur Aufnahme von phrenologischen Aufsätzen bestimmt ist.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 859. Hamburg. Mittwoch, den 16. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath. Dr. Ludwig.


## Skizzen der Türkei in den Jahren 1831 und 1832.

(Beschluß.)

(M.)

— Folgendes ist ein Geheimniß, das wohl verdient, bekannt zu werden.

„Wenn die Fischer des Bosphorus bei ungestümen Wetter gern dem Meere auf den Grund schauen wollen, so tröpfeln sie etwas Oel auf die Oberfläche des Wassers, und dann können sie bis zu einer bedeutenden Tiefe sehen. Ich hatte wohl gehört, daß das Oel den heftigen Wellenschlag beschwichtigen könne, wußte aber bis dahin nicht, daß es Gegenstände unter dem Wasser sichtbarer mache. Eine Perlocke von einigem Werthe war aus einem der oberen Fenster unsers Pallastes in den, hier zehn bis zwölf Fuß tiefen, Bosphorus gefallen; da sie aber nur klein war, so schien das Suchen darnach fruchtlos zu seyn und wir gaben sie verloren. Nun gab uns aber einer von den Domestiken den Rath, etwas Oel auf das Wasser zu träufeln, was wir dann, ohne uns jedoch einigen Nutzen davon zu versprechen, auch thaten, aber zu unserm großen Erstaunen die Perlocke nun gleich zu Gesicht bekamen und sie wieder auffischen konnten."

„Wir erinnern uns, von einem Capitain gehört zu haben, daß er und seine Leute von dem Boote aus, in welches sie sich geflüchtet hatten, als ihr Schiff, mit einer Ladung Oel, an einer viele Faden tiefen Stelle im Meere untergegangen war, in Folge der Fetttheile, die oben auf dem Wasser trieben, das Schiff unter sich so deutlich und so nahe sehen konnten, daß es ihnen insgesammt dächte, sie könnten es mit der Hand erreichen."

— Hier ein Beispiel von dem Glauben der Türken an die Wanderkraft der christlichen Heiligen:

„Es herrscht unter den griechischen Fischern der Brauch, an dem Jahrestage eines gewissen Heiligen (ich glaube des St. Demetrius) eine Procession anzustellen, ins Wasser zu gehen, und diese oder jene Ceremonie vorzunehmen, um sich den Heiligen gewogen zu machen, damit er ihre Arbeit lohnen und segnen möge. Als nun in Griechenland die Revolution ausgebrochen war, da unterließen die Griechen der Hauptstadt und der Nachbarschaft ihre religiösen Umzüge und so auch die öffentliche Feier des St. Demetrius-Festes. Nun traf es sich aber, daß gerade diesmal die Fischerei höchst unergiebig war, und zwar eben so sehr für die türkischen Fischer, als für die griechischen. Da maßen Erstere sofort dieses dem Umstande bei, daß Letztere ihrem Schutzpatron nicht den Hof gemacht hätten, und diese wurden demnach gewissermaßen gezwungen, am nächsten St. Demetrius-Tage das Versäumte nachzuholen, und sicher richtete nun auch mancher fromme Türke sein Gebet an diesen christlichen Heiligen."

— Ueber die Ausfuhr von Rum aus Amerika nach der Türkei sagt der Verfasser:

„Nach Angaben, welchen ich vollen Glauben schenken kann, scheint es, daß allein während sechs Monaten des Jahres 1830 zwölf Millionen Gallons Rum aus den Vereinigten Staaten nach der Türkei verladen worden sind; es mag dieses, der obwaltenden Umstände wegen, auch wohl ein ungewöhnlich großes Quantum gewesen seyn, doch ist auch die gewöhnliche Versendung schon sehr bedeutend. Zur Ehre der Türken muß aber bemerkt werden, daß sie selbst nur wenig von diesem Artikel consumiren und ihn über das schwarze Meer nach Georgien, Armenien und Persien absetzen."

— Auf der asiatischen Seite des Bosphorus liegt ein hoher Berg und Gränzstein, das Riesen-Grab genannt, von welchem unser Reisende folgende Beschreibung giebt.

„Ein stämmiger, wildaussehender Derwisch, an welchem der hohe, kegelförmige weiße Hut nicht der groteskeste Theil des Anzuges war, brachte uns den Caffee. Seine nackten Beine waren von einem Uebel, welches Aehnlichkeit mit dem Aussatz hatte, und das wohl die Folge der Unmäßigkeit seyn mochte, furchtbar angeschwollen. Diese Derwische entsprechen einigermaßen den Mönchen in katholischen Ländern, außer daß sie nicht das Gelübde der Keuschheit ablegen. Gleich ihren europäischen Brüdern stehen sie im Ganzen nicht in dem besten Rufe, und die wenigen unter ihnen, welche sich durch einen heiligen Lebenswandel bemerkbar machen, werden hoch in Ehren gehalten. Als wir unsern Wunsch, das Grab zu sehen, weshalb wir eigentlich hergekommen waren, geäußert hatten, da entriegelte der Derwisch eine Thür hinter der Capelle und nöthigte uns durch verschiedene geheimnißvolle Zeichen und Gebehrden, hineinzutreten. Den größeren Theil des von einer hohen steinernen Mauer eingeschlossenen inneren Raumes nimmt ein Blumenbeet von funfzig Fuß Länge ein, zu dessen beiden Enden ein betuchanter Stein aufgerichtet ist; und dieses wird nun durchgängig für ein Riesengrab angesehen. Ein schmaler Pfad erlaubte uns, ganz um den erhöheten mittleren Theil herumzugehen und so die Größe dieses wunderbaren Heiligen anzustaunen.

„Unser schmutziger Patron von Derwisch war so gütig, uns über das menschliche Monstrum, dessen Ueberreste hier beigesetzt worden seyn sollen, einigen Aufschluß zu geben. Er sagte, sein Name sey Hushuh oder Yashah gewesen, was dem dem Namen Josua oder Jesus entsprechen würde. Er war ein Neffe von Moses, oder mit andern Worten ein Sohn Aarons, ein mächtiger Prophet, und nur Mohamed selbst nachstehend, indem alle Gebete und Anliegen direct durch ihn zur Gottheit gelangten. Der Derwisch belehrte uns ferner, daß nur ein Theil des Propheten, das Haupt und die Schultern, hier begraben lägen, wich aber mit all der Discretion eines Menschen, der im Besitz eines wichtigen Geheimnisses ist, unsern Fragen aus, was denn aus den übrigen Theilen des Körpers des Propheten geworden sey. Eine Lieblingsunterhaltung dieses Propheten war gewesen, sich oben auf den Berg zu setzen und sich in



Digitized by Google

dem Bosphorus, der an seiner Basis auf eine Meile Entfernung vorbeifließt, die Füße zu waschen. Zuweilen machte er sich auch den Spaß, in das Wasser hinabzuspringen, es mit seinem Rücken abzudämmen, und, wenn es ihm bis an die Schulter gestiegen war, dann plötzlich aufzuspringen, was denn große Ueberschwemmungen verursachte, die von den neueren Geologen vulkanischer Einwirkung zugeschrieben worden sind. Wegen eines Zapfenloches in dem Marmor an dem einen Ende des Grabes kam einer unserer Gefährten auf den Gedanken, daß hier wohl einst ein Kreuz gestanden haben möchte und daß die Türken nur die Uebernehmer eines pseudo-christlichen Aberglaubens wären. Factisch aber schreibt diese Fabel sich aus einer älteren, als der türkischen Periode, ja selbst als der des griechischen Reiches her, und ist nichts weiter als eine heidnische Abgötterei unter einer neuen Benennung. Die ältesten und folglich authentischesten Berichte machen das Grab des Amycus, eines Sachems oder Königs von Bythinien, daraus, der sich von jedem Fahrzeuge, das den Bosphorus passirte, einen Zoll zahlen ließ, und der seinem Begehren, gleich den homerischen Helden, mit gewichtiger Faust Nachdruck zu geben wußte. Endlich fand er in einer Raufpartie mit dem berühmten Pollux jener Zeit seinen Tod. Die ganze Geschichte ist des Breiteren in der Argonautica des Apollonius nachzulesen. Andere Autoritäten, namentlich Dionysius von Byzanz, kleiden die Geschichte anders ein; dieser behauptet, diese Stätte sey das ächte und aufrichtige Bett des Hercules: „Herculis *Kuink* hoc est lectus."

---

## Die englischen Renn-Pferde.

(Aus dem Quarterly Review.)

(N.)

Man denke sich vierundzwanzig Pferde in einer Linie, alle drei Jahre alt, aber aussehend, als ob sie sechs Jahre alt wären; dünn, schlank und schmächtig, glänzend, mit feurigen Augen und die Erde mit ihren Füßen stampfend. Die kleinen mageren Leute, die darauf sitzen, und die in kurzen Jacken von allen Farben gekleidet sind, bilden die Elite der Jockeys von Großbritannien, die Könige ihres Standes. Wie sie hager und blaß sind! Und dabei eine so aufmerksame, so ernste, so tiefe, fast düstere Miene! Pygmäen von Gestalt, sind es dennoch wichtige Leute. Wer mag wohl der tüchtigste unter ihnen seyn? Das ist die große Frage, die mehr als eintausend der Zuschauer interessirt; eine Frage, an welche sich der Besitz von fast einer Million knüpft.

„Vorwärts!" rufen die Kampfrichter.

Aber einer der Jockeys ist es inne geworden, daß sein Pferd in dem Augenblicke des Rennens von der geraden Linie abgewichen ist, und er schreit nun:

„„Nein! nein! das gilt nicht.""

Nun erhebt sich ein großer Tumult, und es erschallt der Zuruf: „Es muß wieder angefangen werden!"

In der That bringt jeder Jockey sein Pferd nach dem Auslaufspuncte zurück. Einige von ihnen hatten schon hundert Kluster, andere zwei bis dreihundert zurückgelegt. Man sehe da das junge braunrothe Thier, das von einem Jockey in weißer Jacke und mit schwarzer Kappe geritten wird: es ist in vollem Rennen; sein Reiter kann es kaum zügeln; es hat bereits drittehalbhundert Klafter wie mit einem einzigen Satze zurückgelegt, muß aber doch auch wieder umkehren. Welcher Kummer für die Wettenden, die auf ihn ihre Hoffnung und tausend Esterl. gesetzt hatten! aber auch welch ein Jubel für diejenigen, die wider ihn gewettet, oder, wie der Wettrennerstyl lautet, ihm den Rücken gewendet hatten. Diese sagen ganz leise zu sich selbst in der Sprache der Turfs,*) die wir mit Erlaubniß der Leser beibehalten wollen:

„Das sind Haselnüsse."

Diese Haselnüsse nun erheitern die Miene derer, die gegen gewettet haben, während die Wettenden für die Stirn runzeln. Wer weiß überdem, ob der Vorfall nicht absichtlich eingeleitet worden ist; ob nicht der Jockey, der ein neues Beginnen des Rennens verlangte, auf das Naturell des Pferdes, auf irgend einen geheimen Fehler, den er wahrgenommen, speculirt hat?

Inzwischen haben alle ihren Standpunct wieder eingenommen; ein jeder unter den Jockeys sucht sich bestmöglichst zu placiren. Da ist der vorsichtige John Day, der Jockey des Herzogs von Grafton; er ist bemüht, sein Pferd mitten in die Bahn zu bringen. Arthur Pavis, der eleganteste unter seinen Genossen, streicht seinem Renner schmeichelnd die Mähne, indem er selbstgefällig auf sich herabblickt. Samuel Chifany, der kundigste von allen englischen Jockeys, ist einer besondern Beachtung werth. Er und seine Verbündeten haben vier- bis fünftausend Esterl. eingesetzt, und so darf man sich denn nicht wundern, daß seine Physiognomie so sehr ernst ist. Man sehe nur, wie er zu Pferde sitzt: er und sein Pferd sind nur eins; die Natur des Pferdes und die seines Reiters scheinen mit einander verkörpert zu seyn. Harry Edward und Robinson halten dicht neben einander. Für beide sind große Wetten gemacht worden; sie sind beide gleich sehr abgemergelt, schmächtig, leicht, ruhig; gleich sehr geschaffen, um die Anmuth und die Energie des Pferdes, des schönsten Thieres der Schöpfung, ins vortheilhafteste Licht zu stellen.

Auch Samuel Day ist es werth, daß man ihn ins Auge faßt: es ist, als ob man durch seine durchsichtige Haut seine ganze Anatomie erspähen könnte. Es ist ein Skelett, das sich in der Reitkunst übt. Man glaube nicht, daß die Natur ihn so geschaffen habe; er hat sich vorbedächtig und durch Kunst so abgemergelt und seinen vormals wohlbeleibten Körper zu einem Skelett umgewandelt. Sein Fett ist verschwunden, aber die Kunst ist ihm geblieben, wie man das weiterhin sehen wird.

Noch mehr möchte man sich vor diesem letzten Jockey da in der grünen Jacke und mit der orangefarbenen Kappe entsetzen: es ist die leibhaftige Auszehrung. Ein rother und glühender Anstrich giebt seinen Wangen, die so dürr sind wie Pergament, ihre Farbe. Zu spät von dem Rennen benachrichtigt, hat er sein Gewicht innerhalb vierundzwanzig Stunden um sechzehn Pfund schwinden machen müssen.

Endlich beginnt der Lauf aufs Neue: es ist ein schöner Anblick; es ist, als ob alle Farben des Regenbogens da ineinander verschmölzen. Ein glänzendes Schauspiel für die Wettenden, die alle benachbarten Anhöhen eingenommen haben und mit gierigen Augen auf die respective Lage der Pferde blicken, auf die sie gewettet. Der erste Anlauf ist nicht sehr schnell; die vierundzwanzig Pferde halten sich in gleicher Richtung; ein jeder der Kämpfenden haftet einen unruhigen und forschenden Blick auf seine Mitbewerber. Anfangs drängen und beengen sich die vierundzwanzig Pferde; aber bald lichtet sich die Reihe; die schwächsten bleiben zurück und die kräftigeren haben nun mehr Spielraum.

„Ha! ha!" sagte Robinson, der alte Jockey, zu sich selbst, „wenn ich, bis der Lauf zu Ende ist, das Leben behalte, so glaube ich meiner Treu, daß ich gewinnen werde. Ich bin allen andern voraus; nun rasch diesen Hügel hinunter in die große Ebene von New-Market." — Das Pferd des Pavis hält sich gut, und das des Chifany, welches sich Anfangs gescheut, nimmt sich nun zusammen und droht dem Harry Edward den Vorsprung abzugewinnen. He! vorwärts! frisch drauf!

— Es ist ein furchtbares Rennen! rufen tausend Stimmen zugleich.

*) Die eigentliche Bedeutung des Wortes Turf, womit das Wettrennen ꝛc. bezeichnet wird, ist Grasplatz, Rasen.

Digitized by Google

Siebrn Pferde galloppiren noch in einer Linie; für die anderrn ist keine Aussicht mehr. Man ist der entschridende Augenblick da: dir Pferde streifrn mit dem Bauche an der Erde; dir Peitschen und dir Sporen wrrden gebraucht; von allen Seiten ertönt Geschrei; alle Heerrn klopfen; die Frauen fallen in Ohnmacht und die Wettenden krhmmen sich krklommrn vornübre, nach der Seite drs Kampfplatzes hin! Endlich ertönt ein lauter Jubelruf: drr braunrothr Rennrr, mit dem Reiter in drr weißrn Jacke, das Pferd des Robinson hat drn Prris errungen.

Nun eile rin Phalanx von Reitern drn Hügel hinab. Alle die vornehmen Herren, wrlche dem Kampfe zugesehen haben, galloppiren zugleich dem Ende der Laufbahn zu und drängrn sich hier zu dichtrn Haufen.

„Wer hat gewonnrn? wer hat gewonnen?"

— Araxes, Sohn vom Prrsrpolis.

„Bravo! Vivat! ich bin gebergrn!"

„„Wie? alle Teufel! wäre rs wirklich wahr?"" ruft ein anderrr Gentleman, indrm sich sein Pferd unter ihm bäumt.

„Gewiß."

„„Ei, so bin ich ja verloren!.... Ha! mrine Kinder! mein Weib! ich bin hintergangen wordrn, das ist außer Zweifel! Ha! nun eine Kugel vor den Kopf! Wir habe ich auch so toll, so einfältig seyn können, eine solchr Summe zu wagrn!""

Man wird aber auch wissen wollen, wer und wo der Eigenthümrr des Pferdrs ist, das den Preis davongetragen hat: es ist ein rdler Herzog, der da oben auf drm Sitze seiner Berline thront.

„Araxes hat gesiegt!" ruft man ihm zu.

Er will es nicht glaubrn; rine gelbr Zigeunerin hebt seinen Hut wiedrr auf, drn er in drm erstrn Ausbruch der Freude in die Luft geworfrn hat. Von allen Seitrn wird ihm die seehr Kunde brstätigt und die Zigeunrrin bringt ihm drn Hut, der abermals eine Luftreise hat machrn müssen, neuerdings und mit den Worten wiedre: „Das habe ich Ew. Herrlichkeit wohl prophezeiht, als Sie mich in Rath genommrn haben."

Einige Geldstücke sind der Wahrsagrin Lohn.

So ist das sonderbare Schauspiel beschaffen, welches die große Feierlichkeit des Turfs in England darbietet. Diese geneeische Bezeichnung bezeicht zugleich alles das in sich, was die Ausbildung der Pferde und der Jockeys, die vollkommene Kenntniß ihrer guten Eigenschaften oder ihrer Mängel, die Wetten, zu welchen die Rennen Anlaß geben, die zahllosen Betrügereien, die dabei vorfallen, der Ankauf und der Verkauf der Hengste und der Füllen, kurz die ganze Manscherei*) betrifft; aber alles dieses in dem größten Maßstabe, merkwürdig vervollkommnet und selbst in seinen schlauesten Betrügereien Gesetzen und Berechnungen unterworfen, die fast geometrisch sind. Seit einigen Jahren hat der Turf in England eine unerhörte Größe und Wichtigkeit erlangt. Er gilt, als Hazardspiel, als dramatisches Schauspiel, ja selbst als Wissenschaft den größten Theil der Masse der Aristokratie aus. An und für sich ist der Turf gewiß nicht zu verdammen; leider giebt es aber gewisse Gewerbe und Beschäftigungen, die, ohne an sich tadelnswürdig zu seyn, eine Menge Gewohnheiten und eine Ideen-Verbindung mit sich führen, welche sich nicht wohl mit der Moralität, mit der Seelengüte, mit der Rechtschaffenheit vereinigen lassen. Auch ist der Turf der stäte Schauplatz des schamlosesten Betrugs und der kecksten Gaunerei geworden. Es ist erwiesen, wie wir das weiterhin auch zeigen werden, daß alle Vortheile, alle Aussichten auf möglichen Erfolg nicht vom Zufall abhängen, sondern daß für das Resultat der Veranstaltung, so wie der Unredlichkeit sind; daß die Masse der Wettenden betrogen wird, und daß selbst die großen Herren, welche in ihren Ställen die prächtigen, zum Wettrennen bestimmten, Pferde aufziehen, nicht anders etwas damit ausrichten können, als indem sie mit den Jockeys gemeinschaftliche Sache machen und dergestalt die strafwürdigen Umtriebe der Turf-Besucher begünstigen.

*) Unerlaubte Kunstgriffe beim Pferdehandel.

Trotz alle dem ist die Liebhaberei am Wettrennen England doch auch von sehr reellem Nutzen gewesen. Unsere Pferderacen haben sich in einem bewundernswürdigen Grade verbessert. Die Schönheit unserer Rennpferde und ihre fast wunderbaren Eigenschaften sind allen Fremden ein Gegenstand der Bewunderung. Keine Nation kann es, was die Kenntniß des Pferdes, die Kunst, es aufzuziehen, es zu dressiren und zu handhaben betrifft, mit uns aufnehmen.

Cowper, der melancholischr und misanthropische Dichter, hat gewiß Unrecht, daß er uns diese Ueberlegenheit zum Vorwurf macht, indem er sagt:

„Dies Jockey-Volk glaubt sich ein Volk von Männern."

Ohne die Mängel und Mißbräuche entschuldigen oder bemänteln zu wollen, welche vom Turf ausgehen und damit verknüpft sind, glauben wir, daß eine solche Belustigung — die Wettrennen nur aus diesem Gesichtspuncte genommen — eins der edelsten und der elegantesten Vergnügungen ist, welchen man sich hingeben kann. „Wer nicht die Zeit hat, auch zuweilen einmal müssig zu seyn, ist nur ein Sclave," sagt der alte Cato. So verdamme man denn nicht zu strenge eine Erholung, die Geschicklichkeit, Energie und Einsicht heischt.

Wenn die vormaligen ländlichen Vergnügungen, auf welche die Engländer so ergeizig und so stolz waren, noch bestünden, so würden wir ihnen ohne Bedenken den Vorzug vor den Wettrennen geben; aber unsere jetzige Civilisation verengt deren Kreis täglich mehr und mehr. Die Falkenjagd hat aufgehört, die Hasenjagd sieht nicht mehr in Ansehen, und die Fuchsjagd düsrt sich auch nicht lange mehr halten; sonach bleibt denn nur noch der Turf übrig. Schade, daß die Wettrennen, welche diese so lebendigen und entzeglichen Vergnügungen ersetzen sollen, mit mehr als einer Gefahr verknüpft sind, nämlich: mit den Spekulationen des Spiels, mit Unehre bringenden Intriguen und Coalitionen, mit Feindschaften, und oft mit dem Untergange des größten Vermögens.

Die olympischen Spiele waren den Griechen, was uns New-Market ist; aber die Republikaner des Alterthums machten aus ihren Wettrennen kein Hazardspiel. Sie hatten den ursprünglichen Adel und die pittoreske Schönheit dieses heroischen Wettkampfes beibehalten. Bei ihnen handelte es sich nicht um einen materiellen Gewinn, nicht um einen rohen Vortheil, sondern nur um Ruhm. Man darf nur den Sophocles lesen, um zu sehen, welche Wichtigkeit die Helenen ihren Pferderennen beilegten: sie bildeten bei ihnen einen wesentlichen Theil der Nationalgebräuche. Das Wagenrennen stand bei diesen Spielen oben an; es war ein königliches Vergnügen, dessen Philipp, der König von Macedonien, und Hiero, der König von Syracus, häufig genossen. Pindars reste Ode, die an Hiero gerichtet ist, feiert die hohen Tugenden seines Pferdes Phrinicus, durch welches er die olympische Krone gewann. Welches war die Tracht dieser Jockey-Könige? wie nahm sich der Monarch von Syracus aus, als er diesen berühmten Phrinicus ritt, und wie der Vater des Alexander auf dem Bucephalus? Das haben wir noch durch kein Denkmal erfahren. Verwendete man eine besondere Sorgfalt auf die Zucht der olympischen Pferde? classificirte man die Jockeys? wurden die Pferde und die Wagen gewogen? Ueber alle diese Puncte herrscht Dunkelheit und Zweifel. Wir wissen bloß, daß die ausgewachsenen Pferde mit einander rangen, und daß einerseits die Stuten und andererseits die jungen Pferde ihren besonderen Wettlauf hielten. Elien berichtet, daß die Mitbewerber sich dreißig Tage vor Eröffnung der Spiele einschreiben lassen und ihre Pferde nach Elis schicken mußten. Der ganze Monat war den vorbereitenden Uebungen gewidmet.

Wer sich heutzutage in die Spekulationen einmischt, sich dem Ungefähr des Turfs hingiebt, der läuft große Gefahr, in dieser wahlichen

Carriere seinen Ruf und sein Geld einzubüßen. Was die Vervollkommnung der Jockey-Kunst betrifft, so gehört sie sichtlich den neueren Nationen an. Die Alten wußten nichts von Steigbügeln, eine nothwendige und unerläßliche Stütze, ohne welche sich ein gutes Sattelpferd nicht handhaben läßt und deren kein Jockey entbehren kann. Diesem Letzteren ist es nicht genug, fest im Sattel zu sitzen, die Schenkel und die Waden fest anzuschließen; er muß auch noch einen Widerstandspunct haben, auf dem er sich steif und fest erhält, während der Renner wie ein Blitz einherschießt. Man sehe nur Snubbs Abbildung des Pferdes Eclipse, geritten von John Oakley, dem Einzigen, der mit diesem Thiere etwas aufzustellen wußte: die vier Beine des Pferdes halten sich in einer fast parallelen Linie; seine Nase berühret beinah die Erde; der Jockey selbst hat sich vorn über den Hals seines Rosses gelehnt und hält die Beine gebogen hinaus, die Füße auf das Fulcrum der Steigbügel gestützt, und berührt selbst den Sattel nicht. Die Steigbügel allein halten ihn; ohne sie würde er beim ersten Anlauf seines Pferdes ihm über den Kopf weggeflogen seyn.

Wenn man dem alterthumskundigen Herrn John Strutt Glauben schenken will, so schriebe sich die Liebhaberei der Engländer an den Pferderennen schon aus sehr ferner Zeit her. Als Hugo-Capet, im neunten Jahrhundert, um die Hand von Ethelswitha, der Schwester des Königs Athelstan, warb, da schickte der französische Monarch dem englischen Monarchen acht oder neun Renner zu. Man findet in den Schriften des Mönches William Fitz-Stephen, Zeitgenossen Heinrichs II., eine vollständige und umständliche Beschreibung des Pferderennens, wie es damals gehalten worden. Es ward auf Smithfields gegeben. Pferde, die verkauft werden sollten, wurden erst durch einen Wettlauf mit andern Pferden geprüft. Der König Johann, der ein großer Jagdliebhaber war, ließ viel Geld für Rennpferde aufgehen; Eduard II. und Eduard III. befaßten sich mit der Pferdezucht. Heinrich VIII. kaufte einige Araber an; doch waren diese Thiere nicht eigends zum Rennen bestimmt. Man nannte sie wohl Rennee, aber nur zur Unterscheidung von den Schlachtrossen, die einen Reiter nebst dessen eiserner Rüstung tragen mußten, und deren Haupttugend ihre Stärke war.

Als die Erfindung des Schießpulvers die Macht des Ritterthums vernichtete; als das Gewicht des Gewappneten, dessen Kühnheit und Geschicklichkeit nicht mehr das Schicksal der Schlachten entschieden, da ward die Race der Streitrosse fast überflüssig und die der Rennpferde mußte sich nothwendigerweise bessern. Unter der Königin Elisabeth war man sehr darüber aus, die Race der englischen Pferde zu verbessern; diese Kunst nahm selbst eine wissenschaftliche Form an, wie man dieses aus den Schriften der damaligen Satyriker ersieht. Der berühmte Herzog von Cumberland war eins der Opfer des Turfs der damaligen Zeit.

Unter Jacob I. ließen die Landedelleute, die Jockeys ihrer eigenen Pferde, diese mit einander in die Wette laufen, welche Lustbarkeit bald allgemein ward. Die ersten öffentlichen Rennen wurden zu Garterey, in der Grafschaft York, zu Croydon, in der Grafschaft Surrey, und zu Theobalds, auf der Jagd von Enfield gehalten; der Preis war eine goldene Schelle. Von daher datiet sich auch die Kunst der Pferdezucht. Man begann damit, sehr auf ihre Fütterung und ihre Behandlung zu achten; aber ihr und ihrer Reiter Gewicht ward noch nicht berücksichtiget. Der König Jacob setzte die Pferderennen fort; er bezahlte einen Araber mit fünfhundert Lsterl.; doch taugte dieser nicht und zog gegen die Pferde von englischer Zucht den Kürzern. Der Fürst Heinrich, der jung starb, und König Carl I., den die unglücklichen Ereignisse seiner Regierung verhinderten, sich mit diesen Uebungen zu beschäftigen, fanden viel Geschmack an den Wettrennen, wenn Boucher, dem Verfasser einer Lebensgeschichte Stanford's zu glauben ist. Der erste Preis von einigem Werthe, um welchen bei den öffentlichen Pferderennen gerungen wurde, war ein auf zehn Lsterl. geschätzter vergoldeter silberner Becher.

New-Market hatte schon im Jahr 1640 seine Wettrennen; in der Komödie, die lustigen Bettler, wird Hyde-Park als ein unter derselben Bedeutung berühmt gewordener Platz genannt. Cromwell, der einen tüchtigen Marstall hatte, zog schöne Race-Pferde auf. Unsere ältesten Pferde-Genealogieen erstrecken sich nicht weiter als bis zum Weißtürken, einen ihm zugehörigen Hengst. Eine seiner Stuten bekam eine Art von geschichtlichem Ruf. Als Cromwells Feinde nach der Restauration alles, was ihm zugehört hatte, öffentlich verkaufen ließen, da fiel die obengedachte Stute dem Führer eines Leichenwagens zu, daher man ihr den bedeutungsvollen Namen, „die Sarg-Mähre," beilegte. Sie soll übrigens nicht Cromwell persönlich, sondern dessen erstem Stallknecht, Namens Place, zugehört haben. Carl II., der zu New-Market den Pallast seines Großvaters Jacob I., wieder aufbauete, gab den Pferderennen einen sehr lebhaften Impuls; es wurden höhere Preise ausgesetzt, und er besuchte abwechselnd Datchet-Mead und Burford-Downs, das heutige Bibury. Seine Pferde liefen im Namen des Königs: aus den öffentlichen Blättern jener Zeit, und vor allem aus den achtfüßigen halb burlesken, halb ernsten Versen ersieht man, daß viele Hofleute ihre müssigen Stunden darauf verwandten, diese Feste zu beschreiben. Es wurden einige Pferde in der Barbarei angekauft, und jene königliche Stuten — so nannte man sie in den Registern der Wettrennen — waren die Mütter unserer kostbarsten Pferde.

Jacob II., im Uebrigen ein tüchtiger Reiter, ward zu früh aus dem Sattel gehoben, als daß man wissen könnte, bis zu welchem Grade er sich der in Rede stehenden Uebung angenommen haben würde, wenn er die Krone behalten hätte. In seiner Zurückgezogenheit zu St. Germain zog er mehrere köstliche Pferde auf, deren er sich zur Jagd bediente. Als das Haus Oranien den Thron bestiegen hatte, gab sich eine besondere Vervollkommnung des Turfs kund. Wilhelm III. fügte den Stiftungen seiner Vorweser noch mehrere Stücke Silberzeug zu. Die Königin Anna und ihr Gemahl Georg von Dänemark, ein Mann, der dem Throne so nahe als möglich kam, ohne ihn je zu besteigen, trugen viel zu diesen Fortschritten bei, die sich dann auch ferner erhielten. Der berühmte Araber Daeley und das dortige Pferd Curwen wurden in ihren Ställen auferzogen. Ohne an den Pferderennen Geschmack zu finden, beschäftigten Georg I. und Georg II. sich doch aufs thätigste, die Racen zu verbessern. Der Erstere stiftete, was man die Königsschüssel nennt, einen Preis von hundert Guinee'n, zahlbar in klingender Münze. Georg II. that noch mehr; er versuchte es, das Spiel und die Betrügereien zu unterdrücken, die sich in die Wissenschaft des Turfs einzumischen begannen; er machte dem Wettlaufen der kleinen Pferde oder Ponys ein Ende, und verbot einen höheren Einsatz als funfzig Lsterl. Unter seiner Regierung erschien der Vater unserer schönsten Race, des Arabers Godolphin, der nach seinem Eigenthümer, dem Lord Godolphin, benannt wurde. Damals florirte der Held des Turfs, Tregonwell-Frampton, ein leidenschaftlicher Wettlustiger, großer Pferdekenner, und, wenn seinen Zeitgenossen aufs Wort zu glauben ist, ein Erzspitzbube. Er ist es, dem die Gräuelthat beigemessen wird, auf welche der Doctor Hawksworth in seinem „Elysium der Thiere" anspielt; man sagt nämlich, er habe den Versuch gemacht, seinem Lieblingspferde Deagon Menschenblut trinken zu lassen, um es zum Wettlauf vorzubereiten. Diese Sage, die unstreitig ungegründet ist, bewiesen mindestens, wie seine Zeitgenossen über ihn dachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Physiognomie der verschiedenen Quartiere von London.

(Beschluß.)

(L.)

Die active Polizei ist in allen Hauptstädten mehr oder minder gut: man vergißt nur die präventive Polizei; man weiß, daß die Räuber existiren; man weiß, wo sie zu finden sind; aber so lange sie nicht handgreifliche Verbrechen begangen haben, so lange man nicht mit guten und gültigen Zeugnissen den Diebstahl mit oder ohne Erbrechung, diese oder jene bestimmte Betrügerei beweisen kann, so läßt man sie in Ruhe und Freiheit; man erlaubt ihnen, sich zu üben, sich zu vervollkommnen und alle Grade ihrer Profession durchzumachen; man beaufsichtigt sie in ihren Augenblicken der Erholung und verliert sie aus den Augen, wenn sie arbeiten. Wenn der Schelm ein guter Künstler in seinem Fache und ein Mensch von Talent ist, so kann er vom funfzehnten bis zum funfzigsten Jahre von den Früchten seines Raubes leben, ohne daß je die knöcherne Hand des Gerippes, das man Gerechtigkeit nennt, ihn ergreift und festhält. Man sieht in London Menschen umhergehen, die vierzig Jahre lang kein anderes Gewerbe als das der Betrüger und Beutelschneider gehabt haben, und die, durch ihre Geschicklichkeit, vielleicht auch mittelst der Rathschläge und Warnungen einiger gutbezahlten, verschwiegenen Rechtsverständigen, immer den Netzen einer gesetzlichen Verurtheilung zu entschlüpfen gewußt haben. Gewarnt, aber nicht gebessert, traten sie wieder in die Welt, fingen ihr voriges Leben wieder an und benutzten ihre Erfahrung, um künftig vorsichtiger zu seyn. Man kann die Londoner Polizei, so wie sie ist, als eine gute Amme und Nährerin der Verbrechen und öffentlichen Laster betrachten. Sie fängt damit an, mit ihnen zu spielen, sie mit Zärtlichkeit und Güte zu liebkosen, die ersten Launen und Irrthümer der Jugend hingehen zu lassen; nachsichtig bis zum Augenblicke, wo Raub und Mord die Gesellschaft in Schrecken setzen. Da erst strafe sie und züchtigt nun streng, was sie bis dahin mit zu viel Nachsicht geduldet hat; dann strafen Galgen, Schaffott und Pranger die Vergehen, die sie nur zu sehr begünstigt hat. Woher kommt es denn, daß unter denen von der modernen Philanthropie gestifteten Associationen sich nicht eine einzige findet, die die moralische Verbesserung der Jugend in den großen Städten zum Zweck hätte? Es ist bedauerlich für die Philosophen, so viele junge Seelen so früh dem Verderben entgegengehen zu sehen, verirret ohne Hoffnung der Wiederkehr, durch Mangel an zweckmäßigen Institutionen in einen Abgrund versunken, aus welchem sie nicht mehr sich erheben können.*)

Die Straße New-Cut genannt, hat auch eine merkwürdige Physiognomie und bietet einen so pittoresquen und besondern Charakter dar, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann; da ist ein immerwährender Markt. Da sind alle gestohlenen Gegenstände das ganze Jahr hindurch ausgestellt: Bücher, Kupferstiche, Journale, wirthschaftliche Geräthe, Bildnisse aus allen Epochen, jedes Alters und Geschlechts; Taschentücher, deren Zeichen sorgfältig herausgetrennt sind; Lebensmittel aller Art, Fische, die seit langer Zeit das Meer verlassen haben und jedes Andenken daran verloren haben müssen, Plum-puddings reicher an Teig als an Zucker — ein unglaubliches Amalgama von Gegenständen, Gerüchen, Geschmäcken, Ueberbleibseln und neuen Sachen. Wenn man die Einwohner von New-Cut nach dem Anschein beurtheilen wollte, so würde man glauben, daß ihr ganzes Leben nur der Kochkunst geweihe sey und daß sie sich mit nichts als Essen und Trinken beschäftigen. Alles, was uns da umgiebt, erinnert an den Grundsatz von Rabelais, welcher sagt, daß der Bauch der große Mittelpunkt des Weltalls ist. Man glaube inzwischen nicht, daß ungetheilter Müssiggang in dieser glücklichen Region herrsche: man sehe längs den Mauern diese falschen Matrosen mit ihren blauen Jacken, die das Seewasser nie benetzt hat, ein Costume, das nichts als eine Verkappung für sie ist; was erwarten sie da? die Gelegenheit, ihre Industrie zu üben, Leute zu betrügen, einige Taschentücher zu stehlen, oder die Ankunft eines Cameraden, der sie benachrichtigen will, daß ein nächtlicher Diebstahl irgendwo unternommen werden soll. Wenn die Philosophen (?) in so hohem Tone von der Größe und Schönheit der Hauptstädte sprechen, so ist das einzige, was sie vergessen, die Schlupfwinkel der Armuth und des Lasters zu besuchen.

Jetzt, Freund, nimm einen Platz im Omnibus, eine von den Engländern vervollkommnete Maschine, die Deinen Körper in eine Art von Beet oder Teich verwandeln wird, womit Du nicht mehr wissen wirst, was Du machen sollst, wenn Du aus dem höllischen Fuhrwerk aussteigst. In dieser schönen Equipage wirst Du nach Paddington kommen. Siehe den sonderbaren Menschen, der, im Schlage hängend, vor den Blicken der Vorübergehenden sich mit seiner Phantasie-Uniform spreizt: eine polnische Mütze, eine Weste mit silbernen Knöpfen, große (?) Husarenstiefeln. Dieser Mensch mit dem melodramatischen Costume von schlechtem Geschmack wird sechs Pences oder zwölf Sous von Dir fordern für Deine Reise; gieb sie ihm. Im Innern des Fahrzeuges wirst Du nur zwölf oder dreizehn Commis oder Bureau-Schreiber finden, ganz abgemattet von einem vollen Papieren und Schriften hingebrachten Tage, sehr unschuldige und sehr langweilige Wesen, schwarz gekleidet wie Gentlemans, die von ihrer Haushälterin immer den Thee präcise halb sechs Uhr verlangen. Islington, durch welches Du kommst, ist ein Land des Ernstes, der Religion und des Friedens; Du siehst da nichts als rothe, andächtige Gesichter, junge Mädchen mit würdevollem und gesetzten Anstand. Die einzige National-Sünde der Bewohner von Islington ist die Eitelkeit auf schöne Gebetbücher, eine wohl sehr verzeihliche Sünde. Kleine Stücke wohlgehaltenen grünen Rasens, kleine auch grünende Bäume, kleine sehr reinliche und alle von Kupfer und polirtem Stahl glänzende Buden machen den bizarren, aber angenehmen Anblick dieser Vorstadt von London vollkommen. Da sieht man Abends alle die Colonieen von nördlichen Engländern landen, die aus Yorkshire, Manchester und selbst von den äußersten Enden Schottlands kommen. Du wirst die einen an ihren bunten Lätzen, die andern an ihren Strümpfen von grauer Wolle erkennen, deren Gewebe mehr als einen Zoll dick ist.

Lasse Dich immerhin durch diesen Leviathan der Landstraße, den Omnibus, weiter transportiren. Wenn Du die Hitze, die Zahl der Mitbewohner und die andern Beschwerlichkeiten dieser Art zu reisen aushalten kannst, so fahre durch Pentonville. Im Jahre 1812 war diese Vorstadt noch mit Bäumen und Rasen bedeckt; der Anblick schon erfrischte und erquickte den durch seine Heerfahrt durch eine räucherige und standige Hauptstadt ermüdeten Reisenden; man fand da pittoreske Felder, umgrünte Fußwege und einige Ulmen, die im Winde wogten. Jetzt wird dieser Raum eingenommen von unvollendeten Straßen, von Gebäuden von gebrannten Steinen, die noch kein Dach haben, von Häusern, die nie bewohnt gewesen sind und wieder in Trümmern fallen, Folgen der Bau-Wuth, die zugleich England und Frankreich (wohl auch manche deutsche Stadt nicht minder) befallen hatte und die seit einigen Jahren so viel Privatvermögen verschlungen hat (ohne dennoch wunderbarerweise den übrigen Bewohnern durch billigere Miethpreise zu Gute zu kommen). Die große grün gemalte Taverne, die Du da unten siehst, und wo so viel Lärm gemacht wird, ist das Palais-Royal dieses Quartiers, das

*) Mit Freuden wird der Hamburger Patriot jetzt dem edlen Verein die unterstützende Hand reichen, der sich jüngst zur Besserung verwahrloseter Kinder, nach dem Muster der Falkischen Anstalt in Weimar, gebildet hat. Der zu früh geschiedene Falk hat sich als erster Stifter einer solchen Rettungs-Anstalt ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Paradies aller Lehrlinge von London, White-Cundik-House. Die Errichtung dieser Schenke hat das Quartier revolutionirt; sie hat aus Pentonville einen Sammelplatz des Vergnügens und der Ausschweifung gemacht.

Diejenigen, welche die Bälle daselbst alle Sonntage besuchen, haben die Ordnung der gewöhnlichen Höflichkeit vernichtet. Ihre Gewohnheit ist, im Sommer ohne Rock und mit dem Hut auf dem Kopfe zu tanzen. Meine natürliche Neugierde hat mich mehrmals den ländlichen Festen von Pentonville beiwohnen lassen und es hat mir Vergnügen gemacht, zu beobachten, auf welche Weise die Stutzer dieses Quartiers mit ihren Damen Bekanntschaft machten: gewöhnlich debutiren sie damit, an eine Robe anzustreifen oder ihren Besatz zu zerreißen; man muß sich entschuldigen und von Entschuldigung und Gegenrede kommt man zu einer Einladung in bester Form, welche dann die Schöne annimmt oder ausschlägt. Pentonville ist der allgemeine Sammelplatz alles Auswurfs von London geworden, der Vergnügen sucht. Gott weiß, welchen eigenthümlichen Orgieen, welcher empörenden Wollust, welchen Auftritten lärmender Feende die Taverne von Cundik zum Schauplatze dient. Während die Industrie, die Intelligenz und die Künste mit verdoppelten Schritten vorwärts gehen, haben die niedrigen Classen auch ihre Vergnügungen und vernachlässigen ihre Fortschritte nicht; sie haben sich aus der Taverne von Cundik ein Tivoli und ein Vauxhall im verjüngten Maaßstabe geschaffen.

Gehen wir nun weiter nach Battlebridge, da finden wir wieder eine neue Bevölkerung: Maurer, Tischler, Zimmerleute, Gassenkehrer, Hunde- und Pferdehändler, Ziegler — das ganze kleinste Räderwerk der Gesellschaft ist da vereinigt. Das ist kein leichtsinniges Volk, wie wir so eben vor Augen gehabt, sondern ein armes, leidendes Volk, das in Staub und Gestank sich durch ein elendes Leben quält.

Man liest mit Interesse in Walter Scott eine piquante Beschreibung vom Elsaß (Alsatia), Zufluchtsort aller Taugenichtse der Zeit. Die schwache Skizze, die ich so eben entworfen, beweist, daß das moderne London noch sein Elsaß hat, oder vielmehr daß es mehrere sehr unterschiedene und sehr eigenthümliche Regionen in sich schließt, die nicht minder verdienen, studiert zu werden. Selbst in dem Mittelpuncte unsers Reichthums, unserer Macht, unsers Stolzes wetteifern Straßen, Höfe und Gänge mit den bevorrechteten Orten, die der große Romantiker geschildert hat. Nah bei der Brücke von Waterloo, im Strand, ist eine Schenke, deren Schild die Worte trägt: The Shades (der Schatten): da versammeln sich alle Nächte die Betrüger und Beutelschneider von London, um da ihre Beute zu theilen. Diese in ihrer Art einzige Taverne gleicht keiner andern. Nichts kündigt die Bestimmung des zu diesem Gebrauche gewidmeten Hauses an. Du siehst eine roth gemalte Barrière, öffnest sie und steigst mehrere Stufen hinab, die in einen Keller führen: rauchende Lampen erhellen die Stufen von einer Entfernung zur andern; nun gelangst Du zu einer Art von Rotunde, wo getanzt, getrunken, Domino und Karten gespielt wird. Gruppen öffentlicher Mädchen und Männer, die sich zu ihnen halten, parodieen die Walzer und Galloppaden nach der Mode; von Stunde zu Stunde sieht man in diese Höhle Männer und Weiber herabsteigen, die von ihren Expeditionen zurückkommen, und ihren Associe's den Gewinn des Tages erzählen und die Gefahren, die sie gelaufen; einige haben neun bis zehn Pfund Sterling erbeutet: die Vertheilung findet statt und der Zweck der Zusammengekommenen ist erreicht.

Auf der Seite von St. Gile ist die räuberische Bevölkerung so mit der der fleißigen und ehrlichen Arbeiter vermischt und verschmolzen, daß es unmöglich ist, sie von einander zu unterscheiden. Da ist einer Räuber, wie ein anderer Stellmacher oder Tischler ist; niemand verachtet oder haßt den, der das Unglück hat, der Justiz in die Hände zu fallen. Der Wasserträger, der Kutscher, der Kleiderputzer und Schuhflicker sind nur darum nicht Diebe und Räuber, weil sie Arbeit haben. Man kennt nur einen Unterschied, nur zwei Classen von Menschen, den Armen und den Reichen. Man ist stillschweigend darüber einig, daß der Arme dem Reichen Alles stehlen, der Reiche dagegen, wenn er die Gewalt hat, sich an dem Armen rächen kann, wie es ihm gefällt. Vielleicht giebt es, und diese Reflexion ist entsetzlich, der Doctrinairs dieser Gattung in London zweihundertundfunfzigtausend! So lange die Stadt in Ruhe ist, geht alles gut, sie ziehen sich im Kothe fort.

Die Polizei thut ihre Pflicht gut oder schlecht, der Henker die seinige, Botany-Bay bevölkert sich. Aber setze man einmal eine Epoche der Gewaltthätigkeiten und der Unruhen voraus, so wird augenblicklich eine monströse Bevölkerung aus diesen Untiefen sich erheben; dann erfährt die Gesellschaft mit Grausen, was sie in ihrem Schooße trug; dann bewaffnet sich die Vorstadt St. Antoine und man sieht, was es für Früchte trägt, das Volk einer schlechten und unmoralischen Erziehung zu überlassen. — Verläßt man diese Vorstadt und gewinnt den Mittelpunct von London, erreicht Oxford-Street, so bietet sich die Rückseite der Medaille dar. Regent-Street, Piccadilly, Bond-Street sind große Kanäle, die Circulations-Arterien des Ungeheuers, das man London nennt: diese drei Straßen, die alle drei der fashionablen Welt angehören, gleichen sich nur unter diesem Gesichtspuncte; ihre Unterschiede sind scharf; ich will versuchen, sie schnell zu analysiren.

Noch vor zehn Jahren war Bond-Street ein Rendezvous der Fashionables, die gewöhnliche Promenade der Leute comme il faut. Sein Ruhm ist dahin; man sieht da nicht mehr die Prozession von Dandys aller Farben und aller Alter, die diesen Spaziergang für den Beobachter so interessant machte. Die Klubs, die Hotels, die Arkenäen, die literarischen Gesellschaften begränzen Bond-Street von beiden Seiten; es ist eine Straße, wo niemand sich aufhält, und durch welche alle Leute gehen, die anderwärts nichts zu thun haben. Die Jurisprudenz, Handel und Geschäfte, die Börse, die Bank haben durchaus keine Verbindung und Beziehung mit Bond-Street. Vormals sah man da den spazierenden Müssiggang; jetzt sucht der Müssiggang eine Taverne nach der Mode, ein accreditirtes Spielhaus, einen literarischen Klub — aber immer ist und bleibt es der Müssiggang. In gewissen Entfernungen von einander stehen schöne Pferde, elegante Wagen erwarten ihren Herrn; der Tilbury wird von jungen Grooms in schwarze Kleidung bewacht. Der Dandy, der so nachlässig aus diesem so schönen und so glänzenden kleinen Hause aussteigt, hat eben den Küchenzettel für ein ausgesuchtes Mahl, zu sechs Uhr präcise, gemacht. Ein altes Mitglied der hohen Kammer, das gemessenen Schrittes auf dem Trottoir daherkommt, begiebt sich zu einer halbliterarischen, halbmusikalischen Gesellschaft. Ich weiß nicht, welches Ansehen von Ruhe, welche Atmosphäre von opulenter Behaglichkeit Bond-Street athmet. Es scheint, daß alle activen Leidenschaften des Lebens hier vor Anker gegangen sind und daß man daselbst nur darauf denkt, ernsthaft, systematisch, mit einer gewissen gemäßigten Wollust, die dem Reichen ansteht, glücklich zu seyn. Wer hat jemals den armen italienischen Sprachmeister, den Deutschen mit abgetragenem Rocke und bleichem Gesicht auf den Trottoirs von Bond-Street verweilen gesehen? Wer hat jemals die unedlen Pygmäen der Geschicklichkeit oder einen Advocaten und einen Notar in diesem Quartier der Stadt umhergehen sehen?

Regent-Street dagegen hat in ihrer speciellen Physiognomie etwas Schwelgerisches, Lasterhaftes, Unedles und Glänzendes, was mich an das Palais-Royal in Paris erinnert. Ich erwarte immer Mephistopheles mit einer Cigarre auf mich zukommen zu sehen. Der hungrige Fremde, der Industrie-Ritter, der Glücks-Jäger, der Spieler, die Unterhaltene, der Mensch, der Langeweile hat, der Bewohner der Provinz — strömen in Regent-Street; da findet man, außer einer Menge Bettlern, viele von

Digitized by Google

den farblosen, runzeligen Gesichtern, mit noch blitzenden Augen, mit anspruchsvoll frisirten Haaren, mit langsamem, wankendem Schritte; endlich alle Kinder des Lasters in den Hauptstädten. Regent-Street ist der Markt unserer Sclaven-Frauen. Ein fremder Künstler würde über die seltene Schönheit erstaunen, die sie auszeichnet; ein Moralist erschreckt und betrübt seyn über die Menge dieses unglücklichen Theils der Bevölkerung. Sechs Spielhäuser bestehen in Regent-Street; die großen Kaufgewölbe sind sehr glänzend, aber die Laden und Buden schlecht assortirt. Leichter Schmuck nach der Mode und die Artikel der Toilette und der Wäsche sind im Ueberflusse vorhanden. In Bond-Street sucht man die Gegenstände, die man wegen ihrer trefflichen Qualität theuer bezahlen will; in Regent-Street kauft man die kostspieligen Ueberflüssigkeiten, die nur einen Augenblick gefallen.

Kommt man endlich nach Oxford-Street: Welche Bewegung, welches Gewühl, welche Verwirrung! Der Karren und die Diligence, das Cabriolet und der Landauer, der vornehme Herr zu Pferde und der Pachter auf seinem Esel; alles mischt sich, kreuzt sich, kommt und geht in allen Richtungen; man sieht, daß sie alle zu thun haben. Die Vorübergehenden von Regent-Street scheinen den Müssiggang des Lasters, die von Bond-Street den Müssiggang der Opulenz, die von Oxford-Street die Thätigkeit zu repräsentiren. Wenn man in eine Bude von Oxford-Street tritt, so geschieht es nicht, um Cartons durchzusuchen, Proben auszudrücken und Stoffe anzusehen, sondern in der entschiedenen Absicht zu kaufen und das Gekaufte zu bezahlen. Der Charakter von Oxford-Street ist ganz commerziell: es würde die Ansicht einer amerikanischen Stadt seyn, wenn sich nicht eine starke Nuance von Aristokratie darein mischte.

Man sieht, wie viele verschiedene Nationen in der Bevölkerung von London incorporirt sind und wie sehr diejenigen Beobachter die Wahrheit verfehlen, die sie als eine einzige, leicht zu beobachtende und zu beschreibende Nation dargestellt haben.

---

## Das Ministerium der Reform und das reformirte Parlament.

(2.)

Dies ist der Titel einer Schrift, die sehr natürlich in England allgemeines Interesse erregt, die aber auch die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Geschichtsforschers mit Recht in Anspruch nimmt.

Sie enthält eine unparteiische Uebersicht aller der unermeßlichen Arbeiten, die den Lauf dieser langen legislativen Sitzung bezeichnet haben. Irland, die Abschaffung der Sclaverei, die Charte der Bank, die Charte der ostindischen Compagnie, die Reform der Gerichtshöfe, das neue Armen-Gesetz, die auswärtige Politik — alle diese Fragen werden, eine nach der andern, mit den Schwierigkeiten untersucht, welche ihre Discussion darbot und mit der Lösung, die sie durch Zusammenwirken der königlichen Autorität und beider Kammern erhalten haben.

Diejenigen, welche mit einer gewissen Unruhe die Reform betrachteten, welche mit Institutionen vorgenommen wurde, die so lange, theils wirklich (so lange sie zeitgemäß waren), theils in der (einmal angenommenen) allgemeinen Meynung (die so leicht politischen Institutionen einen absoluten Werth beimißt), den Ruhm, die Kraft und die Freiheit Englands ausgemacht hatten, müssen jetzt (sind sie anders unparteiisch und von Rechthaberei frei) eingestehen, daß die Weisheit des Landes am Rande des Abgrundes, in welchen die Leidenschaften es zu stürzen drohten, stehen geblieben ist.

Die Arbeiten des ersten reformirten Parlaments Englands beweisen in der That, daß die englische Nation für die Reform ihrer Gesetze reif und würdig war, in denselben die Fortschritte der Vernunft an die Stelle der Glaubenslehren der Erfahrung zu setzen.*)

Wir halten es für zweckmäßig, aus dieser wichtigen Schrift einige Auszüge nachstehend mitzutheilen:

„Die Bill der irländischen Kirche," sagt der Verfasser, „hat die Reihe der Maaßregeln eröffnet, die bestimmt sind, die Ursachen der Klagen und der Unordnungen zu entfernen, welche die Zwangsgesetze motivirt haben. Die Verfügungen dieser Bill sind so neuerlich discutirt worden, daß wir für überflüssig halten, in neue Details einzugehen. Ihre wichtigsten Resultate sind die Abschaffung der Contribution der Kirche oder, wie man es in Irland nennt, der vestry cess, die Aufhebung von zehn Bisthümern von zweiundzwanzig und die Verwendung ihrer Einkünfte zu den Kosten des religiösen Unterrichts.**)

„Diejenigen, welche so lebhaft die Reform der ganzen Einrichtung unserer Kirche reclamiren, haben dieser Maaßregel des Ministeriums ihren vollen Beifall gezollt, nicht nur als einem Act der Gerechtigkeit gegen Irland, sondern auch als einem Vorzeichen der Ansichten und des Benehmens der Minister, wenn sie, ihrer übernommenen Verpflichtung gemäß, die schwere Aufgabe der Reform der Kirche in England zu lösen unternehmen werden."

Ueber die große Frage der Abschaffung der Sclaverei in den Colonien drückt sich der Verfasser folgendermaaßen aus:

„Gleich vom Anfange der Sitzung an erregte diese Frage in einem hohen Grade die Erwartung und die Angst der denkenden Menschen. Für alle diejenigen, die den Eifer der Vertheidiger dieses Princips und das Gewicht bemerkt hatten, das es in der öffentlichen Meynung des Landes gewonnen, war es außer Zweifel, daß diese Frage Gegenstand der Berathungen des reformirten Parlaments, in seiner ersten Sitzung, werden müßte. Lebhaft erregte Hoffnungen, ein fühlbarer Fortschritt in der Intelligenz der Sclaven-Bevölkerung erlaubten nicht, die Entscheidung dieser Frage länger zu vertagen. Jeder Tag Verspätung häufte die Gefahren. Dennoch konnten der riesenmäßige Umfang des Gegenstandes, die Wichtigkeit der in seine Entwickelung verflochtenen Handels-Interessen, das Hinderniß der entgegengesetzten Grundsätze und Vorurtheile, die Discussion und die Lösung dieser großen Probleme der Moral und der Politik bis auf einen gewissen Punct die Besorgnisse dreier rechtfertigen, die, ob sie gleich anerkannten, daß die Crisis unvermeidlich und die Gefahr drohend sey, doch vor den fast unübersteiglichen Schwierigkeiten zurückbebten. Andrerseits diese Frage den Ungewißheiten des Parlaments, des Landes und der Colonien zu überlassen, ein Princip

*) Auch wir glauben, daß das Geschehene unerläßlich war, weil es zeitgemäß war und einzig in unsern Tagen durch Erkenntniß und Befriedigung der wahren Zeitbedürfnisse Anarchie zu verhüthen ist, wie die Geschichte bewiesen hat und trotz alles Widerspruchs ferner beweisen wird; aber wir sind nicht so gewiß, daß den Reformen bereits auf lange Zeit ein festes Ziel gesteckt sey. Abgesehen davon, daß die Reform der Repräsentation uns nur noch als eine partielle und vorläufige erscheint, stehe offenbar noch eine Reform der Verhältnisse der anglikanischen Kirche oder mindestens des Clerus und seiner mißbräuchlichen und drückenden Präbogaturen und Sinecuren bevor und hierbei dürfte noch manche Schwierigkeit zu überwinden, mancher Kampf mit dem Vorurtheil und dem Eigennutz zu bestehen seyn. Anm. d. Red.

**) Die Emancipation der Katholiken und die irländische Kirchen-Bill sind zwar große Schritte zur Verbesserung der Lage Irlands, zumal in der letzterwähnten Beziehung auf Schulen und moralisch-religiöse Bildung, aber noch dürfte doch dem heillosen Zustande dieses unglücklichen Landes nicht radical geholfen seyn, bis das Hauptübel, die unnatürliche Vertheilung des Grundeigenthums und die bestehenden Pachtverhältnisse, reformirt ist. Ob die legislative Restitutio in integrum Irlands, d. h. die Aufhebung der Union und Herstellung eines eigenen nationellen Parlaments, die ein großer Theil des Volks begehrt, dazu führen würde, ist eine zu vielseitige Frage, als daß sie hier befriedigend erörtert werden könnte. Anm. d. Red.

Digitized by Google

voranzustellen, unabhängig von den practischen Details, die die Anwendung desselben sichern mußten, die Ausführung den Händen derjenigen zu überlassen, die nicht für diese große Probe verantwortlich waren, das hätte von Seite der Minister gegen ihre Pflichten fehlen, dem edlen und schwierigen Beruf, den sie zu erfüllen haben, sich entziehen und die Unglücksprophezeihungen der furchtsamsten Gemüther verwirklichen heißen. So entschlossen sich denn die Minister, ohne von dem Umfang der Schwierigkeiten, der Erregung, die ihre Prüfung hervorbringen mußte, und den gleich überspannten Forderungen der Colonisten und der Abolitionisten sich abschrecken zu lassen, freimüthig und kräftig an die Lösung der Frage zu gehen. Lord Althorp übernahm feierlich die Verpflichtung im Namen seiner Collegen.

„Die Erfüllung dieses Versprechens liegt in der Acte der Abschaffung der Sclaverei und eine flüchtige Prüfung ihrer vorzüglichsten Verfügungen, die Extinction der Sclaverei, die Entschädigung für den Eigenthümer und die Lehrzeit der emancipirten Neger, wird beweisen, daß die Minister ihre Verpflichtung gewissenhaft erfüllt haben und daß das Parlament, indem es ihnen seine Mitwirkung lieh, furchtlos den Weg der Klugheit und der Redlichkeit eingeschlagen hat.

„Diese Acte verordnet die gänzliche Verlöschung der Sclaverei in den brittischen Colonieen, vom 1. August 1834 an.

„Mit diesem Tage wird die Sclaverei völlig ungesetzlich; sie hört auf, durch das Gesetz beschützt oder auch nur anerkannt zu seyn; sie ist verworfen, proscribirt, abgeschafft auf immer in allen Besitzungen des brittischen Reiches.

„Können wir anstehen, die so nahe Epoche dieses großen Acts der Gerechtigkeit als eine vollständige Genugthuung zu proclamiren, die den Wünschen aller Freunde der Freiheit und der Menschheit geworden ist. Ist es nicht eine unmittelbare Emancipation?

„Was die Entschädigung betrifft, so hat die Summe von zwanzig Millionen Pfund Sterling, welche die Acte den Eigenthümern von Sclaven zusichert, denjenigen unter ihnen, die in England wohnen, eine so hinreichende Compensation geschienen, daß sie es über sich genommen haben, durch ihre Mitwirkung und ihren Einfluß in den Colonieen, die Ausführung der Absichten der Regierung und der Verfügungen der Legislatur zu unterstützen. Uebrigens kann in keinem Falle das Land im Allgemeinen betrogen werden, weil die Bezahlung der Entschädigung für jede Colonie der Annahme und Anerkennung der wohlthätigen Maaßregeln des Mutterlandes untergeordnet ist.

„Wenn man in Betracht zieht, daß im Anfange der Discussionen über diesen Gegenstand von einer Seite die Abolitionisten den Eigenthümer alles Recht auf die Dienste ihrer Sclaven und auf jede Entschädigung für den Verlust dieser Dienste, absprachen; daß andererseits die Eigenthümer ihre Sclaven auf die Summe von vierundvierzig Millionen Pfund Sterling anschlugen und daß endlich während dieser ganzen Sitzung die öffentliche Meynung sich mehr als je empfindlich für das Gewicht der Thatsachen und von der Nothwendigkeit aller nur ausführbaren Erschränkung und Ersparniß durchdrungen gezeigt hat, so muß man unbedingt anerkennen, daß, um ein zufriedenstellendes Resultat zu erlangen, das Ministerium eben so viel Entschlossenheit als Geschicklichkeit hat entwickeln müssen.

„Wenn diese Acte nichts als die Emancipation dem Sclaven und die Entschädigung dem Eigenthümer verwilligt hätte, so würde sie zwar dem pecuniairen und dem personellen Interesse, das sie direct berührte, genügt haben; aber sie wäre doch unvollständig gewesen.

„Es war unerläßlich, einen Plan zu entwerfen, welcher den emancipirten Sclaven hindert, in den Zustand der Wildheit zurückzufallen, der es möglich macht, die Gesetze und Institutionen der Colonieen einer gänzlich veränderten societellen Stellung anzueignen, und der den Verlust des Eigenthums, die Vernichtung des Handels und der Einkünfte des Landes verhüthete, welche ein unmittelbares Aufhören der Bebauung (der Pflanzungen und des Landes) in den Colonieen herbeigeführt haben würde.

„Zu diesem Endzweck setzt die Acte fest, daß jeder Neger, unmittelbar nach seiner Emancipation, der Lehrling seines jetzigen Herrn werde und zwar für eine auf sechs Jahre beschränkte Zeit.

„Während dieses Zeitraums müssen die Sclaven, die zur Cultur und zur Fabrikation des Zuckers und anderer Erzeugnisse des Ackerbaues gebraucht worden sind, für ihre Herren als Lehrlinge, fünfundvierzig Stunden wöchentlich, arbeiten; für diese Dienste müssen die Herren, wie bisher, für alle Bedürfnisse des Lebens der Sclaven sorgen.

„Durch dieses Arrangement ist eine angemessene Summe von Arbeit den Eigenthümern gesichert; sie sind gegen die unberechenbaren Nachtheile und Gefahren geschützt, die aus der Indolenz und der Trägheit der Neger ohne Controle resultiren könnten. Sie können, in diesem Zwischenraum, nicht nur die Gesetze und Reglements machen, die das Interesse der Gemeinde erfordert, sondern auch die Neger zu der Gewohnheit freiwilliger Arbeit, zu den Pflichten eines freien Bürgers, die die Zukunft ihnen aufspart, vorbereiten.

„Die durch die Lehrzeit (oder des Uebergangs-Interval) gesicherte Arbeit, obwohl unzureichend, um der jetzt von unsern Colonieen exportirten Production gleich zu kommen, wird uns wahrscheinlich der Nothwendigkeit überheben, zu den Colonieen anderer Nationen, die die Sclaverei beibehalten haben, unsere Zuflucht zu nehmen; das würde eine indirecte Aufmunterung für das System seyn, das wir abschaffen.

„Aber vor Allem sind es die Neger, die den meisten Nutzen von dieser Lehrzeit haben werden, die sie in eine Lage materieller Existenz versetzt, welche der der Bauern der civilisirtesten Nationen vorzuziehen ist (?).

„Gegen eine mäßige (?) Arbeit, die ihm die freie Verfügung über seine übrige Zeit läßt, muß nicht nur der Neger, der wahrhaft arbeiter, sondern die ganze Bevölkerung von den Eigenthümern während der Lehrzeit erhalten werden.

„Die Verpflichtung, fünfundvierzig Stunden wöchentlich zu arbeiten, bewahrt sie vor den Uebeln und den Lastern der Trägheit und des Müssigganges; und zugleich muß die wechselseitige Abhängigkeit des Eigenthümers und des Lehrlings, die aus der Beschränkung der pflichtmäßigen Arbeitsstunden resultirt, nothwendig zu einem Systeme freiwilliger Contracte und bezahlter Arbeiten führen.

„Das sind die vornehmsten Verfügungen einer Maaßregel, mittelst welcher die Minister versucht haben, das große Problem zu lösen. Weise haben sie die Details des Plans der örtlichen Erfahrung der Colonial-Gesetzbücher überlassen.

„Gewiß bleibt in Beziehung auf Polizei, religiösen Unterricht und allgemeine Erziehung viel noch zu thun übrig; aber wir zweifeln nicht, daß diese wichtigen Fragen im Geiste einer weisen und liberalen Politik studiert seyen und wir sind voll Vertrauen in die Mitwirkung der Colonial-Gesetzgeber, die durch einen ehrlichen und wahren Beistand die Absichten des Parlaments, der Regierung und der Nation unterstützen werden."

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 860. Hamburg. Sonnabend, den 19. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath. Dr. Ludwig.


## Die englischen Renn-Pferde.

(Fortsetzung.)

(N.)

Georg III., der an den Pferderennen nicht mehr Geschmack fand als seine Vorweser, glaubte doch, sie als eine Nationallustbarkeit begünstigen zu müssen. Zu seiner Zeit ward der Eclipse geboren, der Eclipse, welcher der König und das Musterbild aller Rennpferde war, der nie vergebens um einen Preis gestritten, dessen Formen in Stein und durch die Malerei verewigt worden sind.

Mit Georg IV. begann das goldene Zeitalter des Turfs. Keiner verdiente mehr als er die Anwendung dessen, was Pindar von dem Könige Hiero sagte: „Er, der seine höchste Lust an Pferden findet.“ Nie hat ein Stalldiener oder Jockey tiefere Kenntnisse in dieser Materie besessen. Viele Pferde erster Qualität, die Sieger bei allen Rennen, wurden unter seinen Augen auferzogen, unter andern der Wisket, der Vater des Eleanor, der allein einmal die großen Preise des Rennens von Derbis gewonnen hat. Seit seinem Ableben sind seine prachtvollen Ställe nur noch aus Rücksicht auf sein Andenken unterhalten worden. Der jetzige König, der am Bord eines Schiffes aufgewachsen ist, bekümmert sich wenig um die Gestüte und läßt es dabei bewenden, daß er jährlich 4000 £ zu ihrer Unterhaltung hergiebt; und doch sind schöne Beschäler darin, als: der Araber Malcolm, der Colonel, der Waterloo, der Raate und der Tranby, so wie die Stuten Posthuma, Maeis, Lilie. Der ebengenannte Tranby hat mit dem Herrn Osbaldiston einst sechszehn Meilen in dreiunddreißig Minuten und fünfundzwanzig Secunden zurückgelegt!

Die Metropole der Pferderennen ist jetzt New-Market. Unter Jacob I. ward auch ein Rennen zu Linton, in der Grafschaft Cambridge, gehalten; aber seit der Regierung Carls II. hat New-Market den Vorzug bekommen. Das erste Rennen, Craven genannt, nach dem Grafen Craven, der es im Jahr 1671 stiftete, beginnt im Mai; das zweite findet vierzehn Tage später, und das dritte wieder vierzehn Tage nach diesem statt. Das, im Jahr 1753 gestiftete, Juli-Rennen nimmt mit den ersten Tagen dieses Monats seinen Anfang. Im Monat October werden die berühmtesten Rennen in Großbritannien gehalten: das erstere findet am ersten Montage dieses Monats, das zweite, gestiftet im Jahr 1762, vierzehn Tage später, statt, und noch zwei Wochen später beginnt das dritte, das am Houghton, das schönste von allen, das in der Regel acht Tage währet und welches den Arbeiten des Turfs für das ganze Jahr den Kranz aufsetzt. Einige Jäger und Jockeys gehen dann noch wohl nach Tarporley im Cheshire und nach Worcester, wo seit undenklichen Zeiten Pferderennen gehalten, nun aber fast ganz aufgegeben worden sind.

Das Terrain von New-Market eignet sich wunderbar für seine jetzige Bestimmung; sein Boden, der von Insecten zernagt ist, ohne zerstört worden zu seyn, ist so zu sagen elastisch, und die Hufen des Pferdes schnellen davon ab, wie der Federball von einem Schläger. Der Herzog von Portland und der Lord Lowther haben dies herrliche Terrain in den letzten zwanzig Jahren noch verbessert, indem sie das Moos, womit es zum Theil bedeckt war, durch das Pferchen von Schaafen daselbst ausrotten, die Ueberbleibsel alter Wege, die es durchkreuzen, wegräumen, vor allem aber für die verschiedenen Racen der Pferde auch verschiedene Rennbahnen einrichten ließen. Es giebt deren jetzt achtzehn. Einige unter ihnen gehen aufwärts, andere niederwärts, wieder andere in die Runde, und noch andere gerade aus. Man wählt sich die Bahn, die den Pferden, welche laufen sollen, ihrem Gewichte, ihrem Alter, ihrer Qualität angemessen ist. Ein starkes Pferd ist im Vortheil, wenn es bergan läuft; ein schwaches Pferd aber, wenn es nur gut galoppirt, läuft leicht und schnell bergab. Ein Pferd, das mittelmäßig, und nicht zum besten im Kreuze bestellt ist, bedarf einer geraden Ebene; das tadelfreie vollkommene Pferd aber läuft gleich gut unter allen Verhältnissen. Das Talent des Richters und eine der besonderen Tüchtigkeiten des Jockeys besteht darin, alle diese Umstände wohl im Auge zu haben, da sie insgesammt von hoher Wichtigkeit sind.

Die Richter sitzen in einer Art beweglichen Hauses oder Kastens, und lassen sich so von einer Rennbahn nach der andern führen. Vor dem Rennen werden ihnen die Farben eines jeden Jockeys behändigt. Sie bekommen weder die Jockeys, während man sie wiegt, noch die Pferde vor dem Wettlauf zu Gesicht. In der Regel führt man die Pferde von dem Stalle nach der Sattelkammer auf einem großen Umwege herbei. Die Loge der Richter wird dicht neben dem Ziele des Rennens placirt, und von hier aus proclamiren sie, welche Farbe gewonnen hat.

Ehemals ließ man die Pferde eine Strecke von fünf bis sechs Meilen durchrennen; jetzt ist der große Lauf (Beacon course) auf vier Meilen reducirt. Man hat es eingesehen, daß es nutzlos und barbarisch war, die Pferde so auf den Tod abzuhetzen, und läßt sie demnach mit der größten Anstrengung (dead heat) nicht mehr als zwei Meilen rennen. Ich habe im Jahr 1826 den Chateau-Margaux und den Mortgage, und eine Zeitlang hernach denselben Chateau-Margaux und den Lamplighter, bewundernswürdige Renner, fast todt umfallen sehen, nachdem sie ein dead heat von vier Meilen gemacht hatten.

Seit dem Jahre 1758 ist der berühmte Jockey-Club, der aus Leuten vom ersten Range und aus einigen ausgedienten Roßtauschern besteht, im Besitz des Terrains, wo die Rennen gehalten werden. Dort sind an verschiedenen Stellen weiße Pfähle aufgerichtet, die man Wettpfähle nennt. Um sie herum versammeln sich die Wettenden nach jedesmaligem Rennen. Sie haben höchstens eine halbe Stunde übrig, um ihre Wet-



Digitized by Google

legenheiten ins Reine zu bringen. Wenn man die dort vorkommenden Mißlaute, die vulgairen Ausdrücke, das eigenthümliche Kauderwelsch hört; wenn man die leidenschaftlichen Gebehdungen, die aufgeregten oder düsteren Gesichter sieht, so möchte man schwerlich glauben, daß die ersten Nennen Englands um diese Pfähle her versammelt sind. In keinem andern Lande auf der Welt bietet sich ein ähnlicher Auftritt dar. Wenn dann am andern Morgen die Stunde der Zahlung geschlagen hat, so gehen mehr als 150,000 £ aus einer Hand in die andere über. Man trete einmal näher zu diesen Wettenden heran, und versuche, ob man im Stande sey, sie zu verstehen. Ein kleiner Mann in einem schäbigten schwarzen Kleide, mit einem alten fuchsichten Filz über der Stirn, nähert sich dem Lord da mit den lederneu, über den Knieen zugeknöpften Kamaschen, und sagt:

„Was möchten Sie auf dies Rennen wetten, Mylord?"

— Ich behaupte das Feld.

Dies heißt so viel, daß Se. Herrlichkeit warten und erst dann wetten will, wenn er das Rennen gesehen hat.

„Ich auch," antwortet der kleine Mann, der hier die Rolle eines Beins (Legs) spielt. In der Londoner Böse werden die Zwischenhändler, die mit allen dort üblichen Schelmereien vertraut sind, Black legs oder Schwarzbeine genannt. In ähnlicher Weise fungirt der Leg zu New-Market.

— Fünfhundert gegen zweihundert, Sie nennen mir nicht das Pferd, welches Sieger bleibt, ruft der Mylord aus.

„Ich wette sechshundert, daß ich es thue," schreit der Leg.

— Sechshundert gegen sechshundert, brüllt der Mylord.

„Ich verdoppele die Summe," erwidert der Leg mit einer Donnerstimme.

— Angenommen! schreit der edle Pair in einem noch kräftigeren Tone.

„Möchten Sie die Summe verdreifachen?" beginnt der Leg noch einmal.

— Nein.

Nun wird die Wette eingeschrieben. Das Bein oder Leg, der sicher schon unterrichtet ist, wie das nächste Rennen ausfallen soll, stellt sich, als wüßte er von nichts, und hat Se. Herrlichkeit allmählig dahin gebracht, eine ansehnliche Summe zu setzen. Morgen wird es dem Lord schon gereuen, daß er sich so hat fangen lassen.

Mitten in der Stadt New-Market erhebt sich das berühmte Etablissement, in welchem sich die Mitglieder des Jockey-Clubs versammeln. Ein jedes von ihnen erlegt dreißig Guinee'n Antrittsgeld und sechs Guinee'n jährlich, wenn es die Rennen besucht. Prachtvolle Zimmer, eine köstliche Küche, Billard, Bäder, alle englischen Zeitungen und die beste Gesellschaft der drei Königreiche machen dies in seiner Art einzige und merkwürdige Etablissement würdig, besucht und beschrieben zu werden.

Dank den Wettrennen, die zu New-Market gehalten werden, hat diese kleine Stadt, die weder eine handeltreibende ist noch Manufacturen besitzt, sich seit einigen Jahren sehr verschönert. Vor allen machen sich die Hotels des Grafen von Chesterfield, des Marquis von Exeter, des Herzogs von Richmond und des Herrn Christoph Wilson, General-Intendanten aller Lustbarkeiten des Tarfs, bemerkbar. William Chifney und Samuel Chifney, beides berühmte Jockeys, haben Häuser bauen lassen, die so schön sind, daß ein Fürst sich nicht bedenken würde, sie zu bewohnen. Nahe bei der Stadt hat der Lord Lowther eine Stall-Meierey angelegt, in welcher die berühmte Stute Partisan aufgezogen worden ist. Er läßt seine Pferde mit in der Meierey arbeiten, und ist der Meynung, daß sie sich dadurch nur verbessern. Der alte Pallast des Herzogs von Queensbury, zu dessen Bau alle berühmte Architecten der früheren Regierungen mitgewirkt hatten, ist augenblicklich im Verfall. Er wird zum Theil zum Spiel benutzt und von einem Jockey bewohnt. Das schönste Haus zu New-Market, eine Art von halb gothischem und halb morgenländischem Pallast, gehört dem Herrn Crockford, einem großen Jagdliebhaber zu; sechzig Acker Landes, die durch eine hohe Mauer eingeschlossen sind, bilden vermöge der durch Kunst geschaffenen vielen Abwechselungen ihrer Ansichten ein in sich abgeschlossenes köstliches Ganzes.

New-Market ist es, wo man die Leute suchen muß, die es in der Kunst, ein Pferd aufzuziehen, es zu reiten und zu regieren, am weitesten gebracht haben. Diese Wissenschaft — das ist sie wirklich — ist noch nicht sehr alt. Vor hundert Jahren hatte man von den Grundbegriffen, welche der unbedeutendste Jockey von New-Market und Epsom heutzutage aus dem Grunde kennt, noch keine Ahnung. Man nehme einmal „die Recreationen eines Gentleman," ein Buch, das im Jahr 1735 im Druck erschienen ist, und den englischen Stallmeister, von Osbaldiston, zur Hand. Darin heißt es, man solle seinem Pferde täglich eine Pinte Portwein geben; auch empfehlen beide Präceptoren gewisse Sierope und Kühltränke. Sie sagen, Eiweis in Wein gerührt, sey ein bewandernswürdiges Specificum, und wenn man einem Pferde die Beine fleißig mit Branntewein abriebe, so könne man in weniger als einem Monate einen tüchtigen Renner daraus machen. Wie würden sie sich wundern, wenn sie auf die Welt zurückkehrten! Sie würden sehen, daß die Ausbildung eines Pferdes kaum in einem Jahre möglich ist, und daß es der strengsten Disciplin und der pünctlichsten Diät unterworfen werden muß. Seit die Pferde von drei Jahren zum Rennen zugelassen worden sind, hat die Kunst ihrer Zucht und Dressur ein ganz anderes Ansehen gewonnen.

Buffon ist von Alembert darüber verspottet worden, daß er gesagt hat, das Pferd sey die edelste Erwerbung, die der Mensch je gemacht habe. In unsern Tagen liegt aber in der Emphase dieses Ausdruckes nichts Lächerliches; denn das Pferd ist unstreitig das schönste Geschenk, welches die Vorsehung dem Menschen gegeben, und der nützlichste Triumph, den er je errungen hat: aber wie viele Sorgfalt, wie viele Arbeit und Mühen kostet auch dieser Triumph! Ein Pferd erfordert, so wie es geboren ist, eine besondere Aufmerksamkeit; man darf es nicht mehr aus den Augen lassen. Eine Erkältung, eine forcirte Bewegung, ein Luftzug, ein wenig Regen sind hinreichend, alle Hoffnungen des Züchters zu Schanden zu machen und seinem Pferde einen fast unberechenbaren Werth zu nehmen. Es ist aber nicht genug, daß man es bloß im Auge behält, sondern man muß es auch durch eine besondere Behandlung ausbilden; man muß seine Muskelkraft durch eine abgemessene Bewegung, seine Stärke durch die Wahl, die Qualität und Quantität der Nahrungsmittel mehren; die Masse seines Blutes muß durch gewisse Tränke geläutert, die Fetttheile müssen durch periodisches Schwitzen verringert werden, damit das Pferd so, auf Kosten seines Fleisches und seiner Schwere, an Leichtigkeit, Gelenkigkeit und Stärke den möglichst hohen Grad erreiche.

Sobald das Rennpferd erst seine gehörige Reife erlangt hat (der englische Ausdruck dafür ist seasoned), wird seine Behandlung minder schwierig; doch wird der Züchter, so wie sich die Zeit des Rennens naht, ängstlicher und besorglicher als je.

Wenn die Zeit des Rennens vorüber ist, so läßt man die Pferde wieder Fleisch ansetzen, damit sie, kräftiger, die Behandlung besser ertragen, welcher man sie unterwirft. Nachdem man sie zwei Stunden in Schritt geritten hat, läßt man sie eine kurze Zeit galoppiren. Wenn es friert, so begnügt man sich damit, sie im Stall herumzuführen. Bei günstiger Temperatur giebt man ihnen von acht zu acht Tagen eine ihrem Alter angemessene Dosis Rossaloe, nämlich dem jährigen Füllen drei bis vier Drachmen, dem zweijährigen fünf Drachmen, dem Pferde von drei Jahren sechs Drachmen, dem von vier Jahren siebenthalb Drachmen, den älteren Pferden acht Drachmen, was denn die stärkste Gabe ist. Nach Weih-

Digitized by Google

nachten führt man sie häufiger spazieren, und zwei Monate vor dem Anfange der Rennen läßt man sie schwitzen. Behangen mit einer großen Masse von Reitzeug und Decken, müssen sie täglich vier Meilen machen. Nach diesem Exercitium, das sie sehr ermüdet, müssen sie eine ziemliche Zeit galoppiren, um das Gebiß zu fühlen und lenksam zu werden. Wenn das Thier, höchst ermüdet, stehen bleibt, sieht man genau zu, ob es noch gut auf den Beinen ist, oder ob es hinkt. Einige Züchter hielten dafür, man müsse zwischen der Schwitzzeit eine Pause machen; diese Meynung ist aber als falsch anerkannt worden.

Die Pferde werden in der Regel während der Zeit ihrer Vorbereitung versucht; doch geben diese Versuche höchst selten eine richtige Aussicht von dem, was sie späterhin leisten können. Oft hat das junge Pferd, das man im Rennen versucht, noch nicht den höchsten Grad seiner Geschicklichkeit und seiner Stärke erlangt; auch ist es möglich, daß das Terrain, auf welchem man es galoppiren ließ, ihm nicht zusagte. Manche Pferde sind wetterwendisch: man hat deren, die sich Anfangs als vortrefflich bekunden, und die mit einemmale die Eigenschaften verlieren, durch die sie sich auszeichneten; andere wieder, die Anfangs nichts versprachen, nachher aber jeden Preis davon tragen. Der Jockey Chifney sagt in seinem Werke, das nur von Pferden handelt, und dem er den wunderlichen Titel Genius Genuine gegeben hat, daß das Rennpferd Magpie zuweilen innerhalb zwei Stunden hundertundfunfzig bis zweihundert Klafter mehr oder minder lief. Tiresias, der von dem Snake, einem Pferde von nur geringer Qualität, überwunden worden war, flößte den Wettenden von Derby kein Vertrauen ein, daher sie denn, als es den Preis dieses Rennens, ohne zu galloppiren, bloß im Trott, davon trug, große Summen verloren. Aber es hielt schwer, den Tiresias zu reiten, indem er sehr eigensinnig war und nur so ging, wie es ihm gefiel.

In neuester Zeit sind bei den Pferdeprüfungen zu New-Market viele Betrügereien vorgefallen; falsche Angaben und lügnerische Protocolle brachten vor den Rennen die Pferde Jeanie, Premier, Schwah, Prince, Llewellyn und einige andere in Ruf, so daß bedeutende Wetten auf sie gemacht und dann verloren wurden. Aber unter allen diesen betrügerischen Prüfungen war diejenige, welche unter Georg I. zu New-Market vorfiel, die merkwürdigste. Sir William Strickland ließ ein Pferd als Rival des Pferdes von Tregonwell Frampton, dessen wir schon erwähnt haben, laufen. Die meisten Gentlemen der westlichen Grafschaften hatten für Strickland, die des südlichen Englands für Tregonwell gewettet. Es waren ungeheure Summen eingesetzt worden. Bald nachdem das Pferd des Strickland zu New-Market angekommen war, ging Frampton's Stallknecht zu dem Stallknechte der Gegenpartei, und sagte:

„Laßt uns einmal unsere Pferde probiren, sie wiegen, und dann die Bahn durchlaufen, die ihnen angewiesen werden wird; dann erfahren wir gleich, wir wir mit einander daran sind."

Stricklands Jockey war ehrlich genug, seinen Herrn von diesem Antrage zu benachrichtigen und ihn zu fragen, wie er sich dabei verhalten solle.

„„Nimm ihn an,"" sagte dieser, „„aber lege Dir sieben Pfund Gewicht unter den Sattel, ohne Dir etwas davon merken zu lassen.""

Die beiden Pferde liefen an, und Merlin, das Pferd des Strickland, bekam vor dem andern um eine (Pferdes-) Länge den Vorsprung. Was aber weder Strickland noch dessen Jockey wußten, war, daß ihre Gegner dieselbe Vorsicht angewandt hatten, die von ihnen angewandt worden war.

„Mein Glück ist gemacht, und das Deinige auch," sagte Frampton zu seinem Jockey; da mein Pferd dem Merlin so nahe geblieben ist, obgleich es ein Uebergewicht von sieben Pfund getragen, wie wird es da erst werden, wenn das Rennen vor sich geht und es dieser Last enthoben ist."

Die Gentlemen aus dem Süden, von Tregonwell Frampton in das Geheimniß eingeweiht, sagten zu ihren Gegnern aus dem Norden, sie wären bereit, ihre Wetten zu verdoppeln, und wenn sie Haus und Hof darüber verlören. So wurden denn die Einsätze noch gestrigert. Endlich erschien der große Tag und beide Pferde erreichten, wie man sich das schon denken kann, zugleich das Ziel.

Der Einfluß, den das supponirte Gewicht eines Pferdes auf die Schnelligkeit seines Laufes hat, ist wohl zu beachten; doch verrechnet man sich auch oft darin. Vor einigen Jahren liefen vier Pferde, die von dem famösen Doctor Bellysie untersucht worden waren, und worüber er ein Urtheil fällen sollte, der Astbury, Handel, Tarragon und Cedric mit einander. Das erste, vier Jahre alt, war das schwerste; nach ihm kam der Tarragon, dann der Handel, beide ebenfalls vier Jahre alt, und zuletzt der Cedric, von nur drei Jahren. Tarragon und Handel blieben während der ersten beiden Rennen in gleicher Linie (Nase an Nase, wie der Kunstausdruck lautet), und Astbury war ihnen so nahe, daß er nur um wenige Secunden überholt wurde. Als aber, bei dem dritten Rennen, der letzte Ruck gemacht werden sollte, da waren der Tarragon und der Handel so erschöpft, daß sie von einer Seite zur andern schwankten, als ob sie betrunken gewesen wären, während der Astbury, den man ein wenig hatte verschnaufen lassen, wieder die Bahn betrat und den Preis errang.

Das Leben eines Jockeys ist ein Leben der Hingebung, der Gefahren, der Enthaltsamkeit, des Zwangs und der Selbstbeherrschung. Es ist ihm eine Diät auferlegt, die noch strenger ist als die eines Trappisten, und ein absolutes Schweigen gehört zu seinen ersten Pflichten: hat ihn nicht die Natur für seinen Stand geschaffen, so ist er verloren. Er muß klein, aber kräftig, mager aber musculös seyn; ferner unerschrocken, unempfindlich gegen alle Aufreizungen, taub gegen alle Beleidigungen, unermüdlich, Herr seiner selbst, und stumpf gegen jeden Schmerz. Das ist das Bild des Mannes, der sein Leben jährlich tausendmal in die Waage setzt; der mit zerrüttetem Körper und leerem Magen, die beschwerlichste Leibesübung erträgt: alles um den elenden Lohn von fünf Guinee'n, wenn er den Preis erringt, und um drei Guinee'n, wenn er den Küzeren zieht. Man kann sich aus folgendem Beispiele einen Begriff von dem Metier eines Jockeys machen. Der berühmte Pratt, derselbe, den Stubbs, der Pferdemaler, dargestellt hat, wie er sein kleines Pferd Gimcrack manövrirt, legte einst achtundachtzig Meilen zurück, ohne aus dem Sattel zu kommen, indem er eilfmal das große Rennen zu New-Market vollführte.

Da ich aber eben von den berühmten Jockeys spreche, so darf ich den Franz Buckle nicht vergessen. Der arme Franz! er war der Walter Scott der Jockeys: munter, ein guter Gesellschafter, redlich, in seiner Kunst wohlerfahren, und in der Umgegend von New-Market so wie in dem Club von Tattersall wahrlich mehr bewundert, als der Verfasser der Puritaner und des Rob-Roy.

Als die Kunde seines Todes in den Sälen von Tattersall, dem tosenden Mittelpuncte des Pferdeverkehrs, der Wetten, ꝛc. laut wurde, da fühlten sich alle diese versteinerten und habgierigen Gemüther, die nur beim Klange der Guinee'n, beim Rollen der Kaleschen und dem Stampfen der Rosse zu vibriren pflegen, tief ergriffen und in Kummer aufgelöst. Buckle ist nicht mehr! Bei dieser Schreckensbotschaft hätte man sehen sollen, wie diese dürren und gerunzelten Gesichter sich ausdehnten, so zu sagen weich wurden und den Ausdruck der Besorglichkeit annahmen. Nicht bloß, daß ihnen der Buckle so gut, so rechtschaffen, so theuer war, verloren sie mit ihm ja auch so manches hübsche Rennen. Ach! er war am Ziele seiner Laufbahn! Buckle, der, rascher als der Tod auf dem weißen Pferde der Apocalypse, so oft den Raum zurückgelegt hatte, hatte nun, ein Skelett geworden, den Tod zum eigenen Jockey bekommen.



Digitized by Google

So leb denn wohl, Du aemer Buckle, mit Deinee rothen Jacke mit den geiden Verzierungen, so vielfach duech den Sieg geehet. Diese Faeben Deines Ruhmes sind verblichen und haben sich in Trauer umgewandelt. Dee Rasen von New-Market, sonst von den Füßen Deiner siegreichen Pferde ohne Unterlaß zerstampft, eächt sich nun, indem er auf Die lastet. Von den Fürsten geehrt, von den Lords geliebkast; Du, dem Seaeg IV. so manchen seenundschaftlichen Backenstreich gegeben; Du, der Du mehr Kronen zähltest als Carl V. in seiner vollen Herrlichkeit — Du bist nun am Ziel. Die Natue hat die Foem zerbeochen, in die sie Dich lächelnd gegossen hatte. Nur ein einziges gutes Bildniß ist noch von Die vorhanden, dasjenige wo Stubbs den Obristen Melliß, Deinen vormaligen Heren, er, dem Du durch Deine Geschicklichkeit so viele Guinee'n eingebracht hast, darstellt, wie er, Dich bewundeend, von Dir unteeeichtet wird.

Buckle, das Muster aller Jockeys, war nur aus Muskeln zusammengesetzt: alles Uebrige an ihm zählte für nichts. Nue die Muskeln hielten dieses, des Fleisches und Blutes deraubte Wesen, zusammen. Man denke sich zwei hageee, in hohlen Windungen gewölbte, Schenkel, auslaufend in zwei stets einwärts strhende Füße, und daräbee einen kaum bemerkbaren Tarso — das war Buckle. Er lebte nur zu Pferde und war des Gehens fast entwöhnt. Er glich der Ente, die langsam an den Ufeen des See's einheewatschelt, wenn er einmal sein natürliches Element veeließ und zu Fuß ging.

Buckle war der Sohn eines Sattlees zu New-Macket. Dank seiner angeboeenen Kleinheit konnte ee die Rennen mitmachen, ohne sich den forcieten Verdünstungen zu unterziehen, zu welchen seine Genossen ihee Zuflucht nehmen, um ihr Gewicht zu verringern. Stallbursche bei Richard Vernon, gewann er, als ee noch sehe jung wae, sieben Preise zu Derby, drei Oaks und zwei Peeise von St. Leger. Oft waren die Pferde, die er ritt, nicht von besonderer Qualität, und flößten wenig Veetrauen ein: aber seine Geschicklichkeit wußte alles zu ersetzen. Den Tyran, ein Pferd des Herzogs von Grafton, und einen der schlechtesten Rennee, die noch zu Derby gelaufen waeen, reitend, sah Buckle, wie dee Oelando und der junge Eclipse ihn um zehn Klaftee voraus kamen. Aber es entging seinem bewundernswürdigen Scharfblick nicht, daß die beiden Competenten ihe Beßtes gethan hatten; ee ließ sie nicht aus den Augen, und als ee bemeekte, daß sie flau wurden, da setzte er seinem Rennee beide Sporen in die Seiten, überholte sie, und errang den Preis. Im folgenden Jahre waed der Tyran, von einem andern Jockey geritten, durch denselben jungen Eclipse, der ein Uebergewicht von vier Pfund mit sich führte, überwunden. Mit diesem schönen Talente verband Buckle eine bewundernswürdige Rechtschaffenheit. Zu Lewes ließ ein Heer Durand ein sehr schönes Pferd ennen; Buckle wettete eine ziemlich bedeutende Summe, daß es Sieger bleiben würde, bestieg abee hernach den Renner, der mit ihm concurriete, und verschaffte diesem den Sieg. So gewann Buckle einen Preis der ihm viel Geld kostete. Dies Muster der Jockeys ist im Jahr 1833 mit Hinterlassung eines ansehnlichen Veemögens gestoeben.

Dee Eebe seines Ruhmes ist Samuel Chifney. Zu groß und zu stämmig füe einen Jockey, muß er, um die Magerkeit zu erlangen, auf welche zu Derby gehalten wird, künstliche Mittel anwenden; abee ein unvergleichlicher Reiter, elegant in dee Haltung, mit einer leichten Hand, nimmt ee es im Rennen mit den Geschicktesten auf. Gleich Buckle läßt er seine Gegner willig eine Steecke vae, nimmt aber dann einen so gewaltigen Anlauf, daß er sie überholt, ehe das Ziel eeeeicht worden ist. Beim Reiten lehnt er sich Anfangs vornüber, läßt abee zuletzt die ganze Last seines Köepers auf dem Keeuze des Pfeedes euhen.

Die Geschicklichkeit des Jockeys scheint sich zu veeerben. Chifney ist dee Sohn eines famösen Jockeys, und der Stammbaum von James Robinson, einer zweiten Celebrität von New-Macket, hat auch meheere Felder aufzuweisen, die dem Raßvertrieb und der Jockey-Kunst entlehnt sind. Es giebt zwei oder drei Namen zu New-Macket, die so zu sagen übee die Ehre des Gewerbes ein Monopol haben, z. B. die Chifney's, die Goodison's und die Edward's.

Es hat geheißen, daß auch Shakespeaee seine Laufbahn als Stalljunge, d. h. als Expectant zum Jockey, begonnen habe; diese Tradition hat sich aber nach zuverlässigen Documenten unlängst als falsch erwiesen; dagegen ist es eine ausgemachte Sache, daß ein ziemlich ausgezeichneter dramatischer Schriftsteller, William Holcroft, der im achtzehnten Jahehundert lebte, Anfangs dem Jockey-Stande bestimmt war. Ee hat sein Leben als Stalljunge in den von ihm herausgegebenen Memoiren weitläuftig beschieben.

Wenn ihm zu glauben ist, so sind die geistigen Eigenschaften nicht sehe zu New-Macket zu Hause und die ganze Geschicklichkeit der Jockeys reducirt sich auf eine Art mechanischen und thieeischen Instinct. Aus den Ställen des Herrn Woodwell weggejagt, weil er sich auf der berühmten Stute Eisengeau nicht im Sattel halten konnte, blieb Holceoft lange außer Dienst, bis er zuletzt wiedee als unterster Stallbursche von dem famösen John Watson aufgenommen ward. Es ist merkwüedig, zu sehen, wie sauee unser künftiger dramatischee Autoe es sich weeden ließ, um sich an eine Profession zu gewöhnen, zu welchee ihn die Natue nicht geschaffen hatte. „Wer gerade Beine und nach auswärts gebogene Kniee hat, der wird nie ein trefflicher Reiter werden. Um einem Raçe-Pferde, das widerspänstig ist, die Spitze zu bieten, ist Muth allein nicht ausreichend, sondeen man muß auch so gebaut seyn, daß man die Seiten des Pferdes wie in einem Scheaubstock einklemmen kann."

Was Holcrofe über den Charakter der Raçe-Pferde und über deren Gewahnheiten sagt, verdient schon, hiee angeführt zu werden.

„Das Raçe-Pferd spielt gern," sagt er, „aber sein Spiel ist nicht gefahrlos: es ist reizbae, scheu, leidenschaftlich und wird leicht wild. Diese Achillesse ihrer Art, die Rennpferde, haben alle Mängel des hameeischen Achilles. Gleich in ihree ersten Jugend wird ihee Sensibilität in jeder Weise aufgeregt. Ihe zartes, fast haarloses Fell ist einem starken Schwitzen förderlich. Sie werden mit einem hölzeenen Instrument abgeeieben. Man giebt ihnen eine eehitzende Naheung und sucht ihr Blut zu entflammen. Alle Nuancen des menschlichen Charaktees finden sich beim Pferde wiedee. Foeester, ein Pferd des Capitains Veenon, dem sich außee Thomas Watson, seinem Reitknechte, niemand nähern durfte, lief mit dem berühmten Renner Elephant, der dem Sir Jenisson Shafton angehörte, und gewahnt war, stets Siegee zu bleiben, in die Wette. Lange Zeit hielt der Foeester seinem furchtbaren Nebenbuhler die Stange; doch am Ende kam dieser ihm voraus, was jenen dann aber so wüthig machte, daß ee alle seine Kräfte zusammennahm, ihn in ein paae Sätzen wiedee einholte, und ihm nun mit einer solchen Gewalt in die unteee Kinnbacke biß, daß man Mühe hatte, ihn wiedee loszumachen."

Mit der Lage der Jockeys hat es sich seit Holcrofts Zeiten sehe veeändert. Damals hätte es wohl keiner von ihnen gewagt, auf das Prädicat Heee Anspruch zu machen; heutzutage sind es aber nicht allein Hereen, sondeen Gentlemen. Wenn die Rennen voebei sind, sieht man sie zu Loudon mit iheen Schönen im ersten Range des Schauspielhauses, so daß man sie voe den großen Heeren nur an ihren gebogenen Beinen und an iheer großen Hagerkeit eekennen kann.

Dee sehr magaee und leichte Jockey ist sehe im Voetheil, wenn es sich darum handelt, ein zweijähriges Füllen ennen zu lassen; es gebricht

Digitized by Google

ihm aber an Kraft, wenn er es mit einem Pferde aufnehmen soll, das älter und stärker ist. Der von Natur magere und leichte Jockey ist immer besser daran als derjenige, der, um sein überflüssiges Fett zu beseitigen, sich systematisch einer Behandlung unterwerfen muß, die wohl so barbarisch ist, als man je eine erdacht hat. Dies wird dem Leser aus folgendem Zwiegespräch klar werden, das Sir John Sinclair gehalten und dann durch den Druck bekanntgemacht hat.

„Wie viel Zeit bedarf ein Jockey in der Regel, um sich zu seiner Function vorzubereiten?“ fragte der ebengenannte Philanthrop den Herrn Sandiver, Wundarzt zu New-Market.“

— Eine Woche oder zehn Tage sind schon hinreichend, um jemand, der sich dem Rennen widmet, bedeutend abzumagern; die sehr renommirten Jockeys aber verwenden gewöhnlich ein Vierteljahr darauf.

„Wie lebt er denn?“

— Höchst mäßig. Sein Frühstück ist Thee und eine dünne Butterschnitte; Mittags ißt er ein kleines Stück Pudding und sehr wenig Fleisch. Wenn Fische zu haben sind, so werden diese vorgezogen. Zum Wein nimmt er ein Drittheil Wasser. Zu Abend ißt er gar nicht.

„Welches sind die Stunden, wo er seine Exercitien macht, und zu welcher Zeit ißt er?“

— Nach dem Frühstück legt der Jockey sechs Westen, zwei Kleider und zwei wollene Pantalons an. So ausstaffirt marschirt er, ohne auszuruhen, funfzehn Meilen; dann kleidet er sich um, hält eine Siesta, legt sich um neun Uhr schlafen, und bleibt im Bette bis sieben Uhr Morgens.

„Wie steht es um das ärztliche Regime?“

— Einige Jockeys ziehen es vor, sich durch Abführungen, statt durch forcirte Promenaden leichter zu machen.

„Sollte die Gesundheit auch wohl durch eine solche Behandlung leiden?“

— Nein; aber ich zweifle, ob sich wohl irgend sonst jemand um eines so geringen Lohnes willen einem solchen Regime unterziehen möchte. John Arnull, der bei einem Rennen ein Pferd Georgs IV., damals noch Prinz von Wallis, reiten sollte, aß eine ganze Woche lang nichts weiter als täglich einen Apfel. Denis Fitzpatrick sagte zu mir, daß er sich kräftiger und gelenker fühlte, wenn er so gefastet hätte, als bei seiner gewöhnlichen Diät.

Seit der Zeit von John Sinclair sind in den vorbereitenden Exercitien des Jockeys mehrere Verbesserungen eingeführt worden. Wenn er vier Meilen gegangen ist, so nimmt er an einem großen Feuer, das in einem Wirthshause in Bereitschaft gesetzt worden, Platz, um so die Transpiration zu steigern. Darnach frottirt er sich und reibt sich mit einem hornenen Instrumente ab; dann kehrt er, ebenfalls zu Fuße, aber langsamer, nach New-Market zurück, indem er häufig beide Arme ausstrecke, um die Muskeln in Thätigkeit zu erhalten. Nach seiner Rückkunft läßt er sich abermals frottiren, legt seische Kleider an, und ruht sich aus. Seine Haut ist nun transparent geworden, und in wenigen als vier Stunden hat sein Gewicht sich sehr verringert. Das Schlimmste bei dieser Cur ist aber, daß der arme Patient, so wie er wieder zu seiner gewohnten Diät übergeht, noch mehr Anlage zum Fettwerden hat, als vorher. Hat er vorher vierzig Pfund gewogen, so bringt er es dann bald zu achtzig. Trotz dem lassen alle Jockeys, sobald die Zeit des Rennens vorüber ist, sich nichts abgehen: sie essen und trinken aufs Beste, leben auf einem großen Fuß, wetten bei den Hahnenkämpfen, gehen fleißig ins Theater, ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Ministerium der Reform und das reformirte Parlament.

(Beschluß.)

(L.)

Auf folgende Weise drückt sich der Verfasser über die wichtige Maßregel der Erneuerung der Charte der ostindischen Compagnie aus:

„Diese Frage, welche die Erneuerung der Charte der Compagnie und den Handel von China in sich begriff, war weder minder wichtig noch minder verwickelt, als alle die andern, womit sich die Regierung zu beschäftigen hatte: es handelte sich darum, ob das Monopol der Compagnie aufgehoben, und in diesem Falle, auf welche Weise die Verpflichtungen und das Eigenthum der Compagnie bei dieser Trennung des Handels und des Gebiets vertheilt werden sollten: ob die Directoren fortfahren würden, Antheil an der Regierung unsers indischen Reiches zu haben; wie man zugleich die Interessen der Regierenden mit denen der Unterthanen vereinigen könnte; ob es den Europäern verstatter seyn solle, sich in Indien niederzulassen und wie man Excessen derselben vorbeugen möchte, die den Eingeborenen schädlich und schimpflich für unsere Regierung werden könnten: alles Fragen, deren Lösung ernst und schwierig war.

„Die von dem Ministerio vorgeschlagene Bill wurde, nach leichten Modificationen, von dem Parlamente angenommen. Der Handel von China wurde dem Publikum freigegeben.

„Ein Vergleich oder Compromiß, dessen Vortheile von den gemäßigten Männern beider Parteien anerkannt worden sind, hat die Theilung des Handels und des Gebietes regulirt.

„Auf diese Weise hat man einen Proceß vermieden, welcher Jahre gedauert haben würde, der nie zur Zufriedenheit Aller geendigt hätte und während welches es unmöglich gewesen wäre, der Compagnie politische Functionen anzuvertrauen. Die Eigenthümer der Actien der Compagnie sind die Gläubiger der ihrer Sorge anvertrauten Nation geworden. Von nun an können sie ihre Einkünfte nur durch die Erhaltung, die Ordnung und Aufmunterung der Industrie vermehren. Die abgeschmackte und verderbliche Vermischung der politischen und commerziellen Functionen existirt nicht mehr.

„Indien ist den Unternehmungen und den Capitalien Europa's offen. Die legislative Gewalt der höchsten Regierung ist consolidirt. Eine Commission ist ernannt worden zu dem Zwecke, die vagen und widersprechenden Gesetze kennen zu lernen, zu classificiren und, so viel als möglich, zu verschmelzen, deren Verschiedenheit und Ungewißheit eine der Wunden Indiens sind. Die zeither nach Gunst gewährte Patronatschaft wird auf eine Art beschränkt seyn, um Indien die einsichtsvollsten Beamten zu sichern.

„In dem Bureau der Controle sind Veränderungen bewirkt worden, die den parlamentarischen Einfluß der Minister vermindern, während sie ihre Einwirkung auf die Angelegenheiten Indiens vermehren.“

Die Communal-Administration ist gleichfalls der Gegenstand einiger Betrachtungen:

„Eine der ersten Folgen der Wahl-Reform mußte eine Untersuchung der Communal-Administration seyn. Man mußte das verderbliche Bestechungs-System der Tory's und die Mißbräuche der Patronatschaft bis in diese letzte Verschanzung verfolgen. Das war ein Uebel, das ein schnelles Heilmittel erheischte. Nichts lastete drückender auf der Masse der Bürger, als die Verwaltung des Communal-Eigenthums, als die mißbräuchliche Ausübung von Gewalten, die ursprünglich im Interesse des Volkes geschaffen worden waren.

Digitized by Google

„Wenn die Repräsentation des Landes den verderblichen Einfluß der Zeit und einer falschen Anwendung erfahren hatte, so konnten alle Argumente, welche für die Reform des Parlaments sprachen, mit derselben Kraft und Gerechtigkeit gegen die Communal-Organisation geltend gemacht werden.

„Die Comitee, die ernannt worden ist, und die Namen derjenigen, die sie leiten, verbürgen die Resultate dieser Untersuchung. Nur nach einer sorgfältigen und detaillirten Untersuchung der Umstände hinsichtlich jeder Stadt und der Art und Weise, auf welche die übertragenen Vollmachten daselbst ausgeübt werden, kann man wahrhafte und volle Gerechtigkeit üben und auf die Grundsätze einer gesunden Gesetzgebung zurückkommen.

„Man kann behaupten, daß da vor Allem Verunreinigung stattfindet, wo Vorrechte in Opposition mit der guten Verwaltung der Interessen des Volkes existiren. Man muß das Uebel dadurch zerstören, daß man es an der Quelle, d. h. in seinem Princip, angreift.

„Die der Kammer der Lords in dieser Sitzung vorgelegte Bill kann einen Begriff der Absichten des Ministeriums in Beziehung auf diesen Gegenstand geben. Sie regulirt die Bildung neuer Flecken (bourgs); die Wähler desselben werden Bürger der Gemeinde. Die Bürger jedes Quartiers wählen die Mitglieder des Communal-Rathes, welche ihrerseits wieder den Maire, die Aldermen, den Stadtschreiber und andere Municipal-Beamte ernennen.

„Eine der vornehmsten Verfügungen dieser Maaßregel ist, daß die Gemeinde kein Eigenthum acquiriren kann; auf diese Weise wird ihre Armuth die beste Bürgschaft ihrer Redlichkeit. Es kann weder Betrug noch Begünstigung stattfinden.

„Der Maire und die Aldermen werden die obrigkeitlichen Personen der Stadt seyn und durch ihre häufigen Versammlungen in kleinen Sitzungen eine expeditive Gerechtigkeit sichern. Sie werden mit einigen Gliedern des Communal-Rathes eine Comitee bilden, um die Einrichtung einer guten Polizei zu regeln."

Wir können diese Auszüge nicht auf alle die Fragen ausdehnen, die der Verfasser der Flugschrift, in seiner Uebersicht über die Arbeiten dieser langen Sitzung, abhandelt; aber wir theilen mit Vergnügen wörtlich das Capitel über die auswärtigen Verhältnisse mit. Die Allianee Frankreichs und Englands ist darin unter ihrem wahren Gesichtspuncte dargestellt.

„Der Ueberblick unserer auswärtigen Verhältnisse ist nicht minder genügend, als der Zustand unserer innern Angelegenheiten; aber um unsere Stellung in dieser Hinsicht leicht zu begreifen, müssen wir uns für einen Augenblick des Standes der Angelegenheiten erinnern, der zu der Epoche stattfand, wo das jetzige Ministerium die Zügel der Regierung ergriff. Drei ernste Fragen schwebten ob oder lagen vor, bei welchen Großbritannien einen wichtigen Einfluß oder selbst ein vorherrschendes Interesse hatte: Griechenland, Belgien und Portugal.

„Die griechische Frage hat, was England betrifft, mit dem in St. Petersburg unterzeichneten Protokoll vom April 1826 und mit dem zu London von Herrn Canning unterzeichneten Tractat von 1827 angefangen. Der Gegenstand und der Zweck dieser beiden Documente war, Griechenland von der Türkei zu trennen und die griechische Nation, indem man ihr ein specielles Gebiet anwies, zu einem Zustande der Unabhängigkeit und der National-Regierung zu erheben.

„Als die jetzige Administration in Wirksamkeit trat, fand sie eine Convention vor, welche, zwischen ihren Vorgängern und der Pforte abgeschlossen, Griechenland so enge und so übel gewählte Gränzen vorschrieb, daß wichtige Districte Griechenlands der Türkei gelassen wurden und die Griechen keine defensive Gränze hatten; die fehlerhafte Begränzung konnte zu nichts als zu nie endenden Collisionen zwischen den beiden Bevölkerungen führen.

„Die gegenwärtige Regierung sendete Sir Straffort Canning nach Constantinopel, um daselbst eine vernünftigere Uebereinkunft abzuschließen. Dieser geschickte Unterhändler erreichte seinen Zweck vollkommen und erhielt die Einwilligung der Pforte zu einem Territorial-Arrangement, das eben so vortheilhaft als das erstere mangelhaft war.

„Der Prinz Otto von Baiern, mittelst einer von den Griechen selbst ausgeflossenen Autorität (?), von den drei Mächten erwählt, um über Griechenland zu herrschen, ist seitdem in seinem Reiche angekommen, wo er mit Enthusiasmus (?) empfangen worden ist; und Griechenland, aus seinem Grabe erstehend, vom Schlummer der Zeiten erwachend, hat seinen Platz unter den christlichen und civilisirten Nationen Europa's eingenommen.

„Müssen wir nicht hoffen, daß dieses Land, einst der Sitz der Künste, der Wissenschaften und bürgerlichen Freiheiten, sich künftig der glücklichen Lage würdig zeigen wird, zu welcher es erhoben worden ist.

„Die belgische Frage, wie die griechische, hatte ihren Ursprung in Ereignissen, die der Bildung der jetzigen Regierung vorangingen. Die Minister haben einen schon von ihren Vorgängern betretenen Weg vorgefunden; sie konnten ihn später modificiren, aber nicht auf schon geschehene Schritte zurückkommen, wenn sie es auch gewünscht hätten.

„Die belgische Revolution brach im August 1830 aus. Im October verlangte der König der Niederlande von seinen Alliirten, und namentlich von Großbritannien, eine Hülfe an Truppen, um den Aufstand zu unterdrücken. Die brittische Regierung, unter dem Herzoge von Wellington, weigerte sich. Die Holländer wurden aus den belgischen Provinzen vertrieben und der König der Niederlande, in der Unmöglichkeit, die Rebellen durch seine eigenen Mittel zu unterwerfen und Hülfe von seinen Alliirten zu erhalten, bat nun um die Versammlung einer Conferenz und daß beiden Theilen ein Waffenstillstand auferlegt werde, ihm und seinen aufgestandenen Unterthanen.

„Dies Gesuch fand Gehör und in den ersten Tagen des Novembers vereinigte sich die Conferenz in London. Ihr erster Act war, beiden Partheien zu erklären, daß sie nicht mehr kämpfen sollten, und daß die Demarcations-Linie zwischen ihnen, während eines hinsichtlich der Zeit unbegränzten Waffenstillstandes, diejenige seyn sollte, welche vor der Vereinigung von 1814 die alten holländischen Provinzen von den Provinzen Belgiens trennte. Dieser Ausspruch stellte schon das Princip der Scheidung fest; denn die Belgier hatten sich unabhängig erklärt und die Aussetzung der Feindseligkeiten wurde dem König von Holland auferlegt. Er konnte daher das verlorene Gebiet nur unter Zustimmung der Belgier wieder erlangen und es war klar, daß er diese Zustimmung niemals erhalten würde.

„Die Aufgabe der Conferenz war, die Termine zu bestimmen, in welchen die Scheidung bewirkt werden sollte, und für die Interessen und Bürgschaften aller Theile zu sorgen.

„Dieses Arrangement ist noch nicht beendigt, aber man kann es als seinem Abschlusse nah betrachten (?); und Belgien, ein unabhängiger Staat geworden, constitutionell, industriell und neutral, wird wirksamer zur Erhaltung des europäischen Friedens beitragen, als jede andere Bedingung der Existenz, die ihm hätte angewiesen werden können.

„Die Schwierigkeiten, auf die man gestoßen ist, rühren von der Hartnäckigkeit des Königs der Niederlande her; eine Hartnäckigkeit, die in den beiden letzten Jahren Holland permanente Lasten aufgelegt hat, welche fühlbar die Vortheile der Theilung der Schuld zwischen ihm und Belgien vermindern.

Digitized by Google

„Nach dem Waffenstillstand, den der König von Holland selbst, im November 1830, gesucht, sollte die Citadelle von Antwerpen binnen vierzehn Tagen geräumt werden; aber der Besitz dieser Festung erlaubte ihm, die Belgier zu beunruhigen und den Handel der Schelde zu sperren. Er weigerte sich, den Platz zu übergeben. England und Frankreich schlugen den andern Mächten vor, zu erklären, daß Belgien von seiner Schuld an Holland eine Million Gulden für jede Woche längern Verzugs der Räumung des belgischen Gebiets, nach einer gewissen Epoche, streichen könne. Die drei Mächte nahmen diesen Vorschlag nicht an. Frankreich und England sahen sich daher genöthigt, zur Gewalt zu schreiten; daher die Belagerung von Antwerpen und das holländische Embargo. Diese Maaßregeln der Kraft vereitelten die Berechnungen des Königs von Holland und seiner Anhänger der englischen Tory's und der Absolutisten des Continents. In ihren Planen gestört hauchten sie ihren Unwillen in Unglücks-Prophezeihungen aus; die Citadelle würde niemals genommen werden; die Preußen würden marschiren, um sie zu entsetzen; die Russen würden sich von den Gränzen Polens her nähern; Oesterreich würde ins Feld rücken und der Strom eines allgemeinen Krieges würde Frankreich hinter seine eigenen Gränzen zurückwerfen. Aber Preußen hat sich begnügt, zu manoeuvriren und sich um Venloo zu drehen; Oesterreich hat sich nicht gerührt und Rußland hat sich auf einige leere Demonstrationen von Mißvergnügen, auf eine Drohung dessen beschränkt, was es gethan haben würde, wenn es dem Schauplatz der Handlung näher gewesen wäre. Die Propheten hatten gesagt, daß Chassé, ehe er sich ergäbe, sich mit der Garnison in die Luft sprengen und unter den Ruinen des Platzes begraben würde; aber der alte Chassé fuhr fort, ruhig (?) seine Pfeife zu rauchen, sich von Casematte zu Casematte zurückziehend, im Verhältniß, wie das Bombardement fortrückte; und als endlich die Breche practicabel war, und er sich in seinem letzten Zufluchtsorte eingekeilt sah, so ergab er sich, wie man es gewöhnlich unter solchen Umständen thut.

„Man hat auch gesagt, daß das Embargo eine abgeschmackte Fabel war, ohne Unbequemlichkeit für die Holländer und verderblich für uns; daß es ein unerhörtes Verfahren wäre, es länger fortzusetzen; daß man entweder Krieg machen oder die holländischen Schiffe freilassen müsse; daß diese Maaßregel illegal und zugleich lächerlich sey. Das waren die Argumente und die Behauptungen, durch welche die Tory's das Parlament zu überreden suchten, die Regierung zu zwingen, das Embargo aufzuheben. Aber das Parlament blieb stumm bei diesem Rathe: das Embargo wurde fortgesetzt und seine Folge ist die Convention vom 21. gewesen. Durch diese Uebereinkunft hat sich der Charakter der belgischen Frage gänzlich verändert; die Holländer haben zu einem unbegränzten Waffenstillstand eingewilligt und Europa ist vor dem allgemeinen Kriege bewahrt worden, welcher aus dem Streit zwischen Belgien und Holland resultiren mußte. Von dem Augenblicke an war die Frage des Krieges oder Friedens entschieden (?). Was noch zu arrangiren übrigbleibt, ist nur noch eine Angelegenheit der Gulden, Buerieren und Zoll-Abgaben, allerdings wichtige Fragen für beide Länder, die aber den Frieden des übrigen Europa nicht mehr bedrohen. Das ist die Frucht der Belagerung von Antwerpen und des Embargo, das Resultat, welches ganz die Wichtigkeit dieser Maaßregeln rechtfertigt.

„Die Angelegenheiten von Portugal sind ihrer Entscheidung nah. Die Tyrannei, die seit fünf Jahren auf diesem unglücklichen Lande lastete, ist gestürzt. Die Flotte Don Miguels ist genommen; die Belagerung von Oporto aufgehoben. Zweitausend fünfhundert brave Portugiesen sind im Triumph von der Guadiana nach dem Tajo marschirt. Donna Maria ist zu Lissabon proclamirt worden und ein englischer Minister ist am legitimen Hofe von Portugal wieder erschienen. Die englische Tapferkeit hat sich nochmals der portugiesischen Freiheit beigesellt und das Cap St. Vincent ist Zeuge der Thaten unsers See-Heroismus gewesen. In allen diesen Verhältnissen ist die englische Regierung ohne zu wanken auf dem Wege fortgeschritten, den sie sich vorgezeichnet hatte; sie ist in dem Kampfe neutral geblieben, aber sie hat dieselbe Neutralität von den andern Mächten gefordert.

„Als die Expedition Don Pedro's von Terceira absegelte, versammelte sich ein spanisches Heer an den Gränzen Portugals, unter dem Vorwande und Namen zwar einer Observations-Armee, in der That aber, um eine Diversion zu Gunsten Don Miguels zu machen, wenn die Gelegenheit sich darböte. Aber man erinnerte sich der Ereignisse von 1826 und die Erfahrung von dem Benehmen Spaniens in dieser Epoche ist nicht verloren gegangen.

„Die brittische Regierung hat sich nicht auf die Versicherungen des Cabinets von Madrid verlassen, sondern hat sich auf alle Fälle gefaßt gemacht. Ein bedeutendes Geschwader, unter dem Befehl des Admirals Packe, wurde nach dem Tajo geschickt, mit der Ordre, wie im Parlament erklärt worden ist, zu Gunsten Don Pedro's einzuschreiten, so wie Spanien in Portugal einrücken würde, um Don Miguel beizustehen. Spanien und England haben ihre Verpflichtungen erfüllt und beide Mächte, obwohl ohne Rückhalt entgegengesetzte Wünsche über das Resultat des Krieges ausdrückend, haben sich entfernt und passiv verhalten, indem sie beide Parteien ohne fremden Beistand (ostensibeln und nachzuweisenden nämlich) kämpfen ließen.*) England ist der Kampfrichter gewesen und der Sieg ist der Gerechtigkeit und dem guten Rechte geblieben. Es ist kein Zweifel, daß, wenn ein Tory-Ministerium in England existirt hätte, man irgend einen Vorwand gefunden haben würde, um die spanische Armee agiren zu lassen und Portugal würde noch unter der Tyrannei Don Miguels seufzen.

„Das Resultat dieser Expedition ist von hoher Wichtigkeit und wird ferner wiederhallen. Der Kampf war nicht bloß zwischen Don Pedro und Donna Maria einerseits und Don Miguel andererseits. Portugal war der Schauplatz des großen europäischen Kampfes zwischen den Rittern beider Parteien. Die Tory's von England, die Carlisten von Frankreich und Spanien, alle Feinde der Freiheit in Europa waren die Secundanten Don Miguels; die Freunde der Gerechtigkeit und einer vernünftigen Regierung waren die Anhänger der Donna Maria und wenn die Sache der Königin siegreich bleibt, so wird die moralische Wirkung dieses Triumphs in ganz Europa empfunden werden.

„Während die Aufmerksamkeit Europa's durch die Ereignisse in Westen absorbirt wurde, erhob sich ein plötzlicher Sturm in Osten und bedrohte das türkische Reich mit gänzlicher Zerstörung. Der Thron des Sultans zunächst von einem rebellischen Vasallen erschüttert, wurde durch den Schutz eines Alliirten in Gefahr gesetzt. Bis jetzt ist die Pforte beiden Gefahren entgangen. Die Aegyptier haben sich nach Kleinasien zurückgezogen und die Russen Constantinopel verlassen. Es ist die Sache der englischen Regierung, zu verhindern, daß sie nicht dahin zurückkehren.**)

Der Krieg zwischen Mehemet-Ali und dem Sultan war nicht ein gewöhnlicher Fall des Bürgerkrieges zwischen einem Souverain und seinen Unterthanen, in welchen sich andere Staaten nicht mischen müssen. Dieser Zwist konnte auf eine so materielle Weise die Vertheilung der

*) Mit eben dem Rechte kann Rußland behaupten, sich in den Kampf zwischen Mehemet-Ali und der Pforte nur bedingungsweise und in die Unterhandlungen zwischen beiden durchaus gar nicht gemischt zu haben und nur Kampfrichter gewesen zu seyn. Anm. d. Red.

**) Wie werden sie das können im Fall eines Aufstandes und einer Revolution in Constantinopel, was doch sehr unter die Möglichkeiten gehört? Anm. d. Red.

Digitized by Google

Gewalten im Osten motivien, daß die Regierungen Europa's volles Recht hatten, sich in eine Frage zu mischen, bei welcher ihre eigenen Interessen unmittelbar betheiligt waren. Die Türkei mochte ein barbarischer oder civilisirter Staat seyn; wenn sie aber zerstückelt wurde, was wurde aus ihren Fragmenten?*) Was gewann Europa, wenn es zu Constantinopel die türkische Barbarei durch die russische Civilisation ersetzte? Konnte die Wohlthat für die Menschheit das politische Unglück ausgleichen? Sollte das Verbrechen einer neuen Theilung ein Mittel der Versöhnung werden? Konnten wir sagen:

— — — Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placent? — — —

Gewiß nicht. Das russische Reich ist groß genug für die Absichten und Plane einer guten Regierung und für die Sicherheit des übrigen Europa's; und Constantinopel muß nie (?) der Hereschaft des Czars hinzugefügt werden.

„Rußland nennen heißt an Polen denken; aber ach! was können wir über dieses unglückliche Volk sagen? Es liegt gefesselt zu den Füßen seines Ueberwinders, alles Elend erfahrend, was Reactionen einem besiegten Feinde bringen, der nicht mehr Widerstand leisten kann. — — Konnte England diesem Unglücke zuvorkommen? Wir glauben nicht. Wir denken, daß, wenn England und Frankreich versucht hätten, ihr Schild über Polen auszubreiten, die unvermeidliche und unmittelbare Folge dieser Protection ein allgemeiner Krieg in Europa gewesen seyn würde und es ist zweifelhaft, ob die Befreiung Polens das Resultat davon gewesen wäre.

„Das Königreich Polen hat keinen Seehafen, um mit England zu communiciren und von Frankreich ist es durch die Hälfte von Deutschland (und namentlich an seiner Gränze durch östereichische und preußische Provinzen) getrennt. Oesterreich und Preußen waren entschlossen, Rußland zu unterstützen und jede dieser beiden Mächte hatte eine Armee von hunderttausend Mann an den Gränzen Polens, bereit, sie auf das erste Signal zu überschreiten. Rußland den Krieg wegen Polen erklären, hieß den Krieg gegen Oesterreich und Preußen anfangen. Aber was würden die drei Mächte gethan haben? Sie hätten sich vereinigt, um die Polen zu unterdrücken; was, bei der Stellung ihrer Armeen, die Sache von vierzehn Tagen gewesen wäre und dann hätten wir, nicht mehr um die Polen zu retten, sondern um sie zu rächen, mit ganz Europa **) Krieg führen müssen. Dieser Krieg wäre nothwendigerweise ein Krieg der Grundsätze gewesen, zu einer Zeit, wo die neuen Ereignisse in Frankreich und in Belgien alle Leidenschaften der Menschheit im höchsten Grade aufgeregt und die excentrischesten Meynungen in Conflict gesetzt hatten. Wir glauben, daß unsere Regierung klug und vorsichtig gehandelt hat. Das polnische Volk schläft, ist aber nicht todt; einst kann es wieder erwachen. Wir hoffen, daß diese neue Morgenröthe durch eine mildere Politik von Seite Rußlands werde vorbereitet werden. Es giebt keine Regierungs-Geschicklichkeit, die ein großes Volk verlöschen und vertilgen könnte, keine physische Kraft, die es in einer ewigen Demüthigung und Knechtschaft zu erhalten vermöchte.

„Die drittische Regierung scheint keinen wichtigen Antheil an den Angelegenheiten Italiens und Deutschlands genommen zu haben; inzwischen zeigt doch die, vor einiger Zeit in den Journalen bekanntgemachte, Correspondenz des Lords Seymour, welches ihr Benehmen in Italien gewesen ist. Die von England gegebenen Rathschläge sind dem Geist der Regierung eines freien Landes entsprechend und diese Rathschläge sind nicht über die Gränzen der Unabhängigkeit anderer Staaten hinausgetrieben worden.

„Was Frankreich betrifft, so bieten unsere jetzigen Verhältnisse mit demselben einen überraschenden Contrast mit den vorhergehenden Epochen unserer Geschichte dar. Es war eine Zeit, wo England und Frankreich von einem so gegenseitigen Hasse bewegt wurden, daß die Feinde des einen Landes sofort die Freunde des andern wurden. Diese Zeit ist Gott sey Dank! vorüber; möge sie niemals wiederkehren! Mögen zwei große und einsichtsvolle Nationen in den wechselseitigen Beziehungen eines langen Friedens viel reellere Vortheile finden, als diejenigen sind, welche der glücklichste Krieg ihnen hätte gewähren können! Die Vereinigung von Frankreich und England, in einer Epoche der Schwierigkeiten ohne Beispiel, hat den Frieden von Europa erhalten; und wir können kühn voraussagen, daß der Friede nicht gebrochen werden wird, so lange diese Vereinigung dauert (?). Jetzt würde ein allgemeiner Krieg ein Kampf seyn, in welchem England, Frankreich und die Völker aller Länder Europa's auf der einen, und die unumschränkten Regierungen mit ihren Heeren auf der andern Seite stehen würden. Der unmittelbare Ausgang wäre nicht zweifelhaft, das weitere Resultat würde scheußlich seyn. Die englische Regierung wird, wir sind es überzeugt, diesen Conflict nicht übereilen. Die autokratischen Regierungen des Continents werden zu weise seyn, um ihn zu provociren. England hat nie eine schönere Laufbahn gehabt, hat nie einen würdigern und ehrenvollern Rang eingenommen. Es ist höchster Schiedsrichter der Parteien in der Mitte der feindlichsten Aufregungen; es hält die Waage zwischen den äußersten entgegengesetzten Principien. Seine Aufgabe ist: Pacis imponere morem; und diese edle Aufgabe wird es lösen, nicht minder in seinem eigenen Interesse, als zum Wohl der übrigen civilisirten Welt."

*) Die Großmächte Europa's werden sich doch entschließen müssen, diese schon zu lange verschobene und vertagte Frage zu lösen. Wir wiederholen, was wir seit drei Jahren in diesen Blättern und anderwärts behauptet haben, kein Streben des Sultans, so wie dieser ist und sich gestellt hat, keine Anstrengung der europäischen Diplomatie wird diesen wurmstichigen Thron aufrecht erhalten. Er muß durch innere oder äußere Stürme in Kurzem zerfallen. Hätte dieses Schattenreich auch nur noch irgend ein nominelles oder selbst relatives Gegengewicht in der Waagschaale des sogenannten politischen Gleichgewichts von Europa gegen die russische Präponderanz bilden sollen, so hätten England und Frankreich entweder Ibrahim-Pascha den Eingang in Constantinopel bahnen (als in welchem Falle wieder ein ottomannisches Reich entstanden wäre) oder ihn nicht Acre und Syrien erobern lassen müssen; denn ein solches Gegengewicht war bloß möglich, so lange der Sultan sich nöthigenfalls auf ein unabhängiges Reich in Asien stützen konnte. Auf die europäischen Provinzen wesentlich reducirt ist der Sultan nichts mehr als russischer Vasall, abgesehen davon, wie großmüthig oder ungroßmüthig der Kaiser von Rußland diese gegebene Supremate benutzen will oder nicht. Anm. d. Red.

**) Dies scheint uns etwas zu viel gesagt, wenn wir gleich im Ganzen mit der eben ausgesprochenen politischen Ansicht einverstanden sind. Dieses ganze Europa hätte sich wohl auf die drei östlichen Mächte beschränkt, wovon jede noch sehr verwundbare Stellen hatte, die Frankreich und England bei einem Kriege mit ihnen hätte treffen können. Spanien und Portugal hätten sich nach ihrer geographischen und politischen Lage wohl der activen Theilnahme enthalten müssen, Italien hätte leicht in Flammen gesetzt werden können, in Deutschland herrschte leidenschaftliche Theilnahme für die Sache der Polen und Dänemark und Schweden wären gewiß neutral geblieben. Wir erwähnen dies bloß thatsächlich, um die ziemlich allgemeine Ungeduld und Unzufriedenheit im westlichen Europa über die Passivität Englands und Frankreichs bei dem Schicksale Polens zu erklären, nicht sie zu vertreten oder zu theilen. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 861. Hamburg. Mittwoch, den 23. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die englischen Renn-Pferde.

(Beschluß.)

(M.)

Eine vollständige Biographie der Turf-Liebhaber würde mehrere Bände füllen, als die Lebensbeschreibungen des Plutarch; denn fast der gesammte Adel macht Anspruch darauf, sich auf Pferde zu verstehen und mehrere rennen zu lassen. In den Ausgaben für Pferde geht der größte Theil der Einkünfte der Lords darauf. Aber die wahren Könige der Turfs, diejenigen, die denselben ihren Reichthum und ihr Ansehen verdanken, das sind die Jockeys und die Züchter, die Chifneys, Croksords, Gullys, Ridsdales und Sadlers. Die beiden Chifneys hatten ehemals, als Stallbursche, jährlich acht Guinee'n Lohn; jetzt bewohnen sie ein ihnen zugehörendes prachtvolles Haus. — Der moderne Crösus da, Eigenthümer von zwölf Häusern zu London, war ein kleiner Krämer, der altes Porcellan im Kleinen verkaufte, aber durch die Wettrennen reich ward. Dies ehrenwerthe Parlamentsglied und Eigenthümer eines adelichen Gutes ist ein Schlachter aus der Vorstadt von Bristol, der sich zu New-Market durch Wetten schweres Geld erworben hat und der jetzt nicht Anstand nimmt, dreitausend Guinee'n auf ein einziges Pferd zu setzen. Die schönsten Kohlengruben in England und das schönste Gestüt gehören einem ehemaligen Domestiken aus der Grafschaft York an. Ein ehemaliger Stalljunge ist jetzt Eigenthümer von funfzehn Rennpferden, die alle Preise erringen. Der da, dessen Finger von Diamanten funkeln, und in dessen Jabot ein Stein von hohem Werthe blitze, ist der Sohn eines armen Schenkwirths aus York. Um endlich diese Skizze von Metamorphosen, die durch New-Market bewirkt worden sind, zu krönen, sehe man noch jene rothe Livree dort, die drei Laquaien, die schöne Karosse, und den dicken Patron, der sich drinnen bläht: es ist der Herr Beardsworth, ein ehemaliger Fiakerführer, nun aber Eigenthümer von fünfundsiebenzig Race-Pferden und Pferden reinen Blutes.

An die Spitze der schlichten Renn-Liebhaber wollen wir den Herzog von Cumberland stellen, der den Markus, den Vater des Eclipse, den Eclipse selbst und den Herodes auferzog; den Eclipse, der bis zu seinem höchsten Alter nie besiegt worden ist, und den Herodes, dessen sämmtliche Nachkommen, vor allem der Highflyer, ihres Vaters würdig waren. Herodes gewann gegen den Antinous, den Sohn Blair's, der dem Herzoge von Grafton angehörte, den großen Preis von New-Market, 1000 £, und die Einsätze der Wettenden beliefen sich auf mehr als 100,000 £. Herodes kam seinem Rival um eine halbe Pferdeslänge vor.

Herr O'Kelly, der den Eclipse ankaufte, war der beste Beurtheiler seiner Zeit in allem, was sich auf das Rennen bezog; und auf die Ausbildung und Erhaltung der Pferde verstand sich niemand besser als er. In seinen Ställen sind die hundertundsechszig Pferde, alle Abkömmlinge vom Eclipse, geboren worden, die bei allen Rennen Sieger blieben. Sein Zeitgenosse, der Graf von Grosvenor, hatte lange Zeit das schönste Gestüt in ganz Europa. Wie ungeheuer groß die Kosten einer solchen Anstalt sind, das läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß sein Besitzer, obwohl er bei verschiedenen Rennen in einem Jahre 200,000 £ gewonnen hatte, dennoch Geld dabei zusetzte. Ehe der Herzog von Bedford sich auf den Ackerbau legte, zog er mehr als dreißig Pferde zugleich auf.

Wir müßten die meisten berühmten Namen des vorigen Jahrhunderts nennen, wenn wir die vollständigen Annalen des Turfs zu Papier bringen wollten. Unter der Menge zeichnete sich vor allen Dick Vernon, der Eigenthümer des berühmten Wood-Packer, und der glücklichste Wettende seiner Zeit, aus. Er verstand sich dermaßen darauf, Wetten und Gegenwetten (um sich zu decken) zu machen, daß er selbst dann immer gewann, wenn er ein schlechtes Pferd laufen ließ. Holcroft erzählt einen Fall, wo Dick Vernon die Chancen so geschickt berechnet hatte, daß er wohl 10,000 £ gewinnen, aber nichts verlieren konnte. Der arme Holcroft ließ sich durch dies Beispiel verleiten, auch zu wetten. Es schien ihm eine so herrliche Sache zu seyn, so ohne alle Gefahr einen bedeutenden Gewinnst einsäckeln zu können: aber, o weh! er verstand sich nicht so darauf, wie Dick Vernon, und verlor deshalb in zwei Tagen die Einkünfte eines ganzen Jahres.

Auch den Lord Castlereagh — den wir noch jetzt zu sehen glauben, wie er an der Spitze einer langen Reihe von langmähnigen Pferden auf dem Terrain von New-Market erscheint — wollen wir nicht unerwähnt lassen, so wie den Lord Claremont, der den Trumpator aufzog, den Vater all der Ators, die dessen Gedächtniß verewigt und seine Race fortgepflanzt haben; dann Sir Charles Bunbury, der die Pferde auferzog, die mehr wegen ihrer Schnelligkeit als wegen ihrer Stärke bewundernswürdig waren, unter andern die Whiskeys, die Sorcerers und besonders den berühmten Smolensko, der zu jung gestorben ist.

Vor allem dürfen wir aber den Herzog von Queensbury nicht vergessen, der Welt unter dem sonderbaren Namen von Alt Q. bekannt. Man erinnert sich noch seiner Wetten von tausend und zweitausend Guinee'n, besonders derjenigen, die er gegen den Highlander des Lords Barrymon gewann. Es handelte sich darum, dreimal den Rundlauf zu vollführen, d. h. zwölf Meilen in einem Athem. Man hat gesehen, daß er mit Pferden reinen Blutes, vor seiner Berline gespannt, neunzehn Meilen in einer Stunde zurückgelegt hat. Dick Goodison, sein Jockey, kam einst zu ihm, und sagte:

„Unser Widerpart bei dem großen Rennen zu übermorgen hat mir sechshundert Guinee'n geboten, wenn ich es einrichten wollte, daß Sie verlören."

— Laß Dir die sechshundert Guinee'n geben, antwortete der Herzog; ich will die Sache schon einrichten.

Als das Rennen nun vor sich gehen sollte, näherte Queensbury sich seinem Pferde, wie wenn er es mustern und liebkosen wollte; sagte dann aber:

— Das Pferd muß angenehm im Reiten seyn; ich will das Rennen persönlich mitmachen.



Digitized by Google

Er warf den Ueberrock ab, erschien in der Tracht der Jockeys von Profession, sprang aufs Pferd, machte das Rennen mit, und errang den Preis.

Welcher Engländer von gutem Tone erinnert sich nicht noch des Obristen Mellish, dem man den Beinamen Stern vom New-Market gegeben hatte? Er ging unter der Mannichfaltigkeit seiner Talente und seiner Liebhabereien zu Grunde: Maler, Bildhauer, Lebemann, Spieler, furchtloser Krieger, wissenschaftlicher Landmann, bewundernswürdiger Automedon, Lovelace ersten Ranges, Baumeister und Gartenzeichner, wollte er in allem der Erste seyn, und eben, weil er sich hoch aufschwingen wollte, fiel er von dem hohen Standpuncte hernieder, den das Glück ihm angewiesen hatte. Jederlei Beschäftigungen, jederlei Vergnügungen, jederlei Künste, jederlei Thorheiten eignete Mellish sich an: er stellte zu Somerset Gemälde aus, machte Seereisen, diente unter den Landtruppen, stach die Landschaften, die er gesehen, selbst in Kupfer; er war Schriftsteller, Spreulant, Millionair, Gegenstand der Bewunderung, Liebling der Schönen, Gründer von milden Stiftungen, Rauser von Profession, tüchtiger Schwimmer, Borer und Läufer, und wer weiß was noch mehr. Er blieb gegen Lord Feederic Bentinck in einem Wettlaufe zu Fuße Sieger, was damals großes Aufsehen machte. Es ist mir, als sähe ich ihn noch im Zenith seiner Popularität: blaß, schmächtig, die Hautfarbe weiß bis zur Durchsichtigkeit, die Haare gelockt, der Bart rabenschwarz, immer in Weiß gekleidet: weiße Pantalons, weißen Hut, weißseidene Strümpfe und lichtblaues Kleid. Es liefen immer die Leute zusammen, wenn seine Barutsche mit den vier Schimmeln und ihren weißen Leitseilen zu New-Market eintraf. Auf den beiden vordersten Pferden saßen zwei Jockeys in cramoisinrothen Livree; ein dritter Jockey in derselben Livree ritt hinter dem Wagen her, und ein vierter erwartete seinen Gebieter am Rennpfahl. Mellish hatte achtunddreißig Pferde reinen Blutes in seinem Stalle und siebenzehn Zug- nebst zwölf Jagdpferden in der Grafschaft Leicester; außerdem noch vier Cavalleriepferde zu Brighton und wohl zwanzig gewöhnliche Pferde. Bei den Rennen gewann er fast immer; aber von seinem Glücke geblendet, setzte er am Ende 40,000 £ auf eine einzige Karte, und so kam es denn, daß all dieser Reichthum, alle diese Talente sich zuletzt in eine kleine Einsiedlei, die seinem schönen Landsitze Blythe gerade gegenüber lag, verloren.

Aber es giebt noch andere Namen, die, wenn auch minder berühmt, dennoch der Erwähnung werth sind, als: der Herzog von Grafton, Douglas Herzog Hamilton, Sir Hayward Tempest, Robert Heathcote, Sir Frank Standish, Sir Ferdinand Pool Howforth und Herr Bullock. Der ganze Ruhm der Ställe des Herzogs von Grafton beruht auf einer einzigen Stute, auf der Julia, der Tochter des Blair, dessen Genealogie sich bis zu der arabischen Maturan vom Boy-Bolla, dem Araber von Dudley, dem Tücken von Byerley, dem Weißrücken Cromwells und der berühmten dürftigen Stute Taffalet nachweisen läßt. Julia war die Mutter des Proneis, der die Pennella zeugte, die schönste Stute neuerer Zeit, und die dem Hause Grafton mindestens 100,000 £ eingebracht hat. Pennella war die Mutter von elf Pferden ersten Ranges, die insgesammt bei den Wettrennen obsiegten, worunter auch der durch seine Stärke so ausgezeichnete Jerico.

Schon im Jahr 1788 gewann Georg IV., damals Prinz von Wallis und sechsundzwanzig Jahre alt, den Preis von Derby. Eine lange Zeit war dieser Fürst der Abgott von New-Market und sein Gestüt galt für das schönste jener Zeit; aber es kam zu leidigen Discussionen, und man behauptete, daß dieser Prinz in der Leidenschaftlichkeit, immer Sieger zu seyn, die Jockeys seiner Gegner bestach und sich, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel bediente, die nicht allein einer Hoheit, sondern eines gewöhnlichen Mannes von Ehre unwürdig waren. Der Jockey-Club benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr strenge, was denn sehr verschiedenartig beurtheilt ward. Man zog der Prinz sich von New-Market zurück, stiftete die berühmten Rennen von Ascot, und belehnte das von Brighton, Lewes und Bibury mit seinem Patronate; endlich bot er alles auf, New-Market, dessen steigender Ruf ihn an seine Demüthigung und an die Strenge seiner Richter erinnerte, in Schatten zu stellen.

Wer Georg IV. nur auf seinem Throne gesehen hat, der hat ihn nicht in all seiner Glorie bewundern können. Bei den Wettrennen mußte man ihn sehen. Dort war es, wo er, frei von den Hemmketten des Ceremoniellen und der Etikette, des Lebens genoß und sich ganz so gab, wie er war. Dort fühlte er sich froh und glücklich. Zu Bibury wohnte er bei dem Lord Shelburne, und der Herzog von Dorset (Lord Sackville) diente ihm als Jockey. Die Liebhaberei Georgs IV. für die Wettrennen nahm mit seinem Alter zu. Dank ihm ward der Sammelplatz Ascot der modischeste Verein von ganz England. Er zog eine Menge guter Pferde auf, unter andern den Wisley, den Manfred, den Colonel, die Lilie und die Maria, eine Tochter des Waterloo und der Victorine. Als Georg IV. schon auf dem Todbette lag, verlangte er noch von allem unterrichtet zu seyn, was bei den Rennen zu Ascot vorfiel. Er wußte es wohl, daß seine letzte Stunde gekommen war, dennoch war ihm niemand willkommener als der Voreiter, der ihm das Bülletin der Pferderennen brachte.

Der Herzog von York, all sein Lebenlang ein Spielball des Trugs, dem nie eine Speculation gelang, hatte auch alle die Eigenschaften, wodurch sich ein Genosse des Turfs zu ruiniren vermag. Er nahm sich vor keinem Betruge in Acht; auch büßte er große Summen ein und das Ende seines durch jede Art von Geldverlegenheit bedrängten Lebens war voller Bitterkeit und Kummer.

Orville, einer der Schätze aus den englischen Gestüten, Vater einer Menge guter Pferde, gehörte dem Lord Fitz-William zu, der ihn nie anders als zu York und zu Doncaster, nie zu New-Market, laufen ließ. Sir Peter Teale, Eigenthum des ehrwürdigen Herzogs von Derby, vereinigte das Blut der besten Racen Englands in sich. Teazle hat fast eben so viele siegreiche Pferde gezeugt, als der Eclipse. Lord Sackville, jetzt Herzog von Dorset, hat das Meiner eines Jockeys mit einem Erfolge und einer Ausdauer geübt, die ihn mindestens mit den Chisneys in eine Linie stellen. Die Pferde Expectation und Laborie gehörten ihm an. Der Herzog von Grafton, der unter den Schätzen seiner Erbschaft auch die alte Pennella zählte, hat, wie sein Vater, viel Glück im Turf gehabt. Er ist vielleicht der einzige Adeliche, der nie gegen sich selbst gewettet hat und der immer, wenn er concurrirte, Sieger geblieben ist. Auch werden zu seinen Gunsten immer sehr bedeutende Summen eingesetzt. Die Herzöge von Portland und von Rutland haben bei weitem die Liebhaberei nicht mehr für den Turf, die sie früher gehabt, dagegen ist die des Lords Cleveland nur stärker geworden; im vorigen Jahre hat er die beiden Pferde Trustee und Liverpool mit 3500 Guineen bezahlt; auch wettet niemand so verwegen als er. Der Herzog von Richmond, der Marquis von Westminster, der Marquis Conigham und der Marquis von Sligo, beides Irländer, nahmen eine niedere Stufe unter den Besuchern des Turfs ein. Der, in den Speculationen dieser Art, in der Regel sehr glückliche Graf von Eaglemont hat Ansprüche auf Englands Dankbarkeit. Niemand hat mehr als er zu der Veredelung der Racen beigetragen; der Octavius und der Wanderer, welcher letztere seines Namens völlig würdig ist, gehörten ihm an. Das ebengenannte Pferd hielt sich nie anderes ruhig, als wenn es schlief; selbst im Stalle mußte es auf und nieder gehen.

Lord Georg Cavendish, jetzt Graf von Burlington, der oft 10,000 £ auf den Lauf eines Pferdes einsetzt; der Lord Stradbroke; der Graf von Oxford, der sein Geld mit dem größten Anstande verliert; die Grafen

Digitized by Google

von Verulam, Warwick und von Clarendon, ziemlich ausgezeichnete Liebhaber; der Graf Seaton, der den Bekadilla mit zweitausend Guineen bezahlte, aber, als er sah, daß das Glück ihm den Rücken zukehrte, innerhalb drei Tagen alle seine Ställe verkaufte; Lord Lowther, der Eigenthümer des Partisan, eines vortrefflichen Hengstes, und der sich darin versah, daß er den Glaucus zu 3000 £ abstand, indem derselbe seinem Käufer, dem General Gerstenoe, mehr als siebenzehntausend Guineen einbrachte; Herr Watson, Aeltester des Jockey-Clubs; Herr Reuß, der keinen Vortheil aus seinen Pferden zu ziehen suchte; endlich die Herren Biggs, Thornill, Lechmere, Charlton, Vansittart, Payne und Oxbaldiston verdienen ebenfalls einer ehrenwerthen Erwähnung. Man erinnert sich zu New-Market noch eines Rennens, wo der Cameron, ein Pferd des Herrn Biggs, den Preis davon trug; es liefen vier Pferde, als: Shoestrings, Offa's Dyke, Scorpion und Cameron. Der Shoestrings schoß in die Kniee, und mußte den Lauf aufgeben; der Scorpion starb gleich nach dem Rennen, da ihm eine Ader in der Brust gesprungen war; der Offa's Dyke erblindete, und der Cameron-war auch untüchtig, weiter ein Rennen mitzumachen.

Im Allgemeinen sind es Pferde von New-Market, die den Preis davon tragen, und die Gestüte der Provinz haben wenig Aussicht, es mit dem Talent der Jockeys dieser Stadt im Verein mit den herrlichen Pferderacen, die dort aufgezogen werden, aufzunehmen. New-Market ist die Hauptstadt der Pferdewelt; dort muß man die Kunst des Rennens, des Wettens, und alles was dahin gehört, studiren. Doch zählt man bei hundertundzwanzig Renn-Orte in den drei Königreichen, worunter auch Epsom, Ascot, York, Doncaster und Goodwood. Dort ist der Sammelplatz der Modewelt. Das Rendez von Chester, an einem schlechten Terrain belegen, welches gegen das Ende der Bahn kurz umbiegt, zieht am ersten Montag des Monats Mai viele Leute herbei. Die Krümmung der Rennbahn bringt leider öfters Unglück zuwege. Wenn das Rendez von Chester vor den andern Rennplätzen das höhere Alter seiner Stiftung voraus hat, so steht es dem von Epsom, das gleich auf das von New-Market folgt, doch in anderen Beziehungen nach. Das Gehäge von Epsom verdient es schon, daß man es besucht; dort, in der Nähe der Stadt, in einer Art ländlichen Amphitheaters, werden alle Pferde versammelt, die sich zum Rennen eingefunden haben. Dorthin kommen zugleich die berühmtesten Jockeys von England, die großen Herren, die Liebhaber vom Turf sind, und diejenigen, welche das Pferd in dem höchsten Grade seiner Vollkommenheit studiren wollen. Die Wettenden untersuchen aufs sorgfältigste die Beschaffenheit der Pferde, für und wider welche sie Partei nehmen wollen, und wenn diejenigen, auf welche sie zuerst gehalten, ihnen nachher minder versprechend erscheinen, so können sie sich in etwas durch Gegenwetten decken.

Zu Epsom werden, wie auf den meisten Plätzen der Rennen neuerer Zeit, jährlich zweimal Versammlungen gehalten; doch ist die im October unbedeutend und nicht sehr beachtet. Der Circus oder die Arena, in welcher die Bahn ausläuft, hat viel Geld gekostet und zahlt jährlich 500 £ zu der Armensteuer. Ehemals war Epsom der Tummelplatz des Adels; seit einiger Zeit haben sich nun auch andere dort eingenistelt, der Roßkamm wie der Beutelschneider, der Ladendiener wie der Schreiber des Advocaten, Racen, die allerdings verschieden sind, die aber in England nicht wohl als Muster einer hohen Civilisation gelten können.

Anders ist es zu Ascot: in den Zwischenpausen der Rennen wandeln die schönsten Frauen des jetzigen Hofes, von einer Armee Anbeter escortirt und in ihren elegantesten Toiletten, auf dem Terrain umher. Ascot, das durch den Prinzen von Wallis sein Glück gemacht hat, erinnert durch seinen feinen Ton, durch den Reichthum der Trachten und durch das viele Geld, das dort vergeudet wird, an die Badeörter Spa und Aachen. Es ist eine wahrhaft reizende Sache, die prachtvollen Pferde zu sehen, die zugleich in einem Circus losstürmen, der von allen Seiten von hohen Eichen und schönen Linden umgeben und mit Zuschauern besetzt ist, deren Kleidung, Diamanten, Federn und Blumen an die Benefice-Vorstellungen der italienischen Oper erinnern. Goodwin verdient es auch schon, nach Ascot und Epsom genannt zu werden; es sind 10,000 £ darauf verwendet worden, den Boden dort zuzubereiten, auch sind die Preise dort höher als irgend anderswo, New-Market ausgenommen.

Wir wollen nun einen raschen Ueberblick auf die Grafschaft York, das Epicus des neueren Englands, werfen. In dieser einzigen Grafschaft werden noch jetzt jährlich zwölf Wettrennen gehalten, und vor einem halben Jahrhundert betrug deren Zahl das Doppelte. Caewelt Bridge, Richmond und Pontefract sind auch Orte, die eine starke Frequenz haben. Zu York selbst sind bei den Rennen im Mai und August im vorigen Jahre 14,600 £ gewonnen worden. Doncaster, dessen Glanz nun erloschen ist, wetteiferte ehemals mit Epsom. Dort habe ich die berühmte Misteiß Beaumont in ihrer sechsspännigen Kalesche, umgeben von einer Schaar Lakaien und von jungen Leuten, die ihrer Schönheit zinspflichtig waren, gesehen. In jüngster Zeit ist Doncaster der Mittelpunct der Beutelschneider und Mauscheleі geworden. Dort ist es, wo man die verdammungswürdigsten Schelmereien ersonnen hat.

Warwick, Manchester, Liverpool, Cheltenham, Bath, Wolverhampton, Stockbridge, Newton und die Rennen zu Lancaster sind noch der Erwähnung werth. Nichts ist veränderlicher als der Vorzug, der diesen verschiedenen Rennen gegeben wird. Oxford, Knutsford und Preston, ehemals so glänzend, sind ganz außer Ruf gekommen.

In neuerer Zeit hat man sehr löbliche Verbesserungen eingeführt; man läßt die Pferde nicht mehr vier Meilen in gestrecktem Laufe machen, und der Werth der Preise ist so gesteiget worden, daß er nun die Mühe und die Kosten belohnt, die auf die Zucht der Pferde verwendet worden sind. Zu New-Market ist seit 1772 nur ein einziges der Rennen, die man heats nennt, und wodurch ein Pferd zu Grunde gerichtet wird, gegeben worden.

Nun wollen wir auch die Pferderennen mit Bezug auf die Glücksgüter, den Ruf und die Ehre derer, die an ihren Vortheilen und Vergnügen Theil nehmen, beleuchten: eine Bande Beutelschneider hat sich aller Ein- und Ausgänge dazu bemeistert. Auch der größte Reichthum und die gepriesenste Vorsicht sind den tief angelegten Combinationen und den Kunstgriffen jeder Art, aus welchen man seit einigen Jahren ein System gemacht hat, kaum gewachsen. Man muß es schon gestehen, daß die Wettrennen heutzutage nichts weiter als ein Roulettspiel sind. Man wettet auf die Pferde, das heißt man spielt auf die Aussicht des Sieges von diesem oder jenem Renner gegen ein anderes, das ihnen den Sieg streitig machen soll. Darin besteht nun das Hauptinteresse von New-Market, Ascot und Epsom; daraus entspringen alle die Betrügereien, die aufgeboten werden, um die Wettenden um ihr Geld zu prellen. Angenommen, daß das famöse Pferd Eclipse noch jetzt existirte, das nie besiegt worden ist, so würde es dennoch verlieren, wenn der Jockey, der es ritte, bestochen worden wäre, wie dieß heutzutage so häufig geschieht. Gegen denjenigen, der starke Summen auf ein Pferd gewettet hat, werden Coalitionen gebildet. So war es im Jahr 1832 allen Pferden, die concurrirten, mit Ausnahme des Perieles, der folglich Sieger bleiben mußte, unmöglich gemacht worden, gewinnen zu können. Diese schandbaren Diebereien sind nur durch Nichtachtung des Goldes zu bewerkstelligen, und was die Geheimhaltung solcher Bubenstücke betrifft, so ist sie durch das Interesse aller, die dabei interessirt sind, gesichert. Diejenigen, die dergleichen Umtriebe am häufigsten betreiben, sorgen dafür, sich bei allen andern Gelegenheiten ehrenvoll zu benehmen: sie erfüllen



Digitized by Google

alle ihre Verbindlichkeiten aufs pünctlichste und meiden jeden bösen Schein. „Ha!“ sagte der Obrist Charteris, „wenn man mir zwei Zoll guten Rufes verkaufen wollte, ich gäbe gern 50,000 £ dafür!“ Und darin hatte er vollkommen recht.

Die Hauptbesucher des Turfs haben ein Buch, in welches sie die Namen und die Eigenschaften der Pferde eintragen, für oder gegen die man wetten kann. Diese Documente werden ihnen in der Regel von den Stallknechten, den Jockeys oder den subalternen Angestellten der verschiedenen Ställe mitgetheilt. Solche Nachweisungen werden sehr hoch honorirt, und sind doch oft nicht im mindesten zuverlässig. Die zweite Classe der Wettenden begnügt sich damit, der ersteren, wohlunterrichteten Classe auf der Ferse zu folgen. Sie wissen es, daß, wenn gewisse Personen gegen dieses oder jenes Pferd gewettet haben, es nothwendig verlieren muß, entweder in Folge einer freiwilligen Ungeschicklichkeit des Jockeys, oder auch, weil man dem Pferde gewisse Pillen beizubringen gewußt hat, die ihm das Rennen erschweren. Auch geschieht es wohl, daß zwei Personen, die ihre Pferde um die Wette laufen lassen, sich vorher dahin verständigen, den Preis einem dritten Pferde zu überlassen. Alle diejenigen, die nicht um das Geheimniß wissen und die vertrauensvoll auf eins oder das andere der beiden besten Pferde gewettet haben, verlieren ihr Geld; die Verbündeten wissen sich durch die Nebenwetten schadlos zu halten, die sie durch ihre Vertraute abschließen lassen. Was ist aber die Folge eines solchen Verfahrens? Die, daß die Liebhaber vom Turf, nachdem sie eine geraume Zeit in dieser Weise geprellt worden, dergleichen Kunstgriffe als in der Ordnung anzusehen beginnen und dann, um das Geld, was sie verloren haben, wiederzugewinnen, zu ähnlichen Betrügereien greifen. Jede List, wenn sie nur dazu führt, eine Wette gewinnen zu machen, gilt an den Renn-Orten für legitim.

Wie kommt es aber, daß man heutzutage dreitausend Guinee'n für ein Pferd anlegt, das zu den Rennen von Derby bestimmt ist? Bleibt es Sieger, so kommt der Käufer doch kaum wieder zu seiner Auslage, und daß es siegen werde, ist mehr als ungewiß, da über hundert andere Pferde mit ihm concurriren und zwanzig mit ihm in die Schranken treten. Warum nun eine so bedeutende, den Werth des Thieres weit übersteigende Summe aufopfern? Aus keinem andern Grunde, als um die Aufmerksamkeit der Wettenden zu erregen, das Pferd in ihre Bücher eintragen zu lassen, ihm einen imaginairen Werth, und somit Anlaß zu großen Wetten auf dasselbe, zu geben, während der Inhaber selbst unter der Hand große Gegenwetten einleitet. Aber die Manöver gehen noch weiter: das theuer bezahlte Pferd, wie schlecht es auch seyn mag, findet nun viele Wettlustige, und mit diesen auch wohl Kauflustige, die es dem Käufer zu einem noch höheren Preise wieder abnehmen.

Aber was soll man zu folgendem ehrlosen Kunstgriffe sagen, der tagträglich angewendet wird? Man giebt dem Pferde, das den Küzeren ziehen soll, am Tage vor dem Rennen eine mit Opium versetzte Pille ein, um es zum Wettlauf untüchtig zu machen, was in dem Wettstyl to make safe (ungefährlich machen) genannt wird. Diese Methode ist eine neuere Vervollkommnung; früher ward das Pferd durch einen Trank Arsenikum ohne weiteres vergiftet. Im Jahr 1801 kam das Pferd des Lords Foley in dieser Weise um, und der Stallknecht, der dieses Verbrechens überwiesen wurde, ward gehangen.*) Jetzt giebt man dem Pferde eine Dosis Opium, wodurch es zwar auf ein paar Tage schwach gemacht, aber nicht zu Grunde gerichtet wird, und das ist ja alles, was man bezwecken will. Da sieht man, wie leicht es ist, sich unter Anwendung solcher Mittel Reichthümer zu erwerben. Man zieht Pferde auf, läßt sie in den Zeitungen ausposaunen, findet Wettende, die dadurch gekirrt werden, und macht nun, wenn an 50,000 £ auf den Sieg eines so berühmten Pferdes gesetzt sind, möglichst bedeutende Gegenwetten. Nun eine Pille Opium, und es sind große Summen verdient. Gegenwärtig ist nur die vertraute Bekanntschaft mit diesen Betrügereien und eine lange Gewohnheit im Stande, den Besucher von New-Market und Epsom bei den Speculationen des Turfs vor dem ihn drohenden Ruin zu bewahren. Der Zufall zählt dort nicht mehr; selbst die Geschicklichkeit trägt wenig zu dem Gewinnste oder dem Verlustr dieser Art bei. Die meisten großen Reichthümer, deren wir schon erwähnt haben, schreiben sich von tiefen, oft ehrlosen und scheußlichen Combinationen her.

Einige darunter sind wohl dem Zufall oder der ehrlichen Berechnung zu verdanken; doch kann man sie einer fast geometrischen Demonstration, basirt auf die Zahl der Pferde, der Wettrunden und den Belauf der Wetten unterwerfen.

Wenn man auf alle Pferde, die da rennen, wettet, so muß man schon, da doch eins davon den Preis erringen muß, gewinnen. In jede der Wetten, die zu New-Market nacheinander gemacht werden, ist eine Unzahl von Brüchen und Logarithmen enthalten; nun handelt es sich darum, die Wahl so zu treffen, daß die Wahrscheinlichkeit des für der des gegen stets überlegen bleibt. Merkwürdig ist es, daß die stärksten und geschicktesten Berechner dieser algebraischen Aufgaben gerade diejenigen sind, die nicht darin auferzogen wurden. Der größte Reichthum, der durch die Rennen und die damit verknüpften Wetten erworben worden ist, ist einem Mann zu Theil geworden, der weder lesen noch schreiben konnte. In demselben Falle befindet sich der Wettende, der heutzutage zu New-Market am häufigsten gewinnt. Vermittelst tausend- und zwölfhunderterlei Wetten, von welcher die eine der andern das Gegengewicht hält, bleibt ihm am Jahresschluß immer eine ansehnliche Summe übrig. Indem man sein Geld unter die verschiedenen Pferde vertheilt, vertheilt man zugleich die möglichen Verlüste und sieht es am Ende mit Gleichgültigkeit an, ob dieses oder jenes Pferd Sieger bleibt.

Ich will nun endigen; manche Leser mögen meine Abhandlung schon ohnehin zu lang gefunden haben; wer aber diesen Gegenstand gehörig ins Auge gefaßt hat, der wird schon zugeben müssen, daß ich für eine Kunst, die sich mehr und mehr verbreitet und die in allen Ländern in Aufnahme kommt, nicht zu viel gethan habe. Die Vereinigten Staaten, Ostindien, Deutschland, Neapel, Schweden, Oesterreich, Ungarn, Preußen, Frankreich haben ihre Wettrennen; Güstrow, Dobberan, Neubrandenburg und Augustenburg haben deren, und Rom ist stolz auf seine Rennen von freien Pferden. Eine den Freunden des Turfs besonders geweihte periodische Schrift hat bis tief in Ungarn Leser und Abonnenten; zu Boston und Philadelphia erscheinen Journale über die Jagd und die Pferderennen; und Frankreich hat sein Journal des Haras, das bei allen, die sich mit Pferden beschäftigen, in hohen Ehren steht. Was aber wunderbarer ist, das ist der Umstand, daß selbst Vandiemensland seinen Turf, seine Jockeys und seine Wettenden hat. Wer würde darauf verfallen seyn, daß diese Colonie des Lasters und der Verbrechen, statt sich durch eine ihr angemessene Literatur und Gesetzgebung mit der Civilisation in Verbindung zu setzen, mit dem beginnt, was in den andern Ländern der Civilisation die Krone aufsetzt — mit Poesie, Kupferstecherkunst und Pferderennen? Hobarts-Town ist jüngst Zeuge eines sehr glänzenden Pferderennens gewesen, und im vorigen Jahre ist ebendaselbst ein Damen-Almanach erschienen, der mit sehr schönen Stahlstichen geschmückt war!

*) Sehr mit Unrecht; man hätte denjenigen oder diejenigen hängen sollen, die ihn zu diesem Bubenstück verführt hatten, und mit dem Hängen fortfahren, bis die ganze Rotte, ärger als die Straßenräuber, vertilgt worden wäre!
Anm. d. Red.

Digitized by Google

## Der ägyptische Moniteur.

(2.)

Ein Moniteur in Aegypten, in französischer Sprache und ganz nach französischem Schnitt — wer hätte sich das vor wenigen Jahren träumen lassen und zwar unter muselmännischer Herrschaft! Es ist ein Phänomen, das zu den wunderbarsten Erscheinungen unserer an Wundern so reichen Zeit gehört; ein officielles Journal eines, von einer Partei vergötterten, von der andern als Despot verschrieenen Mannes, der durch eigene Kraft emporgestiegen sich eben ein großes Reich in Afrika und Asien erkämpft hat, ein Journal, das Wahrheit, die ganze Wahrheit verspricht, während man im civilisirten Europa, ja selbst in constitutionellen Staaten, die Preßfreiheit als das gefährlichste Uebel verrufen! Wahrlich, so gewiß wir vorläufig bescheidene Wahrheit unter dem sogenannten deutschen Preßzwange gesicherter glauben als unter der ägyptischen Preßfreiheit, so zögern wir doch nicht, unsern Lesern das Hauptsächlichste der ersten Nummer dieses merkwürdigen geschichtlichen Actenstücks im Auszuge mitzutheilen, das sich noch durch eine fast an Ironie gränzende, aber staatskluge Demuth gegen die Pforte und den Sultan auszeichnet.

„Eine ganz neue Aere beginnt für Aegypten: bis hierher war es nichts oder sehr wenig. Sein Genius, unter den Pyramiden begraben, lebte nur noch in den prächtigen Ruinen der Vergangenheit, als eine mächtige Stimme ihn aus seiner Grabes-Wohnung hervorrief, wohin er den Blicken der Welt für immer entschwunden zu seyn schien. Bei dieser Stimme ist Aegypten aus seinem langen Schlafe erwacht und als wenn das Glück die Aufgabe übernommen hätte, der Vertraute und Bundesgenosse des außerordentlichen Mannes zu seyn, der es beherrscht, so haben die günstigsten Ereignisse das Werk seiner Hände besiegelt, es vollenden und seine Dauer sichern geholfen. Aber indem er das unermeßliche Werk der Wiedergeburt eines ganzen Volkes unternahm, hat Mehemet-Ali vollkommen begriffen, daß der Hauch des Gedankens allein diese seit so langer Zeit alles Lebens beraubten Glieder wieder beseelen könne und er hat darauf gedacht, ein officielles Regierungs-Journal zu gründen. Dieser Gedanke fängt heute an, seine Ausführung zu erhalten; er konnte nicht unter glücklichern Auspicien in die Wirklichkeit treten, als unter denen des Friedens, der jüngst geschlossen worden ist. Die Thatsache dieses Friedens, glänzend an der Spitze des neuen Journals, wird die schönste seyn, die man hätte wählen können, um dasselbe zu beginnen und einzuweihen. Die erhabene Pforte wird ihrerseits nicht ohne Wohlgefallen sehen, daß Aegypten, als ihr treuer Trabant (son satellite obligé), durch Aufsuchung aller Mittel, welche die Civilisation beschleunigen können, den nämlichen Weg der Fortschritte einschlägt, die der Großherr in seinem Reiche zu fördern täglich bemüht ist. So wird der Gedanke künftig ein treues Organ in der alten Stadt Alexanders haben. Die große Stimme der Presse wird Europa lehren, daß das Vaterland des Sesostris und der Ptolomäer einen würdigen Nachfolger gefunden hat und daß die Nacht des Mittelalters endlich anfängt, an den Ufern des Nils dem großen Tage der Wiedergeburt zu weichen.

„Die französische Sprache, so klar, so bestimmt (?), so auffallend geeignet für die Bewegung der Geister, mußte natürlich gewählt werden, um der Dollmetscher der neuen Regierung zu seyn. Es wird ruhmvoll für dieselbe seyn, eine Regierung zu feiern, die schon so viele Dinge zu Stande gebracht hat, und von den ersten Bemühungen eines Volkes Zeugniß zu geben, das, unter dem Einflusse eines großen Mannes, den Staub der Vergangenheit abzuschütteln sucht, um in eine neue Ordnung der Dinge zu treten.

— „Jetzt, wo die Ruhe des Friedens es Mehemet-Ali möglich und leicht machen wird, seine Plane auszudehnen und sie zum Heil des Volkes, das er beherrscht, zu verwirklichen, ist es wichtig für ihn und liegt ihm am Herzen, daß seine Absichten nicht täglich verläumdet werden; er wünscht, daß, einmal für allemal, die ungen Beschuldigungen einer ungezügelten Ehrsucht, die ihn, wie man sagt, zur Eroberung des Orients treiben, in ihr Nichts zerfallen mögen. Jetzt, wo seine Mäßigung in ihrem vollen Glanze am Tage liegt, indem sie ihn die Waffen ablegen ließ, sobald er hoffen konnte, die Gnade der hohen Pforte wiederzuerhalten, wird die politische Welt erfahren, daß immer nur ein einziger herrschender Gedanke das Motiv seiner Handlungen gewesen ist, der nämlich: daß die starke und feste Vereinigung aller Theile des ottomannischen Reiches, unter einem und demselben Oberhaupte, der Türkei ein angemessenes Gewicht in der Waagschaale Europa's sichern muß. Mehemet-Ali will deshalb eine Tribune bauen, von wo aus er an Europa appelliren, sich auf gleiche Stufe erheben und ihm die Wahrheit — die ganze Wahrheit — bekanntmachen kann; denn das ist der erste Gedanke, den er ausgesprochen, als er erfuhren, daß der Friede, der Gegenstand seiner Wünsche, endlich geschlossen war. In einem so entscheidenden Momente hat er nur die Stimme der Menschheit gehört, die künftig einen größern Antheil in seinem Rath an seinen Beschlüssen haben kann.

„Wir, ein schwaches Werkzeug eines so erlauchten Willens, wir haben den ehrenvollen Auftrag und Beruf, diese glückliche Neuigkeit den Menschen von gutem Willen anzukündigen.

„Wir werden nie von den Grundsätzen abweichen, die bei der Redaction eines Blattes vorwalten müssen, dessen Erscheinen wohl zu den piquantesten neuen Einrichtungen gehört, welche das jetzige Aegypten den Blicken der Aegyptier (und der Welt) darbietet. Vor Allem werden wir nicht vergessen, daß der Moniteur von Aegypten hauptsächlich für Europa bestimmt ist; daß Mehemet-Ali sich vorgenommen hat, den Continental-Mächten die wahre Tendenz seiner Regierung zu entschleiern; daß er, auf diesem Wege, einen ersten Ring der Verbindungs-Kette zwischen der keimenden Civilisation seines Landes und der alten Civilisation des Abendlandes schaffen will.

### Officieller Theil.

Alexandrien, den 17. August.

Der Friede ist endlich zwischen dem Großherrn und dem Vice-König geschlossen. Alle unsere Leser sind ohne Zweifel ungeduldig, einige Details über die letzten Unterhandlungen zu erfahren, die diesen so heiß gewünschten Frieden herbeigeführt haben. Folgendes sind die Actenstücke, die wir ihnen heute vorlegen können:

„Zu wiederholtenmalen hatte der Vice-König der erhabenen Pforte angeboten, die Waffen niederzulegen, wenn sie ihm die frühere Gnade wiederschenkte. Er hatte auch verlangt, daß eine einflußreiche Person des Hofes nach Aegypten geschickt werde, um dort den Grund zu einer Ausgleichung zu legen. Lange Zeit verzögerten verschiedene Ursachen die Erfüllung dieses Wunsches; erst am 1. Ramazan 1248 (den 21. Jan. 1833) kamen Halil-Pascha, Director der Artillerie, und Bechid-Bey, Amerchi des Divan, in Alexandrien mit der Vollmacht an, den Frieden zu unterhandeln und dem Vice-König die Investitur des Paschaliks von Tripoli, Jerusalem, Saida und Naplouse, die Bestätigung derer von Aegypten und Candien, so wie auch die Investitur der Gouvernements von Diddah, Mecca, Medina nebst den Dependenzen für Ibrahim-Pascha zu überbringen. Halil-Pascha erstattete der erhabenen Pforte von dem Resultate der Conferenzen Bericht ab und später reiste der Amerchi selbst nach Constantinopel ab und versicherte mündlich Se. Hoheit die aufrichtige Ergebenheit und die edeln Absichten des Vice-Königs. Derselbe

Digitized by Google

Bevollmächtigte wurde dann an Ibrahim-Pascha nach Kutahyé abgeschickt, begleitet von einem Obersten, welcher Vollmachten von der französischen Gesandtschaft hatte. Nach einigen Unterredungen unterrichtete er die erhabene Pforte, daß man schließlich übereingekommen sey, noch Damas, Aleppo und Adana zuzugestehen. Der General Selim-Bey brachte die Nachricht von diesem Definitiv-Arrangement nach Alexandrien, welches durch öffentliche Lustbarkeiten festlich gefeiert wurde. Bald nachher kamen die Firmans an, welche die Investitur von Damas und Aleppo mit den Titeln Emiral-Hadji und Djerde-Bachboghon enthielten. Sie wurden mit tiefer Ehrfurcht entgegengenommen und, dem Herkommen gemäß, in einem zu Cairo versammelten Divan, in Gegenwart der Civil- und Militair-Behörden, öffentlich verlesen. Dieser Publication folgten tausend gute Wünsche für den Sultan und die gewöhnlichen Danksagungsbriefe wurden bei Hofe geschrieben. Die Investitur von Adana bot allein noch einige Schwierigkeiten dar, die bei der Rückkehr des Ameschi's von Constantinopel gehoben wurden. Ibrahim-Pascha hatte diesen District für sich selbst, unter dem Titel Muhasselik, gefordert. Der Firman, welcher ihm diese Forderung zugestand, wurde ausgefertigt und Se. Hoh. sah sich auf diese Weise mit Beweisen des höchsten Wohlwollens überhäuft. So wurden denn alle Hindernisse beseitigt, die sich dem glücklichen Erfolg der unternommenen Unterhandlungen entgegenstellten. Dank dem erlangten Resultate können nun alle gläubigen Muselmänner von nun an ihre Absichten und Bemühungen nach einem gemeinschaftlichen Ziele richten, und Se. Hoheit werden, im Schatten des Friedens, in den Gränzen seiner Attributionen und seines Gouvernements mitwirken können, die muselmännische Nation zu regeneriren und dem ottomanischen Reiche ein neues Leben einzuhauchen." (Ende des officiellen Theils.)

— Ibrahim-Ettem-Effendi, Er-Defterdar der erhabenen Pforte, ist in einigen Tagen von Constantinopel angekommen, mit einem eigenhändigen Briefe des Großherrn an Se. Hoheit, Mehemet-Ali. Dieser hohe Staatsbeamte ist mit allen den Ehren empfangen worden, die seinem Range und der Mission gebühren, womit er beauftragt ist. Während seiner Quarantaine hat er die, Fremden von hohem Range angewiesene Wohnung nicht verlassen; er hat daher einige Tage ein elegantes Haus bewohnt, das in der Nachbarschaft des Serails liegt und das seine Isolirung an den Ufern des Meeres möglichst gesund macht. Nach seiner Reinigung durch die Quarantaine ist der Pallast, den schon Halil-Pascha bewohnt hatte, in Bereitschaft gesetzt worden, und alle Civil- und Militair-Autoritäten haben sich beeifert, ihm ihre Glückwünsche und ihre Huldigungen darzubringen. Der Anstand und das Benehmen Ibrahim-Ettem-Effendi's sind höchst angenehm und verbindlich. Seine Anwesenheit in Alexandrien ist schon eine sichere Bürgschaft, daß künftig das beste Einverständniß zwischen dem Großherrn und Mehemet-Ali zu herrschen nicht aufhören wird. Alle Worte, die aus seinem Munde gehen, und die nur der Ausdruck der Wünsche der erhabenen Pforte sind, zeigen das Streben nach diesem glücklichen Resultate. Der Vice-König, an welchen er bei seiner Landung im Hafen geschrieben hatte, hat ihm antworten lassen, daß er ihm freistelle, ihm nach Candien nachzukommen, oder hier seine Rückkunft zu erwarten. Der Gegenstand der Mission von Ettem-Effendi scheint zu seyn, die Tribute zu reguliren, die von den verschiedenen Paschalits von Syrien geliefert werden sollen, so wie dieses vorher von Seite der Pascha's stattfand, die dieses Land beherrschten.

— Se. Hoheit, Ibrahim-Pascha, hat Anatolien geräumt und ist in Adana angekommen, wo er sich in diesem Augenblicke befindet. Kaum von den Sorgen des Krieges befreit, ist Se. Hoh. in eine neue Laufbahn der Thätigkeit getreten. Schon beschäftigt er sich damit, eine Straße herzustellen, um Bauholz ins Meer transportiren zu können; die Arbeiten werden mit außerordentlicher Thätigkeit betrieben. Ibrahim-Pascha, einverstanden mit den Absichten und Planen seines Vaters, denkt gleichfalls darauf, einen Theil von Syrien mit Kanälen zu versehen und die verschiedenen Flüsse dieses Landes durch Verbindungs-Kanäle zu vereinigen. Der englische Ingenieur Wallace ist im Begriffe, in Begleitung seines Sohnes, sich zu ihm zu begeben, um ihn in der Ausführung seiner Plane zu unterstützen. Gleichfalls sind die Herren Boreani und Ginsberg zu Sr. Hoheit berufen, um unter seinen Augen als Mineralogisten zu wirken. So prophezeiht denn Alles in der nächsten Zukunft unermeßliche Resultate, die man in Syrien durch die Zusammenwirkung der Wissenschaft und eines starken und erhabenen Willens erlangen wird, der seinen Absichten Folgsamkeit und seinen Planen Verwirklichung zu verschaffen weiß. Ibrahim-Pascha verspricht durch das, was er thut, ein würdiger Nachfolger seines Vaters zu werden, dessen erster Bewunderer er ist. Was kann man von zwei solchen Männern nicht für das künftige Geschick Aegyptens und Syriens hoffen?

— Am 18. des letzten Monats ist der Homs, Schiff von hundert Kanonen, auf dem Werft von Alexandrien vom Stapel gelaufen. Der Vice-König schien sehr zufrieden mit dieser neuen Probe von unermüdlicher Thätigkeit seines Ober-Ingenieurs, Cerisy-Bei, der in weniger als vier Jahren, außer dem prächtigen Arsenal, das nach seinem Riß und unter seiner Leitung vollendet worden, sieben Schiffe, eine Fregatte, zwei Corvetten und eine Brigg gebaut. Das Geschwader Sr. Hoheit besteht sonach jetzt, ohne die Transportfahrzeuge und Goeletten zu rechnen, aus sieben Schiffen, sieben Fregatten, fünf Corvetten und acht Briggs. Diese Fahrzeuge sind alle in See. Außerdem sind noch zwei Schiffe, ein Transportschiff und ein Kutter im Bau begriffen.

— Das Steigen des Nils kündigt sich nicht auf eine vortheilhafte Weise an. Obgleich die Hoffnung, ihn noch mehr anschwellen zu sehen, noch nicht ganz verschwunden ist, so kann man doch in der Jahreszeit, zu der wir bereits vorgerückt sind, nicht mehr mit Zuversicht darauf rechnen. Wenn Aegypten dieses Unglück vom Himmel bestimmt worden ist, so wird ein Theil des Landes nicht überschwemmt und gewässert werden können und die nächste Aerndte wird dies schwer empfinden. Unter solchen Umständen würde für das Glück des Landes zu fürchten seyn, daß die beklagenswerthen Scenen von 1791 sich erneuerten, wenn die Weisheit der Regierung nicht seit langer Zeit Maaßregeln gegen die unheilbringenden Folgen ergriffen hätte, welche der geringe Wasserstand des Nils nothwendig hervorbringen müßte. So aber werden die Kanäle, die man in Aegypten, und besonders in dem niedrigeren Theile desselben gegraben hat, das befruchtende Wasser des Flusses dahinbringen, wohin der Fluß selbst nicht gelangen würde. Andererseits wird die Vorsicht, die Se. Hoheit stets gehabt, die Ausführung von Getraide nie zu erlauben, bevor genau bekannt ist, bis zu welchem Punct der Nil gestiegen, dazu dienen, so viel wie möglich, dem Unglück vorzubeugen, das uns bedrohen könnte.

— Unruhen ziemlich ernster Art sind, bei Gelegenheit der Steuer-Erhebung, zu Bethlehem vorgefallen. Einige Klöster selbst sind von zuchtlosen Truppen geplündert worden. Der Vice-König, welcher will, daß jedermann gleichen Schutz genieße, und daß besonders religiöse Stiftungen respectirt werden, hat auf der Stelle Befehl gegeben, daß der Gouverneur von Saint-Jean-d'Acre, Divan-Effendi Sr. Hoheit, Ibrahim-Pascha's, sich an Ort und Stelle begebe und einen umständlichen Bericht von den Ereignissen erstatte, die dort stattgefunden haben. Die Schuldigen werden auf die strengste Weise bestraft werden. —

Man muß bekennen, daß die beiden letzten Nachrichten die versprochene Wahrheit und Oeffentlichkeit auf eine würdige Weise zu bekräftigen scheinen und auf jeden Fall von der Kraft zeugen, mit welcher Mehemet-Ali das Ruder führt.

Digitized by Google

## Die Phrenologie in ihren Beziehungen zur Criminal-Justiz.

(Aus dem Voleur.)

(1.)

Die Wissenschaft der berühmten Doctoren Gall und Spurzheim ist seit einiger Zeit der Gegenstand einer lebhaften Polemik zwischen verschiedenen Journalen der Hauptstadt geworden; neue und merkwürdige Beobachtungen haben auf die psychologischen Studien die ganze Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gelenkt; selbst die Werke Lavaters, wie viele Spuren von Empirismus und Irrthümern sie auch enthalten mögen, erwecken doch wieder eifrige Nachforschungen der Wissenschaft. Welches auch der Grad des Zutrauens seyn möge, das man in die gelehrten Untersuchungen der Männer setzt, die unter uns diese neuen Lehren verbreiten, so kann man doch nicht läugnen, daß vielfache Thatsachen und Beobachtungen von hoher Wichtigkeit der Phrenologie den höchsten Grad von Interesse geben; aber wenn dieses Interesse mächtig für Alle ist, so trifft dieses ganz besonders diejenigen, welche die Natur ihres Amtes und Geschäfts verpflichtet, die Vertrauten der geheimen Gedanken der Menschen zu werden, deren Seele durch stürmische Leidenschaften des Lasters bewegt worden ist, diejenigen, die, berufen, ihres Gleichen zu beschützen oder zu richten, vor Allem unterscheiden lernen müssen zwischen der Energie der Unschuld und der Frechheit des Verbrechens, zwischen dem Drucke des Unglücks und den Qualen der Reue. Auch würde es ein wahrhaft großer Dienst seyn, aus dem Staube der Gerichtsstuben und Archive die zahlreichen Acten von Criminal-Untersuchungen zu ziehen, die man da vergraben; die Lesung dieser so wahren und so schrecklichen Dramen, wo die verderblichen Leidenschaften des Menschen im Kampfe mit der Gesellschaft, die sie anklagt, erscheinen, würde nicht ohne Frucht für die Wissenschaft seyn; das Seelenmesser einer ausdauernden Untersuchung fördert die Gedanken eines Verbrechers ans Licht, wie es Gall durch seine Untersuchung des Gehirns that.

Fände man darin auch nur die Bezeichnungen und Beschreibungen, die eine wachsame Justiz unter einen Steckbrief oder auf das Verzeichniß eines Gefangenwärters schreibt, so würde man doch aus solchen Portraits vielleicht mehr lernen, als aus dem Anblick aller der einförmigen und farblosen Physiognomieen, denen wir in der Welt begegnen, oder aus allen den menschlichen Hirnschädeln, die wir auf unsern Kirchhöfen ausgraben; denn da, wir in der Welt, herrscht die Mittelmäßigkeit. —

Diese Reflexionen haben sich mir aufgedrängt, während ich in einer meiner Mußestunden die Acten einer Criminal-Untersuchung über eine traurige Geschichte durchblätterte, die mir in einem Provinzial-Archive in die Hände fielen.

Jedermann erinnert sich in jener Gegend noch des Mordes von Montmorency: zwei junge Gatten wurden in ihrem eigenen Hause von zwei Fremden erwürgt, die sie in ihrem Gasthofe aufgenommen; die Details dieses Verbrechens zeugten von einer furchtbaren Kaltblütigkeit, mit welcher es begangen worden war; die Schuldigen waren zwei von den Galeeren von Rochefort entsprungene Bagnesträflinge, wozu sie bereits wegen anderer Unthaten ein Urtheil des Assisenhofes auf Lebenszeit verdammt hatte. Sie waren entflohen trotz der Aufsicht zahlreicher Soldaten, trotz der dreifachen Barrière, welche das tiefe Bett der Charente, die Mauern des Hafens und die Wälle der Stadt bilden, trotz der doppelten Kette, die Tag und Nacht auf dem lebenslänglich Verurtheilten lastet. Die Geschichte dieser Menschen ist ein Gewebe von Verbrechen; in Fesseln beide wegen gleicher Thaten, hatte die Gleichheit und Gemeinschaft ihres elenden Lebens, vielleicht auch die schreckliche Aehnlichkeit ihres Charakters, zwischen ihnen eine enge Sympathie erzeugt. Auch hatte man ihnen in ihrem Gefängniß den ritterlichen Namen Waffenbrüder gegeben.

Der eine dieser furchtbaren Freunde nannte sich Daumas Dupin. Nach seinem Verbrechen flüchtete er sich nach Italien, aber Frankreich erlangte seine Auslieferung. Er wurde zurückgebracht und vor Gericht gestellt. Alle diejenigen, welche den Verhandlungen beigewohnt, können das abstoßende Gesicht dieses Menschen nicht vergessen; er sprach mit Leichtigkeit, selbst mit Geist, und dennoch konnte man seinen Anblick kaum ertragen. Ich glaube noch die dünnen Lippen, die spitzige Nase mit großen Nasenlöchern, die grauen und lebhaften Augen und vor Allem den Kopf zu sehen, der, schmal am Vorderhaupte, nach der Höhe des Craniums zu und hinter den Ohren sich erweiterte, diesen Kopf mit schwarzem, dickem und struppigem Haar, das den Mähnen des Löwen auf einer Tiger-Stirn glich.

Das Schrecken, das er einflößte, war so groß, sagen die Untersuchungs-Acten, die mir vor Augen liegen, daß selbst eine der unglücklichen feilen Dirnen, die auf den Straßen von Paris Handel mit ihren Reizen treiben und sich an jeden Vorübergehenden verkaufen, das Gold von Daumas Dupin ausschlug, als einziges Motiv nachher anführend, daß sein bloßer Anblick sie zittern gemacht habe.

Daumas Dupin wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Sein Mitschuldiger war Robert-Saint-Clair. Dieser Mensch von ungeheurer Körperkraft und einem Muthe, der jede Probe bestand, übertraf seinen Gefährten noch an Energie und Wildheit. Er war es, der den Plan der Flucht entwarf und ausführte. Die beiden Flüchtlinge sprangen von den Mauern Rochefort herab, Mauern, die mehr als zwanzig Fuß hoch sind. St. Clair that sich keinen Schaden, aber Daumas Dupin verrenkte sich das Bein und blieb auf dem Platze liegen; sein Gefährte nahm ihn auf seine Schultern und machte, mit dieser schweren Bürde beladen und belastet mit dem Gewicht seiner Ketten, in den sumpfigen Ebenen der Charente mehr als zehn Stunden, ohne sich aufzuhalten. Er war es, der zu dem Mord von Montmorency rieth, den größten Theil des Verbrechens über sich nehmend.

Nachdem sie die Unthat begangen, machte er seinem Mitschuldigen die geraubte Beute streitig, zwang ihn, sich zu entfernen und verschwand. Die thätigste Verfolgung war vergebens; man konnte seiner nicht habhaft werden. Man erfuhr, daß er Piemont, die Schweiz und Deutschland durchwandert und dann sich an der türkischen Gränze verloren hatte. Nach einiger Zeit besagten bestimmte und officielle Berichte, daß er, einem Gränz-Regimente einverleibt, in einem Kampfe mit den Räuberhorden jener Gegend, nach Wundern der Tapferkeit, von einer Kugel ins Herz getroffen, gefallen war, und so das unverdiente Glück genossen hatte, den Tod eines Soldaten zu sterben. —

Im Jahre 1830, an einem schönen Herbsttage, hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft in dem großen Saale des ersten Hotels von Valence in der Dauphiné versammelt.

In Valence, wie in allen Städten des Südens, giebt es keine andern Restaurationen als die Hotels garnis und keinen andern Tisch als Table d'Hote. Diese reizenden Gegenden werden in dieser Jahrszeit immer von zahlreichen Reisenden besucht; auch drängten sich, wie ich eben gesagt, an diesem Tage die Menschen im Hotel de l'Europe in Valence, um Platz bei Tische zu finden.

Eine Table d'Hote, wo der Zufall eine Menge Leute aus allen Ländern, jeden Ranges und jedes Alters, zusammenbringt, gewährt immer ein eigenthümliches Schauspiel. Eine gewisse angenehme Vertraulichkeit entsteht bald zwischen allen diesen Personen, die sich bis zu diesem Tage noch nie gesehen und die, nach aufgehobener Tafel, sich wieder verlassen werden, um sich vielleicht auch künftig nie wieder zu sehen. Es ist selten, daß sich bei dieser Art von Mahlen nicht irgend ein Redner finde, der vorzugsweise die Unterhaltung übernimmt. Oft

Digitized by Google

ist es denn freilich ein junger Prahler, ein Geschäfts-Reisender, der alte Neuigkeiten mit wichtiger Miene, trivialen Witz mit arroganter Selbstgefälligkeit zum Besten giebt; bisweilen aber findet man auch Menschen, die man nicht müde wird zu hören, weil man fühlt, was sie sagen: eine stille Ueberzeugung, daß keiner besser sprechen würde als sie, scheint ihnen das Wort zu übertragen.

Ganz so war es an dem Tage, von welchem wir sprechen. Derjenige, welcher diese Rolle spielte, war ein Mann von mittlerem Alter, der sich, außer seiner Leichtigkeit zu sprechen und außer dem Eindrucke, den er dadurch auf seine Zuhörer zu machen wußte, nicht gerade durch irgend etwas auszeichnete, außer daß er, trotz der Hitze der Jahreszeit, von Kopf bis zu Fuße schwarz gekleidet war, wie die Aerzte, die Advocaten und die Gelehrten in allen Städten Europa's pflegen.

Die Unterhaltung war auf Lavaters System und auf die neuen phrenologischen Doctrinen gefallen. Der schwarze Mann, so nannten ihn die Gäste unter sich, sagte, daß Lavater, trotz des Charlatanismus seiner Lehre, eine Menge richtiger und interessanter Beobachtungen gemacht habe; er behauptete, daß die vornehmsten Thatsachen, die unsere Seele beschäftigen und unser Gemüth affiziren, tiefe Spuren auf dem Gesichte der Menschen, diesem untrüglichen Spiegel der Seele, zurücklassen; daß die öftere Wiederkehr derselben Gedanken, daß die fortdauernde Einwirkung von Gewissensunruhe oder heftigen Leidenschaften die Züge des Gesichts auf eine gleichförmige Weise zusammenziehen; er fügte hinzu, daß diese Spuren, verbunden mit den phrenologischen Beobachtungen, die durch die Arbeiten von Gall und Spurzheim ein wesentlicher Gewinn und Erwerb für die Wissenschaft geworden wären, hinreichten, um dem Beobachter die Neigungen, welche Natur oder Gewohnheit jedem Menschen gegeben, und die Handlungen zu offenbaren, zu denen er sich von jenen hätte hinreißen lassen. „Was mich betrifft," sagte er schließlich, „so habe ich mich nie darin getäuscht."

Man begreift, daß bei diesen Worten sich mehr als eine Stimme plötzlich erhob, um den schwarzen Herrn aufzufordern, Proben seiner Wissenschaft zu geben. Er machte hierauf an mehreren Tischgenossen Experimente seiner divinatorischen Kunst. Die wichtigen Proceß-Acten, woraus ich diese Details schöpfe, sagen nicht, ob einige es zu bereuen hatten, ihn aufgefordert und sich zur Untersuchung hergegeben zu haben, ob nicht mehr als eine schöne Reisende ihre Wangen schaamroth erglühen fühlte bei den Antworten, die ihre indiscreten und unüberlegten Fragen dem schwarzen Phrenologen abgenöthigt hatten. Alles, was ich habe erfahren können, ist, daß die Ueberzeugung vollständig war und daß die Wissenschaft des schwarzen Mannes keinen Ungläubigen fand.

Doch nein, um nicht zu viel zu sagen, muß ich hinzusetzen, einen einzigen ausgenommen, der seinen Glauben bestimmt verweigerte. Dies war ein Mann, der bis zu diesem Augenblicke keinen Antheil an der allgemeinen Unterhaltung genommen hatte und noch von niemand bemerkt worden war. „Ich behaupte," sagte er, indem er einen nicht zu beschreibenden Blick auf die Zuhörer warf, „daß alles in diesem Systeme falsch ist, daß die Gedanken des Menschen eben so wenig aus seinem Gesichte gelesen werden können, als seine Neigungen in seinem Gehirn sich abdrücken und die Knochenwölbung seines Craniums austreiben und gestalten. Wenige Menschenkinder waren wohl so vielem Wechsel und Erschütterungen unterworfen als das meinige," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „die Gedanken weniger Personen hätten, dem Systeme zufolge, tiefere Spuren zurücklassen müssen, als die meinigen, und ich fordere Sie auf, zu sagen, wer und was ich bin."

Während der Unbekannte sprach, hatte der schwarze Mann seine Augen starr auf den seltsamen Zwischenredner geheftet und schien von einer schmerzlichen Bewegung ergriffen; dabei beobachtete er ein tiefes Schweigen. Von allen Seiten aber drang man in ihn, zu antworten und der Unbekannte besonders wiederholte mit zorniger und beleidigender Betonung: „Ich fordere Sie nochmals auf, zu sagen, wer ich bin." — „Nun wohl," sagte endlich der schwarze Mann, sichtlich immer aufgeregter und wie beherrscht von einem mächtigen, unwiderstehlichen Gedanken, der ihn wider seinen Willen reden machte, „Sie haben mindestens zum Theil Recht, ganz untrüglich ist diese Wissenschaft nicht und Sie sind glücklich, daß man das sagen kann, denn wenn sie es wäre, so wären Sie einer der größten Bösewichter, die die Erde je getragen; Sie haben alle Zeichen an sich, an welchen man einen Mörder erkennt."

Bei diesen mit zitternder Stimme ausgesprochenen Worten entstand ein dumpfes Gemurmel im Saale, dem ein tiefes Stillschweigen folgte.

Der Unbekannte erhob sich mit einer furchtbaren Heftigkeit; sein Gesicht glühte von Indignation und Zorn; in diesem Augenblicke war sein Anblick schrecklich. Alle Anwesenden erblaßten; plötzlich wurde ein großer Lärm von Außen vernehmlich; der Herr des Hauses trat bestürzt in den Saal und meldete, daß ein Diebstahl von Silberzeug in einem benachbarten Dorfe begangen worden sey; daß der wegen dieses Verbrechens verdächtige Mensch unter der Gesellschaft seyn solle, und daß die Agenten der Gerechtigkeit vor der Thür seyen, um ihn in ihrer Mitte zu ergreifen.

Alle Blicke richteten sich plötzlich auf den Unbekannten, dessen Zorn, bei dieser Nachricht, plötzlich zu erstarren schien. Die gestohlenen Sachen wurden in seinem Coffer gefunden; er wurde verhaftet. Nach einigen Tagen eines hartnäckigen Schweigens machte er schreckliche Geständnisse. Dieser Mensch war — Robert Saint-Clair, der todtgesagte Mitschuldige von Daumas Dupin, dem Mörder von Montmorency!

Er war nicht todt, wie man geglaubt hatte; sondern er war, nach einer Menge Abentheuern und Schicksalen, durch ein unwiderstehliches Fatum getrieben, zurückgekommen, um sein dem Schaffott verfallenes Haupt seinem Vaterlande wiederzubringen.

Was den schwarzen Mann betrifft, so habe ich aus den Untersuchungs-Acten seinen Namen nicht erfahren; aus den Erkundigungen, die ich habe einziehen können, geht nur hervor, daß man eine große Aehnlichkeit in seinen Zügen mit denen eines Arztes aus der Umgegend von Lyon gefunden hat, der sehr bekannt durch seine phrenologischen Studien ist und der eine schöne Sammlung von Schädeln Guillotinirter besitzt, die in einem elegant meublirten Saale, auf das Beste geordnet, aufgestellt ist.

## Boshafter Zufall.

Ein Buchhändler in Mastricht wäre vor Kurzem beinah in eine Criminal-Untersuchung verfallen und das aus folgender Ursache. Er hatte in seinem Laden die Bildnisse der beiden niederländischen Prinzen von Oranien und Friedrich ausgestellt; zwischen beiden aber befand sich das Werk des Bibliophilen Jacob: Die beiden Narren, so placirt, daß gerade dieser Titel lesbar war. Die Sache wurde belacht und ging von Mund zu Munde. Groß war der Lärm, besonders unter dem Militair, und die Behörde zog den Buchhändler zu strenger Verantwortung. Am Ende konnte man freilich, gegen die Betheurungen seiner Unschuld, keinen Beweis böslicher Absicht führen und mußte, was auch jeder privatim denken mochte, die Schuld auf dem Zufall ruhen lassen; es fehlte indessen nicht viel, daß der Witz des — Zufalls die Schließung seines Ladens zur Folge gehabt hätte.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 862. Hamburg. Sonnabend, den 26. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Ankunft des Capitains Ross zu Hull.

(N.)

Wir ließen mit dem Druck inne halten (sagt der Hull Advertiser, dem wir den folgenden, alle Welt interessirenden, Aufsatz entnehmen), um die Ankunft des Capitains Ross, den wir am Bord des Rotterdammer Dampfboats Gazelle in Alt-England zu begrüßen das Vergnügen hatten, zu melden. Er kam in Begleitung unsers Mitbürgers des Capitains Humphreys, dessen Schiff sie auf der Höhe der Humber verlassen hatten und dessen kühner Seefahrerkunst und männlicher Anstrengung die muthigen Schiffbrüchigen nächst Gott ihre Erlösung verdanken. — Es sind uns manche höchst interessante Umstände, auf deren Richtigkeit man sich verlassen kann, mitgetheilt worden, und wir beeilen uns, das Publikum damit bekannt zu machen.

Es war, wie bekannt, im Jahr 1829, wo der Capitain Ross eine Expedition ausrüstete, um die Möglichkeit einer neuen Durchfahrt zu ermitteln, die, wie man behauptet hatte, hauptsächlich durch den Prinz-Regent's-Canal vorhanden seyn sollte; wegen des Verlustes des Fockmastes seines Schiffes (the Victory) und sonstiger widerwärtiger Umstände hatte er aber zu Widefjord, in Grönland, einlaufen müssen, um dort auszubessern. Die Nachrichten von seiner Abfahrt von dort, am 27. Juli 1829, waren die letzte authentische Kunde, die man über die Expedition erhalten hatte, bis deren Befehlshaber und Mannschaft von dem Capitain R. W. Humphreys, führend das Schiff Isabella, von Hull, des Capitains Ross ehemaliges Schiff, aufgenommen wurden. Nach dem Bericht des Capitains Ross scheint es, daß die erste Jahreszeit, die von 1829, die mildeste war, deren man sich nur erinnern konnte, und daß das Meer weniger Eis hatte, als man es auf irgend einer der früheren Reisen gefunden. Am 14. August erreichte er die Stätte, wo die Vorräthe der Fury aufgestapelt waren; er landete ohne Schwierigkeit, und fand die hinterlassenen Lebensmittel ꝛc., aber nicht das Wrack, welches ganz verschwunden war, vor. Nachdem er sich aus diesem Depot mit allem, woran es ihm gebrach, versorgt hatte, fuhr er südlich weiter um das Cap Carey herum, von wo die Westküste ihn in einer südwestlichen Richtung nach 72° nördlicher Breite führte. Hier sah er sich zum erstenmale ernstlich vom Eise behindert; nachdem er aber eine Einfahrt untersucht hatte, fuhr er weiter, um sich südwärts, dem westlichen Ufer so nahe, als es die Wassertiefe nur zuließ, durchzuzwängen, wobei er ab und zu ans Land ging, um die neuentdeckte Region unter der herkömmlichen Ceremonie für die brittische Krone in Besitz zu nehmen. Wegen der schnellen Strömung der Ebbe und Fluth, der scharfen Beschaffenheit des Eises, und des felsigten Charakters der Küste, war die Fahrt höchst gefährlich. Nachdem sie mehrere Male fast wie durch ein Wunder dem Schiffbruch entronnen waren, gelangten sie am Ende, in fast gerader südlicher Richtung von dem Fury-Punct, nach dem 70. Breitegrade, wo ihr Weiterkommen durch eine undurchdringliche Barrière dicken Eises verhindert ward. In einem Hafen, den sie an dieser äußersten Spitze fanden, überwinterten sie.

Im Januar 1830 eröffneten sie einen Verkehr mit einem höchst interessanten Stamme Eingeborener, der nie zuvor mit Fremden zu thun gehabt hatte. Da sich zwischen unsern abenteuerlichen Seefahrern und diesem Ur-Volke bald ein freundschaftliches Verhältniß ergründet hatte, so verstrich der erste Winter, der nicht mehr als gewöhnlich strenge war, sehr angenehm. Auf die Aussage dieser Eingeborenen, daß das östliche Meer von Westen aus durch eine Landzunge getrennt sey, ward dieser Punct dann untersucht, und es ergab sich, daß alle Hoffnung, in dieser Richtung eine Durchfahrt zu finden, aufgegeben werden mußte. Dem Commodore Ross (einem Neffen des Capitains Ross), der ausgesandt worden war, die Küste der Weststee aufzunehmen, die zum Cap Turnagain führte, war es gelungen, bis auf 150 Meilen dahin, und in die Nähe der Gegend zu kommen, wo nach der Vermuthung des Capitains Back der Fisch-Fluß sich in das Meer ergießt. Man überzeugte sich demnach, daß das Land mit dem Lande in Verbindung stehe, welches die Repulse-Bay bildet. Während des Herbstes 1830 warteten die Reisenden vergebens darauf, daß das Eis, wie es im vorherigen Jahre der Fall gewesen, aufbrechen würde. Bei der äußersten Anstrengung hatten sie nicht mehr als vier Meilen weit zurückrhren können und dann in einer höchst kläglichen Lage die Wiederkehr eines beispiellosen strengen Winters abwarten müssen, während dessen die niedrigste Temperatur 92 Grad unter dem Gefrierpuncte war. Da sich der Sommer verhältnißmäßig nicht minder rauh bewies, so war wenig Hoffnung, erlöst zu werden, vorhanden, und ein Weiterkommen von 14 Meilen war alles, was sie erlangen konnten. Im October 1831 ward das Schiff in dem Hafen angelegt, wo es noch diesen Augenblick vor Anker liegt — und wo die Mannschaft einen zweiten Winter bestand, der dem vorherigen in der Strenge nichts nachgab. Da ihr Proviant nun zu Ende war, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihr Schiff im Stich zu lassen und die Stätte wieder aufzusuchen, wo, auf 200 Meilen Entfernung in gerader Linie, durch die Umwege aber, die sie des Eises halber machen mußten, um die Hälfte weiter, noch die Vorräthe der Fury lagen. So verließen sie denn im Monat Mai 1832 den Victory und trafen im Monat Juli, nach vielen Mühseligkeiten und Strapazen, in der Fury-Bay ein. Während dieser Reise mußten sie sich nicht allein mit ihren Lebensmitteln und ihren Kranken, sondern auch selbst mit einem Vorrath Brennmaterial tragen, weil sie, wenn sie nicht den Schnee schmelzen konnten, selbst kein Trinkwasser hatten. Sie besserten die Böte der Fury aus und suchten mit diesen zu entkommen; aber es war schon September, ehe sie die Leopolds-Insel erreichten, welches, wie sie sich dessen völlig überzeugt haben, der Nordost-Punct von Amerika ist. Hier harrten sie mit einer alle Vorstellung überstrigenden Angst, aber vergebens, des Aufbrechens des Eises. Dasselbe bildete hier eine einzige



Digitized by Google

undurchdringliche Masse, die sich queer über den Lancaster-Sund ausdehnte und es den Wallfischfängern unmöglich machte, weiter als bis zur Admiralitäts-Einfahrt zu kommen, wo einige derselben bis zum 19. September d. J. weilten. Als nun der Winter abermals einbrach, da blieb ihnen nichts anderes übrig, als noch einmal den Rückweg zu suchen und neuerdings die rauhe Jahreszeit in Hütten von Segeltuch mit einer Schneedecke zuzubringen. Diesmal müssen sie, bei der Entbehrung von Betten, von Kleidungsstücken und von thierischer Nahrung furchtbar gelitten haben. Capitain Ross sagt, es sey nicht möglich, ihre Leiden vollständig zu schildern; denn er dürfe nicht erwarten, daß jemand es glauben würde, daß Menschen das, was sie erduldet, und eine so lange Zeit erduldet, überleben könnten. Der Zimmermann erlag den Leiden, und mehrere andere von der Mannschaft waren so weit weg, daß man sie bis nach Batty Bay, wo die Böte hinterlassen worden waren, tragen mußte.

Der Frühling und der Sommer des gegenwärtigen Jahres gewährten den unglücklichen Abenteurern eine tröstliche Aussicht. Das Eis brach am 14. August auf, und sie kamen an demselben Tage auf der Leopolds-Insel an, wo der Capitain Humphreys von der Isabella dahin zu gelangen bemüht gewesen war. Dieser hatte aber nicht durchs Eis kommen können und war von einem Nordwest-Sturm südlich, der Prinz-Regent's-Einfahrt zu, getrieben worden. Der Capitain Ross und seine Gefährten blieben zurück, bis der Sturm sich gelegt hatte; als sie dann die Ueberfahrt machten, so passirten sie die Isabella, die südlich gegangen war, in nördlicher Richtung; und als sie nun an das südliche Ufer von Lancaster-Sund gekommen waren, da trafen sie fast zu gleicher Zeit mit der Isabella an dessen Einfahrt zusammen. Es ist unmöglich, die beiderseitigen Gefühle bei diesem Zusammentreffen zu beschreiben. Nur derjenige, der in einer ähnlichen Lage gewesen ist, kann sich einen Begriff von dem machen, was diejenigen fühlten, die durch die Hand der göttlichen Vorsehung aus solchem Elend befreit worden waren; auch ist es nicht möglich, die Empfindungen desjenigen völlig zu beurtheilen, den die göttliche Gnade zu ihrem Werkzeug erkohren hatte. Die Erlösten waren von ihren Leiden nicht schärfer mitgenommen worden, als es zu gewärtigen war, und man kann sagen, daß sie sich in Folge einer gütigen und wahrhaft brittischen Behandlung vollkommen wieder erholt haben. Der Umstand, daß der Capitain Ross durch dasselbe Schiff, welches er im Jahr 1818 befehligte, erlöset worden ist, ist zugleich als ein außerordentliches und glücklicher Beschluß der Reise anzusehen, die, soweit das Streben der Forschenden gegangen ist, den bestimmtesten Beweis geliefert hat, daß es südwärts im 71° nördlicher Breite keine neue Durchfahrt giebt. Das entdeckte Land, größer als Großbritannien, ist Boothea genannt worden, nach Felix Booth Esqr., der im Jahr 1829 Sherif von London war, und der den Capitain Ross als ein patriotischer und von Gemeingeist beseelter Bürger unterstützte, als er seine Expedition ausrüstete. Die wahre Lage des magnetischen Poles ist ausfindig gemacht und noch sonst vieles zur Bereicherung der geographischen und philosophischen Kenntnisse entdeckt worden. Der Capitain Ross hatte eine gute Gelegenheit, seine frühere Aufnahme der Westküste von der Baffins-Bay, welche, wie dies jeder Grönlandsjäger bezeugen wird, die richtigste ist, zu verificiren. Nur drei Mann starben während der Reise, und unter diesen zwei, deren Constitution einem solchen Clima nicht gewachsen war. Im Ganzen läßt sich mit Wahrheit sagen, daß diese Expedition mehr, als irgend eine vor ihr, ausgerichtet hat, und es ist nicht außer Acht zu lassen, daß Capitain Ross und sein Neffe als Freiwillige, ohne Sold, auf die Erreichung eines großen Nationalgegenstandes ausgegangen sind und dabei all das Ihrige eingebüßt haben.

---

## Ueber das türkische Reich, seine jetzige Lage und seine Zukunft.

(Aus dem Westminster Review.)

(N.)

Was wird aus dem Orient werden; welches ist seine jetzige Lage; welch ein Geschick steht diesem alten Asien, das dem Abendlande seine Civilisation gegeben hat, bevor? Wird das ottomannische Reich; der Thron Mahomeds, den das christliche Europa nie hat umstoßen können; die barbarische Horde, die mitten unter uns ihr Lager aufgeschlagen hat, ohne daß einmal der Versuch gemacht worden ist, sie aus ihrer Usurpation zu vertreiben; Constantinopel, dieser von dem Islamismus an den Bekennern des Christenthums verübte große Raub: endlich dies ganze, auf dem Fatalismus und der Tapferkeit beruhende, orientalische System zugleich zusammenbrechen?

Wenn uns nicht Interessen, die allerdings wohl minder wichtig, aber für uns dringlicher sind, beschäftigten, so würden die Fragen, welche Asiens jetzige Lage aufwirft, uns sicherlich als von hoher Bedeutung und der Beachtung des Philosophen sehr würdig erscheinen. Auf dem einen Ufer des Bosphorus demüthigt das türkische Reich sich vor den triumphirenden Armeen eines Rebellen; und auf dem andern Ufer besteht es nur noch wie durch ein Wunder fort. Wenn zwei europäische Mächte es so wollten, so würde des Sultans Thron binnen sechs Monaten in Trümmern seyn. Die hohe Pforte ist endlich in den verächtlichen Zustand hinabgesunken, der das Grab des byzantinischen Reiches war. Gleich dem Constantinopel der griechischen Kaiser in den letzten Zügen, von allen Seiten und fast täglich enger von furchtbaren Feinden eingeschlossen, ist ihm nur noch der Schrecken seines Namens und die Erinnerung an seine ehemalige Größe geblieben. Das Reich Mahomeds II. und Solimans des Prächtigen ist nun noch ein Spielball der großen europäischen Mächte, eine Ruine, die man noch erhalten will, die aber bei der ersten Berührung in Staub zerfallen würde. Mag sich die Autorität des Sultans dem Namen nach noch über ein großes Gebiet erstrecken, so vermehrt seine wirkliche Macht sich doch mit jedem Jahre mehr und mehr. Die ottomannische Herrschaft würde schon nach Asien zurückgeworfen worden seyn, wenn man nicht die Schwierigkeit, auf ihren Trümmern ein europäisches Königreich zu gründen, eingesehen hätte, ein Grund der Erhaltung, der dem byzantinischen Reiche nicht zu statten kam, als es in den letzten Zügen lag. Diese asiatische und barbarische Macht, die sich in Regionen eingedrängt hat, welche ehemals die civilisirtesten von Europa waren, wird gerade durch diese Cabinette selbst in Schutz genommen, weil, wenn Constantinopel einmal gefallen wäre, die Beute getheilt werden müßte, was seine großen Schwierigkeiten haben würde. Das Ergebniß der zu Petersburg, Paris oder London eröffneten Unterhandlungen beschleunigt oder verzögert ihren Sturz. Ob der Sultan energischen oder indolenten Charakters ist, thut nichts zur Sache — die innere Kraft des Reiches ist auf immer dahin.

Dieser Verfall selbst und diese schwankende Lage steigern noch das Interesse, das an die orientalischen Länder und vor allem an die Türkei stets geknüpft gewesen ist. Welch ein Reich, das in seinem Schooße ganz Kleinasien und den Theil von Europa birgt, der als Bindepunct und Zwischenring zwischen Europa und Asien dient! Es hat einen Ueberfluß an wichtigen Materialien, an Elementen der Stärke und der Lebenskraft und an Erinnerungen der Größe. Unstreitig hat das türkische Reich sich seit dem Tode Solimans des Prächtigen, im Jahr 1566, mehr und mehr seinem Verfalle genähert. Die Einnahme von Candien ist der letzte wichtige Triumph der ottomannischen Waffen gewesen; seitdem haben die

Digitized by Google

Venetianer, die Ungarn, die Polen und die Ruſſen dieſem barbariſchen Reiche die Waage gehalten und ihm Schach geboten. Das Gebiet und die Macht eines jeden Sultans haben ſich mehr und mehr verringert; der politiſche Krebs, welcher an den Eingeweiden dieſes großen kranken Körpers nagte, dehnte ſeine Verheerungen aus und näherte ſich dem Herzen. Jetzt hat, unſers Bedünkens, ſeine letzte Stunde geſchlagen, und ſeine letzte Hoffnung beruht nur noch, wie ſchon geſagt, auf dem gegenſeitigen Mißtrauen und der intereſſirten Politik der europäiſchen Herrſcher.

Der Türke kann nur als Türke, als Kind von Aſien, als Sohn der Tartaren furchtbar ſeyn. Man mache einen Europäer daraus, und ſein angeborener Charakter wird verwiſcht werden; er wird ſeine Stärke, ſeine Energie, ſeine Größe verlieren, ohne dagegen die Lebendigkeit, die Geſchicklichkeit, die Gelenkigkeit, welche ſeiner Natur fremd ſind, zu erwerben. Mahmud iſt unſtreitig ein großer Mann; aber die Verbeſſerungen, die er in das Militairſyſtem hat einführen wollen; ſeine europäiſchen Neuerungen, die Vertilgung der Janitſcharen, die Veränderungen, welche er mit den Trachten und den Sitten ſeines Volkes vorgenommen hat, ſind viel weniger als Beweiſe einer moraliſchen Wiedergeburt, denn als Zeichen eines Verfalls anzuſehen, dem man vergebens zu entrinnen ſucht. Ohne Turban, ohne Pallaſch, ohne fliegendes Gewand und ohne Perlenſchmuck iſt der Ottomanne nichts mehr. Man disciplinire ihn in der Weiſe der preußiſchen und franzöſiſchen Regimenter, und ſeine Bewegungen, vorher frei, majeſtätiſch und voller Kraft, werden linkiſch und gezwungen ſeyn. Was will man ihm als Erſatz geben, wenn man ihm die feierliche Würde, die feurige Begeiſterung nimmt, durch die er ſich vorher ausgezeichnet hat? Die Türken zu den ſchnellen Evolutionen der Soldaten des Abendlandes zwingen wollen, wäre daſſelbe, als wollte man ſich der Kanonen der Dardanellen als Feldſtücke bedienen.

Und iſt er nicht überdem Fataliſt? Dieſe Lehre, dies moraliſche Opium, das ihn ehemals wie einem kriegeriſchen Feuer und Eroberungsluſt berauſchte, hat ihn nun ernſt ſtupide und majeſtätiſch gleichgültig gemacht. Von ſeiner unvermeidlichen Prädeſtination überzeugt, verachtete er ehemals den Tod und ging blindlings der Gefahr entgegen. Gegenwärtig iſt es das Leben, das er verachtet; er läßt ſich freiwillig ſeine eigene Demüthigung gefallen. „Maſchallah!“ wie Gott will! war ſonſt ſein Kriegsgeſchrei; jetzt iſt es ſein Ausruf der Ergebung und der Niederlage. Eine tiefe Apathie hat ſich ſeiner bemächtigt. Während Europa ſich von einem Strome leidenſchaftlicher Meynungen, von einer unwiderſtehlich und fieberhaft fortſchreitenden Thätigkeit hingeriſſen ſieht, liegt der Muſelmann im Schlummer, dem Schutze des Propheten vertrauend und ſich deſſen Willen fügend. Jahrhunderte haben ihn in dieſer Gewohnheit einer apathiſchen Sicherheit erhalten. Er bleibt darin verſunken. Er wird von allen benachbarten Völkern überflügelt, und bald werden die Fluthen, welche heranbringen und ſich anthürmen, ihm über dem Haupte donnern und ihn zuletzt verſchlingen.

Die Janitſcharen und die Ulemas, welche die Stärke des ottomanniſchen Reiches ausgemacht hatten, ſind auch deſſen Verderben und Geißel geworden. Die Militairmacht, von den Erſteren repräſentirt, und die geiſtliche Macht, welche die Zweiten inne hatten, hatten ſich zum Untergange des Staates miteinander verſchworen. Seit dieſer Verbindung war der Thron von dem allmächtigen Willen dieſer Doppelmiliz abhängig. Die Gewalt der, mit den Auslegern der Geſetze vereinten, Janitſcharen war nun unbegränzt: ihre inſurrectionellen Bewegungen erſchütterten den Staat ohne Unterlaß. Die Janitſcharen, mit deren Empörung es wenig auf ſich gehabt hätte, wenn ſie allein geweſen wären, ſahen ſich von dieſem geiſtlichen Corps, deſſen viele Windungen das ganze Reich Schlangen gleich umſchnürten, unterſtützt.

Die Stiftung eines Prieſterordens war den Abſichten Mohameds völlig entgegen; denn der Koran gebietet, daß jeder Bürger in ſeiner Familie das Prieſteramt verrichten und das heilige Buch erklären ſoll. Kaum war der ottomanniſche Ruf durch die Niederlage von Lepanto verdunkelt worden, ſo hoben auch die Ulemas, die ſich eine geraume Zeit in ehrerbietiger und beſcheidener Unterwürfigkeit gehalten hatten, das Haupt höher und behaupteten, das Schickſal des Reichs ſey allein von ihnen abhängig. Der ehemalige Glanz des halben Mondes erblaßte: dieſen Umſtand benutzend, kamen die Ulemas nun hinter ein Geheimniß, von dem ſie bis dahin noch nichts gewußt hatten, nämlich, daß ſie die alleinigen ächten Abkömmlinge des Propheten, die alleinigen Ausleger des Geſetzes ſeyen. Die Soldaten-Könige von tartariſcher Abkunft hatten ſich, nachdem ſie eine lange Zeit das geiſtliche Patriarchat und deſſen Pflichten mit Geringſchätzung betrachtet, in dem Serail verweichlicht und fröhnten nur ihren Lüſten. Den Befehl über die Truppen führten die Veziere und die Paſchas. Der Sieg hörte auf, den Standarten Othmans treu zu ſeyn, und die noch vor Kurzem zu Boden geworfenen und zum Schweigen gebrachten Factionen hoben kühn wieder das Haupt empor. Verſchwunden war die Disciplin der Janitſcharen, verſchwunden die Unterwürfigkeit der Ulemas: beide riſſen alle die Gewalt an ſich, die bis dahin das Eigenthum des Monarchen geweſen war. Sie ſahen es wohl ein, daß ſie, um ihr Vorhaben durchzuführen, ſich einander Schutz leiſten und feſt zuſammenhalten müßten; und während die Fetwahs oder Edicte der Muftis die Zügelloſigkeit der Männer in den Waffen guthießen, wurden die Inſolenz und die uſurpirten Anmaßungen der Prieſter von dem Pallaſch der Soldaten ermuthigt und unterſtützt. So fiel allmählig die Grundlage der türkiſchen Gewalt ſelbſt in Stand zuſammen. Seit der Regierung Selims II. zeigt jedes Blatt der Geſchichte dieſes Landes die Spur des verderblichen Kampfes, den es wider das doppelköpfige Ungeheuer einer gebieteriſchen Armee und einer habgierigen Theokratie zu beſtehen gehabt hat. Othman I., Amurath IV. und Selim III. kamen in dieſem Kampfe um, und die machtlos gewordene Türkei ward Europa zum Gelächter.

Sie war deſſen Schrecken geweſen. Der europäiſche Continent erzitterte, als der Muſelmann auf deſſen verarmten Boden den Grund ſeines Reiches anlegte. Durch ein ſonderbares Ungefähr, durch eine der geſchichtlichen Zufälligkeiten, die man zu bemerken nicht umhin kann, ward das Innere der Lede damals durch furchtbare Erſchütterungen zerriſſen. Alle Städte Thraziens ſtürzten, wie Kantacuzenes berichtet, zugleich über den Haufen. In dieſen umgeſtürzten Zinnen, in dieſen eingeſchoſſenen Thürmchen glaubten die Türken Allahs unumſchränkten Befehl zu leſen, daß ſie ſich der chriſtlichen Kirchen bemeiſtern und dieſe Trümmer zu Moſchee'n umbilden ſollten. „Das war,“ ſagen die türkiſchen Geſchichtſchreiber, „die Deutung, welche die Weiſen dieſem Phänomen, das die Nationen in Schrecken ſetzte, gaben.“ Die Anhänger Mohomeds blieben demnach im Beſitz der alten Städte Thraziens; der halbe Mond blitzte von den Mauern von Gallipoli, dem Schlüſſel des Hellesponts; die europäiſchen und aſiatiſchen Beſitzungen wurden durch ein Band vereint, das ſeitdem nicht mehr zerriſſen worden iſt. Bald ſah das byzantiſche Reich ſich von einem ehrſüchtigen, wachſamen, kriegeriſchen Feind bedrängt, der zugleich zu Buſſa und zu Adrianopel herrſchte. Obgleich Mohomed I. es zugleich mit vier Rivalen zu thun hatte, triumphirte er vermittelſt Geſchicklichkeit und Ausdauer über ſie alle, und Mohomed II. machte die berühmte Erſcheinung Othmans wahr, indem er ſich des alten Conſtantinopels, des ausgearteten, wenn gleich nicht ruhmloſen Erben Roms und Griechenlands bemeiſterte. Seit dieſem Augenblicke bis zur Regierung Solimans des Prächtigen ſah man dieſe neue Macht einen unerhörten Aufſchwung und Zuwachs nehmen, ſich über das europäiſche Gebiet ausbreiten, in Aegypten



Digitized by Google

Fuß faſſen, und ſelbſt den Euphrat nicht als die letzte Gränze ihrer Herrſchaft anerkennen. Selims Siege über den Schach von Perſien und die Eroberung von ganz Aegypten conſolidirten das Hehre ottomaniſche Reich.

Als der Orient bezwungen worden war, da wandten ſich die Weltverheerer abermals und drahender als je wieder dem Abendlande zu. Damals beſtieg der Ludwig XIV. dieſes Reiches, Soliman der Prächtige, oder, wie die Türken ſagen, Soliman der Geſetzgeber, ſeines Jahrhunderts würdig, den Thron. Damals lebten zu gleicher Zeit die merkwürdigſten Monarchen der neueren Geſchichte: Carl V., Leo X., Heinrich VIII., Franz I., Gritti, der Doge von Venedig, Waſſili Iwanowitſch, der Eroberer von Aſtrachan und der Begründer der ruſſiſchen Größe, Sigismund I., König von Polen, Schach Ismael, der Stifter der perſiſchen Dynaſtie der Sofis, endlich der größte der Mongolen, der weiſe, der glänzende Akbar. Welch eine imponirende Geſellſchaft! welch ein Verein von gekrönten Superioritäten! Laſſen ſich wohl ſchönere Namen in den Annalen des menſchlichen Ruhmes finden?

Aber alle europäiſchen Nebenbuhler Solimans werden durch die glänzenden Siege, durch die unermeßlichen Eroberungen des ottomaniſchen Kaiſers in Schatten geſtellt. Selbſt Carl V., in deſſen Staaten die Sonne nie unterging, kann ſich dieſem Rieſen des türkiſchen Reiches nicht vergleichen, deſſen Thron durch die Demüthigung Perſiens, durch die Eroberungen von Rhodez, Belgrad und der ganzen Küſte von Afrika, durch die große Schlacht von Mohacz und durch die Seeſiege Barbaroſſas befeſtigt wurde. Ganz Europa erbebte; Wien entging nur wie durch ein Wunder dem Joche des Siegers; und während endlich Carl V., Mönch geworden, ſeinem Sohne ein Bruchſtück ſeiner durch bürgerliche und Religionskriege zerriſſenen Länder hinterließ, vererbte Soliman, als er ſtarb, ein compactes, auf feſten Grundlagen ruhendes glorreiches Reich, welches nur die Zeit in ihrem zerſtörenden Gange hat ſchwächen und erſchüttern können. Man leſe nur die Briefe von Busbeck, und man wird daraus erſehen, wie Soliman ſich eben ſo für die Künſte des Friedens wie für die des Krieges intereſſirte; wie er Paläſte aufführte, Gelehrte und Dichter aufmunterte, den Codex der Nationalgeſetze verbeſſerte, und ſich als einen würdigen Wetteiferer nicht bloß von Franz I., den man in dieſer Beziehung zu ſehr gerühmt hat, ſondern ſelbſt von Leo X. zeigte. Die Muſelmänner nennen ihn nur den Geſetzgeber, welchen ehrwürdigen Titel er in jeder Beziehung verdient. „Dieſer Monarch," ſagt der obengenannte Geſchichtſchreiber, „hatte drei Wünſche, die ihm ſehr am Herzen lagen, nämlich: die Waſſerleitungen von Conſtantinopel zu vollenden, die große Moſchee aufzuführen, und Wien zu erobern." Der letzte dieſer Wünſche blieb bekanntlich unerfüllt. „„Wien, meine Schande und mein Unglück!"" rief er jedesmal aus, wenn er dieſer Stadt, vor welcher ſeine Waffen den Kürzeren gezogen hatten, erwähnte. War es Solimans Schuld, wenn die kriegeriſche Bevölkerung, die er befehligte und die aus den Höhlen des Kaukaſus hervorgegangen war, ſich unbewandert in den Künſten der Geſittigung zeigte; wenn man die Sprache, deren ſich ſeine Dichter bedienten, ſelbſt in Aſien wenig kannte; wenn die Materialien, aus welchen man die Moſchee'n aufführte, zwar reich, aber barbariſch waren; wenn die muſelmänniſche Religion ſich aus Aberglauben den Fortſchritten der Bildhauerkunſt, der Malerei und der Muſik widerſetzte? Er hat für ſein Land gethan, was nur der beſte, der größte Monarch zu thun im Stande geweſen wäre.

Man hat nicht geſehen, daß er, wie Franz I., die Moralität ſeines Volkes verdorben, ſeinen Haf zu einer Stätte des Laſters gemacht, ſein Wort gebrochen, eine eitle und zügelloſe Tyrannei ausgeübt, in einem Lande, wo die Vielweiberei durch die Religion verboten iſt, einen Harem geſchaffen hätte; eben ſo wenig hat er Heinrich VIII. geglichen, der in ſeinem Zorne nie eines Menſchen ſchonte, dem kein Weib heilig war, wenn er ein Gelüſte zu ihr hatte, der die Gegenſtände oder die Opfer ſeiner wüthenden Leidenſchaften, ſeines frivolen Wegwohns das Schaffott beſteigen ließ, nachdem er ſein Bett mit ihnen getheilt hatte. Die Fehler Solimans entſprangen aus einer ganz entgegengeſetzten Quelle: er ließ ſich von einer Frau, von der Roxelane leiten, die, nach Marmontel, eine Franzöſin geweſen, aber in Wahrheit von ruſſiſcher Abkunft und Geburt war. Dieſe ſonderbare Laune ehelicher Treue und Anhänglichkeit an eine einzige Frau trug keineswegs dazu bei, ihn glücklicher und tugendhafter zu machen. Roxelane, die über dieſen Eroberer von ſo vielen Reichen eine volle Gewalt hatte, und zugleich die unumſchränkteſte Herrſchaft im Serail ausübte, gab den Befehl zu all den Mordthaten, welche jene Epoche entehren, und ließ mehr als zehn Fürſten von derſelben Familie unter dem Dolche oder durch die ſeidene Schnur umkommen.

Eine der ſonderbaren Freiheiten, welche die Gelehrten ſich herausnehmen, iſt die, nach eigener Willkühr und der ſonderbarſten Laune dasjenige, was Tacitus das Gewiſſen des menſchlichen Geſchlechts nenne, die Geſchichte, zu entſtellen. Die Stumpfnaſe der Roxelane iſt ein Gegenſtand des Scherzes und der Madrigalle der meiſten europäiſchen Schriftſteller geworden; doch zeigt die Geſchichte ſie uns in einer andern Geſtalt. Dieſe verderbte, auf alles, was ihren Gebieter umgab, was ihrem Anſehen ſchaden konnte, eiferſüchtige Frau ertheilte aus dem Innern des Serails zu mehreren Mordthaten und Vergiftungen den Befehl als woran Johanna von Neapel und Catharina von Mediciß, je gedacht haben. Dank ihr und ihren Intriguen ſtarben die meiſten Kinder, welche Soliman mit ſeinen andern Frauen gezeugt hatte, eines gewaltſamen Todes, ja einige fielen ſelbſt durch ſeine Hand.

Akbar, Solimans glorreicher Rival, erhielt ſich faſt auf gleicher Linie mit dieſem großen Manne, ja er übertraf ihn ſelbſt noch in einer Beziehung: tolerant, wie dieſer, in religiöſen Dingen, hörte er nicht auf die Einflüſterungen einer Frau, entvölkerte er nicht ſein Serail auf den Wink einer Roxelane. Er war zugleich ein großer Geſetzgeber, ein aufgeklärter Beſchützer der Künſte, ein Mann von Geſchmack und Philoſoph. Seine Unterthanen haben ihn, weil ſie ihn ſo human, ſo tolerant gegen alle Secten ſahen, der Abgötterei beſchuldigt; ein bewunderungswürdiges Lob in einer barbariſchen Zeit, in einem Lande und unter Sitten, wo ein Menſchenleben ſo gering geachtet wird, wo die Beſchirmung der Glaubenslehre durch den Säbel ſo natürlich erſcheint. Auf Akbars Stimme verſchmelzen das muſelmäniſche und das braminiſche Indien ſich zu einem einzigen Volke; es entſpringen dem Boden ſchöne Denkmäler der Baukunſt; Delhi wird die Hauptſtadt des Morgenlandes. Allerdings konnte man auch dieſelbe religiöſe Duldung an Soliman bewundern, und, ſo ſtrenge er ſich auch ſelbſt an die vorgeſchriebenen Lehrſätze hielt, ſo iſt ſeine Regierung doch nie durch einen inquiſitoriaſiſchen und fanatiſchen Mord beſudelt worden.

Die beiden Nachfolger Solimans waren ihm in gar nichts ähnlich. Selim der Trunkenbold nahm ein ſeinem Namen würdiges Ende: als er trunken ins Bad gehen wollte, verlor er das Gleichgewicht, ſchlug zu Boden, und zerſchmetterte ſich auf dem Marmorpflaſter das Haupt. Während ſeiner Regierung war es, wo die ottomaniſche Pforte ſich mit einer wahrhaft ehrloſen Treuloſigkeit der Inſel Cypern bemächtigte. Die Türkei lebte mit Venedig im Frieden, als die ottomaniſchen Truppen die Inſel überfielen, ſie faſt ohne Schwerdtſchlag in Beſitz nahmen, ſie einer ſcheußlichen Plünderung preisgaben, tauſenderlei Grauſamkeiten begingen, ſtromweiſe Menſchenblut vergoſſen und ſich ſo einer der ſchönſten Domainen der Levante bemächtigten. Als die That vollführt worden war, verlangte die Pforte von den Muftis ein Gutachten, ob dieſe Eroberung eine geſetzliche ſey. Die jeſuitiſche Antwort der Ausleger des

Digitized by Google

geheiligten Gesetzes verdient es schon, daß man sie aufbewahre und sie der Indignation der Nachwelt, dem Brandmark der Geschichte überantworte. Hier eine wörtliche Uebersetzung dieser schmählichen Actenstücke.

### Frage.

„Wenn ein ehemaliges Besitzthum der ottomannischen Pforte von dem Gebiete Islams losgerissen worden ist und die Moschee'n in christliche Kirchen, die Symbole des wahren Glaubens in Symbole des Unglaubens und der Gottlosigkeit umgewandelt worden sind; wenn die Anhänger des Islams, die sich innerhalb der Gränzen des Gebiets befinden, auf eine gräuliche Weise von den neuen Besitzern unterdrückt werden — ist es dann dem Beherrscher von Islam, angetrieben von seinem Eifer für den mahomedanischen Glauben, erlaubt, dies Land den Ungläubigen zu entreißen, um es dem Gebiete des Islam wieder einzuverleiben und, zum Besten des wahren Glaubens, den förmlichen Artikel der Tractaten zu brechen und dennoch mit den andern christlichen Nationen in einem tiefen Frieden zu bleiben?"

### Antwort.

„Außer allem Zweifel. Nur allein der Herrscher von Islam hat das Recht, etwas zu thun und ungethan zu machen, zum Besten aller Muselmänner zu binden und zu lösen. Wenn ein Friedenstractat geschlossen worden ist, der das ottomannische Interesse verletzt, so ist dieser Tractat schon in sich selbst null und nichtig. Sobald sich ein augenblicklicher oder ein dauernder Vortheil zeigt, ist es die Sache des Oberhauptes der Gläubigen, den Tractat zu brechen. So hat der Prophet (sein Name sey geheiligt!) als er, im sechsten Jahre der Hegyra, mit den Ungläubigen einen Frieden geschlossen hatte, der bis ins zehnte Jahr dauern sollte, und zu welchem Ali (möge seine Person verklärt seyn) den Entwurf gemacht, es für gut und vortheilhaft gefunden, den Tractat im nächsten Jahre zu brechen, die Ungläubigen unversehens zu überfallen, und Mekka zu erobern. Der Kalife, welcher Gott auf Erden repräsentirt, hat, seinem kaiserlichen und untrüglichen Willen gemäß, dieser edlen Sunn des Prophoten nachgeahmt. Gesegnet sey er in seinem Namen und in seinen Thaten! Geschrieben von dem demüthigen Ebu-Sund."

Befudelt durch eine Verletzung des Völkerrechts, von welcher die Geschichte wenig Beispiele aufzuweisen hat, ward die Eroberung von Cypern noch in unschuldiges Blut getaucht und durch die Hinrichtung Bragadino's, des heldenmüthigen Vertheidigers von Famagusta, der von den Türken lebendig geschunden wurde, gebrandmarkt. Diese Handlung stand im Einklang mit den Sitten des Jahrhunderts; Selim II. war ein Zeitgenosse Carls IX. und Iwans des Grausamen. Es war kaum ein Jahr verflossen, wo der König von Frankreich von seinem Balcon herab das Blutbad von St. Bartholomäus befohlen und ihm zugesehen hatte; dreizehn Monate später ward die Garnison der eingenommenen Feste Wittenstein in Finnland in Stücken gehauen und deren Gouverneur wurde, nachdem er auf einer Lanze gespießt herumgetragen worden, lebendig verbrannt. Es fielen gräuliche Orgien auf der Insel Cypern vor: der Oberrichter und der Mufti berauschten sich mitten unter den Leichen; die Frauen wurden geschändet und die Gefangenen wurden inmitten dieser blutigen Bachanalien erwürgt. Die Sache hatte einige Aehnlichkeit mit den schnödbaren Siva's-Festen in Indien, bei welchen auch die Ausschweifungen und das Morden Hand in Hand gehen und die, allen Wollüsten fröhnenden, Braminen ihrem Gotte Menschenopfer bringen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Sitten der jetzigen Griechen.

(2.)

Durch einen unerklärlichen Widerspruch sind diese Menschen, begabt mit einer lebendigen Einbildungskraft, mit einer harmonisch accentuirten Sprache, mit einem zarten Gefühl für Rhythmus und Maaß, endlich mit einer so poetischen Organisation, doch völlig ohne musikalischen Geschmack und Tact. Weder Grundsätze noch Gefühle der Kunst fordere man von ihnen. Nicht zufrieden, die Tonleiter der Türken und Andrer angenommen zu haben, die durch Viertelstöne fortschreitet oder vielmehr die keine gleichen Intervallen beobachtet, haben sie den modernen orientalischen Gesang noch durch scharfe Töne modificirt, wo Accorde zu unterscheiden einem europäischen Ohre unmöglich ist. Cantilenen, Romanzen, Myriologieen, bachische, erotische oder religiöse Lieder — alles wird nach derselben Weise componirt und mit einer spitzen, schleppenden und näselnden Stimme abgeschrieen. Zu diesem scherklichen Gesange denke man sich nun noch die grelle und trockene Begleitung einer Art von Guitarre mit drei Saiten, die man mit einer Feder oder einer Karte spielt, so wird man einen Begriff von dieser mißtönenden, höllischen Kakophonie haben. Das ist die Musik der Griechen.

Ihr Tanz, ob man ihn wohl nicht minder barbarisch nennen kann, hat doch ein gewisses Verdienst der Originalität und die Eleganz des Costumes macht ihn bisweilen graziös. Die Romaica ist eine Ronde, angeführt von einem Koryphäen, der die bizarrsten Pas macht, sich beugt, niederfällt, wieder aufsteht und in einer eben so oft wirklichen als verstellten Trunkenheit tausend seltsame Bewegungen macht. Ich habe niemals in Griechenland moderne Statuen gesehen; aber die Malerei und die Architectur haben bei denen fast götzendienerischen Frommen nicht ganz vergessen werden können. Die erstere hat sich erhalten, um die Altäre mit groben und schwerfällig illuminirten Bildern zu umgeben; der zweiten verdankt man einige Kirchen, wo ein schlechter Geschmack ungeschickterweise ein Gemisch von griechischer, arabischer und gothischer Baukunst gemacht hat. Das ist in wenigen Worten der Zustand der Künste bei einem Volke, das sie fast alle erfunden und das seine Natur beruft, sie noch mit Erfolg zu cultiviren; denn, ich wiederhole es, die politischen Umstände, welche die Civilisation der Griechen vernichtet haben, haben ihre Empfänglichkeit für Begriffe und Gefühle wenig verändert. In Griechenland hat die Geselligkeit die Gesellschaft überlebt und mit Unrecht erlaubt man sich gegen dieses Volk im Allgemeinen Anklagen der Grausamkeit, gestützt auf einzelne Thatsachen des Unabhängigkeitskrieges.

Wahr ist zwar, daß die Stunde der Freiheit für sie der Augenblick der Rache war; wahr ist es, daß sie verschiedenemale den Sieg mißbrauchten, indem sie Greise, Kinder und Weiber niedermetzelten; aber man muß bedenken, daß ihre Feinde nicht anders gegen sie handelten und daß zu Chios und Aivali, zu Constantinopel und zu Smyrna, die Türken, ohne Vorwand und ohne Zweck, die ganze wehrlose Bevölkerung, die unter dem Schutze der ottomannischen Gesetze lebte, erwürgte. Um ihre Wuth zu bemeistern, hätten die Griechen eben so viel Großmuth als ihre Herren Wuth und Grausamkeit haben müssen. Konnte man wohl mit einemmale die Mäßigung von ihnen erwarten, die nur der Kunst eigen ist, und die freie Nationen nur durch eine lange Uebung gesellschaftlicher Tugenden erlangen? Welche menschliche Macht hat sich zu allen Zeiten rein genug von Fanatismus und blutigem Hasse gezeigt, um das Recht zu haben, den Fluch über Unterdrückte auszusprechen, deren Grausamkeiten nur Repressalien waren?

Man braucht nur einige Zeit unter den Griechen gelebt zu haben, um das vollständige Werk ihrer Wiedergeburt für möglich zu halten. Bei den Landleuten von Attica und Morea, eine arbeitsame Classe, die man mi

Digitized by Google

dem Namen Klephs bezeichnet, bieten reine und milde Sitten noch das Bild des durch die Dichter der Vorzeit besungenen Lebens dar. In dem Peloponnes, der fast immer der Hungersnoth und der Anarchie preisgegeben ist, ist seit sechs Jahren nicht ein Mord begangen worden. Der gesellschaftliche Instinct ergänzte selbst die Gesetzgebung und vertheilte, so viel als möglich, die klingende Münze, die nur noch auf dem Wege der Industrie und des Handels circulirte. Ein Gebrauch, der strenger beobachtet wurde, als ein Gesetz, und dessen Verletzung Ehrlosigkeit zur Folge gehabt haben würde, zwang alle Eigenthümer, ihre Familie und selbst die entferntesten Verwandten von ihrem Vermögen zu erhalten.

Dieselben Menschen, die sich unter sich den süßen Brudernamen geben und die sich in den Verlegenheiten des häuslichen Lebens wechselseitig unterstützen, zeigen sich gegen Fremde mißtrauisch und egoistisch. Der griechischen Familie nicht anzugehören, ist in ihren Augen ein Unrecht, was man nur mit Geld abkaufen und versöhnen kann. Kommt der Fremde in ein Dorf, so fliehen die Weiber vor ihm und die Männer messen ihn mit einem Blicke des Mitleids und der Nachsicht; was ihre Achtung betrifft, so kann er sie nur mit seinem Beutel erwerben. Die Griechen hätten inzwischen von den Türken die patriarchalische Gastfreiheit lernen können, die das Evangelium und der Koran lehrt, deren Ausübung aber sich jetzt in vollem Umfange der Hochherzigkeit und Aufopferung fast nur bei den Anhängern Mahomets findet. Der Muselmann, wenn er den Fremden, den Giaur, den Christenhund, in seinen Garten oder Weinberg treten sieht, läßt ihn nach Gefallen Früchte brechen und sagt: er hat Hunger, möge er essen. Des Griechen einziger Gedanke ist, ihn wegzujagen oder sein Bedürfniß zu benutzen. Erst seit kurzer Zeit kennt er den Besitz, ohne Furcht aus seinem Eigenthum geworfen zu werden: er ist eifersüchtig auf seine Genüsse und zeigt sich, bei jeder Frage, die das Eigenthum betrifft, ganz als Europäer.

Die Wildheit, die die Bergbewohner charakterisirt, muß als eine Reaction der Lage ihrer Frauen betrachtet werden, weil die letzteren, vermöge der Natur ihrer sozialen Verhältnisse, nicht auf die Volkssitten den angenehmen bildenden und mildernden Einfluß haben können, wozu sie allein das Geheimniß besitzen. Den strengen Gebräuchen unterworfen, die die Eroberer mitgebracht, wurden sie der häuslichen Freiheit beraubt, ohne die Vortheile zu genießen, deren sich die Frauen der Eroberer erfreuen. Die Türken von Morea, Attica und Romelien, fast alle nur mit einer Frau und im Schutze ihrer Festungen lebend, konnten ihren Gattinnen zärtlicher Sorgfalt widmen und machten ihnen eine durch moralische und religiöse Vorurtheile auferlegte Gefangenschaft leicht, ja angenehm. Immer Sclaven, immer auf Streifzügen, angreifend oder fliehend, begriffen, konnten die Griechen den ihrigen nicht die Entschädigung einer glücklichen Muße gewähren und so wurden sie mehr die Sclavinnen als die Gefährtinnen ihrer Männer. Wenn man einer Familie auf der Landstraße begegnet, so sieht man fast immer die Frauen mit schweren Bündeln beladen, während die Männer ganz bequem und stolz ihnen vorangehen. Nicht nur Nothwendigkeit und Gewohnheit verdammte sie zu den härtesten Arbeiten, sondern es schließt sie auch noch eine falsche Decenz von den Vergnügungen aus, deren ganzen Reiz und Zierde sie in andern Ländern machen; selten mischen sie sich unter Spiel und Tanz und man kann alle Gebirge Morea's durchwandern, ohne eine Guitarre in den Händen einer Frau zu sehen.

Zu ihrem Lobe muß man sagen, daß ihr Privat-Unglück sie nicht für die öffentlichen Leiden unempfindlich gemacht und daß diese grausame Kasteiung nicht die Exaltation ihrer Seele erstickt hat. Sie begleiteten oft die Krieger in den Kampf, sie zur Tapferkeit aufmunternd, die Verwundeten wegtragend und pflegend und mit männlichem Muthe den Tod gebend und empfangend. So war die stolze Mosco und die heroische Maurogenie; so zeigte sich eine große Anzahl von Frauen von Souli und von Maina, über welche man noch die Patriotinnen setzen muß, die sich mit ihren Kindern in die Flammen stürzten, damit weder sie noch jemand von ihrem Blute von Sclaverei befleckt werden könne. Patriotische Bürgerin, treue Gattin, höher stehend als der Mann, der sie verkennt und unterdrückt, hat die griechische Frau ihren Gatten an Tugenden übertroffen, ohne zu seinen Lastern herabzusinken. Sie würde das starke Weib haben genannt werden können, wenn das Unglück ihre Schönheit verschont hätte; aber ihre Züge sind durch langes Leiden entstellt und ihr Mund hat den Reiz des Lächelns verloren, indem der Ausdruck des Schmerzes vorwaltet.

Bemerken wir hier eine Thatsache. Das Glück der Gesellschaft steht immer und überall im umgekehrten Verhältnisse mit dem Zustande der Unterwürfigkeit und Abhängigkeit, welche diese Gesellschaft den Frauen auflegt. Ueberall, wo die Strenge der Gesetze und die Tyrannei der Vorurtheile die Bürgschaften des ehelichen Vertrags werden, der nur auf Ehre und gegenseitiges Zutrauen gegründet seyn sollte, kann man behaupten, daß Knechtschaft und Unglück das Volk drückt. Ohne in Entwicklungen einzugehen, die dem Gegenstand dieses Briefes fremd sind, ohne von den Modificationen zu sprechen, welche die Civilisation nothwendig in dieses Princip bringt, will ich nur zwei äußerste Beispiele anführen, jedem selbst überlassend, die in der Mitte liegenden Beweise zu finden.

Zu Otahaiti, wo eine bis jetzt den gesegnetsten Ländern Europa's unbekannte Glückseligkeit herrschte, genossen die Frauen dieselbe moralische Freiheit, wie die Männer. In Griechenland, wo die Knechtschaft und der Krieg das Unglück der Nation auf den höchsten Gipfel brachten, wurden die Frauen Allem unterworfen, was die Eifersucht an Strenge und Strafen erfinden kann. Der Ehrbruch ist mit unversöhnlichem Fluche belegt und die Schande des Verbrechens haftet an der ganzen Familie, bis sie in dem Blute des Schuldigen abgewaschen ist. Die Hydrioten schließen die ungetreue Gattin in ein unterirdisches Loch ein, wo sie die schreckliche Strafe leidet, womit die Römer die Vestalinnen züchtigten (d. h. des Lebendigbegrabens, welches dem Einmauern der Nonnen in der christlichen Aera analog ist), und noch neuerlich sah man ein Beispiel dieses schrecklichen Fanatismus. Zu Spezzia wurde Bobelina, diese berühmte Abenteurerin, die man zur Heldin hat machen wollen, angeklagt, die strafbaren Verbindungen ihres Sohnes mit einem eingeborenen Mädchen erleichtert zu haben. Eines Tages, es war ein Festtag und das Volk durchzog die Stadt unter Gesängen und Guitarrenspiel, läuft der Bruder der jungen Spezziotin nach dem Hause der Bobelina, die seine Stimme erkennt und im Augenblick, wo sie ans Fenster tritt, schießt er ihr eine Pistolenkugel durch den Kopf. Ich könnte andere ähnliche Ermordungen anführen, die alle ungestraft geblieben sind, weil Griechenland in den Zustand der Unterdrückung und Erniedrigung versunken war, die den Frauen kein anderes eheliches Verhältniß als die Sclaverei übrig läßt.

Die Bevölkerung der Inseln, die der römisch-katholischen Kirche zugethan ist, fremd jeder politischen Bewegung und ohne Unterlaß von europäischen Flotten besucht, die sie beschützen, bietet nicht den Charakter von Rohheit dar, die bei den Männern des Continents so merkwürdig ist; aber sie hat dafür auch weder ihre Energie der Seele, noch ihre Männlichkeit. Ihre Physiognomie erblickt und verlöscht allmählig ganz im Vergleich mit den Insulanern von griechischer Religion, die sich der Seeräuberei, dem Handel und dem Kriege widmen. In diesem zwischen Griechenland und Asien geworfenen Labyrinth von Inseln und Kanälen lebt eine Menschen-Race von starker Natur, welche sich zu erniedrigen glauben würde, wenn sie das Steuerruder mit dem Pflug vertauschte, die die unfruchtbarsten Küsten zu ihrem Vaterlande wählt, da leichte

Digitized by Google

Fahrzeuge baut und kein Element und kein Leben kennt, als die See und gewagte Abenteuer. Diesen Colonieen, gemischt von Macedoniern, Griechen und Albanesen, gehören die Miauli's, Canaris, Psamado und alle die kühnen Seehelden an, die mit einem Heere von Briggs und Schaluppen der Seemacht des ottomanischen Reiches widerstanden. Aus ihnen gingen auch die Seeräuber-Banden hervor, die, immer von gleichen Motiven getrieben, den Archipelagus zu verschiedenen Epochen heimsuchten.

Als die patriotischen Opfer, nach einem achtjährigen Kampfe, das Vermögen der Armateurs erschöpft hatten, fiel der Handel, und die Bevölkerung von Seeleuten, vermöge ihrer Lebensweise und ihres Bodens aller Hülfsmittel beraubt, sah sich der Hungersnoth preisgegeben. Gezügelt durch ihre Gesetze und das Beispiel ihrer Häuptlinge, kämpften die Massen gegen diesen furchtbaren Feind. Aber die Individuen, zerstreut und an Abenteuer gewöhnt, handelten wie alle Menschen, die die Gesellschaft nicht nähret und die Erziehung nicht gelehrt hat, zu dulden. Sie raubten. Der Diebstahl ist ein Recht im Naturzustande. Da alle Hülfsmittel des socialen Lebens ihnen fehlten, so sagten diese Unglücklichen, die die Civilisation noch nicht kennen, aber stärker sind als das Unglück: Legen wir den reichen Transportflotten, die unsere Meere befahren, einen Zoll auf; erheben wir einen Zehnten von dem üppigen Europa, das uns aus seinem Schooße ausstößt und erklären wir der Welt den Krieg, weil uns die Welt vor Hunger sterben läßt.

Einflußreiche Männer, gesunken und geldgierig, hörten diesen Schrei der Wuth und speculirten auf diese Verzweiflung. Sie schossen Fonds zusammen, rüsteten in der Eil Schiffe aus und retteten ihre Landsleute vom Hungertode, um sie dem Verbrechen preiszugeben. Da wurde die Seeräuberei organisirt; sie hatte ihre Armee'n, ihre Hafen, ihre Arsenale; aber sie zählte in ihren Reihen nur Elende, vom Himmel und dem Menschen verlassen, und dies war keineswegs, wie man so zuversichtlich wiederholt hat, das Werk einer ganzen Nation.

Diese Seeräuberei, die dem Volke so viele Anklagen zugezogen hat, ist bis jetzt nicht besser in ihren Folgen als in ihren Ursachen beurtheilt worden, weil man sie nur unter dem Gesichtspuncte der absoluten Strafbarkeit betrachtet hat. Niemand wird ohne Zweifel daran denken, diejenigen zu vertheidigen, die man als die Mörder des unsterblichen Bisson betrachten kann, verworfene Wesen, deren räuberisches Leben sie zu einem blutigen Auswurf der Menschheit macht; man wird selbst den griechischen Seeräubern nicht wiederholen, was ihnen ein berühmter englischer Commodore sagte: „Plündert, plündert immer zu; da werden die Mächte endlich begreifen, daß man die Leiden Griechenlands mildern muß." Aber wer an das Fortschreiten der Menschheit glaubt und den relativen Werth aller Thatsachen würdigt, der wird fühlen, daß Kraft und eine Zukunft in der Kühnheit einer Hand voll Piraten liegt, die den vorüberfahrenden europäischen Handelsschiffen auflauern und Europa, zum Lohn für Verlassenheit und Elend, Verderben und Tod zusenden.

Fügen wir in dieser Beziehung noch hinzu, daß an sich verdammungswerthe Werke oft in den Zwecken der Vorsehung liegen, die man nicht verkennen muß. So trug das Räuberhandwerk viel zur Verbesserung des socialen Zustandes Deutschlands bei; die Flibustier lehrten den amerikanischen Colonieen den Aufstand und bereiteten ihre Emancipation vor; und, ohne aus dem Lande herauszutreten, von dem wir jetzt sprechen, selbst die Stadt Syra, noch vor acht Jahren auf einige elende Feuerstellen reducirt, und jetzt reich durch lebhaften Handel, mit einer Bevölkerung von 60,000 Seelen, verdankt diese wundersame Entwickelung nur der Seeräuberei, deren Niederlage und Kanal sie war.

---

## Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin.

(2.)

Folgender Brief eines geistreichen Franzosen, der Zeuge von den obengenannten Festlichkeiten in Madrid war, enthält nicht nur manches Neue und Interessante über diese Hauptstadt und Spanien überhaupt, sondern verdient auch, unter den gegenwärtigen schwankenden Verhältnissen nach dem Tode Ferdinands, noch besondere Aufmerksamkeit.

Ich war auf dem Wege von Madrid, den 17. Juni 1833, zwei oder drei Tage vor der Proclamation der Infantin. Aus allen Provinzen strömten die Menschen dahin; die Spanier sind leidenschaftlich für Feste; seit einem Monate war es der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung; der Süden und der Norden Spaniens setzten sich nach der Hauptstadt in Bewegung.

Nichts originelleres gibt es, als eine spanische Postkutsche: die Bespannung von acht Maulthieren, der Mayoral und die andalusischen Costume; eine Art von Figaro, ein kleiner Knabe zu Fuße, die Peitsche in der Hand, welcher nebenher läuft, die geduldigen Maulthiere antreibend und diese armen Thiere, la capitana, la generala, zehn Stunden im Galopp machend, ohne Ermüdung, ohne selbst zu schwitzen; dann im Innern des Wagens einige dicke Prämonstratenser-Mönche, mit ihren langen weißen Hüten, zwei oder drei Senora's, ein Kaufmann von Sevilla, ein aus Mitleiden eingenommener Student, ein Canonicus mit kurzer Weste, die Cigarre im Munde; oben auf der Diligence vier escopeteros, vormalige Räuber, bewaffnet mit ihren schaef geladenen Karabinern; die Diligence nämlich hat sie erkauft, um sie gegen ihre alte Bande zu beschützen. Wenn man sie anredet, so sind sie voll von dem großen Namen Joseph Maria — dem andalusischen Räuber, dem Schrecken von Malaga, Murcia, Sevilla und der Sierra Morena und der jetzt seinen Indult hat! — Dies Fahrzeug rollt nun dahin auf den schönen großen Landstraßen, womit Carl III. die Halbinsel dotirt hat. Auf diesen Straßen findet man alle zehn Schritte Kreuze, wie auf einem Gottesacker, worauf man die überall wiederholte Inschrift liest: aqui murio un hombre, alles zur Mahnung und zur Unterhaltung der Vorüberziehenden.

Ich reiste von Sevilla nach Madrid mit einigen Deputirten der Cortes par estamentos; es waren sehr nichtsbedeutende Menschen, Corregidoren, Alcaden ꝛc.; diese Vorsichtsmaaßregel hatte Ferdinand genommen. Es ist so leicht, die Beamten zu seinen Zwecken zu handhaben.

Während wir schnell dahinfuhren, plauderten wir vom Unabhängigkeitskriege; es befand sich unter der Gesellschaft ein alter Offizier, der seine Thaten als Guerillas erzählte. Er theilte in absprechender Art über die Operationen unserer Generale und wiederholte stets mit spanischer Eitelkeit: „Hier wurden die Franzosen besiegt." Bei der Durchreise durch Baylen verfehlte er nicht eine der Positionen, die der General Dupont einnahm, als ein Trauerschleier die französischen Adler bedeckte, und bezeichnete Castanos mit dem Namen des Ruhmbekrönten. „Sachet," sagte er, „war ein Bravesko!, der ohne Zweck manoeuvrirte; Moncey und Jourdan fehlte es an militairischer Fähigkeit; Sie haben in dem Kriege der Halbinsel nur einen General gehabt, das war Soult." Ich fragte ihn, was er von Napoleon denke? „Napoleon," antwortete er mit ächt-castilianischem Stolze, „Napoleon kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nicht gegen ihn gekämpft." — Napoleon, die Halbinsel feiert auch deinen Namen, stellt deine Bildnisse auf! Wie groß war meine Verwunderung, diese colossale Figur in fast allen Posada's und Venta's der Umgegenden von Madrid zu finden. Zu Ocana war der

Digitized by Google

Hof der Posada fast ganz mit schlechten Kupferstichen des Prinzen Eugen und Napoleons tapeziert. Wie sich die Zeiten ändeen! Noch vor wenigee als zwanzig Jahren standen die Massen, von Cadix bis Bayonne, auf bei dem Namen des Kaisees der Franzosen: und jetzt betet man ihn an (?), baut ihm kleine Kapellen, wie der heiligen Jungfrau.

Auf dem Wege nach Madrid kann man Aeanjnez nicht umgehen; Aranjnez, das spanische Versailles. Man denke sich sandige Ebenen, große kalkweiße Straßen, wie man sie nur im Süden sieht; in der Mitte diesee todten Natur eine Oasis von dreißigtausend Bäumen, despült von dem Tajo, der hier wie ein Fluß dritter Classe etscheint. Bettler an allen Thüeen; ein regelmäßiger Pallast, den das Wasser beneetzt, weil der alte Gebrauch dee Mauren will, daß in diesem brennenden Klima eine lachende Fontaine mit einem kristallenen Wasserstrahle das vorzüglichste Vergnügen sey. Aranjuez wae im Jahre 1807 Zeuge der Familienstreitigkeiten zwischen dem alten Cael IV., Feedinand und dem Friedensfürsten; da hatten die Auftritte statt, deren Beeicht Napoleon so große Verachtung und Widerwillen einflößte. Es wae die Vereinigung der Unfähigkeit und der Niedrigkeit, das Schauspiel eines Königs, dee sein Leben damit hinbrachte, möederische Jagden zu halten und Violine zu spielen; eines Günstlings, dee aus niederm Stande zum Range des Fürsten de la Paz erhoben worden; endlich einer gealterten Königin, die ihre Liebe für Godoi mit dem Hasse gegen ihren Sohn nährte und Feedinand, dessen trauriges und grausames Leben drei Palläste bezeichnen können: Aeanjuez, Valencai und den Buen-Retiro.

Wenn man in Madrid ankommt, giebt nichts den Begriff einer großen Hauptstadt; immer die dürren, unfruchtbaeen Ebenen, wovon ich gesprochen, nicht ein einziger Baum, außer etwa eine halbe Stunde von der Stadt, an dem Ufer des Manzanarez, wo man hier und da einige Landhäuser sieht. Wir hätten eigentlich durch das Thor von Sevilla in Madeid einfaheen müssen, aber die Voebereitungen zum Feste, und besonders zu der königlichen Lustbarkeit des Stiergefechtes, hatten die Passage für Wagen unmöglich gemacht. Man hatte zue Einführung dee Unbezähmbaren, denn so nennt man die Thiere, eine Straße von Holz gebaut und seit acht Tagen arbeitete man an dee Plazza mayor, voe welchem unser Weg voeüberführte.

Wir wendeten uns rechts und fuhren durch das Thoe von Alcala in die Stadt. Das wae ein glücklicher Zufall, denn wir mußten vor Allem dem vorüber, was die Hauptstadt von Alt-Spanien Glänzendes hat: den Prado und die Straße von Alcala. Das Thoe von Alcala gleicht ein wenig dem Triumphbogen des Carrousel, da hielt man uns an, um uns unsee Päße abzufoedern.

Die Päße sind eine wichtige Angrlegenheit in Spanien. Zuerst hatte man sich in Barcelona derjenigen demächtigt, die man uns in Frankreich gegeben; diese waren da schon mit den Visa's aller Polizeien beschrieben. Man gab uns spanische Päße mit dem Wunsche, den Räubern zu entgehen, wovon das Königreich Valencia wimmelte. Jeden Abend wurde uns dieser Paß genommen; man trug ihn zum Coregidor der Stadt, in welcher wir übernachteten und dann erhielten wie ihn im Augenblicke unseeer Abreise mit einem neuen Visa wieder und der Alguazil streckte die Hand aus, um ein Stück Geld dafür zu empfangen; das spanische Volk ist wesentlich bettelhaft. Ich weiß nicht, was man für Geld nicht haben könnte; wir hatten Waffen, was verboten ist, dennoch haben wir sie durchgebracht; Contrebande, man hat die Augen zugedrückt, und das Alles mit der wirksamen Hülfe von Münze, vor welcher dee Spanier demüthig den Hut zieht. Ich erinnere mich selbst, daß in Castillon de la Plata ein Student im Costume nach der Regel, d. h. im schwarzen Mantel und dreieckigem Hute, auf mich zukam, eine lateinische Rede anfing, die mit der Bitte um Unterstützung zu seinen Studien in Salamanca schloß. Und diese Unterstützung — rathet man wohl, worin sie bestand? Eine Viertelsmünze von 5 Sous! Er gestand mie, daß man lange nicht so freigebig gegen ihn gewesen.

Der Anblick einer spanischen Stadt, zumal an einem Festtage, ist reizend. Da ist nicht, wie in Frankreich, etwas abgezieketes und geregeltes in den öffentlichen Belustigungen. Nun noch diese Stadt der Balkone, die Vorhänge von Seide von allen Farben an allen Fenstern, die künstlichen Rosen, die Feauen mit Mantillen und glänzenden Fächern, das andalusische Costume, das Leben dee Intrigue und des Vergnügens — alles dieses verbeeitet über den Fremden einen noch nie gefühlten Zauber. Man fühlt sich da in einer neuen Welt und sagt selbst mit einiger Selbstzufriedenheit: Selbst in Paris, London und Neapel bin ich nicht in der Gesellschaft von zehntausend Franzosen und Engländern, wie in der Straße von Toledo!

Madeid, ich wiederhole es, war voll Festlichkeiten; ich durchwandeete noch am Abend seine breiten aber schlecht gepflasterten Straßen und veeweilte zuweilen voe den Hotels der Grandezza's, die alle, aus Gehoesam gegen den absoluten König, in Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Ornamenten ihrer Thore und Façaden wetteiseeten. Die meheesten Granden von Spanien sind für Don Caelos; abee sie sind zugleich zu servil gegen die Befehle Ferdinands, um es nicht im Eifer für den königlichen Willen einandee zuvorzuthun.

Folgendes sind die Embleme, womit ich diese großen Hotels gezieet fand. Der Heezog von Hijae, in der Straße St. Jeromio, hatte die verschiedenen spanischen Peovinzen dargestellt, jede in ihrer Nationaltracht, wie sie der Prinzessin Maeie Isabelle Louise Treue schwöeen. Der Graf von Florida Blanca hatte eine Art von antiquem Porticus erbaut, auf welchem die Büste des Kindes stand, ihr zur Seite die dee Peinzessinnen von Castilien, die die alte Krone geeebt hatten. Dee Herzog von Frias hatte alle Berühmtheiten seines Stammes ausgebreitet und das Wappen der Grafen von Oropesa aufgestellt, deren Repräsentant er ist.

Von der Steaße St. Jeronimo nach dem Prado ist es nur ein Schritt. Mit Begierde habe ich ihn gemacht. Man hat so viel vom Peado gesprochen, daß ich mich wohl hüthen werde, seine wollüstigen Allee'n, seine geheimnißvollen Baumgeuppen, wo die Duenna's zärtliche Billets abgaben, zu beschreiben. Es liegt darin etwas poetische Uebeetreibung. Man stelle sich etwas vor, was der großen Allee von Saint-Cloud gleicht, mit hier und da zerstreuten Fontainen, veeschönett durch schöne Gestalten und geaziöse Mantillen der Spanierinnen. Sollte man es wohl glauben? Die Mode ist jetzt, den Geschmack von Paris nachzuahmen. Die Frauen der guten Gesellschaft vertauschen die Mantille mit dem Hut und dem Turban. Und welche Hüte, großer Gott! eine Aet dreiter Schiffe mit weiten Rändern odee Schirmen, worin sich die wundervollen Köpfe, die schwarzen Augen, die großen geschweiften Augenbeauuen und die so weißen Zähne verlieeen! Das meekwürdigste dabei ist, daß die Damen ihre Hüte selbst machen. Kaum existiren einige Modhändler in der Straße de la Montana. Es wüede vortheilhaft für Madrid und für den guten Geschmack seyn, wenn vier oder fünf Putzmacherinnen von Paris sich doet niederlassen wollten.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 863. Hamburg. Mittwoch, den 30. October. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.


## Ueber das türkische Reich, seine jetzige Lage und seine Zukunft.

(Beschluß.)

(N.)

Die Staatsmänner und Generale, welche unter Soliman und Selim den ottomannischen Ruf emporhielten und die Eroberungen der Pforte verbreiteten, waren Renegaten; Albanesen, Bosniaken, Calabresen, Ungarn, Russen, Griechen fielen von dem christlichen Glauben ab und schlossen sich dem Colosse des ottomannischen Reiches an, das dann, Dank ihnen, zugleich durch die Verschmitztheit des Hellenen, durch die Gefügigkeit des Sclavoniers, durch die Unerschrockenheit des Dalmatiers, durch den Starrsinn des Kroaten bedient, schwer auf allen europäischen Nationen lastete. Das Wunderbarste aber ist, daß die Nerven und die Muskeln dieses großen Körpers selbst, die Armee der Janitscharen, europäischen Ursprungs waren. Seit der Zeit des Chali Tschenderlis wurden die Cadres dieses furchtbaren Corps mit den christlichen Kindern ausgefüllt, die ihren Eltern und Familien geraubt worden waren. „Unsere wilden Turcomannen," sagt Chuli, „haben zu viel Unabhängigkeitssinn, als daß wir je auf sie zählen dürften; aber die Söhne der Ueberwundenen sind unsere Sclaven; wir geben ihnen eine gesicherte Existenz, und indem wir sie zur Annahme des Islamismus zwingen, entreißen wir sie jeder künftigen Beziehung zu den Christen." Diese Armee von unwillkührlichen Renegaten, die bald noch sehr durch eine Menge von freiwilligen Apostaten vergrößert wurde, ward der Schrecken von Europa und setzte am Ende selbst die Sultane in Furcht. Der furchtbarste Feind des Christenthums, das türkische Reich, hatte Europäer zu Chefs und erneuerte seine Stärke durch europäische Kinder.

Ohne diesen Zufluß abendländischen Blutes in die Adern des ottomannischen Körpers, wäre die muselmännische Energie vielleicht weit eher entschlummert. Eine stolze, durch die Berauschung in Opium zu sehr geförderte, Indolenz bemächtigte sich allmählig des Nationalcharakters; sie hielt den Drang nach Heerschaft bei den Osmanlis und die hohe Meynung wieder, nach welcher sie geglaubt hatten, daß die ganze Welt ihre sey, daß alle Könige ihnen zinspflichtig wären, und daß nur die Gnade der Söhne Mahomeds sie leben und herrschen lasse. Nichts stimmt weniger mit dem Unternehmungsgeiste als dieser Geist der Apathie und der persönlichen Selbstgenügsamkeit. Der Türke schlummerte ein, wie der Löwe unter Cadavern einschläft, wenn er sich gesättigt hat. Der erste unwiderstehliche Anlauf des muselmännischen Angriffs war demnach beschwichtiget; aber an den Gränzen des ottomannischen Gebietes befanden sich ganze, zugleich christliche und barbarische, Völkerschaften, die dem Islamismus einen steten Zoll an Abenteuerern und Apostaten brachten. Die Gränz-Provinzen der Türkei, nur dem Namen nach christlich, waren von Räubern bevölkert. Selbst Mahomed II. schauderte vor diesen in Verbrechen riesigen Menschen, und die Woywoden der Moldau und Wallachey setzten sein wildes Gemüth in Erstaunen. Was kümmerte die Wlads und die Drakuls die Benennung Christ oder Muselmann! Im Namen des Propheten wie im Namen Christi morden, rauben, sengen und brennen: das war ihr Lebenslauf. Sobald sie ein Gefühl des Zorns wider die Christen beseelte, sobald sie etwas von ihren eigenen Landsleuten zu befürchten hatten, warfen sie sich dem Islamismus in die Arme, sprangen sie über die Schranken, die sie von dem muselmännischen Glauben trennten, und machten sich zu Türken: sie waren wahre Piraten oder Condottieri, die zuweilen, den Umständen nach, ihre Religion wechselten, denen man aber doch, wie niederträchtig sie im Uebrigen auch seyn mochten, keine Gemeinheit zum Vorwurf machen konnte. Diese offene Apostasie erheischte zu einer Zeit, wo der Christ den Muselmann als den Teufel selbst ansah, und in dessen Augen nur ein Casir, ein Schwein, ein unreines Thier, war, einen mehr als gewöhnlichen Muth. Demnach mußte der Renegat, der den Turban aufsetzte und den krummen Säbel umschnallte, auf alles, auf Geburt, Familie, Erziehung, christliche Verwandtschaft, europäische Erinnerungen verzichten. Es war eine große Kluft, die überschritten werden sollte. Um, ohne Schauder, dahinein zu sehen, war Energie und mystalische Kraft vonnöthen; aber diese Menschen wurden dann auch die erbittertesten Feinde ihres ehemaligen Glaubens und derer, die sich dazu bekannten: Odimus quem loesimus: wir hassen, wem wir weh gethan haben.

Wenn das Gesetz Mahomeds, welches das Weintrinken untersagt, von Selim dem Trunkenbolde wenig beachtet worden ist, so verging sich sein Nachfolger, Amurath II., in einer nicht minder verwegenen und zügellosen Weise anderweitig darum. Die Zahl seiner Frauen ging nicht allein über diejenige, welche der Koran den morgenländischen Männern gestattet, sondern selbst über alle Wahrscheinlichkeiten und über alle Chimairen der ausschweifendsten Einbildungskraft hinaus. Wir müssen über die Mysterien des Harems dieses Fürsten schon einen Schleier werfen und wollen nur bemerken, daß der Preis der Frauen auf dem Markte zu Constantinopel wegen der starken Lieferung an den Sultan auf das Doppelte stieg. Amurath II. erzeugte hundertundzwei Kinder. Von den zwanzig männlichen Kindern, die ihn überlebten, wurden neunzehn an dem Tage seiner Beisetzung umgebracht. „Sie waren alle unschuldig. Am Tage nach ihrer Tödtung verrichtete der ehrwürdige Mufti bei ihren Leichen die gewöhnlichen und geheiligten Ceremonieen; daenach ließ er die neunzehn Opfer neben dem Grabe ihres Vaters beerdigen." So lauten die eigenen Worte des türkischen Geschichtschreibers. Sieben noch schwangere Sclavinnen wurden ersäuft.

Mahomed III., dessen Thron sich mitten aus den Leichen seiner Brüder erhob, lebte und starb in Frieden. Sein Nachfolger Achmed, dem der große Stumpfsinn seines Bruders Mustapha wohl keine Sorge



Digitized by Google

machen mochte, ward dem von der gesammten ottomanischen Geschichte sanctionirten Gesetze des thätlichen Brudermordes untreu. Diese unerwartete Gnade aber kam seinem Geschlechte theuer zu stehen. Mustapha, ein wahrer Idiot, ward zum Nachtheil von Achmeds Söhnen als Sultan ausgerufen. Das ganze Reich kam in Gährung. Die Köpfe der Veziere und der Mufti's fielen gleich Aehren unter der Sichel. Zum erstenmale nahmen die Janitscharen das Recht in Anspruch, die Sultane ein- und absetzen zu können. Nur durch einen hohen Muth und auch durch Grausamkeit stellte Amurath IV. den Frieden her und führte wieder Ordnung ein. Nie hat ein blutgierigerer Despot auf dem ottomanischen Thron gesessen. Gleich Nero war er ein Freund der Dichtkunst, was ihn aber nicht hinderte, seine Unterthanen mit eiserner Hand niederzuhalten und jeden Aufstand in Blut zu ersticken. Die ottomanischen Geschichtschreiber haben eine sonderbare poetische Depesche aufbewahrt, welche der Großvezir Hafiz (der nicht mit dem persischen Dichter zu verwechseln ist) ihm einige Zeit nach der Einnahme Bagdads durch die Ketzer von Persien zusandte. Wir wollen hier den Umfang dieser poetischen Ghazelle übersetzen:

„Hafiz ist von Feinden umgeben; darf er denn gar nicht auf Beistand rechnen? Wird sich denn niemand des muselmännischen Glaubens annehmen? Bei dem kriegerischen Schachspiele rücken die feindlichen Thürme vor; nun lasse man doch auch unsere Läufer manövriren. Wird sich denn kein Vezir*) finden, um sie zu befehligen?" ꝛc.

Hierauf erwiederte der Sultan und Dichter, sich desselben Rythmus und desselben Zeitmaaßes wie sein Vezir bedienend:

„„Es war Deine Sache, dem Schach von Persien Schach zu bieten und ihn matt zu machen; Du hast aber kein Vertrauen zu Deinen Truppen gehabt und Du hast Deine Stücke nicht anrücken lassen, wie es hätte geschehen sollen. Was mich betrifft, was soll ich dazu thun, wenn Gott, der mir das Reich verliehen hat, ohne daß ich ihn darum gebeten habe, mir den Besitz von Bagdad nicht zugestehen will? Glaubst Du, daß die Welt, die Welt, die mir zugehört, nicht schon groß genug sey?""

Es ist dieses nicht das erste Beispiel, das man in den ottomanischen Annalen von der Vermischung der höchsten politischen Interessen mit den Spielereien der Poesie findet. Dschem, Carls VIII. Gefangener, hat während seiner Haft eine Menge lyrischer Gedichte verfaßt, die nach seinem Tode gesammelt worden sind und die in Anmuth und Zierlichkeit mit den Versen seines Bruders Bajazet wetteifern, nur daß diese durch ihren hohen Schwung der Schwärmerei noch merkwürdiger sind. Herr von Hammer hat diese bizarren Monumente, an deren Reproduction in einem Idiom, das noch weniger geschmeidig und biegsam ist als das deutsche Idiom, wir uns nicht wagen möchten, ins Deutsche übersetzt. Es ist eine bekannte Sache, daß diese streckbare Sprache jeder Nachahmung fähig ist, und Persisch wird, wenn es sich darum handelt, die Ghazellen des Hafiz zu übersetzen, so wie Griechisch, wenn der Pindar reproducirt werden soll: sie fügt sich allem mit einer fast wunderbaren Leichtigkeit. Gleich Carl von Orleans und Jacob I. von Schottland ist Dschem ein elegischer Dichter, ein platonischer Liebhaber, der die traurige Muße seiner Gefangenschaft benutzt, um elegante Bilder zu sammeln und sie zu melodischen Accorden zu vereinigen. Bajazet hat mehr Tiefe und mehr Kraft; sein letzter Gesang, sein Todesgesang, erscheint uns bewundernswürdig; er lautet:

„Wirst Du mich jetzt noch täuschen, Hoffnung des Lebens? Sollte ich die Stunden beklagen, die man mir zu entreißen im Begriff ist? Nein; die Liebe zum Leben ist in meinem Herzen verdorrt. Begieb Dich auf die Reise, Bajazet! betritt den dunkeln Pfad, der sich unter Deinen Füßen öffnet! Hörst Du nicht die Glöckchen der Karavane ertönen, die Die zurufen: Reich auf, Reisender!

„Du Vogel meiner Seele, weile noch einen Augenblick vor dem Gitter meines Kerkers, ehe Du Deine Flügel entfaltest; nur noch einen Augenblick, und Du fliegst davon! So, nun schwinge Dich auf! Alle Deine Fesseln sind gebrochen; Du kannst Dich nun frei in die Lüfte erheben; eines befreundeten Gottes Schooß öffnet sich Dir."

Bajazet nahm ein tragisches Ende, und der Tod des dichterischen Vezirs Hafiz war nicht minder tragisch. Jene ganze Epoche der türkischen Geschichte schwimmt im Blute; jeder Tag Amuraths IV. war durch neue Mordthaten bezeichnet, und dennoch war es einem so blutdürstigen Willen kaum möglich, den Geist des Aufstandes zu ersticken. Was aber dem Amurath gar nicht zu verzeihen ist, das ist die Ermordung in Masse von 30,000 Persern, eine Maaßregel, die durch nichts zu rechtfertigen war und zu welcher der Sultan kein anderes Motiv haben konnte als Fanatismus und Grausamkeit. Gleich nach seinem Ableben folgte eine Empörung der andern. Während der Regierungen Ibrahims und Mahomeds IV. erhoben sich eins ums andere die Corps der Janitscharen, der Schmiede, ja sogar (was sehr auffallend ist) der Eunuchen in Masse und bedrohten die Stabilität des Throns. Die Eunuchen hatten sich wider die Sultanin Valide, eine Griechin, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Verstand, und die während vier aufeinander folgender Regierungen einen großen Einfluß auf die Sultane ausgeübt hatte, empört.

Schon hatte sich das ottomanische Volk daran gewöhnt, zu insurgiren. Vielleicht war es darüber gereizt, daß es seine Macht schwinden und den europäischen Einfluß sich mehren sah; da ergriff der Vezir Kuperli, der Richelieu der ottomanischen Pforte, die Zügel des Staats. Er hatte mehrere Provinzen mit Gerechtigkeit, ja selbst mit Menschlichkeit administrirt. Sobald er aber Vezir geworden war, so gewöhnten ihn die Schwierigkeit seiner Stellung, und die wilde Indisciplin derer, die er zu regieren hatte, ans Morden: es fielen sechsunddreißigtausend Köpfe während der fünf Jahre seines Vezirats — und doch waltete dabei eine Schonung des Menschenblutes ob, wenn den ottomanischen Geschichtschreibern zu glauben ist.

Zu dieser Zeit trat für die Pforte die größte Umwälzung ein, die sie erlebt hat. Sie hörte auf, sich als den Selbstherrscher der Welt anzusehen. Statt jede Frage auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen, wie sie es bis dahin gewohnt gewesen war, nahm sie nun ihre Zuflucht zur Diplomatik und zur List. So halten die Gewalten es immer, wenn sie im Fallen sind und ihren Sturz gern mildern möchten. Die Pforte vertauschte demnach die Rolle des Löwen mit der des Fuchses und gewöhnte sich allmählig ans Laviren; sie wandte die Schlaue und das Gift wider ihre rebellischen Vasallen an, statt furchtbare Armeen auszusenden. Gegenwärtig hat sie die höchste Stufe wirklicher Schwäche und einen Grad der Auszehrung erlangt, den selbst der Kaiser Mahmud bei all seiner Energie zu heilen Mühe haben wird. Im Siegen und Erobern liegt ein Zauber der Unfehlbarkeit, welcher die Kraft der Nationen verdoppelt: wehe ihnen, wenn sie erst zu der Erkenntniß kommen, daß dieser Zauber nur ein Blendwerk ist und sie nicht unbesiegbar sind!

Man kann nicht umhin, Mahmud zu bewundern; der Thron, den er bestiegen hat, bot ihm in dem Augenblicke, wo er den Thron bestieg, nur Gefahren und Bekümmernisse dar. Ein gewöhnlicher Geist würde Angesichts einer solchen Lage erschrocken und muthlos geworden seyn: hier die Wechabiten, Eroberer von Syrien, von Arabien, vom heiligen Grabe; weiterhin Bagdad im Aufruhr; im Norden Rußland, welches mit seinen Armeen die Ufer der Donau und des Kuban bedeckte; im Westen Oesterreich, welches die Flamme des Aufruhrs in Bosnien und in Servien nährte (?); endlich der alte Tiger von Janina, welcher Albanien und die ionischen Inseln der ottomanischen Oberherrlichkeit

*) So nennen die Türken die Schachfigur, welcher wir den Namen Königin beigelegt haben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

entriß. Alle diese Feinde erschreckten Mahmud nicht; er wehrte sich gleich dem Löwen, der von Jägern umstellt ist, und der mitten aus den Leichen hervorstürmt, die er um sich her aufgehäuft hat. Nicht besser stand es im Innern des türkischen Staats: das öffentliche Vertrauen war erschüttert, der Schatz leer, der Nizam yedid, die neue Armee, vernichtet; das Janitscharen-Corps war aufsässiger als je, und das der Ulemas wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um einen Sultan des Throns zu berauben, der die geistliche Macht verkleinert hatte; endlich brachte Czerny Georges ganze Provinzen wider diesen Monarchen in Aufstand, so daß derselbe alle seine Macht aufbieten, seine sämmtlichen Truppen marschiren lassen mußte. Es war dieses eine furchtbare Lage: Mahmud zeigte sich würdig, dagegen anzuringen; alle Schwierigkeiten wurden ausgeglichen; die aufrührerischen Satrapen stoben vor ihm auseinander wie die Spreu im Winde; ihre Schätze füllten die Cassen des Monarchen, der öffentliche Credit kam wieder in Aufnahme, die meisten inneren Factionen, welche das Reich zerrissen, stürzten unter dieser furchtbaren Hand, die endlich auch die Janitscharen selbst zerschmetterte.

Allerdings gab es wohl einige Umstände, die Mahmud zu Statten kamen: Othman II., Mustapha IV., Selim II. und mehrere andere hatten schon vor ihm, obwohl vergebens, Aehnliches versucht, und ihr Beispiel konnte ihm nützen. Er vermied die Klippen, an welchen ihre Politik gescheitert war. Die großen europäischen Mächte waren zu sehr in dem Kampfe Napoleons und Englands, von Rußland unterstützt, verwickelt, als daß sie den Sultan in der Ausführung seiner Pläne hätten hindern können. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen und vernichtete, den günstigen Augenblick ergreifend, mit einem Streiche die Stratokratie (kriegerische Regierungsform), deren Gesetzen alle seine Vorweser sich hatten fügen müssen. Es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, wenn der ehemalige Fanatismus sich in seiner ursprünglichen Kraft erhalten gehabt hätte. Aber Medina und Mekka, die heiligen Städte, waren durch die siegreiche Gegenwart der Wechabiten befudelt worden; das muselmännische Indien gehörte England an, und selbst Persien anerkannte die Gewalt der Ungläubigen — so mußten die Osmanlis denn auch schon ihren Verfall und die Möglichkeit, besiegt zu seyn, einsehen. Ihr religiöser Enthusiasmus hatte seinen Aufschwung verloren. Vor allem war es ein Volks-Aberglaube, der das Leben Mahmuds in Schutz nahm. Einer alten Sage zufolge würde der Tod des letzten Kalifen der Vorbote des gänzlichen Untergangs des türkischen Reiches seyn. Zugleich Kalife und König hat Mahmud, der Letzte seines Geschlechts, allem Trotz geboten: die Zauberrüstung, mit welcher ihn der Aberglaube seiner Mitbürger bekleidet, hat ihm das Leben beschützt. Man hat gesehen, daß er am Tage nach der Niedermetzelung der Janitscharen, und als noch alle muselmännische Herzen vor Wuth kochten und nach Rache schnaubten, ganz allein und ohne alle Furcht in den Straßen von Constantinopel umherging; es fand sich auch nicht ein Dolch, um denjenigen niederzustoßen, der sich so furchtbar an allen Nationalgefühlen vergangen hatte; ja der Mufti, das Oberhaupt der Osmanlis selbst, wagte es nicht, ihm das Fetwa vorzuenthalten, welches, indem es die Janitscharen vernichtete, die geistige Gewalt für immer in Ketten schlug.

Aber es wird Zeit, auf die zu Anfang dieses Artikels aufgeworfenen ersten Fragen zurückzukommen und den jetzigen Zustand und die Hülfsquellen der Türkei ins Auge zu fassen. Möglich, daß sie ihre künftige Wiedergeburt von einer völligen Desorganisirung zu erwarten hat; die Macht des Sultans hängt nur noch an einem Faden und sein Thron schwebt über einem Abgrunde: aber in dem Volke selbst sind die Elemente der Wiederherstellung vorhanden. Dieser Despotismus eines einzigen Mannes hatte weder Spione noch Polizey, weder Zöllner noch niedere Tyrannen, die eine lange Kette partieller Unterdrückung hätten bilden können. Kein Land in der Welt steht der absoluten Demokratie näher als dasjenige, welches unter der Willkühr eines einzigen Despoten seufzt. Das Land ist fruchtbar, der Himmel milde; das Municipalsystem ist wie von selbst in einem gewissen Theil des türkischen Gebiets begründet; da giebt es keine Caste, keine Aristokratie: alles ist gleich vor einer einzigen Superiorität, der des Thrones, welchen der Nachkomme Othman's inne hat. Die Alten und die Priester haben die Präponderanz behalten, welche ihnen das patriarchalische Regime zugesteht. Es läßt sich demnach wohl mit Recht sagen, daß, wenn Ereignisse, die sich leicht vorhersagen lassen, die Auflösung des türkischen Reichs herbeiführten, man von allen Seiten sich kleine freie Conföderationen würde organisiren sehen, entweder Republiken unter der Administration der Alten des Cantons, oder mediatisirte, den Gränzmächten zinspflichtige Republiken.

Das ist schon neulängst der Fall mit Servien gewesen: dem ottomannischen Joche entschlüpft, hat es sich ganz allein organisirt und ohne daß das unachtsame Europa auf die Entstehung eines neuen Königreichs Acht gehabt hätte, das sich unter seinen Augen bildete. Ein kleines thessalisches Dorf, Ambelakia, ohne Industrie, ohne Hafen, ohne Macht, an das kein Mensch vorher gedacht hatte, ein elendes Häufchen von fünf oder sechs Hütten, die auf einer Felsenspitze erbaut sind, versieht jetzt einen Theil von Deutschland mit schönen Gespinnsten und köstlichen Färbereien. In Folgendem beruht das ganze Geheimniß seines Wohlstandes: Ambelakia, das seit zwanzig Jahren keine Steuern zu entrichten gehabt hatte und den Unruhen in Europa und Asien fremd geblieben war, hatte sich selbst regiert, und seine nach urväterlichen, schlichten Grundsätzen geführte Verwaltung war seinem Geschäftsbetrieb förderlich gewesen. Es ist aufgeblüht, weil man es in Ruhe gelassen hatte, und von der Natur wenig begünstigt, hat es eine Entschädigung in seinem Gewerbfleiße gesucht. Wenn Constantinopel fallen sollte, so wird man sehen, welch eine Lebenskraft in den menschlichen Gesellschaften verborgen liegt und wie leicht die Organisirung von gewerbfleißigen Gemeinden in Ländern ist, wo sich nicht tausenderlei Ambitionen durchkreuzen und kein alter Parteihaß die unter den verschiedenen Panieren geschaarten Factionisten zur Ermordung und zur Unterdrückung ihrer Mitbürger anreizt.

Wenn die Türkei aber erst einmal zerstückelt ist, so hört sie auf, ein Reich zu seyn: der Riese wird zusammenfallen, und all die Fürstenthümer, die sich dann bilden werden, werden so zu sagen nur noch die Scheidemünze dieser so lange gefürchteten Macht seyn. Es wird ihr schwer werden, den tödtlichen Streich abzuwenden, und wenn sie auch all ihre Kräfte zusammennimmt. Seit die Russen sich der Donau und des Balkans bemächtigt haben, hat die Türkei keine Schutzmauern mehr, um sich zu vertheidigen, keine Gebirgsketten, keine Sandwüsten, welche eine eindringende Armee abzuhalten vermöchten. Ihre Armee, aus morgenländischen Rekruten zusammengesetzt, die man in europäischer Weise zuzustutzen den Versuch macht, geht das Selbstvertrauen ab; sie fühlt es, daß sie weder dem wilden Ungestüm der asiatischen Truppen, noch der alten und kunstgerechten Disciplin der europäischen Soldaten mit Erfolg die Spitze würde bieten können. Die, durch die russischen und griechischen Siege decimirten, Flotten haben zu Navarino den Gnadenstoß bekommen. Von allen Seiten ihrer Schutzwehr beraubt, befindet die Pforte sich jetzt in derselben Lage, in welcher sich Polen im Jahr 1772 befand. Ihre Feinde haben erst neuerlich einen furchtbaren Bundsgenossen in Mehemed-Ali, dem Pascha von Aegypten, gefunden. Schon haben die russischen Armeen seit zwei Jahrhunderten den Kuban und Circassien, den Kaukasus und Georgien, die Städte Trapezunt und Van, und halb Armenien verschlungen. In den letzten Treffen, die in Bulgarien und in Rumelien geliefert worden, hat sich die volle Schwäche des Sultans offenbart. Oesterreich fühlt sich nicht berufen, Mahmud im friedlichen



Digitized by Google

Besitz seines Thrones zu stören, und Persien hat zu sehr an seine Selbsterhaltung zu denken, als daß es dem angeerbten und fanatischen Hasse Folge geben sollte, den es wider die Osmanlis hegt.

So steht es um die innere und die äußere Lage der Türkei. Die Charakterstärke Mahmuds ist die festeste Stütze seines Thrones: von Feinden und Verrätheen umgeben, blickt er stolz empor, und wenn der ottomanische Name mit ihm untergehen soll, so wird sein Tod, das ist außer Zweifel, hehr und groß seyn wie der des Constantin Paläologus.

Wenn alle Wechselfälle des Unterganges zugleich die ottomanische Pforte bedrohen, wenn ihe Fortbestehen allein in der Willfährigkeit der europäischen Mächte beruht, so kann der Philosoph den unvermeidlichen Sturz eines Reiches nicht bedauern, das von monströsen Gesetzen und Institutionen beherrscht wird. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Bau einst vor der Civilisation und ihrem raschen Vorschreiten über den Haufen stürzen mußte. Angenommen selbst, daß Rußlands Ehrgeiz späterhin sein Ziel erreichte und das griechische Kreuz von St. Petersburg auf den Minaretten von Constantinopel aufgepflanzt würde, so wäre es doch unmöglich oder mindestens unwahrscheinlich, daß einer und deeselbe Monarch eine lange Zeit an der Newa und am Bosphorus herrschen sollte. Man würde sehen, wie der hehre Körper Rußlands aus seinen Gelenken träte und sich zerstückelte; wie der Thron der Kulisen irgend einem neuen christlichen Fürsten zufiele und europäische Institutionen an den Stätten aufblühten, wo seit sechs Jahrhunderten der Halbmond geblitzt hatte. Daß bei dieser krampfhaften Bewegung mehreee der unter türkischee Botmäßigkeit gestandenen Provinzen ihre Unabhängigkeit wiederfinden und diese unermeßliche Veränderung auf das Schicksal von Europa Einfluß haben würde, läßt sich nicht in Zweifel stellen. Wer weiß, ob das alte Byzanz nicht bestimmt ist, ein neuer Mittelpunct der Civilisation zu werden; ob der, in der feierlichen Majestät des Islamismus seit langer Zeit in Schlummer gelegene Orient nicht zu einem neuen Leben erwachen wird; ob die Ufer des Nils nicht noch einmal mit tausend Städten prunken, die Küsten der Barbarei nicht wieder die dreihundeet Collegien bekommen werden, auf die sie so stolz waren; ob man nicht die Bibliothekea von Pergamus und Alexandrien aus ihrer Asche erstehen sieht; ob nicht Phönizien, Tyrus, Sidon eine neue Aera des Ruhms aufgehoben ist; endlich ob nicht die Länder, welche die Morgenröthe der Civilisation die Dächer ihree entstehenden Städte vergolden sahen, unter den mächtigeren Strahlen einee zu ihrem Zenith gelangten Civilisation noch schönere Städte, industriösere und freiere Gemeinden werden erblühen sehen?

---

## Ueber die Kriege, die Frankreich seit dem 14. Jahrhundert geführt hat.

(Aus dem Impartial)

(M.)

Manche Leute glauben, unser Jahrhundert sey bewegtee und mehe in Kriegenlebend als es die verflossenen gewesen sind; man wird aber aus den folgenden Details ersehen, daß alle Jahrhunderte ihren Antheil an Unruhen und Drangsalen gehabt haben und daß unsern Vätern auch nicht viel Frieden und Ruhe mehr als uns beschieden war.

Im 14. Jahrhundeet gab es 43 Kriegsjahee, woeunter
- 5 Jahre des Bürgerkrieges;
- 13 = außer Landes geführten Krieges; und
- 25 = auf französischem Boden geführten Krieges.

Es wurden 14 große Schlachten geliefert, unter andern die von Courtrai, in welcher die Flamänder viertausend Paar französischer Ritter-Sporen erbeuteten; die von Poitiers, welche dem Könige von Frankreich die Freiheit kostete.

Man kann sich von all den Leiden, die solche Kriege mit sich führen mußten, einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß auf eine geordnete Schlacht funfzig bis sechszig Treffen zu rechnen waren, die um so mehr Menschen kosteten, als man, da die Anwendung des Feuergewehrs fast noch unbekannt war, Mann gegen Mann kämpfte und jeder etwas schwer verwundete Krieger aus Mangel an Beistand eine sichere Beute des Todes wurde, es sey denn, daß ee von sehr hohem Range war.

Im 15. Jahrhunderte zählte man 71 Kriegsjahre, als:
- 13 Jahre bürgerlichen Krieges;
- 43 = auf französischem Boden geführten Krieges, und
- 15 = außerhalb Landes geführten Krieges.

Es wurden 11 große Schlachten geliefert, worunter die von Azincourt, von Castillon und von Montlhery.

Im 16. Jahrhundert gab es 85 Kriegsjahre, als:
- 44 Jahre außerhalb Landes geführeten Krieges;
- 8 = auf französischem Boden geführten Krieges, and
- 33 = bürgerlichen und Religions-Krieges.

Es wurden 27 geregelte Schlachten geliefert, worunter 11, in welchen die Franzosen, von Parteiwuth und vor allem von religiösem Fanatismus besessen, sich unter einander anfielen und zerfleischten.

Das 17. Jahrhundert weiset 69 Kriegesjahre auf, als:
- 6 Jahre Religions-Krieges;
- 11 = Bürger-Krieges, und
- 52 = außerhalb Landes geführten Krieges.

In diesem Jahrhundert fanden 39 geregelte Schlachten statt.

Im 18. Jahehundert zählte man:
- 51 Jahre außerhalb Landes geführten Krieges;
- 1 = Religions-Krieges, und
- 6 = Bürger-Krieges; zusammen 58 Kriegsjahre, wäheend welcher 93 Schlachten geliefert wurden.

Sonach findet man im Verlauf von fünf Jahrhunderten:
- 35 Jahre Bürger-Krieges;
- 40 = Religions-Krieges;
- 76 = auf französischem Boden geführten Krieges, und
- 175 = außerhalb Landes geführten Krieges; zusammen 326 Kriegsjahre, während welcher 184 geregelte Schlachten geliefert wurden.

---

## Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin.

(Beschluß.)

(L.)

Es ist jetzt in Madrid eine wahre Modewuth und ich habe selbst da einen Prospectus eines Correo de las damas, periodico de modas, bellas artes, amena literatura, musica y teatros gelesen, mit einem kleinen, geaziösen gestochenen Amor, der Rosen streut, ganz wie man dergleichen unter der Regentschaft mit dem artigen Vers des Propeez ausgestattet haben würde:

**Formosis levitas semper amica fuit.**

Digitized by Google

Man meldet darin, daß unter einer weisen und väterlichen Regierung eine Menge Blätter an Wichtigkeit und Nützlichkeit wetteiferten und daß man mit ihrer Autorisation ein Journal der Moden erscheinen lassen wolle. „Die ausländischen und einheimischen Moden," kündigten die Redactoren an, „werden unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftigen; wir werden ihren Abwechselungen und ihren glänzenden Launen genau folgen. Mit jeder Nummer werden sehr hübsche kleine Figuren, mit viel Luxus gestochen und illuminiet, verbunden werden. Gleichfalls werden wir die Modillen, die am beliebtesten und gebräuchlichsten sind, bekanntmachen und im Allgemeinen werden alle Gegenstände, die in das Reich der unbeständigen Mode gehören, eine Stelle in unserm Journale finden, welches das getreue Echo davon seyn soll."

Man sieht, wie sehr man sich in Madrid mit den Moden beschäftigt! Die Civilisation geht mit großen Schritten vorwärts! Es ist mehr Analogie und Beziehung zwischen dem Geist der französischen Mode und dem Geist der Politik, als man glauben sollte. In Frankreich passionirte man sich für die englischen Moden viel früher, als man sich mit der englischen Constitution beschäftigte: die Sachen gehen so in der Ordnung; es würde nicht das erstemal seyn, daß die Mode zur Freiheit führete. Und man bilde sich nicht ein, daß diese Freiheit stationair sey; ich habe unermeßliche Fortschritte in Spanien gefunden. Ich reiste von Barcelona nach Valencia mit sieben oder acht Personen von verschiedenem Stande und Profession; wie groß war meine Verwunderung, sie das Marseiller Lied radebrechen zu hören! sie baten mich selbst, ihnen die großen Worte derselben ins Spanische zu übersetzen, und dies auf der Landstraße. Wunderbar ist die Freiheit der Rede in den Postkutschen. Ich hatte mir über Spanien einen Begriff von Inquisition und Bewachung jedes Wortes gemacht; ich glaubte, daß man auf die Aeußerungen in der Unterhaltung spionirte, die, nach den schönsten Worten des Tacitus, nur noch Gedanken sind. Das ist nicht der Fall; man spricht laut von seinen Hoffnungen und was das Außerordentlichste ist, Alles, was ich selbst von den unedelsten Abentheuern auf Rechnung des Königs Ferdinand gehört habe, verdanke ich vorzüglich dem Postwagen. —

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. Ich sah also den so hoch gerühmten Prado am ersten Abend, als man versuchte, ihn zu illuminiren; es war am Vorabend des großen Festes und des zu leistenden Eides. Man hatte ihn mit 287 hölzernen Bogen, an welchen tausende von farbigen Gläsern oder Lampen hingen, geziert oder richtiger gesagt, verdorben. Die Wirkung wäre ohne Zweifel reizend gewesen; aber was geschah? der Corregidor von Madrid hatte nicht Leute genug zum Andrennen angestellt, so daß, als die letzte Seite illuminirt war, die Lampen an der ersten schon wieder verlöschten. Während der Festlichkeiten war die Beleuchtung auf diese Weise nie allgemein, d. h. gleichzeitig.

Wenn man jemals die Märsche bei Leichenbegängnissen und das Rollen der Trommeln in oft wiederholten langen Pausen gehört hat, so hat man die Militair-Märsche der Spanier gehört. Ich wurde am Morgen um sechs Uhr durch dieses eintönige Geräusch geweckt und man meldete mir in der Posada, wo ich wohnte, daß ich die Alabarderos vorüberziehen sehen würde. Diese Alabarderos sind die Reste oder die Tradition von hundert Schweizern, in ihrer ganzen Alterthümlichkeit; sie haben nichts gemein mit den vergoldeten Riesen, die Herr von Mortemart commandiere. Man denke sich die alten Gendarmen von Paris mit den rothen Aufschlägen und dinnen Röcken, dreieckigen Hüten und antiquen Helledaeden, wie die Schweizer der Kirche, nicht mehr noch weniger, mit zwei Trommelschlägern und zwei Pfeifern. Und diese Truppe defilirte zum großen Vergnügen der Spanier und einer graziösen Marquise vorbei, die sich, von ihrem mit Rosen und Seide geschmückten Balcon herab, mittelst ihres Fächers mit dem Offizier unterhielt, der eine Abtheilung dieser Alabarderos commandirte. Eine junge spanische Marquise ist das Reizendste und Ueppigste, was die Erde trägt. Ich kenne nichts, was mehr zu der Einbildungskraft und zum Herzen spricht. Wie kalt und stumm ist die Welt neben solchem Werk der Schöpfung! —

Diese Alabarderos besetzten St. Jeronimo. Ich hatte ein Billet für diese feierliche Ceremonie erhalten. Ich wollte gern Alles und gut sehen. Die alten Gewohnheiten eines Volkes haben immer für mich einen besondern Reiz gehabt, besonders bei einem Volke, das ganz dasselbe geblieben ist. Ich hatte in dem Mercure de France von 1709 eine solche Ceremonie für den Enkel Ludwigs XIV. gelesen; nichts, nicht das Geringste war daran verändert.

Ich war begierig, den rei absoluto und die Königin zu sehen, von welcher man überall sprach und auf welche die constitutionelle Partei ihre Hoffnungen gründete. Mein Wunsch wurde erfüllt. Großer Gott, welcher König! Stelle man sich ganz entstellte Züge vor, in welchen die Nase der Bourbonen vorherrschte, die ein um so mehr hervorstehendes Kinn, als alle königlichen Zähne völlig fehlten, fast berührte; dieses Gesicht drückt nichts aus, als Langeweile und Ueberdruß. Die Königin ist eine dicke Frau mit allen Zeichen eines langen Lebens; sie ist nicht schön, hat nichts Neapolitanisches, noch Spanisches; man könnte eher sagen, daß sie eine österreichische Familien-Aehnlichkeit hätte. Ihr Lächeln aber ist graziös und geistreich.

Ich weiß nicht, warum ich mich, beim Anblick dieser Königin, unwillkührlich an die sächsische Prinzessin erinnerte, die, noch als hulbes Kind, vor wenigen Jahren den Leidenschaften Ferdinands überliefert wurde.*) Sie sang Psalmen, liebte die Poesie und das Grab war schon für sie gegraben! Die jetzige Königin kann sie rächen.

Die Ceremonie von St. Jeronimo ist eine einfache Formel, die nichts Politisches hat. Man hatte die Cortes par estamentos zusammengerufen. Aber was sind diese Cortes? Ich habe es schon gesagt, eine Art von Versammlung notabler Beamten; sie kamen nicht, um zu discutiren, sondern nur um zu schwören: man verlangte einen Eid und keine Meynung. Im Allgemeinen ist Alles, was jetzt in Spanien geschieht, eine leere Förmlichkeit und ohne Folge für die Zukunft.**) Es giebt nur zwei große Meynungen oder Parteien, die Anhänger von Don Carlos und die Constitutionellen; die Partei der Königin ist, genau genommen, eine wahrhafte Abstraction. Die Constitutionellen haben sich daran angeschlossen, weil sie wissen, daß die Königin ohne sie nicht wirken kann, und daß sie folglich durch die Gewalt der Dinge zu einer großen und wahrhaften Convocation der Cortes gezwungen seyn wird. Was die Mönche und die Erzbischöfe betrifft, die gewaltsam zum Schwur berufen sind, so leisten sie ihn, weil sie, wie die ganze katholische Geistlichkeit, reservationes mentales im Hinterhalte haben, die sie sich für die Zukunft aufsparen. Die Frage wird sich erst bei dem Tode Ferdinands wahrhaft entscheiden; dann werden die Carlisten die Larve abwerfen, die sie jetzt bedeckt.

Es war schon eine feierliche Protestation des Erzbischofs von Toledo, dem Patriarchen des Königreichs, vorhanden. Er hatte dem König

*) Es scheint dem Verfasser unbekannt zu seyn, daß es der freie, ja, was mehr noch ist, der entschlossene Wille dieser jungen Prinzessin war, der Werbung Ferdinands Gehör zu geben, die der ehrwürdige König Friedrich August abzulehnen schon im Begriffe stand. Anm. d. Red.

**) Die Leser werden sich aus den ersten Zeilen dieses Artikels erinnern, daß vom Juni d. J. überall darin die Rede ist; aber eben dieses mache ihn, in Beziehung auf die jetzigen Verhältnisse, interessant. Anm. d. Red.

Digitized by Google

erklärt, daß er einen Eid nicht leisten könne, der wider sein Gewissen sey. Man sagte darauf in der Zeitung von Madrid, daß der Prälat der Festlichkeit wegen Unpäßlichkeit nicht beiwohnen werde, was große Sensation machte.

Andererseits setzte die constitutionelle Partei heimlich Druckschriften und Proclamationen in Umlauf, die zu merkwürdig sind, als daß ich sie nicht hier anführen sollte. Ich habe ein Exemplar davon in den Händen gehabt, das mir Herr von Rayneval mittheilte. Es ist zuvörderst ein schwarzes und rundes Siegel darauf, in welchem man liest: patria y libertad 1833. Representacion nacional, mit dem Auge und dem freimaurerischen Dreieck. Diese Proclamation lautete folgendermaaßen:

„Deputirte der Nation!

„Das Gesetz beruft Euch, der erlauchten Senoca, Marie Isabelle Louise, gesetzlicher Erbin des Thrones von Castilien, den Eid der Treue und der Huldigung zu leisten: das ist ein Act der Gerechtigkeit; aber als Repräsentanten der Nation ist es auch eure Pflicht, die Bedürfnisse des Landes zu den Füßen des Thrones auszusprechen und unsere alten Rechte und Freiheiten zu reclamiren. Wenn Ihr das nicht jetzt thut, wann werdet Ihr es späterhin thun?

„Der despotische Minister, der im Conseil präsidirt, als Agent Rußlands und als Director der carlistischen Banden, leitet das Staatsschiff mit eisernem Steuerruder; er ist es, der, durch seine Gewaltthätigkeiten, unsern erlauchten Monarchen unpopulair macht, er allein hindert ihn, den Hülferuf des Volkes zu hören; er endlich tritt die Gesetze mit Füßen, indem er mit Wuth die Unglücklichen verfolgt und proscribirt, welche der Edelmuth der unsterblichen Christine ihren Familien und ihren Aemtern zurückgegeben hatte. Deputirte! untersucht unparteiisch, wer diejenigen sind, die das Ministerium und den Rath des Königs so übel leiten; klagt, für die Ehre des spanischen Patriotismus, jene verrätherische Libeelle an, die, nicht zufrieden, die Ehre der Nation befleckt zu haben, sich, durch Belastung des Schatzes mit verderblichen Anleihen, bereichert haben!

„Werdet Ihr taub für so viele Ungerechtigkeiten seyn? Sie sind es, die die Nation in unheilschwangere Gährungen gestürzt, sie, die die Fackel des Krieges entzündet haben. Nein, die Spanier, die ihre Tugend bewahrt, hoffen Besseres von der Ehre und dem Charakter ihrer Deputirten; sie glauben, daß sie die Reformen und Institutionen reclamiren werden, welche der Zustand der Nation und die Civilisation des Jahrhundeets gebieterisch erheischen. Aber wenn, gegen alle Hoffnungen der guten und loyalen Spanier, ihre Deputirten taub für ihre Stimme seyn und stumme Werkzeuge des Despotismus werden sollten, dann wird der rächende Dolch, der bis jetzt nur drohend über dem Haupte des treulosen Ministers schwebte, einen schrecklichen Schlag ausführen, als Vorläufer der göttlichen Rache, die, obwohl aufgeschoben, doch nicht minder, spät oder früh, die Gottlosen erreiche.

„Die rächende und verborgene Gewalt, welche vermocht hat, die Tyrannei Cugia's unkräftig zu machen, und einen Hierro und Oliver zu ermorden, wird sich auch des Herrn Zea Bermudez und aller Verräther der Nation zu entledigen wissen.

Madrid, den 1. Juni 1833.

Die permanente National-Commission."

Alles das hatte nicht im Mindesten die Ordnung und das Ceremoniel gestört. Der Zug wurde durch die Alcaden des Hofes in den Sacramental-Costumen (?) eröffnet; dann folgten die Edelleute in bizarrer Tracht, die Deputirten der Städte in einfachem Frack, mit den National-Unterscheidungen, die Zepter- und Stab-Träger des königlichen Hauses, der Major-Dom des Königs, die Granden von Spanien, der Herzog von Frias, vermöge seines alten Titels eines Grafen von Oropeza, die Infanten und Infantinnen, der König und zwischen ihm und der Königin die kleine Erbin von Castilien, getragen von ihrer Gouvernante auf einem mit Gold besetzten Sammetkissen, dann die Cardinäle, Herr von Rayneval, als einziger Gesandter der Familie, das Corps diplomatique und die Hofdamen: das war denn doch eine wahrhafte Procession.

Die Mannigfaltigkeit der Costüme war unzählbar. Vorzugsweise in Spanien hat sich die ängstliche Aufmerksamkeit auf Bewahrung der Kleidung der Vorfahren erhalten; in Madrid und in den großen Städten macht sie dem neuern Geschmacke Platz; aber in jeder Provinz herrscht das alte Costume. Als ich durch die Mancha reiste, hatte ich einen spanischen Don Quichotte in der Hand mit den alten Kupferstichen von 1675; ich erkannte den Edelmann wieder, der Sonnabends seine Linsen und Eier mit Speck ißt; jeder Bauer war genau wie Sancho Pansa gekleidet und stand mir als ein treues Bild desselben vor Augen. Wie treffend hat Cervantes die Sitten seiner Provinz geschildert! alter verabschiedeter Unterofficier hat er sich für einige Beleidigungen des Adels gerächt. Alles scheint sich erhalten zu haben und man möchte glauben, daß Don Quichotte noch heute lebe. Ich habe da die Loh-Mühlen wiedergefunden, die auf immer berühmt geworden sind; den Wirth der Venta von Toloso, der mich für einen Engländer hielt und mir schnell sagte, daß es einer seiner Ahnherren gewesen, der den Ritter Don Quichotte bewaffnet habe. Und dennoch glaube ich, daß Cervantes, mit aller seiner spöttischen Wahrheit, sowohl unsern Sitten als unserer National-Literatur einen beklagenswerthen Schaden gethan hat. Das Ritterthum war lächerlich; die Romane, die sich zum poetischen Ausdruck desselben gemacht, waren es gleichfalls, aber das war mindestens französisch. Glaubt man zum Beispiel, daß wir so lange den griechischen und römischen Ideen unterlegen hätten ohne Cervantes? Wir hätten vielleicht eine minder vollkommene Literatur gehabt, aber sie wäre die unsere gewesen, und das ist etwas, was mehr ist, als von geborgtem Gute leben. Ich liebe ein Volk nicht, das nicht von seinem eigenen Fonds zehrt.

Die Ceremonie von St. Jeronimo war sehr lang. Man sang die heilige Geist-Messe vor dem erhabenen gregorianischen Gesang, der doch aber in Spanien ein wenig entartet ist; der Patriarch stimmte das Veni Creator an und dann rief der Wappenherold die Anwesenden auf para oir la Escriptura de juramento und die Infanten, der Rath von Castilien, die Grands von Spanien nahten in feierlichem Zuge, den Eid auf das Evangelium abzulegen. Darauf kamen die Deputirten der Cortes; der Wappenherold rief nun: El rei nuestro senor manda que juro Burgos, despues Toledo etc.; nun leisteten successiv alle Städte den Eid und nach dieser Ceremonie der Vasallenschafe stimmte man das Te Deum mit voller Stimme an, während sich Ferdinand mit Mühe aus der Kirche mehr schleppte als ging.

Aller dieser Pomp hatte etwas Alterthümliches und Feierliches. Die Traditionen werden in Spanien sorgfältig erhalten; was ich in dieser Hinsicht von den Costumes gesagt, gilt in gleichem Maaße von den Gewohnheiten, besonders von den Festen. Ich blieb einige Tage zu Valencia, wo ich der Procession del corpus (Frohnleichnamsfest) beiwohnte und in Wahrheit habe ich in meinem Leben nichts sonderbareres gesehen.*)

*) Ganz auf ähnliche Weise wurde doch dieses Fest auch in mehreren katholischen Städten Deutschlands, z. B. in Cöln, in Mainz, in selbst in Städten gemischter Religion, wie z. B. in Augsburg, in Erfurt, welches letztere bekanntlich früher Chur-Mainzisch war, vormals (wir wissen nicht, ob noch) gefeiert. Anm. d. Red.

Digitized by Google

An der Spitze gingen fünf oder sechs Menschen aus dem Volke mit Keulen, womit sie zur Rechten und Linken um sich schlugen; man mußte sich hüthen, sich nicht zu demüthig zurückzuziehen; sie hätten sonst wohl in heiligem Eifer ernstlich zugeschlagen (schwerlich(!), weil, nach den Traditionen der Bibel, die Juden die Wunden geduldig ertrugen, die Jehova in seinem Zorn ihnen zusendete; dann kamen los gigantes, riesenhafte lebendige Puppen, als maurische Könige angezogen, welche tanzten und mancherlei seltsame Bewegungen machten; die Menge stibunte ihnen nach und warf ihnen Blumen oder Steine zu, je nach der Laune des Augenblicks. Hernach kamen los ninos, ungestaltete Zwerge, die bei den Spaniern durch ihre Renkungen und durch Augenverdrehen, wie Besessene, lautes Lachen erregten; endlich die Mysterien, dargestellt durch hölzerne Statuen, ein heiliges Spiel, in welchem der heilige Christoph und die Jungfrau vorherrschten.*) Im Mittelalter hatte das Ritterthum (?) zwei Gegenstände seiner Liebe und seiner Furcht vergöttert: die Jungfrau war der Ausdruck (das Ideal?) der Burg-Fräulein, der heilige Christoph das Bild der Riesen (der christlichen Giganten). Uebrigens findet man, bei städtischen Processionen und Festen, Riesen überall repräsentirt, wohin nur immer die Spanier ihre Herrschaft trugen: Antwerpen hat seine Municipal-Riesen so gut wie Valencia. Vielleicht knüpft sich diese Tradition besonders in Spanien an die Vertreibung der Mauren; die Procession ist die Erinnerung eines Triumphzuges, wo die maurischen Könige dem Spotte der Menge preisgegeben wurden, wie zu Rom die besiegten Fürsten an den Wagen der Sieger gefesselt einhergingen. Man findet bei keinem Volke nichts ganz Abgeschmacktes oder Unsinniges; es hat Alles mehr oder minder seinen historischen Ursprung und Erklärungsgrund.

Nachdem er St. Jeronimo verlassen, schloß sich Ferdinand in dem Buen-Retiro ein. Die Hitze war stickend und bis zum Abend konnte man den Fuß nicht auf das brennende Straßenpflaster von Madrid setzen. Der Abend war zu einer Musterung der königlichen Garden bestimmt. Schon um vier Uhr begann das tramige Trommel-Gewirbel, was die Spanier zusammenruft und ich sah endlich die königliche Garde. Diese Garde ist von schöner Haltung; sie gleicht der alten königlichen Garde von Frankreich; man könnte selbst sagen, daß die Regierung die französischen Uniformen zum Muster genommen. Sie besteht aus 17,000 Mann Infanterie und Cavallerie. Ich bemerkte vor Allem das Corps der Provinzialen: jedes Miliz-Regiment liefert alternativ seine Compagnie von Grenadieren und Voltigeurs für die königliche Garde und diese nennt man die Provinzialen: ich kenne nichts Kriegerischeres. Die andern Corps der Garde zeigen große Ostentation in ihrer Haltung; sie sind ganz mit Gold und Federn bedeckt; sie erinnern an die Uniformen unserer General-Lieutenants; man unterscheidet die Bedienten nicht von einem General-Capitain der Provinz. Es ist eine Truppe Franconi's, die pünctlich aber langsam manoeuvrirt. Ich habe genau den Etat der spanischen Armee aufgenommen; sie besteht aus 37 Infanterie- und 7 Cavallerie-Regimentern auf andalusischen Pferden, eine weichliche aber feine Race, endlich aus 3 Artillerie-Regimentern. Es konnten wohl 25,000 Mann in Madrid beisammen seyn.

Ich habe denn dieser Musterung beigewohnt; eine sonderbare Erscheinung für den Fremden ist das Gemisch von Mönchen, Grenadieren, Frauen, Weltgeistlichen und Spaniern, die, bei der Hitze des Juni, demungeachtet bis an den Mund in ihre Mäntel gehüllt sind. Das erstemal, wo ich dieses sonderbare Gemisch sah, war in Girona; es wurde in der weiten Ebene, die unter den Mauern des Platzes sich ausdehnt, in Feuer exercirt; Mönche, Studenten, schwarz oder weiß, in Wolle oder Seide gekleidet, drängten sich in die Reihen und Glieder der Soldaten und unwillkührlich gedachte ich des mörderischen Krieges der Halbinsel, der furchtbaren Guerillas, die von einem Franciscaner oder Dominicaner angeführt wurden; der Anblick der Wälle von Girona, die noch jetzt von Kugeln durchlöchert dastehen, vermehrte und bestärkte diese Idee'n noch. Am Abend, bei der Procession, denn in Spanien giebt es immer Processionen, folgten dieselben Soldaten dem heiligen Sacrament mit der ganzen Zerknirschung von Büßenden; jeder der Officiere trug eine Kerze, die nachher auf dem Altar als Opfergabe niedergelegt wird; die Soldaten folgten mit entblößtem Haupte, obwohl mit Waffen, den Tschako auf dem Tornister hängend.

Die königliche Garde und die Garnison von Madrid hatten sich, wie schon erwähnt, gegen fünf Uhr Nachmittags, noch während der größten Tageshitze versammelt; man hatte eben ein neues Husaren-Regiment, das den Namen der Infantin führte, gebildet. Es sollte seine Standarten aus den Händen der Königin empfangen. Sollte man es glauben? Der absolute König verließ seinen Pallast nicht eher als Abends halb neun Uhr. In einem wohl verschlossenen Wagen fuhr er vor den Linien der Garden vorüber. Bei despotischen Regenten habe ich so wenige Schonung für ihre Garde nie begreifen können. Sie ist ja ihre ganze Kraft; sie verachten, aufbringen ist mehr als ein Fehler. Ich habe mir sagen lassen, daß Ferdinand bei Nacht gekommen wäre, um nicht sein schon halb abgestorbenes Gesicht sehen zu lassen. Der absolute König will, daß man an seine Gesundheit glaube; er hat das mit Ludwig XI. gemein; nun, er kann sich nach Gefallen im Buen-Retiro schminken!

*) Auch diese, sammt Simson und noch mehreren biblisch historischen und traditionellen Personen, wurden bei den deutschen Freudenschnamsfesten, von lebendigen Menschen, repräsentirt. Anm. d. Red.

---

## Schrecklicher Kampf zwischen zwei zum Tode Verurtheilten.

(L.)

Folgende grauerliche Geschichte erzählt ein Marseiller Journal:

Vor einigen Monaten wurde ein Mulatte, Namens Eriaz, wegen eines an einem Kaufmanne begangenen Mordes zum Tode verurtheilt. Diesem mit scheecklichen Umständen verübten Mord war ein beträchtlicher Diebstahl vorausgegangen. — Wenige Tage nachher wurde ein junger Portugiese zu derselben Strafe verurtheilt, weil er seine Geliebte, in einem Anfalle von Eifersucht, mit dem Dolch niedergestoßen hatte.

Die beiden Verurtheilten saßen in dem nämlichen Gefängnisse, aber jeder in einem besondern Kerker. Eriaz, dessen Körperkraft und Wildheit man fürchtete, befand sich in einem dunkeln Loche, in welches die Luft nur durch eine eng vergitterte Oeffnung drang, die nach einem der Corridors des Strafhauses ausging. Kein Lichtstrahl drang in diesen Kerker und die tiefste Finsterniß herrschte da, selbst am hellen Mittag. Daedeza, dessen Verbrechen minder schrecklich war, und welcher den Gefangenwärtern mehr Mitleiden eingeflößt hatte, war ein geräumigeres und luftigeres Gemach zu Theil geworden, in welchem sich ein vergittertes Fenster befand, das dem Felde zugekehrt war.

Die beiden Verurtheilten waren an Händen und Füßen mit Ketten beladen.

Man meldete beiden, daß ihre Hinrichtung in drei Tagen stattfinden würde, und gab ihnen zugleich eine Provision Brodt und Wasser, die bis zum unseligen Augenblicke zu ihrer Nahrung hinreichte.

Digitized by Google

Seit langer Zeit dachte jeder der beiden Gefangenen auf Plane zur Flucht. Dardeza, dem man die Erlaubniß gegeben, Besuche von Freunden anzunehmen, hatte einige zur Erreichung seiner Absicht geeignete Werkzeuge erhalten; aber der unglückliche Jüngling ohne Kraft und Geschicklichkeit war bald durch fruchtlose Versuche entmuthigt worden und war in ein stummes Hindrüten verfallen, mit Grausen den Henker erwartend.

Eriaz, kräftiger und kühner, verzweifelte, obwohl aller begünstigenden Verhältnisse beraubt, nicht und beschloß, alles zu versuchen, um sich der Strafe zu entziehen.

Nach der Lage seines Kerkers und dem Weg, der dahin führte, hatte er berechnet, daß eine der Mauern ans Freie stoßen müsse und daß, wenn es ihm gelänge, eine Oeffnung hineinzumachen, er einen Ausgang aufs Feld finden würde.

Er machte sich daher frisch ans Werk. Um zu verhindern, daß ihn das Geräusch nicht verrathe, und um den Stein zu erweichen, befeuchtete er zuvörderst die innere Seite der Wand und mit den Ketten, die er an den Händen trug, kratzte und rieb er dann die Mauer; und wenn er einige Fragmente herausgebracht, so machte er die Steine von Neuem naß und begann dann seine Operation von Neuem. — Er gönnte sich selbst keinen Schlaf und mit unermüdlicher Thätigkeit ließ er seine Arbeit keinen Augenblick ruhen. Von Zeit zu Zeit zeigt sich ein Gefangenwärter an der Luke mit einer Laterne, die einen Lichtstrahl in den Kerker wirft; er kommt, um den Gefangenen im Auge zu halten; aber selbst in voller Arbeit spitzt Eriaz die Ohren; bei dem geringsten Geräusch hält er an und wenn dann der Kerkermeister kommt, so sieht er Eriaz, vor der Oeffnung, die er eben macht, niedergekauert, scheinbar schlafend.

Schon war ein ziemlich tiefes Loch in der Mauer; aber wie dick war sie? das wußte Eriaz nicht, und folglich auch nicht, was ihm noch zu thun übrigblieb. — Ueberdies wußte der Unglückliche eben so wenig, wie viel Zeit er noch bis zum Tage der Hinrichtung vor sich hatte.

In einem dunkeln Kerker eingeschlossen, wo eine ewige Nacht herrschte, jedes Mittels beraubt, die Zeit zu berechnen, von dem Augenblicke an, wo man ihm gemeldet, daß er nur drei Tage noch zu leben habe, wußte er gänzlich nicht, wann diese kurze Frist ablief.

Schreckliche Lage! Bei dem geringsten Geräusch, das sich hören ließ, glaubte er, daß alles vorbei sey, daß man ihn zur Hinrichtung abholen wolle und in dieser furchtbaren Ungewißheit alles dessen, was er noch zu thun hatte und der Zeit, die ihm noch übrigblieb, ließ der Unglückliche die Hände muthlos sinken.

Doch bald ermannte er sich, um einen letzten Versuch zu machen; zähneknirschend stürzt er sich von Neuem gegen die Mauer. — Rettung! ruft ihm eine ahnende Stimme zu; der Stein giebt nach, die Mauer ist durchbrochen — aber ach! der Unglückliche hat sich in seiner Berechnung der örtlichen Lage betrogen. Er haucht nicht die reine und frische Luft des Feldes ein, sondern er sieht nur, durch die Oeffnung, die er so mühsam gemacht, nur einen andern, durch einen matten Lampenschein schwach erleuchteten Kerker. Er hört stumme Seufzer, ruft mit leiser Stimme — es war Dardeza's Kerker.

Bei diesem Anblick fällt Eriaz vernichtet zu Boden. So war denn alles verloren: sein Tod gewiß!

Dardeza lag auf der Erde ausgestreckt, erschöpft von dem Seelenkampf, den er so eben bestanden, und bald näherten sich die beiden Unglücklichen einander. Eriaz theilt Dardeza seinen Plan mit und als er hört, daß dessen Kerkerfenster auf das Feld führt, so hält er ihre Flucht für sicher. — Aber wie viele Tage sind schon verflossen, seit Eriaz die unselige Ankündigung erhalten, wie viel Zeit zu leben ist noch übrig? Er fragt Dardeza, der die Stunden und Tage hat zählen können und erfährt, daß die einbrechende Nacht die letzte für sie ist und daß die aufgehende Sonne ihr Schaffott beleuchten soll.

Doch weit entfernt, Eriaz niederzuschlagen, verdoppelt diese Nachricht vielmehr seinen Muth. Dardeza unterstützt ihn und beide vereinigen ihre Anstrengungen, um die von Eriaz bewerkstelligte Oeffnung zu vergrößern, der bald in den Kerker Dardeza's schlüpft.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber die natürliche und die künstliche Bildung der Perlen.

(N.)

Seit langer Zeit sind die Naturforscher der Meynung gewesen, die Perlen wären nichts anderes als die avortierten Eier der Auster Meleagrina margaritifera. Es war das ein Irrthum, der durch nähere Beachtung völlig widerlegt worden ist. Der Doctor Baer hat sich nach einer Menge von Experimenten überzeugt, daß die Perlen sich weder in der Leber, noch in dem Eierstock, noch in den innern Organen der Auster befinden. „Die Perlen befinden sich," sagt er, „stets inwendig oder unterhalb des Häutchens der obern Schale, an der Stelle, wo dies Häutchen mit der Schale verbunden ist." Auch nimmt man in der That dort kleine geronnene Massen wahr, die, wenn sie auch noch keine Spur der Organisation an sich tragen, doch mit der Zeit eine dergleichen Umbildung erleiden mögen. Er glaubt jedoch, daß nur diejenigen, welche der äußern Oberfläche der Decke zunächst sind, am Ende von einer Schicht kalkartiger Materie eingeschlossen werden.

„Möglich," setzt der Doctor Baer hinzu, „daß diese kleinen Massen sich nach Außen mit einer kalkartigen Materie bekleiden und daß sich so die Vertiefung bildet, die man bei mehreren Perlen wahrnimmt, während in anderen Fällen diese Massen von derselben Materie durchdrungen und gesättigt die soliden Perlen erzeugen." — Endlich nimmt der Doctor Baer noch eine andere Varietät an, die ihr Entstehen der Anwesenheit fremder Körper, als Sandkörner und dergleichen, zwischen der Schale und den Häutchen, verdankt, die mit der Zeit auch eine perlenartige Bekleidung bekämen.

Wir wollen nun noch aus dem Werke des Herrn Cordier über die Insel Ceylon anführen, wie die Erzeugnisse der Perlenauster sich vermehren lassen.

„Während meines Aufenthalts zu Aripa," erzählt der Verfasser, „war ich sehr erstaunt, als ich die Chinesen, welche die Perlenfischerei dieses Distrikts betreiben, die Schalen mancher Auster, die sie gefangen hatten, leicht anbohren und sie dann wieder ins Meer werfen sah. Auf meine Frage, was sie damit bezweckten, antworteten diese gewerbsfleißigen Leute mir, daß die Auster, der die gemachte Oeffnung unangenehm seyn möchte, sie so schnell als möglich mit der perlenartigen Materie wieder ausfülle, womit die innern Seiten der beiden Schalen bekleidet wären, und daß sie auch dieser Operation innerhalb eines Jahres darauf rechnen könnten, außer der gewöhnlichen Perlenzahl auch noch eine sehr gut geformte halbe Perle vorzufinden. Daß dem so war, davon bin ich nachher auch zum öftern überzeugt worden. Das Werkzeug, womit sie die Austerschale anbohren, hat die Gestalt einer gewöhnlichen Pfeifenröhre; doch haben sie sich sehr zu hüthen, daß sie die Auster selbst nicht verletzen.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
# Blätter der Börsen-Halle.

№ 864. Hamburg. Sonnabend, den 2. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

## Der Kaiser Nikolas.

(M.)

(Der nachstehende höchst interessante Aufsatz des Herrn Idesbald, begleitet von folgender Zuschrift an den Herrn Director der Revue de Paris, ist in einer der neuesten Nummern des ebengenannten Journals erschienen.)

„Ich habe Ihnen versprochen, daß ich einige Erinnerungen meines Aufenthalts in Rußland niederschreiben und sie Ihnen in der Gestalt von Artikeln mittheilen wollte, die eine Fortsetzung der „geschichtlichen Beschreibung der Gesandtschaft des Prinzen Khosrew-Mirza" (die auch wir s. Z. gaben: m. s. Nr. 817 u. 818 d. Bl.) abgeben könnten.

„Da ich noch im Beginnen der Erfüllung meines Versprechens bin, so weiß ich nicht, welchen Gegenstand ich vorzugsweise behandeln soll; aber das weiß ich, daß es deren wenige geben wird, die mir nicht Anlaß geben, auch von dem Kaiser zu sprechen. Unter einer unumschränkten Regierung ist das Volk ein großer Körper, von welchem der Monarch die Seele ist. Bilder von Rußland aufstellen wollen, ohne den Namen Nikolas zu nennen, wäre gerade dasselbe, als ob man vom Tage sprechen wollte und die Sonne vergäße.

„Das Bild, das ich Ihnen vom Kaiser Nikolas zeichne, ist den Bildern wenig ähnlich, die man, hauptsächlich seit drei Jahren, von diesem Monarchen zu entwerfen für gut gefunden hat. Ich habe keine Carricatur daraus gemacht, wie dieses von so vielen Londoner und Pariser Journalisten geschehen ist; ich spreche über den nordischen Coloß keinen Fluch aus und ergieße mich nicht in albernen Verwünschungen des moscovitischen Despoten, wie man dies im offenen Parlamente von England zu thun sich nicht geschämt hat. So bin ich denn schon im Voraus überzeugt, daß man mich als einen gemeinen Höfling, als einen Sclaven, ja selbst als einen Söldling ansehen wird. Ich versichere Ihnen aber, daß ich weder das Eine noch das Andere und völlig frei und unabhängig in meinen Meynungen bin. Persönlich glaube ich eben so liberal zu seyn als der Constitutionnel, auf den ich abonnirt habe; aber der Patriotismus steht nicht immer vor meinen Augen wie ein Prisma, durch welches alle Herrscher als Ungeheuer erscheinen.

„Man stößt täglich auf die Art ehrlicher aber leichtgläubiger Leute, die sich zutraulich eine Meynung einflößen lassen, welche auf den allezeit fertigen Phrasen begründet ist, deren Echos die Dummen und die Unwissenden sind, daher es ihnen nie an Verbreitung fehlt.

„Für diese ehrlichen Leute nun sind die Russen nichts weiter als die Barbaren des Nordens; die russischen Bauern seufzen unter der Wucht der gehässigsten Sclaverei; die russischen Großen sind eine Abart des Bären, wahre Wilde, die nie die Knute aus der Hand legen; und der Czar, den sie, um ihn recht herunterzusetzen, vorzugsweise den Autokraten nennen, ist ein grausamer Tyrann, der nur auf Eroberungen oder Hinrichtungen sinnt! und wenn man ihnen sagt, daß der Czar ein schlichter tugendhafter Mann ist; daß die russischen Großen eben so anerzogen werden wie die Franzosen, und daß ihre Bauern, wenn man sie losgeben will, oft die Freiheit ausschlagen, so erscheint man ihnen, als sey man vom Monde herniedergefallen und habe nie eine Zeitung gelesen.

„Sie sehen, daß ich es recht gut weiß, welchem Schicksale ich mich aussetze, indem ich gegen einmal angenommene Begriffe angehe; doch will mich das durchaus nicht schrecken. Wenn dasjenige, was man sagt, nur wahr ist, so ist wenig daran gelegen, was Anfangs davon gehalten wird; man darf sich nur das Warten nicht verdrießen lassen; so wird man am Ende doch sein Recht bekommen. Wer mir übrigens nicht aufs Wort glauben will, der darf ja nur, wie ichs gethan, eine Reise nach Rußland unternehmen. Ich muß die Neugierigen jedoch darauf aufmerksam machen, daß es mit diesem Lande nicht wie mit Frankreich oder mit jedem andern Lande der Publicität ist, die so ziemlich einem Schauspielhause gleichen, wo man gleich gut von allen Plätzen aus sieht: zu St. Petersburg sieht es sich nur aus den ersten Logen gut. Deshalb ist das russische Reich dasjenige, über welches die meisten Rhapsodieen geschrieben worden sind und noch täglich geschrieben werden.

„Ein Freund von mir, der von Aachen zurückgekommen, auch nie weiter in Deutschland gewesen war, las mir einst einen Artikel vor, den er für ein, ich weiß nicht mehr für welches, Journal bestimmt hatte, und in welchem er keck hin ein sowohl physisches als moralisches Bild des Königs von Preußen gab. Er hatte am Schlusse einen flüchtigen Ueberblick der Politik des Berliner Cabinets beigefügt, und sich so tief über eine jede europäische Frage ausgesprochen, wie jemand, der seiner Sache gewiß ist und der ganz ex professo spricht. Nun fand ich aber, daß des Verfassers entworfenes Bild dem Könige von Preußen fast so ähnlich war als dem Großsultan, und daß die ausgesprochene Politik ganz das Ansehen hatte, als ob sie frisch aus einem Caffeehause gekommen wäre. Mich befremdete das Eine so wenig als das Andere; mein Freund schien aber über meine Meynung, die ich ihm unverholen mittheilte, höchlichst verwundert zu seyn. Er hatte es ganz ehrlich gemeynt und recht sorgfältig all das Geträtsch aufgesaugen, was ein Musterreiter, der von der Leipziger Messe zurückgekehrt war, als baare Münze an Table d'Hote aufgetischt hatte. Das ist die Art und Weise, in welcher heutzutage, wenn auch nicht die Geschichte, doch die Zeitungen, ja selbst die Memoiren zum öftern geschrieben werden.

„Ehe ich vor den Augen des Publikums das von mir angekündigte Bildniß aufstelle, erkläre ich, daß ich den Kaiser Nikolas gesehen habe, was für den Leser schon beruhigend ist, und ferner, daß ich über den Charakter dieses Monarchen nichts sagen werde, was nicht die achtungswerthesten Autoritäten für sich hat. Von Widerspruch werde ich, ich wiederhole das, keine Notiz nehmen, weil ich nichts sagen werde, was nicht wahr wäre.



Digitized by Google

„Es steht bei Ihnen, mein Herr, diesen Brief, der, wie ich das zugebe, das Ansehen einer Vorrede hat, meinem Artikel vorangehen zu lassen. Genehmigen Sie aufs Neue die Versicherung ꝛc.“

* * *

Zur Zeit der großen Ereignisse, welche die Jahre 1812, 1813 und 1814 auszeichneten, war Nikolas noch zu jung, um eine Rolle spielen zu können. Er unternahm seitdem mehrere Reisen, sowohl in Deutschland als in Frankreich, in den Niederlanden und in England; aber erst im Jahr 1817, zu welcher Zeit er sich mit der ältesten Tochter des Königs von Preußen vermählte, begann man in Europa, auf ihn aufmerksam zu werden. Er war damals einundzwanzig und die Prinzessin neunzehn Jahre alt. Er zeichnete sich am Berliner Hofe durch eine anmuthige Einfachheit und durch ein liebenswürdiges Naturell aus, wodurch er sich aller Herzen gewann. Die Prinzessin Charlotte von Preußen, Großfürstin Alexandrine geworden, als sie die griechische Religion angenommen hatte, vereinigte alles in sich, was eine Frau liebenswürdig und eine Monarchin edel und majestätisch machen kann; Nikolas hatte schon die männliche und kriegerische Schönheit, die, seitdem er auf dem Throne sitzt, sich nur noch mehr entwickelt hat; es war das schönste Paar, das man sehen konnte.

Als Großfürst lebte Nicolas zu St. Petersburg ganz für sich, ohne mit der äußeren Politik und mit der Administration des Reichs etwas zu thun zu haben. Sein Hof, durch die Grazie und den anmuthsvollen Geist der jungen und schönen Großfürstin verschönert, war von nun an sehr belebt, und bot, obgleich nur aus einer gewählten und sehr beschränkten Gesellschaft bestehend, viele Annehmlichkeiten dar. Man erfreute sich an prunklosen Vergnügungen; den Großfürsten beseelte ein leichter und aufgeräumter Humor; er führte selbst in einigen französischen Stücken Rollen mit größerem Talente aus, als es für einen Fürsten nöthig wäre.

Außerhalb seines Pallastes ward ihm im Publikum, besonders von der Armee, ein ernster und strenger Charakter beigelegt. Im Norden sind die Soldaten die Puppen der Fürsten, ein wahres Spielzeug, mit dem sie sich die Zeit vertreiben. Nikolas zeigte gleich seinen Brüdern eine wahre Liebhaberei für Paraden, Exercirien und Manöver. All seine Thätigkeit war der Militair-Kunst zugewendet; auch machten seine theoretischen Kenntnisse einen ausgezeichneten Offizier aus ihm. Möglich, daß sein Eifer, eine exacte Disciplin zu erhalten, noch die Strenge seines Charakters vermehrte. Aber bei einer so hohen Einbildungskraft, als er sie besaß, mußte der kriegerische Sinn schon zu anderen Resultaten führen: er hat seinem Geiste eine ritterliche Richtung gegeben, ihm Liebe für die Begriffe der Ehre, der Gerechtigkeit und des Ruhmes eingeflößt.

Man kann nicht sagen, daß Nikolas eine glänzende Erziehung gehabt hätte; sie war nur einfach. Zum Glück für ihn ist man nicht bemüht gewesen, eine Ostentation darein zu legen, was schon immer weise bei einem Privatmanne, noch mehr aber bei einem Fürsten ist, der sich nur zu bald dem allgemeinen Urtheile ausgesetzt sieht. Es ist dieses eine Wohlthat, welche Paul's Kinder ihrer achtungswürdigen Mutter, der Kaiserin Marie, verdanken, deren verständiger und aufgeklärter Geist ihre Studien stets geleitet hat. Wenn Nikolas nie einen entschiedenen Hang für die Wissenschaften, die schönen Künste oder die Literatur gezeigt hat, muß man deshalb nicht den Schluß ziehen, daß er gleichgültig für das Nützliche oder gefühllos für das Schöne wäre: er liebt beides, aber ohne Leidenschaftlichkeit; es ist bei ihm die Sache einer ruhigen Würdigung, einer stillen Zuneigung. Diese Ruhe in seinen Liebhabereien ist eine Folge seines überlegten Ideen-Ganges.

Die Fürsten in Rußland sind mehr als in den andern europäischen Staaten einem steten Zwange unterworfen. Da, wo ein Einziger alles seyn soll, muß auch alles, was ihm nahe kommt, vor ihm erlöschen. Eben so wenig darf das Publikum eine Kenntniß von den Meynungen eines Großfürsten bekommen: bei dem Bemühen aber, seine Gedanken, ja selbst seine Liebhabereien zu verhehlen, kommt man zuweilen dahin, seine Gefühle zu ersticken, aus Furcht, sich einst von ihnen unversehens hinreißen zu lassen; aber das Naturell ist nur um so ungestümer, wenn es dann doch die Oberhand behält. Unter einer absoluten Regierung kann ein Fürst, der, ohne die Urtheilskraft, welche ihnen als Zügel dient, heftige Leidenschaften hat, sie wohl hin und wieder verhehlen; läßt er ihnen aber einen freien Lauf, so bilden sie einen Strom, der durch seine Deiche bricht. So ist es dem Großfürsten Constantin ergangen. Wenn aber ein Fürst weder heftige Leidenschaften noch hervorstechende Eigenschaften besitzt, so verlöscht der Mangel jeder Art von Anregung, um sie hervorzulocken oder ihren Keim zu entwickeln, der Schatten, in welchem er sich ohne Unterlaß hielt, schon zeitig alles das, was ihm einigen Glanz hätte geben können; seine Begriffe verengen sich, und er kommt nicht aus der Mittelmäßigkeit heraus.

Nikolas hatte die Urtheilskraft, welche das Feuer der Leidenschaften beherrscht und einen aufgeklärten Geist. Die Zurückhaltung, die ihm auferlegt war, erzeugte bei ihm nur eine Art Sammlung der Gedanken, die noch dazu beitragen mußte, den ihm angeborenen Ernst zu bestärken.

Nur seine Vertrauten allein waren im Stande, seine guten Eigenschaften zu würdigen. Im Innern seines häuslichen Lebens zeigte er alle die Tugenden eines guten Gatten und eines guten Vaters, treuer als Heinrich IV., und gleich diesem mit seinen Kindern spielend. Wie oft hat er sich nicht noch, seit er auf dem Throne sitzt, von den Sorgen für sein Reich erholt, indem er sich ganz bürgerlich dem tosenden Jubel seiner jungen Familie hingegeben. Diejenigen, die sich einen Despoten nie anders als inmitten drohender Satelliten und kriechender Schmeichler denken, würden sich sehr wundern, wenn sie den Czar nur einen einzigen Tag in seinem häuslichen Kreise sähen; wenn sie diesen gekrönten Riesen auf einem Teppich ausgestreckt erblickten, wie er mit seinen niedlichen Kindern schäkert, die ohne Umstände auf ihrem Vater herumspringen, wie die Lilliputaner auf dem Gulliver.

Die glückliche Anlage seines innern Wesens dient zugleich, seine moralischen Grundsätze immer mehr zu befestigen. Eben so wie ein Sultan, hätte er nur ein Taschentuch hinzuwerfen gebraucht; und obwohl noch in dem Alter der Liebe, ist seine Gemahlin seine einzige Geliebte geblieben. Man wartete nur auf ein Zeichen, auf einen Blick: man wartete vergebens; die Damen, welche bei Hofe wohlgelitten seyn wollen, haben sich darnach zu achten und eines exemplarischen Lebenswandels zu befleißigen. In diesem Stücke zeigt der junge Czar sich als ein wahrer Despot.

Um ihm seine Beständigkeit zu lohnen, vielleicht auch, um seine Augen an Reize zu gewöhnen, welche ihm um so mehr auffallen müßten, je weniger sie ihm zu Gesicht kämen, hat die Kaiserin stets die schönsten Damen des Reichs um sich her versammelt. Es ist dies ein Mittel, das seine Gefahren hat, doch hat der Erfolg es gerechtfertiget. Ich zweifle indessen, daß es von vielen Damen angewendet werden wird.

Die große Kunst einer Frau besteht darin, denjenigen, den sie liebt, glücklich zu machen. Diese Kunst hat die Kaiserin inne; doch läßt sich aus dem Grade der Zärtlichkeit, welche Nikolas für die Fürstin fühlt, der Schluß ziehen, daß sich Erwägungen von noch höherer Art daran knüpfen. Es liegt dem Kaiser daran, in allem mit einem guten Beispiel vorzuleuchten. Je weniger die Civilisation sich bei einem Volke aus alter Zeit herschreibt, desto weniger hat sie in den Sitten Wurzel geschlagen, desto weniger ist sie das Product der allgemeinen Erziehung, und desto mehr läßt sich befürchten, daß ein aus dem Ufer treten wenig Hindernisse finden würde. Dem Novizen thut in der Verbreitung der Einsichten ein Zügel eben so Noth, wie dem Neuling in dem Genusse der Freiheit. Beide

Digitized by Google

fühlen sich versucht, Mißbrauch davon zu machen. Ein Monarch in Rußland, der seinen Leidenschaften Zaum und Zügel schießen ließe, würde nur zu bald Nachahmer finden und sein Volk Rückschritte machen lassen. Alexander hatte, nach seiner Rückkunft von Paris, die weisen Reformirungs- und Verbesserungspläne in seinen Staaten einführen wollen, die er auf seinen Reisen aufgefaßt hatte, doch stand er bald wieder davon ab, als er die Verderbtheit in Betracht zog, welche die gewöhnliche Gefährtin der Unwissenheit und vor allem der halben Bildung ist, die der Civilisation zum öftern nur ihre Laster entlehnt. Nikolas, der vor der Aufgabe nicht erbebt, die seinen Bruder zurückschreckte, zeigt sich strenge gegen sich selbst, um es mit vollem Rechte gegen andere seyn zu können. Er ist um so strenger, als er glaubt, daß man um ihn her willfähriger zur Nachsicht seyn möchte. Ein junger Garde-Offizire entführte ein Fräulein, das einer der berühmtesten Familien des Reichs angehörte; auch er führte einen ausgezeichneten Namen. Der Kaiser war abwesend. Man scherzte über den Vorfall, man entschuldigte ihn; als aber der Kaiser zurückkehrte, da ward der Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Die Strafe ward gemildert; aber trotz aller Verwendung der Familie, mit welcher er sich verbunden hatte, mußte der arme junge Mann, um zwei Grade heruntergesetzt, aus einem Straf-Bataillon in ein Linien-Regiment und aus einer Festung Finlands in entfernte Garnisonen übertretend zwei volle Jahre zubringen, ehe er wieder mit seinem Anciennetätsrechte seinen vorigen Grad erhielt. Zwei Freunde, die ihm bei seinem Unternehmen behülflich gewesen waren, theilten seine Ungnade. Dies hat nun aber die Folge gehabt, daß man sich jetzt zu Petersburg sehr bedenken würde, ehe man zu einer Entführung schritte; auch dürfte man die Sache nun nicht mehr lächerlich finden.

Die Moral muß unstreitig bei einer solchen Richtschnur des Benehmens sehr gewinnen; doch haben auch die besten Dinge ihre schlimme Seite. Die tadelfreieste Hauptstadt von Europa dürfte darüber vielleicht einst auch die mindest glänzende werden. In dem Lande, wo der Hof den Ton angiebt, hat man stets gesehen, wie der Luxus um so mehr hervortrat, die schönen Künste um so herrlicher blühten, als er minder strenge war. Man sehe nur die Regierungen der Medicis, Franz I., der Elisabeth, Ludwigs XIV., der großen Catharine! Machen denn die Musiker, die Maler und die Dichter mehr der Liebe als der Tugend den Hof? Uebrigens ist dieses eine Reflexion, die der Verfasser dieses Artikels nicht höher in Anschlag bringen will, als was sie werth ist, und bittet er einen jeden demüthig um Verzeihung, der Anstoß daran nehmen möchte.

Nikolas bedarf keiner Krone, um zu gefallen: er ist unstreitig einer der schönsten Männer seines unermeßlichen Reichs. Ehemals hat man in Frankreich Aehnliches von Ludwig XIV. gesagt, obgleich man seitdem, daß man die Gräber von St. Denis entweiht, die Entdeckung gemacht hat, daß er weit wenigee groß war, als wofür seine Zeitgenossen ihn gehalten haben. Aber Nikolas mißt wirklich an sechs Fuß. Von vollkommenem Ebenmaaß und sich in der Militair-Uniform, die er immer trägt, wundervoll ausnehmend, könnte er den Künstlern wie seiner Armee zum Muster dienen. Seine Züge sind regelmäßig, sein Profil ist hehr, seine Stirn erhaben und glatt, sein Blick stolz und imponierend, doch voll Wohlwollens, wenn seine Physiognomie lächelt. Man fühlt sich wohl in seiner Nähe; doch würde es einem nicht einfallen, sich gegen ihn etwas herauszunehmen. Er redet diejenigen, welchen er wohl will, mit der größten Herzlichkeit an; sein Ton ist voll Anmuth; im Allgemeinen zeichnet er sich durch eine große Einfachheit in seinem Wesen und in seinen Liebhabereien aus. Die auf seine Krönung geschlagene Medaille ist ihm sehr ähnlich. Die Münze trägt sein Bildniß nicht; er ist dazu aus Achtung einem Beispiele der Bescheidenheit gefolgt, das von Alexander gegeben worden.

Ungefähr zwei Jahre vor dem Ableben dieses Monarchen bezeichnete der Wiener Hof-Kalender den Großfürsten Nikolas schon als muthmaßlichen Erben der Krone. Um diese Zeit war es, wo man in Europa von der Ausschließung des Großfürsten Constantin zu sprechen begann; bis dahin waren dieserhalb nur vage Gerüchte in Umlauf gewesen.

Es erwartete den neuen Monarchen eine große Lehre, als er den Thron bestieg; sie gestattete ihm nicht, die Illusionen des jugendlichen Alters auf dem Throne beizubehalten. Ein Fürst von achtundzwanzig Jahren fühlt sich von Natur gestimmt, an Hingebung, an Loyalität, an Freimuth zu glauben, und Nikolas sah sich bei seinem ersten Erwachen als Kaiser nur von Verrath umgeben. Obgleich er um die Verzichtleistung Constantins auf die Krone wußte, hatte er sich diese Akte nicht eher zu Nutze machen wollen, als bis sie erneuert worden war: so groß war sein Zartgefühl, sein Sinn für Billigkeit, seine Religiosität. Wie tief mußte er sich nun verletzt fühlen, als er sah, wie ein Theil seiner Unterthanen, mit Verkennung seiner Gerechtigkeit, ihn der Usurpation und Beeinträchtigung seines älteren Bruders beschuldigte. Er kam mit Plänen der Reform, mit dem aufrichtigen Vorsatze, mit einer noch größeren Ausdauer als Alexander an der Verbesserung seiner Regierung und des gesellschaftlichen Zustandes seines Volkes arbeiten zu wollen, zur Gewalt, und die Morgenröthe seiner Regierung ward von dem Krachen der Kanonen begrüßt, wie wenn Rußland einen Tyrannen hätte zurücktreiben wollen. In diesem Handgemenge von Verräthern und Getreuen wußte er nicht, woran er die Ehre vor der Treulosigkeit erkennen sollte. Während er auf dem, von dem Blute seiner Vertheidiger bespritzten, öffentlichen Platze, sich den Kugeln der Meuterer bloßstellte, mußte er, daß seine Gemahlin, mitten unter ihren Kindern ohnmächtig niedergesunken, fürchten mußte, die Mörder in ihren Pallast eindrechen zu sehen. Eine solche Lage hinterläßt tiefe Spuren in dem Gemüthe, die, wenn sie auch dem Gefühl der Gnade keinen Abbruch thun, doch das Vertrauen tödten, und, indem sie eine Verachtung für die Menschheit einflößen, der Gnade eine andere Basis geben als die Zuneigung, die man für Seinesgleichen fühlt. Die Verzeihung ist dann nur noch die Geringschätzung eines hochgestellten Herzens oder die Berechnung der Politik.

Man hat gesehen, daß Nikolas bis zu diesem Aufstand noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seinen Charakter zu entwickeln; aber an diesem Tage zeigte er mitten unter den größten Gefahren die Energie, die Ruhe und die Geistesgegenwart eines Königs und Helden. Er bewies, daß er die Kraft besaß, einem großen Volke zu gebieten und sich von ihm fürchten zu machen. Was den Untergang eines Mannes, der schwach gewesen wäre, verursacht haben würde, verschaffte ihm über alles, was ihn umgab, ein Uebergewicht, das er sich zu bewahren gewußt hat.

Bald nach diesem beklagenswürdigen Kampfe auf dem Isaacs-Platze gab der Kaiser den fremden Gesandten Audienz. Sie kamen in corpore, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Diese Herren waren bei dem Ereignisse um so mehr interessirt, als ihr Heil von dem des Czaren abhängig gewesen war. Man hat sich späterhin überzeugt, daß alle Fremde, und die diplomatischen Agenten zuerst, der Plünderung und wahrscheinlich dem Tode preisgegeben gewesen seyn würden, wenn die Verschwörer die Oberhand behalten hätten. Es war ein Aufstand in tückischer Weise. Der Kaiser hielt bei dieser Gelegenheit mit eben so vieler Kraft als Feuer eine improvisirte Rede. Er sagte, wie weh es ihm thue, daß er das Blut seiner irregeleiteten Unterthanen habe vergießen müssen, und daß er genöthigt sey, mit Strenge gegen die Unsinnigen zu verfahren, die es nicht allein auf sein Leben, sondern selbst auf die Existenz des Reiches abgesehen hätten, welches sie, unter dem Vorwande, es frei zu machen, wieder in die Barbarei zurückgestürzt haben würden. Er zählte dann klar und deutlich die Principien der Ordnung und des Friedens auf, die



Digitized by Google

ihm während seiner Regierung zur Richtschnur dienen sollten. Alle Diplomaten verließen diese Audienz tief ergriffen und voll Bewunderung über die Weisheit des jungen Monarchen, der mit so vielem Muthe und so großer Umsicht den Thron bestieg. Nikolas hat mehrere Male bewiesen, daß er die Gabe, zu reden, in der französischen und der deutschen Sprache ebensowohl als in der russischen, in einem hohen Grade besitzt. Alle, die berufen gewesen sind, sich mit diesem Monarchen über die erhabensten Gegenstände der Politik zu besprechen, gestehen, daß es nicht möglich sey, sich richtiger, geläufiger und zierlicher auszudrücken. Er hat ein äußerst rasches Fassungsvermögen; man sieht, daß er den Gedanken auf den Grund zu kommen sucht; er verhehle den Eindruck nicht, den sie auf ihn machen, und eben so, wie er sich in Rührung setzen läße, weiß er in seine Sprache eine hinreißende Freimüthigkeit und Loyalität zu legen.

Nie war wohl ein Mensch mehr zu strafen berechtiget, als Nikolas beim Antritt seiner Regierung; und doch hat es sich nie ein Mensch mehr als er angelegen seyn lassen, Unschuldige zu finden, um, sofern es an ihm lag, die Spuren des Blutes und der Thränen zu verwischen, die er fließen ließ. Die nächsten Angehörigen der Verurtheilten wurden im Range erhöht, um es so recht klar zu machen, daß ihre Familien nicht darunter leiden sollten.

Aber man vergißt nur zu gern seine Tage der Gnade, um auf seine Handlungen der Rache gegen die Polen und die Litthauer hinzuweisen. Welche Theilnahme man auch für diese Unglücksereignisse haben mag, darf man sich doch auch wohl fragen, ob der Czar sich minder unerbittlich habe zeigen können. Ein Titus wäre vielleicht, wenn er in der Lage gewesen, in welcher sich Nikolas befunden, vom Throne gestürzt, oder hätte, gleich Sylla, zu Proscriptionen greifen müssen.

Man betrachtet die Strenge, mit welcher gegen Polen verfahren worden ist, und die Vernichtung der nationellen Institutionen dieses Königreichs als die Folge einer dem Kaiser beigemessenen Abgeneigtheit wider alles, was der Freiheit ähnlich ist. Ueberdem verbreiten der patriotische Heldenmuth der Polen, die glorreichen Erinnerungen ihrer Geschichtsbücher, vor allem ihr Unglück einen lebhaften Glanz über ihre Sache und lassen es bedauern, daß so hehre Anstrengungen sich in ein aufgewühltes Grab verloren haben. Wenn aber diese Bemühungen bewundernswürdig sind, was ist da nicht erforderlich gewesen, um sie zu bezwingen! Welche Opfer hat da Rußland nicht bringen müssen, um eine Eroberung zu behalten, nach der ihm nicht verlangt hatte. Catharine II. war es gewesen, die, mehr ihren Ehrgeiz als das Interesse ihres Volkes beachtend, in Polen eingedrungen war und sich zur Spoliatrice gemacht hatte, um mehr europäisch zu werden. Es leuchtete dem russischen Volke aber ein, daß der Czar seine Königskrone vertheidigen mußte und daß die Ehre der russischen Waffen es nicht zuließ, vor den alten Rivalen, die ehemals auch schonungslos gegen die Moscowiter gewesen waren, zu weichen. Eine Deputation des Moskauer Handelsstandes bot dem Kaiser alle Hülfsmittel an, worüber er verfügen wollte. Dieser Schritt der Kaufleute ist nicht außer Acht zu lassen; er beweist die Consistenz, die diese Classe schon erlangt hat, und wie der Nationalgeist in diesen großen Zeitumständen beschaffen war. Nach der Einnahme von Warschau würden halbe Maaßregeln Rußland nur mißvergnügt gemacht haben, ohne Polen zufriedenzustellen. Bei einer solchen Alternative beschloß Nikolas, auf die Stimme seiner Unterthanen zu hören, die für ihn Gut und Blut aufgeopfert hatten. Indem die Russen den Kaiser darum angingen, die polnische Nationalität nicht wieder herzustellen, beriefen sie sich darauf, daß diese Nationalität, nachdem sie dem Reiche schon so viele Verlegenheiten zugezogen, nur neue Gährungen erzeugen würde. „Wir haben," sagten sie, „es nicht gewollt, daß die Polen unsere Brüder würden; denn wir lieben sie eben so wenig, als sie uns liebten. Der Ehrgeiz Ihrer Vorfahren war es gewesen, der diese Eroberung wollte; und nachdem wir Dir behülflich gewesen sind, diese Eroberung zu behalten, verlangen wir nichts weiter, als daß Du sie außer Stand setzest, uns künftig zu schaden." Es war dieses nicht die einzige Nothwendigkeit, welcher der Czar nachgeben mußte: es ist bekannt, daß der Stolz der Russen sich verletzt fühlte, als er sah, daß man die Polen als ihnen überlegen betrachtete, weil man ihnen eine constitutionelle Regierung zugestand. Ließ es sich wohl erwarten, daß sie es gern geschehen lassen würden, daß ihre Rivale seit Jahrhunderten und ihre Feinde seit gestern wieder in den Besitz all der Vortheile kämen, um die sie dieselben beneidet hatten, und daß jene trotz ihres Aufruhrs besser behandelt würden als sie selbst, obwohl sie treu und ergeben geblieben? Wenn es möglich gewesen wäre, daß die Polen sich der Gnade des Kaisers anheimgestellt hätten, so würde er es gewagt haben, sich großmüthig zu beweisen, und seine Unterthanen hätten ihn wegen dieser Großmuth nicht tadeln können, wenn die Waffen abgelegt worden wären, um an sein Herz zu appelliren. Die Hartnäckigkeit in einem ungleichen Kampfe mochte in den Augen der Polen wohl eine Nothwendigkeit seyn: aber dieser Hartnäckigkeit allein ist der völlige Untergang der Freiheiten ihres Vaterlandes zuzuschreiben, und es würde eine Ungerechtigkeit seyn, wenn man die Ursache davon in einem Hasse Nikolas gegen die öffentlichen Freiheiten suchen wollte.

Dieser Fürst ist weit entfernt, die Civilisation feindlich zu behandeln. Was würden diejenigen, die täglich seine Grundsätze verläumden, wohl dazu sagen, wenn man ihnen erwiederte, daß Nikolas, wenn er König von Frankreich gewesen wäre, die Charte als eine Wahrheit angesehen haben würde? Und doch läßt sich dieses aus folgenden Worten schließen, die der Czar zu Anfang des Jahres 1830 buchstäblich gesprochen hat. Die Authenticität dieser Worte läßt sich verbürgen. So sehr man doch, wie sich der Despot des Nordens hinsichtlich der angedrohten Staatsstreiche in Frankreich geäußert hat. Er sagte: „Eine Regierung, „welcher Art auch ihre Form seyn möge, muß stets mit Freimuth und „Festigkeit zu Werke gehen. Wenn ein König constitutionell ist, so muß „er es von Herzen seyn; wenn er unumschränkt ist, so muß er es „offen seyn, wie ich es bin. Diese letztere Regierungsweise hat auch ihre „Schwierigkeiten; der Absolutismus hat auch seine Bedingnisse; die „gebieterischeste darunter ist eine stete Gerechtigkeit. Wenn ich unter einer „Constitution regierte, so sollte nichts mich davon abwendig machen; und „ich würde ihr schon Achtung verschaffen, indem ich sie zuerst achtete."

Aber Polen!... wird man ausrufen.... Polen hatte eine Constitution; ist diese respectirt worden? Das ist eine Frage, über die zu debattiren unnütz seyn würde. Die Polen, die sich mit Aufrichtigkeit aussprechen, gestehen es ein, daß sie sich nicht empört haben, weil ihre Constitution verletzt worden; nein, weil sie — in diesem Stücke abweichend von den Franzosen, welche nur die Erhaltung der Charte von 1814 verlangten — mehr als diese Constitution wollten; sie wollten wieder ein unabhängiges Volk werden, wie dieses jedesmal geschehen wird, wenn sie sich stark genug fühlen, es zu versuchen. Die Beschwerden waren nur der Vorwand; die wirkliche Ursache war das Nationalgefühl, welches bei den tapferen Geschlechtern nicht erstirbt, indem es im Mißgeschicke wie im Wohlergehen noch erstarkt. Seine Fehler mögen wohl in Bezug auf die Polen begangen worden seyn; wären sie nicht vorgefallen, so würde man eine Catastrophe haben verzögern können; aber diese Fehler sind ihrer Constantin als Nikolas zur Last zu legen, und Letzterer befand sich in einem sehr delicaten Verhältnisse zu seinem ältesten Bruder.

Wenn einige im Verlauf eines Gespräches entschlüpfte Worte den Meynungen eines Monarchen kein hinlänglich pronunciirtes Siegel aufzudrücken scheinen, so wollen wir hier einen andern Beweis von der Loyalität geben, die man ohne Scheu liberal nennen könnte, und die in dem

Digitized by Google

Herzen eines absoluten Monarchen zu finden wohl wenige erwarten möchten. Es ist hier nicht mehr von einer sorglosen Aeußerung, sondern von einer überdachten Handlung die Rede. Als einige Monate vor der Unterzeichnung der Juli-Ordonnanzen, der Herzog von Mortemart, damaliger französischer Gesandter, einen Urlaub erhalten hatte, gab ihm der Kaiser ein eigenhändiges Schreiben an Carl X. mit, und in diesem Schreiben legte der Selbstherrscher es dem constitutionellen Könige ans Herz, nicht von den gesetzlichen Wegen abzuweichen; er verhehlte es ihm nicht, daß er, den Winken zufolge, die von allen Seiten einliefen, seine Krone und die Ruhe von Europa aufs Spiel setzen würde, wenn er sich einen Eingriff in die Charte erlaubte.

Für diejenigen, die, stets an der Gesetzlichkeit zweifelnd, vielleicht boshafter Weise die Bemerkung machen möchten, Nikolas würde nicht zur Achtung der Charte gerathen haben, wenn deren Verletzung minder gefährlich gewesen wäre, will ich die folgende Anecdote hersetzen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Festlichkeiten in Madrid bei der Proclamation der Infantin Donna Isabelle als künftige Thronerbin.

Zweiter Artikel.

(L.)

Ich war äußerst begierig, Herrn Zea kennen zu lernen, den Minister, der so viele Oppositionen erregt und der jetzt das spanische Cabinet leitet. Ich mag gern einem Staatsmanne einmal ins Auge schauen. Man regiert ein Land nicht, ohne ein Mann zu seyn, der über dem großen Haufen erhaben ist. Herr Zea ist angenehm in Erscheinung und Anstand, aber von beschränktem Geiste und vorgefaßten Meynungen erfüllt; er ist lange bei verschiedenen Gesandtschaften angestellt gewesen und kennt Europa vollkommen; aber Spanien kennt er minder gut; er möchte ein juste milieu schaffen in einem Lande, wo keine Mitte existirt noch möglich ist. Sein Charakter und sein System haben einige Aehnlichkeit mit dem Charakter und dem System des Herrn Decazes. Er möchte sich auf die Liberalen stützen, ohne ihnen Concessionen zu machen; er möchte mit den Menschen gehen ohne die Idee'n, was schwierig ist. Er verabscheut die Anhänger von Don Carlos und sucht die Krone auf dem Haupte der Infantin zu sichern; er will sich eben so wenig den Constitutionellen überlassen: so hängt denn seine Gewalt in der Luft und ist ohne Stütze.

Ich wurde zum königlichen Handkuß geführt. Das ist eine große Pallast-Ceremonie, eine volksthümliche Feierlichkeit. Jedermann ohne Unterschied wird dabei zugelassen. Die absoluten Könige sind oft genöthigt, mehr der Menge zu schmeicheln, als die constitutionellen Könige eines freien Volkes. Ferdinand ist der wahrhafte König des Pöbels. Er hat dessen Sitten und Manieren, und das ist es, was seine Kraft macht. Er liebt die Menschen niedern Standes, spricht ihre Sprache und tauscht gern mit ihnen Worte und Cigaro's. Alles das gefällt und wird beklatscht. Man würde mißvergnügt seyn, in Madrid einen König von großen Formen und schönen Manieren zu haben. Die Straße, das Kloster und der Pallast halten und stützen sich wechselseitig.

Die Ceremonie des Handkusses ging der großen königlichen Function der Stiere voran. So nenne man die Stiergefechte, welchen der König bei den städtischen Feierlichkeiten beiwohnt. Diese unermeßliche Kampf, in welchem mehr als sechszig Stiere aufgeopfert werden sollten, sollte nicht im gewöhnlichen Circus, außerhalb des Thores von Alcala, sondern auf der Plazza Mayor stattfinden, ein Platz, der durch seinen großen Umfang und seine Regelmäßigkeit so günstig für öffentliche Festlichkeiten ist. Seit drei Monaten sprach man von diesem großen Stiergefechte. Das spanische Volk ist sehr eingenommen für diese blutigen Schauspiele und in der That treten sie aus den gewöhnlichen Verhältnissen unserer monotonen Schauspiele, unserer Vaudevilles, unsers so kleinlich nachahmenden Theaters heraus. Ich habe die verschiedenen Schauspiele in Europa vergleichen können; ich nehme die großen Effecte der italienischen und deutschen Musik aus; was kann man in unsern Theatern von Gefühlen finden? Welcher Mensch von Vernunft und Geist kann, wenn er nicht gezwungen ist, ein Feuilleton zu schreiben, sich den Zwang anthun, die farblosen Rapsodieen zu sehen, die man dem Volke giebt? Die Theater verlieren selbst das, was das Piquanteste an ihnen war, ihre Nationalität. Für wen sind in Madrid die kleinen Nationalstücke, die üppigen Boleras, die Sapueten bestimmt? Für das geringe Volk, für die Menge, die in Paris nach den Vorstellungen von Franconi und den Manoeuvres unserer alten Schlachten läuft; und warum? Deswegen, weil das Volk das Patriotischeste und Nationellste ist, was es giebt. Man muß ihm seine Gewohnheiten alle einzeln entreißen; es vertheidigt sie Schritt für Schritt, während die höhere, abgeschliffene und leichter bewegliche Classe die Gegenstände ihrer Bewunderung im Auslande sucht. Sie ist es, die allen Herrschaften die Thür öffnet, wie der Unabhängigkeitskrieg in Spanien und 1815 in Frankreich bezeugt. In welchen Reihen waren die Josephine's? Unter der Grandezza und dem Adel. Die Föderirten gingen ins Lager und unsere großen Damen umarmten die Kosaken. Zu Madrid geht die gute Gesellschaft nur in die italienische Oper, die doch nur eine Truppe zweiten Ranges hat, die man mit großen Kosten von Neapel und Mailand kommen läßt. Auch in Barcelona, Valencia und Sevilla ist italienische Oper; die Menschen strömen in Menge dahin; der gute Ton erfordert, Dilettant darin zu seyn; in einem Salon zeigen die keine Lebensart, die spanisch singen; man überläßt die National-Romanze den unglücklichen Andalusiern, die, wie die Zigeuner (gitanos), von Stadt zu Stadt wandern, die Guitarre im Arm, mit alten schwarzen Mänteln und abgetragenen dreieckigen Hüten bedeckt. Zigeuner und Sänger — dazwischen ist kein großer Unterschied.

Dahin hat sich die Musik und vielleicht auch die National-Poesie geflüchtet; man würde eine falsche Idee von der spanischen Dichtkunst haben, wenn man sie nach den Gelegenheits-Gedichten beurtheilte. In allen Ländern ist das der faule Fleck. Ich beklage aufrichtig das Schicksal der Fürsten und Großen, die genöthigt sind, diese officiellen Dichtungen über sich ergehen zu lassen. Die arme kleine Infantin hat ihr Leben unter einem trüben Horoskop angefangen. In Spanien steht man noch bei den Sonnets und Epithalamien.

Und außerdem welche Literatur kann denn bei einem Volke existiren, wo der Gedanke nicht frei ist? Folgendes ist ein Beispiel, was für eine Preßfreiheit das arme Volk genießt. Man kündigte mir eines Tages, in der berüchtigten Puerta del Sol, an, daß ein Oppositions-Journal, el Correo, erschienen wäre. Urtheile man von meinem Eifer, es mir zu verschaffen! Das Journal fing folgendermaaßen an: Voraus immer die Formel: Die Regierung, unter welcher zu leben wir das Glück haben ꝛc. Dann Herr Zea, dieser Minister, so hoch stehend durch seine Eigenschaften und seinen Geist! — Welch eine Opposition! Der Moniteur in Frankreich würde solches Lob nicht wagen. Was ich am piquantesten fand, das war das Programm des königlichen Stiergefechtes.

Es war etwa vier Uhr, als ich auf der Plazza Mayor in die bereiteten Logen trat. Alle Fenster dieses großen Platzes waren mit Seide und großen Kerzen von gelbem Wachs in einer Art von Kronleuchtern geschmückt. Stelle man sich ein Viereck, zweimal größer als die place Royale du Marais, vor, mit Blumen und Teppichen aller Farben

Digitized by Google

geschmückt, worunter die rothe und gelbe jedoch vorherrschen; mehr als zehntausend Damen an allen diesen Fenstern, ihre Fächer von Gold und schwarzem Crepe bewegend, die mehresten in Mantillen mit einer oder zwei Rosen in dem Haar und allem dem kleinen Flitterstaat, den die Mode noch erhält; dann diese Welt vom Glanz der Junius-Sonne erleuchtet. Darunter ein hölzernes Amphitheater, enthaltend unter einander in bunter Menge Männer und Frauen in Nationaltracht, mehr als dreißigtausend an der Zahl, sich mit Ungeduld bewegend, rufend: los toros, los picadores, los cavalleros. In der Mitte ein weiter Circus, noch leer, aber wo das Auge schon die gefährlichen Kämpfe ahnen konnte, die bald ihren Anfang nehmen sollten.

Um fünf Uhr kam Ferdinand an, in Begleitung der Königin und seines Hofes; er setzte sich in eine Loge, dem Stalle der Stiere und der Hunde gegenüber. In demselben Augenblicke wurde das Schauspiel eröffnet. Zuerst sah man hundert comparsos, als Römer gekleidet, in den Circus schreiten und alles Volk schrie: los Romanos! los Romanos! und dann hundert andere Comparsen mit indischem Costume und das Volk schrie wieder: los Indianos! los Indianos! Wiederum kamen noch hundert Männer, als Mauren gekleidet, den Turban auf dem Kopf und mit geschwärztem Gesicht; diese überhäuften die Spanier mit Spott und Beleidigungen aller Art, so viel Nationalgefühl wohnt in diesem Volke. Die Mauren hatten sie in der Vorzeit unter harter Herrschaft gehalten; dafür rächten sie sich. Endlich erschienen die letzten Comparsen in glänzender castilianischer Kleidung; da warfen die Damen, ganz stolz und ruhmerfüllt, Blumen in Menge herab.

Diese vierhundert Comparsen nahmen ihre Stellen ein und vertheilten sich im Circus, ein Knie vor dem Könige beugend. Darauf kamen vier Kaleschen an, bespannt mit vier prächtigen andalusischen Pferden; sie gehörten vier Grands von Spanien, die los cavalleros en placa unter ihren Schutz genommen hatten. Es ist nöthig, zu sagen, wer diese unglücklichen Ritter sind. Wenn ein Edelmann ruinirt ist und sein Vermögen wieder ordnen will, so wendet er sich an einen Grand von Spanien, der ihn dem König vorstellt und Se. Majestät sagt ihm: „Mein Sohn, wenn Du an dem Stiergefechte Theil nehmen willst, so darfst Du meiner Gnade Dich versichert halten." Diese Gnade besteht in einer Pension von 6000 Realen und einem Platz in den königlichen Ställen. Der arme Edelmann ergiebt sich darein, nimmt Unterricht im Reiten und im Thierkampfe und erwartet dann die schon erwähnten großen Functionen, d. h. Stiergefechte, um im Circus zu erscheinen.

Es erschienen vier Edelleute bei dieser Gelegenheit. Der erste war mager von Gestalt, blaß und fast entstellt; man hätte glauben können, daß man ihn zum Richtplatze führe, denn es ist eine harte Sache, sich dem edlen Stier gegenüber zu sehen, der mit Füßen und Hörnern den Staub in die Luft schleudert, um mich des Lieblingsbildes Virgils zu bedienen; zwei andere traten mit Resignation einher; der letzte zeigte eine stolze Haltung: auch begrüßte ihn die Menge mit dem Titel des hochherzigen, edlen Ritters.

Auf die Ritter en placa folgten die gewöhnlichen picadores, muthig und gewohnt, den Hörnern der Stiere auszuweichen, alle in strohgelbem, andalusischem Costume, kurzen Beinkleidern und kurzer Jacke, mit einem Netz und großem Hute auf dem Kopfe, wie die Figaro's auf unsern Theatern; die einen trugen lange Lanzen, die andern Stücken rothes Tuch, um das stolze Thier zum Zorn zu reizen. Alle diese Menschen füllten den Circus, der von Fanfaren und Beifallklatschen wiederhallte, als der erste Stier erschien. Er war schwarz und von mehr als gewöhnlicher Größe; aber er schien friedlich und ermüdet; er warf unruhige Blicke auf den glänzenden Circus, sonst ohne sich zu rühren. Die picadores kamen, ihn zu reizen; er bewegte sich kaum. Ich hörte neben mir sagen: „Die Ritter en placa haben die Conducteurs bezahlt, um den Stier zu schwächen." Dies ließ sich bald als lautes Geschrei in dem Circus hören. Es war fast kaum ein Kampf zu nennen: der Stier wurde niedergeworfen und von dem Matador durchbohrt, ohne sich weiter zu regen. Rufe des Mißfallens ließen sich vernehmen, als, unter dem Schalle der Fanfaren, die mit Schellen behangenen Maulthiere den Stier auf einer Art von Wagen, der mit Fahnen und farbigen Bändern geziert war, aus dem Circus zogen.

Der zweite Stier erschien und rannte wild im Kreise umher, die Alabarderos mit seinen mächtigen Hörnern bedrohend; diese kreuzten ihre Hellebarden und das Volk lohnte ihnen mit Vivats; die armen Teufel schienen dennoch ziemlich erschrocken; in der That, wenn der Stier das, was man mit dem Militair-Ausdrucke eine charge à fond nennt, gemacht hätte, so wären zehn oder zwölf vernichtet worden; aber von den Hellebarden gestochen, wendete sich der Stier gegen die Ritter en placa, die ihn erwarteten; ich habe schon von dem Unglücklichen gesprochen, der, die Lanze in der Faust, bestimmt war, den Stier zuerst zu bekämpfen; dieses arme Opfer hielt da, sichtlich zitternd; als er das Thier auf sich zukommen sah, so waren die Zügel des Pferdes schon seiner Hand entfallen, er wendete sich noch glücklich genug und die Hörner des Stieres drangen tief in die Eingeweide der unglücklichen Rosinante; der Ritter stürzte zehn Schritte weit davon herab und ließ sich als verwundet von den picadores wegtragen. Ich glaube, daß kein Verwunderer das Schlachtfeld zufriedener jemals verließ, wo der Schrecken ihn ergriffen; das Volk applaudirte dem Stier und begrüßte ihn mit dem Vivat de valiente und die Frauen hatten nur Worte der Verachtung und des Hohnes für den unglücklichen Ritter en placa. Jetzt ging der letzte Ritter auf den Stier los, den der Erfolg stolzer und unbändiger gemacht zu haben schien. Er griff ihn mit viel Geschicklichkeit an, versuchend, ihn mit der Lanze zu treffen; der Stier maaß ihn mit den Augen und stürzte sich dann auf ihn. Jetzt denke man sich die Aufmerksamkeit der Versammlung; alle Frauen standen auf, mit leuchtendem Auge, ohne Mitleiden und ohne Furcht. In dem Augenblicke, wo der Stier den Staub mit seinen Hörnern aufwühlte, lenkte ein geschickt geworfenes Stück rothes Tuch seine Aufmerksamkeit ab und der tapfere Ritter war von diesem ersten Angriffe befreit. Unverzüglich griff er den Stier mit einem abermals begrüßten Muthe an; es schien, daß das Thier ihn wieder erkennte, so groß war die Erbitterung von beiden Seiten. Endlich ergriff der Ritter en placa den günstigen Augenblick und traf den Stier am Halse gerade an der Stelle, wo ein richtig geführter Stoß eine plötzliche, einige Minuten dauernde Betäubung hervorbringt; der Stier fiel auf die Knie, dann ganz zu Boden; der Matador endete nun das große Werk, während die Fanfaren und die Vivats in dem Circus wiederhallten. Ferdinand ließ dem Ritter sagen, daß er tapfer gekämpft habe und diese Probe ihm genüge.

Mehr als dreißig Stiere wurden auf diese und ähnliche Weise, einer nach dem andern, niedergemacht; das seelenlose Gesicht Ferdinands schien einiges Leben wieder zu gewinnen und das spanische Volk applaudirte fortwährend, von Zeit zu Zeit schreiend: los perros! (die Hunde!) wenn der Stier nicht wild genug war; diese Hunde verfolgen ihn auf den Fersen und sterben lieber auf dem Platze, als daß sie ihn aus den Augen lassen. Ich habe einen Stier fünf Pferden den Leib aufschlitzen sehen und es ist wahrhaft ein gräßlicher Anblick, diese armen Thiere, mit heraushängenden Eingeweiden, im Uebermaaß des Schmerzes so lange umherrennen zu sehen, bis sie erschöpft in den Staub sinken. Und der ganze Hof, das ganze Corps diplomatique mußte diesen Spielen beiwohnen; ich heftete meine Blicke auf die Loge des Herrn von Rayneval; da sah ich, wie er gähnte und sich die Schläfe rieb. In der That, eine

Digitized by Google

Familien-Gesandtschaft und der Beruf eines Hofmannes bei königlichen Festen ist eine lästige Sache! Das Corps diplomatique machte eine einzige Reclamation, nämlich die, einen schlechten Platz erhalten zu haben, um neben der Langenweile noch die glänzende Sonne der Plazza Mayor aushalten zu müssen.

Das Spiel verlängerte sich bis in die Nacht und die Erleuchtung der großen Wachskerzen der Kirchen machte einen sehr glänzenden Effect. Diese Straßenbeleuchtung ist wirklich sehenswerth; jedes Haus scheint ein Hochaltar und wehe den Kleidern und Hüten der Vorübergehenden! Unausgesetzt tröpfelt das Wachs auf sie herab. Die religiöse Wirkung davon ist dennoch schön und darauf steht ausschließlich das Volk der Halbinsel. Wer jemals in eine spanische Kirche getreten ist, muß das einräumen; da findet man nicht das störende Licht, das in unseen Tempeln den frommen Eindruck schwächt. Alles ist drapiet; kaum im höchsten Sommer dringt einmal ein Sonnenstrahl ein und die tausend Wachskerzen erheben den Glanz des Goldes, das auf den Altären schimmert. Ich erinnere mich nicht, einen tiefern Eindruck empfunden zu haben, als an dem Tage, wo ich die Cathedeale von Burgos besuchte! Es war ungefähr sechs Uhr Abends; die Sonne drang zwar durch die tausendfaebigen Bilder dee Fenster; abee vermöge der Drapeeie war der Nester sär den Mittelpunct der Kirche musquirt; mnn blieb in einem angenehmen Halbdunkel, das einige hundert Wachskerzen erleuchteten; ich besah diese gothische Domkieche, das schönste Monument der Kunst, und die wechselnde Beleuchtung der Lampen ließ mich ungeheuere Grabmäler von Maemor sehen, auf welchen Gestalten von Grafen von Castilien oder Arragonien lagen, ausgehgnen in dem kalten, weißen Stein; dann Altäre mit großen Candelabern, voll goldener Inschriften auf schwaezem Grunde; weiter große Bildnisse von Heiligen, Bischöfen und Priesteen: selten die von Königen, wenu sie nicht die Geistlichkeit mit Schenkungen und Vermächtnissen überhäuft hatten.

Obgleich das System der Illuminationen durch Wachskeczen im Allgemeinen angenommen ist, so fangen doch in Madrid Neuerungen an; ich habe schon von gläsernen Lampen im Peado gesprochen; man fing an, den königlichen Pallast mit Gas zu beleuchten und man machte damit den ersten Veesuch an dem Feste der Infantin; ich sah auch vor diesem Pallaste ein Feuerwerk, Stück füe Stück abgebrannt in Zwischenräumen von zehn Minuten; der spanische Charakter ist ernst und langsam, selbst für Kanonenschläge, Schwäemer und Raketen.

Noch veegaß ich von Ferdinands Teiumphzug und dem erbäemlichen Ritteespiel oder Carroussel zu sprechen. Ein Triumphzug ist wahrlich eine piquante Sache für Se. katholische Majestät, den Gast des Herrn von Tallreyand zu Valeneay. Ferdinand hat über nichts triumphirt, aber das Programm hatte gemeldet, daß der absolute König strahlend in seine glorreiche Hauptstadt einziehen würde. So wollen es die spanischen Sitten; Alles ist Ostentation. Erinnerungen an vormalige Siege eehalten das Volk in der stolzen Ueberzeugung, daß Spanien die erste Nation Europa's sey. Unter Elend und Lumpen sieht dee Bauer von Castilien stolz auf den Fremden heeab. Wenn er ihm in einr Venta dient, so geschieht dies nur aus freiem Willen und wenn dee Fremde ihn bezahlt, so ist dies seine Schuldigkeit; keinen Dank, keine Aufmerksamkeit hat ee weitee von ihm zu erwarten. Kommt man nach Biscayn, so hat gar jeder Bauer seine Genealogie und sein Familienwappen; in der Mancha zieren die Wappenschilde alle Thüren; im Königreiche Valencia und in Andalusien findet man die Sieger der Maueen. Was sind nun wie im Vergleich, wir nemen Franzosen, die keine Stammbäume mehe haben und die nichts gethan, als die Welt mit ihren Waffen zu bedecken!

---

## Schrecklicher Kampf zwischen zwei zum Tode Verurtheilten.

(Beschluß.)

(L.)

Daedeza hatte von einem Freunde eine Uhrfeder erhalten, um die Gitter seines Fensters durchzufeilen und seine Flucht dadurch möglich zu machen; abee diesee Unglückliche hatte, wie schon gesage, nicht einmal einen Veesuch zur Ausführung eines Planes gemacht, den ee für unmöglich hielt. Die Gegenwart von Eriaz inzwischen erweckte seinen Muth; er egriff das kostbaee Werkzeug, das ee bewahrt und beide machten sich ans Werk; bald waren schon einige Eisenstäbe durchgefeilt. Die Oeffnung war groß genug, um sich durchzwängen zu können, und wenn ein Fall von sechzig Fuß zu wegen wäre, so war ihre Flucht gesichert.

Es blieb nichts mehr übrig, als die Ketten durchzufeilen, die ihre Füße und ihee Hände fesselten. Aber das war keine kurze Aebeit; die Nacht wae schon bald veeflossen, der Moegen nahte, der unglückselige Tag beach an, der für sie nur beginnen sollte! Die kostbare Feder und resp. Feile konnte nicht beiden zugleich dienen; kaum daß einer die Zeit haben wird, seine Fesseln zu brechen und mit iheem enormen Gewicht ist die Flucht unmöglich.

Nun erhebt sich ein schreeklicher Streit zwischen den beiden Unglücklichen. Das rettende Weekzeug ist in Dardeza's Händen; er will sich dessen bedienen. Eriaz stürzt sich auf ihn, um es ihm zu entreißen. In dem engen Kerkee, zwischen zwei gefesselten und alle beide dem Tode gewidmeten Menschen entsteht nun ein gräßliches Ringen, ein Kampf auf Tod und Leben. Der stärkere Eriaz überwältigt seinen Feind; Dardeza sieht sich besiegt; er drängt sich nach dem Fenster und damit wenigstens für keinen Heil sey und beide sterben, will er das kostbare Werkzeug hinauswerfen. Eriaz hält ihn fest. „Nein, Du sollst es nicht haben!“ eukt Dardeza in Verzweiflung; und mit einer letzten Anstrengung, um sich den Händen seines Gegners zu entwinden, steckt ee die Feile in den Mund und verschluckt sie mit einem Todes-Röcheln. Aber die verschluckte Feder bleibt ihm in der Kehle stecken und er kämpft mit dem Eestieken. Plötzlich fällt Eriaz ein schreckliche Gedanke ein; er stürzt sich auf Dardeza, faßt ihn gewaltsam, eedrosselt ihn, zerschellt ihm den Kopf an dee Mauer, stößt ihm die Faust in den Schlund, zerreißt ihm die Kehle mit seinen Händen und sucht bis in die klopfende Brust des Unglücklichen, beim Schein der Lampe, das kostbare, rettende Weekzeug.

Ee zieht es blutig heraus, macht sich an die Arbeit und bald fallen seine Ketten; dann macht ee aus den Kleidern Daedeza's, die ee ihm abreißt, eine Aet von Strick oder Seil, das ee an einem Stab des Fensters befestigt. Daean läßt ee sich herab: aber als er das Ende desselben ereeiche, wirft er mit Grausen den Blick unter sich — ein Raum von mehr als dreißig Fuß bleibt noch übrig. Dennoch bedenkt er sich nicht; er fällt halb zerquetscht auf das Pflaster.

Aber damit ist er noch nicht am Ziel; er sieht sich in einem, noch von einer ziemlich hohen Mauer umgebenen Raum oder Hofe, die er noch übersteigen muß.

In dem Augenblicke, wo er sucht, an welchee Seite ee sie am leichtesten eeklimmen könne, fällt ihn einer der Hunde des Gefangenwärters an. Eriaz stürzt sich auf ihn und stößt ihm, um nicht durch sein Bellen verrathen zu werden, den Arm in den Rachen und erstickt ihn; aber in seinem convulsivischen Todeskampf beißt ihm das Thier noch die Faust entzwei.

Es war keine Zeit zu verlieren, denn der Tag fing an zu geauen. Eriaz wählt eine Stelle an der Mauer, wo ihm einige Lücken einen Stützpunct geben und dee Unglückliche, verrenkt, zerquetscht, die Hand zeesplittert, hat endlich die Mauer erstiegen. Er ist frei!

Digitized by Google

Mit Tagesanbruch kommen die Henker, die Verurtheilten abzuholen und sie zum Richtplatz zu führen. — Sie finden nur einen blutigen, verstümmelten Leichnam.

Bald verbreitet sich die Kunde des Geschehenen und mit ihr Unruhe im ganzen Lande und Bekanntmachungen erscheinen, welche die genaue Bezeichnung des entsprungenen Verbrechers enthalten; nach den Blutspuren, die sich bei dem Hunde fanden, den Eriaz erstickt, und mehreren abgerissenen Fingern, erkennt man, daß die rechte Hand vernichtet seyn muß und alle diese Details werden zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Eriaz war mehrere Stunden weit gelaufen, bis er vor Ermüdung und Hunger nicht mehr weiter zu kommen vermochte; er hielt endlich bei einer kleinen Hütte an und wagte es, um eine kurze Ruhestätte und einige Erquickung zu bitten, hoffend, daß das Gerücht von seiner Flucht noch nicht bis hierher gedrungen seyn werde.

Eine alte Negerin, die sie bewohnte, reichte ihm Speise und Trank. So eben wollte Eriaz weiter gehen, als der Mulatte Caro, der Sohn der Negerin, die den Flüchtling so menschenfreundlich aufgenommen hatte, eintrat.

Er kam aus der Stadt und seine erste Sorge war, zu erzählen, was er dort erfahren. Bei dieser Erzählung erblaßt Eriaz und sucht schnell seinen Arm unter seinen Kleidern zu verbergen. Diese ängstliche Bewegung macht Caro aufmerksam: der kühne Jüngling reißt ihm den Rock auf und entdeckt die blutige Wunde; aber Eriaz springt zurück, ergreift ein Beil, das im Winkel liegt und dringt auf Caro ein, der seinerseits schnell einen großen Stock zu seiner Wehr macht. Caro parirt geschickt den auf ihn geführten Hieb; das Beil gleitet an seinem Stock ab und spaltet das Haupt der armen Negerin, die herbeigeeilt war, um ihren Sohn zu schützen und nun von Eriaz, freilich ohne Willen, für ihre Wohlthat den Tod empfängt.

Bei diesem Anblick versetzt Caro Eriaz einen Schlag auf den Kopf, daß er ohne Bewußtseyn zu Boden stürzt; dann wirft er sich auf den Leichnam seiner Mutter, die er vergebens ins Leben zurückzurufen sucht.

In demselben Augenblicke kommen drei der zahlreichen Polizei-Soldaten, die nach allen Richtungen zur Verfolgung des Entflohenen ausgesendet worden waren, auf diesem neuen Schauplatz von Verbrechen an: Eriaz wird gefesselt, an den Schweif eines Pferdes gebunden und so in sein Gefängniß zurückgeschleppt.

Kaum angekommen, forderte Eriaz eine Flasche Rum und — einen Priester; beides wurde ihm gewährt, wie dies bei Verurtheilten zu geschehen pflegt. Mit einer schrecklichen Kaltblütigkeit erzählte er dem Priester alle Details seiner Flucht; dann leerte er mit einem Zuge die Flasche aus, die man ihm gegeben. Eben hatte der Priester den hoffnungslosen Sünder verlassen, als Eriaz ohne Bewußtseyn zu Boden fiel und als man kam, um ihn zum Galgen zu führen, war er nicht mehr.

---

## Unsicherheit in der Gegend von Paris.

(L.)

Folgender eigenthümlicher Vorfall hat sich kürzlich in der Umgegend von Paris ereignet, wie sich aus folgendem an den Messager gerichteten Briefe ergiebt:

— „Am Freitag, den 11. October, kehrte ich von Charenton nach Paris zurück; es war vier Uhr Nachmittags. Am Ausgange von Conflans traf ich einen leeren Wagen an, dessen Kutscher mich einlud, bei ihm einzusteigen; ihm zur Seite saß ein anderes Individuum, das ich für einen Reisenden hielt. Ich nahm das Anerbieten an und bat, etwas schnell zu fahren, mit dem Versprechen, meine Bezahlung hiernach einrichten zu wollen.

„Bald entdeckte ich, daß er zur Rechten von der Straße abwich und mehrere Nebenwege einschlug: ich machte ihm bemerklich, daß er irre fahre und rief ihm zu, zu halten; er aber hörte mich nicht, sondern fuhr nur immer schneller, bis er, nach ungefähr anderthalb Stunden, vor einem Hause oder Hütte anhielt, welche zu erkennen die Dunkelheit der Nacht mich hinderte.

„So wie ich ausgestiegen war, erhielt ich einen Faustschlag ins Gesicht und sein Gefährte öffnet eine Kellerthür, die sich zur Rechten des Wagens befand; ich fiel mehrere Stufen hinab und befand mich in einem langen Loch oder Gewölbe ohne Vertheidigung zwischen meinen Mördern. Sie durchsuchten mich und nahmen mir 42 Franken, die ich bei mir trug; auf meine Drohungen und mein Geschrei stießen sie mich gewaltsam in eine Art von Verschlag, wo sie mich einschlossen. Da blieb ich, ohne Luft und ohne mich regen zu können, schon ganz auf den Tod gefaßt, zwei ganze Tage, d. h. bis Sonntags Abend, den 13. October.

„An diesem Tage öffnete der spitzbübische Kutscher die Thüre und rief mir zu: „„Nun, Du bist noch nicht krepirt?““ Ich flehte ihn, ob er mich ermordrn wolle? „„Packe Dich fort,““ erwiderte er, „„und mache einem andern Platz.““ Ich ließ mich nicht sehr bitten, sondern machte, daß ich fortkam. Beim ersten Hause, wo ich Licht sah, fragte ich nach dem Wege nach Paris und wie viel Uhr es sey? Man antwortete mir, es sey nun acht Uhr und wenn ich geradeaus ging, so käme ich an die Barrière von Menil-Montant. Dieser Richtung folgend, kam ich wirklich um zehn Uhr Abends zu Hause an.

„Sollte so nah bei Paris eine Filial-Anstalt von der Höhle der vierzig Räuber existiren? Die letzten Worte des Kutschers schienen anzudeuten, daß er an mir nicht seinen ersten Versuch machte. Eine umständliche Anzeige aller Thatsachen ist bei der Polizei gemacht worden; hoffen wir, daß es gelingen werde, sich der Schuldigen zu versichern. Bis dahin haben wir geglaubt, daß sich die Journale im Interesse der öffentlichen Sicherheit beeifern werden, ihre Leser von dieser neuen Art von Industrie zu unterrichten.

J. Lasserre, Student.“

---

## Die riesige Esche.

(N.)

Mit Bedauern vernehmen wir (heißt es in dem Atlas) den Sturz des ruhmvollen Baumes, die Jungfrau von Mibsteuth genannt, des ältesten Bewohners von dem Sprengel Birse in der Grafschaft Aberdeen. Er ist durch einen der letzten Stürme entwurzelt worden. Man kennt die Zeit seiner Geburt nicht genau; doch nennt die Sage als solche das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, was auch nicht unwahrscheinlich ist.

Diese ehrwürdige Esche, unstreitig einer der merkwürdigsten Bäume im nördlichen Schottland, hatte dicht an der Wurzel einen Umfang von einundzwanzig Fuß. Neun Fuß über dem Boden theilte sich der Stamm in vier Arme, von welchen der dickste zehn Fuß, der nächste acht Fuß, der folgende sieben Fuß und der letzte sechs Fuß im Umfange hatte. Man rechnete, daß der Baum zu unterst ein Quantum von fünfhundert Cubikfuß repräsentirte.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 865. Hamburg. Mittwoch, den 6. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von F. Niebour und Rach, Dr. Ludwig.


## Der Kaiser Nikolas.

(Beschluß.)

(M.)

Seit meheeren Tugen lebte man zu St. Petersburg in der gebßten Spannung; man wußte, daß sich das Volk in den Straßen von Paris schlug, und man konnte darauf gefaßt seyn, eine Revolution auf dem öffentlichen Platze ausbrechen zu sehen. Da teaf in gebßtee Eile, Abends neun Uhr, ein Couriee im Schlosse Peterhof ein, wo Ihre Kaiserl. Mujestäten sich befanden. Der Czar hatte die Depesche, die ihm übergeben woeden war, kaum flüchtig überlesen, als er blaß und verstört in das Gemach trat, wo die Kaiserin sich mit zwei ihrer vertrauten Damen befand. Hier las er laut die Depesche vor, welche die Flucht Curls X. nach Rambouillet und den Umstuez seines Thrones meldete. Als diese Lesung geendigt war und noch ein Schweigen, bedeutungsvoller als alle Exclamationen, herrschte, da teat lächelnden Angesichts — woduech als Gegensatz der Ceust der andern Physiognomieen nur noch mehr ins Licht gestellt wurde — und fröhlichen Sinnes der Erbgroßfürst, ein liebliches Kind, schön wie ein Engel, und das man für einen der Königssöhne halten möchte, die von den Fee'n begabt woeden, in den Sulon. Er kam, um sich von den Eltern segnen zu lassen. Der Vater und die Muttee schlossen ihn mit einee Aufwallung des Gefühls in ihre Arme, welche es verrieth, was eben in iheem Innern vorging. Die Zärtlichkeit wird durch Beseegniß noch gesteigeet, und das Wesen, das wir lieben, scheint uns beim Anblick eines Unglücks, das auch ihn treffen könnte, noch werther zu werden. Als das Kind sich entfernte, da rief Nikolas den Obristen zueück, der stets als Gouverneur um diesen Peinzen ist, und sagte zu ihm: „Höeen Sie, was sich in Frankeeich zugetragen hat:" dann las er ihm den Hauptinhalt der Depesche vor, und setzte hinzu: „Benutzen Sie diese große Lehee, um Ihrem Zöglinge die Achtung einzuflößen, die man übernommenen Verpflichtungen schuldig ist, und möge er lernen, daß auch die Könige der Strafe nicht entgehen, wenn sie woetbrüchig sind."

Unstreitig hat der Kaiser von Rußland die Folgen der Revolution von 1830 beklagt; es hat ihn das Blut so vieler teeuen Soldaten gejammert, die es wohl weeth gewesen wären, sich für eine bessere Sache tödten zu lassen. Ee hätte es voe allem gern gesehen, daß der Volksstrom nicht ein Kind mit in den Abgeund foetgerissen hätte, den sich ein Greis gegeben: aber wenn man bei einem Charakter, wie der seinige ist, einmal einen König aneekennt, so geschieht es sicher ohne geheimen Vorbehalt.

Man hat sich in einigen englischen Blättern nicht entblödet, den persönlichen Muth des Kaisers in Zweifel zu stellen, und doch liegt das Jahr 1825 nicht sehr weit hinter uns. Aber wenn man aue veeläumden will, so nimmt man es nicht so genau. Ist nicht auch Bonaparten von schamlosen Scheiftstellern die Beavour streitig gemacht worden. Dergleichen Schändlichkeiten konnte man in den Tagesblättern von 1814 lesen, als man sich duenm stritt, wer dem Helden der Beücke von Aecole den letzten Fußtritt geben sollte.

Deejenige, der auf dem Isaacsplatze ruhig seine Beust empörten Regimenteen daegeboten hatte, hat nicht minder dem Pfeifen der mahemedanischen Kugeln getrotzt. Seine Adjudanten haben oft für sein Leben gezittert, und diese Michtachtung der Gefahren zeigte er nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auch im Sturme auf dem Meere, als ee die doppelte Gefahe lief, in den Fluthen begraben oder an die tückische Küste geworfen zu werden. Und hat er seitdem nicht noch eine gebßere Entschlossenheit an den Tag gelegt als ee sich auf die erste Kunde von dem Ausbeuch der Cholera zu Moskau nach dieser Hauptstadt begub und doet, von einer unermeßlichen Volksmasse, in deren Mitte diese Pest schon aufs grausamste wüthete, begleitet und gedrängt seinen Einzug hielt? Hat ee nicht, als die Cholera sich aufs Neue zeigte, statt vor dem raschen Voebeingen der Seuche zu fliehen, persönlich seinem Volke das Beispiel des Gehoesams gegeben, indem er sich zueest den Quaeuntine-Gesetzen unteezogen? Und wer hätte wohl die so dramatischen Scenen der Meutereien zu St. Peteesburg vergessen, als das Volk sich einbildete, daß sich Giftmischer in der Stadt umherschlichen und mit den Aeezten, den Polen und Fremden*) im Bunde ständen, um die Russen zu decimiren! Man hat damals übee diese plumpe Einfalt gelacht und dabei wiederholt, daß die Russen Barbaren seyen; als aber späterhin die Plage auch Puris heimgesucht, da haben die Franzosen es eben so gemacht, als die Vuebacen; auch sie haben über Vergiftung geschrieen und es ist Blut in den Steaßen der Stadt geflossen, die sich für die civilisiteste des ganzen Eedballs hält. Dergleichen Beispiele sollten uns schon ein wenig bescheidener machen. Mindestens zwanzigtausend Menschen, mit Schaafspelzen behangen, mit Aexten bewaffnet, drachen verheeeend in die Hofpitäler ein, stürzten die Aerzte, die Krankenwärter und die Polizei-Commissairs nebst den Säegen zum Fenster hinaus, von welchen letzteren einee, als er auf dem Straßenpflastee auseinanderschlug, ein noch lebendes junges Mädchen wiedee frei machte. Während an der einen Stelle Kranke in Freiheit gesetzt wueden, von welchen mehrere, die man Tags zuvor betrunken eingebracht hatte, die aber durch einen tüchtigen Schlaf genesen waren, nun so schnell, als ihre Beine sie nur födeen konnten, davonliefen, trugen andere Unsinnige aeme Teufel im Triumph umher, die auf ihren Stellagen veeschieden, und riefen dazu: „Hurrah! es lebe die Cholera!" Fünf bis

*) Das gemeine Volk in Rußland sagt nicht die Fremden, sondern „die Deutschen," unter welcher Benennung es alles begreift, was nicht Russe ist.



Digitized by Google

sechstausend Mann, die in diesem Augenblicke fast die ganze Garnison von St. Petersburg bildeten, setzen diesen schändlichen Saturnalien, das Gewehr im Arm, zu. Von allen Seiten erschallt der Ruf: „Der Kaiser! wir wollen den Kaiser sehen!“ Vergebens begiebt sich einer der vornehmsten Militairhäupter auf den Platz, wo sich das Volk zusammengerottet hat, und versichert, ganz den Kopf verlierend, der Czar werde sein Möglichstes thun, um die Cholera durch eine Ukase zu unterdrücken; vergebens zeigt der Graf Alexis Orloff bei diesem ernsten Vorfalle eine Geistesgegenwart und eine Hingebung, die über alles Lob erhaben ist. Unausgesetzt und stärker noch ertönt von allen Seiten der Ausruf: „der Kaiser! der Kaiser! wollen die Fremden auch ihn vergiften?.... Tod den Fremden!!!“ Unter solchen Umständen zeigt es sich, in welch einem Grade die gesammte Bevölkerung dieses Reiches mit der Souverainität die Idee der Gewalt verbindet. In ihren Augen ist das oberste Haupt, welches auch das religiöse Oberhaupt ist, in Wahrheit die Seele dessen, wovon sie sich als den Körper ansehen. Bald bricht sich eine kleine Kalesche, mit zwei Pferden bespannt, Bahn durch die Menge, welche wie ein sturmbewegtes Meer flathet und brauset; es sitzt ein Offizier darin, ohne alle Escorte, und der Kutscher bittet artig, daß man ihm Platz machen möge, damit er mit seinem Herrn vorwärts kommen könne. Das Volk macht ehrerbietig und mit entblößtem Haupte Platz. Als die Kalesche die Mitte des Platzes erreicht hat, steht der Offizier auf; da erschallt ein dreimaliges Hurrah! Es ist der Kaiser selbst, der nun in festem und sonorem Tone die verirrte Masse, unter welcher das tiefste Schweigen auf den geräuschigsten Tumult eingetreten ist, wie folgt, haranguirt: „Glaubt Ihr, die Krankheit existire nicht? Wie kommt es denn, daß schon so viele Nationen ihre Opfer geworden sind? Und wenn sie vorhanden ist, warum glaubt Ihr denn eher an Vergiftung? Glaubt Ihr, daß Ihr derselben allein ausgesetzt seyd? Es ist niemand vor ihr sicher. Ist nicht mein Bruder Constantin an ihr gestorben? Denkt Ihr Euer Leben zu retten, wenn Ihr die Aerzte erschlagt, die allein Euch helfen können? Statt Euch wegen der Plage, welche der Himmel Euch zugesandt hat, an Menschen zu vergreifen, ahmt mir nach und fleht Gott den Allmächtigen an, daß er seinen Zorn von uns ablenken wolle.“ Bei diesen Worten hatte der Czar sich einer Kirche zugewendet und war dann, das Zeichen des Kreuzes machend, niedergekniet. Da hätte man sehen sollen, wie diese Tausende von Menschen, noch eben so wüthend und ungestüm, sich alle zugleich auf ihr Antlitz niederwarfen; statt der Flüche und Gotteslästerungen, von welchen vorher die Luft erbebte, hörte man nur noch das Murmeln eines Gebets. Die Kalesche fuhr, unter dem Rufe eines tausendfältigen Vivats! langsam wieder ab, der Auflauf zerstreute sich, und eine Stunde später herrschte wieder die vollkommenste Ruhe in der Hauptstadt. Die Unglücklichen, welche die Meuterei gemacht und sich dabei berauscht hatten, meistens Arbeiter oder Landleute, eilten am nächsten Tage, eine Stadt zu verlassen, wo der Tod ihnen drohte; aber unterwegs von der Ansteckung befallen, bedeckten sie die Straße nach ihren Dörfern mit ihren Leichen.

Wir haben gesagt, daß Nikolas, gleich im Anfange seiner Regierung, Legislator habe werden und den Lastern und Mißbräuchen einen Damm entgegensetzen wollen; es war dieses eine Aufgabe, die seinen Bruder abgeschreckt hatte. Er ernannte zu dem Ende eine Commission, die aus den angesehendsten Staatsmännern zusammengesetzt war und zu welcher der Fürst Kotschubey, Herr Speranski, der General Wassilchikoff und der Graf Peter Tolstoy gehörten. Die Arbeiten dieser Commission wurden zu Anfang des Jahres 1830 beendigt. Die Ukase-Entwürfe wurden nach und nach in Gegenwart des Monarchen von dem Reichsrathe discutirt und genehmigt. Sie bezweckten hauptsächlich die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Erweiterung einer Mittelclasse oder vielmehr die Bildung eines wirklichen dritten Standes, dessen Abgang sich in Rußland so sehr fühlbar macht; ferner die Verbesserung der Rekrutirungsgesetze und eine neue Rang-Stufenleiter zwischen den Classen, welchen alle Civil- und Militair-Beamte angehören. Die Gährung, welche sich in Frankreich und auf mehreren anderen Puncten von Europa kundgab, war die alleinige Ursache der Verspätung dieser Neuerungen; sie blieben im tiefsten Geheimniß verhüllt, und erst seit der Herstellung der Ruhe in Polen hat man mit einigen der im Schilde geführten Veränderungen den Anfang gemacht. Die Aufregung, welche den Freiheiten Frankreichs föderelich gewesen ist, hat die von Rußland zurückgehalten, und merkwürdiger Weise hat der Czar gerade seit der Zeit, wo man ihm Schuld giebt, daß er den Emancipations-Ideen am feindseligsten sey, den ersten Grund zu der Emancipation seines Volkes gelegt, indem er den Gilden neue Freiheiten zugestanden.

Dieser Monarch beschäftigt sich persönlich nicht bloß mit den Fragen, die sich auf die auswärtige Politik beziehen, die stets den größten Reiz für einen Fürsten haben, vor allem, wenn er vermöge seiner Macht Einfluß hat, sondern er geht auch oft auf die trockensten Einzelnheiten der inneren Administration seiner Staaten ein. Und daß er, darin so verschieden von mindre großen Herren, als er ist, nicht blindlings und ohne erst gelesen zu haben, unterzeichnet, das beweiset der Fall, daß er einen Secretair des Reichsraths abgesetzt und strenge bestraft hat, der so vermessen gewesen war, ihm zur Genehmigung ein Decret, in einem andern Sinne abgefaßt, als es im Rathe beschlossen worden war, vorzulegen. Er selbst entdeckte den Betrug, durch welchen die Verkäuflichkeit des Secretairs eine Ungerechtigkeit zu heiligen im Begriff gewesen war.

Fast jeden Morgen geht Nikolas auf die Parade, die ungefähr eine Stunde währt. Sie ist der Sammelplatz aller höheren Offiziere und mehrerer Mitglieder des diplomatischen Corps. Es werden da oft europäische Fragen besprochen, während man sich zugleich mit allen Details des Dienstes beschäftigt. Der Kaiser hat seine volle Lebhaftigkeit in seinen militairischen Liebhabereien behalten; doch legt er gegenwärtig eine noch größere Vorliebe für die Marine an den Tag. Er scheint von dem Gedanken durchdrungen zu seyn, welcher bei Peter dem Großen vorherrschend war, und der ihn, in der Ansicht, daß vor allem die Schifffahrt bei dem Geschicke des Reiches, das er aus dem Dunkel zog, eine erste Rolle spielen müßte, zu einem Zimmermann in einem holländischen Dorfe machte. Seit Nikolas auf dem Throne sitzt, hat die russische Marine ungeheurer Fortschritte gemacht: es sind die schönsten Etablissements zur Unterweisung von Offizieren und Lootsen zu Petersburg gegründet oder vervollkommnet worden; es werden ohne Unterlaß prachtvolle Schiffe gebaut, die, zu großen Hoffnungen berechtigend, ins baltische oder ins schwarze Meer vom Stapel laufen, Umstände, die England nichts weniger als angenehm sind.

Da die vielfachen Beschäftigungen des Kaisers es ihm nicht gestatten würden, seine so kostbare Zeit über dem Lesen der Zeitungen zu verlieren, so wird ihm tagtäglich eine Analyse mit den Auszügen der merkwürdigsten Artikel vorgelegt, und es würde niemand wagen, ihm selbst diejenigen, wo seiner Person aufs unehrerbietigste gedacht wird, zu verschweigen oder sie anders einzukleiden. Er muß gewiß oft über die sonderbaren Urtheile lächeln, die man über seine Politik oder über seinen Charakter fällt; besser ist dies sicher, als sich darüber ärgern; denn am Ende ist eine Zeitung immer noch keine Geschichte.

Indem der Verfasser dieses Artikels sich zum Journalisten macht, ohne Anspruch, ein Geschichtschreiber seyn zu wollen, könnte er, wenn er dem Muster, dessen Bild er skizzirt, schmeicheln wollte, dessen Unvollkommenheiten unter dem Vorwande, daß man nur von den Todten die

Digitized by Google

Wahrheit zu sagen brauchte — ein sehr bequemer Grundsatz, vermittelst dessen man es sich erlaubt, die Lebenden zu belügen — verhehlen. Da er aber gern als wahrhaft gelten möchte, und man, um dies zu seyn, unparteiisch seyn muß, so giebt er es zu, daß der Czar eben so wenig als andere Menschen völlig fehlerfrei ist. Es ist kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß es wohl kaum eine gute Eigenschaft giebt, deren Quelle nicht auch eine böse erzeugen könnte. In dem menschlichen Herzen entspringen die Laster und die Tugenden oft aus einem und demselben Keime.

Es ist gut, hellsehend zu seyn, es ist aber ein Fehler, wenn man zu tief in die Seele eines andern schauen will. Um geliebt zu seyn, muß man sich leider dem aussetzen, daß man hintergangen wird; das Mißtrauen schreckt ab, und Nikolas, so oft von Treulosigkeit umgeben, muß auf seiner Huth seyn, daß er nicht zu argwöhnisch wird.

Es ist eine gute Eigenschaft, strenge zu seyn, aber es ist ein Fehler für einen Herrscher, wenn er mit seinen Umgebungen nicht im Einklang ist. Ist Nikolas wohl versichert, daß er nie ungerecht verfährt, wenn er dieselben Regeln, die er auf sich anwendet, auch bei andern geltend macht? Seine Unterthanen sind bei weitem nicht alle mit ihm au niveau; riskirt er nun nicht, mehr Furcht als Liebe einzuflößen, wenn er sich nicht mit ihnen auf gleiche Linie stellt? Ist es nicht diese Strenge, der man den Vorwurf beimessen muß, der ihm gemacht wird, daß er nicht wohl kleine Versehen vergessen könne und daß er, einmal gegen etwas eingenommen, zu leicht darauf zurückkomme?

Die offenen und erhabenen Seelen sind am meisten dem unterworfen, daß sie dem ersten Eindruck vertrauen. Auch wird dem Kaiser Nikolas Schuld gegeben, daß er die Menschen nach ihrem Aeußern beurtheile, und, was noch bedeutungsvoller wäre, sich zu sehr von seiner ersten Aufwallung hinreißen ließe. Es ist nicht immer möglich, Geschehenes ungeschehen zu machen; ein Monarch hat seltener die Gelegenheit, ein Uebel zu vergüten, als Gutes zu thun.

Die Regierung Nikolas ist schon durch große Ereignisse ausgezeichnet worden. Der persische Krieg diente in Europa schon dazu, die Vorstellung, die man sich von der russischen Macht machte, zu vergrößern. Was weit entfernt ist, hat immer etwas Magisches für die Einbildungskraft. Der zweite türkische Feldzug machte diesen Fürsten zum Schiedsrichter eines großen Reichs, und er zeigte sich durch eine weise Mäßigung seines Glückes würdig. Wohl wenige Monarchen seines Alters möchten die Kraft gehabt haben, dem Rausche des Sieges zu widerstehen und einer Armee Halt zu gebieten, die nur noch drei Tagemärsche zu machen hatte, um unter dem Dom der St. Sophien-Kirche ein Te Deum anzustimmen. Die von Bewunderung hingerissenen Völker riefen dem Sieger Beifall zu, der, mit dem Fuße auf dem Nacken eines zu Boden geworfenen Feindes, diesem großmüthig die Hand reichte, und der, während ihm ein hehrer Horizont der Eroberungen offen stand, seinen Triumph nur dazu anwandte, die Befreiung eines Volkes sicher zu stellen, dessen ganze moderne Größe in seinen Erinnerungen, seinem Unglück und seinem Heldenmuthe beruht. So hat man denn mit Unrecht den Czar als einen Ehrsüchtigen, als einen Monarchen, der nur die Vergrößerung seines Gebiets im Auge habe, darzustellen gesucht. Er hat keinen zu hohen Preis auf seine Siege gesetzt. Noch jüngst ist sein Benehmen dem von Frankreich in Belgien (?!) völlig gleich gewesen. Er ist nur eingeschritten, um einen Verbündeten vor seinem Untergange zu bewahren und seinen Einfluß auf einen benachbarten Staat zu erhalten.

---

## Der Adel, die Geistlichkeit und das Volk in Spanien.

(Aus dem Journal de France.)

(M.)

Der Tod Ferdinands VII. ist ein unter den jetzigen Umständen ernstes Ereigniß, ernst für Europa, ernst für Spanien. Das ganze Glück des Landes steht bei den beiden Fragen, welche jetzt debattirt werden, der Frage der Erbfolge und der der politischen Institutionen, auf dem Spiel.

Dies schöne Land ist unstreitig fern von dem Zeitpuncte Carls V. und Philipps II. Vermöge seiner selbst nimmt es nothwendigerweise einen wichtigen Platz in der politischen Ordnung von Europa ein, aber die Sorglosigkeit seiner Regierung hat seine Stellung schon seit langer Zeit nichtig gemacht. In den europäischen Angelegenheiten eine Rolle spielen, wie Frankreich, das kann Spanien nicht, weil es durch seine geographische Lage gewaltsam isolirt ist; doch würde es noch eine Macht vom ersten Range seyn, wenn man seine Hülfsquellen in Fluß zu bringen, den Charakter seiner Einwohner zu benutzen verstände. Eine Nation, die, ohne Regierung, ohne centrale Leitung, ihrer eigenen Energie überlassen, ihren Boden und ihre Unabhängigkeit so glorreich zu vertheidigen gewußt hat, als die Spanier es gegen Napoleon gethan haben, eine solche Nation bedarf nichts weiter, als daß man sie gut regiere. Ohne auf die schon abgeurtheilte Rechts-Frage einzugehen, darf man, um zu ermitteln, ob die kleine Infantin Isabella oder der Infant Don Carlos dem Interesse des Landes förderlicher seyn würde, nur einen Blick auf Spaniens innere Lage werfen.

Wundersam an zwei Meeren belegen, hat es wohl die schönsten Häfen von Europa; doch entspricht sein Handel einer so prächtigen Lage nicht. Dies erklärt sich freilich durch den Verlust von Südamerika und durch die inneren Unruhen, welche die Cortes von 1820 veranlaßt haben. Seine Marine ist unerheblich und hat sich von den Unfällen noch nicht erholt, die ihm sein Bündniß mit Frankreich zugezogen.

Spanien sollte mindestens zwanzig Millionen Einwohner zählen; der Umfang seines Bodens und dessen Fruchtbarkeit gestatteten es, sie zu ernähren. Dem ist nicht so, denn es enthält deren nur zwischen zwölf und vierzehn Millionen. Dennoch steht seine Armee auch mit dieser Zahl keinesweges im Verhältniß. Preußen, das ihm in der Bevölkerung kaum nachkommt, ist eine Militairmacht ersten Ranges; der spanischen Regierung aber würde es schwer werden, 80,000 Mann regulaire Truppen auf die Beine zu bringen.

Was aber in Spanien am mangelhaftesten ist, das sind die Finanzen und die allgemeine Verwaltung. Die Finanzen empfinden den Zustand des Verfalls, in welchem sich das Land befindet; da der Handel im Innern fast null ist, so sind nur wenig Capitalien in Umlauf. Nach auswärts ist er bedeutender; da Spanien aber mehr Producte von den anderen Nationen bezieht, als es ihnen liefert, so hat dies die Folge, daß es immer ärmer an Baarschaften wird.

Die spanische Grandezza lebt in Unwissenheit und Müssiggang; sie hat wenig Einfluß auf das Volk, mit dem sie nie in Beziehung gestanden hat, und ihr Benehmen in dem Unabhängigkeitskriege hat sie in den Augen der Masse nicht höher gestellt. In einer Menge alter Gebräuche des sogen, die jetzt nur noch lächerlich oder zu Grunde richtend sind, ist sie nicht reich und ihre Schulden übersteigen den Belauf ihrer Besitzthümer. Die junge Infantin wird von den spanischen Großen nie eine recht nützliche Hülfe zu erwarten haben.

Ein anderes ist es mit der Geistlichkeit. Was hat man nicht gegen sie vorgebracht und was bringt man nicht noch gegen sie vor. Ich wüßte keinerlei Art von Verläumdung, die nicht über sie ausgespieen worden



Digitized by Google

wäre. Man ist um so übler mit ihr umgesprungen, als man sie weniger kennt. Der Hauptvorwurf, der ihr gemacht wird, ist der, daß sie einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk in den Städten und auf dem Lande ausübe. Sonderbar! man macht ihr ein Verbrechen aus einer Sache, die man an jedem andern Körper bewundern würde.

Die spanische Geistlichkeit, vorzüglich die regulaire, gehört ihrem Ursprunge und ihrem Geiste nach dem Volke an. Der Mönch ist der Freund, der Gefährte des Mannes vom Volke; er lebt und stirbt mit ihm. Der ächte Spanier, der Spanier mit Leib und Seele findet sich im Kloster. Auch setzt das Volk, das dieses weiß, all sein Vertrauen auf seine Mönche. Zwischen den Klöstern und ihm besteht eine Gemeinschaft der Denkweise und des Interesses, wodurch sich der Einfluß der ersteren leicht erklärt. Es ist eine Seltenheit, in Spanien eine Familie anzutreffen, die nicht eins ihrer Mitglieder in einem Kloster hätte. Alle Klöster verdanken ihre Ursprünge dem Volke: es ist seine Sache, sein Eigenthum. Es anrühren, heißt ihm sein Brod, seine Hütte nehmen, es an der empfindlichsten Seite erfassen. Das spanische Volk ist eitel auf seine Mönche: es spricht mit Stolz von ihnen, weil sie alle die Söhne von den Handwerkern der Städte, von den Andauern des Landes sind, und, weit entfernt, ihre Abkunft zu vergessen, sich deren gern erinnern. Darin liegt das Geheimniß des Einflusses, der so vielen Leuten so geheimnißvoll erschienen ist und zu so vielen albernen oder verläumderischen Geschichtchen Anlaß gegeben hat.

Die Bürgerschaft in den Handelsstädten nebst der spanischen Grandezza möchten gern eine repräsentative Regierung haben, um ein Amt zu bekleiden und eine Rolle zu spielen; aber die eigentliche Volksmasse, das, was man in Frankreich die Proletaires nennt, ist dem entgegen, weil eine solche Regierungsform die Aufhebung der Klöster zur Folge haben würde. In dieser Beziehung würde das Volk dann einen unermeßlichen Verlust erleiden. Was sollte es mit seinen Kindern anfangen? Wo würde es Freunde finden, die mit ihm ihr Brodt brächen, seinen Kummer, seine Freude theilten? Die repräsentative Regierung würde nie demokratisch genug seyn, als daß es, auf die unterste Stufe der Gesellschaftsleiter gestellt, der politischen Rechte theilhaftig werden könnte. So ist es denn ganz im Interesse des spanischen Proletaire, sich der Infantin Isabelle Louise zu widersetzen. Da der Einfluß des Adels nur sehr beschränkt ist, so ist Spanien gleich Frankreich eine große Demokratie, aber eine Demokratie, die unter dem Einfluß und der Leitung der Geistlichkeit steht. Man vernichte diesen Einfluß, beseitige diese Leitung, und man wird eine gesellschaftliche Revolution haben wie die französische von 1789.

---

## Ile de France oder Mauritius.

Von

Charles Castellan.

(Aus der Revue du Midi.)

(M.)

Ile de France, jetzt Mauritius, fiel im Jahr 1810 den Engländern in die Hände. Hundertundzwanzig Segel waesen dreiundzwanzigtausend Mann Truppen auf ihre Gestade. Der General Decaen stellte ihnen eine Handvoll Braves, ich glaube fünfzehnhundert Mann, entgegen; aber der Menge verblieb der Sieg. Eine von dem französischen General verlangte Capitulation, durch welche den Colonisten ihre Gesetze, ihre Sitten garantirt wurden, ward im Namen Sr. Britt. Majestät aufgesetzt und von den beiderseitigen Chefs unterzeichnet. Im Jahr 1814 trat die gefallene Dynastie die Insel Mauritius definitiv ab, doch wurden gleiche Garantieen im Tractate ausbedungen.

Nach dem unersetzlichen Verlust von St. Domingo war Frankreich mindestens noch eine Colonie geblieben, eine Colonie von höchster Wichtigkeit, sowohl wegen ihrer Productionen, als wegen ihrer geographischen Lage. Die Insel Mauritius ist der einzige isolirte Punct in den indischen Gewässern, wo man fast zu allen Jahreszeiten ohne Gefahr ein Schiff ausbessern kann. Bourbon, einige Inseln der Antillen, sämmtliche Comtoire am Senegal und an der Küste von Coromandel, Algier, von dessen Eroberung noch niemand anders als die Helden der Casauba Nutzen gehabt hat — das ist, glaube ich, alles, was die Engländer uns gelassen haben; und die meisten dieser, unserm Schatze nur lästigen, Besitzungen würden bei dem ersten Kriege, ohne daß es einen Schuß kostete, eine Beute Großbritanniens werden.

Aber wenn Frankreich auch die Insel Mauritius aufopferte, so hätte es, wie mir dünkt, sich doch mindestens das vorbehalten sollen, daß sie mit Wohlwollen behandelt würde. Die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, in sein eigenes Interesse geboten ihm das. Diese Insel producirt in der That ganz allein noch ein halb mal so viel Zucker als alle französischen Colonieen zusammengenommen. Es ist dieses ihr ausgebreitetester Handelszweig. Nun ist dieser Artikel aber in den französischen Häfen einem so übermäßigen Zolle unterworfen, daß seine Ausfuhr dahin fast unmöglich ist. Von den 80,000,000 ℔ Zucker, die auf der Insel Mauritius jährlich producirt werden, kommen kaum 400,000 ℔ nach Frankreich, weil der Pflanzer dort höchstens netto dreißig Franken für hundert Kilogrammen bekommen kann, indem der Eingangszoll neunzig Franken, also den dreifachen Werth des Artikels beträgt.

Die Insel Mauritius hat einen fruchtbaren Boden, und wenn derselbe auch im Allgemeinen steinigt ist, so könnte der Pflug doch in gewissen Districten gebraucht werden. Der Anbau des Caffees und der Gewürznelken ist gegenwärtig dem des Zuckerrohres fast gänzlich aufgeopfert worden.

Es ist ein schönes Schauspiel, die Thätigkeit zu sehen, mit welcher die Neger in den großen Gebäuden arbeiten, von welchen ein Theil zum Stampfen des Rohrs, ein anderer zum Kochen des Saftes bestimmt ist. Man möchte fast sagen, daß sie Freude an ihrer Beschäftigung hätten. Die Zufriedenheit, die aus ihren Gesichtern strahlt, würde die vorgeblichen Philantropen sehr in Verlegenheit setzen, welche sie sich in ihren philosophischen Träumereien nicht anders als von Peitschenhieben zerfleischt denken. Ich will gerade nicht behaupten, daß die Ruthe in der Hand des Colonisten ein unnützes Möbel sey; die Sclaverei erheischt Gehorsam, und Ungehorsam eine Züchtigung; doch ist diese traurige Nothwendigkeit diesen Augenblick ja mit der Ursache, die sie erzeugte, erloschen, indem England nun wirklich die Freigebung der Neger proclamirt hat. Wir werden davon weiterhin sprechen.

Wenn ich ein Dichter wäre, so würde ich in Versen den Eindruck beschreiben, den der Gesang der Neger des Abends, zur Zeit, wenn sie das Rohr schneiden, auf mich gemacht hat. Ihre improvisirten Lieder haben einen Anflug der Traurigkeit, den ich nicht zu bezeichnen vermag. Es liegen Thränen im Hintergrunde all der Thema's, aus welchen sie bestehen. Sollte es etwa ein vages, unbestimmtes Gefühl ihres Zustandes der Knechtschaft seyn, welches ihnen diese Vorliebe für die Weise der Seufzer und der Klagen einflößt? Dennoch herrscht in ihren Gesängen ein bewundernswürdiges Ganzes, eine gelehrte und ganz klare Harmonie vor. Ueber den Gesang scheinen sie die Strapazen des Körpers völlig zu vergessen, und wenn die Sonne sich am Horizonte verliert — eine in den Tropenländern so feierliche Stunde, sieht man sie nach einem großen, in eine Unzahl von Strohhütten abgetheilten Lager ziehen, wo ihrer eine nicht leckere aber sehr gesunde und reichliche Speisung wartet.

Ich möchte, der Leser könnte mit mir die so mannichfaltigen und pittoresken Landschaften dieser Insel, welche die Natur in dieser Weise

Digitized by Google

zu entschädigen die Absicht gehabt zu haben scheint, durchstreifen. Man denke sich einen fast immer heiteren Horizont, ein immerwährendes Grün, und man wird mir schon darin beipflichten müssen, daß ein solches Einerlei ganz lieblich und erfreulich ist. Von hohen Bergen bedeckt und gleich einem anmuthigen Gürtel von einer endlosen Meeresfläche umschlossen, bietet Mauritius, von der Rhede aus gesehen, einen zugleich imposanten und traurigen Anblick dar. Je näher man aber dem Hafen kommt, desto lächelnder wird die Aussicht, und mit einer angenehmen Ueberraschung findet der Reisende auf einer Insel Afrika's bald die Spuren der europäischen Civilisation wieder vor. Die Stadt, welche den Namen Port-Louis führt, liegt in einem Thale, das wohl dreiviertel Lieues Länge und vierhundert Klafter Breite hat. Die Straßen sind reichlich mit Bäumen besetzt, die man in dem Lande Schwarzholz nennt, und welche, wenn sie in Blüthe stehen, einen köstlichen Duft aushauchen, auch gewähren sie einen erquickenden Schutz wider die Sonnenstrahlen. Die Häuser sind von zierlicher und einfacher Bauart und haben außer der Bequemlichkeit ihrer inneren Abtheilung die Annehmlichkeit großer und schattiger Hofplätze, die fast alle durch einen Brunnen reinen Quellwassers erfrischt werden.

Lange Alleen von Areca-Palmen oder anderen Prunk-Bäumen; überall Pflanzen von frischem und lebendigem Triebe; überall Schatten, große Wasser-Bassins oder kleine lebendige Bäche: so habe ich den Garten von Ile de France gefunden und ihn als Künstler, nicht als Gelehrter gewürdigt. Nach dieser, nur unvollständigen, Skizze beliebe man mir auch den Familienkreisen, in den Schooß der Gesellschaft zu folgen, wo von den Fortschritten der neuen Civilisation der Egoismus noch keinen Zutritt gefunden hat. Ein Fremder, woher er auch kommen, aus welchem Lande er auch gebürtig seyn mag, hat auf der Insel Mauritius noch immer die herzinnigste und die uneigennützigste Gastfreiheit gefunden. Es ist dieses eine Gerechtigkeit, welche die Verläumder der Colonisten ihnen nie haben bestreiten können.

Der Plan der englischen Regierung zur Emancipation der Neger, dessen ich wegen der Lebensfragen, die damit verknüpft sind, hier schon erwähnen muß, ist kleinlich, engherzig und so wenig philosophisch in der Form als umfassend im Princip: die Geldfrage hat die Hauptrolle dabei gespielt. Ueberdem dürfte die Plötzlichkeit dieser Maaßregel vielleicht die Wohlthaten, die sich davon erwarten lassen, verzögern. Es können Erschütterungen daraus hervorgehen, die man hätte abwenden können. Es ist die Sache der englischen Regierung, durch eine kräftige und verständige Polizei dafür zu sorgen, daß es nicht zu Unordnungen komme. Jedenfalls wird jedoch diese Veränderung des Zustandes späterhin eine große Wohlthat seyn, der Uebergang von der Knechtschaft zur Freiheit gehe ruhig von statten oder nicht.

---

## Algier unter französischer Herrschaft, sein gegenwärtiger Zustand und seine Zukunft,

vom

### Baron Pichon,

Staatsrath und vormaligem Civil-Intendanten von Algier.

(2.)

Obgleich die französische Occupation von Algier schon ziemlich lange dauert, so ist doch noch sehr wenig Gründliches und Genügendes über den Zustand dieses so interessanten Landes bekannt geworden. Wir halten es daher dem Zwecke unsers Blattes gemäß, nachstehende einem französischen Journale entnommene kritische Anzeige des obengenannten Buches den Lesern mitzutheilen.

Dieses Buch ist zunächst und vor Allem eine Apologie, welche der vormalige Civil-Intendant von Algier dem Publikum vorlegen zu müssen geglaubt hat, um sein Benehmen während seiner kurzen Administration unserer Niederlassung in Afrika zu rechtfertigen und um die Ursachen seiner schweren Differenzen mit dem Oberbefehlshaber, Herzog von Rovigo, zu erklären. Wenn bei Herrn Pichon das Bedürfniß, sich zu rechtfertigen, in dem Grade vorgeherrscht hätte, um dieser rechtfertigenden Denkschrift einen rein apologetischen Charakter zu geben und jede höhere Ansicht, jede Aufklärung von allgemeinem Interesse davon auszuschließen, so würden wir uns sicherlich nicht bemühen, vor dem Schweigen und der Vergessenheit dieses Actenstück eines Processes zu verwahren, in welchen wir weder für die eine noch die andere Partei eingehen wollen; denn schon hat der Tod der einen Schweigen auferlegt und uns, die wir Algier nicht gesehen, kommt es überdies nicht zu, uns zum Richter der persönlichen Debatten und verletzenden Recriminationen zweier Männer aufzuwerfen, die diese Colonie bewohnt, verwaltet und mit einander gestritten haben, um ihre entgegengesetzten Ideen und ihren rivalisirenden Einfluß vorherrschen zu machen.

Jedenfalls, selbst unter dem beschränkten Gesichtspunct einer individuellen Apologie, würde die Denkschrift des Herrn Pichon verdienen, der Aufmerksamkeit derer empfohlen zu werden, welche wollen, daß jedermann Gerechtigkeit widerfahre und daß ein rechtlicher Mann nicht, weil er ein Colonisations-System gemißbilligt und bestritten hat, den Verläumdungen ohne Ziel und Maaß einer ganzen Colonisations-Partei mit gebundenen Händen und Füßen überliefert werde. Wirklich hat der vormalige Civil-Intendant von Algier noch andere Gegner als den Herzog von Rovigo gefunden, die über die Wahl ihrer so abgeschmackten als beleidigenden Insinuationen diesen General gewiß nicht consultirt hatten. Wir wollen nur ein einziges Beispiel dieser Animosität eines Colonisations-Systems gegen das Haupt eines andern Systems anführen und man wird nicht wissen, ob man mehr das Uebelwollen oder die Ungeschicklichkeit derer bewundern soll, die eine solche Fabel geglaubt oder haben glauben machen wollen. Man ist so weit gegangen, zu behaupten und selbst in der Correspondenz mehrerer Journale drucken zu lassen, daß Herr Pichon, als er seine Stelle in Algier verließ, das Mobiliar der Civil-Intendanz verkauft habe. Dies Mobiliar war sein persönliches Eigenthum; aber man vermengt, absichtlich oder irrthümlich, seine Stellung mit der des Herzogs von Rovigo, der wirklich vom Minister des Innern eine Summe von 20,000 Franken mit der Bedingung erhalten hatte, einen Theil dieses Fonds in Mobilien zurückzulassen; und daher nahm man sich das Recht, sich zu verwundern, daß der Civil-Intendant das verkauft habe, was er in Paris und in Marseille für sein eigenes Geld zu seiner ersten Einrichtung in einem Lande gekauft hatte, wo man ihm kaum die Zeit vergönnt hat, sich niederzulassen. Dies diene wenigstens zu unserer Privat-Erbauung und lehre uns, mit welchem Mißtrauen man die Correspondenzen aufnehmen muß, die uns von und über Algier zukommen.

Aber, wir haben es schon gesagt, diese Denkschrift enthält noch andere Dinge, als die Apologie eines administrativen Benehmens von einigen Monaten; für den, der lesen kann, liegt ein ganzer Plan von Colonisation darin, welcher sich aus den Details ergiebt, worauf nothwendig eine Auseinandersetzung eingehen muß, welche die ihre eigene Vertheidigung bezweckende Partei verfaßt hat. Und dieser Plan oder mindestens die von Herrn Pichon dargelegten Fundamental-Principien, auf welche man, mit ein wenig Gefälligkeit, einen ganzen Plan gründen kann, sind wohl der Mühe werth, untersucht und geprüft zu werden. Herr Pichon hat, durch seinen langen Aufenthalt in den vereinigten Staaten, durch seine zwei Reisen nach St.-Domingo, durch die Organisations-Arbeiten in denen unter dem Kaiserreich eroberten Ländern, die einen Theil seines Lebens absorbirt haben, ohne Zweifel das Recht erworben, gehört zu werden, wenn von Colonisation die Rede ist, wenn es sich von der Frage handelt, welches die besten Mittel sind,

Digitized by Google

ein unserm Reiche durch die Gewalt der Waffen neu hinzugefügtes Gebiet besetzt zu halten und zu regieren. Die Ansichten dieses vormaligen Civil-Intendanten von Algier über dieses Land, das in einem hohen Grade die Wißbegierde des französischen Volkes erweckt, sind um so interessanter zu studieren, selbst wenn man seine frühere Colonial-Erfahrung nicht in Anschlag bringt, als er gerade das Gegentheil von allen den Ideen aufstellt, welche Eurs im Publikum haben, und welche die mehresten bekannten Antecedentien zu unwiderruflichen Gesetzen für Colonisationen erhoben zu haben scheinen.

In der That haben bis jetzt alle diejenigen, welche proclamirt haben, daß man Algier behalten, nutzbar machen und sich auf dem dasselbe umgebenden Gebiet ausbreiten müsse, mehr oder weniger die Gewalt als Mittel angenommen, die zwischen dem Meer und dem Atlas wohnenden Stämme der Eingebornen von ihrem Eigenthume zu vertreiben oder in unsere Herrschaft einzubegreifen: nur daß die einen, logische und entschlossene Köpfe, vollkommen wußten, was sie wollten und worauf ihre Vorschläge hinausliefen; die andern dagegen eine große Gewissensberuhigung in der bewundernswürdigen Geneigtheit fanden, die gewissen Menschen eigen ist, sich über den Zweck und Erfolg dessen, was sie wünschen, zu täuschen. Aber sobald die einen und die andern, um die Regentschaft zu colonisiren, eine europäische Bevölkerung dahin transportiren wollen, die, wenn sie sich nicht assimiliren kann, die alten Niederlassungen der Araber, Mauren und Kabylen ersetzen soll, so muß man sich, bei der Anwendung dieses Systems, darauf gefaßt halten, spät oder früh nicht vermeiden zu können, zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen; denn alle diese eingeborenen, oder durch die Zeit, nach verschiedenen Graden des Alterthums, eingeborenen gewordenen Stämme werden das Gebiet nicht räumen, ohne sich dem eroberuden neuen Stamme zu widersetzen; nur eine kleine Anzahl von ihnen wird sich zu unserer Civilisation bekehren, weil wir nicht die Geduld haben werden, zu warten, einmal entschlossen, unser Werk durch europäische Hände zu vollenden; die Nothwendigkeit wird daher sehr schnell eintreten, den Widerstand durch Uebermacht zu besiegen, und widerstrebende Bevölkerungen auf der Stelle zu tödten, oder, was in einer gegebenen Zeit auf eins hinauskommt, sie ohne Unterlaß und Rast nach den Wüsten des südlichen Abhanges des Atlas zurückzutreiben, wo sie in Elend und Verzweiflung untergehen müssen. Alles, was diese Art, uns in Afrika niederzulassen und festzusetzen, an nothwendigen Grausamkeiten in sich schließt, die nicht sofort ins Auge fallen, die aber die schreckliche Logik der Ereignisse zu entwickeln nicht ermangeln wird, hat Herr Pichon vorausgesehen und empfunden und hat diesem System kühn seinen wahren Namen gegeben, den nämlich des Ausrottungs-Systems.

Das ist nun nicht das, welches er angenommen haben würde, wenn er Herr gewesen wäre, das Schicksal unserer afrikanischen Colonie zu leiten. Er erkennt und unterscheidet, in Beziehung auf Colonisation, zwei verschiedene Verfahrungsarten, zwischen welchen man eine Wahl treffen muß, die oft selbst durch die Natur der Dinge geboten ist. Das ist zunächst das von den Europäern in beiden Amerika's angewendete Verfahren. Da hat, wie man weiß, und wie auf immer die Tafeln der Geschichte bezeugen, die man unter die blutigsten zählen muß, eine neue Bevölkerung die alten Volksstämme ersetzt oder absorbirt; das ist das Ausrottungs-System in seiner höchsten Strenge. Glücklicherweise giebt es, nach ihm, das Verfahren, welches die Engländer in Ostindien befolgt haben: da sind die Urbewohner des Landes die Bebauenden geblieben, unter dem Einfluß und unter dem Gesetz einer kleinen Anzahl von Fremden, die sie leiten, ihnen befehlen, ja sie selbst mit edelnswerthem Geize aussaugen, aber sie mindestens leben lassen, leben auf dem Boden, wo ihre Väter ein Vaterland hatten. Erst, wenn der Augenblick für die Indier gekommen seyn wird, ihre National-Existenz wieder zu nehmen, so werden sie sich in großer Anzahl existiren sehen; sie werden den Fuß auf dem Gebiete haben, das Gott ihnen als Erbtheil angewiesen; sie werden eben so wenig der Erde, als die Erde ihnen fehlen. Die Sitten, die Gesetze, die Sprache, die Künste und der Genius Großbritanniens werden dann vielleicht das Volk sehr modificirt haben, das aufstehen wird, um seine Rechte des Eigenthums und der Unabhängigkeit zu reclamiren; aber dieses Volk wird indisch durch Blut und Ursprung geblieben seyn; wie affiliirt es immer, wir hoffen es, der alten europäischen Civilisation seyn wird, die so fähig ist, die Nationen zu verjüngen, weil sie sich ohne Unterlaß an neuen Quellen des Lebens und der Jugend erfrischt, so wird doch das indische Volk an der Tiefe des vaterländischen Bodens durch Wurzeln haften, die nichts erschüttert haben wird. Das ist die beste Manier zu colonisiren und die den Grundsätzen der Milde und Menschlichkeit, die unser Jahrhundert beherrschen, angemessenste: man ändert auf die Art eine Nation, ohne sie zu zerstören; man schneidet den Baum aus, man pfropft auf seine Zweige tausend Früchte von einem milden exotischen Geschmack, aber man entwurzelt ihn nicht, um ein neues Reis an seine Stelle zu setzen, das bestimmt ist, in einigen Jahren den ganzen Nahrungs-Saft zu verschlingen.

Wir finden zwar viele Leute, die nicht geneigt sind, England für die Partei, die es mit Indien genommen hat, zu danken, und welche vor Allem seine Humanität nicht loben wollen:

England hat, sagen sie, gefürchtet, zwischen dem Indus und dem Ganges eine Pflanzschule von Engländern zu gründen, die groß werden und sich endlich über das ganze südliche Asien ausbreiten, dann später, wie die Colonisten von Nordamerika, mit dem Mutterland brechen und der britischen Macht die schönsten Regionen entreißen würde, die sie unter der Sonne besitzt: es ist nach der angenommenen Weise mehr Hoffnung und Aussicht, rein indische Bevölkerungen in einer immerwährenden Knechtschaft zu erhalten, die überdem unter sich durch entgegengesetzte Interessen und durch zwei große religiöse Theilungen getrennt sind, ohne von allen den Secten zu sprechen, an denen es in diesen beiden Haupt-Religionen wimmelt.

Auch würde England, sagen dieselben mißsüchtigen Leute, wenn es allen seinen Kindern erlaubte, sich in Indien niederzulassen und Colonisten und Pflanzer zu werden, entschiedener und offener seine Souveränität zu Tage legen, als es einer Handelsgesellschaft ziemt: es ist ohne Zweifel nützlicher und sicherer, die Indier über ihre wahre Stellung zu täuschen, sie so sehr wie möglich als die Eigenthümer eines Bodens darzustellen, dessen elende Pachter sie kaum genannt werden können, mit dem schlechtesten Lohne für ihre mühsamen Arbeiten bezahlt.

Endlich, fügt man hinzu, bietet Indien denen, die es benutzen, eben so geschickte und minder kostbare eingeborene Arbeiter dar, als die europäischen Taglöhner, die dahin transportirt werden könnten; es wäre daher nicht nur Grausamkeit gewesen, die Bewohner Indiens nach Central-Asien zu drängen, sondern auch eine schlechte Berechnung, sie durch mit großen Kosten aus Europa emigrirte Arbeiter zu ersetzen.

Alle diese Betrachtungen können einigen Werth haben, und besonders die letzte, das räumen wir ein; aber es ist auch gerecht, etwas dem Einflusse des europäischen Geistes zuzuschreiben, der seit langer Zeit die gewaltthätigen Unternehmungen nicht mehr duldet, denen sonst weder die Geistlichkeit mit ihrem Segen, noch die Ermuthigung der öffentlichen Meynung fehlte. Ein Schrei der Rache und der Verwünschung würde sich jetzt gegen den Versuch einer Niederlassung erheben, der damit anfinge, durch Mord reines Feld zu machen.*)

*) Wir sind der Meynung, daß das Ausrottungs-System den Engländern unmöglich gewesen wäre, wenn sie es auch gewollt hätten; die Bevölkerung

Digitized by Google

Der Civil-Intendant von Algier erklärt sich mithin, hinsichtlich dieses Landes, für das Colonisations-System, das in Indien vorgeherrscht hat. Zunächst müssen wir, nach ihm, eine Aehnlichkeit bemerklich machen, die zwischen Indien und der Regentschaft von Algier stattfindet und welche entscheidend ist: diese besteht darin, daß man in Algier, wie in Indien, eingeborene Colonisten unter der Hand hat, eben so verständig und scheelich minder theuer, als die aufgedrungenen Colonisten, die man aus allen Winkeln Europa's nach Afrika zu ziehen unklugerweise sich bemüht. In den ersten Monaten 1830, vor unserer Eroberung, hatte man auf dem Lande einen Kabylen für 3 — 4 Sous pr. Tag: jetzt muß man in der Umgegend von Algier 10 Sous bezahlen; wenn man sich ein wenig aus diesem Kreise entfernt, hat man ihn für die Hälfte. Der europäische Colonist, der Frau und Kind hat, kann mit nicht weniger als 30 oder 40 Sous den Tag leben. Auch ziehen die mehresten Eigenthümer zu Algier vor, Afrikaner, Kabylen und Araber zum Ackerbau zu gebrauchen und lassen die unglücklichen Familien der Deutschen in Unthätigkeit und Elend, die auf dem Wege nach Mocdämeeika waren, und die man so grausam von ihrer ersten Bestimmung abgelenkt hat, um sie mit schönen Versprechungen auf die so hochgerühmte und so ungastliche Ebene von Metidjah zu werfen. In den vereinigten Staaten hätten diese Auswanderer einen hohen Uebelspreis gefunden; denn da fehlt es an Armen und die Colonisation, die Fortschritte der Urbarmachung sind da nur mit Arbeitern möglich, die in Europa rekrutirt oder, mit andern Worten, europäischer Abkunft sind. In Algier dagegen reichen die Arme der Eingeborenen aus und entfernen theilweise die ausländische Rivalität. Es kommt darauf an, sie zu schonen und sich ihre Mitwirkung zu sichern; aber diese Nothwendigkeit ist bis jetzt nicht gehörig empfunden und gewürdigt worden, ob sie gleich eine Lebensfrage für unsere Niederlassung ist.

Ein anderes Motiv stellt sich noch der Colonisation von Algier durch europäische Colonisten entgegen: wenn wir Herrn Pichon glauben, und wir müssen ihm gewiß glauben, ob er gleich Allem widerspriche, was wir zu wissen uns einbildeten, so besitzt der Staat in Algier keine Ländereien, die er unter sie vertheilen könnte. Herr Pichon gesteht offenherzig, daß auch er unsern Irrthum getheilt und Frankreich mit der festen Ueberzeugung verlassen habe, in Afrika eine große Menge zu vertheilender oder zu verkaufender Domanial-Güter zu finden. Aber er sah sich bald zu der Erkenntniß genöthigt, daß, mit Ausnahme einiger Häuser in der Stadt, die dem Beylick oder der Regentschaft gehörten, keine bekannten oder disponibeln Domainen in den Händen des Staates sind. Alle oder doch fast alle Ländereien in der berüchtigten Ebene von Metidjah gehören Einwohnern von Algier. Es finden sich wohl einige Pachtgüter der Regentschaft, die gegen gewisse politische Verbindlichkeiten und Lasten verliehen oder zur Benutzung überlassen waren, aber diese sind keinesweges zu unserer Verfügung. Auch konnte der Civil-Intendant nicht fortfahren, Güter als Domainen zu qualificiren, die Privatleuten oder bürgerlichen und religiösen Corporationen gehören, auf welche seine Vorgänger die Hand nur unter dem Rechtstitel der Sequestration gelegt hatten; er hat Sequestration nicht mit Eigenthum verwechseln und vermengen können. Diese Vermischung muß nothwendig früher oder später aufhören; und dann wird es kein Mittel mehr geben, Colonisten aus Frankreich und Europa überhaupt, unter dem Versprechen, Ländereien an sie zu vertheilen, nach Algier zu ziehen; denn man sieht jetzt, was das für Güter sind, die man bis jetzt als National-Domainen dargestellt hat.

Mit einem Worte, da die Eingeborenen uns ihre Arme für den Ackerbau darbieten und wir andererseits nicht einen Acker Landes den Colonisten zu geben haben, die von Außen her kommen könnten, so will die Nothwendigkeit, daß wir Versuche mit den Volksstämmen der Kabylen, Araber und Mauren machen, die wir bisher mit unpolitischem Mißtrauen behandelt haben. In diesem System ist keine Stelle für das leichteste Symptom von Gewaltthätigkeit; die uns aufgelegte Aufgabe ist, die Stämme, deren wir uns als Werkzeuge unserer Colonisation bedienen können, durch Milde an unsere Sitten und Gesetze zu gewöhnen.

Heißt das nun so viel sagen, wie Herr Pichon wünschte, daß wir den muselmännischen Castten gegenüber, auf welche wir zu wirken haben, auf allen nationalen und religiösen Proselytismus verzichten sollen? Herr Pichon ist z. B. unzufrieden, daß man die arabischen Namen dieser Stadt französirt und statt der Straßen Hamen-Jeto, Jamaa Saffer und Rhabat Dina jetzt die Straße von Marseille, Toulon und Tourville findet.

Das heißt ganz ernstlich die Muselmänner, seine Freunde, aus dem Lande treiben; aber wir sehen darin nur eine kleine Unfüglichkeit, die die Vorbereitung zu einem großen und nützlichen Resultate seyn wird. Die Muselmänner von Algier können nicht schnell und nicht allgemein genug aus dem Lande entfernt werden; wenn wir mit ihnen und durch sie leben müssen, so ist die erste Bedingung dieser Allianz, daß ihre und unsere Sitten sich einander nähern und mit einander verschmelzen; soll denn nun Frankreich dem Mahometismus und der arabischen Sprache die größten Schritte entgegenthun, Frankreich, das an der Spitze der europäischen Civilisation steht (!)? Das kann doch wohl nicht einmal vorgeschlagen werden.*) Frankreich kann ohne Zweifel sich dazu verstehen, in Algier arabisch zu reden, d. h. aber in der ersten Zeit und um den Erfolg seines friedlichen Proselytismus zu fördern, welcher für dasselbe, in den Beziehungen zu seiner afrikanischen Eroberung, eine Pflicht von Volk gegen Volk, eine Art von Aufgabe ist, die ein neues Völkerrecht ihm auflegt.

„Die Osmanli's von Algier," sagt Herr Pichon, „haben nicht die Bekehrungs-Manie; sie sagen, daß ein schlechter Christ nie ein guter Muselmann werden kann. Ihnen wir ihnen in dieser Mäßigung nach."

Diese Mäßigung geziemt wohl den Muselmännern von Algier, die ein wenig lächerlich in unsern Augen **) seyn würden, wenn sie sich einfallen

war zu groß, mehrere Staaten zu mächtig und durch Franzosen, Portugiesen und Holländer schon im Besitze zu vieler Hülfsmittel, als daß eine kaufmännische Niederlassung von Factoreien, was doch der Ursprung war, selbst aber auch die brittische Regierung, ein Bekehrungs-System hätte wagen können. Nur durch eingeborene Bundesgenossen, nur durch Entzweyung und angefachten innern Krieg, einen Fürsten gegen den andern benutzend, konnte es den Britten gelingen, dort ein solches Reich zu gründen.
Anm. d. Red.

*) Warum nicht? Ein durch Eroberung, nicht durch ein wirkliches Recht auf das Land, unterjochtes Volk kann wohl Anspruch auf Duldung in Religion und Sitten machen. Die Römer in der Vorzeit und die Russen in der neuern haben sich bei diesem Grundsatz der Duldung in den eroberten Provinzen sehr gut gestanden; stehen die Ueberwinder an Bildung und Künsten höher, so bleibt die allmählige Wirkung nicht aus; aber nur durch Ueberzeugung, nicht durch Gewalt, kann die Civilisation wirklich und dauernd Wurzel schlagen. Anm. d. Red.

**) In den ungriegen keineswegs; denn wenn sie orthodoxe Muselmänner sind, d. h. von der Wahrheit ihres Glaubens und von dem Irrthum des unsrigen überzeugt, so hätten sie subjectiv dasselbe Recht, wie wir, mindestens wie unsere Dogmatiker und — Frömmler, die, wie sie, ihre Vernunft unter dem Glauben gefangen nehmen, wenn überall Bekehrungssucht, zumal gewaltsame, vernünftig wäre; und der sehr wahre Grundsatz, „daß ein schlechter Christ nie ein guter Muselmann werden könne," zeugt wahrlich von mehr Verstand, als die sich jetzt leider! bei uns wieder so einnistende Manie zum Proselytismus. Wahrheit und Vernunft machen sich mählig überall Bahn und so natürlich die objective reinere Lehre Christi; auch ist es Recht und Pflicht, sie zu verbreiten für uns, die wir davon durchdrungen sind — doch nimmer durch Gewalt, noch als blinden Glauben, sondern einzig auf dem Wege der Ueberzeugung. Wir belächeln

ließen, unsere Bekehrung zu ihrem religiösen Glauben und ihren socialen Ideen zu versuchen. Sie lassen nur ihrer Religion, die ohne Zukunft ist (?), Gerechtigkeit widerfahren, indem sie nicht versuchen, sie auf dem Wege der Ueberredung und Ueberzeugung zu verbreiten, seit sie das Schwerdt niedergelegt haben.*) Aber Frankreich hat diese Resignation nicht, noch kann es sie haben; und Herr Pichon würde, durch Aufstellung solcher Parallelen und durch die Erklärung seines Widerwillens gegen den Proselytismus, selbst den langsamsten und mildesten, beweisen, daß er nicht alles das wahrgenommen und erwogen, was in der großen Thatsache der Eroberung Algiers im Jahre 1830 liegt. Glücklicherweise hat Frankreich darin nicht bloß eine Gebietsvermehrung gesehen; und diese hätte auch in der That nicht der Mühe verlohnt (?), mit der schönen Flotte auszulaufen: nur für andere Dinge und mit mehr Uneigennützigkeit, Größe und hochherziger Menschenliebe tritt es aus seiner gewöhnlichen Lebensordnung und nur die höheren Zwecke der Menschheit sind solcher Opfer werth.

---

## Von den französischen Colonien in Indien.

(2.)

Es ist oft die Rede von den Vortheilen gewesen, die für Frankreich aus einer Colonial-Niederlassung auf den westlichen Küsten von Neuholland oder Austral-Asien resultiren würden. Einige englische Journale haben in demselben Sinne gesprochen, indem sie voraussetzten, daß sich unsere Regierung mit einem solchen Entwurfe beschäftige. Hierin haben sich unsere Nachbaren auf der andern Seite des Kanals sehr getäuscht. Die französische, jetztregierende Dynastie hat zu viel mit dem Innern und ihren auswärtigen diplomatischen Verhältnissen zu thun, um jetzt an Ausdehnung unsers Einflusses über das Meer zu denken. Bis indessen ein solches National-Interesse eintreten kann, ist es mindestens ein Trost für die Freunde des allgemeinen Fortschreitens, zu sehen, welchen schnellen Erfolg in kurzer Zeit die an den Ufern des Schwanenflusses gegründete englische Niederlassung erlangt hat. Welches auch unsere früheren Rechte auf dieses Gebiet seyn mögen, das jetzt die englische Colonie einnimmt, so lohnt es doch nicht der Mühe, eine Territorial-Streitigkeit auf einem Continent zu erheben, der größer als Europa, und wo Platz für Alle ist.

Nach den Ausdrücken diplomatischer Conventionen haben wir das Recht, Niederlassungen auf der westlichen und nördlichen Küste von Austral-Asien zu gründen. Man muß nicht vergessen, daß verschiedene Puncte dieser Ufer die Namen unserer kühnen Seefahrer und unserer Erdsiege tragen. Wir besitzen in den indischen Meeren Bourbon und einige Hafen von Madagascar und auf dem asiatischen Continent fünf Niederlassungen, die, obwohl sehr vernachlässigt und verlassen, eine große commerzielle Wichtigkeit erlangen könnten. Eine französische Colonie auf der Westküste von Austral-Asien würde dazu dienen, diese verschiedenen Comptoire mit einander in Verbindung zu setzen; und zu gleicher Zeit würde sie uns zu dem großen Werke der Colonisation eines neuen Continents mitwirken lassen.

Selbst wenn man die Frage der Entwickelung unsers Handels in dem indischen Meere weniger in Anschlag brächte, so könnte uns diese Niederlassung mindestens, wie England, zum Absatzorte für den Theil der Bevölkerung dienen, der unsere Galeeren und Strafhäuser überfüllt, der dahin durch Noth und schlechter Leidenschaften getrieben wird, wo der Mensch in alle die Laster versinkt, welche eine Erniedrigung ohne Hoffnung der Wiedererhebung erzeugt und von wo aus er verdorbener wegzieht als dahinkommt.

Die von England gemachte Erfahrung ist in diesem Puncte entscheidend. Man weiß, daß die Colonie von Botany-Bay, die auf der östlichen Küste von Austral-Asien liegt, kaum seit vierzig Jahren von den Verurtheilten Großbritanniens bevölkert worden ist. Diese Colonie ist jetzt in dem blühendesten Zustande. Durchschnitten von großen Straßen und Kanälen hat sie bedeutende industrielle Anstalten, Journale, Bibliotheken, Theater; alles, was das materielle Wohlbefinden und die moralischen Fortschritte einer Bevölkerung constituirt; und wenn man bedenkt, daß alles dieses das Resultat der Deportation einiger tausend aus ihrem Lande wegen Unthaten ausgestoßener Unglücklichen ist, hat man da nicht ein Recht, ernstlich zu fragen, ob es nicht vortheilhafter für Frankreich seyn würde, den Ueberfluß seiner Strafanstalten in eine ähnliche Colonie zu senden, als jährlich fünfmalhunderttausend Franken aufzuwenden, um Menschen in Schimpf, ohne Nutzen für die Moral und die Gesellschaft, leben zu lassen, deren Energie eine bessere Richtung nehmen würde, wenn sie nur gegen die Kräfte der Natur anzukämpfen hätten. Diese Aufhäufung von Verbrechern in den Strafanstalten ist zugleich eine schlechte Berechnung und ein Flecken unserer gesellschaftlichen Ordnung. Es ist ein alter Rest der Barbarei des Mittelalters, welchen verschwinden zu machen eine aufgeklärte Regierung alle Mittel ergreifen sollte. Die in Botany-Bay erlangten Resultate machen es Frankreich zur Pflicht, einen Versuch dieser Art zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, bietet die Westküste von Austral-Asien eine höchst günstige Oertlichkeit dar; und diese Niederlassung würde in der Folge der Entwickelung unsers Colonisations-Systems jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung sehr zu statten kommen.

(Der Beschluß folgt.)

---

vornehm den Aberglauben der Türken, verwerfen mit Recht ihren Fatalismus; aber sollten sie nicht ihrerseits so manche Menschensatzung in der katholischen Kirche und ihrem Cultus, ja selbst in protestantischen Secten zu belächeln einiges Recht haben? Anm. d. Red.

*) Wenn sie aber ihre Religion für irrig und unvollkommen hielten, so würden sie sie verlassen; mithin kann hierin der Grund ihrer Toleranz und Mäßigung nicht gesucht, noch das Verdienst derselben dadurch geschmälert werden.
Anm. d. Red.

---

## Bürgers Lenore

(2.)

Wir lesen in einem französischen Blatte folgende Anzeige, die wohl manchem Verehrer des Dichters wie manchem Freunde der Musik interessant und erfreulich seyn kann:

So eben ist erschienen und zu verkaufen bei Romagnesi: **Lenore**, von **Bürger**, übersetzt von Gerard, in Musik gesetzt von **Hippolyte Monpou**. Die düstere und bizarre Farbe, die in diesem originellen Werke herrscht und die keckren Wirkungen der Harmonie, wovon es beseelt ist, lassen uns von dem dramatischen Talent dieses jungen Tonsetzers, der schon durch viele schöne Romanzen bekannt ist, die Hoffnung einer glänzenden Zukunft schöpfen und nöthigen uns den Wunsch ab, ihn bald auf einem seiner Inspirationen würdigen Schauplatze beschäftigt zu sehen.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
# Blätter der Börsen-Halle.

№ 866. Hamburg. Sonnabend, den 9. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.

## Meine Erinnerungen aus Spanien.

### Von dem Capitain Basil Hall.

(N.)

Unter allen europäischen Ländern ist Spanien wahrscheinlich dasjenige, dessen Ansicht uns am befremdesten ist; auch täuscht es wohl am allerwenigsten die Erwartungen des Reisenden, der zum eestenmale dahinkommt. Italien bietet unstreitig mehe Gegenstände von dauerndem Interesse dar und eignet sich besser für ein umständliches Studium; ich will hiee abre nur von den romantischen, geschichtlichen und selbst classischen Associationen sprechen, die unsere Vorliebe für Spanien erregen; Associationen, die nach unsrem Sinn so mannichfaltig, so sonderbar und so merkwürdig gepaart sind, daß sie nicht bloß einer einigermaßen lebhaften Einbildungskraft, sondern selbst solchen Leuten auffallen, auf die nicht kricht etwas Eindruck macht.

Es komme wenig daeauf an, ob wir uns in die entferntesten Zeiten der Geschichte oder in die des Mittelalters versetzen. Der Kampf der Römre, unter Pompejus, mit Sertorius und den Guerillas der damaligen Zeit zeigt uns, wie sehr geeignet die Haldinsel zu der Art von Kriegen war, welche spätrrhin, nach mehreren Jahrhundertrn blutiger Gefechte, mit der Veetreibung der Mauren endigten und dir noch jüngst den Armee'n Napoleons so theuer zu stehen kamen. Der bloße Name drr Mauren ist hinrichend, um die Erinnerungen an die reichen Turbane und die krummen Säbel mit den blitzenden Klingen, an die Militair-Religion des Haldmondes und an die ganz abenteuerliche Tapferkeit dee Jünger Mahomeds zu erwecken. Auch sehen wir Cordova und Grenada mit seinrm Pallaste von Alhambra und tausend andrrn orientalischen Bildern wiedee erstehen, die, wenn auch dem Boden nicht heimisch, doch so lange dort die Herrschaft führten, daß sie dazu beitrugrn, den Bewohnern dieses poetischen Landes einen eigenthümlichen Charakter zu verleihen.

Die fahrende Ritteeschaft, welche auf die Kreuzzüge folgte, wird über die Zeiten, wrlche der Wiedergeburt drr Wissenschaften vorangingen, stets eine Art geheimnißvollen Interesses verbreiten, und dies Interesse wird durch Errvantes köstlichen Roman eher noch gesteigere als vermindert; denn es ist nicht außer Acht zu lassen, daß Cervantes seine Erzählung mit einem solchen Duft von Großmuth, Ehre und ritterlichen Gefühlen versetzt hat, daß man bei deren Lesung unwillkührlich ein Bedaneen empfindet, daß die Sparen dieser Sitten nun fast sämmtlich erloschen sind. Man möchte beinah von Cervantes selbst vermuthrn, daß ihm im Innern seines Herzens die Zeestöeung des poetischen Gebäudes leid gethan habe, dem seine zu furchtbare Satyre den letzten Ruck gegrben. Wie dem auch seyn mögr, so viel ist gewiß, daß ein jrder, der drn Don Quixotte gelesen hat, ob mit Recht oder mit Unrecht, fest der Meynung ist, daß er sich eine klare Kenntniß von Spanien und dessrn Sitten erworben. Da nun in diesem Lande langsamen Vorscheeitens heutzutage noch fast alles eben so ist, wie zur Zeit des Sancho Pansa, so bedarf rs für den neueren Reisenden nur einer geringen Anstrengung seinee Einbildungskraft, um sich in die Zeit zurückzuversetzen, welche sich seinem Gedächtnisse fast eben so scharf eingegraben hat als Ereignisse, bei welchen er eine mithandelnde Person gewesen.

Noch bieten sich uns die Geschichte des Columbus und die Episode seiner Gefahren und der Schätzr einer neuen Welt nebst den kalten Gestalten seiner gekrönten Beschützer, den katholischen Herrschern des sechszehnten Jahrhunderts, Ferdinand und Isabelle, dar. Der Zauber dieser romantischrn Erinnrrungen ist so groß, daß die Wortr Castilien und Arragonien, Mexico und Peru, Cortes und Pizarro uns trotz aller ihrer Gräuel zwingen, diese energischen Charaktrre zu bewundern, mit welchen heutzutage, wie Einige meynen, nichts zu vergleichen wäre. Das ist nun freilich meine Meynung nicht, doch anerkenne ich, daß dirse Thaten des alten Spaniens in allen Winkeln der Halbinsel Spuren hinterlassen haben; rben so, daß die maurische Occupation sich bis in der Farbe der jetzigen Spanier verräth und ihrer reichen Sprache einen eigenthümlichen Accent der Energie und Poesie verliehen hat.

Die Inquisition und das ganzr Gerüst des spanischen Katholicismus hat, was auch die Philosophie dazu sagen möge, ebenfalls zu diesrr pittoresken Physiognomie beigetragen. Wir dürfen auch die Abenteuer des närrischen Kerls von Gil Blas, des bewunderuswürdigen düezerlichen Gegenstückes zum heroischrn Don Quixotte nicht vergessen. Trotz des prosaischen Grundstoffes des Gegrnstandes, trotz gewisser ganz französischer Einzelnheiten in „dem Leben meines Onkels Perez," giebt es doch so vielr ausschließlich spanische Zügr darin, daß unser Bild von den Volkssitten ohne Le Sage's Meisterwerk unvollständig seyn würde.

Kurz, alles was wir von Spanien wissen, nimmt lebhaft unserr Einbildungskraft und unsere Sympathieen der Jugend in Anspruch. Daher kam es denn auch, daß wir, als dir Politik im Jahr 1808 die Engländer dahin berief, einen, unseen Verbündeten allergünstigsten, Enthusiasmus und gute Meynung mitbrachten. Es gab nicht eine rdle Eigenschaft, die wir drn Spaniern nicht willig zugetraut hätten, und so statteten wir sie denn freigedig mit allen Tugenden des Patriotismus — den Muth und die militaeische Disciplin, die Hingebung für dir allgrmeine Sache, und vor allrm die Verläugnung aller Eifersucht auf diejenigen, die gekommen waren, ihnen zur Bekämpfung eines riesigen Feindes behülflich zu seyn, mit einbegriffen — aus.

Es gehörte deshalb schon einige Zeit dazu, rhe wir von diesen schönen Träumeeeien zurück und auf unsere Kosten zu der Erkenntniß kamen, daß die Spanier, wenn sie auch die umgänglichsten Leute sind, und ihee Geschichte die romantischeste der neueren Zeiten ist, doch in alle dem, was außee dem bloßen Muthe noch Thätigkeit und Pünctlichkeit erheischt, Eigenschaftrn, die bei jeder Kriegsweise wesentlich, aber dann noch



Digitized by Google

nothwendiger sind, wenn es sich darum handelt, verbündete Truppen gemeinschaftlich marschiren zu lassen, die nichtsnutzigsten Soldaten von der Welt sind.

Leider hatten wir an dies alles kaum gedacht, als wir am 8. November 1808, am Bord des Endymion, auf der Rhede von Corunna vor Anker gingen. Sobald die Umstände es gestatteten und die Truppen ausgeschifft worden waren, ließ ich und noch ein anderer Offizier uns mit Erlaubniß des Commandanten, ohne daß wir einen bestimmten Zweck dabei im Auge hatten, unsern der Stadt ans Land setzen. Das Erste, was uns als merkwürdig auffiel, war, daß zwei kleine Bauern „eben so pfiffen, wie man in England pfeift," wie ich dieses in meinem Notizenbuche angemerkt finde. Es war dieses freilich das erste Mal, wo ich einen Boden betrat, wo weder die Sitten noch die Sprache englisch waren. Ich hatte wohl damals, als ich noch See-Cadett war, Westindien gesehen; wenn aber die Landschaften dort auch anders sind, als die meines Vaterlandes, so radebrecht doch der roheste Neger mindestens einige Worte Englisch.

Ich hatte einen Hammer mitgenommen, um eine oder ein paar Proben von dem Granit des Ufers abzuschlagen, die ich einem Freunde bestimmte, der sich mit Geologie beschäftigte; und wenn ich meinerseits darüber verwundert war, die beiden kleinen Bauerbursche pfeifen zu hören, so wunderten sie sich nicht minder, einen Offizier mit dreieckigtem Hute und den Degen an der Seite, Steine abschlagen zu sehen. Mit Hülfe der Grammaire und des Dictionnaire hatte ich einige Fragen auf Spanisch einstudirt. „Was ist der Bonaparte für ein Mensch; was hält Du von ihm?" fragte ich einen dieser Bauerbursche.

— Que tal?... Was ich von ihm halte? rief der junge Gallicier aus, indem er zuvörderst durch ein Wortspiel antwortete, als: No es Buenaparte, sino Malaparte. Es ist ein Erzspitzbube, und hätte ich ihn hier, da solltet Ihr sehen, wie ich ihn zerschmetterte würde. — Bei diesen Worten nahm er mir den Hammer aus der Hand und führte ihn so ungestüm gegen seine eigene Brust, daß ich glaubte, er wolle sich die Rippen einschlagen, um mir seinen Enthusiasmus verständlicher zu machen.

Nun schlugen wir eine andere Saite an, und riefen: Viva Fernando Septimo!

— Ha! ja wohl, viva! viva! — antworteten beide Gallicier, und setzten hinzu: — möge auch Georg III. noch ein tausend Jahre leben! —

Diese leeren Demonstrationen waren es hauptsächlich, aus welchen die feurigen Gemüther sich damals eine Art von Enthusiasmus schufen, und wir schieden von den beiden Galliciern mit all dem Eifer der alten Helden der fahrenden Ritterschaft, überzeugt, daß wir gekommen seyen, ein hochherziges Volk vom fremden Joche zu befreien, einen Tyrannen von seinem Throne zu stürzen, und die Wunder der Tapferkeit zu verrichten, die, außer für die Dichter, doch gar nichts bedeuten.

Auf dem Wege, der zu den Anhöhen von Santa-Cruz, welche die Stadt Corunna beherrschen, führt, wurden wir von jedem Bauer, der uns begegnete, gegrüßt und uns ein guter Tag gewünscht. Dieser Brauch ist, wie ich glaube, allgemein auf der Halbinsel; wir maßen ihn aber der augenblicklichen Stimmung bei, und waren ganz stolz darauf. In die Nähe eines Dorfes gekommen, sahen wir ein mit Gästen angefülltes Wirthshaus, in welches wir in der Idee eintraten, daß dies eine passliche Gelegenheit sey, die Sitten zu studiren. Alle zogen die Hüte ab, als sie unserer ansichtig wurden, und standen auf, der Wirth aber trat uns mit einem Glase seines besten Weins entgegen. Ganz wie billig ließen wir Ferdinand VII. hoch leben, was außerordentlich anzusprechen schien, denn ein jeder drängte sich herbei, uns die Hand zu reichen, als wir weiter gehen wollten.

Auf einer kleinen Rasen-Terasse vor dem Wirthshause hatten sich mehrere Frauenzimmer versammelt, die auf die Kunde, daß englische Offiziere in der Pulperia (so nennt man die Schenken) anwesend seyen, aus einem Gefühl der Neugierde herbeigeeilt waren. In der Unwissenheit, daß es wider die Landessitte verstoße, daß die Herren den Damen die Hände schütteltem, reichte ich die meinige unbefangen einem sehr niedlichen Mädchen hin, das an der Thür stand. Es war eine große Brünette, mit schwarzen Augen, deren Teint die heiße Sonne Spaniens ein wenig gebräunt hatte, was aber in unsern Augen, da wir auf alles Charakteristische begierig waren, dem Bilde gar keinen Abbruch that. Das spanische Fräulein schrak vor dieser ungewohnten Freiheit zurück und verbarg sich schaamhaft hinter der Gruppe ihrer Gefährtinnen. Ich konnte nicht weniger thun, als ihr einige Complimente über ihre Schüchternheit zu sagen, und tischte zugleich zwei oder drei der wohlklingendsten und pompösesten Phrasen auf, die ich denselben Morgen in der spanischen Grammaire auswendig gelernt hatte.

Da diese blumenreichen Ausdrücke und die Gelegenheit, bei welcher ich sie anwendete, nicht zum besten mit einander stimmten, auch meine Aussprache noch den Neuling bekundete, so brachen alle Anwesende, die Männer wie die Frauenzimmer, in ein humoristisches Gelächter aus. Dies veranlaßte nun den alten Wirth, der wohl fürchten mochte, daß wir dies Lachen übel aufnähmen, aus seiner Pulperia herauszutreten. Er ergriff die schüchterne Schöne beim Arm, führte sie uns freundlich zu und sagte zu ihr mit der angeborenen und angesuchten Artigkeit, welche den Spanier nie verläßt, sie solle und müsse den Fremden die Hand geben. Obwohl erröthend, und sich das Ansehen gebend, als thue sie es nicht gern, fügte die Brünette sich doch mit ziemlichem Anstande diesem Geheiß. Die Scene würde sich ganz vortrefflich geendigt haben, wenn die Fremden nur halb so viel Tact gehabt hätten als die Eingeborenen; aber leider stammten wir aus einem minder auf Artigkeit haltenden Lande her und waren, in der Meynung, ein Wirth sey Wirth, gleichviel wo, so indiscret, unserm verehrungswürdigen Freunde seinen Wein bezahlen zu wollen. Empört darüber, daß wir von dem poetischen Gefühl der Umstände keinen Begriff hatten, schob er uns unser Geld zurück und grüßte uns nun mit all der Würde eines spanischen Granden von der ersten Classe.

Abends besuchten wir die Oper zu Corunna. Der Saal war nicht so groß, als das Haymarket-Theater zu London oder das der Variétés zu Paris, auch schlecht erleuchtet, oder vielmehr ganz düster. Das Parterre war in numerirte oder verschlossene Sitzplätze abgetheilt, zu welchen man nur dann gelangen konnte, wenn man die bereits erlegte, übrigens sehr mäßige Entrée, noch einmal bezahlte. Das Haus hatte drei Logen-Reihen, und über diesen eine Gallerie, die ausschließlich von Frauenzimmern eingenommen war; vor jedem Ausgange hielt ein wilder Cerberus mit aufgepflanztem Bayonnette Wache, um das Beisammenseyn beider Geschlechter zu verhüthen.

Das erste Stück, welches gegeben wurde, war eine der alten biblischen Vorstellungen, die Mysterien oder Moralitäten genannt werden. Man sah darin den Nebucadnezar erst in seiner Herrlichkeit, wo seine Größe bis in den Himmel reichte, dann in seinem Elende und seiner Erniedrigung, wie er gleich einem Ochsen auf dem Felde graste, mit einem Haarwachse, der Adlerfedern ähnlich sah, und statt der Nägel mit Klauen wie ein Raubvogel. Alle die Wechselfälle der Geschichte dieses schlechtberathenen Monarchen lieferten eine Menge Ansichtsveränderungen, die dann stark beklatscht wurden. Die eine dieser dramatischen Episoden veranlaßte eine Lustigkeit, die nicht eben ehrerbietig für heilige Dinge war. Statt drei erwachsene Männer, den Schadrac und dessen Gefährten, in den glühenden Ofen zu werfen, hatte man sich die Freiheit genommen,

Digitized by Google

diesen drei Kinder unterzuschieben, was dann aber zur großen Belustigung des Publikums und zum Schrecken des Directors der Scene an diesem Abende folgenden Auftritt herbeiführte.

Die Kinder zeigten sich, gleich nachdem sie in die Flammen geworfen worden waren, in Engelsgestalt oben in den Wolken. Da es aber unpassend oder gefährlich gewesen wäre, wenn man sie ohne alle mechanische Vorrichtung hätte wollen fliegen lassen, so hatte man im Hintergrunde des Theaters einen langen Balken mit drei querelaufenden hölzernen Armen aufgepflanzt, an deren äußersten Enden die kleinen Engel festgebunden waren; dieser Apparat drehte sich dann, in Bewegung gesetzt, um sich selbst herum, mitten in einer ziemlich compacten Wolkenmasse. Eine Zeitlang ging alles aufs Beste und es war eine Lust, die Kinder auf das verabredete Zeichen lächeln und die Flügel schwingen zu sehen. Plötzlich ward aber einem der kleinen Popanze über die Höhe, zu welcher er sich hinaufgezogen sah, bange, und er stieß einen von der Sphärenmusik so verschiedenen Schrei des Schreckens aus, daß wir hinterher ganz deutlich den Auspuzer hörten, welchen der Souffleur dem verklärten Angstpatron zukommen ließ. Die Taue, welche ihn in den oberen Regionen halten sollten, mochten wohl zu straff angezogen seyn, denn nach einer der Pausen, während welcher ein Kind, das physisch leidet, neue Kräfte sammelt, um dann desto lauter loszubrechen, stieß dieser junge Insasse des neunten Himmels ein Angstgeschrei und Geheul aus, wie man es nur je von einem Buben in der Schule oder unter den Händen einer Wärterin gehört hat. Zugleich setzte er alle seine Bewegungen mit seinem Geschrei in Einklang und schlug mit den Armen und den Beinen so kräftig um sich, daß das ganze Gebäude des Maschinisten in Gefahr zu seyn schien. Der arme Director, den am Ende die Geduld verließ, stürmte nun persönlich auf das Theater und kanzelte seinen rebellischen Engel herunter, bis das allgemeine Gelächter seine Stimme überdröhnte.... Der Vorhang fiel mitten unter allgemeinem Beifallklatschen.

Auch das zweite Stück war ein Drama aus der heiligen Schrift, betitelt: „Daniel in der Löwengrube," und erregte zu unserem großen Erstaunen eine fast eben so große Lustigkeit als die Angst des Engels in der Klemme. Die nationalen Zuschauer schienen freilich auf diese Art Belustigung vorbereitet zu seyn; und obgleich die Fremden an diesen gottlosen Späßen mehr Anstoß nahmen als sie, überstieg es doch die Kraft der Muskeln eines jeden menschlichen Gesichts, bei einer solchen Vorstellung ernst zu bleiben.

Löwen waren in Menge vorhanden, und man würde sich kaum etwas Groteskeres, als diese edlen Thiere hier erschienen, denken können; sie stürzten mitten durch eine Gruppe Priester, Cardinäle, Nonnen, Soldaten und andere Personen, die, ich weiß nicht warum noch wozu, mit Daniel, der mit dem geschichtlichen und chronologischen, geheiligten oder profanen Barte versehen war, nach der Löwengrube gebracht wurden, auf das Theater. Mitten in diese sonderbare Gesellschaft sah man an Stricken, so dick wie ein Ankertau, einen stämmigten und pausbackigten Engel herniedersteigen. Nachdem er, Daniel zu seiner Haltung und zu seinem Muthe Glück wünschend, seine Mission ausgerichtet hatte, flog dieser Himmelsbote zwischen zwei pappenen Wolken und unter dem Dröhnen eines kupfernen Donners wieder aufwärts.

In dem Augenblicke, wo der Engel wieder zum Himmel hinaufgezogen wurde, warfen sich alle Mönche, Jungfrauen und sonstigen Gefährten Daniels, unter der Anstimmung einer Orchester-Musik auf die Kniee, die so schön und in einem so reinen Geschmack ausgeführt wurde, daß wir darüber die Albernheit der übrigen Vorstellung vergaßen. Aber die Löwen, die da wußten, was sie bei den Zuschauern galten, und die nicht so übersehen seyn wollten, kamen nun vorn auf die Bühne und schlugen hier den Tact zur Musik. Obgleich dieses schon komisch genug war, war es doch noch gar nichts gegen das, was noch folgte;... sie richteten sich nämlich einer nach dem andern auf den Hinterbeinen empor und streckten nun mit der andächtigsten Miene von der Welt die vorderen Tatzen wie zum Gebete nach dem rettenden Engel aus. Ein so burlesker Anblick brachte einen Augenblick das Auditorium aus der Fassung, so daß es nicht wußte, ob es pfeifen oder Beifall klatschen sollte; aber das Lachen behielt die Oberhand und ward so ansteckend, daß es selbst die Acteurs, die Löwen nicht ausgenommen, ergriff, ja Daniel lachte so gewaltig, daß er sich beide Seiten halten mußte. Daß wir Ketzer uns nicht geniren, läßt sich schon denken.

„Susanne und die Alten" folgte dem Drama des Daniels; auch dieses war wieder eine förmliche Parodie der Bibel, die unsere protestantischen Geistlichen ganz wild gemacht haben würde. Wir wußten nicht, wie wir diese antireligiösen Profanationen mit dem Gedanken, daß wir uns in Spanien befänden, in dem sehr katholischen Königreiche, wo eine fast digotte Frömmigkeit herrscht und wo die Kirche in so hohem Ansehen steht, reimen sollten.

Einen andern Abend wohnten wir der Vorstellung eines herrlichen Ballets bei, wo wir zum erstenmale den so hinreißenden Bolero ausführen sahen, ein Tanz, der, wenn er nicht von den Mauren eingeführt worden, doch sicher so maurisch und von jedem andern europäischen Tanz so verschieden ist, als man es sich nur denken kann. In dem Zusammenschlagen der Castagnetten liegt eine zugleich so wilde und doch so regelmäßige Cadenz, daß es nur die Erfindung einer Ur-Gesellschaft seyn kann. Die Begleitung der Saiten- und der Blas-Instrumente ist erst späterhin dieser Musik, welche ursprünglich nur den Tact bezeichnen sollte, beigegeben worden. Wie dem nun auch seyn möge, der Bolero ist, wie er in Spanien ausgeführt wird, jetzt etwas Köstliches. Ich kenne keinen Tanz, der zugleich das Auge und das Ohr in einem solchen Grade erfreuete.

---

## Die Cocos-Inseln.

(N.)

An die Geschichte und an die Beschreibungen der Inseln des Südmeeres knüpft sich ein, ich weiß nicht welches, lebhaftes Interesse. Man findet ein Vergnügen daran, diese glücklichen, in der Unermeßlichkeit des Weltmeeres zerstreuten, friedlichen Stätten zu durchstreifen; man sucht dort gern von dem Getümmel des alten Europas in der Beschauung eines schlichten Ur-Lebens aus.

Selbst die Seefahrer scheinen in ihrem Verkehr mit den Völkern des Weltmeeres den Einfluß einer unwiderstehlichen Sympathie erfahren zu haben. Gewohnt, auf diesen lächelnden Inseln das Ziel grausamer Entbehrungen und langer Strapazen zu finden, haben sie sich gegen dieselben eines Gefühls der Dankbarkeit nicht erwehren können.

Auf den Inseln des Südmeeres gebietet und fesselt alles, selbst die Bildung und das Daseyn dieser Inseln, die Aufmerksamkeit des Beobachters. Man weiß, daß sie Korallen-Massen als Unterlagen haben. Die Riffe, von welchen sie umgeben sind, bilden ungeheure jähe Mauern, von deren Gipfel das Auge tausend Klafter tief in ein immer durchsichtiges Meer hinabschaut.

Um sich einen genauen Begriff von der Art und Weise, wie die Natur sie hervorgebracht hat, zu machen, braucht man nur zu wissen, wie die Korallen sich erzeugt. Diese Substanz ist das Resultat der



Digitized by Google

Agglameeation der Zellen, welche sich eine Gattung Polypen baut. Diese Thierchen stapeln ihre Wohnungen stets perpendiculaie übee einander auf, bis sie mit dem Meere an niveau sind. Die Höhlungen dieser Zellen werden nun, indem sie den Saamen, welche die Fluthen des Meeres mit sich führen, aufnehmen und besrachten, auf einem starren Blocke das Princip der Vegetation.

Welch ein Feld der Resterionen eröffnet sich vor diesem langsamen aber unfehlbaren Gange! Die schönen Waldungen dort sind über dem Grabe eines unsichtbaren Insects erstanden! Täglich tauchen aus dem Schoaße groser Meeee neue Gräber auf, und andere, bald von den Fluthen verdeckt, sind an tausend Orten ein Schrecken der Seefaheenden. Wird nicht einst die Zeit kammen, wo alle diese Fragmente, mit einander verbunden, einen ungeheueeen Continent bilden und die Gewässer, welche sie van eioander scheiden, zwiogen werden, sich in anderen Climateo ein Bett zu hölen? Es werden allerdings Jahrhunderte erforderlich seyn, um diese groe Revolution zu Stande zu briogen; aber was sind Jahrhunderte für die Natue!

Einige arme Indianer, die in einem gebeechlichen Fahrzeuge von einem der beiden Continente abgegangen waren, welche der atlantische Ocean bespült, haben, vom Sturm auf eine seiner Inseln geworfen, unstreitig die ersten Elemente zu seiner Bevölkeruog abgegeben. Diese Bevölkeeung ist nicht zahlreich uod nue spärlich vertheilt, so daß allem Anscheine nach ihr Urspeung nicht sehr alt ist. Die Unzulänglichkeit ihree Schiffahetsmittel hat die Auswandeeung von einem Puncte zum andern langsam und schwierig machen müssen; auch findet man in dieser Hemisphäee noch täglich Inseln auf, die nie von Menschen betreten worden und welche doch an allem Ueberfluß haben, was zum Leben gehört.

Es läßt sich nichts Malerischees und Lächelnderes denken, als diese Winkel der unbewohnten Erde. Es herrscht dort die gröte Fruchtbarkeit, das Elima ist gesund, gemäßigt und sich immer gleich; auch athmet man dort Gesundheit und Leben. So viele Vortheile haben unternehmende Leuee angelockt; es haben sich auf verschiedemen Puncten kleine Colonieen gebildet, die allem Anscheine nach gut gedeihen werden.

Wir wollen hiee eine kurzgefaßte Beschreibung von einee der zahlreichen Inselgruppen geben, welche den meisten Seefahrern wohl noch undekannt seyn dürfte.

Dee Cocos-Aechipel, so ist er von seinen ersten Entdeckern benannt worden, liegt im zwölften Grade südlicher Breite und im siebenundneunzigsten Grade östlicher Länge. Es ist eine Gruppe van etwa dreißig Inseln, meistens von oblanger Form und ein Bassin von etwa zehn Meilen Durchmessee einschließend. Es führt von der einen zue andeen eine Aet natürlicher Kunststeaße, die zur Zeit der Ebbe sichtbar wird. Diese Veebindungsstraße hat nur zwei Einschoitte, von welchen der eine den Eingang des Hafens bildet. Die Schiffe haben Mühe, diesen zu passiren, weil ee nur schmal und schwierig ist; wenn sie abee eest das Bassin eereicht haben, so sind sie gegen die stäekten Stüeme gesichert.

Diese Inseln gewähteen von dem inneren Hafen aus eine gae liebliche Ansicht. Der Steand, auf welchem der Wellenschlag des Meeres spielt, ist aus blendend weißem Sande gebildet, mit peachtvollen Muscheln bedeckt und durch das dunkle Grün der Waldung nue noch mehe hervorgehoben. Dicht zusammengedrängte Cocosnußbäume steecken ihee zieelichen Palmen über das immee klaee Wasser der Bucht hinaus. Gleich wie zum Conteast mit dem Frieden, welcher an dieser reizenden Stätte herrscht, läßt sich das Beausen des Oceans höeen, dessen ohnmächtige Wuth sich unaufhörlich an den Klippen bricht.

Die gemeinschaftliche Höhe der Geuppe über der Meeresfläche beträgt zwischen funfzehn bis zwanzig Fuß. Gegen den Mittelpunct einiger Inseln erheben sich mehrere kegelförmige Berge von einer ziemlich bedeutenden Höhe, und ihee anmuthigen, ganz mit Grün bekleideten Umeisse erhöhen noch den Reichthum und die Schönheit der Landschaft.

Die Cocos-Inseln haben ihren Namen von der Menge dieser Frucht, welche dort wächst. Sie sind über ihree ganzen Fläche mit Cocosnußbäumen bedeckt. Diese Bäume bilden hier ein undurchdringlichtes Dickicht. Der Boden liegt voll von ihren abgefallenen Früchten. Man kann sich deren Menge denken, wenn man eewägt, daß ein einziger Baum zur Zeit hundertundzwanzig Nüsse trägt.

Wenn man untee die dichte Wölbung dieser jungfräulichen Wäldee tritt, so wird die innere Aufregung noch durch ein unverhofftes Schauspiel gesteigert. Sie dienen den Seevögeln zu Ruheplätzen, und es horsten ihree des Abends Tausende auf den Zweigen der Bäume. Die Gegenwart des Menschen verscheucht sie nicht, und sie lassen sich diesen so nahe kommen, daß es ihnen oft zum Verderben gereicht. Es zeichnet sich eine sehe schöne Art darunter aus, welche etwas größer als eine Schwalbe ist, einen schwaezen Kopf, eothen Schnabel und blendend weiße Flügel hat. Dieser Vogel lege seine Eice in die Höhlung eines Cocosnußblattes und brütet sie in dieser precairen Lage aus, ohne sich durch das Schwanken des vom Winde bewegten Blattes irre machen zu lassen. Unter diesee gesammten beflügelten Bevölkerung giebt es nue drei Arten Vögel, die nicht zu der palmfüßigten Familie gehören.

Auf dem Cocos-Archipelagus giebt es keine Schlangen, noch sonstige Neptilien, dagegen sieht man dort eine Menge Krabben von köstlichem Geschmacke und eine große Gattung Krebse, die eine merkwürdige Lebensweise haben. Die Bewegungen dieser Krebsart sind langsamer, als die der Krabben. Weon ein solchee Krebs sich bedroht sieht, so richtet er sich auf seinem Schwanze in die Höhe, und folgt, seine ungeheuren Scheeren öffnend, den Bewegungen seines Gegners so geschickt, daß er ihm stets in Schlachtordnung gegenübersteht. Unter dem Schwanze hat er in ziemlichee Menge eine ölige Subsianz, die in der Küche zu gebeauchen ist.

Das Pflanzeoeeich auf diesen Inseln ist nicht sehr mannichfaltig. Die Cocosnußbäume scheinen allen Nährstoff des Bodens an sich zu ziehen. Hie und dort trifft man auch wohl einen Baum anderer Art an, jedoch in nur geringee Zahl und verkrüppelt.

Dieser Archipelagus hat noch einen Vortheil, den die Natur den meisten Inseln des Südmeeres versagt hat; den nämlich, daß man überall, fast dicht unter der Oberfläche, süßes Wasser findet. Schweine und Geflügel gedeihen und mehren sich dort in einee erstaunlichen Weise und ohne daß man sich um ihee Fütteeung zu bekümmern braucht. Sie finden ihren Unteehalt im Ueberfluß am Fuße der Cocosnußbäume. Alle diese Thiee werden schnell sett und sind äußerst schmackhaft. Man hat auch schon an mehreren Orten Waizen und andeees Getraide ausgesät, wo aber bis jetzt nichts nach gekommen ist.

Dee Baden dieses Archipelagus ist sehr uneben, indem überall Korallenspitzen hervorragen. Diese Substanz wächst in dem ganzen Umfange des Bassins mehr und mehr nach, und man sieht sie von allen Seiten aufschießen und ihre Aeste ausbreiten, während man mit bloßem Auge in einer groen Tiefe ihre van Seepflanzen jeder Art umschlossene Basis erblickt.

Am häufigsten untee diesen Pflanzen ist diejenige, welche die Engländer Schildkrötengras nennen; auch ziehen die Schildkröten, welche sehe begierig darnach sind, in zahllosen Schaaren nach dee Bucht. Drei, bloß mit Knüppeln bewaffnete, Männee können, von einem kleinen Flosse aus, ihrer dann eine Menge fangen. Bei dieser Jagd muß man sich dadurch nicht abschreecken lassen, daß die Schildkröte, ihree Schwerfälligkeit ungeachtet, Anfangs äußeest schnell schwimmt; denn sie ist bald eeschöpft, und nach wenigen Minuten hat man sie erreicht.

Digitized by Google

Andeeer Amphibien wird man auf dieſen Küſten nicht anſichtig, aber es giebt dort Fiſche jeder Art in Menge und die Schiffe, welche dort anlegen, pöckeln deren immer in Maſſe ein.

Vor drei Jahren waren die in Rede ſtehenden Inſeln nur noch eine köſtliche Einöde, dann ließ ſich aber ein Herr Hare, der in einem ihm zugehöreigen Schiffe, nebſt einer zahlreichen Begleitung von Malayen beiderlei Geſchlechts von Borneo herübergekommen war, dort nieder. Er hatte Lebensmittel und andere Vorräthe jeder Art mit ſich gebracht.

Dieſe neuen Ankömmlinge ſiedelten ſich auf drei Inſeln an und bauceten ſich Anfangs gewöhnliche Hütten, die aber ſeitdem ſchon ſtattlichen Wohnungen haben weichen müſſen. Zu der Zeit, wo der Verfaſſer dieſes Artikels jene neu entſtandene Colonie beſuchte, genoſſen deren friedliche Einwohner ſchon alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eines ländlichen Lebens. Ein jeder von ihnen beſaß im Kleinen alles das, was zur Bearbeitung einer wohleingerichteten Meierey gehört; er hatte ein Wohnhaus, Scheunen, Hühnerhof, Taubenſchlag ꝛc. ꝛc. Niemand iſt in der Betreibung ſeiner Induſtrie beengt, und der Boden gehört dem, der ſich ihn aneignet.

Seit ihrer Ankunft haben ſie ein Erdbeben erlebt, welches jedoch weder heftig noch von langer Dauer geweſen iſt. Ihr Geflügel und die unermeßliche Menge von Cocosnüſſen, die ihnen keine andere Mühe machen als die des Einſammelns, können ihnen als Mittel des Tauſches und des Verkehes mit europäiſchen Schiffen dienen; ob zu ihrem Glücke, das iſt eine zweite Frage.

---

## Machiavel, ſein Genie und ſeine Irrthümer.

Von

A. F. Artaud,

rhemaligem Chargé d'Affaiees zu Florenz, Wien und Rom ꝛc.

Zwei Bände in 8. mit Bildniß und fac simile.

(2.)

### Erſter Artikel.

„Die Menſchen müſſen entweder gezähmt oder vernichtet werden. Sie rächen ſich für leichte Beleidigungen; für ſchwere können ſie ſich nicht rächen. Die Beleidigung, die man ihnen anthut, muß eine ſolche ſeyn, daß man ihre Rache nicht mehr zu fürchten hat.“

„Wenn die Staaten, die man acquirirt, gewohnt ſind, in Freiheit zu leben unter ihren eigenen Geſetzen, ſo giebt es dreierlei Art und Weiſe, ſie zu behaupten: die erſte iſt, ſie zu Grunde zu richten ꝛc.“

„Es iſt beſſee für einen Fürſten, gefürchtet als geliebt zu werden. Die Menſchen lieben zu ihrem Nutzen und fürchten zum Nutzen des Fürſten.“

Mag das Werk, worin man dieſe politiſchen Maximen und manche andere von gleichem Schlage lieſt, der Fürſt, wie man es bisher genannt hat, oder Tractat über Fürſtenherrſchaft heißen, den der Verfaſſee dieſer trefflichen Analyſe Machiavels vorzieht, ſo bleibt es doch immer wahr, daß man ſich leicht den übeln Ruf eines Buchrs erklären kann, das den Regierungen ſolche Rathſchläge giebt. Rovinare, spegnere, ammazzare — das iſt bald geſagt; aber man muß ſich nicht verwundern, wenn der Mann von Genie, der ſo leicht dieſe ſchrecklichen Werkzeuge dee Gewalt zur Verfügung der Füeſten geſtellt nud der ſich ſo energiſch und unerbittlich gegen die Völler gezeigt, nicht immer Gnade vor der Nachwelt gefunden hat.

„Machiavel,“ ſagt Herr Artaud, „unterliegt ſeit mehr als drei Jahrhunderten einem großen Proceſſe, der noch nicht abgeurtheilt iſt. Ich habe geglaubt, daß es nützlich ſeyn könne, dem europäiſchen Publiko alle Actenſtücke dieſes Proceſſes vor Augen zu legen, und ſie mit den Details und Discuſſionen zu begleiten, welche der Gegenſtand erfordeete. Das iſt der Zweck dieſes Werkes.“

Der Plan des Verfaſſers beſteht darin, Jahr für Jahr, in einer genauen und im Allgemeinen unparteiiſchen Analyſe das ganze Leben und alle Werke des Secretairs des Rathes der Zehn zu Florenz zu neefolgen. Wenn ich, nach ſo vielen altrn Controverſen, noch unterſuchen wollte, was man jetzt von dem berüchtigteſten ſeiner Werke denken muß, ein Studium, das jedem Urtheil über den Menſchen ſelbſt vorausgehen muß, ſo würde ich keinen andern Führer ſuchen: eine geheime Neigung zue Apologie hat den geleheten Berichterſtatter weder die Thatſachrn noch die Texte verändern laſſen; ee hat Alles geſagt, das Böſe wie das Gute; und der ſchönſte Anſpruch auf das öffentliche Verteauen, den, nach meiner Meynung, dieſe neuen Unterſuchungen haben, iſt, daß man nicht nöthig hat, zu einem andern Zeugniß ſeine Zuflucht zu nehmen, um endlich zu wiſſen, was an dem großen politiſchen Werke des ſechszehnten Jahrhunderts iſt. Iſt es damit Ernſt oder Ironie? Iſt das Buch eine wahrhafte Lehre für Tyrannen oder ein warnender Wink für die Völker? und, wie Rouſſeau mit einigen andern geſagt, das Buch der Republikaner? *) Wo muß man die Löſung dieſes Problems, den wahren Sinn dieſes räthſelhaften Buches ſuchen? In dem Leben deſſen ſelbſt, der es gemacht. Das iſt einer der Fundamental-Gedanken des neuen Kritikers: auch ich halte ihn für eben ſo gerecht und wahr als einfach und natürlich.

Machiavel, arm geboren, arbeitete ſein ganzes Leben darauf hin, reich zu werden. Als der Schutz und die Empfehlung eines Freundes ihm mehrere anfänglich ſubalterne, dann wichtigere und einflußreichere Legationen zugewendet, ſieht man ihn einen Theil ſeiner Depeſchen dazu anwenden, Geld zu foedern und zu erlangen. Dieſe ganze Coreeſpondenz, deren Manuſcript im Pallaſt Pitti ſich befindet, wirft viel Licht auf ſeinen Charakter. Bei Ludwig XII. im Jahre 1500 erhält er von Florenz nicht mehr als drei Livres täglich (Diäten); nach unendlichen Solliciſtationen erlangt er endlich das Doppelte. Er beklagt ſich fortdauernd ohne Geld, d. h. ohne Credit zu ſeyn. Dennoch war es ihm gelungen, die Signoria zu rechtfertigen oder doch zu entſchuldigen, daß ſie die Schweizer des Königs von Frankreich, die in Garniſon zu Piſa lagen, nicht bezahlt hatte; er ſelbſt wiederholt immerwährend, daß man ihn ohne einen Sous (senza un soldo) laſſe. Endlich damit der Contraſt und das Lächerliche vollſtändig werde, ſo ſind alle Klagen des armen Unterhändlees von ſechs Franken an die magnificenten gnädigen Heeren gerichtet. Das hieß auf eine traurige Weiſe debutiren.

Es ſcheint außerdem, daß die diplomatiſchen Agenten damals keine glänzende Rolle am franzöſiſchen Hofe ſpielten; ſelbſt die Geſandten des Kaiſers waren ſehe ſchlecht bezahlt; dee von Maximilian ſchreibt an die Prinzeſſin Margaeethe, sa très redoutée dame, „daß er ſeine Seele hundertmal dem Teufel verſchreibe, wenn er daean denke, daß er jährlich ſo oft gezwungen ſey, Nahrung und Kleider zu erbetteln. Und bei Gott, Madame,“ fügt er hinzu, „das iſt ein ſchlechtes Beiſpiel für die Diener Ihres Hauſes!“

---

*) Factiſch gewiß, wenn auch nicht abſichtlich; denn wer die Maximen Machiavels ausüben will, muß ſich vor Allem hüthen, ſie laut zu proclamiren, wodurch ſie ſofort ihre Kraft verlieren und den Widerſtand reizen; Heuchelei, den Schein des Gegentheils annehmen iſt ihr wirkſamſter Hebel.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Allmählig erhebt und bereichert sich der Secretair der Signoria durch seine Ausdauer, seine Thätigkeit und die Hülfe seiner Freunde; aber plötzlich stürzen ihn der Fall des Gonfaloniere Soderini und die Revolution von 1512 tiefer als er je gewesen. Es ist vorzüglich interessant, sein politisches Betragen in der Epoche dieser Katastrophe zu studiern. Sein halbes Leben im Dienste einer den Medicis feindseligen Regierung, wendet er die andere Hälfte an, sie anzuflehen, sie zu bestürmen, ihnen zu dienen. Seine ersten Herren bezahlten ihn nicht; die Medicis, deren Aufträge und Geld er durchaus erlangen wollte, hatten damit angefangen, ihn zu proscribiren, einzukerkern, ihn auf die Tortur zu legen; diese Tortur nennt er la Fune; man hatte ihn wahrscheinlich gewippt. Aus seinem Gefängniß entlassen, von seinen Schmerzen hergestellt, ist er bald seiner bescheidenen Einsamkeit von San-Casciano müde, wo er seine Zeit mit Mülleen, Holzhauern und Gastwirthen zubrachte, sich, wie er sich ausdrückt, von Fortuna unter die Füße treten lassend, um zu sehen, ob sie sich endlich nicht schämen werde. Er hat das Unrecht, selbst darüber zu erröthen; und, das Auge auf die neuen Herren geheftet, welche sich zu geben er nicht erwarten kann, versucht er ihre Gunst damit zu erkaufen, daß er *den Fürsten* schreibt.

Sein Gedanke liegt jetzt offenkundig vor uns in einem seiner Briefe an Vettori, seinen Vertrauten, der erst 1810 bekannt worden ist: „Ich untersuche die verschiedenen Arten von Fürstenherrschaft, wie man sie erwirbt, wie man sie behauptet, wie man sie verliert. — Diese Tyrannei muß einem Fürsten gefallen, besonders einem neuen: ich richte sie an Se. Magnificenz, Julio de Medicis. Ich wünschte sehr, daß diese Herren von Medicis endlich mich anstellten und brauchten, wäre es auch nur, um mich Steine fortrollen zu lassen. Wenn sie mich lesen, so werden sie sehen, daß ich die funfzehn Jahre, wo ich Theil an der Regierung genommen, nicht mit Schlafen oder Spielen verloren habe. Man sollte doch darauf bedacht seyn, sich eines Mannes zu bedienen, der auf Kosten anderer viele Erfahrungen gesammelt hat."

Also hat er im Ernst für sie geschrieben, ohne ironische oder spöttische Absicht; er legt ihnen ganz aufrichtig ein Handbuch der Tyrannei vor. Dieses Buch hatte das Schicksal, das es verdiente; es wurde von den Medicis mit Verachtung gestraft und der Verfasser selbst blieb lange in Elend und Vergessenheit.

Nach solchen Thatsachen ist keine Illusion mehr möglich. Machiavel ist ein Mensch der Erfahrung, der für sein Glück benutzen will, was er gesehen hat, und was er weiß. Gewöhnt durch seine Zeitgenossen und durch seine eigene Lebensweise als diplomatischer Unterhändler, die öffentlichen Angelegenheiten nie als Moralist zu betrachten, schreibend für Leute, die die Menschen wie Sachen, wie ihr Eigenthum und die Gewalt als die einzige Tugend betrachten, war er selbst der Mann der Gewalt und nicht der Freiheit. Der Charakter seines Buches ist: was man darin findet, ist immer reell, moralisch oder nicht, wie in der *Politik* des Aristoteles; es ist nie das Ideal Plato's.

Ohne Zweifel erfoedert die Gerechtigkeit, zu sagen, daß man darin wahre, tiefe Beobachtungen und Bemerkungen und selbst ehrenwerthe und heilsame Vorschriften findet; es ist vor Allem natürlich, daß Herr Artaud sich darin gefällt, einen Autor zu vertheidigen, den er so lange und so gründlich studiert; aber seine Nachsicht sollte nicht so weit gehen, um ihn in der Moral mit Bossuet und Fenelon zu vergleichen, wenn er auf der folgenden Seite mit einer für seine Sache verzweifelnden Treue die gehässigen Worte übersetzt: „Der Fürst muß sich nicht über die Schande der Laster beunruhigen, die ihm helfen, den Staat zu retten (d. h. seine Gewalt zu behaupten). Faßt man die ganze Frage genau ins Auge, so wird sich etwas finden, das als Tugend erscheint und das, wenn er ihm gehorcht, sein Verderben herbeiführt, und etwas anderes, was Laster oder Verbrechen scheint, und was, wenn er seinem Impulse folgt, sein Wohlseyn und seine Sicherheit erzeugen und verbürgen wird."

Anderwärts rathet Machiavel dem Fürsten, lieber zu tödten als zu plündern, „weil die Menschen eher den Tod ihres Vaters vergessen, als den Verlust ihres Erbguts." Und sein Commentator ruft aus: „Preis und Ehre sey Machiavel!" Er rechnet es ihm nämlich zur Ehre, gegen die Confiscationen reclamirt zu haben. Heißt das nicht, das Lob mißbrauchen? Der Tadel, scheint mir, wäre minder hyperbolisch gewesen.

Ich meyne, daß man selbst seinen zu strengen Gegnern ihre edle Indignation verzeihen muß. Indem sie seine Maximen angriffen, haben sie uns vertheidigt, uns alle, die niemals Fürsten seyn werden. Die Gewalt, diese große Prüfung für die menschliche Schwäche, ist hinlänglich versucht, alle Gränzen der Gerechtigkeit und selbst der Vernunft zu überschreiten, ohne daß man ihr noch solche Fallstricke leihe. Wie viele Unglückliche, wie Caligula, Nero, Commodus ꝛc., haben allein durch den Rausch der Allgewalt den Verstand verloren! Italien hat, in seinem wechselnden Geschick, mehr als einmal das Schauspiel solcher Menschen gehabt, die das Recht (oder vielmehr die Macht), alles zu thun, ihrer Vernunft beraubt hat. Die plötzliche Erhebung verdreht ihnen den Kopf; es herrscht ein Schwindel in ihren Handlungen wie in ihren Worten. Rienzi, im Capitol von Rom, Masaniello, in den Straßen von Neapel, beide durch die Volksgunst zu einer unbeschränkten Souverainität erhoben, unterliegen dem unermeßlichen Gewicht, für das der Mensch nicht gemacht ist; Wahnsinn bemächtigt sich ihrer und bevor sie die Gewalt verlieren, haben sie bereits den Verstand verloren. Warum nun die Gefahren dieser ohnehin so klippenvollen Lage noch vermehren, und der Tyrannei die Waffen in die Hand geben, indem man sie wegen ihrer Verbrechen beruhigt und sie gegen ihre Folgen sichert? Wenn diejenigen, welche die Gewalt haben, d. h. Armeen, Schätze, Hofleute, und welche so viele Leidenschaften verblenden und fortreißen, noch Casuisten zu ihrem Gebrauch haben, die den Zügel ihres Gewissens lüften und alle Gränzen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit niederreißen, was bleibt dann zur Vertheidigung der Völker übrig?

Glücklicherweise sind weder diese Maximen, noch die Furcht, die sie unsern Vorältern haben einflößen können, auf unsere Zeit mehr anwendbar; die Politik, für die Zukunft zum hellen Tageslicht der Publicität verurtheilt, hat ihre schrecklichen Mysterien verloren und dieses vormals so hoch gerühmte Buch kann jetzt zu keinem Gebrauche dienen. Es hat nur als historisches Monument des Jahrhunderts, in welchem es erschien und welches es allein erklären, wenn nicht entschuldigen, kann, noch einigen Werth. Umgeben von Fürstenthümern ohne Regel und ohne Recht, von Verbrechen ohne Zügel, von Grausamkeit ohne Züchtigung, hat der Verfasser geglaubt, daß darin die ganze mögliche Politik liege und er hat sie ernstlich gelehrt. Sein Buch ist eine der blutigen Seiten der Geschichte, bedeckt mit Verrath und Mord, die man lesen muß, weil man sie nicht zerreißen kann, und deren Gräuel selbst noch belehrend sind. Seine schimpfliche Bewunderung für Cäsar Borgia ist nur der Ausdruck der Meynung seiner Zeit. Ein solcher Lehrer, ein solcher Panegyrist ist der Ankläger seines Jahrhunderts.

Es gab jedoch dabei noch Ausnahmen. Machiavel macht den Franzosen den Vorwurf, sich nicht auf Staatsgeschäfte zu verstehen. Ich glaube es wohl. Wir müssen es ihm Dank wissen, daß er uns in einer seiner Depeschen die Offenheit und Rechtlichkeit der Politik Ludwigs XII. bekanntgemacht hat: „Secretair," sagte ihm der König, „ich hege weder gegen den Papst noch gegen irgend jemand Feindschaft; aber, da alle Tage neue Freundschaften und neue Feindschaften entstehen, so will ich, daß Deine *Signoria* offen erkläre, was sie zu meinen Gunsten thun will, wenn der Papst, oder jeder andere, meine Staaten in Italien angriff

Digitized by Google

oder angreifen wollte. Sende unverzüglich einen Courier ab, damit ich eine schnelle Antwort erhalte. Ich will wissen, wer mein Freund oder mein Feind ist. Schreibe noch außerdem, daß, um ihren Staat zu retten, ich die Streitkräfte dieses ganzen Königreichs anbiete; ich selbst werde zu ihrer Vertheidigung marschiren."

Da haben wir denn einen Mann, der weder Aristoteles, noch die Geschichtschreiber der alten Tyrannien studiert hat. Solche Worte wiegen wohl die acht Bücher der Politik und den Tractat vom Fürsten auf. Die auswärtigen Mächte antworteten nicht mit derselben Aufrichtigkeit; Frankreich war genöthigt, zu siegen; die Tage von Agnadel und von Ravenna bewiesen mindestens, daß Betrug und Verrath, die nie Ehre bringen, auch nicht immer Erfolg verleihen.

Wenn, nach diesen Erklärungen, die aus dem Leben des Verfassers und aus denen damals in seinem Vaterlande verbreiteten Vorurtheilen über die Kunst zu regieren, gezogen sind, ich dir Auflösung des Problems seines sonderbaren Buchs vollenden wollte, so würde ich fast zu sagen wagen, daß, ohne Unterlaß Zeuge des Enthusiasmus jener Zeit für die Alten, ich oft in diesem Werke nur einen neuen Beweis der Verehrung für das Alterthum sehe. Die gewöhnlichen Autoritäten Machiavels sind Titus Livius, Tacitus, und Plutarch. Wie die Römer gut oder schlecht Herren der Welt geworden sind, scheint es ihm klug, selbst recht, es so wie sie zu machen. Er träumt für das moderne Italien das alte Rom; vielleicht selbst möchte er ihm die Einheit verschaffen, indem er ihm einen Tyrannen gäbe. Das Studium der Alten zeigt sich vor Allem in seinen zahlreichen Nachahmungen der Politik von Aristoteles, den er bisweilen Wort für Wort abschreibt: „Es wird dem Tyrannen nützlich seyn, gute Sitten und Tugenden zu haben oder wenigstens tugendhaft zu scheinen; nicht ganz schlecht, aber so zu sagen halb schlecht zu seyn." Aristoteles sähet die ägyptischen Pyramiden, die zu Samos unter Polykrates errichteten Monumente, den durch die Pisistratiden erbauten Tempel des olympischen Jupiters an, als Mittel, den Despotismus durch den Ruin der Unterthanen aufrecht zu halten. Griechenland, dessen Republiken alle mit der Gewalt eines Einzigen endigten, bietet ihm die meisten Beispiele dar. Tiefer und unparteiischer Beobachter aller politischen Constitutionen der damals bekannten Welt, sucht er die Bedingungen derselben auf; er rathet nicht, er sagt was ist; er macht, ohne sie zu billigen, die Geheimnisse bekannt, durch welche es Tyrannen *) gelungen ist, sich zu erhalten; wie in seiner Poetik, so dictirt er keine Regeln, er sammelt nur Thatsachen. Machiavel nimmt diese Thatsachen, als eben so viele Grundsätze an; er setzt davon eine kalte Theorie zusammen, deren einziger Zweck der Erfolg und oft nichts weiter als die Kunst des Lügens und des Lasters ist.

Man hatte sich sonst eine Rechtfertigung ausgedacht, die nicht mehr zulässig ist. Bacon, Rousseau, Diderot sagen einstimmig, daß Machiavel, seine Liebe für die Freiheit unter der Masque eines Rathes der Tyrannei bergend, nur deswegen sich gestellt habe, als wolle er den Königen Lehren geben, um desto nützlichere den Völkern geben zu können. Sein confidentieller Brief an Vettori, dies Geständniß, das sie nicht kannten, beweist hinlänglich das Gegentheil.

Sein Uebersetzer Guiraudet glaubt, nach dem letzten Capitel, daß der Verfasser des Fürsten keine andere Absicht gehabt habe, als den verschiedenen Oberhäuptern der Staaten Italiens, und besonders den Medicis, zu lehren, die Fremden durchaus zu vertreiben: um ihnen den Sieg und die Gewalt zu verschaffen, liefert er ihnen die Geheimnisse der Könige aus. Aber es ist schwer, einzusehen, in welcher Art solche Rathschläge ihnen bei einem so vielumfassenden Plane helfen konnten; es war zu diesem Zwecke weit besser, ihnen Tugend und Muth anzurathen.

Ginguené steht, in Folge eines sehr guten Auszugs, den er aus diesem Tractat gemacht hat, nicht an, ein strenges Urtheil auszusprechen: „Alle diese Fürsten sind verschwunden; Machiavels Buch bleibt und inficirt seit drei Jahrhunderten die europäische Politik mit seinem Gift." Das heißt vielleicht zu viel sagen; aber wenn die Tradition wahr ist, so entschuldigt sie diesen Zorn: man behauptet, daß Carl V., Carl IX., Heinrich III., Sixtus V. dies Buch beständig in den Händen hatten. Friedrich von Preußen, der den Verfasser einen verächtlichen Schelm (coquin méprisable) nennt und ein großes Buch gegen das seinige geschrieben hat, bewies, durch sein Benehmen,*) nur zu sehr, daß er es studiert hatte.

Auch Hofmann (?) verschmäht die kleinen Umwege, die furchtsame Vorsicht und behauptet, daß die Politik Machiavels ganz einfach die seines Jahrhunderts ist. Er hatte Recht; Rom selbst räumt das ein, und er würde angenehm überrascht worden seyn, wenn er vor einigen Monaten in der öffentlichen Zeitung des heiligen Stuhls, dem Diario di Roma, gelesen hätte, daß die Zeiten der Päpste Alexander VI., Julius II., Leo X. und Clemens VII. verdorbene und stürmische Zeiten waren, corrotti e procellosi tempi. Diese Verderbtheit und Verkehrtheit ist in die Schriften Machiavels, des Zeitgenossen aller dieser Päpste, übergegangen; aber sollte ein Mann von einem so kräftigen und festen Genius nicht sich über sein Jahrhundert erheben?

Ich übergehe viele andere Interpretationen, um auf die zurückzukommen, welche Herr Artaud vorzuziehen scheint. Nach ihm ist die Hoffnung, mittelst der Politik, Florenz die Suprematie zu verschaffen, und so Italien von den Barbaren zu befreien, eine eitle Voraussetzung. „Man ereifert sich, man schreibt, man ruthrt, man bittet, man wirft sich einem Menschen zu Füßen, dem man heimißt, ein Befreier zu seyn; am Ende hat dieser große Mann nichts gewollt als — Brodt. Ich fürchte sehr, daß diesem ganzen Leben nur ein sehr einfaches, sehr alltägliches Motiv zum Grunde liegt. Wenn man leidet, schmeichelt man dem, der uns aus dieser Noth reißen kann."

Dieses Motiv ist wahr, denke ich, ob es gleich wohl nicht das einzige ist; aber es ist nicht erheuchelter, als das Werk selbst. Vielleicht ist es noch besser, Regeln des Betragens in den schändlichsten Thatsachen der alten Geschichte zu suchen, sich zum Secretair kleiner Despoten seiner Zeit zu machen oder selbst, wenn man diese Idee zugiebt, ihnen Schlingen zu legen und über sie zu spotten, als mächtigen Menschen schändliche Rathschläge für einen Bissen Brodt zu geben.

Die einen haben aus Machiavel einen schlechten Menschen gemacht, der ganz naiv ein Handbuch der Tyrannei schreibt; die andern einen Plagiarius, der die alten Geschichtschreiber compilirt und die schlechtesten Handlungen aller Jahrhunderte in politische Lehren zum Gebrauch der Fürsten verwandelt; noch andere einen Verräther, der sie stürzen will, indem er sie auf den Weg des Lasters führt. Herr Artaud macht einen Bettler aus ihm. Welche von diesen verschiedenen Rollen ist nun die beste? Man wähle.

*) Wir müssen hier bemerklich machen, was der französische Verfasser dieser kritischen Anzeige nicht zu berücksichtigen, oder wohl gar nicht zu wissen scheint, daß nämlich die Griechen, und so auch Aristoteles, mit dem Namen Tyrannen durchaus nicht unsern Begriff dieses Wortes verbanden, sondern nur einen König, höchstens einen unumschränkten Monarchen darunter verstanden. Anm. d. Red.

*) Durch welches? Möchte es doch dem absprechenden Verfasser beliebt haben, seine Schmähung gegen den großen König, in dessen Unsterblichkeits-Krone sein Anti-Machiavel das schönste Juwel ist, mit Thatsachen zu belegen. Im Innern seines Reiches verbreitete er Licht und Recht, selbst während er um den Besitz desselben kämpfte; seine äußere Politik war von Zeitbegriffen, Zeitverhältnissen und oft von der Nothwendigkeit motivirt; hatte aber wahrlich nicht einen der obenangezogenen abscheulichen Grundsätze Machiavels zur Quelle. Anm. d. Red.

Der gelehrte Kritiker wird mir vielleicht vorwerfen, die alten Declamationen gegen den Machiavelismus, nach so vielen andern, wiederholt und neu aufgewärmt zu haben, und wird mich der Menge der voreingenommenen und unwissenden Richter beizählen, die den Fürsten nur aus seinen schrecklichen Rathschlägen, seinen abscheulichen Doctrinen kennen. Aber ich werde ihm antworten, daß ich in seinem eigenen Buche neue Beweise der schlechten Gedanken zu finden geglaubt habe, welche bei diesem politischen Handbuche vorgewaltet haben und daß die Theorien, die ihm selbst höllisch, teuflisch scheinen, niemals, selbst zur Ehre der Menschheit, zurückgerufen werden müssen, ohne eine Anmerkung der Mißbilligung und Verachtung.

Es war eine Pflicht: ich habe sie erfüllt. Meine Aufgabe wird künftig minder streng seyn. Es ist mir leid, daß ich dieses neue Werk nicht mit einemmale habe beurtheilen können; denn bis jetzt habe ich dem Leser nur unangenehme Eindrücke, die ohne Zweifel dem Werk selbst fremd sind, die aber eine falsche Idee davon geben könnten, mitgetheilt. Das berüchtigte Buch Machiavels, das seinen Namen entehrt und allen Sprachen ein unseliges Wort geliefert hat, hat mir nie gefallen und ich habe es sagen müssen: ein solches Buch rief nothwendig die Controverse hervor, während nur eine Meynung über die mehresten andern Werke des Florentinischen Secretairs existirt, den Montesquieu einen großen Mann zu nennen das Recht gehabt hat, nur eine Meynung über das Verdienst seines geschickten Beurtheilers, von dem zu sprechen vor Allem mir noch übrigbleibt.

---

## Von den französischen Colonien in Indien.

(Beschluß.)

(L.)

Wie wir bereits gesagt, so beschäftigt sich das Ministerium in diesem Augenblicke sehr wenig mit den Colonieen. Es ist auffallend und sonderbar genug, daß wir nur durch die englischen Journale erfahren, in welchem Zustande von Verlassenheit und Vernachlässigung sich unsere asiatischen Besitzungen befinden. Eine englische Monatsschrift sprach neuerlich von der traurigen Lage unserer Niederlassung von Chandernagor und trotz der vormaligen Eifersucht der beiden Nationen auf ihre respectiven Besitzungen in Indien konnte sie sich nicht enthalten, der französischen Regierung über diese strafbare und bedauernswerthe Vernachlässigung ernstliche Vorwürfe zu machen.

Das ist ein neuer Beweis von der Verschiedenheit, die zwischen den Regierungen der beiden Länder besteht, wenn es sich von der Beschützung der National-Interessen handelt. Welches auch der Kampf der Meynungen oder der zufällige Zustand der Parteien sey, so werden doch in England die bleibenden Interessen des Landes immer mit gleichem Eifer vertreten und vertheidigt.

Die Politik Europa's, die innern Bewegungen, die Ministerial-Veränderungen erschüttern in keiner Hinsicht die Beständigkeit, mit welcher die brittische Macht sich in den entferntesten Regionen entwickelt. Das brittische Cabinet wacht sorglich, und immer mit gleicher Aufmerksamkeit, über ihre unermeßlichen in allen Meeren zerstreuten Besitzungen. Die Wichtigkeit des hindustanischen Reiches läßt es nicht einen Felsen der Antillen vergessen; und die Colonisation Canada's hindert es nicht, die Blicke auf Otaiti oder die Malouinen zu wenden.

Man muß anerkennen, daß es darin mächtig von dem Genius der Nation unterstützt wird; aber auch die englische Regierung setzt jedermann von den Notizen und Nachrichten in Kenntniß, die ihr von allen Seiten zukommen und man sieht sie alle commerciellen Unternehmungen ermuthigen und selbst unmittelbar beschützen, die in fast fabelhaften Entfernungen für die Industrie der Metropole neue Quellen und Absatzwege suchen.

In Frankreich sieht man nicht, daß sich der Moniteur mit unsern asiatischen Besitzungen beschäftigt. Daher kommt es, daß in einer Stadt wie Marseille, dessen Seehandel so ausgebreitet ist, wenn man von den Vortheilen der Lage von Chandernagor, wegen seiner Nachbarschaft von Calcutta, von denen, welche uns unsere Besitzungen von Yanaon auf der Küste von Orixa, von Karikal auf der andern Küste und Mahé auf Malabar spräche, viele Personen glauben würden, daß von englischen Besitzungen die Rede sey. Kaum daß man noch etwas von Pondichery weiß. Auch vernachlässigen wir alle Früchte, die wir aus diesen Niederlassungen ziehen könnten, und wir haben uns freiwillig für den ganzen indischen Handel England zinsbar gemacht, da es doch bloß von uns abhängt, ihn direct zu betreiben und zu benutzen.

Wenn wir in Frankreich eine volksthümliche Regierung haben werden, die, stark durch das Vertrauen und die Liebe des Landes, statt die Energie der Nation zu hemmen, ihre erste Sorge seyn lassen wird, sie in jedem Sinne zu entwickeln, so wird eine der ersten Pflichten ihres Berufs für die Civilisation seyn, die Aufmerksamkeit unserer Seeleute auch den unermeßlichen Regionen Asiens zu lenken, die nichts mehr wünschen, als ihre reichen Producte gegen die wunderbaren Erzeugnisse unserer Industrie auszutauschen, die künftig mit der Großbritanniens mehr und mehr wetteifern kann.

---

## Donizetti.

(L.)

Das ist der Name eines neuen Gestirns, das am musikalischen Horizonte Italiens schon hoch gestiegen ist, während es wohl noch einige Zeit dauern dürfte, ehe es unsern nördlichen Gesichtskreis erreiche. Der junge Künstler ist kaum dreißig Jahre alt und hat schon zweiunddreißig Opern componirt. Die zweiunddreißigste wurde am 1. October d. J. in Mailand auf dem Theater della Scala aufgeführt und, wie ausdrücklich hinzugesetzt wird, mit großem Glanz gegeben. Sie führt den Titel: Il Furioso di San Domingo. Der Held des Stücks ist ein Ehemann, der sich von seiner Frau betrogen glaubt, den Kopf verliert und nach — St. Domingo geht, wo er bald, in seiner Manie, einen armen Neger für seine Treulose hält (!) und den Unschuldigen erwürgen will. Der Zufall führt seine Frau auch dahin (!), aber sie leidet Schiffbruch; inzwischen wird sie gerettet und ans Land gebracht, wo sie (zweiter Zufall!!) gerade — ihren Mann antrifft; sie will ihn umarmen — nun aber stürzt er sich ins Meer, um diese Umarmung zu entgehen. Aber auch er wird wieder herausgezogen und dies kalte Bad schenkt ihm seine Vernunft wieder. Nun wird man wohl errathen, daß er seiner unschuldigen Frau seine Liebe wiederschenkt und alles sich auf das Vergnüglichste endigt. — Was sagen unsere Leser zu diesem erbaulichen Inhalt? Erfindung, Wahrscheinlichkeit, Charakteristik und Poesie — alles scheint an Aermlichkeit und Albernheit zu wetteifern. Wie schön, wiederum dem Publiko zusagend, muß mithin die Musik seyn, daß die Oper so furore machte, wie gemeldet wird! Siebenmal wurde, im Laufe eines und desselben Abends, der Compositeur hervorgerufen!! — Hat anders das merkwürdige Stück nicht sieben Acte, so gehört es zu den vielen Räthseln, wie dies nur ausführbar war.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 867. Hamburg. Mittwoch, den 13. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.


## Tom Cringle, oder Scenen aus dem Seeleben.

(Aus Blackwood's Magazine.)

(N.)

Wir hatten vor der Insel Spike, an der irländischen Küste, beigelegt. Wer hat wohl je ein ähnliches Schauspiel gesehen? Ein Linienschiff mit aufgespanntem Schanzkleide, im Sonnenlichte strahlend, drei Fregatten darum her, wie junge Löwen um die Löwin, ein Wald von Kauffahrteischiffen, tausende von Schaluppen, welche sich in allen Richtungen durchkreuzten, eine Militairmusik, die von Abends bis Morgens die Lieblingsarien Großbritannions spielte, landende Fischerfrauen: all dies Treiben voll Lebens und Feuers! Ich betrachtete es eben mit großer Lust, als der Unterlieutenant mich auf die Schulter klopfte und mich fragte:

„Haben Sie nicht einen Onkel zu Cork?"

— Ja wohl.

„Nun, ich gehe dorthin, und wenn Sie den Capitain um Urlaub bitten, so wird er es Ihnen sicher erlauben, mit mir zu gehen."

Obwohl der Capitain einer der alten Seebären war, deren starres Auge und verwittertes Gesicht den jungen Matrosen wenig Vertrauen einflößen, so wagte ich es doch darauf und sah zu meiner großen Verwunderung, wie mir meine Bitte sofort gewährt ward. Da saßen wir nun, der Unterlieutenant und ich, ein paar Seemannsreiter, d. h. höchst linkisch, und über unsere dünnen Pantalons fluchend, zu Roß. In wenigrr als drei Stunden waren wir zu Cork. Ich trennte mich von dem Unterlieutenant, um bei meinem Onkel zu Mittag zu essen; um neun Uhr holte mein Führer mich wieder ab.

„Lieber Cringle," sagte er zu mir, „ich habe da eine kleine Expedition für Sie; wir wollen einmal sehen, was Sie auszurichten vermögen; ums Schlagen handelt es sich leider nicht: Sie sollen nicht eine Löwenhaut, sondern ein Fuchsfell anlegen."

— Und warum handelt es sich denn?

„Folgen Sie mir, und Sie sollen es erfahren."

Wir gingen nach dem ärmlichen kleinen Gasthofe, wo er wohnte; was er sein Zimmer nannte, war eine Art von Loch, das unter dem gebrochenen Dache angebracht war, keine Thür hatte, und zu dem man nur auf einer Steigleiter gelangte. So sind im Allgemeinen die Gasthofszimmer beschaffen, die man den Seeleuten in den Häfen anweist.

„Setzen Sie sich auf diesen zerbrochenen Schemel," sagte er zu mir, „und öffnen Sie das Paket da, welches zu Ihrer Verkleidung dienen soll... Ja, ja Lieber, zu Ihrer Verkleidung. Sie wissen, daß mehrere Matrosen von dem Ostindienfahrer Indianer desertirt sind; alle Wahrscheinlichkeit nach halten sie sich in einer der unterirdischen Tavernen verborgen, wo man Heringe und Stockfische ißt, und deren Eigenthümer den entlaufenen Matrosen gern ein Asyl bewilligen. Unsere Mannschaft ist in üblem Zustande; die Cholera hat uns nur wenig kräftige Leute übrig gelassen, und so wollen wir versuchen, ob wir nicht jene Hundsfötter kapern können. Aber Cork liegt zu weit von der Rhede entfernt, und ich möchte, daß man sie zu Cove, vor der Insel Spike, erwischte. Sehen Sie, da habe ich nun folgenden Anschlag gemacht: — Sie geben sich für einen entlaufenen, von den Preß-Matrosen verfolgten, Schiffsjungen aus, und begehren unter diesem Vorwande Einlaß in einer dieser höllischen Schlupfwinkel von Tavernen. Wenn die dort versteckten Burschr aber die Preß-Matrosen nennen hören, so werden sie in Furcht gerathen und sich nach Cove flüchten, wo sie uns dann in die Hände fallen müssen."

Wir hat ein englischer Seemann irgend ein Mittel, um seine Schiffsmannschaft zu rekrutiren, für unrechtlich erkannt, auch bedachte ich mich keinen Augenblick. Ich metamorphosirte mich, wie der Unterlieutenant es haben wollte, legte eine blaue Jacke und ein rothflanellenes Hemd an, steckte ein Prümchen in den Mund und setzte eine alte baumwollene Mütze auf den Kopf. So ausstaffirt, von dem Unterlieutenant ermuntert, und fest entschlossen, meine Rolle so naiv durchzuführen wie der beste Schauspieler von Drury-Lane, begab ich mich auf den Weg. Eine alte vierschnabeligte Laterne, die über einer kleinen niedrigen Thür ausgehängt war und von dem Winde hin und her geschleudert wurde, schimmerte vom äußersten Ende der Kayen her; ihrem Lichte ging ich nach, und bald befand ich mich vor einer Art Hütte mit einer kleinen hölzernen Thür, in welcher auf Mannshöhe ein viereckigtes Loch eingeschnitten war; ich steckte meinen Kopf hindurch und rief:

„„He! ist da niemand?""

Keine Antwort. Da erfaßte ich einen alten Klopfer von verrostetem Eisen und hämmerte damit aus Leibeskräften an die Thür. Nun ließen sich leichte Tritte vernehmen; es zeigte sich in der Oeffnung ein niedliches rosigtes Gesicht und fragte mich im irländischen Volksdialect:

— Wen wünscht Ihr zu sprechen, oder was ist Euer Begehr?

Sprechen? niemand; aber wenn Ihr mir nicht öffnet, so werde ich, ehe noch eine Stunde vergeht, gefangen gesetzt werden.""

— Das thut mir recht sehr leid; aber was kann ich dazu thun? Darf man wissen, wer Ihr seyd, mein Freund?

„„Pst! ich hatte mich eingeschifft, auf der Sunon, die zu Cove auf der Rhede liegt.""

— Ha! ich verstehe, sagte das junge Mädchen; nur herein.

Ihre kleine Hand schob die Thür leise auf, aber so knapp, daß ich, wenn ich nicht so sehr mager und schmächtig gewesen wäre, nimmermehr mich hätte durchzwängen können. Sobald ich drinnen war, fiel die Thür wieder schwer zu und ward mit einer Kette und drei Riegeln wohlverwahret. Ich passirte durch eine Art von Vorzimmer, das mit Tonnen besetzt war, und nachdem ich ein Dutzend Stufen hinabgestiegen, befand ich mich in der Küche. Diese hatte einen Raum von etwa vierzehn Fuß ins Gevierte, blitzte von blankgescheuerten Kesseln und Schüsseln, hatte rechts ein schönes Büffet und in der Mitte einen länglich viereckigen



Digitized by Google

fichtenen Tisch. Der Wirth der Kneipe, der am Ende des Tisches saß, war ein Art von irländischem Wilden, dessen rothviolettes Gesicht einer Bowle brennenden Branntweins glich. Er trug einen langen schmutzig-grauen Ueberrock, eine gelblich plüschene Weste, alte lederne Beinkleider, mit Bindgarn gestopfte Strümpfe und Schuhe mit Nägeln darunter. Um ihn her nahmen ein Dutzend Matrosen, deren nasse Jacken und Beinkleider, indem sie an einem großen Torffeuer trockneten, einen dicken Qualm verbreiteten, den Rest des Genevers und Biers zu sich, in welchem sie sich schon berauscht hatten. Zwei Fuß über dem Tische hieng ein kupfernes Gefäß, das an einer Kette an der Decke hing, als Lampe, und der Thran, der dem Lichte seine Nahrung gab, verbreitete einen unausstehlichen Geruch. Die bösen Dünste, welche das Gemach erfüllten, sammelten sich um den Docht her und bildeten hier eine Art röthlicher und dampfender Aureole, welche die Strahlen des Lichtes auffing; doch konnte ich noch so viel sehen, um nicht den betrunkenen Matrosen, womit das Gemach angefüllt war, auf den Leib zu rennen, und so ging ich gerade auf den Eigenthümer dieses Pallastes zu.

— Nun Bursche! sagte er zu mir, woher kommen wir, wohin wollen wir?

„„Woher ich komme? unnütze Frage. Ich habe da in meiner Jagdtasche Blei genug, um so ein Vierzig von Euren zinnernen Krügen herabpurzeln zu machen. Das wäre, was Euch dienen könnte, nicht wahr? Wo ich hin will? das weiß ich selbst nicht, und Ihr würdet mir einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mich morgen früh auf eins der großen Kohlenböte brächtet, die ich unsern von hier habe liegen sehen.““

— Oho! wie sind also bei Kasse, junger Mann? Sonst pflegen solche Bursche Wind vorne, wenn es aufs Trinken, Wind hinten, wenn es aufs Bezahlen ankommt, zu haben. Was das Kohlenboot betrifft, da wollen wir hernach schon sehen. Komm Beh, sagte er dann zu dem jungen Mädchen, besorge uns eine Pinte Rum gegen gutes Geld, das man Dir auszahlen wird.... Apropos, wie heißt Ihr denn?

„„Wie ich heiße, das kann Euch wenig kümmern. Laßt nur den Rum kommen, an der Bezahlung sollt nicht fehlen.““

Mit diesen Worten nahm ich Platz und alle die Trunkenbolde begrüßten mich mit einem allgemeinen Hurrah! Ich zündete meine Pfeife an, deren Dampf die mephitische Atmosphäre, die uns umgab, nur noch verdickte, und nachdem ich ein oder ein paar Gläser Rum und Wasser zu mir genommen hatte, sagte ich:

„„He, Kameraden, steht Ihr im Dienst?““

„Nein, meiner Seel!“ antwortete einer von ihnen.

„„Ich werde, sobald ich nur kann, mich auf und davon machen, und wenn Ihr mir glauben wollt, so werdet Ihr Euch diesen Abend auch nicht zu viel blicken lassen. Haltet Euch ruhig, das wird das Klügste seyn.““

„Ei, alle Teufel! weshalb denn, guter Junge, weshalb?“

„„Weshalb? nun, um nichts weiter, als daß in der Stadt gepreßt wird. Seht, so eben bin ich so einem Dutzend Höllengeistern entschlüpft, die Jagd auf mich machten. Zu gutem Glücke erwischte ich noch zeitig genug eine Straßenecke, rannte dann durch einen alten düstern Gang, und bin nun hier geborgen.““

Welch eine Menge Flüche und Verwünschungen zu allen Teufeln ertönten nun unter der niedrigen Wölbung der Kneipe! Alle Gäste kamen, so gut es gehen wollte, und indem sie Stühle und Bänke über den Haufen warfen, auf die Beine, riefen das junge Mädchen herbei, um ihre Zeche zu bezahlen, und packten ihre Siebensachen zusammen. Es war ein Wirrwarr, daß man sich nicht herausfinden konnte.

„Und wohin wirst Du Deinen Weg einschlagen, Bursche?“

„„Kann ich nicht noch diesen Abend einen Dienst kriegen, so gehe ich nach Cove. Dort habe ich diesen Morgen die blaue Flagge aufziehen sehen, wodurch angedeutet wird, daß dort kein Pressen stattfindet. Es liegen dort viele Schiffe auf der Rhede, und so hoffe ich, eine Anstellung zu bekommen.““

— Tausend Wasserhosen! rief einer von ihnen aus, der junge Seerabe hat vollkommen Recht.

„Ich möchte mich wohl von ihm ins Schlepptau nehmen lassen,“ rief ein alter Matrose aus, der so viel zu sich genommen hatte, daß er auf seiner Bank vor Anker lag.

Die braven Leute, die ich schon als meine Rekruten ansehen konnte, schaarten sich um mich her, bewunderten mich und überhäuften mich mit Liebkosungen. Bald war das kleine Päckchen eines jeden Matrosen in sein blaukleinenes Taschentuch eingeschlagen, und ihre unter den geschlungenen Knoten dieser Tücher durchgesteckten Stöcke ruhten auf ihren breiten Schultern; ihre weintrunkenen Beine trugen sie noch gut genug, weil die Furcht in sie gefahren war. Ich bezahlte den Wirth aufs Liberalste, und indem ich die Matrosen aufforderte, mir voran zu gehen, versprach ich, bald wieder mit ihnen bei Patty Dowlan, dem berühmten Schenkwirth zu Cove, zusammenzutreffen.

Meine Vögel hatten insgesammt den Steich nach der verhängnißvollen Seite genommen, wo ihrer das ausgespannte Netz wartete. Was mich betrifft, so brachte ich den andern Morgen damit zu, mir die schöne Stadt Cork mit ihren kothigen Straßen zu besehen, die nach allen Richtungen von Schweineheerden und von Hirten, die noch schmutziger sind als die Thiere, welche sie treiben, durchzogen werden. Ich zollte den alten Bildhauerwerken der Cathedrale meinen Beifall und versuchte eins ums andere die antiken Schriftzüge, die auf deren Giebel eingehauen sind, und das höllische Kauderwelsch der Stadteinwohner zu entrathsela. Gegen zehn ein halb Uhr suchte mein Unterlieutenant mich wieder auf. Ich zog noch einmal die blaue Jacke an und folgte ihm dann bis an das Stadtthor, wo an zwanzig von unsern Matrosen, angethan mit grünlichten Jacken und mit tüchtigen Messern bewaffnet, versammelt waren; sie lachten, als sie mich gewahrten. Wir setzten unsere Pistolen in Stand, und zogen dann auf Cove zu. Als wir dort angekommen waren, erfuhren wir, daß unsere Matrosen sich in das Dorf und in die Nachbarschaft zerstreut hatten und daß sie erst Abends wieder bei Patty Dowlan zusammentreffen wollten. Wir beschlossen demnach, dies abzuwarten, und brachten den Tag am Bord zu.

So wie sich aber der Tag neigte, zogen wir in möglichster Stille und mit Laternen versehen wieder aus, um das Domicil des Wirthshauses zu umzingeln. Mitten unter einem gräulichen Haufen von kleinen niedrigen Hütten mit runden Dächern, mehr Schweineställen als christlichen Wohnungen ähnlich, fand ich endlich die Hütte wieder auf, die wir suchten. Es war Mondenschein, aber ein starker Wind jagte die Wolken am Himmel zusammen, so daß dieser sich zuweilen verdunkelte. Wenn des Mondes Strahlen sich dann wieder Bahn brachen, so schimmerten die schmutziggrünen Pfützen, die an den Strohdächern hängenden Tropfen und das böhmische Glas der Fensterscheiben der Hütten in einer ganz eigenthümlichen Weise. Da hätte man sehen sollen, wie der Schatten unserer Leute sich bis ins Unendliche längs den Lehmwänden verlängerte, und wie wir gleich darnach, wenn die Wolken das Gestirn verhüllten, wieder in die dichteste Finsterniß versetzt waren.

Es ward angepocht, aber vergebens. Es ward noch einmal angepocht — dieselbe Stille. Wir stießen an die Thür; sie war hermetisch verschlossen.

„Umzingelt das Haus!“ rief der Lieutenant.

Alle unsere Leute holten ihre Stöcke hervor.

„Patty,“ sagte er fort, „sey so gut und mach schnell auf, sonst brechen wir die Thür ein.“

Keine Antwort.

Digitized by Google

„Mach zu, oder Dein Häuschen muß dran glauben und es ist dann Deine Schuld!“

Wir gewahrten ein ziemlich helles Licht durch die Spalten der Thür. Schon war einer unserer Leute darüber aus, diese mit seinem Stock aus den Angeln zu heben, als sich eine schwächliche und bebende irländische Stimme, wie folgt, vernehmen ließ:

„„Ei, Ihr Herrn! was ist das für ein Lärmen, was wollt Ihr? Ihr habt es wohl gehört, daß die arme Catharine gestorben ist, und Ihr kommt nun, um hergebrachtermaßen bei ihr zu wachen? Habt Ihr Branntewein?““

Der kleine zusammengeschrumpfte Alte, der uns mit dieser Anrede die Thür öffnete, hielt ein kleines Binsenlicht in der Hand.

„Wo ist Patty?“ fragte der Lieutenant.

„„Der ist ausgegangen, um Branntewein für die Ceremonie der Leichenwache zu holen. Sobald er zurückkommt und die Bekannten der Catharine mitbringt, wird das Wehklagen seinen Anfang nehmen.““

Wir traten ein: aber nicht eine Seele war in dem erbärmlichen Innern der Hütte zu erblicken. Ganz in der Mitte ruhte ein Sarg auf zwei Schemeln. Er stand offen, und ließ die Leiche einer alten Frau sehen, deren durch seine Feinheit auffallendes Laken mit dem Mobiliar der Wohnung sehr contrastirte. Das gerunzelte Gesicht der Alten lag bloß, ein Teller mit Salz war ihr auf die Brust gestellt; die Hände hielt sie gefalten, wie zum Gebet. Der Wind, der durch die Spalten und Risse in den Wänden pfiff, machte das Licht einer schlechten thönernen Lampe flackern, die am Boden hing, und dies flackernde Licht, welches phantastische Schatten über die abgemagerten Züge der Alten warf, gab ihnen einen Anschein des Lebens, der sie noch abstoßender machte.

Der Lieutenant bemerkte, daß an der Stelle, wo sich das Kopfende des Sarges befand, ein Loch in der Wand eingeschlagen und durch eine braune Thür, die jener ziemlich in der Farbe glich, wieder zugesetzt worden war.

„Ei, mein Scharmanter,“ sagte der Lieutenant zu dem Alten, „wir wollen den Sarg ein wenig bei Seite schieben und einmal sehen, was es in jener Kammer giebt.“

„„Ha! mein Gott! Ewr. Gnaden““ — antwortete der kleine Alte, „„ich werde mich hüthen, die Thür eines Nachbarn zu öffnen; das wage ich nimmermehr.““

„Frisch Hand angelegt, Kinder!“ rief der Lieutenant nun seinen Leuten zu.

Zwei stämmige Matrosen hoben den Sarg auf und setzten ihn zur Seite. Dann traten wir in das dunkle Gemach ein und der Lieutenant ließ sich, den Pallasch in der Faust, hier, wie folgt, vernehmen:

„He! brave Kameraden; jetzt seyd Ihr unser — nur keinen Widerstand geleistet; es würde Euch doch nichts frommen. Das Haus ist umzingelt, kommt hervor, macht der Sache ein Ende!“

Nicht ein Laut ließ sich hören. Wir nahmen die alte Lampe herunter, um zu sehen, wo die Vögel hockten. Da saßen die armen Schelme auf ihren kleinen Bündeln, eingeschüchtert wie flüchtige Diebe, die man eingeholt hat. Man steckte ihnen einen Stock unter den Armen durch, band diese mit Stricken fest, und brachte sie dann, einen nach dem andern an Bord.

Nun war unser Schiff gut rekrutirt; die Leute, die ich ins Garn gelockt hatte, waren vortrefflich, und zwei Tage später — so ist es mit den Seeleuten — waren sie mir schon nicht mehr gram darüber. Unser Staab war hocherfreut; es wurden sofort Anstalten getroffen, wieder zu unserm Geschwader zu stoßen, das sich an den nördlichen Küsten von Amerika befand, um den Bewohnern der Vereinigten Staaten einige Fetzen Landes streitig zu machen.

Ungefähr dreihundert Meilen von den Barbaden rollte unser Schiff wie toll in einer tiefen Finsterniß, als wir die blaue Signalflamme des Commodors erblickten, die uns gebot, unsere Convoy gut beisammen und uns dicht aneinander zu halten. Die Signale wurden von Schiff zu Schiff wiederholt, doch bemerkte ich, daß ein größtes Schiff in unserer Fronte sich nicht vom Fleck rührte und auch keins der befohlenen Manöver vollzog. Es ward angerufen, antwortete aber nicht. Die Signale wurden wiederholt: es blieb taub und blind. Es ward zum Sprachrohr gegriffen, und zwei oder drei Worte schlechtes Englisch bewiesen uns, daß man uns nicht einmal verstand.

„Ei, alle Wetter!“ rief der Capitain nun aus, „damit ist es nicht richtig: eine Schaluppe ausgesetzt! Und wenn das Volk uns dann nicht gehörig antwortet, da wollen wir es begrüßen, daß es sich wundern soll.“

Statt zu manövriren und zu antworten, schwankte das verdächtige Schiff von einer Seite zur andern, wie ein berauschter Kerl und als ob niemand am Steuer wäre. Es war eine sehr finstere Nacht und wir riskirten, an das vermaledeiete stumme Schiff anzuprallen. Plötzlich verlautbarte es sich und es erscholl ein arger Lärm aus seinen Luken und von seinem Verdeck: es war, als ob im Innern ein Kampf stattfände. Endlich schrie eine kräftige Stimme auf Englisch:

— Wir sind genommen von ..... —

Die Stimme stockte plötzlich und wir hörten, wie ein Gegenstand ins Wasser geworfen wurde; dann rief aber eine andere Stimme ganz deutlich:

— Ein französischer Kaper hat sich unserer bemächtigt!

Auf diesen Ausruf erfolgte ein furchtbarer Schlag, wie wenn ein Schlachter einen Ochsen vor den Kopf schlägt.

„Ein jeder auf seinen Posten!“ rief der Capitain. „Die Kanonen freigemacht. Ladet die Kanonen! und Ihr, Leute der englischen Besatzung,“ rief er durch sein Sprachrohr, „begebt Euch nach dem Zwischendeck; denn wir werden gleich eine volle Ladung geben!“

Das stumme Schiff wartete die Ladung aber nicht ab; es ergab sich. Sofort bestiegen sechszehn Mann, unter welchen auch ich mich befand, nebst dem Unterlieutenant die Schaluppe und sprangen an Bord des genommenen Schiffes. Es war noch immer stockfinster.

„Alle Teufel! was ist das?“ rief der Lieutenant, indem er mit dem Fuße an einen auf dem Boden liegenden Gegenstand stieß.

Wir bückten uns darnach, und fanden eine Leiche, deren durch einen Säbelhieb gespaltenes Haupt im Blute schwamm. Nicht weit davon fanden wir den Schiemann vor, dem die auf dem Rücken und an einem Mastbaum festgebundenen Hände so fest geschnürt worden waren, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

— Ein Schooner ohne Kaperbrief hat uns genommen und wie Hunde behandelt, rief der Schiemann, als wir ihn losbanden; die Mannschaft ist unten in der Kajüte.

„Und Eure Kameraden — wo sind die?“

— Die sind mit Ausnahme der Beiden, die Euch angerufen haben, und von welchen der Eine nun zu Euren Füßen liegt und der Andere eine Atzung der Hayfische geworden ist, im unteren Raume.

Wir stiegen hinab, öffneten den Raum und fanden dort sechszehn Mann vor, die wir mit Piken und Säbeln bewaffneten.

„Was ist denn das für ein Schiff, da unten, uns unter dem Winde?“ fragte der Lieutenant den Schiemann.

Letzterer hatte noch nicht geantwortet, als ein von der Brigg abgefeuerter Musketenschuß uns bekundete, daß unser Capitain wach war.

„Wir sind im Besitz des Schiffs!“ rief der Lieutenant.

„„Schon gut, schon gut! Hängt zwei Leuchten an Euren Mittelmast aus und das blaue Fanal an den Bogspriet; schließt Euch der Flotte an; morgen früh will ich das Schiff recognosciren und das Nöthige verfügen.““



Digitized by Google

Wir thaten, was uns geheißen worden war; wir setzten die befreite Mannschaft wieder in den Besitz ihres Schiffes, und hielten uns dann möglichst dicht zu der Flotte. Während die erlösten Matrosen sich mit dem Manöver beschäftigten, stieg der Capitain zur Kajüte hinab; ich folgte ihm auf der Ferse, ein Pistol und den Säbel in der Faust. Nie, nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot, als wir eintraten. Es war die Kajüte eines Schiffes von fünfhundert Tonnen Gehalt, höchst elegant möblirt, geschmückt mit schimmernden Draperieen, Vergoldungen, damastenen Gardinen, der Fußboden von Mahagonyholz. Zwei silberne Lampen, die an der Decke hingen, schaukelten durch die Bewegung des Schiffes hin und her und ihr Licht ward durch die Menge kleiner Spiegel reflectirt, welche die Pannele zierten. Im Hintergrunde, in einer Vertiefung, die bei kalter Jahrszeit für einen Ofen bestimmt war, stand ein schönes Pianoforte von Ahornholz, auf welchem ein Damenhut mit einem Blondenschleier, ein grüner Sonnenschirm und ein Paar Handschuhe lagen, welche noch die gerundete Form der Hände hatten, welche sie ausgezogen. In der Mitte diente der große Mast, welcher durch die Kajüte ging, statt einer Säule: höchst sauber ausgeschnitzt, in ihren Hohlkehlungen vergoldet, lief sie in einem goldenen Tannenapfel aus, dessen Zweige sich weithin über den Plafond schlängelten und längs vergoldeten Trumeaux hinzogen. Auf einem Mahagonytische stand ein Abendessen angerichtet: man sah hier crystallene Karaffen, silberne Schüsseln und auserlesene Speisen: aber alles in Unordnung. Einige Trümmer von zerbrochenen Flaschen lagen am Boden; Teller und Schüsseln waren umgestürzt: alles trug die Spuren eines gewaltigen Auftrittes an sich. Der Capitain lag, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, den Mund durch einen Knebel verschlossen, über zwei Stühlen, den Kopf herunterhängend; sein erschwertes und röchelndes Athemholen, sein stierer und convulsivischer Blick, und sein hochroth angelaufenes Gesicht deuteten an, daß ihm in der Brust oder im Kopfe eine Ader gesprungen seyn müsse. Wir banden ihn sogleich los, dann wurde er zur Ader gelassen und in eine Hängematte gelegt: es war ein athletischer Mann. Wir konnten ihn aber nicht retten, er war nicht im Stande, ein einziges Wort von sich zu geben, und lebte nur noch eine Viertelstunde.

An ihren Sesseln in der Kajüte festgebunden, hatten vier Engländer, schwarz gekleidet und dem Ansehen nach den ersten Classen der Gesellschaft angehörend, nicht einen Laut von sich gegeben, seit sie unserer ansichtig geworden waren. Wir machten sie frei. Vor uns, dem Pianoforte gegenüber, im Lichte der beiden Lampen, daß sie in ganzer Figur sehen ließ, standen sechs Männer mit Galgenphysiognomieen, die Arme untergeschlagen. Drei von ihnen waren Mulatten, klein von Wuchs, aber musculös; ein Vierter war ein Südamerikaner, von schwarzem Haar und hagerem viereckigten Gesichte. Diese Vier hatten keine andere Bekleidung als leinene Beinkleider. Sie stierten uns mit kreuzweis übergeschlagenen Armen und schweigend an, wie wenn sie sich in ihr Geschick ergeben hätten und es nun mit der Ruhe der Verzweiflung abwarteten.

Die beiden Letzteren waren Franzosen. Diese lehnten sich nachlässig an die Wand, wie wenn sie sich in einem Salon befunden und hier die Tänzer einer Quadrille bewundert hätten. Sie waren umgürtet mit gelbseidenen Schärpen; ein Netz in Bearner Weise, mit Gold durchwirkt, hing ihnen auf die Stirn herab, und kleine blaue Jagdwämser, mit goldenen Knöpfen, machten ihre Uniform vollständig. Diese Räuber, die ganz das Wesen französischer Edelleute hatten, trugen eiserne Stutz- und Backenbärte, und einer von ihnen, dem die Lippe unter der Nase gespalten war, schielte stark. Es lag Muth und Stärke in der Kaltblütigkeit, mit der sie uns empfingen. War ihnen, mitten unter dem Silbergeräthe und den Gedecken, hatten sie ihre Dolche, Pistolen und Säbel hingelegt, die Spitze auf sich gerichtet, das andere Ende uns zugekehrt, als Zeichen ihrer Unterwerfung. Wir legten ihnen Handschellen an; sie verzogen keine Miene dabei.

„Nun mit ihnen hinab in den Raum!“ sagte der Lieutenant, „jetzt wollen wir uns mit unseren armen Landsleuten beschäftigen.“

Es waren dieses Leute, die nicht eben an Gefahren gewöhnt waren, junge Adeliche, die nach Indien gingen, um dort die einträglichen Stellen anzutreten, welche die Regierung ihren Günstlingen verleiht. Außerordentlich war der Eindruck, den ihre unerwartete Befreiung auf sie hervorbrachte. Der Eine begann die Gigue zu tanzen, der Zweite sang ein Opernliedchen, der Dritte weinte wie ein Kind. Der Letztere hielt mich für den Caper-Capitain und bat mich, ihn nicht zu tödten. — Aber, o Himmel! als wir eine Gardine wegzogen, die, dem Fortepiano gegenüber, im Hintergrunde der Kajüte, ein Sopha verdarg, welch ein Anblick bot sich uns dar! Ein junges Mädchen von seltener Schönheit lag, noch lebend, aber mit blutendem Haupte, fliegenden Haaren, Schaum vor den blassen Lippen, hingestreckt auf dem Sopha. Bald ließ sie ein nazusammenhängendes Gebet, bald ein hysterisches Lachen, dann einen tief heraufgeholten Seufzer hören; dann weinte und schluchzte sie wieder und wand und krümmte sich, wie in Krämpfen. Wir sahen sie schweigend an; zuletzt sollte sie, wie todt, auf den Boden nieder. Die Unglückliche kam nie wieder zu Verstand; all unsere Pflege war vergebens, und da ihr Vater, der Schiffscapitain, todt war, so mußte sie ihre ganze übrige Lebenszeit in einem Tollhause zubringen. Welch furchtbares Geschick!

Wir hinterließen die sechs Buben, deren Proceß bald gemacht war, auf den Barbaden; das junge Mädchen wurde einem Schiffe mitgegeben, das nach England abging, und wir brachten noch einige Zeit in der Bucht zu. Es ist für die Europäer in der That höchst befremdend, diese aus Backsteinen, ganz weiß und grün, aufgeführten Städte zu sehen, bevölkert mit schwarzen Gestalten, welche sich auf den weißen Wänden wie dunkle Flecken abspiegeln, und diese putzsüchtigen Kreolen, die, von früh Morgens, in ihrem besten Anzuge die Stadt durchstreifen. Die Zeit geht auf den Barbaden ganz angenehm dahin, das läßt sich nicht in Abrede stellen. Die Diners und Bälle, die von den europäischen sehr verschieden sind, nehmen kein Ende. Man findet dort eine Menge merkwürdiger Erfindungen, um möglichst angenehm zu leben; ich will nur einer davon gedenken: eine Mühle oder ein Ventilator, die an einem der Fenster des Eß-Salons angebracht ist, setzt eine kleine Pumpe in Bewegung, die in ein weißblechernes Gefäß salpeterisirtes Wasser schöpft. Unter diesem Gefäße stehen, in angefeuchteter Baumwolle, die Flaschen. Dies Wasser, welches das Zimmer kühl erhält, läuft durch eine kreisförmige Röhre und tröpfelt dann durch kleine Löcher in das erwähnte Gefäß von Eisenblech, dessen Boden mit Salpeter und Nitrum bestreut ist. Ha! wie man gut lebt auf den Colonieen und wie dort jeder Genuß mitgenommen wird, der nur zu haben ist.

Binnen wenig Tagen kamen wir nach Jamaica. Ich fand die niedliche Stadt Kingston wieder, mit ihrem Strande von feinem Sande, mit ihren hübschen, malerischen Häusern, ihren geschäftigen Kaufleuten, ihren Eisengattern, bestimmt, die Ruhe der Einwohner zu schirmen und sie von der Straße zu trennen. Der Lieutenant hatte Briefe für den Admiral mitgebracht, man mußte aber erst zum Marine-Agenten zu gelangen suchen, was nicht so leicht war; denn es war um die Mittagszeit, und die Kingstoner lassen sich nicht gern in ihren Tafelfreuden stören.

Wir schüttelten am Gatter, wir riefen: aber alles vergebens. Endlich entdeckte einer unserer Neger einen Eisendraht, der in einem Ringe auslief, und der also wohl als Glockenzug dienen mußte. In der That ließ sich, so wie wir an diesen Draht zogen, auch ganz vernehmlich ein Glöckchen hören — doch ohne daß sich jemand blicken ließ. Bei dem vielen Rütteln an dem Gatter fanden wir am Ende zur Linken einige

Digitized by Google

Stäbe, die sich von selbst öffneten und die als Ausgang dienten; sechs breite Marmorstufen führten uns zu einem viereckigten Hofplatze und über diesen zu einem Vorzimmer oder Vestibül. Wir traten da hinein. Diese ostindischen Satrapen leben wie vormals Darius, und selbst ihre Sclaven stehen nicht gern vom Tische auf. Die Mulattin und zwei junge Mädchen, die mit ihr an einem Tische aßen, fanden es kaum der Mühe werth, aufzublicken und mir eine Antwort zu geben. Ihre gastronomische Thätigkeit blieb trotz unserer Gegenwart in vollem Gange, und erst nach der dritten oder vierten Anfrage erwiederte die Haldnegerin:

— Der Herr ist zu Hause; aber er sitzt bei Tische.

„Schon gut; aber sagt ihm nur, ein Offizier von der königlichen Brigg Victory hätte Depeschen an den Admiral abzugeben."

— Ei, meine Herren, wenn dem so ist, so dürfen Sie mir nur folgen.

Wir gingen durch eine Gallerie und gelangten zum Fuß einer Treppe von massivem Mahagonyholz, sehr schlecht erleuchtet und mit einem Geländer von sonderbarer Sculptur.

— Sagt dem Herren, rief die Mulattin von unten hinauf, es wären Herren von der Marine da, die ihn zu sprechen wünschten. Geschwind, Tobias, rühme Dich! —

(Der Beschluß folgt.)

---

## Der Rajah Rammohun-Roy.

(2.)

Es ist eine glückliche Idee, welche die Revue britannique gehabt hat, in jeder ihrer Lieferungen einige Seiten dazu zu bestimmen, das moralische und intellectuelle Bild solcher Menschen zu skizziren, die durch Talent und Geistes-Ueberlegenheit sich einige Celebrität erworben haben. Namen, die uns vielleicht fremd geblieben wären, haben dadurch unter uns das Bürgerrecht erlangt und sind selbst populair geworden. In der neuesten Lieferung befindet sich ein Artikel über das Leben und die Arbeiten von Rammohun-Roy, dem Brahminen, der zuerst die Ufer des Ganges verlassen, um seine tiefen Studien der Philosophie des Occidents zu widmen, und welchen vor einigen Monaten der Tod der Wissenschaft entrissen hat. Hier einige Stellen aus dieser merkwürdigen Biographie:

„Dieser außerordentliche Mann verstand zehn Sprachen, die er mit Leichtigkeit las und sprach; das Sanscrit und das Arabische, das er, als geschickter Kritiker, gründlich kannte; das Persische, Hindostanische, das Bengalische und Englische, was ihm gleich geläufig war; das Hebräische, das er hinlänglich kannte, um die Bibel mit Leichtigkeit und Genauigkeit zu übersetzen; endlich die griechische, lateinische und französische Sprache, die er verstand, doch minder geläufig sprach. Gegen einen Mann von solcher Fähigkeit, welcher die seinem Lande nothwendige Reform beabsichtigte und bescheiden begann, dessen Gelehrsamkeit um vieles diejenige übertraf, welche man den gefeiertesten Celebritäten unsers Zeitalters zuschreibt, was ist da, ich frage, der Ruhm unserer europäischen Wissenschaften- und Akademieen, die in unsern Revuen und Journalen so gewissenhaft aufgezeichnet und so ruhmredig ausposaunt werden?

„Rammohun hatte die Wissenschaft wie Pythagoras aufgefaßt: als eine Gewalt über die Welt, als eine göttliche Kunst. Aehnlich dem griechischen Philosophen in mehr als einer Rücksicht, hatte er, wie jener, weite Reisen unternommen, um seine edle Aufgabe zu lösen; er hatte, wie jener, eine schwierige Wiedergeburt versucht. Vielleicht ist mehr Talent und Heroismus erforderlich, die moralische Wiedererstehung eines in alten Aberglauben abgestumpften Volkes zu erwecken, als barbarische und wilde Völkerstämme zu civilisiren. Das jetzige Indien ist in eine tiefe Apathie und eine große Gleichgültigkeit für Alles, was nicht herkömmlich ist, versunken; seine Bewohner leben, so zu sagen, in derselben Stellung aufgeschichtet, in welcher ihre Vorfahren vegetirten: Sclaven ererbter Gewohnheit und Sitte, nur für sie Achtung hegend und ihr Glück von nichts abhängig glaubend, als von der hundertjährigen Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit ihrer Maximen. Mittelst dieser einzigen Verehrung materieller Gebräuche haben sie gänzlich vergessen, was die Grundlage jeder Religion und jedes Codex des Moralgesetzes seyn sollte.

„Für sie handelt es sich nur darum, diese oder jene Bewegung zu machen, diesen oder jenen Ritus zu beobachten, den Kopf nach Morgen zu wenden und ein streng formalirtes Gebet auszusprechen. Mit diesen Observanzen kann der fromme Hindu sich alles erlauben; er hat nichts von dem Zorne des Himmels zu fürchten; er wird die Vorschriften der Veda's nach der Metaphysik von Capila oder Vedanta auslegen. Er kann Gott läugnen, wenn es ihm so gefällt, Siva, den Zerstörer (den bösen Dämon oder Teufel der Hindu), oder die Göttin Puncha anbeten, ihre Feste in mit Blut und Ausschweifungen befleckten Orgieen feiern, die gewisse Brahminen sorglich pflegen und erhalten: alles ist unschuldig, wenn nur das Formular beobachtet wird.*)

„Die Gelehrten Europa's, die noch am meisten mit der Sanscritsprache vertraut sind, scheinen dennoch die Theorie des indischen Heidenthums nur zur Hälfte begriffen zu haben. Nach unserer Meynung findet man darin den ganzen römischen und griechischen Polytheismus, aber er macht nur einen Theil davon aus. Man gewahrt darin außerdem noch alles, was die christlichen Secten an Spiritualismus, Mysticismus und bizarrer Theurgie enthalten. Es ist eine Vergötterung aller Kräfte, nicht nur der physischen, wie im Polytheismus des Alterthums, sondern auch der moralischen und intellectuellen. Es ist die Apotheose von Allem, von Gott bis auf den Leichnam, vom strahlenden Gestirn bis zum Sandkorn: die unermeßlichste und kleinlichste, die erhabenste und entarteteste aller falschen Regionen: eine Religion, wozu alles gehört und alles zugelassen ist; die unsichtbare und die sichtbare Welt, der Aufflug der Seele und die Ausgelassenheit des Körpers. Die hinduischen Secten sind unzählig, wie die Leidenschaften, wie die menschlichen Launen und Einbildungen. Strenger Ascetismus, gewaltthätiger Fanatismus, friedlicher Quietismus, Selbstverläugnung, Mord, Blutschande und Raub; Alles findet sich darin, von den höchsten Tugenden bis zu den schändlichsten Lastern. Der Pharisäer erdrosselt den Reisenden in Folge eines religiösen Gesetzes und nach einem Codex anerkannter und respectirter Frömmigkeit. Der Paria flüchtet sich, nach demselben Gesetz, in die Wälder, verfolgt von dem Hasse (wohl mehr Verachtung) seiner Landsleute und lebt von Cadavern und Abwasch; alles ist geregelt, selbst Barbarei, Mord und Verbrechen aller Art: das ist noch mehr als der (tückische) Fatalismus.

*) Nun, allzustolz darf das christliche Europa eben nicht auf die hinduische Versunkenheit hinabsehen; wo Mönchs- und Pfaffengeist vorherrscht und gehegt wird, da ist wahrlich das Volk von der reinen Lehre des göttlichen Stifters unserer Religion eben so weit, und auf demselben Wege mißverstandener und rein mechanisch gewordener Gebräuche, abgekommen, als der Hindu von der ursprünglichen Brahma-Religion. Der Räuber in Spanien und Italien kniet neben den gebundenen oder doch entwaffneten Reisenden beim Schalle der Bergglocke nieder und betet, hat er sich bekreuzigt und sein Ave Maria gesprochen, unbefangen seine Plünderung fort. Unmittelbar nachdem er seine Unthaten gebeichtet und die priesterliche Absolution erhalten, verdingt sich der Bandit zu neuem Mord — wohl gar bei demselben Priester, und setzt noch ganz aufrichtig in die pünctliche Vollziehung des bezahlten Verbrechens an einem ihm gänzlich fremden Unschuldigen seine Banditen-Ehre. Das ist nach der glücklichen Restauration in Italien wieder eben so, wie vor der französischen Occupation.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Die Dichtkunst Indiens, so originell und so wenig begriffen, kann diesem System, das keine Gränzen als das Universum hat, zum Commentar dienen. Bei den Sanscrit-Dichtern folgt auf eine ganz patriarchalische Elegie, auf Fragmente von zarter Erhabenheit eine Beschreibung von blutgieriger Wuth. Die Extreme berühren sich darin: die sanfteste Idylle erscheint neben einer tragischen Stelle in Shakespeare's Manier, wenn dieser Dichter traurig und herzzerreißend ist; der gigantische Durchbruch von einer Menge Elephanten durch den Wald neben den Spielen unschuldiger Kinder, die Blumen pflücken und Kränze winden. Dichterisch betrachtet sind diese Sitten nicht ohne Schönheit und Grazie; aber nachdem eine lange Reihe von Jahrhunderten diese Gewohnheiten verschlechtert und diesem bizarren Glauben, einem erobernden und civilisirten Volke gegenüber, jedes Princip der Moralität geraubt hat, so ist es unmöglich, daß das Gesetz Manu's, so abgeschmackt ausgelegt, sich lange halten könne. Es giebt der Seele zu wenig Kraft: den Menschen in eine willkührliche und kindische Handlungsweise einschmiedend, bietet es den Leidenschaften einen zu weiten Spielraum, eine zu große Leichtigkeit dar, das Herz zu entnerven und den Bürger, den Krieger, den Rechtsgelehrten, den Familienvater in einen gleichgültigen, gefühllosen Sclaven der Willkühr und Laune zu verwandeln.

„Unter den schönen Kupferstichen, welche englische Künstler über Indien und seine Monumente verfertigt haben, giebt es mehrere, welche die Tempel des Landes vorstellen: es ist eine bizarre, gigantische, imponirende, unermeßliche Architectur. Der ursprüngliche Genius aller Style scheint sich da zu finden. Alle Typen der Häßlichkeit sind da vergöttert, man brennt Weihrauch, man hängt Blumenkränze vor einem widerlichen Ungeheuer auf, das auf einem Altare kauert. Anderwärts findet man Götter-Gestalten, deren Schönheit an die Ideale Griechenlands erinnert. Weiterhin empfangen Büffel-Köpfe und riesige Eidechsen von Bronze die nämlichen Huldigungen. Ein Gott, so schön wie der hellenische Apoll, ist mit funfzehn Armen geziert und ruht auf einem dreifachen Körper: es ist die Vollkommenheit der Formen mit der scheußlichsten Monstrosität vereinigt. Die Sonne glänzt in weiten, unbedeckten und von Marmor schimmernden Höfen. Eine niedrige Pforte von zwei Löwen, unbeweglichen und ewigen Wächtern, gehütet, führt in eine dunkle Höhle oder Gewölbe, wo man einen langen Gang von niedrigen und zertrümmerten, aber wundersam gearbeiteten und an allen Nachahmungen des zartesten Reißels reichen, Säulen entdeckt. Im Fond ist eine Quelle, welche im Tempel springt und einem großen innern See das Wasser giebt, den Figuren von scheußlichem Ansehen umgeben. In diesen Tiefen, in diesem Sanctuario (wie möchten das deutsche Wort Heiligthum noch wenigen brauchen), zugleich Symbole des Schreckens und der Schönheit, haben die Bayaderen ihre Tänze aufgeführt, sind die Menschen-Opfer vollbracht worden — haben die Weisen nachgedacht und — geträumt; haben die Brahminen, die ersten Metaphysiker der Erde, die Lehrer Griechenlands, über den göttlichen Pneusch, über das Seyn und Nichtseyn, das Ich und Nicht-Ich gebrütet; haben die blutigen Thorheiten der Sipuiten beim Schein der Lampen stattgefunden. Wollust, Weisheit, Philosophie, Barbarei, alles war geheiligt, alles war göttlich. Das Volk, durch seine Geburt und das Gesetz seiner Caste dieser oder jener erblichen Lehre zugethan, glaubte sich für ewige Zeiten daran gebunden: es vollbrachte den Mord oder vergoß sein eigenes Blut auf dem Altar ohne Gewissensvorwurf und ohne Reue.

„Das ist die Religion, verkehrt durch die Sitten der Zeit und jetzt auf ihren Leichnam, ihr Skelett reducirt, welche Rammohun-Roy hat reformiren wollen. Die ersten Versuche dieser schwierigen Unternehmung sind nicht ohne Erfolg gewesen, aber Rammohun hat ihr sein Vermögen und seine Stellung geopfert; sein Vater hat ihn enterbt. Die englische Regierung, immer eifersüchtig auf den Einfluß, welchen die Eingeborenen Indiens erlangen können, hat ihm nur eine kleine Remuneration und eine wenig wichtige Stelle gegeben; er ist zum Dewan, d. h. Steuer-Einnehmer, des Districts Rungpur ernannt worden. In dieser Eigenschaft hat er der englischen Regierung kostbare und unbekannte Documente über den Zustand der Finanzen Indiens und über die zur Verbesserung des Systems der Besteuerung und der hindustanischen Jurisprudenz anzuwendenden Mittel geliefert. Herr Digby, Beamter der ostindischen Compagnie, der sich damals in dem District Rungpur befand, wurde des Rajah Freund. Sie studirten die orientalischen und europäischen Sprachen zusammen. Diese vertraute Freundschaft wurde das Mittel und die Grundlage der tiefen Kenntnisse, die Rammohun in der Folge erlangte: kein Asiate hat wohl in dieser Laufbahn den Philosophen, von dem wir sprechen, übertroffen oder auch nur erreicht.

„Mehrere seiner entfernten Verwandten starben und so benutzte der Sohn der Brahmanen die schwachen Reste ihrer Erbschaft, um sich in Calcutta niederzulassen, wo er sich ganz dem Studium widmete. Von seiner frühesten Jugend an war er sehr im Sanscrit und Arabischen bewandert, deren metaphysische Subtilitäten die Grundlage seiner Arbeiten gewesen waren. Mit dem Persischen, der eleganten und schmuckvollen Sprache der orientalischen Civilisation, war er so vertraut, wie mit seiner Muttersprache. Niemand hätte eine vollständigere und philosophischere Geschichte der orientalischen Poesie schreiben können, die so wenig von den Abendländern begriffen worden ist.

„Ich habe ihn zu Calcutta gekannt. Abends, wenn der Mond am Himmel aufging, stiegen wir zusammen in einen leichten Tandem, den er selbst fuhr, und während das Pferd, das im Schritte ging, uns um die Stadt herum zog, wiederholte Rammohun gern die mystischen Inspirationen von Hafiz und die moralischen Maximen von Sadi. Ich hörte mit Vergnügen diesen so würdigen Mann, von einem so reinen Lebenswandel, dessen Studien alle ernst, und dessen Gedanken auf den Zweck religiöser Reformation gerichtet waren, diese harmonischen und zarten Verse recitiren. Er gab damals in Calcutta ein in persischer Sprache geschriebenes Journal heraus. Als die ostindische Compagnie die Freiheit der Presse in Indien vernichtete, war er genöthigt, sein Journal zu unterbrechen. Ich war der Vertraute seiner Klagen und seines Schmerzes und redete ihm zu, bei den Oppositionsgliedern des englischen Parlaments dagegen zu reclamiren; aber Rammohun war in Indien erzogen und, ungeachtet seiner Liebe zur Freiheit und seines überlegten Muthes, war Gehorsam gegen die bestehende Gewalt für ihn eine Religion: er begnügte sich mit einer Vorstellung, die nicht gehört wurde, und schwieg.

„Wie man gesehen, richtete er die ganze Energie seiner Intelligenz auf die religiöse Form. In dieser Sphäre entwickelte sich die ganze Kraft, die ganze Fruchtbarkeit seiner Hülfsmittel. Seit den ersten Jahren seiner Jugend hatte er die verdorbenen Systeme der Brahmanen verworfen, er hatte die Unwahrheit der angeblichen Offenbarungen Mahomets gezeigt, und die Secten Manu's und die Anhänger des Islamismus zum Kampfe herausgefordert. Seine gründlichen Untersuchungen über den Ursprung der Ved's und über die geheiligten Puranas hatten ihm den klarsten Beweis geliefert, daß die ursprünglichen Doctrinen des alten Indiens in einem reinen Theismus bestanden: er erkannte in dem Mahomedismus dieselbe Grundlage. Mahomed, Verfasser des Koran, Zerstörer des alten Götzendienstes der Araber, schien ihm einer der größten Männer, deren Andenken die Geschichte bewahrt hat. Nachdem er sich diesem doppelten Studium gewidmet, lernte er hebräisch und lateinisch,*) um die Texte

*) Soll vielleicht heißen griechisch, da ihm das, hinsichtlich des Textes des erwähnten neuen Testamentes, nützlicher zu einem gründlichen Studium gewesen wären, als die Vulgata. Anm. d. Red.

Digitized by Google

der Bibel und des neuen Testamentes lesen zu können. Der ehrwürdige William Adams unterstützte ihn in seinen Bemühungen und ein jüdischer Rabbiner gab ihm Unterricht im Hebräischen. Nach einer langen, geduldigen und gewissenhaften Nachforschung gelangte Rammohun zu demselben Resultate, das ihm schon seine vorhergehenden Studien geliefert: daß nämlich der reine Theismus auch die wahre Doctrin des Christenthums sey. Und was das sonderbarste war, das ist, daß der Missionair, der Rammohun bei seinen Untersuchungen und Arbeiten half, William Adams, ein Mann von Talent, Wahrheitsliebe und großen Kenntnissen, die Ueberzeugung seines Schülers theilte, den Glauben verläugnete, den er angenommen und zu welchem er sich bis dahin bekannt hatte, und Mitglied der unitarischen Kirche wurde.

„Seit dieser Zeit widmete der Rajah alle seine Zeit und alle seine Bemühungen der Verbreitung des Theismus. Er sah in der Lehre Jesu etwas Reineres, Moralischeres und Vollständigeres als in den symbolischen Dogmen Mahomeds und der Veda's. Die Wunder von der moralischen Lehre scheidend, gab er einen Auszug des Evangeliums unter dem folgenden Titel heraus: Jesus, der Führer zum Frieden und zum Glücke. Die anabaptistischen Missionaire, die sich in Serampore befanden, erhoben sich laut gegen den christlichen Theismus des Rammohun; sie behaupteten, daß er einen neuen Christianismus gründen wolle: er antwortete auf diese Beschuldigungen und gab nach und nach mehrere Tractaten heraus, in welchen er die Behauptung aufstellte, daß die Theorie der Dreieinigkeit, des heiligen Geistes, der Communion, der Erlösung ꝛc. weder im alten noch im neuen Testamente angedeutet wäre und daß diese symbolischen Dogmen, dem orientalischen Gnosticismus entlehnt, vielmehr ihre entfernte Quelle in der alten Metaphysik Indiens und Persiens hätten.

„Die Einheit Gottes — das war das Ziel und der Zweck der ganzen Lehre des Rajah. Das sey, sagte er, die einzige Religion, die einst herrschen müsse, und nach welcher alle Civilisation hinstrebe. Die heiligen Bücher Indiens, Arabiens, Persiens und Europa's lehrten, nach ihm, dieselbe Doctrin, die, durch die Priester verfälscht, schlecht ausgelegt von den Theologen, zuletzt so umgeformt worden sey, daß sie nicht mehr zu erkennen wäre. Er bot alles auf, sie zu begründen und zu verbreiten. Tag und Nacht verfolgte er, durch Wort und Schrift, mit dem Eifer eines Apostels und der Hingebung eines Märtyrers, diese sich selbst gemachte Aufgabe, immer bereit, diese Sache gegen den Atheisten und den Götzendiener, gegen den katholischen Christen und den Brahmanen zu vertheidigen und aufrecht zu halten. Ich habe ihn zugleich mit einem Manne, der an die Existenz Gottes glaubte und mit einem, der Gott läugnete, disputiren gehört. Beide sind in Indien nichts Seltenes. Einst, als ich ihn in seinem Landhause bei Calcutta besuchte, fand ich ihn in einer lebhaften Controverse mit einem Schüler des Budha, der sich zum Atheismus bekannte. Die Discussion hatte den ganzen Tag gedauert und der Brahmine hatte keinen Augenblick ausgesetzt, um sich zu erholen, noch selbst die gewöhnliche Nahrung zu sich genommen. Es sey ihm lieber, sagte er, über einen Atheisten zu triumphiren, als über hundert Götzendiener. Der Götzendienst war für ihn ein Gegenstand der Verachtung; der Atheist schien ihm gefährlich: denn er war innig von der Wichtigkeit der Religion für das Glück des Menschengeschlechts überzeugt.

„In England war sein Betragen ehrenwerth, bescheiden und weise: der feine Tact, der ihn auszeichnete, ließ ihn nicht verkennen, daß er, in einem, in tausend religiöse, dissentirende Secten getheilten Lande, keinen Antheil an der Controverse nehmen müsse und daß sein Charakter als Gesandter des Kaisers von Delhi noch strenger theologische Streitigkeiten verbiete, die seine Meynungen zu erwecken nicht hätten verfehlen können. Man lud ihn von allen Seiten zur Discussion ein und drang in ihn, die Argumente der Theologen aller Secten zu beantworten. Er äußerte sich in unbestimmten Worten über die Schönheit und Größe des christlichen Glaubens, unter dem moralischen Gesichtspuncte betrachtet und enthielt sich klüglich, in irgend eine Controverse einzugehen. Er hörte nach und nach die größten Prediger Englands, ohne den engherzigen Ideen der Sectirer Einfluß auf seine Ueberzeugung zu verstatten und sich das Joch einseitiger Meynungen und der Intolerenz aufbürden zu lassen.

„Rammohun war Kritiker, ohne Scepticker zu seyn, Theolog ohne Spitzfindigkeit, Literator ohne Eitelkeit, Philosoph ohne Stolz. Seiner Bekehrung zum Theistenthume lag kein Motiv der Ehrsucht zum Grunde: denn er hatte unter den christlichen Secten die am wenigsten mächtige und die am wenigsten verbreitete gewählt. Er glaubte, daß die Verbreitung des Christianismus in seiner reinsten Form allein zur Verbesserung des Menschengeschlechts beitragen könne; sein Zweck war, in Hindustan einen Kern von Menschen zu bilden, die dem neuen Glauben der Einheit Gottes zugethan wären: ein Glaube, der, nach ihm, der Glaube Mann's, Jesu Christi und Mahomeds gewesen ist.

„Wirklich sind die Schüler Rammohuns zu Benares, Calcutta und Delhi ziemlich zahlreich. Der jetzige Zustand Indiens begünstigt sie; die moderne Civilisation leiht ihnen ihre Unterstützung. Vielleicht wird aus dieser schwachen Quelle für den Orient eine neue Aera entspringen. Der Tempel des Brahmanismus fällt in Trümmern. Er hat nur noch Herkommen und Gewohnheit für sich.

„Jedenfalls konnten die abendländischen Doctrinen keine Wurzel im Orient schlagen, wenn nicht ein Asiate sie dahin verpflanzte und pflegte. Wer weiß, ob nicht einst die Bücher Rammohuns, jetzt wenig bekannt, werden verehrt und vervielfältigt werden, als die heiligen Schriften einer neuen Welt?

„Indem wir unsern aufrichtigen Wunsch ausdrücken, daß der christliche Christianismus Rammohuns sich in Indien fortpflanze, sprechen wir mehr als Freunde der Menschheit, denn als Unterthanen des brittischen Reiches; denn von dem Augenblicke an, daß Hindustan so weise und der Civilisation so günstige Lehren angenommen haben wird, wird unsere Macht über dieses schöne Land schwächer werden und nothwendigerweise fallen. Im Verhältniß als unsere Ueberlegenheit abnimmt, wird unsere Autorität gefährdet werden. Unter dem Gesichtspunct der Energie, der Moralität, der Geduld kann die jetzt servile und abgestumpfte Bevölkerung, welche Hindustan bewohnt, nicht mit den europäischen Nationen verglichen werden; aber die Natur hatte sie nicht geringer als uns geschaffen. Sie war poetisch, sinnreich, brav, edel, feurig, fähig alles zu begreifen und alles zu erwarten geboren. Es hat zwanzig Jahrhunderte und einer solchen Religion wie die ihrige bedurft, um alle diese Eigenschaften zu ersticken. Es ist unberechenbar, was ein solches Volk mit europäischer Civilisation vermögen würde.

„Rammohun hatte das sehr wohl begriffen, während er sich nur mit der religiösen Wiedergeburt zu beschäftigen schien. Auch war es in der That nur die moralische Regeneration, die er bezweckte. Oft plauderte er mit mir; und in vertraulichen Augenblicken gestand er mir, daß der wahre Zweck seiner Bemühungen allen Augen entschlüpfe.

„„Glauben Sie,““ sagte er mir, „„daß ich eine so hohe Wichtigkeit an diese oder jene Form des Opfers, diese oder jene Art Gott anzubeten, knüpfe? Da würden Sie sich irren. So lange die Hindu's Götzendiener sind, werden sie unfähig seyn, sich durch ihre eigenen Gesetze zu regieren und das Haupt zu erheben; wenn sie das Christenthum von ihren jetzigen Herren blind annähmen, so würden sie nothwendigerweise die Vasallen dieser Herren werden.*) Gott gebe, daß sie beiden

*) Warum nothwendigerweise mehr, als sie es jetzt schon sind? Die momentan größere geistige Abhängigkeit würde sich, auch in diesem Falle,

Unfällen entgehen mögen, die alle beide zu demſelben Reſultate, Sclaverei und Elend, führen würden! Setze man dagegen einen eigenen Glauben voraus, der mit denen der Induſtrie der abendländiſchen Völkee entlehnten Hülfsquellen verbunden iſt, ſo iſt es unmöglich, daß, in einem gegebenen Zeitraume, das alte Hinduſtan ſich nicht eehebe und wieder erblühe. Jetzt wüede es unnütz ſeyn, in Indien zu verſuchen, eine politiſche Revolution zu erregen. Die Idee'n von Regierung und Freiheit ſind ſelbſt dem Volke nicht angeboren. Die religiöſe Reform muß man voe Allem verſuchen. Die Religion iſt der große Hebel vom ganzen Orient.""

„Rammohun hat einige politiſche Flugſchriften, Teactaten über die Finanzen, übee die Steuern, über das Salz-Monopol, über das Eeb-ſchafts-Geſetz in Indien herausgegeben. Welche vielumfaſſende und leicht auffaſſende Intelligenz! In allen ſeinen Weeken findet man eichtige Idee'n, eine durch ſeine Feinheit und guten Geſchmack meekwürdige Diseuſſion und Documente übee die von den muſelmanniſchen Eroberern Indiens in dieſem Laude eingefühete Adminiſtration, welche man undeewärts veegebens ſuchen würde.

„Ich, dee ich ihn nähee gekannt habe,*) ich kann verſichern und behaupten, daß niemand jemals die geſelligen Tugenden, Freundlichkeit, Genzie und Wohlwollen weiter getrieben haben kann; ſeine Höflichkeit, noch übeedies nach den diesfallſigen ſtrengen Geſetzen des Orients geregelt, galt in England für ängſtlich und übertieben. Aber in dieſee Hinſicht ſind wir, man muß es eingeſtehen, noch ein wenig Baebaren. Die Hofleute von London wuern noch weit von der orientaliſchen Etiquette entfernt, die Rammohun nie hat aufgeben können und die er in ſeine verteauteſten Verhältniſſe nach Europa mitgebracht hat. Ee wurde von den höchſten Perſonen Englands und Frankreichs geſucht, die ſein Verdienſt errietben, ohne es vielleicht doch nach ſeinem ganzen Werthe zu würdigen. Ee wae ein Weiſee, ein Mann von Talent, ein Reformatoe, den das Schickſal und vielleicht die Hand dee Voeſehung auf die Gränzen zweiee Welten, zwiſchen den alteenden Occident und dem Orient, dee einer verjüngten Zukunft entgegengeht, geſtellt hat.

---

## Das Bild der Königin von England.

(L.)

Seit mehreren Wochen iſt in einem Saale der Böeſen-Halle ein Bildniß Jhree Majeſtät, der jetzt eegierenden Königin von England, gebornen Prinzeſſin von Meiningen, ausgeſtellt, das die Aufmerkſamkeit wohl veedient, welche die zahleeichen Beſuchee dieſes Locale's ihm gewidmet haben. Abgeſehen von der Aehnlichkeit, die wie nicht zu beurtheilen vermögen, die wie abee aus dem eigenthümlich phyſiognomiſchen Charakter des Geſichtes und dee Geſtalt, wie beides nicht füglich das Product der Phantaſie oder dee Schwiechelei ſeyn kann, veemuthen, zeugt dieſe Arbeit von dem gründlichen Studium, welchem ſich der Schöpfer deeſelben während ſeines mehejährigen Aufenthaltes in Rom und in Italien übeehaupt, ſo wie ſpäter in England ꝛc. mit ſo viel Fleiß als Genius und Auffaſſungsgabe gewidmet hat. Das Bild hat Styl und Haltung in Anlage, Zeichnung und Colorit, und, ohne dem Urtheil competenter Richter und Künſtler vorgreifen zu wollen, glauben wir doch ohne Anmaaßung behaupten zu können, daß ſelbſt ſchon in den Gewändern und der Staffage unter dem Geſichtspuncte des Fleißes, wie der unbeſtreitbaren Wirkung, dem Künſtler veedientes Lob gebührt.

Unter dieſen Umſtänden aber tritt noch eine andere Theilnahme billig hervor, wir meynen die patriotiſche und mitbürgeeliche. Der Schöpfer dieſes Bildes iſt Herr Flor, dee Sohn eines in unſerer Stadt noch in dankbaeem Andenken lebenden Geſchäftsmannes, deſſen Haus zu ſeiner Zeit der Sammelplatz für auswäetige und einheimiſche Gelehrte und Künſtler wae; der kürzlich von ſeinen Reiſen in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt iſt und ſeinen und der Kunſt Freunden dieſen Beweis ſeiner Ausbildung vorzulegen nicht hat veeſäumen wollen.

Wie es indeſſen zu gehen pflegt, ſo haben ſich auch, weniger über das Bild ſelbſt, als in Beziehung auf ſeine Entſtehung, mancherlei halbwahre und ganz falſche Meynungen und Gerüchte verbreitet, welche zu berichtigen und resp. zu widerlegen, welches auch ihee Quelle ſeyn möge, Heern Flor am Herzen liegen muß. Er hat uns daher autoriſirt, folgende Notizen darübee, die ee uns mitgetheilt hat, zur Kenntniß unſerer hieſigen Leſer zu bringen:

„Das in der Böeſen-Halle ausgeſtellte Bild Jhrer Majeſtät, der Königin Adelaide von Englund, in ganzee Figur und im Krönungs-Oenate, wurde von dem Verfertiger deeſelben (Herrn Flor in Hambueg) wäheend ſeines nierjährigen Aufenthaltes in England gemalt und iſt eine Copie desjenigen Porteuits, zu welchem ihm Jhre Majeſtät dei Sitzungen huldreichſt gewäheten, und das ſich in dem Beſitz des Lords Huwe in London befindet, welchem Jhre Majeſtät damit ein Geſchenk zu machen geruhten. Letzteees Bild (d. h. das Original-Portrait) iſt jedoch nur halbe Figur und in der Kleidung der Königin Johanna von Aeragonien, von Raphael, im Louvre zu Paris.

„Um jedes Miſveeſtändniß zu vermeiden, und beſonders eine fälſchlich gefaßte und geäußerte Meynung zu wideelegen, als habe Jhre Majeſtät übee das hier ausgeſtellte Bild in der Krönungskleidung dem Künſtler ihee Gnade entzogen, daef nue erwidert werden, daß die Königin vun einem von demſelben vor Knezem in London vollendeten Bilde Jhree Nichte, der ſeligen Prinzeſſin von Weimae (eine um ſo ſchwierigere Aufgabe, als ee, der ſie nie gekannt, nach einer Büſte und einem Miniaturgemälde zu arbeiten beſchränkt war), ſo befeiedigt und überraſcht war, daß ſie Heren Flor den Auftrag ertheilte, in Windſoe eine Copie dieſes Bildes füe die Herzogin Muttee der Prinzeſſin zu verfertigen und ihm üder die Ausführung deeſelben peeſönlich iheen höchſten Beifall zu äußern geruhte."

---

## Reichthümer der Klöſter älterer Zeit.

(N.)

In dem Mittelalter herrſchte in den mönchiſchen Inſtituten eine Pracht und ein Reichthum, womit die königlichen Paläſte nicht Scheitt halten konnten. So deherbergte das Kloſter Cluny im Jahe 1245 zu einer und derſelben Zeit, nach dem Lyoner Concilium, die folgenden hohen Herrſchaften und deren zahlreiches Gefolge auf eigene Koſten: den Papſt, zwei Patriarchen, zwölf Cardinäle, deei Erzbiſchöfe, funfzehn Biſchöfe, meheeee Aebte, St. Louis nebſt der Königin Mutter, ſeinen Bruder und ſeine Schweſter, den Kaiſer von Conſtantinopel, die Söhne des Königs von Arragonien und Caſtilien, den Herzog von Burgund, ſechs Grafen ꝛc. ꝛc.

---

durch Verſtandesmündigkeit, wenn gleich vielleicht etwas ſpäter als auf dem hier angegebenen Wege, zeitig ausgleichen. Anm. d. Red.

*) Der Verfaſſer dieſes Artikels iſt Herr Sandford Arnoet, Secretair der Geſandtſchaft des Rajah.

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 868. Hamburg. Sonnabend, den 16. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Tom Cringle, oder Scenen aus dem Seeleben.

(Beschluß.)

(N.)

Da wir keine Antwort erhielten, so stiegen wir hinauf. Im ersten Stockwerk waren wir dann Zeuge von einem beendigten Kampfe, der im zweiten Stockwerk vorfiel. Ein stämmiger Neger, dessen weiße Zähne einer Kapaunen-Keule kräftig zusetzten, floh vor einem seiner Kameraden, der, einen schweren silbernen Löffel schwingend, hinter ihm drein war. Der Flüchtende wie der Verfolger, von welchen der Eine noch einen Korb mit Eßwaaren auf dem Haupte trug, rannten so heftig auf mich ein, daß sie mich auf die Mulattin und mit dieser zu Boden warfen, dabei dann aber auch ihrerseits zu Falle kamen. Als der Herr des Hauses nun, durch all diesen Lärm herbeigerufen, vom Tisch aufstand, um mit einer Kerze in der Hand dessen Ursache zu ermitteln, da sah er uns übergossen mit Sauce, fast ertränkt in Strömen von Schildkrötensuppe, bekleckt mit Constiaren-Grütze's und triefend von köstlichen Weinen. Statt unser Mißgeschick uns zu beklagen, rief er all seine Gäste herbei und wollte sich mit ihnen fast vor Lachen ausschütten. Es sind dies nun freilich nicht die zartesten Späße, doch haben die Colonisten ihre größte Lust daran.

Wir wechselten unsere Kleider, und betraten dann einen mit Krystall-Girandolen erleuchteten Speisesaal, wo ein Dutzend Gäste, meistens Militair-Personen, am Tische saßen.

„Sie sind so eben," rief der Herr vom Hause aus, als er uns eintreten sah, „Zeuge eines der ärgsten Gräuel gewesen, die hier zu Lande vorfallen. Ja, wir sind, wir es die beredtern Philantropen sagen, die sich wider die Sclaverei der Schwarzen erheben, alle Sardanapalen, Ungeheuer in Luxus und Verschwendung; selbst in unsere Späße mischt sich Barbarei mit ein, und wir haben unsere Freude daran, wenn so ein paar arme Neger sich um einen Hühnerknochen oder um eine Cocosnuß reißen. Ja," fuhr er fort, indem er sich erhob und die Arme ausstreckte wie der heilige Paulus von Raphael, „die Menschlichkeit, die Philanthropie, die Philosophie, die Religion verdammen solche Gräuel. Ein elender Afrikaner muß sich, zu einem Thiere herabgewürdigt, mit seinem Kameraden herumbalgen, um seinen Herrn zu amüsiren — welch eine Grausamkeit!"

Dabei that der Redner, als wischte er sich die Augen, und machte ein so komisch pathetisches Gesicht, daß wir sammt und sonders in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Erst gegen vier Uhr Morgens befanden wir uns wieder an Bord des Victory. Dann gingen wir sofort unter Segel und näherten uns den Gewässern von Nassau.

Am folgenden Abend gingen wir zu Nassau vor Anker, um hernach wieder den Bermuden zuzusteuern. Vier Tage später entdeckten wir ein Segel unter dem Winde, auf welches wir Jagd machten und es auch einholten. Es war ein schwedisches Schiff von Charleston nach Havre bestimmt. In seinen Papieren fanden wir nichts, was wir für feindliches Gut hätten halten können, daher wir es denn ungehindert seine Fahrt fortsetzen lassen mußten.

Bald nachher brachen sich schwere Wellen am Vordertheil unsers Schiffes und der Lieutenant, dem dies gemeldet worden war, ging mit mir auf das Verdeck.

„Alle Wetter!" rief er aus, „woher kann das kommen? es ist ja doch keine Klippe an dieser Küste."

Von einem Augenblicke zum andern bildete sich ein schäumender Kreis und es war, als wäre das Meer auf einem Raume von etwa hundert Klaftern durch eine innere Kraft in Schwung gesetzt und heraufgedrängt worden. Dabei brauste und kochte es, daß es unheimlich anzusehen war. Die schäumende Wassersäule zog unter dem Winde vor uns her, und schwellte immer stärker an, so wie sie weiter kam.

— Nur aufgepaßt, sagte ein Schiffsjunge; bald wird sie nach oben eine lange Röhre bekommen.

In der That erhob sich über dem immer schäumenden Wasserberge eine gewundene Säule, die von Minute zu Minute länger ward. Die Sonnenstrahlen spielten darin wie in einem Prisma.

„Ist die Kanonier-Schaluppe nach vorn?" rief der Capitain.

— Ja.

„Ist die Kanone geladen?"

— Ja.

„Ein wenig gewendet; ... so ... Feuer!"

Die Kugel schlug mitten in die Lawine ein und die große Dunstsäule schwankte, theilte sich und stürzte in das Meer, aus dem sie hervorgegangen war, zurück. Eine Minute später war dies ungewöhnliche Phänomen spurlos verschwunden.

Am andern Morgen weckte mich die Trommel aus dem Schlafe, und als ich auf das Verdeck kam, rannte alles durcheinander, um die Befehle des Capitains auszurichten. Ein Schiff, das alle seine Segel beigesetzt hatte, war am Horizonte sichtbar. Ernste Gruppen von Matrosen stellten sich bei den Kanonen auf und die Offiziere sahen unablässig durch ihre Fernröhre. Was war es für ein Fahrzeug? Etwa ein amerikanisches Kriegsschiff? Darüber waren die Meynungen getheilt. Die Jagd darauf begann, und als es uns in Schußweite gekommen war, wurden ihm einige Schüsse zugesandt, die es nicht beantwortete, sondern die Flagge strich: es war der Vampyr, ein Amerikaner, von vierhundert Tonnen, beladen für Bordeaux. Hurrah! hurrah! es war eine köstliche Beute. Funfzehn von unsern Leuten und ein Lieutenant nahmen den Vampyr in Besitz und der Victory zog seine neue Prise triumphirend hinter sich her.

Nach drei Tagen bekamen wir stürmisches Wetter. Gegen Mitternacht erscholl ein lautes Geschrei; unser Hintertheil war mit dem Vorder-



Digitized by Google

theil des Vampyrs zusammengestoßen, der letztere hatte sich um sich selbst gedreht, und beide Schiffe, die nun neben einander lagen, quetschten sich. Das gab nun einen heillosen Wirrwarr ab. Die Offiziere schrieen, die Matrosen fluchten, die Masten krachten, das Tauwerk riß in Stücken. Die beiden Massen, eine an die andere gefesselt, theilten sich, von den Wellen hin und her gewogen, beiderseits starke Stöße mit, und der Kampf dieser beiden Riesen im Wasser verursachte einen gräulichen Lärm.

„Adieu! Du schöner Victory," rief ich aus, „Tom Cringle und Du, ihr werdet wohl beide in den offenen Schlund da hinunter müssen."

„„Ruhig, ihr Landratten,"" rief der Capitain, indem er das Speachrohr an die Lippen setzte, „„ruhig, und aufs Commando gehört.""

Durch ein geschicktes Manöver wurden die beiden Schiffe wieder auseinandergebracht, und nach einer seeneren Fahrt von zehn Tagen bei sehr stürmischem Wetter gingen wir mit unserer Prise außerhalb des Hafens St. Georg vor Anker.

Die Bermuden sind bekanntlich eine Gruppe Inseln oder vielmehr Inselchen von so wunderlichem Ansehen, daß es schwer hält, sich eine Vorstellung davon zu machen, wenn man sie nicht gesehen hat, und eben so auch, sie andern zu beschreiben. Es stürmt dort ohne Unterlaß und wer nicht vom Winde ins Meer geworfen seyn will, hat tausendderlei Vorsicht zu nehmen, die er niegends anders nöthig hat. Zu einem Balle eingeladen bei Mistreß Terry, welche die Hauptinsel, Hamilton, bewohnt, mußte ich drei Meer-Arme passiren. Die Stadt St. Georg sieht aus, wie wenn sie aus Gips aufgeführt worden wäre, und im hellen Sonnenlichte prallt das Auge davon zurück.

Man denke sich dreihundertundsechszig oder dreihundertundfünfundsechszig Inseln eines Ackers groß, ausgezackt wie mit der Scheere, in allen Richtungen von Gewässern und Buchten durchschnitten, von welchen jede Insel in ihrem Mittelpunkte ein kleines rothes Haus, einen kleinen Garten, eine Bevölkerung von kupferfarbigen kleinen Kindern hat; das Ganze von einem Wasser umgeben, so klar wie ein Spiegel; endlich eine Mannichfaltigkeit der Vegetation und der See-Ansichten, die dem Auge angenehm sind und es überraschen. Wie durchzogen in einem Boote alle die Schlangenwindungen, welche das Gebäude dieses Inseln-Labyrinths bildeten. Es währte fast zwei Stunden, ehe wir zu der Insel und zu dem Hause gelangten, wo wir eingeladen worden waren, obgleich die Entfernung bis dahin noch keine Meile betrug. — Wir brachten unsere Abende, so lange wir auf den Bermuden waren, ganz angenehm zu, und ich hatte mich über keinen andern Unfall zu beklagen, als daß der in diesen Gewässern ewig wehende Wind mir zwei oder drei Hüte entführte und sie dem Meere preisgab.

Nach vierzehn Tagen gingen wir, von der Fregatte Arcay escortirt, mit einer Convoy von drei Transportschiffen und mehreren Kauffahrteifahrern auch Ostindien unter Segel. Kaum hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren, als sich ein wüthender Sturm erhob, so daß alle Segel eingereefft werden mußten; doch war nicht eine Wolke am Himmel, und während der Donner brüllte, schien der Mond klarer als je. Da hätte man sehen sollen, wie wir, die Kauffahrteifahrer, die Kriegs- und die Transportschiffe, gleich Bällen auf diesen schäumenden Bergen auf und nieder tanzten; wie unsere Ruaen sich zusammenbogen, als ob es Binsen gewesen wären; wie wir zum öfteren so von Sturzsee'n übergossen wurden, daß wir auch nicht den nächsten Gegenstand erkennen konnten. Einen Augenblick kam mir jedoch das Verdeck eines Transportschiffes zu Gesicht, auf welchem die armen Teufel von Soldaten, die auf solches Schaukeln noch nicht eingeübt waren, wie Kraut und Rüben durcheinander purzelten. Es war dieses aber auch die einzige komische Seite einer Scene, die tragisch genug für uns werden konnte und bei der es sich um unser Leben handelte.

Auch am andern Morgen währte der Sturm noch fort. Unsere Fregatte, die alle ihre Segel hatte einziehen müssen, gewährte einen jämmerlichen Anblick. Bald war sie am Wasserthal bis zu zwanzig Fuß Höhe sichtbar, bald schoß sie in einen Abgrund hinein, wo sie dem Auge völlig entschwunden war.

Am dritten Morgen hatte der Sturm sich gelegt; ein jeder besserte, so gut er es im Stande war, seine Havarieen aus, und der Commodore gab uns das Signal, eine Schaluppe ins Meer zu lassen und Hülfsmannschaft an Bord eines Schiffes zu schicken, dem die Masten gebrochen waren.

Ich gehörte mit zu dieser Expedition, die den mir mitgegebenen neun Matrosen nicht eben gefiel, indem ihnen die Transportschiffe immer sehr zuwider waren, weil sie, wie sie spottweise sagten, nicht eigentlich Schiffe, sondern Krebskisten wären. An die bewundernswürdige Disciplin eines Kriegsschiffes gewöhnt, waren mir die vielen Dienstvernachlässigungen, die Unordnung und der Wirrwarr, welche auf dem entmasteten Schiffe herrschten, ein Dorn im Auge, und es schmeezte mich vollends, mich darüber ärgern zu müssen, als ich den Victory mit vollen Segeln davon eilen sah, um auf eine Corvette Jagd zu machen, die man im Südosten wahrgenommen hatte.

Es ging mit der Ausbesserung unsers Schiffes langsam, und als wir noch in voller Arbeit dabei waren, da rief der Hochbootsmann:

— Capitain, ein Segel unter dem Winde!

„Schau gut; es mag kommen."

Es kam auch wirklich, aber langsam, als ob es uns beschleichen oder auch erst den Eindruch der Nacht abwarten wollte.

„Was Teufel!" rief der Capitain aus, „was ist denn das? — Der Commodore feuert eine Kanone ab, und macht Signale... Was hat er uns denn zu sagen? Hat er Furcht? Sind wir nicht stark genug?... Noch ein Schuß, und wieder Signale! Ha! da ist ein feindliches Segel in Nordwesten. Nun, wir wollen ihm schon den Willkommen geben, wenn es uns den Besuch zugedacht hat."

Wir alle waren auf dem Verdeck; der Schooner schoß durch die Wogen des hohlgehenden Meeres uns nähter und näher; seine weißen Segel waren vom Mondenschein beleuchtet, und sein schwarzer Rumpf trat aus dem weißen Schaum der Fluthen hervor, ähnlich einem Fischreiher, dessen weiße und schwarze Flügel in einem Sturm über die Wellen streifen. Es war ein amerikanischer Schooner, ein vortrefflicher Segler und von der stärksten Gattung seiner Classe, der, uns für einen entmasteten Kauffahrer haltend, uns von der Convoy abzuschneiden und zu kapern dachte. Er führte sechs Kanonen und zwei große Feldschlangen.

Sein Verdeck war voller Mannschaft, mit Piken und Säbeln bewaffnet. Er war uns so nahe gekommen, daß wir deutlich die Pistolen unserer Widersacher, das Sprachrohr in der Hand des Capitains, der nebst dem Lieutenant auf dem Oberverdeck stand, unterscheiden konnten. Alle unsere Kanonen waren mit Kartätschen geladen; ein jeder von uns stand auf seinem Posten, und unsere dreihundert Soldaten hatten sich auf dem Verdeck niederlegen müssen, um ungesehen zu bleiben. So erwarteten wir die Dinge, die da kommen sollten.

„Nun, zum Henker!" sagte der Capitain zu mir, „warum schießen die Kerls denn nicht?"

„„Sie wollen den Commodore nicht allarmiren; sie denken uns zu überraschen.""

„Da haben die armen Teufel sich arg verrechnet! — Daß nicht eher geschossen wird, als bis ich das Signal dazu gebe, das befehle ich vor allem."

Bald war der Schooner, schweigend wie das Grab, aber mit einer Masse von Leuten bedeckt, die uns, ohne einen Laut von sich zu geben, beobachteten, auf halbe Schußweite herangekommen.

„Nun, Feuer! Freunde," rief der Capitain.

Digitized by Google

Da schmetterte die Trompete, donnerten die Kanonen, krachte das Gewehrfeuer und unsere Matrosen ließen ein furchtbares Hurrah! erschallen. Dampf und Feuer zogen rasch über das angegriffene Schiff hinweg, und ich bekam nun eine gräuliche Schlachtbank, eine Scene, die ich nie vergessen werde, ein Gemetzel ohne Gleichen zu Gesicht. Das Verdeck, eben noch so voller Menschen, bot nun nur noch einen Haufen Leichen und Verstümmelter dar; nicht schneller fallen die Aehren unter der Sichel des Schnitters, wird der Staub vom Sturme weggefegt! Einige Unglückliche, die am Leben geblieben waren, obwohl verwundet, wanden sich mühsam unter dem Leichenhaufen und aus dem Blutstrome hervor, der vom Verdeck an der Schiffswand herniederfloß und den weißen Schaum der Wellen röthete. Ha! es war ein wahrhaft gräulicher Anblick! Ein Kampf zwischen Kadavern und zuckenden Gliedmaßen, wo ein Fetzen sich an dem andern festzuhalten, aufzurichten strebte und sich so lebende, scheußliche Hügel von Menschenfleisch, ungestaltete und entstellte Massen bildeten. Ich mag diese Bilder nicht weiter ausmalen.

Da ertönte eine Stimme aus diesen Trümmern, und rief: „Wir ergeben uns! habt Erbarmen!“

Aber der Schooner war ein Kaper, und der englische Matrose, der auch oft von diesen Leuten auf das Barbarischeste behandelt wird, hat nicht das geringste Mitleid mit ihnen. Wenn er mit ihnen zusammenstößt, so wird es ein Kampf auf Tod und Leben und er macht sich nichts daraus, sie in den Grund zu bohren. Unsere Kanonen pausirten keinen Augenblick.

„Wir haben ja die Flagge gestrichen, massacrirt uns nicht!“ rief dieselbe Stimme noch einmal.

Vergebens; eine volle Lage war die Antwort. Voll Verzweiflung machte der Schooner sich endlich einen kleinen Windstoß zu Nutze, um aus unserm Bereich zu kommen, während wir uns zu unserer Flotte halten mußten. Hier erwartete uns der Arrap, um uns abzukanzeln.

„Was haben Sie gemacht, Capitain? Wissen Sie wohl, daß es meine Pflicht wäre, Sie zu denuncüren? Was soll das heißen?

„„Capitain,““ erwiderte der Schuldige, „„jener verdammte Kaper da hat uns entern wollen; es ist ein sehr starkes Schiff, das versichere ich, und ein Segler vom ersten Range.““

„Halten Sie sich künftig in meinem Gewässer, Herr!“ rief der Capitain der Fregatte in rauhem Tone.

Aber dies stolze und prächtige Schiff, von welchem herab uns eben so kräftig die Leviten gelesen worden waren, hatte kaum noch zwanzig Knoten ablaufen lassen, als wir es plötzlich stillstehen, schaudern und zittern sahen, wie einen Menschen, der unwohl geworden ist, wonach seine gesammte Mannschaft voll Unruhe und Besorgniß auf das Verdeck eilte.

„Wendet,“ rief der Capitain uns dann zu, „segelt uns nicht an; wir sind gescheitert! Tausend Donnerwetter! Wir sind auf einem Riff gespießt; wir kommen so nicht davon!“

Wir mußten in der That aus der Fährte der Fregatte herausgehen, wenn wir nicht gleiches Schicksal haben wollten. Der verdammte Korallenfelsen, auf den sie gerathen war, steht in keiner der Seecharten der Admiralität verzeichnet, die vielmehr an dieser Stelle eine reine Wassertiefe von funfzig Klaftern angeben. Nachdem die arme Fregatte mehrere Male von den anschlagenden Wellen hin und her geworfen worden war, kam sie von dem spitzen Felsen am Ende wieder ab: aber, Allmächtiger! in welch einem Zustande! Alle Pumpenketten rasselten, die Matrosen schrieen wild durcheinander, ganze Wasserfälle stürzten sich aus den Luken. Bald verkündigte die umgekehrte brittische Flagge, das traurige Todeszeichen, die Agonie des Schiffes: man sah bald sein Vordertheil, bald sein Hintertheil die empörten Wellen peitschen, dann seine Kanonen eine nach der andern in den Abgrund hinunterstürzen, und zuletzt das Wasser in die Stückpforten eindringen. Nun war der verhängnißvolle Augenblick gekommen. Auf des Capitains Gebot wurden alle Effecten der Mannschaft in die Schalappen geworfen, welche die hinsterbende Fregatte umgaben. Regelmäßig, ruhig und schweigend stieg auch die Mannschaft ein bei ein hinab. In langsamer und feierlicher Majestät versank das Schiff mehr und mehr. Endlich stand nur noch der alte Capitain, den Commandostab in der Hand, allein auf seinem Oberverdeck; er entblößte sein Haupt, und es traten ihm Thränen in die Augen.

Kaum hatte er in einer Schalappe Platz genommen, als das Vorderthril des Schiffes vornüber ins Wasser sank, wie ein Mensch im tiefen Schmerz das Haupt neigt, und dann allmählig und auf ewig unsern Blicken entschwand. So sahen wir allmählig die Masten, das Tauwerk, die Wimpel bis auf die letzte, welche noch von dem Purpurschimmer der untergehenden Sonne bestrahlt wurde, unsichtbar werden. Ha! es war ein trauriger Augenblick, wir mir dies alle Seeleute bezeugen werden, die da wissen, wie tief eine solche Scene den Matrosen erschüttert. Ein dreimaliges Trauer-Hurrah der gesammten Mannschaft begrüßte dann das Grab der Fregatte.

„Freunde,“ rief der Capitain, „der Arrap ist nicht mehr; Ihr sollt nun auf die Transportschiffe vertheilt werden. Es ist meine Pflicht, Euch zu sagen, daß Ihr demungeachtet nach wie vor Matrosen des Staates seyd, daß Euer Dienst derselbe bleibt, und daß Ihr stets unter dem Kriegsgesetze steht. Unstreitig ist diese Warnung überflüssig; doch durfte ich sie nicht unterlassen.“

Die ganze Mannschaft fühlte sich von Schwermuth ergriffen, der Eine vergoß heiße Thränen, der Andere machte sich in Verwünschungen Luft. Noch dann, als wir wieder im Hafen von Nassau lagen, ward im Gefühl des tiefsten Grams über unsere hingeschiedene Fregatte, über ihren frühzeitigen Tod, ihre Schönheit, ihre Eleganz und ihre Thaten gesprochen.

---

## Jetziger Zustand der Arzeneikunde in der Türkei.

(M.)

Die türkischen Aerzte schreiben den Ursprung ihrer Kenntnisse von einem Gruber her, der Lochman hieß, als Arzt bei den Armen des großen Propheten angestellt war, und von diesem den Auftrag erhielt, andere in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen. Dieser wandernde Derwisch verrichtete eine Menge Wunder, deren Erinnerung die Sage erhalten hat; er theilte die Mysterien der Heilkunde den Mitgliedern seines Ordens mit, die solche dann von Generation auf Generation übertrugen; denn in der Türkei ist die Arzeneikunde ein Erbgut, und der Sohn eines türkischen Arztes erbt immer, wenn auch nicht das Talent des Vaters, doch dessen Kunden. Auch sind die Aerzte, welche diesem religiösen Orden angehören, geschickter in abergläubischen Dingen, als in der ärztlichen Praxis, die sich bei ihnen lediglich auf die Kenntniß der Kräfter von einigen Pflanzen beschränkt.

Bald schreiben sie den Ursprung einer Krankheit dem Zorne Gottes, bald der Bosheit eines böses Geistes zu; doch schreiten sie nur dann zu dessen Austreibung, wenn ihnen zuvor ein tüchtiges Honorar dafür verheißen worden ist. Wenn die Summe, die ihnen gegeben wird, ihren Erwartungen entspricht, so lassen sie es am Beten nicht ermangeln; ihre Rosenkränze gehen ihnen immer rund in den Händen, und sie lassen den armen Kranken eine Menge Sprüche des Korans verschlucken. Zieht dieser es vor, das Medicament flüssig zu haben, so schreiben sie die heiligen Worte mit Kreide auf ein Brett, waschen dieses mit Wasser



Digitized by Google

ab, und geben ihm solches dann zu trinken. Die Türken, und überhaupt alle Morgenländer haben viel Vertrauen zu den Amuletten: Mahamedaner, Juden und Christen, alle stellen sich unter deren Schutz, wenn sie von irgend einem Unglücke bedroht oder schon betroffen sind. Auch sterben ihrer wenige, die nicht zwei oder drei Amulette hatten, welchen die Obhuth ihres Daseyns anvertraut war. Die Amulette bestehen meistens aus einem Stück Papier, auf welchem eine Stelle aus dem Koran oder der Bibel geschrieben steht, geschmückt mit cabalistischen Figuren, in ein Dreieck zusammengelegt und sorgfältig in einen kleinen Beutel eingenäht, den man, entweder an einem Bande oder auch am Turban festgemacht, am Leibe trägt. Die Amulette, welche in dem Rufe stehen, wider Dolch und Kugel zu schirmen, werden sehr theuer bezahlt.

So unwissend die Türken auch sind, wissen sie doch die Wirkungen der Erziehung und des Studiums ganz gut zu würdigen; auch steht ein ausländischer Arzt, vor allem wenn es ein Franke ist, bei ihnen in hohem Ansehen und erhält stets vor den inländischen Aerzten den Vorzug, wenn ärztliche Hülfe Noth thut. Diese Bevorzugung der fremden Heilkünstler ist übrigens auch die Quelle der ärgsten Mißbräuche; denn da es kein Mittel giebt, sich von dem Umfange der Kenntnisse dieser Fremden zu überzeugen, so giebt es manche darunter, die sich aus schnöder Gewinnsucht die Leichtgläubigkeit der Türken zu Nutz machen. So sieht man häufig Leute zu Constantinopel als Aerzte auftreten, die sich in Europa nie mit der Arzeneikunde befaßt hatten. Der Doctor Oppenheim erzählt, daß, als er zu einer Consultation mit einem in hohem Rufe stehenden französischen Arzte zu Smyrna berufen worden, dieser ihm gestanden habe, daß er früher nie Arzt, sondern Regiments-Tambour gewesen sey. Unter den Oberwundärzten der türkischen Armee befand sich ein Malteser, der zu Corfu Briefträger, so wie ein Italiener, der Schiffscapitain von einem an der Küste von Kleinasien gestrandeten Kauffaheer gewesen war. Ein Genueser, der in den politischen Umtrieben in Piemont verwickelt gewesen und der lange in der Armee gedient hatte, hatte von dem Doctor Oppenheim, an den er sich gewandt, sechszehn verschiedene Recepte erhalten, mit welchen er seine neue Laufbahn eröffnete und bald darnach als Arzt des Gouverneurs von Stambul angestellt ward. Fremde aus allen Ländern und jeglichen Gewerbes, vor allem aber Griechen, Juden und Armenier; Mitglieder religiöser Orden all der Secten, die es in der Türkei giebt; Bader, Hebeär, alte Weiber; alle machen sich die Leichtgläubigkeit der Türken zu Nutz. Allerdings giebt es unter den fremden Aerzten auch einige, die wirklich studirt haben, und man nennt deren mehrere, die ganz vortreffliche Aerzte und Wundärzte sind; aber ihre Zahl ist nur klein und leicht zu zählen.

Es thut weh, die Arzeneikunde in einem Lande so verhunzt zu sehen, wo die Einwohner eine so hohe Meynung von der ärztlichen Kunst und so viele Liebe und Achtung für die Aerzte haben. Ein tüchtiger Arzt wird bei den Türken fast wie ein Heiliger angesehen und der Titel Kekim ist der sicherste Schutz gegen alle politische und religiöse Verfolgung. In dem letzten Feldzuge wider die Russen ist der Pallasch des Türken, der dem besiegten Feinde schon über dem Haupte blitzte, mehr als einmal durch den Ausruf: Kekim! unschädlich gemacht worden. Die neueren Griechen geben den Aerzten die Excellenz, und folgen hierin den Traditionen ihres Homers, der da sagte, daß ein tüchtiger Arzt und Wundarzt wohl ein halbes Dutzend Chefs aufwögen.

Es giebt in Griechenland, in dem Paschalik von Janina, einen kleinen District, Sogora genannt, wo fast alle Einwohner als Aerzte fungiren; doch beruhen ihre ärztlichen Kenntnisse lediglich auf einer gewissen Anzahl von Recepten, die von einer Generation auf die andere übergehen. Aus drei oder vier Dörfern dieses Districts zieht alljährlich ein Schwarm ambulirender Aerzte aus, die sich dann über alle Provinzen des ottomannischen Reiches vertheilen. Welche Ignoranten das sind, läßt sich schon denken. Auch ziehen eine Menge jüdischer Aerzte, die jenen in der Unwissenheit nichts nachgeben, den Ränzel auf dem Nacken, in den Städten, Dörfern und Flecken umher und lassen auf allen öffentlichen Plätzen ihr gellendes ei kekim! ei kekim! ein Arzt! ein Arzt! erschallen. Wenn man sie consultiet, so fühlen sie einem nach dem Pulse und sagen dann laut: Biliriu senin hastate, ich kenne Dein Uebel. Dann schnüren sie ihren Ränzel auf, geben dem Kranken eine Pille oder ein Pülverchen und streichen dafür einige Geldstücke ein.

Ein Arzt in der Türkei lernt alles, was er wissen muß, aus dem Pulse. Wenn er, aus dessen Gange, ermittelt hat, welcher Art die Krankheit ist, so nennt er sie und giebt zugleich die Zeit an, wann sie wieder aufhören wird. Dann bittet der Kranke ihn, daß er ihm eine Medicin geben möge, welche eine besondere und gewaltsame Wirkung erzeuge, die als eine Crisis angesehen wird. Nie geben sie was auf ein Medicament und sehen es als wirksam an, wenn es nicht eine sichtbare Wirkung thut. Deshalb sind es auch nur die schweiß- und harntreibenden, so wie die abführenden Mittel, die bei ihnen in Ansehen stehen. Auch nehmen die Türken gern die Medicin in starker Dosis ein, um wirksamere Crisen zu erzeugen, und ziehen die flüssige der trockenen vor. Nie wird man einen Türken dazu bewegen, ein Brechmittel einzunehmen, viel weniger aber noch, sich ein Klystier geben zu lassen. Auch kehrt der Türke sich nicht daran, wenn ihm eine andere Diät vorgeschlagen wird, weil ihm die Nützlichkeit einer solchen Veränderung nicht einleuchtet.

Im Monat Mai pflegen die Türken wohl eine sogenannte Frühlings-Cur zu brauchen. Diese Cur besteht darin, erst ein tüchtiges Purgativ zu nehmen und dann täglich einen Kräutersaft mit Molken zu zu trinken; doch wird eine Nattern-Bouillon für das beste blutreinigende Mittel gehalten und ist deshalb auch am beliebtesten. Die Nattern, auf welche man den höchsten Werth legt, werden in der Nachbarschaft von Adrianopel gefangen, von wo man sie in große Menge nach Constantinopel und den andern Theilen des Reichs verschickt. Sie werden bis zu dem Augenblicke, wo man sich ihrer bedienen will, in hölzernen Gefäßen aufbewahrt. Der Apotheker, der mit diesem gefährlichen Artikel Handel treibt, muß sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn er eine Natter hervorholt, indem ihr Biß oft sehr gefährlich, ja tödtlich ist. Es wird ihr der Kopf abgeschlagen und die Haut abgezogen, der Leib in sehr dünne Streifen zerlegt und daraus dann die beliebte Suppe gekocht.

Das allerwichtigste Mittel aber, dessen sich die Morgenländer bedienen, sowohl um Krankheiten zu verhüthen als um sie zu heilen, das sind die Bäder. Das anhaltende Reiben, das Ausdehnen der Gliedmaßen ist von einem höchst wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit, und diese Art zu baden thut besonders bei Hautkrankheiten, bei Gicht und Rheumatismus gute Dienste. Der Zutritt zu diesen Bädern, die übrigens höchst glänzend sind, kostet so wenig, daß selbst die ärmeren Türken nicht darauf zu verzichten brauchen.

Der kranke Türke ist sehr freigebig in seinen Versprechungen, vergißt aber sehr leicht, sobald er genesen ist, daher die Aerzte, ehe sie einen Kranken in die Cur nehmen oder ihn operiren, sich gern vorausbezahlen oder ihre Bezahlung durch einen förmlichen Contract verbürgen lassen. Ein solcher Contract wird bei einem Magistrat niedergelegt, der, ihn geltend zu machen, nicht säumt, weil ihm von der Gesammtsumme zehn Procent zu Gute kommen. Doch schlüpft der Patient manchesmal frei aus, wenn er dem Magistrate statt zehn Procent zwanzig Procent zukommen läßt. Diese Contracte haben nicht bloß den Zweck, die Zahlung des Honorars zu verbürgen, sondern auch den, dem Arzte das Leben zu sichern, falls sein Patient mit Tode abgehen sollte; denn der Türke sieht das Messer des Wundarztes eben so an, wie den Dolch eines

Digitized by Google

Feindes, und glaubt, daß er den Tod eines Verwandten rächen müsse, der einer chirurgischen Operation erlegen ist. Oft muß der arme Wundarzt, um nicht schlimmen Folgen ausgesetzt zu seyn, ein Blutgeld zur Sühne des Zornes der Angehörigen erlegen. Um sich gegen eine jede Blutrache sicher zu stellen, gehen der Wundarzt und einer der nächsten Verwandten zum Cadi oder Mufti, der ihnen ein Fethwa ausstellt, welches den Wundarzt vor jeder Verfolgung sichert, wenn der Kranke sterben sollte. Auch der Doctor Oppenheim erfuhr es, welchen Widerwillen die Türken gegen alle diejenigen haben, deren Operationen unglücklich ablaufen. Nach der Schlacht von Monasteri, am 24. April 1830, amputirte er einem verwundeten Delhi das Bein; der Delhi starb. Eine Zeitlang später ward ermannter Doctor von dem Großvezir nach Kistina geschickt, um dort Rekruten zu besichtigen, und ward dort von dem Cadi eingeladen. Als dieser Patron sich nun überzeugt hatte, daß er der Arzt sey, welcher den Delhi Soliman Aga operirt, da sagte er zu ihm: „Seht, da ist der Vater des Soliman Aga, um von Euch sein Blutgeld zu verlangen, wozu er Fug und Recht hat.“ Der Doctor Oppenheim brachte den Cadi aber zur Raison, weil er im directen Schutze des Großveziers stand.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Denkwürdigkeiten des Marschalls Ney.

herausgegeben von seiner Familie. (Erste Lieferung.)

(L.)

Ueber das obengenannte, schon durch seinen Namen Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckende Werk spricht sich ein französischer Kritiker in einem Pariser Blatte folgendermaßen aus:

Die Denkwürdigkeiten des Marschalls Ney sind jetzt von seiner Familie herausgegeben worden, ein wenig spät, nicht für ihren Erfolg, wohl aber für ihren Ruf. So viele obscure Menschen haben dem Publikum Geständnisse mitgetheilt, die niemand von ihnen forderte, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Leser, deren Geduld auf so harte Proben gesetzt worden, ermüdet sind. So wie ich nichts kenne, was guten Büchern mehr schadet, als die Menge schlechter Schriften, so mindert auch nichts mehr die Wirkung nützlicher Bekanntmachungen, als die Fluth aller der vermeintlichen oder seyn sollenden Offenbarungen über die Republik und das Kaiserreich, wovon wir in den letzten Zeiten überschwemmt wurden; sollte der Parteigeist das Werk wieder beginnen, das er unter der Restauration mit so viel Maaß und Gerechtigkeit, wie jedermann weiß, vollbrachte? Man erinnere sich, wie, vor einem Dutzend Jahren, der Name Ney vier Bänden von Erinnerungen und Anerboten aus seinem Leben zur Einlaßkarte diente! Diese Memoiren, mit Einfachheit, Schicklichkeit und gutem Geschmacke abgefaßt, wurden alsobald als ein Manifest der Opposition aufgenommen und als politische Flugschrift eifrig gesucht; die Journale hatten schon drei Monate zuvor davon geredet; der Liberalismus, der damals die Liebe für Buonaparte und seine Freunde mit dem ganzen Hasse nährte, die er gegen die Bourbonen hegte, posaunte das Werk aus. Jetzt predigt der Liberalismus die Ordnung, der Buonapartismus ist vor Alter und Schwäche gestorben, angerechnet, daß die Mode der Memoiren vorübergegangen ist; man liest nichts mehr als Mährchen, wenn man überhaupt noch etwas liest, woran ich nach sehr zweifle.

Nichtsdestoweniger würde man wohl thun, diese Memoiren des Marschalls Ney zu beherzigen, nicht bloß als Dokument von hohem Interesse für die Geschichte, sondern auch als Schilderung eines edlen Lebens in diesen Tagen so vieler unedlen Leben und so vieler ausgetrockneten Menschen. Sichre bietet die Privat-Geschichte, die Biographie der unter dem Kaiserreiche berühmt gewordenen Generale Beispiele von sorgfältiger benutzter Existenz dar, als die von Ney; es gab in unsern Lagern klügere, geschicktere und daher glücklichere Soldaten als er, aber wird man tapferere, bessere und bravere finden?

Sohn eines Böttchers von Sarrelouis begann Michel Ney mit dem Rechtsstudium bei einem Procurator und widmete einen Augenblick, geisttödtenden Schreiberarbeiten das seltene und erhabene Leben, das die feindlichen Kugeln so lange verschonten und das dann so schnell und so schimpflich von denen geendet wurde, die es ihm raubten. Sein Vater war Soldat gewesen; er war einer der Uebriggebliebenen der französischen Armee'n, die von dem großen Friedrich bei Roßbach geschlagen wurden, aber die, im Laufe des unsrigen siebenjährigen Krieges, doch einige ruhmvolle Schlachtfelder unter den Marschällen von Broglie und von Lasuries gefunden hatten. Abends erzählte der alte Ney seinen Kindern oft von Deutschland und von den Preußen und mehr als einmal nahm ohne Zweifel die Einbildungskraft des kleinen Michel einen glänzenden Antheil an den mit Jugendfeuer erzählten Treffen, wo sein Vater ungenannt und unbelohnt seine Pflicht gethan hatte. So viel ist gewiß, daß Michel Ney sich an dem Tage schon im Geiste als General sah, wo er der Schreibstube Lebewohl sagte, um als Freiwilliger zu dienen. Das war im Jahre 1793. Von allen Puncten Frankreichs strömten Freiwillige, wie im vorhergehenden Jahre, an den Rhein, als der Herzog von Braunschweig und Wurmser ihn überschritten hatten.

Im Norden war Dünkirchen und Maubeuge durch Houchard und Jourdan gerettet worden, aber an den Gränzen von Elsaß waren die Linien von Weissenburg verloren und Mainz hatte sich eben übergeben. Dieser Feldzug, dessen schlimme Resultate schreckliche Folgen im Innern hatten, indem er die Excesse des Wohlfahrts-Ausschusses erklärt, ohne sie zu rechtfertigen, war nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Moral unserer jungen Truppen. Die Heere waren voll Novizen, die, während sie täglich gegen den Feind geführt wurden, es lernten, ihn zwanzig folgende Jahre zu schlagen. Um sich eine Idee von dem zu machen, was der Freiwillige war, muß man Schritt für Schritt Michel Ney, dem einfachen, aber feurigen und entschlossenen Husaren folgen. Wie viele gab es da dieser obscuren Reiter oder Infanteristen, deren individueller Muth und Energie die Ehre unserer Waffen rettete, die durch die Unfähigkeit oder den Verrath der Generale gefährdet wurde, denn es war die Zeit der Pichegru's. Ney zeichnete sich gleich anfänglich unter diesem Schwarm von Eclaireurs aus, der einzigen wahren Kraft einer Armee, die es mit den geübtesten Truppen Europa's zu thun hatte. In kurzer Zeit hatte er die subalternen Grade durchlaufen, die ihn von dem Grade des Hauptmanns schieden, und als der folgende Feldzug eröffnet wurde, welcher Frankreich rettete, indem die Armee'n der Coalition tief nach Deutschland zurückgeworfen wurden, brachte er es, durch seinen Muth, schon dahin, daß ihn Kleber zu seinem Adjutanten verlangte; an seiner Seite machte Ney den wundervollen Feldzug von 1796 mit, den Moreau tief in Baiern zu gleicher Zeit, wie Buonaparte an der Etsch, glorreich leitete. Er war an der Sieg und zu Altenkirchen; nach dem Treffen von Würzburg wurde er zum General-Adjutanten ernannt und später commandirte er eine Brigade zu Hohenlinden und Buonaparte, der bei seinem Marsche auf Wien, den die Convention von Loeben heimmte, Gelegenheit gehabt hatte, ihn zu sehen, knüpfte ihn durch eine Mission in die Schweiz an sich. Von da datirt sich das große Glück Ney's, und die Entwicklung aller seiner Mittel.

Der Scharfblick Napoleons wußte den ausgezeichneten Offizier der Avantgarde bald in einen General voll Thätigkeit und von unerschöpflichen Hülfsmitteln zu verwandeln. Außer der Capitulation von Ulm, an

Digitized by Google

welcher er einen großen Antheil durch den Gewinn des glänzenden Treffens von Elchingen hatte, können wir übrigens aus dieser ersten Lieferung nicht über die Thaten Ney's urtheilen. Seine schönsten und größten Thaten glänzten erst in den folgenden Feldzügen in Oesterreich, in Preußen und auf dem Rückzuge, welcher auf die Unfälle an der Beresina folgt. Da, unter den Augen des Kaisers, wurde er alles, was er werden konnte; man muß indessen nicht glauben, daß dieser Einfluß des Herrn, wie man das wohl an andern gesehen, im mindesten den unabhängigen und uneigennützigen Charakter von Ney verändert habe. Sein Enthusiasmus für den Beruf des Kriegers brachte seine Vaterlandsliebe nie in Gefahr. In seiner Anhänglichkeit an den Kaiser lag nie etwas ausschließlich dem Menschen persönlich angehörendes; indem er ihm diente, waren seine Dienste Frankreich geweiht; vielleicht widerstand er nicht genug dem, den Soldaten gewöhnlichen, Enthusiasmus, der, nach den Verirrungen und Stürmen der Republik, sie in dem Kaiser den Retter des Vaterlandes im Innern und den Bürgen ihrer Erfolge und Siege nach Außen erblicken ließ, aber wenn man den Marschall Ney über diese sehr natürliche Schwäche zu tadeln sich herausnimmt, versetze man sich vor Allem in die successiven Phasen der Revolution, die er durchlebte.

Die Sympathieen redlicher Menschen gründen sich viel mehr auf die politischen Umstände und Thatsachen, die ihnen einleuchten, als auf abstracte Grundsätze, deren strenge Anwendung in gewissen Epochen neues Unglück erzeugen kann. Ney hing dem Wiederhersteller Buonaparte an, wie er wahrscheinlich für den Wohlfahrts-Ausschuß war, nach dem Feldzuge von 1794, den man seinen Inspirationen dankte und der Frankreich rettete, wie er dem Directorium vor dem 18. Fructidor treu war und wie er sich 1814 an die Bourbonen anschloß. In diesem Sinne war sein Betragen in den hundert Tagen zu wenig überlegt, um nicht in den Augen der Zukunft ehrenwerth zu bleiben; Sohn des Lagers beurtheilte er die öffentliche Meynung wie er sie immer von da aus beurtheilt hatte; seit fünfundzwanzig Jahren hatte er (und er sah in dieser Hinsicht vollkommen richtig) Frankreich wie eine Armee gesehen, deren Aufgabe es war, die von Europa bedrohte Revolution zu retten; sein Schwerdt war damals seine einzige Kraft. Die Charte, diese andere den verbündeten Königen entgegengehaltene Waffe, schien ihm ohne Zweifel eine genügende Bürgschaft, aber als er sie durch die Emigration verletzt sah und sein Kaiser als Rächer des dem Lande zugefügten Unrechts wieder erschien und seinerseits von Constitution redete, sollte er da seine ganze Vergangenheit verläugnen? Mann von Ehre mußte Ney im Jahre 1815 von seinem Schicksal erreicht werden; er wurde das Opfer einer politischen Nothwendigkeit (?), wie Custine zur Schreckenszeit und der Herzog von Enghien unter dem Kaiserreiche. In den Tagen solcher Zuckungen, die es zerreißen, ist das Vaterland sein reinstes Blut schuldig, um die Götter zu versöhnen.

In der vor mir liegenden ersten Lieferung finde ich, neben Details voll Interesse und Neuheit, Seiten, die ich Lückenbüßer zu nennen wage, und die in einem Tractat über die Tactik zum Gebrauch von Unter-Offizieren mehr an ihrer Stelle seyn würden, als in den Denkwürdigkeiten eines berühmten Heerführers. — Ich werde mich wohl hüthen, mich mit Gegenständen zu beschäftigen, die nicht zu meiner Competenz gehören; die Krieger, die wahrscheinlich diese Zeilen lesen, würden über den Verfasser des Artikels spotten und Recht haben, aber sollte es mir nicht erlaubt seyn, zu sagen, daß, in einem Werke, wo bei jeder Zeile die Riesengestalt Ney's sich erhebt, man unangenehm überrascht ist, so wenig neue und interessante Blicke über die große Kunst, die er so meisterhaft übte, die Kriegskunst, zu finden? Der Marschall Ney war ohne Zweifel nicht gerade ein großer Oberfeldherr; man zählt deren höchstens sieben oder acht zwischen Alexander und Napoleon, aber er war ein guter General, was ganz einfach doch schon einen überlegenen Mann bedeutet. Ein überlegener, höherer Mensch aber sammelt nicht bloß aus seiner langen Kriegserfahrung einfache Evolutionen einer Brigade oder eines Regiments. Diese Manoeuvres, die nur das Mechanische des Fachs umfassen, welche die Menschen auf einem gegebenen Terrain handhaben, ohne uns etwas von den Combinationen des Generals, von seiner Kenntniß der Dinge und der Menschen, von seinen Hülfsmitteln und seiner edelen Intelligenz, endlich von seinem System, wenn er eins hat, zu lehren, muß man den Offizieren der Parade überlassen.

Der Marschall Ney hat verschiedentlich den Oberbefehl geführt. Außer seiner strategischen Bewegung von Elchingen, wovon man uns hier recht gut hätte unterhalten können, außer seinem schönen und klugen Rückzug aus Rußland, hat er noch andere große Waffenthaten vollbracht, wovon aller Ruhm ihm allein gebührt; man hat unter andern ich weiß nicht welche Schlacht angeführt, die von ihm in Tyrol geliefert worden und seine Wegnahme von Thorn in Preußen. Man würde Aufschlüsse über diese Gegenstände nicht gerade mit dem ergreifenden Interesse, wie die Denkwürdigkeiten des großen Friedrichs oder Napoleons, gelesen haben, aber mit der wißbegierigen Spannung, welche uns in den Schriften von Jomini, Gouvion St. Cyr und Allix die strategischen Bewegungen unserer ausgezeichneten Generale verfolgen läßt. Jedermann kann ungefähr hinsichtlich der Tactik wissen, was er wissen will, so wie jedermann dahin kommen kann, leidlich zu schreiben. Das hängt von mehr oder minder secundairen Stimmungen und Fähigkeiten ab, womit man begabt ist; aber jedermann ohne Unterschied ist nicht großer General, noch großer Schriftsteller. Ein Unterfangen, was für eines es auch sey, mit Muth, Thätigkeit und Unternehmungsgeist, kann ein Villars, ein Soubise oder ein Wellington werden, so wie ein gewöhnlicher Schriftsteller die Höhe eines Marmontel oder Pope erreichen kann; aber die Hannibals sind selten wie die Shakespeare's und ein Tacitus ist nicht alltäglicher als ein Tacitus. Das will nicht sagen, daß man nur Shakespeare's Werke und die Schlachten Hannibals kennen müsse; alles, was ausgezeichnet ist, selbst secundair, ist nützlich. Jedenfalls würden die großen strategischen Manoeuvres des Marschalls Ney, als von sehr glänzendem Rufe, von Kriegern, wie von Weltleuten, mit feuriger Theilnahme gelesen werden seyn. Die hier gedruckten Militairstudien sind überflüssig; man hat uns des Wesentlichen beraubt. Jeder wird, um diese Lücke auszufüllen, auf die Fürsorge der Familie des Marschalls und ihres Herausgebers rechnen. Wir setzen unsere Hoffnung in dieser Hinsicht auf die letzten Bände. P. B.

---

## Versuch über die Literair-Geschichte des Mittelalters,

von

J. P. Charpentier (de Saint-Priest).

(2.)

Die Literair-Geschichte einer großen Epoche ist für die politische Geschichte, was die Seele für den Körper, das Wort für die Welt ist. Man nehme die Literair-Geschichte weg und die andere bleibt unverständlich, abgeschmackt und roh: den Dingen und den Menschen ist der Sinn und das Organ genommen. Hat denn, möchte ich fragen, eine große Epoche kein Gehirn? Ist sie eine stumme Maschine, welche wirkt und nicht denkt, welche Thatsachen fabricirt ohne Ideen?

Digitized by Google

Man sieht Kämpfe feindlicher Elemente, Institutionen im Verfall oder im Fortschreiten, Gesellschaften, Völker kommen und gehen; aber der Urheber, das Agens von allem dem ist die Intelligenz. Idiome verschwinden und andere entstehen; aber diese Idiome sind Völkerstämme und politische Genies. Bücher, Tractate, Gedichte erscheinen, Einbildungskraft und Verstand arbeitet und zähet; übersehe man diese Entwickelungen ja nicht, um bloß unbedeutende Polemik, nur Unterhaltung für die Stunden der Muße und des Geschmacks darin zu erblicken: es ist Geschichte und zwar die bedeutungsvollste: es ist die Epoche, die man sucht, übertragen und enthüllt, man darf nur lesen und begreifen.

Die Denker haben uns systematisch das Gesetz des Fortschreitens auseinandergelegt; die Literair-Geschichte zeigt es uns als wirklich und lebendig in der ewigen und freien Bewegung der Geister, in der ununterbrochenen Thätigkeit der menschlichen Vernunft. In der Tiefe dieser Vernunft brütet und keimt, um zur Zeit zu erblühen, Alles, was gut ist für die Zukunft, alles sociale Neue, jedes revolutionaire Ereigniß. Alles, was in der Gegenwart schlecht ist, wird von ihr mit unermüdlicher Opposition bekämpft und geht auf die Länge unter. Die politische und sociale Geschichte, in jedem Moment gegeben, ist das, was die Vernunft vermag und werth ist: Barbarei oder Civilisation, Gewalt oder Recht, Ohnmacht oder Fruchtbarkeit. Die Literair-Geschichte ist davon die treue Entwickelung, Maaß und Ziel. Sie hat fast immer zwei Theile: der eine ist das Vermächtniß oder die Schutzeede der gestorbenen oder gealterten Generationen; der andere das Manifest oder Programm der jüngsten oder derer, die noch geboren werden sollen.

Vor Allem ist es das Mittelalter, das man unter diesen Gesichtspunct bringen muß: keine Zeit bedarf dieses Lichtes mehr, keine ist mehr verläumdet und von dem Stumpfsinne mehr verkannt worden. Ohne Zweifel haben zu viele wichtige Arbeiten, Analysen und Generalisationen, zu viele strenge und geschickte Kritiker sie schon entschleiert, als daß man in ihr nichts weiter als riesenmäßige eiserne Waffenrüstungen, Zehnten und Frohnen, Heeren und Knechte sehen dürfte; als daß man sie auf die rohe Willkühr des Schwertes oder des Krummstabs, auf die Materialität einer unerklärlichen moralischen Thatsache reduciren sollte; das Mittelalter ist fortan in der Geschichte classificirt und sein Gehalt gefunden: es hat Grundsätze, einen Geist, ein intellectuelles Leben, das man anfängt, zu zerlegen, ein Ende und Ziel, das erscheint. Jedenfalls scheint es indessen noch als eine der trübsten Epochen, als einer der großen Zwischenräume der Anarchie und des Chaos, worin ein Theil der historischen Welt versinkt und verborgen ruht. Man hat Mühe, sich das Mittelalter vorzustellen, wenn man es sich unter seiner rauhen Hülle und, in seiner Barbarei, als Fortsetzung und Folge des so schönen Alterthums und als Vorbereitung der modernen Aere denkt, die noch schöner seyn soll. Es liegen darin so viele Verirrungen und Mißgeburten, daß man kaum glauben kann, daß es endlich doch das Bessere gebäre. Die Unwissenheit und die menschliche Verworfenheit, wozu es hier und da ausartet, machen seinen Genius und seine socialen Strebungen verdächtig. Wir sind oberflächlich genug, um nicht so tief herabsteigen zu wollen und wenn man uns sagt: die neuere Zeit hat mit dem Mittelalter abzurechnen; unsere Sprache, unsere Literatur und unsere Wissenschaften, unsere Rechte des Menschen und des Bürgers, unsere Doctrinen und unsere Freiheiten haben keinen andern Ursprung noch Abstammung; so überrascht man uns ein wenig und läuft Gefahr, eines Paradoxons beschuldigt zu werden.

Eine Literair-Geschichte des Mittelalters ist das abstracte, vergeistigte Mittelalter, reducirt auf den Zustand der Intelligenz und in seine Idee'n concentrirt; gesucht in seinen Schulen und Institutionen, in seinen Idiomen und Schriften, ganz repräsentirt durch seine Chronikenschreiber und seine Dichter, durch seine Theologen, Philosophen und Gesetzgeber — giebt es keine bessere Nachforschung, um seine Dunkelheit zu durchdringen und dasselbe schleierlos zu erkennen; keine schärfere und entscheidendere Probe, um die Epoche voll Arbeit und Leben, welcher wir verdanken, was wir sind, diese erste Crisis nach feurigen Kampf der Autorität und Unabhängigkeit, des Glaubens und der Vernunft, der rohen Kraft und des Rechts, diese rohe und lange Initiation der modernen Gesellschaft, die zehn revolutionairen Jahrhunderte, von welchen alle Elemente unserer Intelligenz ausgegangen sind und welche, nach muthigem und ausdauerndem Kampfe für die Sache der Menschheit, uns mit dem eroberten Gebiet die Waffen und den begonnenen Sieg hinterlassen haben, zu rehabilitiren oder nicht.

Das Mittelalter hat nichts Geringeres gethan und bewirkt, als es die Barbarei milderte, den Gedanken emancipirte und, fast mit demselben Schwertstreich, die Räuberburgen des Adels und die Unträglichkeit des Papstes stürzte, das Bürgerthum gründete und das Volk mit den Früchten der Wissenschaften bekannt machte. Die Scholastik, das Latein, die Universitäten haben der Einsicht und dem Verständniß den Weg gebahnt, durch die Philosophie das Schweigen gebrochen, das der Katholicismus dem Volke auferlegte, das Recht der Gewalt entgegengestellt, die Gemeinden, die Parlamente und das Königthum in ihren großen Kämpfen gegen die Feudalität und die Kirche unterstützt. Seyen wir vorsichtig in unserer Verachtung der Wissenschaften der Zeit, der Alchimie, die zur Chimie und zur Physik, zur Erfindung des Pulvers und der Boussole führte, indem sie den Stein der Weisen und die Kunst, Gold zu machen, suchte; und seyen wir selbst nicht zu stolz auf die Wunder des Dampfes, unser Werk, denn es ist fast errathen in dem opus majus von Roger Bacon, einem Mönche des dreizehnten Jahrhunderts.*) Sparen wir ein wenig unsern Spott über die Manichäer, Paulicer und Albigenser, muthvolle Ketzereien, wovon sich Luther und Calvin genähret; über die Vollkommenen, die Pastoralen, die Flagellanten (Geißeler), rohe und thörichte Secten und Gemeinden, aber schmerzliche Protestationen und Hülferufe gegen die gleichzeitige Gesellschaft, kühner Ausdruck des Bedürfnisses radicaler Erneuerung, welche in den Menschen gährten und arbeiteten, wie in unsern Tagen; denn selbst der Saint-Simonismus und der Abbé Chatel müssen dem Mittelalter seinen Antheil lassen, letzteres hinsichtlich der französischen Kirche,**) ersteres wegen der Freiheit des Weibes und dessen Erhebung zum Priesterthum, der Gemeinschaft der Güter und des allgemeinen Rechtes zu predigen, was man alles wörtlich darin findet. Endlich haben wir, nach langen und mühevollen Umwandlungen, unsere Sprache von ihm erhalten. Unsere beiden Literaturen, die classische oder lateinische, die romantische oder moderne, haben ihre Quelle einzeln anderwärts und haben da kostbare und reiche Materialien geschöpft.

Diese hohe und wahre Würdigung des Mittelalters, diese lebhafte und fromme Anerkennung der Arbeiten und Mühen, die es übernommen und die wir benutzen, zeichnen das Buch des Herrn Chaepentier aus. Zuvörderst dringt sich seine philosophische Wichtigkeit und seine moralische Erhebung aus; man fühlt darin Seele und Glauben, Hoffnungen und edle Sympathieen, wenn nicht vollendete Ueberzeugungen. Wie soll man jetzt sie schöpfen und sichern! Indem er den allgemeinen Geist des Mittelalters zerlegt und analysirt, indem er darin gründlich unsern literairischen und politischen Ursprung und Stammbaum sucht, hat der

*) Bacon spricht in diesem Werke von der Möglichkeit, Wagen oder Schiffe durch einen innern Mechanismus in Bewegung zu setzen, bei welchem man die Kraft des Windes anwenden könnte.

**) Der Verfasser deutet wohl hier auf die partielle Emancipation und die Freiheiten der gallicanischen Kirche hin. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Verfasser aus seinem Buche eine Idee und ein Ganzes gemacht. Als Literair-Geschichte ist es nur ein großes Fragment, ein Versuch, ein bescheidener Titel, den er selbst gewählt. Ein solches Monument in seiner ganzen Vollendung zu gründen, wäre ein zu viel umfassendes Werk, daß man es mehreren geschickten Händen überlassen muß, es Stück für Stück aufzuführen. Schon haben die eleganten und geistreichen Improvisationen des Herrn Villemain, die Vorlesungen des Herrn Ampere, voll Gelehrsamkeit und Geschmack, einige Theile davon errichtet und ausgearbeitet. Nach ihnen hat Herr Charpentier einen neuen Raum vom Schutt gesändert. Es war unmöglich, daß er, bei einem und demselben Gegenstande, nicht bisweilen an sie anstreifte; aber mein Beruf ist es nicht, mich über diese Concurrenz und die Verdienste eines jeden zu erklären. Das Buch, wovon ich meinen Lesern Rechenschaft gebe, steht für sich und von andern sich unterscheidend, insofern man seinen Gesichtspunct und selbst ausdrücklich seinen Stoff in Betracht zieht. Herr Villemain beginnt da, wo Herr Charpentier endigt, und hat außerdem, wie er auch wollte, die politische und menschliche Seite im Dunkeln gelassen, die dieser besonders heraushebt. Herr Ampere hat wenig Gewicht auf den ersten der beiden Einflüsse gelegt, die das Mittelalter hervorgebracht oder ausgemacht haben, auf das sich bis zum zwölften Jahrhundert verlängernde Alterthum. Uebrigens ist es der Hauptgegenstand des Studiums, mühevoller Untersuchungen und seiner Ueberblicke, worin sich der Verfasser gefallen hat, der auf diese Weise eine seiner ersten Schriften: „Studien über die römische Literatur," gleichsam fortsetzte und vervollständigte.

Die moralischen und intellectuellen Fortschritte des Mittelalters, die Gebart und Erziehung der neuern Zeiten und Völker, ergreifen und fixiren, die sechs ersten Jahrhunderte analysiren, wo das Alterthum sich selbst überlebt, die Gegenwart sich aneignet oder sich darin verliert und eine gelehrte Welt im Herzen der barbarischen constituirt, endlich die Morgenröthe der Erneuerung zeigen, welche in den letzten Jahrhunderten anbricht, Zeuge seyn von diesem langsam vorbereiteten Ausdruck von Völkern, Idiomen, Literaturen und Genien, der das Ende des Mittelalters erleuchtet, und ihn beschreiben, nicht in seiner weiten Zerstückelung, sondern in seinen Haupt-Richtungen: das ist der Gedanke und die Grundlage des Werkes.

Obgleich um die Literaturen des Nordens verkürzt und nur wenige Verzweigungen in England, Spanien und Italien habend, würde der ganz in Frankreich concentrirte Stoff noch vielumfassend und reich seyn, selbst ohne den flüchtigen Ueberblick des Restes und die in einigen großen Theilen des Ganzen hergestellte Harmonie. Dreifacher classischer, religiöser, naiver und barbarischer, Ursprung, Analyse seines doppelten Genius des lateinischen und romanischen, Bildung der modernen Idiome, Reflex von tausend Elementen so vieler Literaturen, deren eine sich auf die andere pfropft, griechische, lateinische, wallonische, provençalische, italienische ꝛc. und alle diese Strahlen und großen Namen des europäischen Gedankens, dann die Scholastik, die Universitäten, Sitten und historischen Beziehungen: man sieht aus diesen Hauptmomenten, von Herrn Charpentier mit Scharfsinn berührt oder ganz ausgeführt, welches der Umfang und die Wesenheit dieses Versuchs ist.

Der historische Sinn ist darin immer genau und durchdringend; die Philologie, geschickt zusammengesetzt und ausgezogen, bisweilen neu und piquant an Inductionen; der literarische Tact und die kritische Würdigung der dichterischen oder denkenden Schriftsteller wahr, entschieden und ausdrucksvoll, und ich führe namentlich Abellard und Heloise, als einen zarten und sinnreichen Gedanken, an, den ich sonst nirgends gefunden habe, und Dante wegen seiner reichen und colorirten Form. In diesem Werke, wo man überall genügende Wissenschaft, einen reinen Geschmack, eine glänzende Einbildungskraft findet, hat mir der erste Theil der reichhaltigste und vollendetste geschienen. Man könnte diesen Lobsprüchen wichtige Kritiken zur Seite stellen, wenn die Abgränzung nicht wäre, die der Verfasser selbst seinem Gegenstande gegeben. Als Literair-Geschichte des Mittelalters würde dieses Buch, so viele Lücken hat es in dieser Hinsicht, kaum ein Entwurf oder Skizze zu nennen seyn; als Versuch hat es vielen Werth. Es ist eine gute Besitznahme eines der schönsten Gegenstände, die man behandeln kann; es ist nur ein Anfang, eine Probe, aber sie ist ehrenwerth. Ich habe dieser Arbeit nur einen ernstlichen Vorwurf zu machen: der Plan ist fehlerhaft, zu wenig methodisch, zu lose verbunden durch eine zu ungleiche Entwickelung der Theile.

P. R.

---

## Wunderbare Kraft des — Floh's.

(Aus Edinburgh Encyclopedy.)

(2.)

In einer Secunde durchläuft eine Milbe einen Raum von fünfhundert Schritten und folglich den von dreißigtausend Schritten in einer Minute. Ein Pferd, das diese Geschwindigkeit besäße, würde tausend zweiundzwanzig Meilen in einer Stunde zurücklegen.

Ein anderes Insect übertrifft die Milbe noch an Geschwindigkeit und findet keine Nebenbuhler im Verhältniß zu seiner Größe: das ist der — Floh. Obgleich verachtet, ja im Allgemeinen selbst verabscheut und oft verwünscht, ist er doch nichtsdestoweniger voll Reize für den Naturforscher. Sein Kopf ist klein, seine Augen groß, sein Körper reinlich, glänzend und wie von kleinen Kreisen von feiner Seide umgeben. Alle seine Bewegungen bezeichnen Lebhaftigkeit und Gelenkigkeit und seine Muskelkraft ist so außerordentlich, daß sie billig unser Erstaunen erregt. Wirklich kennt man kein Insect (und nach Verhältniß kein anderes Thier), dessen Leichtigkeit der des Floh's gleichkäme, der zweihundertmal so hoch, als die Länge seines Körpers beträgt, springt. Ein Floh zieht eine Kette, deren Gewicht hundertmal sein eigenes übersteigt und verzehrt in einem Tage ein Volumen von Nahrung, das zehnmal mehr wiegt, als er selbst.

Herr Boverich, ein geschickter und erfinderischer Uhrmacher, der vor wenigen Jahren in London lebte, zeigte dem Publikum eine kleine Post-Chaise von Elfenbein, mit vier Rädern und allem Zubehör, samt einem darin sitzenden Männchen, die ein Floh zog. Er machte später auch einen kleinen Landauer Wagen, mit sechs Pferden bespannt, dessen Schläge auf- und zugingen; auf dem Bocke saß ein Kutscher, einen Hund zwischen den Beinen, vier Personen im Inneren, zwei Bedienten hintenauf; ein Postillon ritt auf einem der Vorderpferde und das Ganze wurde auch von einem Floh gezogen.

Der nämliche Goldschmidt hatte eine Kette von Kupfer, ungefähr zwei Zoll lang, aus zweihundert Ringen bestehend, an welcher ein Vorlegschloß mit einem Schlüssel war: ein Floh zog sie mit Leichtigkeit. Auch jetzt zeigt man zu London ähnliche Curiositäten, wobei der Floh eine Hauptrolle spielt und jedermann sieht seine Künste mit Vergnügen.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

**№ 869.** Hamburg. Mittwoch, den 20. November. **1833.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Raid, Dr. Ludwig.


## Madam Roland und deren Gatte.

### Eine Episode aus der Schreckenszeit.

(Aus den Denkwürdigkeiten der Marquise von Crequy.)

(M.)

Mein Onkel, der Commandeur von Fronlay, hielt sich ehemals einen sehr ausgezeichneten Koch, der sich auch ganz behaglich fühlte, weil er ein arger Mauser war. Dies war es nicht, was ihm seinen Ruhm erwarb; aber er hatte bewundernswürdige Leckereien erfunden, namentlich die Pattes d'oie bottées, à l'intendante. Mein Onkel rieth immer, noch bitteren Orangensaft darauf zu tröpfeln, worüber sein Küchen-Oberhaupt aber ganz empört und in Verzweiflung war, weil Säuren dergleichen gasteonomische Präparate nur weich machen und dem Gebäcke sein Ansehen rauben. Es steht übrigens einem jeden frei, sich an die Vorschrift des Commandeurs oder an die seines Kochs zu halten. Von diesem schreibt sich auch die Erfindung des Lachses à la Régence und der Hechte à la Chambord her. Wenn man noch heutigen Tages den Rand der Torten mit Franginés und Crépinettes von Rückenmark belegt und das Rückenmark von Kälbern und Lämmern Amourette betitelt, so ist ihm die Zaetheit dieses Raffinements und die seiner physiologischen Bezeichnung beizumessen. Er würde auch gegen einen jeden, der ihn hätte gewähren lassen, dreist behauptet haben, daß er der Erfinder der Potages à la jambe de bois sey, weswegen er aber von dem ersten Haushofmeister des Regenten, dem Herrn Vicomte de Bechameil de Nointel, mit Bitterkeit Lügen gestraft wurde, indem er, der auch die Ehre gehabt hat, der bekannten weißen Sauce seinen Namen zu geben, auf die Priorität dieser Entdeckung Anspruch macht. Wie glücklich doch dieser kleine Bechameil ist! pflegte der alte Marquis von Escars immer zu sagen; ich habe schon zwanzig Jahre eher, als er auf der Welt gewesen ist, Emincés de blanc de volaille à la crême cuite serviren lassen, und habe es doch noch nicht dahin bringen können, daß auch die geringste Sauce nach mir benannt worden wäre!... Dieser wackere Mundkoch, der den Namen Rotisset führte, war durch eine Wette unser geworden, die mein Onkel gegen den Marschall von Sachsen gewonnen, der ihn uns, an Händen und Füßen gebunden, zusandte. Er weinte heiße Thränen, als er nach Chambord kam, und schickte sich erst dann in die Wette, als ihm gedroht ward, daß er sonst nach St. Lazarus geschickt werden sollte. Der Name Rotisset war ihm nur wegen seines Küchenamts beigelegt worden, denn einen angeborenen Namen führte er nicht, indem er aus dem Refectorium der Findelkinder herstammte. Er hatte hernach die Schwester der Mamsell Dupont, meine erste Kammerfrau, geheirathet, und die Duponts, Bürger aus dem Maine, und in sehr glücklichen und sehr angesehenen Verhältnissen geboren, waren über diese Mesalliance sehr erbittert gewesen. Aus dieser Ehe schrieb sich eine Mamsell Fauchon Rotisset her, die mit einem Bijouterie-Arbeiter Filippon (den man der Kürze halber Flipon nannte) verheirathet wurde; und um nichts unerwähnt zu lassen, setze ich noch hinzu, daß Madam Flipon, geborne Rotisset, eine leibliche Schwester hatte, die als Garderobenmädchen bei der Frau von Boismorel, einer reichen Dame des Marais, diente. Sie hatte aber auch noch einen Bruder, der bei dem Generalpächter Herrn Naudry als Chef-d'office-entremetier angestellt und die Krone seiner Familie war. Wie mir däucht, hatten sie auch einen Neffen, dessen Verwandtschaft sich mit der des Rotisset und Flipon kreuzte, und der als Küchenjunge oder Koch bei dem Heren Noguard de Jouy, Vater der Frau von Esparbes, diente; doch kann ich dieses nicht für gewiß behaupten. Indem ich so vor Ihnen den Stammbaum von Beatenwendern und Pfannenhelden aufrolle, werden Sie am Ende glauben, ich sey verrückt geworden; aber nur noch ein wenig Geduld, mein Prinz, und Sie werden es schon sehen, warum ich Ihnen die Herkunft der Rotissets und der Flipons detaillirt habe. Zur Erläuterung meiner Vorrede muß ich Ihnen zuvörderst noch bemerken, daß Herr Dupont, mein Kammerdiener-Secretair, so wie auch dessen Frau, immer die Manon Flipon, die Tochter des Bijouterie-Arbeiters, sehr herausstrichen und rühmten. Ich erinnere mich noch, daß die Rede davon gewesen war, sie mit dem Schlachter zu verheirathen, welcher das Hotel Crequy mit Fleisch versah, und der bei dieser Gelegenheit an mich geschrieben hatte. Die Duponts legten sich dabei ins Mittel und wollten mir eine ehrerbietige und befriedigende Explication geben; ich bedeutete ihnen aber, sie sollten mich mit ihrer liebenswürdigen Nichte ungeschoren lassen, ich wollte nichts mehr von ihrer Manon Flipon hören.

So vergehen ein oder ein paar Jahre, da können die Duponts sich doch nicht länger halten, sondern müssen mich durchaus von der bevorstehenden Verheirathung ihrer Nichte in Kenntniß setzen, mit der Bitte, deren Contract zu unterschreiben; ich sage dies ohne Bedenken zu, weil es bei den Crequys hinsichtlich ihrer Domestiken und derjenigen ihrer Angehörigen, die nicht Livree trugen, so der Brauch war. Es waltete aber ein Mißverständniß hinsichtlich des Tages und der Stunde ob, wo ich meine Unterschrift geben sollte, und so war ich abwesend, zu Versailles oder wo sonst. Man begnügte sich damit, den besagten Contract durch Ihre Frau Mutter und durch meinen Sohn unterschreiben zu lassen, und ich dachte längst nicht mehr daran, als Dupont mich bat, doch der Madam Roland de la Plattiere eine Audienz zu bewilligen. — „Wer ist das, und was verlangt sie von mir? — „„Ei, Madam, das ist Manon Flipon, die einen Herrn vom Lyoner Handels-Bureau geheiligt hat; eine kostbare Stelle und viertausend Livres Rente nebst einem Landhause im Forez. Da Madam ihren Contract nicht unterzeichnet haben, so meynt meine Nichte, Madam hätten vielleicht die Güte....“ „Sie mag kommen!“

Madam Roland de la Plattiere war die schönste Frau von der Welt. Sie war wohlgewachsen, hatte eine gute Haltung, war hübsch und elegant modest gekleidet. Ihr Gesicht strahlte in Anmuth und Feische wie Lilien und Rosen (ich muß mich schon dieses verjährten Vergleichs bedienen,



Digitized by Google

weil ich eben keinen beſſeren weiß; übrigens hat derjenige, der zuerſt die Aeußerung gemacht, keine Roſe ohne Dornen, etwas ganz Vortreffliches geſagt); ihr Geſicht war hinſichtlich der Züge bewundernswürdig regelmäßig und im Umeiß vom ſchönſten Oval. Sie hatte Augen!... Welche blaue Augen! unter Augenbrauen und langen ſchwarzen Wimpern, mit einem Wald von braunen Haaren. Die Liebenswürdigkeit der Phyſiognomie entſprach nicht immer dieſer reizenden Regelmäßigkeit; es lag zuweilen in den Bewegungen des Mundes und der Augenbrauen etwas Unzufriedenes, Uebelwollendes, ja ſelbſt Widriges.... Als ich den Contract unterzeichnet hatte, den ſie mitgebracht, und ſah, daß ſie dennoch nicht ging, ſo dachte ich, ſie möchte mir wohl noch ſonſt etwas zu ſagen haben; da ich nun, um ſie nicht zu kränken, dem Dupont (ihrem Onkel) nicht klingeln wollte, damit er ihr einen Stuhl ſetzte, ſo ſtand ich auf, um mich nach der Seite zu begeben, wo die Seſſel waren, und ſagte zu ihr: „Setzen Sie ſich, mein Kind.“ — Da blickte mich die ſchöne junge Frau, der meine Delicateſſe nicht entgangen war, mit Blicken der Rührung an und ſagte in einem energiſchen und leidenſchaftlichen Tone: „„Sie ſind gut, Madam! Sie ſind wahrhaft gut und edeldenkend!““ und indem ſie dies ſagte, war ſie, wie eine Gazelle, mit einem Satze aus entgegengeſetzte Ende des Zimmers geeilt, hatte ſich dort ein einfaches Tabouret hergeholt, das ſie dann eben ſo raſch vor mein Canapee hinſtellte.

Ihr eigentliches Anliegen nun beſtand darin, daß ich dazu mitwirken ſollte, daß ihr Gatte, der ein kleines adeliches Lehn als Bürger beſaß, welches von der Burgvogtey von Beaujeu abhängig war und unter der Herrſchaft des Herzogs von Orleans, als Graf von Beaujolais, ſtand, in den Adelsſtand erhoben würde. Alle Bürger von Lyon waren verſeſſen darauf, ſich adeln zu laſſen und Madam Roland berief ſich beiſpielsweiſe auf eine ſchöne Frau de la Verpilliere, die es zu erlangen gewußt hatte, daß ihr Gatte ein Edelmann de trois raçes, ſtatt eines Edelmannes erſten Grades geworden war: ſie hatte es nämlich ſo eingeleitet, daß der Aeltervater ihres Gatten, der ſchon fünfundneunzig Jahre alt, und, wie Madam Roland ſagte, kindiſch geworden war, was ſich auch wohl glauben läßt, den Adelsbrief erhalten hatte. Sie ſagte auch, daß der Vater und der Großvater geſtorben wären, und bemerkte ſo geiſtreich als ſpaßhaft, daß die beiden adlichen Generationen, die zwiſchen dem Stallmeiſter, dem Erſtgeadelten, und deſſen Großſohn, dem Chevalier Edelmann de trois raçes die Mitte hielten, nie zu Tage kommen könnten, was denn ganz drollig eigenthümlich ſey. Im Uebrigen ſetzte ſie noch hinzu, daß die Frau de la Verpilliere dir Inſolente mache, und ſie betonte dies Wort in einer Weiſe, daß ihr Geſicht dabei den Ausdruck der Eumeniden annahm und es mir däuchte, als ob ſich ihre Haare in Schlangen verwandelten! Madam Roland wollte mir nachher mit einer Miene, in der ſich eine gewiſſe Anmaßung und Eiferſucht verſchmolzen, zu verſtehen geben, daß die Familie ihres Gatten möglicherweiſe von dem Marſchall de la Plattiere abſtamme, damit verdarb ſie ſich aber bei mir das Spiel. Ich antwortete ihr, daß der Familienname dieſes Marſchalls Bonedillon, und nicht Roland ſey; und als ſie ſah, daß ich dieſer chimäriſche Vorausſetzung mit Kälte, vielleicht ſelbſt mit einer ungläubigen ſtolzen Miene aufnahm, da drückte ſich in ihrer Phyſiognomie ein Gefühl des Haſſes und der gekränkten Eitelkeit aus, das ich nie vergeſſen werde. Ich führte ſie ganz discret und meines Bedünkens artig genug ab, ſagte aber zu ihrem Onkel Dupont, die Madam de la Plattiere wollte die Leute zum Beſten haben, denn ihr Gatte ſey ja von ſo hoher Abkunft, daß er nicht erſt geadelt zu werden brauchte und nur ſeine Beweiſe beibringen dürfte, ꝛc.

Ich hatte nun mehrere Jahre lang mit den Rolands weiter nichts zu ſchaffen, nur hörte ich von dem Herrn von Breteuil, der damals Hausminiſter des Königs war, daß er mit Empfehlungen der Montazets, der Lezay des Maenezia's und der andern Lyonee Grafen beſtürmt worden ſey; denn die Madam Roland, der es nicht an Intrigue fehlte, hatte es zu machen gewußt, daß der Erzbiſchof von Lyon und alle ſeine Canonici von St. Johannes zu Gunſten ihres Gatten manövrirten. Herr von Breteuil ließ ihnen antworten, das einzige Mittel, ihrem Schützling den Adelsbrief zu erwerben, ſey, daß er Mitglied der Municipal-Probſtey zu werden ſuche, um ſo, gleich den Herren Thelefan, La Verpilliere und ſo vielen andern, zum Schöppenamt zu gelangen; aber die hohe Bürgerſchaft dieſer großen Stadt wollte, wie es ſcheint, den Herrn de la Plattiere nicht zur Theilnahme an ihren Privilegien zulaſſen, lache trac.

Zur Zeit unſers einfältigen und ſchandbaren Proceſſes mit dem Bürger Bourbon-Montmorency-Cecquy, den ich ſeines Eigenthums ſollte beraubt und noch ſonſt mißhandelt haben, entſchloß ich mich endlich, zu deſſen Protector und Freund, dem Bürger Roland, zu gehen, um mit ihm über dieſe Angelegenheit zu ſprechen, fand ihn aber in der erbittertſten und feindſeligſten Stimmung wider uns vor. Er war wie ein jäher, unzugänglicher Felſen, ein wahrer widerſpänſtiger Schlackenhaufen, mit dem ſich nichts aufſtellen ließ. Man konnte nicht ſagen, daß er ein Mann von Eiſen geweſen wäre, denn er hatte weder deſſen Solidität noch Nützlichkeit; aber er war ein Mann von Holz, und zwar von dem harten Holze, an welchem das Beil abſpringt. Madam Roland trat, durch meinen herrlichen Dupont, deſſen Achtung und Treue gegen mich ſich nie verläugnet haben, von meiner Anweſenheit unterrichtet, nun auch in das Cabinet dieſes merkwürdigen Miniſters ein. In der Phyſiognomie dieſer Frau lag ein Ausdruck triumphirender Ironie, der ſich nur ſchlecht hinter einigen wohlwollenden Aeußerungen barg. Madam Roland ſchien mir noch ziemlich ſchön zu ſeyn, nur däuchte mir, daß ihre Sprache ſehr unedel und lächerlich affectirt geworden war. Sie ſagte z. B. mit einer prätentiöſen Selbſtzufriedenheit: il l'heureux, l'heureux-d'encore en encore, und faite excuse; — nous deux le Ministre, und c'est embêtant, und wohl noch hundert andere Redensarten der ſchaalſten Gemeinheit oder der widerwärtigſten Trivialität. Ich erinnere mich namentlich, daß ſie von einem Bürger ſprach, dem man ſeine Sicherheitskarte weggſtipitzt habe, und daß ſie mich fragte, ob ich ihrem Freund Barbaroux kenne, der ſo ſchön ſey, daß man ihm nachlaufen möchte. Das war der Ton, den ſie ſich in ihren revolutionairen Relationen und in ihren girondiſtiſchen Freundſchaftsverhältniſſen angeeignet hatte; denn ſo hatte ſie einige Jahre zuvor in der That nicht geſprochen, aber ſie war damals auch ſo verſtändig geweſen, ſich im Zaum zu halten und ſich Angeſichts einer verſtändigen Dame nicht ſo zu äußern. — Und das wäre alſo die Frau eines Miniſters? ſagte ich bei mir ſelbſt. Man geht immer abwärts, und in Revolutionen geht es ſchnell! Was den Weiten und die Traditionen der Artigkeit betrifft, da giebt es eine eben ſo große Kluft zwiſchen der Madam Roland und der Madam Necker, als zwiſchen der Madam Necker und der Herzogin von Chaiſeal. Nun denken Sie ſich, wie erſt die Frau des Juſtizminiſtees, die Bürgerin Danton beſchaffen ſeyn mußte, da Madam Roland gegen ſie eine ariſtokratiſche Prätibſe, eine Art Prinzeſſin zu ſeyn ſchien!

Nach der Weiſe, in welcher gegen mich über den elenden Abenteurer, d. h. über meinen Ankläger, geſprochen wurde, ſah ich ſogleich, daß ich bei dieſen Menſchen nicht darauf rechnen durfte, zu meinem Rechte zu kommen, und ſagte deshalb kalt und trocken, daß, wenn die Nation einmal meine Güter confiſciren wollte, ſo könnte es doch mindeſtens nicht zu Gunſten eines Betrügers ſeyn, dem ſo leicht, wie dem Bürger Bourbon-Montmorency-Cecquy, ſonſt Nicolas Bezuchet genannt, ihrem Schützling, die Maske abzureißen wäre. Auch nicht ein Wort verlor ich an ſie, das einer Bitte ähnlich geſehen hätte, ein Benehmen, das mir übrigens weniger ſchadete, als man es wohl hätte glauben mögen; ich verließ mich auch mit darauf, daß ein ſo lächerlich unvernünftiges Volk unfehlbar und

Digitized by Google

sehr bald zu Falle kommen müsse. Ich hatte eine boshafte Freude daran, ihre dumme Arroganz, ihre Untüchtigkeit, ihe Unvermögen, irgend ein Land, vor allem aber ein Land wie dieses, zu regieren, wahrzunehmeo. Wie schieden mit der Miene gegenseitiger Unzufriedenheit von einander. — Ich grüße Dich, Vüegenio, sagte der Minister mit einer erbärmlichen Tölpelei zu mir und ohne daß er sich herabließ, nur zu thun, als ob er mich bis zur Thür seines Cabinets, die ich mir selbst öffnen mußte, hätte begleiten wollen. Seine Frau hatte es zwar vermieden, mich pre Du anzureden, aber sie hütete sich, ihrem persönlichen Stolze und der Würde der Republik dadaech etwas zu vergeben, daß sie eine Faastikerin (das war die Hauptbeschwerde wider mich) an die Thür begleitet hätte. Sie erhob sich majestätisch von ihrem Sitze, um mir durch eine Art Kopfbewegung und Zucken mit den Augenwimpeen den Abschiedsgruß zu gebea. Wier Monate später befanden wir aus mit einander in Gesellschaft zu Sainte-Pelagie, als Gefangene.

In Folge meiner Sollicitationen und Besuche bei unseen Richteen, die ich deshalb ganz allein anseichtete, weil ich meinen Sohn nicht der Gefahe aussetzen wollte, die Aufmerksamkeit der Revolutionstribaaale auf sich zu ziehen, bekam ich zuvörderst Hausarrest unter der Aufsicht von drei Sansculotten, die uns das Leben dermaßen zu vergällen trachteten, daß Dupont nur darin Rettung suchte, daß er sie tüchtig schlemmen und aie nüchtern werden ließ. Einee von ihnen hatte bei dieser Lebensweise nach acht Tagen ins Gras beißen müsseo, und auch die andern beiden wurden krank davon; als ich dann zu Dupont sagte: aber das geht ja nicht; Du moedest die Menschen in dieser Weise: da erwiederte ee: auf einen groben Klatz gehört ein geober Keil. Die Sprüchwörter standen ihm immer zu Gebote, und als die beiden Uebeelebenden an die Secrian schreiben wollten, um für ihren verstoebenen Kameeadeo Ersatz zu verlangen, da sagte ee zu ihnen: viele Schweioe macheo den Trank dünne; dann tränkte er sie neueedings humpenweise mit Wenuntewein, den er aus einem Wirthshause holeo ließ, um meines Kellers zu schooen. Die beiden Elenden wollten immee nur Salzspeisen und starkgewürzte Sachen essen, und so bekamen sie täglich einen tüchtigen Schinken, Stockfisch, holländischen Käse und ich weiß nicht, wie viele Bückinge; ihe Lieblingsgerichte aber waren Anschoois mit Senf, womit sie sogar die kleinen Torten belegten. Das Ende vom Liede war, daß sie ins Hospital dee Republik, das ehemalige Hotel Dieu, waodern mußten, wo sie ihee unnatürliche Freßgier wohl haben abbüßen müssen. (Es wurden dort zuweilen Krankensuppen aus Hammelsköpfen, Pferde- und Hundefleisch, ja ooo Sperlingen und Katzen gekocht, mit einem Zusatz voo Hirse, gestampften gelben Erbsen und Bohnen.) Der Abbe von Dampieree, dee General-Vicarius des Sprengels von Paris geblieben wae und bei dem alle unsere Almosen einliefen, hatte den Einfall, dem Oeconomen des Hospitals der Republik 50,000 Franken in Assignaten (die damals circa 95 pCt. Verlust gaben) einzuschicken; der Bürger Gervoise hatte aber die Mamsell Dupont, welche sie ihm gebracht, festnehmen lassen, und wir wurden sehr besorgt, als wir sie nicht zurückkehren sahen; doch verlor ich den Kopf nicht, and wollte nun den Abbe Dampierre, der hierin gegen meinen Willen gehandelt hatte, nicht länger in meinem Hause, wo er sich versteckt hielt, behalten. Dupont ließ ihn nach der Straße von Seores hinaus, um ihn zur Frau von Grimaldi, in der Straße la Planche, zu bringen, die ein Meister-Versteck hatte, das gar nicht auszuspüren war; aber es war schon von einem andern, von dem Abbe du Boudel, eingenommen. Nun mußte Dupont den General-Vicarius bei hellem Tage über die Straße du Bac bis nach dem Durchgange St. Marie führen, was eine mißliche Aufgabe war. Der gute Bürger Duperron, unser Friedensrichter, verbaeg den Abbe de Dampierre vielleicht zum zwanzigsten Male, und immer bestmöglichst; als Dupont aber nach dem Hotel Crequy zurückkam, da war ich schon in einem alten Kabriolet abgeführt worden, um, man wußte nicht wo, und ich weiß es noch jetzt nicht, gefangengesetzt zu werden. Ich wurde kurzweg über die Bürgerin Dupont, meine Vertraute, die falsche Assignaten unter die Leute brächte, ins Verhör genommen; dann ward ich aufs unverschämteste und abscheulichste durchsucht, und hernach zu einem kleinen Keller hinabgeführt, wo ich mich platt auf die Erde setzen mußte, weil es dort weder Stuhl noch Bank, nicht einmal ein Bündel Stroh gab. Ich hatte dee Visitation meiner Kerkermeistre jedoch ungefähr zwanzig Stück Doppel-Louisd'oe zu entrücken gewußt, die ich schon im Voraus Vorsichts halber zwischen den Sohlen meinee Ueberschuhe hatte einnähen lassen. Alle meine Kleidungsstücke hatte ich, Gott sey Dank! behalten, aber ein Portefeuille mit Assignaten wae mir abgenommen woeden, um diese, so sagten sie, zu untersuchen. Mein Aufschreibebuch hatte ich auch hergeben müssen, aber mein Rosenkranz ward mir unter einigen hämischen Brutalitäten wiedee zurückgegeben.

Der Chef dieses Kerkees nannte sich Vüeger Salior; ee fragte mich, ob es wahr wäee, daß ich dreiundneunzig Jahre alt sey. — Sieh, rief da einee von den Genossen dieser scheußlichen Inquisitioo aus, das ist ja das Alter des voemaligea Regime! Ich hatte es mir vorgenommen, ihnen gar nicht zu antworten, and blieb auch diesem Vorsatze treu, was denn den Sulior zu dee Bemerkung veranlaßte, ich möchte wohl taub seyn. Hernach eegoß ee sich aber, ich weiß nicht warum, in eine Fluth von republikanischen Verwünschungen gegen mich, wobei ee die Faust ballte und mich mit den Zähnen anfletschte.

So brachte ich denn die allertraurigste Nacht, die sich nur denken läßt, in meinem Kellee zu, und überzeugte mich zugleich, daß der heilige Franz de Sales Recht hatte, wenn ee sagt, es sey nicht gut beten, wenn man nicht bequem knieen könne. Wenn ich mir Ergedaog einreden wollte, so konnte ich es mir nicht enthalten, den Abbe de Dampieere mit seiner Assignaten-Mildthätigkeit zu verwünschen. Am aadern Morgen ward ich nach dem Luxemborg gebracht, das man zum Gefängniß eingerichtet hatte und wo ich leidee viele Bekaonte voefand.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Jetziger Zustand der Arzeneikunde in der Türkei.

(Beschluß.)

(N.)

Wenn ein Kranker an einem innerlichen Uedel stirbt, so riskirt der Arzt, der ihn behandelt hat, nichts, es sey deno, daß dee Verstorbene einen wichtigen und einträglicheo Posten bekleidet hätte. In diesem Falle gehen die Verwandten und das Gesinde, weil sie durch seinen Tod ihre Stellung und ihre Emolumente eingebüßt haben, wohl darauf aus, sich an dem Aezte zu rächen, dee dann aber sehr auf seiner Hath ist, ihnen nicht in den Wuef zu kommen. Zuweilen weeden die Aezte auch zur Consultation, nicht bei einem Kranken, sondeen bei einem Verstorbenen geholt. So sonderbar dies scheinen mag, ist dem doch so, und gerade für Consultationen dieser Art weeden sie am beßren bezahlt; deno es steht ganz bei ihnen, denjenigen, die sie rufen lassen, Bedingungen vorzuschreiben. Wenn in der Türkei der Gouveeneur einee Provioz, ein Mufti, oder irgend ein anderer Beamter höheren Grades stirbt, so fällt alles, was ee besitzt, dem Staate zu; daher liegt der Familie sehr viel daran, den Tod ihres Verwandteo wo möglich so lange zu verhehleo, bis sie seinen Schatz bei Seite gebracht, oder, was noch sicherer ist, einen Theil davon angewendet haben, um es bei den Mitgliedeen des Divans auszuwirkeo, daß sie deo Rest behalten können. Der Vater des jetzigen Paschas von Uskasr lag schon vier Jahre begraben, ehe sein Tod officiell



Digitized by Google

declarirt wurde. Währenddem hatte sein Sohn die Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten Namens des Vaters fortgesetzt und allen officiellen Documenten trügerischer Weise dessen Unterschrift gegeben. Von allen Seiten wurde ärztlicher Rath eingeholt, es wurden selbst die berühmtesten Doctoren aus Constantinopel verschrieben; doch bekamen sie, wie sich das schon denken läßt, den Kranken nicht zu sehen, was auch in der Türkei nicht Noth thut, sobald nur der Gang des Pulses genau angegeben wird.

Die türkischen Aerzte bereiten ihre Medicamente selber, auch giebt es in der Türkei keine Apotheken, außer zu Constantinopel und in einer oder zwei anderen großen Städten. Da der Verkauf von Medicinalwaaren unter keiner gesetzlichen Aufsicht steht, so kommen, zufällig oder absichtlich, häufig Vergiftungsfälle vor: zuweilen wird auf derselben Waage, in welcher eben ätzendes Sublimat oder Arsenikum abgewogen worden ist, ein anderes Medicament abgewogen, ohne daß man sich erst bei ihrer Reinigung aufgehalten hätte; oft verschreiben unwissende Practikanten auch energische Mittel in so starken Gaben, daß sie dadurch zu Gift werden. Das Wimmern und Winden des Kranken wird dann als das Besessensein von bösen Geistern betrachtet und man läßt nun zugleich einen türkischen Derwisch und einen christlichen Priester kommen, um, ein jeder nach seinem Ritus, zur Austreibung des Bösen zu schreiten. Sie nehmen deshalb zugleich die Priester von zwei verschiedenen Religionen zu Hülfe, um jedem Irrthum auszuweichen; „denn wir können ja nicht im voraus wissen," sagen sie, „ob der Teufel, der sich unserer Seele bemächtigt hat, ein mahomedanischer oder ein christlicher Teufel ist."

Die absichtliche Vergiftung ist noch häufiger und der Arzt ist nur zu oft das käufliche Werkzeug des Verbrechens. Der Türke hält es für kein Verbrechen, seinen Feind zu vergiften, und dieses aus zwei Gründen: „denn erstens," sagt er, „würde er mich vergiften, wenn ich ihn nicht vergiftete, und zweitens wird das Gift, das man ihm beibringt, nicht wirken, wenn er nicht sterben soll."

„Wenn es schon zu beklagen ist," sagt der Doctor Oppenheim, „ein religiöses Dogma in dieser Weise auslegen zu sehen, so ist es noch beklagenswürdiger, daß Christen an diesen Verbrechen Theil nehmen, ja fast immer die Werkzeuge dazu sind; denn es läßt sich nicht läugnen, daß sie meistens durch griechische Christen vollführt werden; auch ist es für einen Ehrenmann ein unmöglich, im Dienste eines türkischen Großen Arzt zu seyn; denn wenn er von ihm verlangt, daß er diesen oder jenen durch Gift aus der Welt schaffen soll, und er sich dessen weigert, so riskirt er sein eigenes Leben; davon habe ich selbst einen überzeugenden Beweis gehabt. Der letzte Feldzug der Türken wider die Albanesen ist zu Gunsten der Ersteren ausgefallen, nicht in Folge eines höheren Muthes, einer größeren Anzahl, oder einer besseren Mannszucht, sondern vermittelst Hinterlist und Verraths. Zwei der mächtigsten Feinde des Sultans, Whely-Bey und Akban-Bey, mit dem Beinamen der Löwe, wurden während eines Waffenstillstandes eingeladen, einer Musterung regelmäßiger türkischer Truppen mit beizuwohnen, was ihnen, als ein völlig neues Schauspiel, interessant seyn mußte. Der Vezier ließ sie aber in dem Augenblicke tödten, wo sie an einem Bataillon vorüber gingen. Der Sohn des Vezirs Emin, Pascha von Gomerz, hat sich ganz in derselben Weise mehrere seiner furchtbarsten Feinde vom Halse geschafft. Einst befahl mir der Großvezir zu bleiben, und ließ, als schon alle Hofleute abgegangen waren, Caffee, Pfeifen und ein Schachbrett bringen. So befand ich mich denn allein mit einem Manne, der von allem, was ihn umgab, einen unbedingten Gehorsam verlangte und erhielt und dessen Wille schon viele tausend Köpfe hatte springen lassen. Er forderte mich durch ein Zeichen auf, Platz auf dem Divan zu nehmen, und begann zu rauchen; ich rührte aber, der Etikette gemäß, meine Pfeife nicht an. Nachdem er sich einige Augenblicke mit dem Spiel beschäftigt hatte, richtete er sein Haupt in die Höhe, faßte mich scharf ins Auge, und sagte: „Hekimbechi, ich habe Feinde, Du kannst mir helfen und Du wirst es!" Dann machte er mir das Zeichen, mich zu entfernen, wodurch ich der Nothwendigkeit, ihm zu antworten, überhoben war. Ich grüßte ihn, und fühlte mich tief ergriffen; denn die wenigen Worte des Vezirs waren mir nur zu klar. Ich hatte damals zwei Albanesen-Häuptlinge in der Cur, die Anfangs einen Arzt der Armee genommen hatten, weil sie es nicht wagten, sich dem Arzte des Großvezirs anzuvertrauen. Der Vezir hätte es nun gern gesehen, daß ich ihn von diesen beiden Feinden befreiet.

„Nachdem ich über die Schwierigkeit meiner Lage nachgedacht hatte, sah ich keinen andern Ausweg, als dem Schatzmeister des jetzigen Vezirs und dessen Secretair große Geldopfer darzubringen. Zugleich stellte ich mich krank und hütete das Zimmer. Zwölf Tage waren seit meiner Zusammenkunft mit dem Vezir verstrichen, ohne daß mir etwas Bemerkenswerthes passirt war, als am dreizehnten Tage des Morgens mein Diener mir, wie gewöhnlich, Caffee und die Pfeife brachte. Ich hatte die Tasse beinahe ganz geleert, als ich einen unangenehmen Geschmack bemerkte, der meinen Argwohn erregte. Ich nahm sogleich ein Brechmittel ein, und eilte zur Apotheke der Armee, wo es sich dann erwies, daß meine Tasse fast zwei Drachmen ätzendes Sublimats enthielt. Ich trank eiligst noch eine Menge Eiweiß, und kam so auch ohne alle üble Folgen davon. Obgleich die Gunst, in welcher ich bei Hofe stand, und der hohe Posten, den ich bekleidete, mir manche Neider zugezogen hatten, die mich gern los gewesen wären, war doch ein jeder über das Benehmen des Paschas indignirt. Mein ganzes Streben ging nun dahin, mir einen Paß zu verschaffen, und als mir dieses endlich gelungen war, da eilte ich, die Türkei zu verlassen."

Es ist sprüchwörtlich in der Türkei, von jemandem, der zu großer Macht gelangt ist oder sich große Reichthümer erworben hat, zu sagen: „er wird wohl am Gifte sterben." Auch sucht der Reiche sich jeden neu angekommenen Arzt zum Freunde zu machen, aus Furcht, daß er gebraucht werden könnte, ihn zu vergiften. Der kranke Türke ist höchst mißtrauisch, so, daß er die Medicinflasche, wenn er die ihm vorgeschriebene Portion daraus genommen hat, sogleich mit seinem Privatsiegel wieder versiegelt, damit sie ihm nicht vergiftet werde. Auch läßt er seinen Arzt oder seinen Sclaven die Medicin immer erst probiren, ehe er selbst davon einnimmt, und der wider Noth und Willen purgirte arme Sclave wünscht dann oft mit Recht, daß es mit der Krankheit seines Gebieters rasch aus seyn möge.

---

## Der Baron Georges Cuvier.

(2.)

Folgende Notiz ist einer noch ungedruckten Biographie dieses gelehrten Naturforschers entnommen:

— Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre hatte der junge Cuvier bereits seine Speach-Studien auf dem Gymnasio von Montbeliard, nach dem gewöhnlichen Cursus, vollendet und sollte sie nun weiter auf einer Akademie fortsetzen. Bevor indessen seine Aeltern in dieser Hinsicht einen Entschluß genommen hatten, kamen einige der zahlreichen Zeichnungen, die er gemacht, in die Hände des Statthalters. Dieser Prinz wollte den jungen Künstler sehen, und da er bei dieser Gelegenheit noch mehr Anlage für die Wissenschaften als für die Künste in dem Jüngling erkannte, so wollte er, daß diese glücklichen Fähigkeiten durch

Digitized by Google

eine angemessene Ausbildung entwickelt würden; in Folge dessen verlangte und erhielt er für denselben eine Freistelle in der Militair-Schule, die sein Bruder, der regierende Herzog (von Würtemberg), wenige Jahre vorher gestiftet hatte, und in welcher er sich bestrebte, alle junge Leute zu vereinigen, die große Hoffnungen gaben.

Diese Schule, die während ihrer nur allzukurzen Dauer den glücklichsten Einfluß auf die Studien in Deutschland ausübte, welche eine Menge ausgezeichneter Männer aller Art bildete und aus welcher ein Schiller hervorging, der dann von einem Cuvier ersetzt wurde, ist jetzt kaum mehr in Frankreich gekannt. Man wird uns daher erlauben, hier einige Worte von ihr zu sagen, die überdies uns nicht von unserm Gegenstand ablenken werden. Ihr Begründer, der Herzog Carl Eugen, hatte sich anfänglich unter nichts weniger als günstigen Auspicien angekündigt. In einem Alter von funfzehn Jahren seinem Oheim, dem Herzog Alexander, succedirend, der im Jahre 1737 plötzlich im Schlosse zu Ludwigsburg gestorben war, hatte er schon zwei Jahre darauf die Regierung eines Staates angetreten, als er noch unfähig war, sich selbst zu regieren und mehr als einmal hatten die Bewohner Würtembergs und besonders der Hauptstadt, Stuttgart, von den Thorheiten dieses verzogenen Jünglings zu leiden.

Diese Jugend-Thorheiten hatten indessen ein Ziel*) und nachdem der Günstling, der am meisten dazu beigetragen hatte, ihre Dauer zu verlängern, endlich verabschiedet worden war, zeigte sich der Herzog vorsichtiger, ohne darum gerade viel weiser zu werden. Verblendet von dem Glanze der Regierung Ludwigs XIV., schien er sich vorgenommen zu haben, in die Fußstapfen dieses Königs zu treten und nahm manches von den Gewohnheiten Ludwigs XV. an. Er umgab sich mit Baumeistern, ließ Schlösser und ein Theater bauen, wohin er durch große Gagen die geschicktesten Sänger und Sängerinnen Italiens (nicht minder die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen jener Zeit) zog und unterließ nichts, was die Hülfsquellen eines kleinen Staates schnell erschöpfen muß. Diese Ausgaben hatten, so unüberlegt sie sonst seyn mochten, doch die Entschuldigung für sich, daß sie nicht ganz allein durch die Eitelkeit dictirt wurden.

Der Herzog Carl hatte wirklich Geschmack für Künste und Wissenschaften, einen Geschmack, der sich unvermerkt einigte, sich allmählig auf minder frivole Gegenstände richtete und endlich den Weg zu einer vollständigen Reform bahnte. Nicht zufrieden, seine Lebensweise zu ändern, bemühte sich dieser Fürst, mit bewundernswerthem Eifer und Ausdauer, die Uebel wieder gut zu machen, die seine Zerstreuungen verursacht hatten. Erkennend, daß seine Irrthümer großentheils aus seiner vernachlässigten Erziehung in einem Alter, wo eine gute Leitung vor Allem Noth thut, entstanden waren, beschloß er, die Bildung der Jugend zum Gegenstand seiner ernstesten Aufmerksamkeit zu machen. Nachdem er lange darüber nachgedacht, entwarf er den Plan eines Instituts, in welchem die Zöglinge nicht nur eben so vollständigen wissenschaftlichen und literarischen Unterricht, wie auf den besten Universitäten, erhalten, sondern sich auch zu der Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnen sollten, deren äußerste Wichtigkeit er tiefer, wie irgend jemand, fühlte. Seine Hoffnungen wurden nicht getäuscht und noch lange, nachdem die Militair-Akademie von Stuttgart aufgehört, erkannte man auf den ersten Anblick die Männer, die daraus hervorgegangen waren und man fand sie im Allgemeinen in wichtigen Aemtern wieder, die sie würdig ausfüllten.

Die Carls-Akademie oder Militair-Schule, wie man sie gewöhnlich wegen ihres innern Regimes nannte, war weniger bestimmt, Offiziere als Administratoren und Staatsmänner zu bilden. Gegründet in dem Jahre 1742 (?) hatte sie der Herzog zuerst in einem seiner Jagdschlösser etablirt; um aber darüber eine unmittelbare und jeden Augenblick mögliche Aufsicht üben zu können, verpflanzte er sie zwei Jahre nachher nach Stuttgart in ein großes Gebäude, das an seinen Pallast stieß. Um die Kosten dieses Instituts zu bestreiten und nicht durch neue Abgaben ein Volk zu erschöpfen, das ihm den frühern Druck bereits zum Vorwurf machte, schränkte er sich auf das Nothwendigste ein: er entließ mehrere Haus- und Hof-Beamten, reducirte seinen Militair-Etat und trieb diese Art von Oeconomie so weit, daß man versichert, es habe, als Joseph II. Stuttgart besuchte, ein und dasselbe Piquet von Soldaten sich, auf Nebenwegen, eilig auf alle die Puncte begeben müssen, wo der Kaiser mit militairischen Ehren empfangen werden mußte. Man fügt hinzu, daß Joseph über die Familien-Aehnlichkeit, die er an allen Würtembergischen Soldaten wahrnahm, nicht wenig erstaunt war.

Ungeachtet der Ordnung, welche der Herzog Carl in seine Finanzen gebracht hatte, hätte er doch die Kosten einer solchen Anstalt nicht ganz tragen können: so bezahlte man denn, um in die Militair-Akademie aufgenommen zu werden; aber man konnte gleichwohl nicht ohne eine specielle Autorisation eintreten, die der Herzog nie ohne reifliche Prüfung ertheilte. Inzwischen suchte er, während er gewisse Aufsuchungen abschlug, unter unbemittelten Leuten die Kinder auf, welche große Anlagen verriethen. Und so waren, obgleich die Zöglinge, die bald aus allen Theilen Europa's herbeiströmten, im Allgemeinen adelichen oder doch reichen Familien angehörten, doch mehrere aus der Mittel-Classe und einige selbst aus ganz niederem Stande.

Wir können hier nicht in das Detail der verschiedenen Zweige des Unterrichts in der Militair-Akademie eingehen; wir begnügen uns, bemerklich zu machen, daß da von Anfang an ein Lehrstuhl für politische Oekonomie, der erste in diesem Fache wahrscheinlich, der in Europa gegründet wurde, bestand. Diese Lehrstelle war anfänglich durch Autenrieth besetzt, welchem später die Finanz-Verwaltung des Herzogthums, unter dem Titel eines Präsidenten des Rechnungshofes, übertragen wurde. Was die andern Professoren betrifft, so haben zwar wenige von ihnen einen celebren Namen hinterlassen, aber alle waren doch nichtsdestoweniger im Allgemeinen Leute von wahrem Verdienst. Der Herzog traf, hinsichtlich ihrer, stets eine sehr sorgliche Wahl. Er prüfte sie lange Zeit im Voraus, nicht um den Umfang ihrer Kenntnisse zu beurtheilen, wohl aber um die Richtung ihres Geistes kennen zu lernen, denn, was er vor Allem fürchtete, war, daß seine jungen Pfleglinge ihre Zeit und Kräfte mit glänzenden, aber leeren Speculationen verlieren möchten. Nirgends wurden die positiven Kenntnisse mehr geehrt als in Stuttgart, nirgends legte man mehr Wichtigkeit darauf, das Urtheil zu üben und zu bilden, während man den Geist mit Kenntnissen ausstattete.

Der Herzog, wie wir schon gesagt haben, hatte sich nicht damit begnügt, den Studienplan zu entwerfen; er wachte noch sehr sorglich über seine

*) Es ist nicht unser Beruf, diese Skizze zu vervollständigen, sonst könnten wir noch manches aus späterer Zeit, namentlich aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo dieser Fürst, ohne Erfolg für seinen kriegerischen Ruhm, viel seiner persönlichen Eitelkeit opferte, anführen. Wer sich übrigens näher unterrichten will, findet in einem sonst weder der Geschichte noch den guten Sitten förderlichen Werke, nämlich den berüchtigten Memoiren von Casa Nova (Band VII), eine ziemlich treue Schilderung des Würtembergischen Hofes unter Herzog Carl. Jedenfalls bleibt es indessen wahr, daß, während der Druck unverhältnißmäßiger Ausgaben auf dem schönen, aber damals kleinen Lande lastete, das mannichfache Schöne und Gute, was der Herzog für Wissenschaft und Kunst, insbesondere für Baukunst, Gartenanlagen, Bildhauerei und Malerei, Musik und Theater bewirkte, nicht immer gehörig gewürdigt und anerkannt, sondern nur unter dem Gesichtspuncte relativer Verschwendung betrachtet und getadelt wurde.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ausführung und durch eine Gallerie, die aus seinem Pallast zur Schule führte, kam er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und oft zu einer Zeit, wo man ihn gar nicht erwartete. Er kam nicht nur in den Arbeitsstunden, sondern er wohnte auch oft den Uebungen im Reiten, im Fechten und im Schwimmen bei. Oft erschien er bei Tische, einer Stunde des Lärmens, wo alle Zöglinge die vollste Freiheit zu reden hatten, unter der Bedingung, daß es in englischer oder französischer Sprache geschah. Er zog oft einzelne zu seiner Tafel; da unterhielt er sich vertraulich mit ihnen und fragte sie über ihre Plane und Wünsche für die Zukunft.*)

Wenn die Zöglinge nicht eine ihnen im Voraus angewiesene Laufbahn hatten, so beschäftigte sich der Herzog angelegentlich damit, sie, je nach der an ihnen erkannten Fähigkeit und Tauglichkeit, sey es in Würtemberg, sey es in einem andern Lande, zu versorgen. Das war der Zweck von vielen seiner Unterhandlungen mit benachbarten Staaten und seine Schule war auf gewisse Weise der Mittelpunct geworden, um welche sich seine ganze Politik drehte. Uebrigens entschädigte der verdiente Ruf, den diese Schule bald erlangte, den Herzog reichlich für die Mühe, die er sich gegeben, sie zu gründen. Die Zöglinge der Carls-Akademie waren überall gesucht; bald hatten alle (?) Höfe Deutschlands deren in hohen Verwaltungsstellen; und selbst in Rußland bestand, während einer sehr langen Zeit, das Ministerium großentheils aus Männern, die ihre Erziehung in Stuttgart erhalten hatten. Diese Akademie wurde im Jahre 1793, fast unmittelbar nach dem Tode ihres Stifters, zum höchsten Bedauern aller Gebildeten und Unbefangenen, aufgelöst.**)

*) Einst hatte der Herzog, ergriffen von der klugen Physiognomie eines eben aus Mecklenburg angekommenen Zöglings, die Laune, ihn zu recht offenherzigen Aeußerungen und Geständnissen zu bringen. Da fragte er ihn denn unter andern, was er einst werden wolle? „Ich will," antwortete das Kind, das die Freundlichkeit des Herzogs ganz zutraulich gemacht hatte, „ich will Ihr Minister werden." — „Das ist nicht unmöglich, mein kleiner Mann," erwiderte lächelnd der Fürst, „und wenn Du es in der That ernstlich willst, so will ich Dir den Weg angeben, den Du einschlagen mußt, um zu diesem Ziel zu gelangen. Hilf Dir, gib Dir Mühe und ich werde Die helfen." — Der Baron von L.. wurde wirklich in der Folge Finanz-Minister in Würtemberg. Er lebt noch jetzt, hat sich aber seit geraumer Zeit von den Geschäften zurückgezogen.

**) In den dreiundzwanzig Jahren, daß diese Schule dauerte, belief sich die Zahl der darin aufgenommenen Pensionairs auf 1496 und der nicht da wohnenden Schüler auf 462, im Ganzen 1958. Beinah die Hälfte dieser jungen Leute waren Ausländer, wie aus folgendem Verzeichnisse hervorgeht, das die Zöglinge nach ihrem verschiedenen Geburtslande bezeichnet: Herzogthum Würtemberg 104; Grafschaft Montbeliard 63; Frankreich 90; Oesterreich 49; die andern deutschen Staaten 571; die Schweiz 68; Rußland 38; Polen 19; England 22; Italien 9; Holland 6; Dänemark 3; Schweden 2; Griechenland 2; Ostindien 7; Westindien 5. —

Von den Schülern haben wir schon Schiller angeführt; fügen wir noch hinzu den Namen Kielmeyer, dessen bekannter Versuch über die Einheit der Organisation der Natur bei einem Feste in der Militair-Akademie vorgelesen wurde; den Namen Danneckers, berühmter Bildhauer und jetzt Director der Schule der schönen Künste zu Stuttgart; Scheffhauer, ein anderer Bildhauer, ein Mann von sehr gebildetem Geiste und vertrauter Freund von Schiller; Thouret, Architect, Freund von Göthe, der ihn im Jahre 1800 nach Weimar berufen ließ, wo er der Schöpfer mehrerer merkwürdigen Gebäude wurde; endlich den bekannten und anerkannten Componisten Zumsteg. Der letztere war es, von welchem Rossini sagte: „Ihr Zumsteg muß ein sehr reicher Mann seyn, denn es giebt nicht eine seiner Opern, worin ich nicht den Stoff für zwanzig der meinigen fände." Wir finden noch vier Gesandten darunter: Alopäus von Rußland; Marschall, von Baden; Mounier, von Frankreich; Lentzhäus, von Baiern; endlich viele Minister.

Wir haben uns bei diesem Gegenstande ein wenig lange aufgehalten, aber das, was wir gesagt, wird mindestens dazu dienen, zu beweisen, daß Herr Cuvier die geeignetste Erziehung zu einem Staatsmann erhalten hatte. Wenn man ihn daher in der Folge den öffentlichen Angelegenheiten einige Augenblicke eines Lebens widmen sieht, das die Wissenschaft ganz zu reclamiren schien, so muß man nicht glauben, daß ihn nur die Hoffnung dazu trieb, die Auszeichnungen und Ehren zu erlangen, womit einige unserer Gelehrten schon vor ihm bekleidet wurden — er trat bloß in die Laufbahn ein, für welche er sich lange vorbereitet hatte; er betrat sie mit dem Bewußtseyn seiner vollkommenen Fähigkeit dazu und wir wissen, daß er in der That dem Vaterlande wesentliche und zahlreiche Dienste geleistet hat. Wir müssen außerdem bemerken, daß er sich fast ausschließlich auf die mindest anziehenden Theile der Administration legte, deren Nutzen aber nicht bestritten werden kann, und daß er dagegen im Allgemeinen viel Widerwillen zeigte, Theil an der Politik und deren Leitung zu nehmen.

---

# Buonaparte,

von

## Herrn von Salvandy.

(Aus dem Dictionnaire de la Conversation.)

(2.)

In mehreren französischen Blättern ist bereits von diesem (dem deutschen gleichgenannten Werke ohne Zweifel nachgebildeten) Dictionnaire de la Conversation die Rede gewesen. Eins derselben drückt sich folgendermaaßen darüber aus: Es ist ein Buch von großer Wichtigkeit, gelehrt, vollständig,*) mannichfaltig; es war eine schwierige Unternehmung in Frankreich, die schon mit großem Lärm und wenig Erfolg versucht worden war, in einem Werke die Geschichte aller Menschen, aller Wissenschaften und aller Künste zu liefern. Damit ein solches Buch den einzigen Erfolg erlange, der es retten konnte, d. h. einen populairen Succeß, so mußte es für alle Intelligenzen faßlich und für alle pecuniaire Verhältnisse erreichbar, zugleich allem Parteigeist und jedem im Voraus beschlossenen Systeme fremd seyn. Das haben die Verfasser des Dictionnaire de la Conversation vollkommen begriffen.

Eine der letzten Lieferungen besteht ganz aus einer trefflichen historischen Arbeit des Herrn von Salvandy, betitelt: Buonaparte. Diese Geschichte, welche so lang ist als das Bellum Catilinarium von Sallust und welche dieselbe geschmackvolle und hinreißende Schreibart hat, ist eine der trefflichsten prosaischen Arbeiten, die aus der Feder des Herrn von Salvandy geflossen sind. Nie hat die beredte, beseelte Feder des Herrn von Salvandy einen edleren Gegenstand behandelt. Wir freuen uns, ein Fragment dieser Biographie Buonaparte's, des großen Mannes, der so oft so schlecht gelobt worden ist, zuerst mittheilen zu können:

„— Napoleon machte sich auf den Weg von Beienne auf das Marsfeld am 14. October 1784, an demselben Tage, wo er späterhin Friedrichs Monarchie auf dem Schlachtfelde von Jena vernichtete. In der Postkutsche von Nogent-sur-Seine hielt er, unbekannt der Welt und sich selbst,

*) Das wäre sehr viel, und ist schwer zu glauben; von unserm deutschen Conversationslexicon können wir dieses, trotz der vielen Ausgaben (die leider! nicht in jeder Hinsicht verbessert sich mit Recht nennen können), nicht sagen; auch sind diese Eigenschaften in der That bei solchem Werke schwer zu erreichen, da die Aufgabe fast unbegränzt zu nennen ist, und die Schranken sich, bei jeder versuchten Vervollständigung, immer weiter hinausrücken. Anm. d. Red.

Digitized by Google

seinen ersten Einzug in Paris. Die Denkwürdigkeiten der Zeit schildern den Eindruck, den diese Hauptstadt auf ihn machte, und die er einst so erweitern und verschönern sollte. Die heilige Genoveva und Magdalene, diese beiden prachtvollen Tempel, erhoben sich damals. Der Zufall wollte, daß einer seiner Landsleute, der Fürst Demetrius von Comnene, ihn traf — unbeweglich vor einem dieser Monumente. Die gleichgültige Menge, die vor den beiden Corsen vorübereing, glaubte nicht an das Kaiserreich des Morgenlandes und des Abendlandes anzustreben. Wer weiß, ob er nicht, beim Anblick alles dessen, was die Hauptstadt damals glänzendes hatte, sich mit seinem Schicksal versöhnte und begriff, daß das Glück ihm doch nicht so abhold gewesen seyn könne, indem es seine Zukunft an die des schönen Frankreichs geknüpft! Frankreich, gleich als wollte es ihn verführen, zeigte sich ihm in einem der schönsten Momente des Ruhmes und des Gedeihens: es war der Tag nach dem Frieden von Amerika. Die Monarchie glänzte in doppeltem Schimmer des Friedens und des Sieges. Die vereinigten Staaten waren durch ihre Waffen befreit. Pitt, der eben an die Spitze des brittischen Ministeriums getreten war, fand England gebeugt unter dem Gewichte der Unfälle, die es im langen Kampfe gegen seine Colonieen und ihre mächtige Verbündete erlitten hatte. Ruhmgekrönt auf diese Weise und ruhig nach Außen, genoß unser Vaterland im Innern ein unbekanntes Wohlseyn unter dem Einflusse der Fortschritte des Handels und der Künste, der Milde der Regierung und der Sitten, der Doctrinen der Philantropie und der durch alle Stimmen der Philosophie, der Wissenschaft, der Literatur und der Politik sich verbreitenden Verbesserung. Es herrschte ein allgemeines Vertrauen auf die Gegenwart, neben einem noch größeren auf die Zukunft. Ludwig XVI., geliebt und geachtet, freute sich, selbst voll froher Hoffnungen, des öffentlichen Wohlstandes. Die Königin vergaß die Langeweile des Hofes unter Festen und im Kreise der Freundschaft. Abbild von Frankreich, bot der Hof, belebter als jemals, eine sonderbare Mischung königlichen Prunkes und populairer Einfachheit, amerikanischen Geistes und französischer Heiterkeit dar. Die Blüthe des jungen und tapferen Adels, die jenseits des atlantischen Meeres Ruhm gesucht hatte, kam zurück, um ihn nun diesseits zu genießen und Versailles vergalt nun mit Zinsen den Lauzun's, Damas, Noilles, Lafayette's, Segur's, Boulle's, Lameth's das, was sie, unter der Anführung der Rochambeau's und Viomenil's für die aufkeimende Republik Washingtons gethan hatten. Man sprach von Freiheit nur noch bei Hofe; von Gleichheit nirgends.

„Die vorherrschenden Ideen, womit der junge Buonaparte das Publikum beschäftigt fand, waren Figaro's Hochzeit, endlich unter dem Schutze der Königin und der Polignac's aufgeführt, die Anglomanie des Grafen Artois, die literarischen Unterhaltungen des Grafen von Provence, vor Allem die Entdeckung Mesmers (des Magnetismus) und die Erfindung Montgolfiers, die Luftreise Blanchards von Calais nach Dover, ein unerhörtes Wunder, was Frankreich, als ein Vorzeichen von Resultaten, die dem National-Genius eine ganz neue Aere versprachen, in allgemeine und leidenschaftliche Bewegung setzte.

„Während das Publikum dieser glücklichen Zeit entgegensah, beschäftigte man sich nur mit einer einzigen Sache ernsthaft, mit der nothwendigen Reform der Mißbräuche. In der That fand überall über diesen Gegenstand eine gewisse Unruhe statt. Das war das Ziel, nach welchem alle Geister strebten, was alle Gebildeten in ihren Mußestunden verhandelten; und man wußte nicht, daß in dieser so glücklichen, so gebildeten, so glänzenden Gesellschaft das Wort Reform eine unversöhnliche Revolution in sich schloß. Der allgemeine Durst nach Reform, mitten in einem universellen und wachsenden Wohlstand, offenbarte tief eingewurzelte Gebrechen in dem gesellschaftlichen Zustande, und einer von diesen Fehlern war, daß er eine ganz falsche (nicht beabsichtigte) Richtung nahm. Ohne daß jemand den Wunsch, noch das Gefühl davon hatte, verfiel alles in Trümmern; Frankreich stand auf einem durch die Zeit ausgehöhlten Abgrund. Man sah die Tugend auf dem Throne, das Vergnügen auf seinen Stufen, die Ueberei, das Fortschreiten, die Sicherheit überall. Man sah aber nicht, daß, auf gewisse Weise, nichts als der äußere Schmuck der Monarchie, nichts als der Schatten der gesellschaftlichen Ordnung mehr existirte. Das Gerüst war wurmstichig. Die Könige, die Großen, die Minister, die Maitressen, die Philosophen hatten gewetteifert, seine Grundlagen zu Staub zu zermalmen. Es bestand ein unbeschränktes Königthum, welches ohnmächtig war, das, nirgends (gesetzliche) Gränzen habend, überall Widerstand fand, ohne einen besiegen zu können und brach sich gleichsehr an den Anmaaßungen der Parlamente, an den Rechten der Provinzial-Stände, an den Prärogativen der Herzöge und Pairs, an den Weigerungen der Versammlungen der Geistlichkeit. Es gab eine reiche und üppige Geistlichkeit, ohne religiöses Ansehen: weltlich, oft feivol und bisweilen verderben, mitten in einer ungläubig gewordenen Nation. Es existirte ein Adel ohne Gewalt und ohne Unabhängigkeit, compromittirt durch lange Entartung des Thrones, von seinem alten Glanze nichts bewahrend als Privilegien, die durch keinen öffentlichen Nutzen mehr zu rechtfertigen waren, so daß er lästig war, ohne gefürchtet oder geachtet zu werden und daß er die Eitelkeit der Menge verletzte, ohne mehr im Stande zu seyn, die königliche Autorität zu unterstützen oder ihr das Gegengewicht zu halten. Neben diesen kraftlos gewordenen Hierarchieen stand das ganze Volk und an seiner Spitze Männer des dritten Standes, der sich, durch Aufklärung, Kenntnisse und Reichthum, allem dem gleich fühlte, was über ihm war, der es aber nie in Ehrenzeichen und Ehrenstellen werden konnte, eine chinesische Mauer in den Schranken der Convenienz findend, ohne Unterlaß mit den kleinlichen Unterscheidungen im Kampfe, welche der Zustand der Sitten, der Meynung und selbst der Institutionen nicht mehr unterstützte; die Pfründen der Geistlichkeit, die Finanz-Stellen, selbst richterliche und obrigkeitliche Aemter waren ihm zugänglich und nicht die kleinste Charge bei Hofe und in der Armee; Menschen, die ihr Leben zusammen in den Salons, in den Akademieen, im Theater, bei Festen und in Orgien zubrachten, konnten sich im Lager und bei Hofe nicht finden. Und doch machte die Zeit mehr und mehr alle Stände gleich. Früheres Vermögen erschöpfte sich in thörigtem Aufwand, enormen Schulden und entwürdigenden Bankerotten. Handel und Industrie erzeugten auf allen Seiten neue Existenzen. Während dieser tiefen Erschütterungen des gesellschaftlichen Körpers war das Leben gewissermaaßen in seinen Quellen vertrocknet. Aller Glaube war abgeschworen, alle Traditionen verkannt, alle Fictionen verläugnet und vernichtet, während die größte aller Fictionen eine Gesellschaft war, die nur noch gleich den Kranken lebte, deren Hoffnung in dem Verhältniß steigt, als ihre letzte Stunde ihnen rascher naht!

„Zu gleicher Zeit schürten die Schriftsteller und die Literatoren tausenderlei Feuerbrände an. Der Geist der Untersuchung und Prüfung, ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, stieß sich an Alles, in einer Ordnung der Dinge, die das Eigenthümliche hatte, daß nichts darin die Prüfung bestehen konnte. Somit herrschte factisch eine unermeßliche Freiheit; es gab, streng genommen, keine Regierung mehr und, seit funfzig Jahren, bezeichnete diese sonst milde und wohlwollende Monarchie, eine asiatische Verfahrungsweise annehmend, jede Ungnade oder Ungunst durch Verbannung, vervielfachte die lettres de cachet, ja that noch mehr: sie stellte die Waffen eines Despotismus, der nichts mehr als ein Phantom war, zur Verfügung der Privat-Leidenschaften des in Gunst stehenden Hofmannes, des gewaltthabenden Ministers; ein Mißbrauch oder vielmehr eine Entwürdigung der öffentlichen Gewalt, wovon nirgends

Digitized by Google

anderwärts das Beispiel gegeben war, und die nur Mirabeau erreichen durfte, um einst die Bastille unter den Streichen empörter Massen in Trümmern stürzen zu machen. So drang auch die Gleichheit von allen Seiten in die Sitten ein, und es war Ungleichheit zwischen den Provinzen, zwischen den Städten, zwischen den Gemeinden, zwischen den Ständen, den Gewerben, den Familien, den Kindern, den Bürgern; die Erde selbst war mit Ungleichheiten belastet: die Vorrechte, die Unterscheidungen erstreckten sich von dem Menschen auf den Boden, und von dem Boden auf den Menschen. Eine unzusammenhängende Gesetzgebung, ein nie endender Proceß, barbarische Gesetze, schlecht begränzte Gerichtsbarkeiten, verletzende Immunitäten, Patronatrechte, übertriebene Prärogativen machten aus dem bürgerlichen, peinlichen und Handels-Recht eben so viele Widersprüche gegen den neuen Zustand der Geister und Gemüther. Der Handel und die Industrie rasen, in ihrem schnellen Aufschwunge, auf das Hinderniß vielfacher Verbote, Vorschriften, Corporationen, Douanen und drückender oder verletzender Taxen; die Unbeweglichkeit des Eigenthums, die todte Hand, die Substitutionen hemmten die Bewegung des Lebens. Ungeheure Abgaben lasteten auf dem dritten Stand, der sie um lebhafter fühlte, seit die Klage tausend Organe und die Verbesserung und Entschädigung tausend Aussichten und Hoffnungen hatte. Mit den Zehenden, den Lehnsabgaben, den Frohnen, der Menge Steuern und Local-Taxen verband sich noch, neben dem Fehler der ungleichen Vertheilung der öffentlichen Lasten, die Bürde eines Budgets von sechshundert Millionen, damals, wo die Geistlichkeit, die Magistratur, der öffentliche Unterricht und ein großer Theil der Kriegskosten und die enormen Schulden unserer Tage nicht darin figurirten.

„Die tollen Verschwendungen, die dieses Resultat anklagt, waren die einzige Sache, wo die Sanction der Zeit vom Hofe respectirt wurde. Die Unordnung der Finanzen, die ein Opfer ausgeglichen haben würde, provocirte im Volke das Geschrei nach Sparsamkeit, gewöhnlicher Vorwand von Revolutionen und reizte die bevorrechteten Classen zu eifersüchtigen Recriminationen und Kämpfen des Neides, wobei die Monarchie sich erschöpfen und zu Grunde richten mußte. Denn in dem allgemeinen Verfall wurden die bestehenden Institutionen, statt sich gegenseitig zu stützen, eben so viele Kriegs-Maschinen, deren eine gegen die andere gerichtet war, unter dem Einfluß des Geistes der Verbesserung, welches der öffentliche Genius war. Die Parlamente griffen die königliche Autorität, die Geistlichkeit das Parlament, der Hofadel die Geistlichkeit, der Landadel den Hofadel, die Financiers den einen und den andern, der Kaufmann die Financiers, die Oekonomisten die Steuern, die Gelehrten und Schriftsteller alles an; und während niemand die Revolution im Staate wollte, wollte jedermann seine Revolution für sich, gleichsam als ein Vorrecht mehr neben den schon vorhandenen Privilegien. Jedermann sah neben sich sehr gut den auszurottenden Mißbrauch, das zu zerstörende Vorurtheil, ohne gewahr zu werden, daß er selbst ein Mißbrauch und ein Vorurtheil für alle übrigen, d. h. den andern, ein Dorn im Auge war. Auch wurde das Beispiel der Neuerungen durch die höchsten Wächter und Beschützer der öffentlichen Stabilität gegeben. Die Königin stürzte zuerst in der Etiquette, welche ihr lästig war, die Schranken des prachtvollen Thrones Ludwigs XII. um. Der junge und glänzende Graf Artois, der alten Moden müde, warf sie in den Schlund, worin die alten Sitten versunken waren, und wetteiferte mit dem Herzog von Orleans in der Nachahmung der englischen Formen, ohne zu ahnen, daß diese Nachahmung in Tracht und Sitte auch die der Institutionen hervorrufe.

„In dieser Epoche, wobei wir jetzt stehen, ist man erstaunt, die große Gesellschaft mit zwei bloßen Schwerdtern, mit zwei glühenden Feuerbränden spielen zu sehen, den demagogischen Utopieen Rousseau's und der sardonischen Philosophie Voltaire's, auf diese Weise die Volks-Souverainität und den Unglauben herbeiführend zum Zeitvertreib, aus Langerweile, aus Witz und Ausgelassenheit; denn man weiß nicht, was man für ein Wort brauchen soll, um so viele Unbesonnenheiten, so viele Selbstmorde zu bezeichnen und ins Gedächtniß zurückzurufen.

„Das war der politische und moralische Zustand Frankreichs. Man begreift, daß der Monarch, welcher sechszig Jahre lang bei allen diesen Tollheiten den Vorsitz geführt, allein diesen Gährstuff bereitet, alle diese Wandlungen und Zerstörungen durch die nun ihm gegebenen Vergerniße autorisirt hatte, klar voraussah, daß sein unheilbringendes Königthum die Anarchie zur Erbin haben würde. Ludwig XV. mußte an den Mauern das Urtheil Balthasars lesen. Aber Gott wollte, daß er es allein sah; und es erfolgte aus der allgemeinen Kurzsichtigkeit oder vielmehr Unschuld ein sonderbareres und schrecklicheres Unglück, als alles Uebrige: nämlich, daß die ganze Nation der Zukunft entgegenging, ohne darauf vorbereitet zu seyn. Gleich den Luftschiffern, die sie entzückten, schwebte ihr Genius in unbekannten Regionen, keine Gränzen im Universum mehr kennend, aber unfähig, seiner Richtung Meister zu bleiben. Man riß das alterthümliche Gebäude Tag für Tag, Stück für Stück ein, ohne zu wissen, was man an dessen Stelle setzen sollte. —

„Dies Land, so ohne Wiederaufbauung in die Reform geschleudert, war vom Himmel verdammt. Wohl mußte es sich aufklären; aber das konnte nur beim Scheine der verzehrenden Opferflammen geschehen. Und Ludwig XVI., der einzig unschuldige Ludwig von zwei verflossenen Jahrhunderten, trug das ganze Gewicht aller Büßungen. Feund aller Rechte und aller Fortschritte seines Volkes, mußte er mit Marie Antoinette für alle Könige bezahlen, die, indem sie den Thron ohne Gegengewicht wollten, ihn ohne tragende Stütze gelassen hatten; für Ludwig XIV. der die absolute Gewalt verbraucht; Ludwig XV., der sie verdorben, entnervt und befleckt hatte. Gott wollte seine Opfer! Mit Ludwig sollte die vergangene Generation sterben, von Versuch zu Versuch, von Katastrophe zu Katastrophe getrieben, ach! und leider! von Verbrechen zu Verbrechen, bis sich ein Mann fand, der verstand, was das achtzehnte Jahrhundert Frankreich nicht gelehrt hatte, reformirend zu constituiren. Das ist der Geist wahrhafter Reform. Und dieser neue Genius enthüllte sich in Buonaparte bei seinem ersten Schritte im Leben.

„Sohn seines Jahrhunderts und Schüler seiner eigenen Gedanken, warf er, mit funfzehn Jahren, schon den Blick um sich, um die Fehler des Bestehenden zu erforschen, aber mit einer Kraft der Vernunft, die, ihn nicht in eitle Theorien führend, zu errathen wußte, was seyn und werden sollte. Bei seinem Eintritte in die Militairschule überrascht und befremdet ihn alles. Er scheint nicht gekommen, um zu lernen und zu gehorchen, sondern vielmehr, um die zu beurtheilen und zu richten, die befehlen und lehren. Um ihn ein ausgelassener Luxus, regellose Sitten, immerwährende Vergnügungen und Ausgaben, tausend Einladungen für die Söhne, in der Schule den Vätern nachzuahmen, die im Staate ihrem Untergange entgegeneilten. Er weiß schon, denn er schöpft es aus seinem Innern wie aus seinen Büchern, daß man so nicht eine kriegerische Jugend für das Kriegshandwerk erzieht und er richtet an seine Vorgesetzten, mit der Autorität seiner funfzehn Jahre, eine Denkschrift, die man für, zwanzig Jahre später, in den Tuilerieen dictirt halten könnte." ꝛc.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 870. Hamburg. Sonnabend, den 23. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Madam Roland und deren Gatte.

### Eine Episode aus der Schreckenszeit.

(Aus den Denkwürdigkeiten der Marquise von Creuy.)

(Beschluß.)

(M.)

Ich bat zuvörderst die Fürstin von Rochefoet um ein wenig Brodt, weil ich seit vierundzwanzig Stunden gar nichts genossen hatte. — O, mein Gott! sagte sie zu der Frau von Esparbes, die in demselben Gemache schlief, wir haben wedee Brodt noch irgend sonst was mehr, was sollen wir beginnen? Wir müssen uns deshalb an Madam Mathieu de Montmorency wenden, dee aus dem Hotel Leynes täglich eine volle Suppenschüssel und Geflügel zugesandt wied.... Aber Madam Mathieu ließ sagen, daß sie schon alles aufgegessen habe; sie kam nachher zu uns, in unser Gemach, und beklagte sich bitterlich, daß ihr zwei Servietten und ich weiß nicht, wie viele leere Flaschen gestohlen worden seyen. — Sie ist gerade so wie ihe Vater, sagte die Frau von Esparbes hernach zu mir: wenn man zu ihm von den Verlüsten sprach, die man in der Revolution erlitten, so erwiederte er stets, das könne niemand mehr empfunden haben als er, da man die Schändlichkeit so weit getrieben hätte, ihm alle die schweeen Karpfen und die alten Hechte aus den Geäben seines Schlosses von Dampieree zu nehmen.

Ich fand in demselben Gefängnisse den Maeschall und die Marschallin von Mouchy, die Fürstin Joseph de Monaco, die Herzogin von Fleury, die Frau de la Riviee und deren Tochter, die Frau von Charmeau-Breteuil, die Frau de Narbonne und ich weiß nicht wie viele andere Damen meiner Verwandtschaft und Bekanntschaft vor, die mich alle mit offenen Armen und beklommenem Herzen empfingen, was, wie Sie es sich schon denken können, bei uns allen gegenseitig der Fall war. Ich werde mich ewig des geäulichen Augenblicks eeinnern, wo die Marschallin de Mouchy, die durchaus ihren Gatten zu dem Revolutions-Tribunal begleiten wollte, von uns ging. Der Kerkermeister, die Kerkeemeisterin, und alle Beschließer und Beschließersgehülfen sagten zu ihe auf dem Hofe, wohin wie uns begeben und versammelt hatten, um ihnen ein teauriges Lebewohl zu sagen: „aber, Bürgein, so bleibe doch, Du bist ja nicht vor das Tribunal berufen woeden. — „„Bürger,““ erwiedeete sie, „„habt Erbarmen mit uns, seyd so menschlich, und laßt mich mit dem Herrn von Mouchy gehen; treunt uns nicht.““ Die Mütze fiel ihr vom Haupte; sie bückte sich mühsam, um sie wieder aufzuheben und ihr armes weißes Haar wieder zu bedecken.... Endlich triumphieten ihee Bitten über den Widerstand unseeer Kerkermeister; man ließ sie auf dem unheilschwangeren Karren, neben iheem Gatten, Platz nehmen, und nach zwei Stunden — waren sie nicht mehr! Diese verehrungswürdige Frau hatte nicht mit auf dem Verzeichnisse des öffentlichen Anklägers gestanden und war in der Lieferung des Tribunals an den Henker für diesen Tag in den Kauf gegeben worden. Die Frau de Monaco besaß leide so muthige Entschlossenheit und war vielmehr schwach genug, die Vollziehung ihres Todesurtheils durch das Vorgeben zu verzögern, daß sie gebrochten Leibes sey. Sie hatte dermaßen den Kopf veeloren, daß sie zum öftern den Versuch machte, sich durch Essig, in den sie Nadeln und kupferne Centimen hatte liegen lassen, zu vergiften, was ihe dann wohl heftige Koliken, aber nicht den Tod zuzog und uns, um ihr zu helfen, um unsern kleinen Milchvorrath brachte. Da die Milch aber unsere alleinige Nahrung geworden war, so ließen wie ihr am Ende bedeuten, daß sie ihre Vergiftungsversuche unterlassen möchte, indem sie nicht ferner daeauf rechnen dürfte, durch unsere Aufopferung von ihren Schmerzen erlöst zu werden, eine Mahnung, die auch nicht fruchtlos blieb.

Wir waren Anfangs nur zu Dreien in einem und demselben Gemache, woeüber wie sehr erfreut waren; es waed uns aber, dicht vor unserer Thür, noch ein wunderlicher und langweiliger Kauz, Marquis d'Alais de Bermond d'Anduze genannt, der außer seinem langen Namen noch anderweitige endlose adeliche Prätensionen machte, zugesellt. So wie unsere Thür nur geöffnet wurde, stürmte er mit Ungestüm zu uns heeein und wir mußten ihn zum öftern rauh anfahren, um nur die Zeit zu haben uns anzukleiden und zu beten. Er mochte gern eezählen, hauptsächlich übee die Gesähelichkeit der kupfernen Eßgeschiree, und über die Unzuverlässigkeit der Fußpost. Dann mochte er gern methodisch über Dinge discutiren, die gar keinen Zweifel zuließen, und z. B. eine Dissertation eröffnen, um darzuthun, daß Paris nicht vierzehn Lieues Umfang haben könne, weil es deeen nur sieben habe, und deeleichen mehe. Er glaubte jeden Augenblick, auch seine Nichte, die Fürstin Victoe de Broglie,*) im Gefängnisse ankommen zu sehen, und so wie er das geringste Geräusch unten an dee Treppe hörte, so scheie ee, daß einem das Trommelfell hätte speingen mögen: „Komm, komm, Nichte! ich hoffe, Du hast inir einen bequemeeen Stuhl mitgebracht. Er lag stets im ärgsten Hader mit dem Abbe de Saint-Simon d'Archiac, der auf derselben Treppe, fünf oder sechs Stufen untee diesem verwünschten Marquis, schlief. Oft zankten sie sich mitten in der Nacht, als ob sie sich einander in die Haare wollten, weil der Maequis dem Abbe auf den Kepf gespuckt hatte.

Es waed uns bald noch eine neue Tischgenossin in einer Madam Bouffaut oder Buffot gegeben, eine Elegante aus dem Bezirk d'Antin, welche die große Dame spielte und die uns vielen Spaß gemacht haben würde, wenn wie nicht stets die Guillotine und die Gefahr, zu verhungern, vor Augen gehabt hätten. Auch eine Bäurin gesellte man uns bei, und

*) Rose von Rosen, damals Schwiegertochter des Marschalls von Broglie, und seitdem die Gattin zweiter Ehe des Herrn von Boyee, ehemaligem Marquis d'Argenson, der jetzt der Secretair der Gesellschafe der Menschenrechte ist. Der Herzog von Broglie, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ludwig Philipps, ist dee Sohn dee Frau von Argenson und des Bürgers Victor de Broglie, ihres ersten Gatten.



Digitized by Google

sie war mir weit lieber als jene Närrin. Eines Tages ward eine kleine Frau, ganz blaß, zu uns gebracht, die beim Eintreten ihre Reverenz machte, aber während der drei Täge und zwei Nächte, welche sie in unserer Mitte zubrachte, auch nicht einen Laut von sich gab, und, ohne sich niederlegen zu wollen, auf ihrem Strohstuhle sitzen blieb. Sie öffnete den Mund nur, um einige Stückchen trockenes Brodt zu essen oder einige Tassen Milch zu trinken. Sie hatte ihre Augen stets auf eine große Cassette geheftet, die sie auf einen zweiten Stuhl, den sie herbeigerückt, um ihr als Schemel zu dienen, gelegt hatte; dabei fächelte sie sich unaufhörlich, obwohl die Temperatur dazu keinen Anlaß gab. (O mein Gott, wie habe ich im Luxemburg gefroren! Cuvisart hat behauptet, das sey gerade die Ursache gewesen, warum ich ein so hohes Alter erreicht hätte, weil die Flüssigkeiten auf gewisse Ligamente des Herzens und der Lungen zurückgetreten wären, die sonst das Alter und die Trockenheit verhärtet haben würden. Es scheint, daß es die Verknöcherung der innern Theile ist, welche den Tod bejahrter Leute herbeiführt. Als ich das Gefängniß verließ, fühlte ich mich heiter, leicht und gestärkt, wie wenn ich um zwanzig Jahre jünger geworden wäre, und ich bin überzeugt, daß die strenge Diät und vor allem die ausgestandene Kälte zu meiner Lebensverlängerung wesentlich beigetragen haben. Aber ein heilloser Zustand ist es doch gewesen!) Die in Rede stehende Dame wollte sich nie dazu verstehen, nach dem Hofe hinunterzusteigen, um sich ihre Portion zu holen, und die Fürstin von Rochefort übernahm es daher, sie ihr mitzubringen. Eines Morgens, als wir wieder zu unserm Gemach hinaufstiegen, fanden wir dort nur noch die Cassette vor, und eine Stunde später kam der Kerkermeister, um uns zu fragen, welches die Effecten wären, welche die Verschwundene hinterlassen hätte. Als die Madam Buffot ihn fragte, ob sie nicht wiederkehren würde, machte er mit der Hand das Zeichen des Kopfabschlagens und öffnete dann das mehrgedachte Kästchen. Es enthielt nichts weiter als ein ganz in Blut getränktes Mannshemd, dem der Kragen abgeschnitten war, wie es zur Vorbereitung des Enthauptens zu geschehen pflegt. Dann holte er noch eine Handvoll schöner schwarzer Haare heraus, mit einem Papier, auf welchem geschrieben stand: für meine Mutter. Unser Kerkermeister wollte uns den Namen dieser unglücklichen Frau nicht sagen, und wir haben es nie in Erfahrung bringen können, wer ihr unglücklicher Sohn gewesen ist.

In der Nacht, oder vielmehr den nächsten Tag, denn es war ungefähr zwei Uhr Morgens, ließ man so eine Art von kleinem Jockey zu uns ins Zimmer hüpfen, der sich sehr seines Republikanismus rühmte und zu dem Kerkermeister sagte, er möchte ihm Champagner besorgen. Da der Kerkermeister ihn per Citoyenne tituliet hatte, er aber doch in seiner Alteration oder in seinem Zorne unaufhörlich gräuliche Flüche ausstieß, so nahm die Frau von Esparbes das Wort und sagte zu ihm: „Hören Sie, mein Herr oder Madam, wir wissen nicht, was Sie sind, aber ich will Ihnen wohl sagen, wen Sie hier vor sich haben, damit Sie so artig seyn mögen, nicht solchen Lärm in unserm Zimmer zu machen und vor allem nicht in unserer Gegenwart zu fluchen. Sehen Sie hier Madam Buffot, dort die Marquise de Crequy, die Fürstin von Rohan-Rochefort, mit noch jemand, nicht minder rechtlich und respectabel als wir, und was diejenige betrifft, die mit Ihnen spricht, so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich die Frau von Esparbes bin, gern bereit, Ihnen vorkommenden Falles gefällig zu seyn. Haben Sie also die Güte, Gottes heiligen Namen nicht zu mißbrauchen, was uns unangenehm ist und Ihnen ja zu gar nichts nützt." — „„So? das soll mich wenig kümmern; und was Ihr seyd, das bin ich mindestens auch!"" — „Ich will auch nicht das Gegentheil behaupten," fuhr die Frau von Esparbes fort, „denn Ihre Aufrichtigkeit spricht schon sehr günstig für Ihre Erklärung; eben deshalb bitten wir Sie aber, nicht so laut Gotteslästerungen herauszustoßen." — „„So wisset denn, daß ich die Herzogin von Bouillon bin!"" — „Wie!" rief die Frau von Rochefort aus, „Ihr nennt Euch die Herzogin von Bouillon, die Landgräfin von Hessen und die Gattin meines Neffen? Nun, das ist doch wahrlich eine Keckheit, die beispiellos ist!...." Am Ende ergab es sich, daß es eine kleine Demoiselle war, die man den verstorbenen Herzog von Bouillon municipaliter hatte ehelichen lassen. Derselbe war blödsinnig, und sein Geschäftsmann, ein Herr Rey, hatte ihn überredet, sich scheiden zu lassen, um seine Besitzthümer zu behalten. Alle Domainen dieses armen Fürsten sollen zuletzt in die Klauen seines Anwalds gerathen seyn.

Die kleine Bürgerin Latour d'Auvergne wollte nicht mit uns in einem und demselben Zimmer bleiben, was uns ganz recht war. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört oder gesehen, und es ist mir immer eine Latour d'Auvergne mehr im Umlauf. Sie hatte uns mit dem Nimbus der Glorie eines ersten Grenadiers der französischen Republik blenden wollen, daher wir ihr ins Gesicht lachten, indem es ja bekannt genug ist, daß der wirkliche Name dieses vorgeblichen Latour d'Auvergne Coret war. Der unglückliche Name des Hauses d'Auvergne ist ein wahres Raubgut, und ich glaube Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es gegenwärtig nur noch einen einzigen männlichen Agnaten der Herzöge von Bouillon, Vicomtes de Turenne, giebt, welches der Bruder der Gräfin von Durfort-Civrac ist. Der sogenannte erste Grenadier von Frankreich war ein alter blödsinniger Patron, der sich für den Bastard eines Fürsten von Turenne hielt; dies war das einzige Unrecht, das er auf den Namen hatte, welchen er sich revolutionairer Weise angemaßt. Es giebt noch andere Latours d'Auvergnes, die nicht einmal den Schein eines solchen Anspruchs haben, wie jener Coret, die aber dennoch, allen gerichtlichen Aussprüchen und Geboten zum Trotz, schaamlos den Namen des großen Turenne usurpiren. Eben so ist es mit gewissen Crouys, Bürger aus Grenoble, die sich gern den Fürsten von Crouy beizählen möchten.

Eines Morgens, während der Austheilung von Milch und Brodt in dem ArrestHause, wie man es damals nannte, sahen wir einen ganzen Trupp von den Mitgliedern der französischen Comödie eintreffen. Alle die armen Scheine sagten uns, daß sie auf Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses gefangengesetzt würden, weil einer von ihnen in der Pamela, einem Stücke englischen Ursprungs, das Zeichen des Bath- oder des Hosenband-Ordens angelegt habe. Die Mamsell Contat wußte uns immer etwas Geistreiches zu sagen, wenn sie uns auf der Treppe begegnete, und war eine recht verständige und angenehme Person. Die Mamsell Raucourt verneigte sich immer mit einem theatralischen Anstande, indem sie dabei alle unsere Titel und Qualificationen nannte; und die immer fröhliche kleine niedliche Mamsell Mezeray schäkerte stets mit den Kindern in den Corridors. Sie schlief bald hier bald dort, und zuweilen selbst in einer großen Marmor-Vase, in der sie wie in einem Trichter steckte. Nur ward es ihr schwer, sich darin warm zu halten, indem all das Ihrige unter Siegel gelegt worden war; ich überließ deshalb der armen Kleinen eine von meinen Decken.

Ich war so glücklich gewesen, der Bürgerin Longhand, der Frau des Concierge, einige Achtung einzuflößen, und Dupont unterließ nichts, ihre gute Stimmung hinsichtlich meiner zu unterhalten. Sie hatte es über sich genommen, mir, trotz des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit und des öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville, die den Gebrauch des Feuers in den ArrestHäusern nicht dulden wollten, eine Wärmpfanne zu verschaffen. Die Schwester der Bürgerin Longhand besorgte mir meinen kleinen Haushalt, und sie war ein recht redliches Mädchen. Sie konnte es sich nicht erwehren, die Zeit des alten Regime wieder herbeizuwünschen, in der sie, wie sie sagte, die erste Arbeiterin bei einem Kaufmanne gewesen war.

Digitized by Google

Dieser sogenannte Kaufmann war übrigens ein Vogelhändler, der auf dem Pont-au-Change ausstand, und ihr Geschäft war es gewesen, die gelben Kanarienvögel roth anzustreichen und den Sperlingen rothe Hahnenkämme auf die Köpfe zu leimen. Sie sprach von ihren Unglücksfällen und von ihren Verlüsten, als wäre die Rede von dem Sturz der Bourbonen und von dem Ruin der Prinzen von Gaemenee gewesen.

So war ich denn im Luxemburg so wohl, als möglich, da ich eine Gefangene war und unter dem Regime des Schreckens stand, aufgehoben; aber ich hatte den Becher meiner revolutionnairen Widerwärtigkeiten noch lange nicht ausgeleert und es ward uns bedeutet, daß wir nach einem andern Arrestshause versetzt werden sollten, wohin wir an Mobiliar und sonstigen Effecten nichts weiter mitnehmen dürften, als was eine jede von uns tragen könnte. Seitdem ist es bekannt geworden, daß der Concierge uns angeklagt hatte, daß wir unter den Gefangenen einen Geist des Aberglaubens, der Intoleranz und der Geringschätzung der National-Repräsentation unterhielten; die Kerkermeister hatten ihrerseits auch dahin gewirkt, unsere Versetzung zu erlangen, damit sie sich unsers Mobiliars ꝛc. bemächtigen konnten. Wir glaubten, daß wir zu Fuß würden transportirt werden, und Madam Buffot meynte, das geschähe absichtlich, damit wir von der Canaille erschlagen werden sollten. Wir banden uns nun ein kleines Bündelchen aus unsern Taschentüchern; dann wurden wir sehr scharf durchsucht, und am Ende auf alte Kabriolette gepackt, die uns, von Pikenträgern aus der Gemeinde escortirt, nach Sainte-Pelagie beförderten, wo das erste mir bekannte Gesicht das der Madam Roland war, die den Kopf durch eine Schieberöffnung steckte und den Greffier zu sprechen wünschte.

---

## Der spanische Raubmörder Uriarte.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

(M.)

Auf der Straße von Barcelona nach Valencia giebt es einen Durchgang, der unter dem Namen Col de Balaguer bekannt ist. Eingeengt zwischen dem Meere und einer Gebirgskette, wird der Weg fast immer durch jähe Felsen beherrscht. An einer Stelle macht er eine Biegung, und einige ungeheuere Blöcke, die sich von dem Felsen abgelöst haben, so wie einige weite Risse geben Uebelthätern Gelegenheit, sich dort zu verbergen. Diese Stelle ist nun auch wegen vieler Mordthaten berüchtigt, und sechs Kreuze, die dort, in geringer Entfernung von einander, aufgerichtet worden sind, benachrichtigen den Reisenden, daß Christen, die hier, ohne das heilige Abendmahl erhalten zu haben, vom Tode überrascht worden sind, nicht an geweihter Stätte ein Grab gefunden haben.

Alle diese Mordthaten hatten sich unter gleichen, und durch ihre Eigenthümlichkeit merkwürdigen, Umständen zugetragen. Das erste Opfer, welches in diesem furchtbaren Defilee fiel, war ein reicher Kaufmann. Im Monat März 1828 wollte er von Lerida nach Tortosa gehen, mußte aber einiger Geschäfte halber von der geraden Straße abweichen; er reisete allein, auf seinem Maulthier. Ein Bettelmönch fand ihn des Morgens am Rande des Weges, in seinem Blute gebadet. Ein Schuß hatte ihn an der Stirn, zwischen den beiden Augen, getroffen. Sein Geld und seine Kostbarkeiten waren ihm abgenommen worden, aber seine übrigen Effecten hatte der Mörder verschmäht. Sein Maulthier weidete ruhig einige Schritte davon, ohne daß ihm der Mantelsack abgenommen worden war. Man gewahrte nicht ohne Erstaunen, daß man dem Ermordeten ein plump gearbeitetes hölzernes Kreuz in die Arme gelegt hatte. Das Gericht begab sich an Ort und Stelle, konnte aber nichts entdecken, was es auf die Spur des Verbrechers hätte führen können. Fünf ähnliche Mordthaten wurden nacheinander an derselben Stelle verübt und die Opfer waren sämmtlich mit derselben Genauigkeit durch einen einzigen Schuß getödtet worden, hatten auch stets ein hölzernes Kreuz im Arm.

Alle diese Verbrechen wurden in kurz aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten verübt: am Abend vor dem St. Hilarinsfeste desselben Jahres (am 23. October 1828) ward Don Sebastian Aravedra, der zu Barcelona Segovia-Wolle verkauft hatte, auf dieser Straße erschossen, als er nach Murcia wollte, um dort nach der Cultur seiner Olivenbäume zu sehen.

Am Sonntage Quasimodogeniti 1829 fiel Don Juan Andreas Escoriasa, als er zu Tarragona eine Ladung Gewehre abgeliefert hatte und nun Geschäfte halber nach Tortosa reisete, an derselben Stelle.

Am 21. Februar 1830 kam Joanofer, ein wandernder Krämer, nachdem er Navarra und einen Theil von Catalonien durchzogen und eben zu Tortosa eine Barke genommen hatte, um den Ebro hinauf zu fahren, in gleicher Weise um.

Am 14. Januar 1831 nahm Nervas-y-Alaves zu Tortosa eine Lieferung von catalonischem Lakritzensaft in Empfang, wonach auch er als letztes Opfer an dieser Stelle sein Leben lassen mußte.

Seitdem waren diese Felsen sehr berüchtigt geworden und wurden nicht bloß von den Reisenden, sondern auch von den Einwohnern der Umgegend gefürchtet. Einige Hirten erzählten, daß sie, wenn sie ihre Ziegen in dieser Gegend hätten weiden lassen, auf dem Grabe der Gemordeten verwelkte Blumen gefunden hätten, die von unbekannter Hand dahingelegt worden; sie versicherten selbst, daß sie des Abends einen langen Schatten, der sich vor den Kreuzen auf das Antlitz niedergeworfen, bemerkt hätten, welcher aber gleich verschwunden sey, so wie sie sich ihm genähert. Auch glaubten sie ein trauriges Aechzen gehört zu haben, das vom Fuße des Felsens ausging. Ein religiöser Schrecken umgab die Stätte, und derjenige würde als höchst vermessen angesehen worden seyn, der es gewagt hätte, sie nach Sonnenuntergang ein einzigesmal zu überschreiten.

Nichts hatte die Justiz auf die Fährte des Verbrechens bringen können. Allerdings hatte die öffentliche Stimme einen Argwohn auf einen gewissen Venceslas Uriarte, der nicht aus der Provinz Catalonien gebürtig war, gelenkt. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse wußte man nichts; man muthmaßte bloß, daß er vor der Revolution von 1820 Kerkermeister irgend eines Gefängnisses der Inquisition gewesen sey. Er hatte auch in der Glaubens-Armee gedient. Seit einigen Jahren hatte er sich in der Umgegend von Tortosa niedergelassen. Man wußte nichts, das ihm ein Einkommen verschafft hätte; doch lebte er auf großem Fuße. Trotz seiner erwiesenen Frömmigkeit galt er doch für boshaft und rachgierig. Es wurden von ihm Redensarten erzählt, welchen nach man ihm die größten Verbrechen zutrauen mußte.

Als er einst gefragt wurde, wie es möglich sey, daß er, ein so tüchtiger Schütze, keinen Gefallen an der Jagd fände, da antwortete er: „Das geht natürlich zu; denn erstens muß man hinter einem Hasen drein „rennen, ihn, wenn man ihn geschossen hat, holen, und dann noch Wege „machen, um ihn an den Mann zu bringen. Besser ist es, einem Menschen „aufzulauern; der kommt von selbst, und wenn man ihn erlegt hat, so „bedarf es weiter nichts, als daß man ihm den Ränzel durchsucht."

Ein andersmal hatte er sich mit Antonio Paquito Dirda über die geringfügigste Sache von der Welt überworfen, und drei Tage später ward dieser im Col de Balaguer ermordet gefunden.

Während der Fastenzeit des Jahres 1832 hatte eine Truppe Schauspieler zu Tarragona viel Glück mit der Darstellung einer berühmten Auto-sacramentale, der Enthauptung Johannes des Täufers, gemacht.



Digitized by Google

Da sie sich nun einen gleichen Erfolg zu Tortosa versprach, so hatte sie den Weg dahin angetreten; ihr Gepäck war zweien Maulthieren aufgepackt worden; aber Hernando Garcia, der die Rolle des heiligen Johannes spielte, hatte dem Maulthiertreiber das kostbare Haupt, welches auf der Bühne gebraucht wurde, um den Act der Enthauptung anschaulich zu machen, und das mit seinen beweglichen Augen wohl am meisten den Ausschlag gab, nicht anvertrauen wollen.*) Um es vor jedem Unfall zu bewahren, hatte er es sich selbst auf dem Kopfe als eine Mütze festgebunden. Es war schon spät, und da der Nebel, welcher aus dem Meere aufstieg, ziemlich schneidend war, so hatte Garcia, der sich auf die Zuverlässigkeit seines Thieres verließ, sich den Kopf ganz in seinen Mantel eingehüllt; er ritt allein, und ziemlich weit hinter seinen Kameraden her, als sein Pferd, indem er um die Ecke eines Felsens bog, sich bäumte, weil ein Schuß fiel. Er war auf die Erde gefallen und eben bemüht, sich aus seinem Mantel herauszuwickeln, als er nicht weit von sich einen Mann, mit einem Karabiner in der Hand, herbeieilen sah; schnell setzte er, den Dolch in der Faust, sich in Positur, ihm die Spitze zu bieten.

Uriarte — er war es — hatte schon, außer Fassung darüber, zum erstenmal fehlgeschossen zu haben, fliehen wollen; als er aber vollends zwei Köpfe, einen über dem andern, erblickte, sah, wie die Augen des heiligen Johannes furchtbar in ihren Höhlen rollten, wie Garcia's eigene Augen ihm drohend entgegenblitzten, da glaubte er, er habe es mit dem Teufel zu thun; es erfaßte ihn ein Schrecken, der nicht zu beschreiben war. Er floh, verwickelte sich aber mit seiner Fußbekleidung jeden Augenblick in den Binsen. Er wollte einen Felsen erklimmen, erfaßte zu dem Ende ein Gestrüpp — aber dies Gestrüpp riß aus, und er fiel Garcia, der ihm nachgelaufen war, vor die Füße, stammelnd: „berühre mich nicht, Satan; hebe Dich weg von mir!“ Inzwischen waren auf Garcia's Ruf auch dessen Kameraden herbeigeeilt. Sie fanden Uriarte am Boden liegend; der Schrecken hatte ihn seiner Besinnung beraubt. Man trug ihn hin zum Oberrichter von Balaguer. Dort ward er untersucht. Er trug ein Bußkleid, führte einen Rosenkranz und ein Gebetbuch nebst Haaren vom heiligen Dominicus bei sich. Aber es ward auch ein Dolch, vier Kugeln in Talglappchen und mehrere Ladungen englischen Pulvers bei ihm gefunden, und sein Karabiner war noch geschwärzt von dem eben abgefeuerten Schusse.

Durch die entschiedensten Zeugnisse überführt, mußte Uriarte seine Verbrechen eingestehen. „Aber,“ sagte der Richter zu ihm, „wie konntet Ihr es wagen, das Zeichen unserer Erlösung bei den Opfern Eurer Bosheit niederzulegen?“ — „„Nun, den Leib tödten, das sagt ja wenig; aber die Seele verderben, das ist ein scheußliches Verbrechen! deshalb legte ich Blumen auf ihr Grab und betete für sie, um ihnen eine frühere Erlösung aus dem Fegefeuer zu erwirken. Ich gab ihnen, gleich nach ihrem Tode, ein Kreuz, das ich hatte einsegnen lassen, damit es, falls sie im Bösen dahingeschieden wären, den Teufel abhalten möchte: aber ich habe ihn gesehen! — da ist er! da ist er!““ rief er aus, indem er den Garcia erblickte, der, um dem Richter zu zeigen, in welcher Weise er dem Tode entronnen sey, mit seinem Doppelkopfe hereintrat. „„Da ist er!... da ist er!““ rief er noch einmal und stürzte, von einem Nervenkrampf ergriffen, abermals besinnungslos zu Boden.

*) Nichts ist häufiger, als daß bei den Auto-sacramentales heilige Märtyrer auf die Bühne gebracht werden. Um die Scene der Enthauptung darzustellen, wählt man einen Acteur von kleinem Wuchse; ihm wird eine lederne Kappe aufgestülpt, die vermittelst irgend einer Vorrichtung einen pappenen oder von Wachs geformten Kopf festhält; sein, dazu eigends eingerichteter, Anzug reicht ihm bis zu dem falschen Haupte, so, daß dieses allein sichtbar bleibt und folglich die Handlung des Kopfabschlagens mit schauerlicher Wahrscheinlichkeit auf den Brettern ausgeführt werden kann.

Uriarte ward zum Galgen und zur Confiscation seiner gesammten Habe verdammt, welche Strafe jedoch, aus Rücksicht für die aufrichtige Reue des Verbrechers, von Ferdinand VII. in eine immerwährende Galeerenstrafe gemildert ward. Es ist dieses der letzte Gnadenact, der von diesem Monarchen ausgegangen ist.

---

## Assuf Up-Dola, Nabob von Oude.

(Aus dem Journal de France.)

(M.)

Dieser Nabob hat eine große Liebhaberei für Curiositäten. Sobald er von irgend einem Wunder der abendländischen Industrie gehört hat, scheut er weder Mühe noch Kosten, um seine Sammlung damit zu bereichern, in welcher Sammlung seine Reichthümer bis zum Feste Mohurrum wie vergessen liegen bleiben; dann werden sie aber nebst all den Spiegeln, Lustren, Wandleuchtern und anderen kostbaren Möbeln in dem großen Saale des geheiligten Gebäudes, welches Emembazza genannt wird, zur öffentlichen Schau ausgestellt. Dies Gebäude, das größte der Stadt Lucknow, hat eine Million £sterl. gekostet. Unter den Pendulen des Nabobs giebt es mehrere von sehr merkwürdiger Construction und mit edlen Steinen besetzt, die bei jedem Mondwechsel entweder andere Stücke spielen oder eine Menge Figuren nach allen Seiten hin in Bewegung setzen. Allein zwei von diesen Pendulen haben 30,000 £sterl. gekostet.

Dies Museum ist zugleich merkwürdig, reich und lächerlich. Man sieht darin eine hölzerne Kuckucks-Uhr zu einem Thaler neben einer kostbaren Pendule vom höchsten Werthe; einen Claude-Lorrain als Seitenstück zu einem Wirthshausschilde; einen Lustre zu fünfhundert Wachskerzen, vier- bis fünftausend £sterl. an Werth, neben einer Papierlaterne.

Assuf Up-Dola ist verschwenderisch über alle Vorstellung, und neidisch bis zum Lächerlichen. Er hat weder Geschmack noch Urtheilsfähigkeit; ich habe gesehen, daß er sich mit einem Touton amüsirte und diesem Spielwerk den Vorzug vor Electricitäts-Experimenten gab. Er ist eifersüchtig darauf, alles das sein zu nennen, was selten und ziertlich ist. Er ist im Besitz aller Maschinen und Werkzeuge von allen Gewerken und Wissenschaften, ohne eine einzige davon zu kennen. — Sein Harem ist geräumig und enthält über fünfhundert Frauen, die schönsten von Hindostan, eingeschlossen zwischen unübersteiglichen Mauern, aus welchen sie nur dann herauskommen, wenn sie auf das Land getragen werden. Er hat Wagen, die von einem oder zwei Elephanten gezogen werden, und die so groß sind, daß zehn oder zwölf Personen ganz bequem darin speisen können. Die Zahl seiner Dienerschaft ist unermeßlich; auch unterhält er eine große Armee, obgleich er mit allen seinen Nachbaren stets im Frieden lebt, und überdem eine Compagnie Leibwachen zu seinem persönlichen Schutze, die ihm jährlich 500,000 £sterl. kostet.

So ist der alte Assuf Up-Dola — wie er genannt wird, obgleich er erst siebenundvierzig Jahre zählt — beschaffen; eine sonderbare Mischung von Extravaganz, Habgier, Redlichkeit, Schlauheit, Sanftmuth, Gefühllosigkeit, Kleinlichkeitsgeist, Leutseligkeit, Sinnlichkeit, Munterkeit, Eitelkeit, Schwäche und Einfalt. In seinem öffentlichen Benehmen, in der Repräsentation und in den äußeren Formen, ist er höchst angenehm: kurz, er hat schätzenswerthe Eigenschaften, gehässige Laster und bizarre Liebhabereien. Er hat mehrere Adoptiv-Kinder, aber keins, das ihm das Leben verdankt.

Assuf Up-Dola besoldet einen Europäer mit 1800 £sterl. jährlich, um stets um ihn zu seyn und an seinen Lustbarkeiten, d. h. an seinen

Digitized by Google

Jagden, an seinen Tänzen, an seinen Hahnenkämpfen und an seinen Gelagen Theil zu nehmen. Er behandelt ihn mit großer Leutseligkeit, Höflichkeit und Freundschaft. Ehemals trank er im Uebermaaß europäische Liqueure, hauptsächlich Kirschenwasser, doch hat er sich ihrer entwöhnt und berauscht sich nun seit einiger Zeit in Opium und Subzi, welches letztere ein Blatt ist, das zerrieben in Zuckerwasser getrunken wird.

Dieser Nabob hält große Stücke auf die Engländer und findet viel Geschmack an ihren Gebräuchen; er ißt mit ihnen an einem Tische, ohne sich an die mahomedanischen Vorschriften zu kehren, und trinkt gern Thee in englischer Weise. Einst ward, als er mit an der Tafel saß, aus Versehen ein gebratenes Schwein aufgetragen; er lächelte aber dazu und sagte: „meine Religion verbietet mir zwar, von diesem Thiere zu essen, aber sie verbietet mir nicht, es zu sehen.“ Seine Einkünfte belaufen sich auf drei Millionen Lstrl., dennoch steckt er stets in Schulden. Um die Regierungsangelegenheiten bekümmert er sich nicht; die sind habgierigen Ministern anheimgestellt; er sieht allein darauf, daß immer baares Geld für seine Privatausgaben zur Hand ist.

Seine Kostbarkeiten sind ungefähr acht Millionen Lstrl. an Werth. An dem Vermählungstage seines ältesten Sohnes waren sie von allen Seiten, aus seiner eigenen Garderobe, aus der seiner Frauen, ꝛc. zusammengesucht worden. Nie hat man einen so kostbaren Schmuck auf einem Fleck gesehen; der Nabob weilte mit Lust unter all diesen Reichthümern und fand, wie ein Kind an seinem Spielzeug, Gefallen daran, bald dieses bald jenes zu berühren.

---

## Der Pfarrer Merino.

(L.)

Das Memorial bordelais enthält folgende Notiz, von einem Spanier geschrieben, der den furchtbaren Guerillas-Häuptling sehr genau gekannt hat, welcher jetzt zum drittenmale den Schauplatz des Bürgerkrieges in Spanien betritt:

Geronimo Merino, bekannter in Alt-Castilien unter dem Namen **el cura de Villovindo**, stammt aus einer sehr obscuren Familie. Seine Aeltern bewogen ihn, die lateinische Sprache in dem Collegio von Lerma zu lernen; aber kaum war er in die vierte Classe getreten, als sie ihn zurückkommen ließen, um eine kleine Heerde Ziegen zu hüthen, die ihnen gehörte.

Merino setzte diesen Hirtenberuf bis zum Tode des Pfarrers von Villoviado fort. Da niemand sich fand, um diesen Priester zu ersetzen, so rieth man ihm, seinen Schäferstab niederzulegen und sich an einen alten Vicar von Cobarrurias zu wenden, damit er ihm die ersten Grunddegriffe und Erfordernisse des Standes beibringe, den er ergreifen wollte. Nach einem Unterricht von sechs Monaten und durch die Protection seines Lehrers nahm Merino Platz unter den Dienern des Evangeliums. Aber da die Pfarrstelle ihm nur ein sehr mäßiges Einkommen gewährte und er außerdem viel geeigneter und geneigter war, in den Gebirgen umherzustreifen, als den Kirchendienst zu versehen, so fing er sein altes Gewerbe als Ziegenhirte wieder an und verließ von diesem Augenblicke an seine Heerde nur Sonntags, um seiner geistlichen Heerde die Messe zu lesen.

Ein Schäferstab, eine Jagdflinte, ein paar Pistolen, die immer in seinem Gürtel steckten, nebst einem großen Messer — das war das Costume, in welchem diese sonderbare und fast wilde Gestalt erschien. Er war auch von einem Knaben begleitet, den er für seinen Neffen *) ausgab, und der jetzt, fünfundzwanzig Jahre alt, durch die Gnade Ferdinands VII., Oberst-Lieutenant in der spanischen Armee ist. Diese Sitten und Gewohnheiten eines herumirrenden Lebens verfehlten nicht, die Brutalität seines Charakters zu entwickeln.

Er hatte zwei Brüder, von denen wir sofort Gelegenheit haben werden zu sprechen und eine Schwester von größter Schönheit. Alle Glieder seiner Familie hatten von seiner übeln Behandlung zu leiden. Seine Mutter, auf welche er mehr als einmal seine Pistolen anlegte, starb in Folge der Kränkungen und Mißhandlungen, womit er sie überhäufte. Sein ältester Bruder, bekannt unter dem Beinamen el Majo, Schleichhändler von Handwerk, kam im Jahre 1820 sich mit ihm zu verbinden an dem Tage, wo Merino einen blutigen Scharmützel mit den Franzosen zu Almazan, nah bei Soria, hatte. Was denkt man, daß Merino that? Fürchtend, daß sein Bruder, wegen seiner Tapferkeit, gewählt werden möchte, um die Guerillas des Landes an seiner Stelle zu commandiren, ließ er ihn auf der Brücke ermorden, zwei Stunden nachdem er ihn an seine Brust gedrückt und ihm seine Freude versichert hatte, ihn nach einer Abwesenheit von sechs Jahren wiederzusehen. Der jüngere Bruder, auch Schleichhändler, unter dem Namen el Churro bekannt, fuhr fort in seinem Gefolge, ungefähr drei Monate lang, Krieg mit den Franzosen zu führen: als er aber eines Tages Merino seine Grausamkeit zum Vorwurf machte, ließ dieser Generalmarsch schlagen, versammelte seine ganze Bande auf dem Markte von Lerma und züchtigte ihn unmenschlich für seine Keckheit, indem er ihn Spießruthen laufen ließ. Der Unglückliche starb einige Tage nachher an den Folgen der barbarischen Auspeitschung.

Nun blieb nur noch seine Schwester übrig. Sie entfloh und that wohl daran; denn bei einem so rohen und grausamen Menschen, wie Merino, wäre sie doch sicher das Opfer einer seiner Anfälle von Wuth geworden. Jetzt ist sie zu Villahoz mit einem Pachter verheirathet.

Gehen wir von diesen Thatsachen, die eine Idee von seinem Charakter geben können, auf andere Einzelnheiten über, aus denen man ihn noch besser kennen lernen wird.

Merino ist achtundfunfzig Jahre alt. Er ist klein und schwächlich, hat aber eine rauhe Stentorstimme: seine Züge sind tief und charakteristisch; seine Augen groß, aber tief liegend; er hat so eingefallene Schläfe, daß man ihn im Lande gewöhnlich mit einem alten Pferde vergleicht. Sein Gesicht ist fleischlos und sein Blick frech. So hinfällig er auch scheint, so ist er doch von sehr robuster Constitution. Nie ertrug wohl ein Mensch dessen und ausdauernder Strapazen aller Art. Er raucht nicht und trinkt keinen Wein, ißt sehr wenig und schläft in vierundzwanzig Stunden selten über funfzehn Minuten (?). So lange er im Kriege begriffen ist, schläft er nie anders als auf (?) seinem Pferde. Diejenigen, welche unter seinen Befehlen stehen, haben Merino nie eine Nacht mit ihnen zubringen sehen. Wenn die Sonne untergeht, läßt er seine Truppe anhalten, befiehlt ihr an einem von ihm bezeichneten Orte zu campiren und entfernt sich, von einem einzigen Diener begleitet, von den Seinigen, verliert sich in den Wald, oft drei bis vier Stunden weit, und erscheint erst am andern Morgen beim Aufgange der Sonne wieder.

Merino will seine Truppe nicht uniformirt haben. Er läßt jedem die Freiheit, sich nach Willkühr zu kleiden und er selbst ist mit einigen schlechten Lumpen, sein Kopf mit einem abgeschabten Hute bedeckt. Wenn er in die Städte einzieht, nimmt man ihn für den letzten seiner Soldaten oder vielmehr für einen den Galeeren entflohenen Banditen; sein Costume und sein Anstand lassen nur auf etwas der Art schließen.

Seine Waffen für den Krieg sind ein Säbel, ein paar Pistolen, die er in seinen Taschen trägt und eine kurze Büchse. Er ladet sie zugleich mit sechszehn bis zwanzig (?) Kugeln. Das Pulver ist gewöhnlich

*) Dieser angebliche Neffe nennt sich Gervasio Merino und ist ein von ihm, dem Priester, mit einer seiner Cousinen erzeugtes uneheliches Kind.

Digitized by Google

in dazu eingerichteten Höhlungen seines Sattels. Wenn er sich schlagen will, so nimmt er eine Hand voll Pulver und thut es in das Geschütz, das man im Spanischen boca marta nennt; um dieses abzufeuern, ist er genöthigt, es unter den rechten Arm zu nehmen und die Spitze mit der linken Hand zu halten, um den Stoß auszuhalten, den die Explosion dieser schrecklichen Waffe hervorbringt.

Er ist von einer Grausamkeit, man kann sagen von einer Wildheit, wovon man sich schwer einen Begriff machen kann. Die Feder versagt uns den Dienst, die unzähligen Gräuel im Detail zu wiederholen, deren wir uns erinnern. Es wird genügen, zu sagen, daß während des Unabhängigkeitskrieges und während dem, den er gegen die constitutionelle Partei führte, achtundvierzig Alcaden in seiner Gegenwart und auf seinen Befehl erschossen wurden. Nie schenkte er den Gefangenen, die er machte, das Leben: die Offiziere, die in seine Hände fielen, erlitten alle die schreckliche Strafe, die Helvisens Oheim an Abellard vollzog und vierundzwanzig Stunden nachher ließ er diejenigen von diesen Unglücklichen erschießen, die der Qual noch nicht erlegen waren. Wird man es glauben? Im Jahre 1810 hat er sechsundachtzig Gefangene lebendig verbrennen lassen, für welche sich die Adelichen und selbst die Priester von Villahoz theilnehmend verwendet und gebeten hatten.

Nachdem der Unabhängigkeitskrieg geendigt war, wurde Merino zum Gouverneur von Burgos ernannt; einige Monate nachher aber verlor er diese Stelle durch sein grobes Betragen und seine unmoralische Lebensweise. Dieser Mensch vereinigt mit der crassesten Unwissenheit die scandalöseste Frechheit und einen Cynismus in Ausdrücken, bei dem jedermann erröthen muß.

Später wurde er zum Canonicus der Domkirche von Valencia ernannt. Aber seine seltsame und fast groteske Weise im Chor zu erscheinen mißfiel bald seinen Amtsbrüdern, die denn ihre Kritiken über ihn im Publiko nicht sparten. Irgend jemand sagte ihm die über ihn gemachten Scherze und Spöttereien wieder und eines Tages, als die Domherren alle in der Sacristei der Cathedrale versammelt waren, um einige Angelegenheiten zu ordnen, trat Merino unter sie, und stieß die gröblichsten Invectiven gegen sie aus; als nun einige von ihnen mit einer gewissen Entschlossenheit antworteten, zog er die Pistolen aus der Tasche, von denen er sich niemals trennt, schlug auf die erschrockenen Domherren an und ließ sie, einen nach dem andern, mit gesenktem Haupte defiliren, glücklich genug, noch so wohlfeilen Kaufes davonzukommen.

Dieses Abenteuer verursachte großes Aergerniß. Ferdinand erfuhr es und dispensirte auf der Stelle den nicht zu behandelnden Domherren von der Pflicht, dem Gottesdienste beizuwohnen, ob er gleich seinen ganzen Gehalt behielt. Da kehrte denn Merino in sein Vaterland zurück und schlug seine Wohnung zu Tordueles, einem Dorfe in der Nachbarschaft von Villoviado, auf. Da brachte er seine Zeit auf der Jagd hin, wenn er sich nicht mit dem Bau eines sehr schönen Hauses beschäftigte, das er noch jetzt besitzt.

Nun kam die Constitution von 1820. Hier soll uns nun die Feindschaft, die wir gegen Merino hegen, nicht verhindern, die Stimme der Gerechtigkeit und der Wahrheit hinsichtlich einiger Thatsachen vernehmen zu lassen, die wir von ihm anführen wollen.

Im ersten Jahre der Constitution blieb Merino sehr ruhig zu Hause. Seit dem Unabhängigkeitskriege verabscheute er die spanischen Priester und Mönche; wenn er achtundvierzig Stunden regiert hätte, so würde, wir sind dessen gewiß, sein erstes Decret den Befehl enthalten haben, alle Diener der Kirche zu ermorden (denn das ist seine Verwaltungs-Methode). Glaube man nicht, daß dies ein bloßer Einfall, eine willkührliche Erfindung sey: hundertmal hat er dies in Gegenwart des Verfassers dieser Notiz geäußert.

Man wird vielleicht sagen: Warum hat er sich denn gegen das constitutionelle System empört? *) Warum? Da frage man einen unserer Präfecten jener Epoche. Es ist die Unklugheit dieses Präfecten allein, die uns den Mann zum Feinde gemacht hat, dessen Mißvergnügen mehr zu fürchten ist, als die Insurrection von zehn Provinzen. Auf folgende Weise trug sich die Sache zu:

Dieser Präfect, den wir nicht nennen wollen, empfing einen Brief, in welchem man ihm meldete, daß Merino die Absicht habe, sich gegen die Constitution aufzulehnen. Auf diese unbestimmte Anzeige lädt der Präfect Merino vor die Behörde, ohne ihm die Ursache dieser Vorladung anzuzeigen und läßt ihn eine Reise von elf Stunden machen, um über die Absichten, die man ihm unterlegte, Rechenschaft zu geben. Da wurde noch überdem Merino sehr übel empfangen. Ohne ihm zu erklären, warum man für gut gefunden hatte, ihn zu berufen, droht man ihm mit Gefängniß, ja mit dem Galgen selbst, wenn er sich jemals gegen die Autorität der Cortes erhübe. Wie hieß das Merino wenig kennen! Dieser Mensch, tief verletzt und schrecklich in seiner Rache, gab dem Fragenden keine Antwort; er begnügte sich, ihm einen der Blicke zuzuwerfen, die bei ihm so bedeutungsvoll sind. Von diesem Augenblicke an war es in seinem Herzen beschlossen, die Regierung aus allen Kräften zu verfolgen: von diesem Augenblicke an datirt sich auch alles Uebel, das er damals unserer Sache zufügte, und das er noch jetzt in Alt-Castilien stiftet, dessen König, dessen Gott er ist.

Mit empörtem Stolze verläßt er die Präfectur, eilt nach dem Hotel, wo er abgetreten war, springt aufs Pferd, kommt zu Cogollos (eine Stunde davon) an, und läßt seinen Ruf: „Zu den Waffen!“ erschallen. Am Abend war er schon auf der Straße von Leerna, an der Spitze von 400 Bauern, die, auf sein Signal, ihre Wohnungen, ihre Ländereien, ihren Pflug, ihre Kinder, ihre Frauen — Alles verlassen hatten, um diesem Wesen zu folgen, dessen Erscheinung auf sie eine Art von Zauber ausübt. Am andern Morgen zählte er schon über 1400 Mann, bewaffnet mit Heugabeln, Sensen, Pflugscharen, Messern und Büchsen, und mit dieser zuchtlosen, aber kühnen und ergebenen Bande gelang es ihm, sich dreißig der Braven des Regiments von Sevilla zu bemächtigen, welche zu Fonteso erschossen wurden.

Außerdem, war denn der von der Behörde erhaltene Wink gegründet? Nichts ist weniger wahrscheinlich als das. Einige Stunden, bevor der Brief des Präfecten an Merino gelangt war, (es war ein Mittwoch, aber das Datum habe ich vergessen), hatte er an Don Bartholomo Fernandez und an Don Manuel Martinez, der eine Richter der ersten Instanz, der andere königlicher Procurator von Villahoz, geschrieben, „daß sie ihn nächsten Sonnabend erwarten möchten; denn er wolle einige Wochen mit ihnen jagen, seine alten Freunde wiedersehen und seine Schwester umarmen, von der er seit drei Jahren getrennt gewesen.“ Hatte er mithin wohl damals feindliche Absichten? Das habe ich niemals geglaubt. Aber man hat ihn erbittert, seinen Stolz verletzt, dieses bei ihm so reizbare Gefühl, und nun steht er an der Spitze der Castilianer, ein unwissender Mensch, null für alles andere als den Krieg und doch allmächtig über die Gemüther derjenigen, die er befehligt und an deren Spitze er so furchtbar ist.

Man hat gemeldet, daß Sarsfield ihn geschlagen habe; aber was glaubt man durch diesen Sieg gewonnen zu haben? Nichts. Man kann ihn nochmals schlagen: was wird man davon haben? Nichts.

*) Seinen Widerwillen gegen Priester und Mönche zugegeben — war darum an ihm ein aufrichtiger Vertheidiger constitutioneller Freiheit gewonnen? Verbürgte dieser momentane Privathaß seine Treue? Gewiß nicht; Charaktere, wie der seinige, (ist die obige Schilderung anders treu), können sich nie wahrer Freiheit und Gesetzlichkeit unterwerfen, sind, ihrer Natur nach, ewig Verfechter der Willkühr und der Tyrannei. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Seine Banden sind wahrhaft wie die Köpfe der Hydra. Man sollte glauben, daß er, ein neuer Deukalion, die Steine hinter sich in Menschen verwandeln könne. Der unsterbliche Empecinado, dieses Opfer Ferdinands, Espinosa, Valdes, Amor, Oberon sind zur Verfolgung seiner Soldaten ausgesendet worden; sie haben sie geschlagen, vernichtet, pulverisirt; nun, am andern Morgen nach jeder Niederlage erscheint Merino mit einer größern Anzahl von Soldaten wieder, immer feurig, immer grausam, immer furchtbar.

Merino ist persönlich sehr tapfer; er hat dabei auch viel Glück und wenn es nicht unmöglich ist, sich seiner Person zu bemächtigen, so ist es mindestens sehr schwer. Er führt immer zwei Pferde mit sich, die schönsten vielleicht und am besten zugerittenen von Castilien. Er hat sie so gewöhnt, gleichen Schritt zu halten, daß, wie schnell er auch reite, sie doch immer in einer Linie laufen und so im Einklange galoppiren, als wenn man nur eins höre. Wenn Merino fühlt, daß das, worauf er reitet, müde wird, so springt er auf das andere, ohne daß er seinen Lauf nur um eine halbe Secunde zu verspäten braucht. So entwischte er den Lusitano's, die ihn zu Palenzuela, im Anfange des Jahres 1823, unter Amors Befehlen, schlugen.

Der Raum von viezig Stunden, welcher Burgos von Madrid trennt, ist für ihn ein Ort der Sicherheit. Er wird da alle Städte, alle Dörfer mit nur vier bis fünf Menschen durchziehen, ohne daß er die geringste Gefahr zu fürchten hat. Er wird da keine andern Feinde finden, als die zu seiner Verfolgung ausgesendeten Truppen und wir haben eben gesagt, mit welcher Leichtigkeit er ihnen entgeht.

Wenn Merino Krieg führt, so bezeugen Blut, Trümmern und Asche seine Spur: er bemächtigt sich der Couriere, der Effekten und alles dessen, was er glaubt, das der Regierung gehört, gegen welche er sich auflehnt. Wenn es ihm in den Sinn kommt, so schont er die Couriere auswärtiger Cabinette eben so wenig, als die seiner Regierung. Aber wenn einer seiner Leute sich einfallen läßt, in dem Hause eines friedlichen Eigenthümers zu stehlen, welches übrigens auch seine politische Meynung seyn möge, so ist er sicher, sein Verbrechen mit einem exemplarischen Tode büßen zu müssen.

Raub und Plünderung sind seinen Soldaten streng verboten. Merino ist nicht eigennützig und nicht ehrsüchtig. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges kam er zu Quintanapalla in den Besitz unermeßlicher Reichthümer, die den Franzosen gehörten: er hatte ihnen nämlich einen Transport von mehreren Millionen und kostbaren Effekten weggenommen. Alles Gold vertheilte er unter seine Soldaten bis zum Uebermaaß; er selbst begnügte sich mit einigen Dutzend seidenen Strümpfen, die er zu seinem Gebrauche behielt.

Ich werde gewahr, daß diese Notiz schon lang ist und dennoch habe ich nur sehr wenig über diesen außerordentlichen Menschen gesagt. Ich hätte eigentlich noch ganz andere Züge zu erzählen: aber die meisten haben sich meinem Gedächtniß mit so abstoßenden Farben eingeprägt, daß ich nicht den Muth habe, sie hier zu wiederholen. Vielleicht werde ich einst darauf zurückkommen; bis dahin wird das, was ich gesagt, genügen, um Ihnen einen Begriff von diesem Häuptling der Gegen-Revolution zu geben, die jetzt in Spanien im Namen Don Carlos wüthet.

Käme Merino zu einem Posten, wo er einen Augenblick seinen ganzen Charakter, alle jetzt noch in den Falten seines Herzens verborgenen Neigungen entwickeln könnte, so würden wir vielleicht den seltensten Typus von Häßlichkeit, Wildheit und menschlicher Bizarrerie vor Augen haben.

---

## Machiavel, sein Genie und seine Irrthümer.

Von

A. F. Artaud,

ehemaligem Chargé d'Affaires zu Florenz, Wien und Rom ꝛc.

Zweiter Artikel. Man vergl. Nr. 206 unsr. Blätter.

(L.)

Kein Schriftsteller bedurfte mehr als Machiavel, durch eine vollständige Analyse erklärt zu werden, die uns alle Umstände seiner Werke bekannt machte, und die uns lehrte, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, quid utile, quid non; und niemand war geeigneter als der neue Ausleger, endlich die Meynung über den Charakter und die Werke des florentinischen Secretairs zu fixiren.

In der That muß man nicht glauben, daß, von dem Augenblicke an, wo der alte Diener der besiegten Partei aufgehört hat, für die Medicis, für die neuen Herren seines Landes, so verwerfliche und grausame Rathschläge zu sammeln, daß man sie für Ironie hat halten können, er gleich ein immer moralischer Philosoph, ein immer rechtlicher und uneigennütziger Publicist seyn müsse. Nein; aber seine Ansichten werden mindestens ruhiger und ernster; er ist zu seinen Büchern zurückgekehrt, dessen Gesellschaft besser für ihn taugt, als die der Menschen und er beschränkt sich nicht, wie anfänglich, darauf, Beispiele und Vorschriften der Tyrannei zu suchen: minder erbittert, minder verblendet durch Haß, vielleicht auch durch seine eigenen Reflexionen und durch die Schaam, die ihm eine nutzlose Niederträchtigkeit selbst abnöthigt, auf richtigere Ansichten geführt, gewahrt er, daß darin nicht die ganze Kunst zu regieren besteht.

Das ist ein Moment, welcher in einem so bewegten und stürmischen Leben wohl beachtet und studiet zu werden verdient. Nachdem er schon seit einiger Zeit nicht mehr Secretair der Republik von Florenz ist und nicht mehr ehrsüchtig scheint; nachdem er nicht mehr in den Verrath und die Staatskünste seines Jahrhunderts, in die listige Politik seines Vaterlandes, in die niedrigen Intriguen der kleinen benachbarten Fürsten verwickelt ist, da, in seiner ländlichen Einsamkeit von San Casciano oder in seinem Hause der Strada der Guicciardini zu Florenz, frei, unabhängig, aufgeklärt durch die Kenntniß der Menschen und seiner eigenen Mißgriffe, denkt er nach und schreibt, zwar immer mit einiger Verachtung für Seinesgleichen, aber doch mit mehr Gewissenhaftigkeit, Rechtlichkeit und Selbstachtung, die bewunderungswerthen Werke, die Reden über Titus Livius, die Florentiner Geschichten, die Kunst des Krieges, die seinen wahren Ruhm begründet und ihn in den ersten Rang italienischer Schriftsteller erhoben haben, und welche nun Herr Artaud mit seltenem Scharfsinn analysirt und würdigt.

Da das Talent Machiavels sich mit seinem Gedanken erhebt, und er besser schreibt, weil er würdiger ist, Genie zu haben, so ist es da, so ist es in seinen Werken, deren Moral zwar noch nicht ganz tadellos ist, wenn aber doch Cäsar Borgia minder oft angeführt wird, daß man sich freut, den rauhen und unbeugsamen Genius eines Schriftstellers wiederzufinden, der, in seinen schönen Stellen, seinen Ideen und seinen Berichten einen wunderbaren Charakter von Originalität und der italienischen Prosa eine Kraft gibt, die sie noch nicht kannte. Da stellt denn auch sein Geschichtschreiber, befreit von der Verlegenheit einer Apologie, mittelst einer Reihefolge unerwarteter Vergleiche, gründliche und neue Untersuchungen an, wofür er durch manchen glücklichen Fund, den man wahrhaft literarische Entdeckungen nennen kann, belohnt wird.

Ich muß inzwischen sagen, daß, immer mehr Freund als Richter, er zu sehr glauben läßt, daß diese schönen Arbeiten Machiavels frei seyen von den Grundsätzen einer unbarmherzigen und blutgierigen Tyrannei,

Digitized by Google

die sein großes politisches Werk verunehren. Man öffne die Discorsi und frage sich, ob die Päpste wohl Recht gehabt haben, bei sich (in einer Zeit, wo das Verbot eines Buches für vernünftig und möglich galt) die Werke eines Mannes zu verbieten, der einen Nachfolger des heiligen Petrus so wohlfeilen Kaufes hingiebt? Wirklich kann Machiavel nicht begreifen, wie der Tyrann von Perouse, Johann Paul Baglioni, Herr der Person von Julius II. und seiner Cardinäle, die sich ihm vertraut, „nicht verstanden oder nicht gewagt hat, die gute Gelegenheit zu benutzen, mit Größe und Ruhm schlecht zu seyn, indem er sich seines Feindes bemächtigte; muthvolle Unternehmung, wodurch er sich ein ewiges Andenken gestiftet haben würde, weil er der erste gewesen wäre, der den Prälaten die Achtung bewiesen hätte, welche jeder verdient, der lebt und regiert wie sie und weil er dadurch etwas gethan hätte, dessen Kühnheit über Schaam und Gefahr gehen mußte." Leo X. war minder furchtsam; er ließ Baglioni meuchelmörderisch umbringen.

Das waren ohne Zweifel in den Augen der römischen Inquisition die vom Satan, Satanae digito, geschriebenen Zeilen, nach dem Ausdruck des Cardinals Polus. Machiavel wurde in den Index (Liste der zu Rom verbotenen Bücher) gesetzt, nicht als angeklagt, mit so vielen andern, das angebliche Buch de tribus impostoribus gemacht zu haben; nicht selbst als Verfasser der heftigsten Sarcasmen gegen die Mönche, weil Leo X. die Mandragore vor ihm im Vatican spielen ließ, sondern wegen seiner politischen Urtheile über die Priester-Souverainität; auch jetzt noch ist er zu Rom nur in Auszügen erlaubt.

Man findet auch in seinen Florentiner Geschichten Rathschläge wie folgende: „Mächtige Menschen muß man entweder nicht berühren oder wenn man sie berührt (d. h. wahrscheinlich verletzt) so muß man sie tödten." Rousseau hat daher Unrecht, zu sagen, daß die Maximen der Reden über Titus Livius denen des Tractats der Fürst ganz entgegengesetzt seyen. Was sagt ich? In diesen Reden verweist Machiavel selbst auf diesen Tractat.

Es ist unmöglich, in hundert andern Stellen seiner Schriften, den mindest verdächtigen und schlechten Gedanken, wie z. B. in einem Briefe an den Papst, worin er ihm räthet, die Decimalen zu verändern und zu verfälschen, einen Geist zu verkennen, den die Politik seiner Zeit verschlechtert hat und der, ungeachtet einiger Fortschritte in den moralischen Ideen, sich nur noch zu leicht durch Haß, Stolz und Widerwillen erbittern läßt.

Um einen solchen Schriftsteller zu lesen, einen unseligen Genius, der in den Dienst eines verdorbenen Jahrhunderts getreten, und dessen Irrthümer fast Verbrechen sind, ist ein Meister, ein Führer nothwendig. Giebt es nun wohl einen, der mehr Zutrauen einflößt, als der Führer und Meister, der sich uns darbietet? Alle Einwürfe und Vorwürfe, die ich ihm mache, werden mich nicht verhindern, zu wiederholen, daß er es ist, den man wählen muß. Seine langen Arbeiten über Dante beweisen zur Genüge, wie vertraut er mit der italienischen Literatur ist; aber wenn man Machiavel, und im Allgemeinen die wahrhaft italienischen Schriftsteller, begreifen will, so ist es nicht genug, die Bücher zu kennen, man muß Italien kennen. Herr Artaud hat dreißig Jahre da gewohnt. In Florenz ist er oft, in der Straße Guicciardini, vor dem Hause vorübergegangen, wo Machiavel 1527 starb und hat sich von den kleinsten Einzelnheiten seines Lebens, von den flüchtigsten Traditionen unterrichten können, die seine Geburtsstadt noch bewahrt, wo, unter allem Wechsel seines so veränderlichen Rufes und den Bannstrahlen der Kirche so nah, Machiavel immer enthusiastische Leser behalten hat. In Rom ohne Unterlaß mit dieser großen Arbeit beschäftigt, die ihm zwölf ganze Jahre gekostet hat, nicht zufrieden, die Manuscripte und die Gelehrten zu Rathe zu ziehen, hat er lange Unterhaltungen über Machiavel mit Fürsten, Gesandten und, was noch mehr werth ist, mit Cardinalen gehabt. Eben so wenig ist der Aufenthalt in Wien für den Commentator des famösen Politikers des sechszehnten Jahrhunderts verloren gewesen. Mit solchen Hülfsmitteln, mit all den lebenden Commentaren konnte ein Mann von Geist nicht verfehlen, Machiavel als Florentiner, als Geschichtschreiber, als Diplomaten aufzufassen. Zwar war dieser Florentiner, dieser Geschichtschreiber, dieser Diplomat Bürger einer Republik und es giebt in Italien nicht viele Republiken, noch selbst unabhängige Staaten mehr; inzwischen ist Herr Artaud, durch den glücklichsten Zufall von der Welt, Bürger der einzigen italienischen Republik, die noch besteht; er ist in das goldene Buch von St. Marino eingeschrieben.

Allen diesen Bürgschaften des Erfolgs, unter welche ich jedoch den letzten Titel nicht zählen will, füge man noch einen unermüdlichen Eifer hinzu, seit zwölf Jahren damit beschäftigt, die Aerndte der Thatsachen und der Documente aller Art zu vervollständigen, die über dieses Studium Klarheit und Interesse verbreiten können. Der Verfasser sagt nicht zu viel, wenn er so von den Untersuchungen spricht, die er angestellt, von den Büchern, die er gesammelt, von den Personen, die er consultirt: „Es hat nie einen Pfarrer gegeben, der so eifrig für seinen Heiligen gebettelt hätte, als ich für meinen Dämon gesammelt habe." Seine Nachforschungen als Biograph, Antiquar und Bibliophil haben ihn auf seinem Wege neue, oder mindestens mit Nutzen von Neuem zu discutirende Ideen und eine große Anzahl wichtiger Actenstücke finden lassen, die er zuerst bekanntgemacht, oder doch, nach langer Vergessenheit, von Neuem ins Licht gesetzt hat. Hier einige dieser Ideen und Entdeckungen:

Man hat oft dem florentinischen Unterhändler seine kalte Beschreibung der von dem Herzog von Valentinois, Cäsar Borgia, angewendeten Mittel, um Vitellozzo Vitelli, Oliverotto und andere zu tödten, zum Vorwurfe gemacht. Aber, wie Herr Artaud gründlich beweist, diese Erzählung ist eine einfache Depesche, worin der Gesandte von Florenz, damals noch sehr jung, der Meynung seiner Regierung über solche Handlungen nicht vorzugreifen, noch sich der Rache des Fürsten, an dessen Hofe er residirt, auszusetzen wagt, und keine literarische Arbeit, kein geschichtlicher Aufsatz, wo es die Pflicht des Schriftstellers gewesen wäre, die Feigheit und das Verbrechen zu brandmarken. Diese ziemlich neue Art, diesen gehässigen Bericht zu betrachten, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit und kann allein ihn rechtfertigen.

Es dürfte vielleicht minder leicht seyn, sein romantisches Leben Castruccio Castracani's zu entschuldigen, worin in der Analyse seiner Werke zu wenig die Rede ist. Lohnte es wohl der Mühe, die Apophthegmen von Plutarch zu compiliren, um diesen unverschämten Panegyrikus der Verstellung und der Tyrannei zu schreiben?

Die diplomatische Correspondenz Machiavels, als er zum letztenmale 1526 angestellt war, liefert seinem Geschichtschreiber einige unbekannte Details über den Einmarsch des Connetables von Bourbon in Italien, über die Bewegungen der kaiserlichen Armee, über den wohlbegründeten Schrecken von Florenz, dessen Freiheit unterlag und von Rom, das geplündert wurde. Diese gleichzeitigen und authentischen Zeugnisse waren noch nie sorgfältig gesammelt worden; die Pflicht der Geschichte ist es, sie zu benutzen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 871. Hamburg. Mittwoch, den 27. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Besuch bei dem Pascha von Belgrad und dem Knesen von Servien, im Monat August des Jahres 1830,


von

Alphonse Royer.

(Aus L'Europe litteraire.)


(N.)

Gegenwärtig, wo die Blicke der Politiker auf das Morgenland gerichtet sind und ein jeder die Convulsionen des ottomannischen Colosses studirt, um zu erspähen, nach welcher Seite die Trümmer zusammenstürzen werden, scheint es mir wohl an der Zeit zu seyn, den jetzigen Zustand einer der wichtigsten Provinzen dieses großen Reiches in seinem wahren Lichte zu zeigen und einige Menschen und Thatsachen zur Kenntniß zu bringen, welche die Geschichte wegen Mangels desfallsiger zuverlässiger Documente noch nicht aufgenommen hat. Es ist dieses Servien, eines der reichsten Länder der europäischen Türkei, welches durch mehrere auf einander folgende Revolutionen bei Kleinem der Herrschaft der Pforte entrissen worden ist.

Servien ist inzwischen noch immer kein unabhängiger Staat; es giebt fortwährend einen Tribut an die Pforte; zu Belgrad residirt ein türkischer Vezir; die Hauptfestungen haben eine türkische Garnison: aber ein Hattischeerif, welches der Sultan Mahmud der servischen Nation unlängst bewilligt hat, verleiht ihr das Recht, sich selbst zu regieren, und überträgt erblich auf einen von ihr selbst gewählten Fürsten die Gewalt, welche ehemals von den Paschas ausgeübt wurde, die man von Constantinopel dahin sandte.

Ich werde weiterhin den Text dieses Hattischerifs geben. Es ist ein Denkmal der heutigen Zeitgeschichte, zum erstenmal aus dem Türkischen ins Französische übersetzt. Ich muß zuvörderst auf die Hauptereignisse der servischen Revolution zurückgehen, die wir nur sehr unvollkommen kennen und deren nähere Umstände mir von mehreren sehr glaubwürdigen Personen zu Constantinopel, die mit diesen Ereignissen in Berührung gestanden haben, erzählt worden sind.

Im Jahr 1800 ward Servien von vier Paschas regiert, nämlich von Mollah-Tusofes, Mollah-Angalinos, Kutschuk-Ali und Usanza. Diese Paschas lehnten sich zuerst wider die Autorität des Sultans Selim auf und verweigerten ihm den Tribut. Die Pforte schickte dreitausend Mann hin, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen; aber der türkische General ließ sich von den Rebellen bestechen, und machte sich, gegen eine bedeutende Summe, anheischig, mit seinem Corps nach einigen nutzlosen Scheingefechten nach Constantinopel zurückzukehren und den Sultan zu überreden, daß alle seine Bemühungen gegen Servien vergebens gewesen wären. Um die Kosten dieses Krieges zu bestreiten, hatten die Paschas dem Lande ungeheuere Steuern auferlegt, die Kaufleute, die Grundbesitzer und die Priester ausgeraubt und das Volk in jeder Weise geplackt. Unter der Wucht dieser Tyrannei erliegend, hatten die Servier insgeheim Oesterreich um Beistand angesprochen, welches aber, da es den Paschas verrathen worden war, nur die Folge hatte, daß diese die vierundzwanzig Maires oder Tschoedadschis der Provinz zu sich beriefen und ihnen die Köpfe abschlagen ließen.

Die Proscription beschränkte sich aber nicht bloß auf die Häupter, sondern dehnte sich über die gesammte Bevölkerung aus: die Reichen wurden geplündert, die Dörfer von den muselmännischen Soldaten in Brand gesteckt, die Weiber und die Kinder aufgehoben und schmählich mißhandelt. Das Volk litt mit Geduld, wie es immer leidet: es harrte schweigend und mit gesenktem Haupte, bis das Uebel den höchsten Grad erreicht hatte; als es ihm dann aber unerträglich geworden war, da richtete es sich empor und verschaffte sich in folgender Weise selbst sein Recht.

Dreißig türkische Soldaten hatten sich, drei Tagereisen weit aus Belgrad entfernt. Unterwegs hatten sie die servischen Bauern geschlagen, ihnen den Wein ausgetrunken, ihnen ihre Früchte und ihren Proviant verzehrt. Als sie ein kleines Dorf, Toponas genannt, betraten, da insultirten sie mehrere der vornehmsten Einwohner und fragten sie drohend, warum sie nicht gekommen wären, ihnen die Steigbügel zu halten und ihre Pferde in Empfang zu nehmen.

Zur Züchtigung der Frevel dieser dreißig Muselmänner gab es in diesem Dorfe einen Mann vom Volke, stark und kräftig an Körper wie an Geist, unter seinen Gefährten wegen seines Muthes und seiner Standhaftigkeit bekannt, und dem die Plackereien dieser Tyrannen schon mehr als einmal das Blut zu Kopf getrieben, die Galle aufgeregt hatten. Dieser Mann nannte sich Cara-Yorghi.*) Er hatte eben seinen zweiten Sohn taufen lassen und kehrte, von seinen Verwandten und vielen Freunden begleitet, aus der Kirche zurück. Seine fröhliche Aufregung fand sich noch durch den Genuß des Weins gesteigert, den er zur Feier seines Festes mit seinen Kameraden getheilt hatte. So wie Cara-Yorghi die Vermessenheit der türkischen Soldaten und ihr beleidigendes Verfahren gegen seine Landsleute wahrnahm, trat er auf den Anführer des Häufleins zu und fragte ihn, wer ihm und seinen Leuten das Recht gegeben hätte, den Frieden seines Dorfes zu stören, in welchem nur die Magistratsperson befugt sey, Befehle zu ertheilen. Wüthend über eine solche Vermessenheit eines Rajahs, feuerten alle Muselmänner ihre Pistolen auf ihn ab; aber nicht eine Kugel hatte ihr Ziel erreicht. Cara-Yorghi entsprang eiligst in eine krumme Straße und gelangte so glücklich nach Hause. Er erzählte seiner Frau, was sich eben zugetragen, und befahl ihr, sich mit ihren Kindern in das Gebirge zu flüchten. Währenddem hatten sich einige seiner Gäste, ausgerüstet mit Wehr und Waffen, in seiner Hütte zu ihm gesellt. Sie verrammelten sich aufs Beste und schossen aus den

*) Dieser Name würde auf Deutsch schwarzer Georg heißen; doch ist er bekannter unter dem Namen Czerny-Georg.



Digitized by Google

Fenstern auf die Muselmänner, so wie diese sich blicken ließen. Es schlossen sich noch mehrere Bauern den Freunden von Cara-Yorghi an, und von den dreißig Muselmännern blieben dreiundzwanzig auf dem Platze. Die übrigen sprengten mit verhängten Zügeln zurück nach Belgrad und berichteten den Paschas, was vorgefallen. Sofort ward nun der große Rath zusammenberufen. Mollah-Angalinos verlangte nur sechshundert Reiter, und schwur, er wolle sich der Rebellen schon bemeistern. Eine solche Truppe ward ihm zur Verfügung gestellt und es wurden ihm außerdem sechzig Okas Gold zu etwaigen Unterhandlungen mitgegeben. Cara-Yorghi, der es wohl vorhersehen konnte, daß die Paschas Rache nehmen würden, hatte in der kurzen Frist, die ihm gelassen worden war, das ganze Dorf in Aufruhr gebracht, und siebenzig Bauern, mit ihren Flinten bewaffnet, hatten geschworen, daß sie mit ihm leben oder sterben wollten. Er führte sie dann nach einer kleinen Anhöhe, welche den Platz beherrschte, und wies hier seiner Mannschaft einen Versteck hinter den Bäumen an. Nicht lange, so erschien Mollah-Angalinos an der Spitze seiner kleinen Armee auf dem Platze des Dorfes. Er schickte einen Parlamentair hinein und ließ den Einwohnern all das Gold bieten, wenn sie ihm den Schuldigen und das Haupt der Empörung ausliefern wollten. Cara-Yorghi antwortete ihm aus seinem Hinterhalte durch einen Flintenschuß, der ihm den Fuß zerschmetterte und ihn vom Pferde warf. Die Muselmänner schossen nun insgesammt in der Richtung nach den Bäumen hin. Es ward ihnen aber durch ein furchtbares Feuer geantwortet. Von einer ganzen Bevölkerung umgeben und gedrängt, vor allem durch eine Kühnheit aus der Fassung gebracht, auf die sie nicht vorbereitet waren, ergriffen die Muselmänner, nachdem sie viele der Ihrigen auf dem Platze hinterlassen hatten, mit solcher Hast die Flucht, daß die meisten noch ihre Turbane darüber verloren.

Nun erließ Cara-Yorghi förmliche Proclamationen, die von irgend einem Juden oder einem Gelehrten des Dorfes abgefaßt worden waren, denn er selbst konnte nicht schreiben noch lesen. Er brachte diese Proclamationen durch die ganze Provinz in Umlauf und berief die ersten Einwohner, so wie alle, die durch ihre Talente oder ihren Muth den meisten Einfluß hatten, zu sich. Alle Christen ahmten nun das Beispiel nach, welches von dem Dorfe Toponas gegeben worden, und verjagten die Muselmänner aus ihren Mauern. Die Insurgenten bildeten sich in verschiedene Corps und traten dann wieder zusammen, um die Grundlage der neuen Regierung festzusetzen. Melinkos, aus dem drei Tagereisen von Belgrad belegenen Dorfe Klizzevansi, ward als Aufseher bezeichnet. Er hatte die meisten Stimmen für sich, lehnte aber ab und brachte seinerseits den Cara-Yorghi, als welcher den ersten Anstoß zur Freiheit gegeben, in Vorschlag. Er sprach von der Hingebung seines Rivals, von dessen Muth und Talenten mit einem solchen Feuer und einer solchen Hochherzigkeit, daß diese eben freigewordenen und an die electrischen Eindrücke des Gefühls der Freiheit und des Vaterlandes noch nicht gewöhnten Menschen beide mit ihren Händen erfaßten, sie hoch und wie im Triumphe über der Menge emporhoben, und ein donnerndes Vivat! Vivat! erschallen ließen. So ward das neue Regierungshaupt installirt.

Es leuchtete dem Cara-Yorghi ein, daß er diesen allgemeinen Enthusiasmus benutzen müsse, um sein Werk auszuführen. Er machte sofort mit der Belagerung von Semendriah, einer befestigten Stadt und Hauptstadt des Handschacks, der früher nach ihr benannt gewesen war, den Anfang. Er bemächtigte sich ihrer nach drei Monaten und fand dort dreihundert Kanonen vor. Diese Stadt ward nun sogleich als provisorische Hauptstadt der Provinz erkoren. Cara-Yorghi improvisirte sich nun eben so als Legislator und Diplomat, wie er sich als General einer Armee improvisirt hatte. Er bildete einen aus zwölf Mitgliedern bestehenden Senat, der sich hauptsächlich mit den Kriegsangelegenheiten zu beschäftigen hatte, und brach dann sogleich gegen Belgrad auf. Er vergaß jedoch der Orsowa, wo er eine Conferenz mit Redjeb-Agha hatte, einem Muselmanne, der selbst bei den Serviern in hoher Achtung stand und der sich stets sehr unzufrieden über die Räubereien der vier Paschas gezeigt hatte. Redjeb hoffte in dieser Weise einst den Befehl über diese Provinz zu erhalten. Cara-Yorghi verlangte von ihm, daß er sich in dem Kampfe, der nun bevorstände, neutral verhalten sollte, wogegen er ihm versprach, daß der Senat, sobald Belgrad genommen worden, niemand anders als ihn von dem Sultan Selim zum Gouverneur verlangen sollte.

Nach einem sehr kräftigen Widerstande fiel endlich auch Belgrad in die Gewalt von Cara-Yorghi, und mit ihm drei Paschas; nur allein Uzanja gelang es, nach Oesterreich zu entkommen. Die drei gefangenen Oberhäupter und deren Truppen wurden dem Redjeb-Agha anvertraut, der die Letzteren in seinen Dienst nahm, den drei Paschas aber die Köpfe abschlagen ließ und diese dem Sultan zusandte.

Sultan Selim nahm die Köpfe der rebellischen Paschas mit Freuden entgegen und ihm ward die servische Frage nun völlig klar. Als die Servier befragt wurden, welche Modificationen sie wünschten, so unterwarfen sie sich in dieser Beziehung ganz dem Wohlwollen Sr. Hoheit, welcher nun eiligst zwölf Muselmänner nach Belgrad beschied, um die Steuern zu erheben und die Provinz zu verwalten. Inzwischen war der ehrsüchtige Redjeb-Agha noch wie vor unbelohnt in der Festung Orsowa geblieben. Er sah die gute Stimmung der Servier hinsichtlich seiner erkalten und der Befehl über die Provinz war in andere Hände übergegangen, ohne daß die Pforte seine Reclamationen beachtet hatte. Die zwölf Muselmänner trafen zu Belgrad ein. Petro Dobrowitsch, Erster im Senate, empfing die Deputation und schrieb sogleich an Cara-Yorghi, um von ihm zu hören, wie er sich gegen diese verhalten solle. Cara-Yorghi überließ es dem Melinkos, diese Frage zu beantworten, und dieser verlangte nun die Berufung eines allgemeinen Rathes. Man sah jetzt die Unmöglichkeit ein, den Redjeb-Agha zum Pascha zu bekommen, und ließ ihn davon durch Deputirte in Kenntniß setzen. Dieser Kunde mißbrauchte aber das Vertrauen dieser schlichten, in dergleichen Verhandlungen unbewanderten Leute, und ließ ihnen antworten, man solle die zwölf Muselmänner nur erschlagen, die Aussöhnung mit der Pforte wolle er schon ins Werk richten. Cara-Yorghi wollte über eine so wichtige und in ihren Resultaten so ernste Frage nicht selbst entscheiden, und stellte sie ganz dem Ausspruch von Petro Dobrowitsch anheim, der dann die zwölf Muselmänner hinrichten ließ.

Als dem Sultan Selim diese Kunde hinterbracht wurde, da gerieth er in einen fürchterlichen Zorn. Er ließ sogleich und mit größter Eile Vorrichtungen zu einer furchtbaren Expedition treffen, und in kurzer Zeit brach eine Armee von funfzigtausend Mann, unter dem Befehl von neun Paschas, nach Servien auf. Die beiden servischen Anführer boten alle ihre Hülfsmittel auf, um diesen entscheidenden Streich abzuwehren. Sie schlugen eins der feindlichen Armee-Corps und nahmen vier Paschas gefangen. Die russische Regierung, welche seit Anfang der servischen Revolution den Zwiespalt durch Agenten unterhalten hatte, die sie in diese von dem Reiche entlegene Provinzen gesandt, veranlaßte im Jahre 1809 den General Rodofani, sich an die Spitze der empörten Servier zu stellen. Diesen General hatte eine lange Zeit als Consul in Belgrad gelebt. Die Pforte ihrerseits beorderte den Seraskier von Rumelien, die Rebellen mit all den Truppen zu zerschmettern, die er in diesem Theile des Reichs auf die Beine bringen könnte. Kurschid-Pascha, der damals diesen Posten inne hatte, belagerte nun den Cara-Yorghi in der Festung Belgrad. Der General Rodofani und das Oberhaupt der griechischen Kirche in Servien, der Bischof Leondias, flüchteten sich nach Oesterreich.

Digitized by Google

So verhieß denn alles den Triumph des Kurschid, und dem Cara-Yorghi blieb allein die Hoffnung, sich glorreich unter den Trümmern von Belgrad zu begraben, als der Krieg zwischen der Pforte und Rußland ausbrach. Man knüpften die Russen engere Verbindungen mit den Insurgenten an, und der General Marodа weilte anderthalb Jahre zu Belgrad, bis der Krieg gegen Frankreich ihn im Jahre 1812 nach Rußland zurück rief. Cara-Yorghi blieb nun ein Jahr lang allein, er hatte aber keine Armee zu bekämpfen: nicht ein Ereigniß, nicht eine Gefahr von einiger Bedeutung ließ mehr den Namen erklingen, der eine kurze Zeit die gesammte Macht eines mächtigen Reiches im Schach erhalten hatte. Von der Zeit an erlischt der Name des servischen Volkshelden und verschwindet aus den Blättern der Geschichte. Alles was ich von den Serviern, die ihn gekannt, in Erfahrung habe bringen können, beschränkte sich darauf, daß Cara-Yorghi gegen October 1813 nach Oesterreich gegangen sey, um mit den verbündeten Armeen wider Frankreich zu marschiren. Einige Jahre nach der Invasion in Frankreich, kehrte Cara-Yorghi nach seinem Vaterlande zurück, wo er obscurer Weise ermordet wurde. Aber der Anfang seiner Laufbahn ist doch schön gewesen und wirft vielen Glanz auf die Dunkelheit seines Endes.

Nach Cara-Yorghi's Tode schloß Servien Frieden mit der Pforte. Ein anderer Mann aus dem Volke, ein Freund von Cara-Yorghi, Milosch Obrenowitsch, ward an die Spitze der Angelegenheiten gestellt; er ist unlängst von der Pforte durch einen officiellen Firman anerkannt worden und ist es nun, der Servien regiert. Er hat nur die Verpflichtung, selbst den Ertrag der Steuern an einen Wezir auszuzahlen, den die Pforte zu Belgrad unterhält. Die ganze Gewalt beruht in den Händen des servischen Fürsten; der Wezir ist ohne alle Autorität über das Land; doch hält er seinen Hofhalt, hat seine Leibwachen, bewohnt die obere Festung der Stadt, stellt Firmane aus und unterzeichnet sie mit großer Feierlichkeit. Aber der Fürst von Servien läßt sich jetzt einen prächtigen Pallast bauen, der das Castell des Wezirs schon in Schatten stellen wird. Die Zahl der türkischen Soldaten in der Stadt Belgrad ist nur geringe; alle Servier gehen bewaffnet einher; dennoch leben sie in gutem Einverständniß mit einander: aber diese Doppelbehörde, die beiderseits mit ihrer Gewalt und mit ihrem Luxus prunkt, giebt der Stadt Belgrad und im Allgemeinen ganz Servien ein originelles und wahrhaft merkwürdiges Ansehen. Nun will ich auch sogleich des Besuchs erwähnen, den ich Anfangs August 1830 diesen beiden Personen abzustatten die Ehre hatte. Die mitgetheilten Thatsachen durfte ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil die meisten derselben noch unbekannt sind, obgleich sie der neuesten Zeitgeschichte angehören.

Als ich zu Belgrad ankam, fand ich am Ufer der Donau einen türkischen Offizier vor, der unserer wartete und uns nach einem Hause in der Stadt geleiten ließ, wo der Wezir, an den wir empfohlen worden waren, uns eine Wohnung einrichten zu lassen die Güte gehabt hatte. Bei unserer Ueberfahrt über die Donau, welche vor Belgrad eine prächtige Breite hat, hatten wir Gelegenheit, den köstlichen Anblick wahrzunehmen, welchen die Stadt Belgrad darbietet, deren hölzerne und buntangestrichene Häuser in einer höchst malerischen Weise auf dem Abhange eines Hügels ekelonirt sind.

Der vorbesagte türkische Offizier brachte uns zu dem Tatar-Aghassi, welches der Postmeister der Pforte ist. Auf Befehl des Wezirs erhielten wir das schönste Gemach des Hauses und warteten dort die Stunde unserer Audienz ab. Der österreichische Dragoman aus Semlin, Herr von Vasilowich, meldete uns, daß er selbst uns dem Pascha vorstellen und sich ein Vergnügen daraus machen würde, uns als Dolmetscher zu dienen. Das Haus des Tatar-Aghassi war ehemals von Cara-Yorghi, in den Zeiten seiner Größe, bewohnt gewesen. In dem Zimmer, das uns eingeräumt worden war, hatte er, wie alle Einwohner Belgrads aussagten, gewohnt. Man nahm in der That an einigen verwischten Vergoldungen, bei gewissen Lambris, die als eine Theater-Decoration eingerichtet waren, etwas wahr, das von einer dagewesenen Größe zeugte.

So hatte denn das Haupt des servischen Masaniello an dieser nämlichen Stätte gedacht und Pläne entworfen, Zeit seines Lebens unter dem großen Haufen ein alleiniges Sclavenhaupt, das wider die Vorurtheile der Zeit und der Unwissenheit anstieß, jedoch sehr genug, um aus sich selbst Jeden die Befreiung und Eroberung zu gebären und zu entwickeln, stark genug, um ein ungeheueres Unternehmen auszuführen, vor welchem ein Mann zurückgebebt seyn würde, der in den Kriegslisten und in der Diplomatik ergraut wäre. Solche kräftige Menschen sind es, welche die Natur als seltne Ausnahmen mitten unter das arme Menschengeschlecht wirft, und die, je nach dem Punkte, von dem sie ausgehen, die Erde, wohin sie den Fuß setzen, zertreten oder in die Höhe heben; solche Menschen sind es, die Reiche erschüttern, wenn der Zufall sie in eine gewisse sociale Cathegorie stellt, oder die auch, wenn arm geboren und gebettet, bestimmt sind, in irgend einer Gebirgsschlucht durch einen Dolch oder eine Kugel zu fallen, ohne daß ihr Ruf über die Tradition weniger Dörfer hinaus reicht. Wie viele große Kriegsmänner gehen nicht so fast namenlos unter den Flibustiern und den Condottieris aller Nationen unter! Wie viele mögen deren noch in den spanischen Sierras, unter den Felsen von Calabrien und Corsica, auf den hohen Gipfeln von Macedonien und Albanien bivouakiren!

Als unser Tatar-Aghassi seinen Bart ausgekämmt, sein Mantez aufgesagt, sein Ceremonien-Gewand angelegt hatte, da machten wir uns wie einander auf den Weg zu dem Pallaste des Paschas. Auf dem höchsten Punkte der Stadt, mitten aus einem Haufen durch den Krieg und die Pest in Trümmern verfallener Häuser, erhebt sich diese Residenz der Wezire von Belgrad. Man passirt erst mehrere Höfe, die von Mauern mit Schießscharten umgeben sind, um Fremden glauben zu machen, als gäbe es Gewehre, Menschen und Munition in der Citadelle. Aber dies arme Gemäuer verräth sich durch das Moos oder Gras, welches sich unverschämter Weise zwischen dem Gestein hervordrängt, welches wegen mangelnder Reparatur ausweicht und mit dem Einsturz droht. Mir däucht sogar, daß ich die Lunte einer Kanone gesehen habe, die aber sicher nicht bösartiger Natur war; es wäre Verläumdung gewesen, wenn man hätte annehmen wollen, daß ihr unschuldiger Mund frei mit ihrem Zündloche hätte communiciren können. Dagegen befanden sich auf den Pallasthöfen eine Menge türkischer Soldaten, deren Gürtel mit prächtigen Yataghans und Pistolen überladen waren. Sie singen, sie spielen, sie schlafen, sie trinken, und das ist es alles, worauf sich ihr Dienst beschränkt. Im Hintergrunde des letzten Hofes stiegen wir eine steile Treppe hinan, die uns zu einer großen getäfelten Galerie führte, wo alle die Offiziere und die Leute vom Hause, die Eröffnung der Audienz abwartend, weilten. Als wir uns mitten unter ihnen befanden, ward ein Teppich weggezogen, der eine kleine Thür maskirte, und der Tschiauch-Baschi führte uns in den Empfangs-Saal ein. Dieser Saal ist groß, und trägt noch die Spuren einer altertümlichen Pracht an sich; aber seine Vergoldungen sind räucherigt und geschwärzt, die Fenster niedrig, daher er zu wenig Licht hat. In der Biegung des Divans saß Hassein Mollah, Pascha von Belgrad mit untergeschlagenen Beinen, die Ellenbogen auf die Kissen seines Divans stützend. Da war kein Luxus in der Kleidung, kein Glanz der Stickereien, keine Vergoldungen sichtbar: er war gekleidet wie die Offiziere des Nizam, d. h. der neuen regelmäßigen Truppen des Sultans Mahmud. Nach dem Beispiele all der Paschas, welche sich bei dem Sultan in Gunst zu setzen suchten, hat Hussein darauf verzichtet, einen Turban zu tragen. Seit der Niedermetzelung der Janitscharen ist

der Turban verdächtig und selbst ein Zeichen des Ansehns geworden; man hat ihn durch die kleine rothe Mütze, Fess genannt, ersetzt. Hussein ist ein Greis von gutem Ansehen; seine Physiognomie ist frei und offen, Güte und eine liebenswürdige Zutraulichkeit spricht sich in all seinen Zügen aus. Diejenigen, die ihm dienen, scheinen ihm sehr zugethan zu seyn und große Achtung vor ihm zu hegen. Er ließ uns, wie es der Brauch ist, Pfeifen und Caffee präsentiren; er sprach mit großer Theilnahme von dem Glücke und der Ruhe, welche alle diejenigen genössen, die unter seiner Gerichtsbarkeit ständen, und hernach entwickelte er uns Theorieen über die auf das Regieren angewandte Moral, die einem Philosophen wahrhaft Ehre gemacht haben würden. Ich hörte alle diese Doctrinen eines Barbaren an, und fand sie menschlich und civilisirt genug für einen Lehns-Pascha in einer von der Hauptstadt des Reichs so weit entfernten Provinz. Ich war ganz bezaubert von Hussein. Nun, sagte ich zu dem Dragoman, als wir den Pallast verlassen hatten, das nenne ich wie einen edlichen Mann von Pascha; er spricht vom Regieren wie bei uns ein Mitglied der Opposition, von der Philantropie, als ob er dafür besoldet würde; ich hätte nicht geglaubt, daß die Civilisation so schnell hätte Wurzel fassen können. Noch einige Jahre Geduld, und man wird auf seiner Toilette le Constitutionnel, journal politique et littéraire, mit der dem Umschlag aufgedruckten Adresse: A. M. Hussein, pacha... Vous êtes prié d'affranchir... Votre abonnement finit le... lesen.— Man nehme das nicht für bloßen Scherz, denn der servische Fürst, auf den ich sogleich zu sprechen kommen werde, befindet sich in diesem Falle. Ich habe bei ihm den Constitutionnel gelesen und ich muß bekennen, daß er mit der größten Achtung von diesem gewissenhaften (!) und ehrenwerthen Blatte sprach.

Als wir wieder in unserer Wohnung angekommen waren, da erhielten wir den Besuch eines Landsmannes, der seit langer Zeit in Belgrad lebt. Ich konnte nicht Worte genug finden, gegen ihn die Güte, die Leutseligkeit und die Menschlichkeit des Paschas zu rühmen. Mein Landsmann lachte mir aber ins Gesicht, und ich war wie verdutzt, als er mich belehrte, daß mein Theorieen-Fabrikant zu Thessalonich durch die gräulichen Grausamkeiten berüchtigt worden sey, die er dort ausgeübt, als er Gouverneur jener Provinz gewesen war. Er erzählte mir dann von seinen Thaten, die so scheußlich waren, daß sich mein Haar darüber sträubte: z. B. Erdrosselungen griechischer Familien in der Weise unserer republikanischen Hochzeiten. Ich überzeugte mich späterhin, daß der Landsmann die Wahrheit gesagt hatte. Was hilft es nun, daß man den Lavater studirt, an Physiognomieen glaubt, und wenn es auch die Physiognomieen von Paschas sind!

Am Tage nach unserm Empfange bei dem türkischen Gouverneur gingen wir, dem Knesen von Servien einen Besuch abzustatten. Er befand sich nicht zu Belgrad. Wir mußten uns zu Pferde setzen und einige Stunden von der Stadt, nach einem griechischen, mitten in einem prächtigen Walde, belegenen, Kloster reiten, wo der Fürst die heißen Sommermonate verlebt. Dies Kloster liegt in der Tiefe eines ganz von Hügeln eingeschlossenen Thales. Dort strömt die Luft, rein und kühl, von den Gebirgen herunter; sie wird balsamisch, indem sie mitten durch dichte Massen Grüns, über die Häupter hundertjährige Bäume streift, welche, dicht aneinandergedrängt, den Sonnenstrahlen den Durchgang wehren. Wir fanden den Knesen mitten unter seinem Hofe, den er auf einem respectablen Fuße hält. Bei einer Nation, die sich eben freigemacht, und welche, wie die servische, einen Theil der Liebhabereien und der Vortheile ihrer Unterdrücker beibehalten hat, ist alles, was zu den Augen spricht, ein Mittel der Ueberzeugung. Auch scheint der Fürst Milosch sich dazu zu gefallen, daß er vor den Blicken seiner neuen Unterthanen einen Luxus entfaltet, der ihn unstreitig in ihrer Achtung um vieles höher stellt. Er scheint es sich zum Ehrenpunct gemacht zu haben, den schwachen Schimmer zu verdunkeln, mit welchem sich der Vezir umgiebt. Angesichts dieser Minister, dieser Senatoren, dieser Woywoden, dieser Menge prächtig gekleideter servischer Pagen, ist der Divan des Paschas von Belgrad in der That nur eine traurige und jämmerliche Parodie. Die Einwohner des Landes bilden sich auf diesen Contrast etwas ein und machen die Fremden gern aufmerksam darauf. Milosch Obrenowitsch, dem ein Berat des Sultans Mahmud das Fürstenthum Servien nun definitiv abgetreten hat, um es für sich und seine Nachkommen zu behalten, scheint bestimmt zu seyn, das Werk der Befreiung seines Vaterlandes zu befestigen, welches von Cara-Yorghi so bewundernswürdig begonnen worden ist. Er ist, wie sein Vorgänger, ein Mann aus dem Volke, und rühmt sich dessen gern; gleich ihm ist er mit hoher geistiger Fähigkeit, mit einem mächtigen geistigen Willen begabt, und das Glück und das Wohlergehen seines Vaterlandes liegt ihm sehr am Herzen.

Einer der Offiziere des Knesen von Servien erzählte mir die erste That seines Herrn wider die Türken. Milosch war noch sehr jung und so arm, daß er, um sein Brodt zu verdienen, eine Heerde hüthen mußte; nun hatte ein türkischer Soldat, welcher täglich zu Pferde zwischen den Felsen hintitt, wo der junge Servier weilte, die schändliche Bosheit, den armen Knaben, wenn er ihn erblickte, mit seiner Peitsche zu schlagen. Wo das Kind sich auch hinflüchten mochte, entging es doch der Mißhandlung seines Peinigers nie. Sich seinem Geschicke ergebend, und in Geduld die an ihm verübten Gräuel des türkischen Reiters Jahre lang ertragend, beütete der junge Hirte währenddem über die Rache, die er an diesen Unmenschen nehmen wollte. Als dieser endlich einst, wie immer, vom Pferde stieg, und, die Peitsche in der Hand, fluchend auf sein Opfer zuging, erwartete dieses ihn festen Fußes und hielt ihm, als er bis auf wenige Schritte herangekommen war, rasch eine in dem Busen versteckt gehaltene Pistole entgegen. Heillose Bube! sagte der junge Milosch zu seinem Peiniger, wisse, daß ich seit dem ersten Tage, wo Du mich geschlagen hast, einen Para in jene Höhlung des Baums gelegt und dieses so lange wiederholt habe, bis die Summe groß genug war, um mir ein Pistol und das dazu nöthige Pulver und Blei kaufen zu können: siehe hier die Frucht einer dreijährigen Ersparniß.

Unter diesen Worten drückte der junge Servier ab, und der türkische Reiter stürzte todt zu seinen Füßen nieder. Milosch ließ nun seine Heerden im Stich und warf sich in die Gebirge, wo er das Kriegshandwerk zu erlernen begann und ihm die Fortsetzung der Thaten des Cara-Yorghi in den Sinn kam.

Ein jeder Servier spricht von dem Knesen Milosch Obrenowitsch nur mit einem Gefühl der Liebe und selbst des Stolzes. Er führt vielleicht eine noch schwierigere Aufgabe durch als Cara-Yorghi, die nämlich, die Eroberung sicher zu stellen und zu civilisiren. Der Handel von Servien hat unter seiner Regierung schon einen unermeßlichen Aufschwung genommen; es sind gute Gesetze, nach dem Muster des französischen Codex, abgefaßt worden; man hat prächtige Kunststraßen mitten durch Felsen und Wälder gebahnt, und es werden deren in den Haupthandelslinien täglich mehrere angelegt oder erweitert. Milosch sieht es sehr wohl ein, daß nur der Handel und der Verkehr mit den civilisirten Ländern von Europa das Aufblühen Serviens zu beschleunigen im Stande sind; auch sagte er zu uns in einer sehr pittoresken Weise: „Ich muß schon für Straßen sorgen, weil Eure Civilisation nur per Wagen zu mir gelangen kann.“ Unter den Bewunderungen des Fürsten von Servien nahm Napoleon den ersten Platz ein. Diese Bewunderung theilen auch, wie alle Reisende aussagen, die sämmtlichen Hoeden von Asien und Afrika. Einem Pascha von Caramanien, einem Scheik von Darfour, einem Chan der Tartarey ist der Name Englands und Frankreich vielleicht unbekannt, aber nicht der

Digitized by Google

Napoleons. Den Morgenländern ist Napoleon ein Beitrag zu Tausend und Eine Nacht.

Folgendes sind die Grundlagen der endlichen Organisation von Servien, womit der Senat augenblicklich beschäftigt ist.

Der servische Senat besteht aus zwölf Mitgliedern. Sie sind die Repräsentanten und der Rath der Nation. Der Archonte oder Präsident des Senats wird bei einer Unterbrechung directer Descendenten aus den andern Senatoren gewählt. Wenn der Archonte Söhne hat, so folgt ihm der älteste von Rechts wegen. Wenn er minderjährig ist und väterlicherseits einen Onkel im Senat hat, so dient dieser ihm bis zu seiner Majorität als Regent; doch müssen in solchem Falle beide durch ihre Talente des hohen Amtes würdig erkannt seyn, zu welchem sie durch ihre Geburt berufen sind. Alle Knesen und Senatoren werden auf Lebenszeit ernannt. Die Senatoren werden aus den Knesen ersten Ranges, die man Woyewoden nennt, ernannt, und zwar auf Vorschlag und Votirung der Volksversammlung. Zu dem Ende muß ein Senator alle Dorfschaften bereisen und Stimmen sammeln. Die Talente und die Fähigkeit des Neugewählten sind noch der Wahl einer Untersuchung unterworfen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Machiavel, sein Genie und seine Irrthümer.

Von

A. F. Artaud,

ehemaligem Chargé d'Affaires zu Florenz, Wien und Rom ꝛc.

(Beschluß.)

(L.)

Das Lesen von Denkwürdigkeiten und selbst von Manuscripten hat den Verfasser um mehrere neue Aufschlüsse bereichert, die von jetzt an in das Gebiet historischer Thatsachen gehören. Man wußte nicht, daß Borgia, der Held Machiavels, ohne Zweifel den Cardinal Amboise wenig kennend, dessen ehrenwerthen Charakter aus den Depeschen Machiavels so klar hervorgeht, ihm in Rom, im Jahre 1503, nach dem Tode Alexanders VI. vorgeschlagen hatte, ihn gewaltsam zum Papst wählen zu lassen und daß der tugendhafte Minister Ludwigs XII. es ausgeschlagen. Die Chronique inedite des Maréchalls von Fleuranges, worin die Anecdote sehr naiv erzählt ist, läßt Borgia, der schon Meister des Schlosses St. Elmo ist, sagen, daß es Amboise niemals gelingen würde, wenn er durch freie Wahl und auf Eingebung des heiligen Geistes zum Ziel gelangen wollte. Wirklich fiel er auch durch.

Von den andern Actenstücken, die entweder in literarischen Anstalten Italiens oder bei uns in den Archiven und in der königlichen Bibliothek gesammelt worden sind, will ich nur folgende in chronologischer Ordnung angeben: die energische Antwort von der Signoria von Florenz an den Papst Sixtus IV. nach der Verschwörung der Pazzi's; zwei Sonnette von Machiavel in seinem Gefängniß im Jahre 1513; seinen famösen Brief an Vettori, jetzt revidirt und vervollständigt nach dem Exemplar der Bibliothek Barberini; eine kostbare und entscheidende Eröffnung über die Motive, die ihn bewogen, den Tractat der Fürst zu schreiben; einen türkischen Brief des Sultans Soliman an Franz I., in dessen Gefangenschaft. Dieser Brief ist sehr schön: aber ich will lieber einen kürzern Brief von Franz I. selbst anführen, datirt aus Saint-Germain en-Laye vom 6. Februar 1517, dem man jetzt der Geschichte Michel Angelo's beifügen muß:

„Sir Michel Angelo, pour ce que j'ay grant desir, d'avoir quelques besongnes de vostre ouvraige, j'ai donné charge à l'abbé de Sainct-Martin de Troyes (le Primatice) présent porteur que j'envoye pardelà, d'en recouurer, vous priant, si vous avez quelques choses excellentes faictes à son arriuée, les luy vouloir bailler en les vous bien payant, ainsi que je luy ai donné charge; et davantaige vouloir estre contant, pour l'amour de moi, qu'il mette le Christ de la Minerve, et la Nostre-Dame de la Febre (la Pietà de la basilique de Sainct-Pierre) affin que j'en puisse orner une de meschapelles, comme des choses que l'on m'a asseure estre des plus exquises et excellentes en votre art. Priant Dieu, Sr. Michel Angelo, qu'il vous ayt en sa garde."

Herr Artaud giebt auch einige Seiten einer ziemlich langen Apologie von Machiavel, geschrieben im Jahre 1650, die noch ungedruckt ist und die ich, trotz seiner Conjecturen, nicht für das Werk Pascals halte. Aber alle diese Discussionen würden hier zu viel Platz einnehmen, und man muß jetzt für die Kritik, das unausweichliche Schicksal, vorbehalten, das die besten Bücher erwartet, und welchem ein Werk von diesem Umfang, voll von so verschiedenen Thatsachen und Reflexionen, nicht entgehen kann.

Hier selbst, ob es sich gleich nicht mehr von diesem unheilbringenden Buche handelt, das man dem öffentlichen Hasse überlassen muß, wird meine hauptsächlichste Bemerkung immer auf die Nachsicht des Herrn Artaud für seinen Dämon und die ihm zu verzeihende Leichtfertigkeit als Commentator gehen. Nur zu oft finde ich in diesen letzten Werken den Verfasser des Fürsten wieder. Auch verharre ich bei dem Glauben, daß seine Rathschläge der Tyrannei, unter welcher Form sie auch wieder vorgebracht werden, als strafbar verworfen werden müssen, und daß sein ganzes Unrecht sich nicht, wie sein Apologist sagt, darauf reducirt, sich der Verbesserungen nicht bedient zu haben, welche die Kühnheit des Gedankens verschleiern und die Schärfe des Ausdrucks mildern. Es scheint mir, daß der mindest feine Tyrann ihn noch hinlänglich begriffen haben würde, wenn er sich selbst begnügt, ihm auf die vorsichtigste Weise das sicherste Mittel zu lehren, sich vor dem Hasse seiner Unterthanen zu schützen, und sich auf folgende Weise ausgedrückt hätte: „Alles ist ihm, so zu sagen, gegen sie erlaubt; er kann sie tödten oder etwas Aehnliches thun; er muß sie, wenn ich es wagen darf zu sagen, ausrotten."

Die Kritik, wenn sie in die Details gehen wollte, könnte auch dem Verfasser ein wenig Weitläuftigkeit, Wiederholungen, Nachlässigkeiten und die andern Fehler eines zu geschwätzigen Buches vorwerfen; sie könnte selbst, wenn sie pedantisch wäre, einige leichte Irrthümer in den aus dem Lateinischen oder Englischen übersetzten Stellen rügen und den Vertheidiger beschuldigen, daß seine Stimmung als Bewunderer und Freund, ihn seinem Schützling Ideen habe zuschreiben lassen, die andern angehören. So ist das Capitel über die Gelegenheit nicht nur eine Nachahmung des Epigramms aus der griechischen Anthologie; was Herr Artaud darin am besten findet, das Bild des Menschen, der die Hand zu spät ausstreckt, und nicht die Gelegenheit, sendeen die Reue ergreift, ist nicht von Machiavel, sondern aus dem zwölften Epigramm von Ausonius.

Es würde Unrecht seyn, zu viel Gewicht auf einige kleine Unfüglichkeiten und selbst auf die Nachsicht zu legen, die ich dem Verfasser dieses Werkes vielleicht zu sehr zum Vorwurf gemacht habe, da er selbst seinem Buche das einfache und vertrauliche Gewand einer Unterhaltung gab, aber der Unterhaltung eines unterrichteten, liebenswürdigen und sinnreichen Mannes; da er selbst von dem Machiavel, den er so sehr liebt, zuletzt sagt: „daß, unter vielen Gesichtspuncten, man Recht habe, ihn für gefährlich zu erklären." Ueber diesen Punct sind wir also einig. Wir sind es auch über die Bewunderung, welche, in mehreren Theilen seiner Werke, der geschickte Interpret von Titus Livius und von Rom

Digitized by Google

verdient, den seine Einbildungskraft zwar noch bisweilen über die Gränzen des Rechten und Wahren hinriß, aber der doch seinem Jahrhundert das nützliche Beispiel gibt, in den Alten etwas Anderes als Beredtsamkeit und Mühenung zu suchen; der Geschichtschreiber seines Vaterlandes, der, in seiner lebhaften und flüchtigen Erzählung, durch die Tiefe seiner Ansichten und die energische Mächtigkeit seiner Worte, dem Tacitus zu vergleichen ist; der militairische Schriftsteller, der zuerst, seit der Erfindung des Pulvers und des Wurfgeschützes, eine neue Anwendung der alten Tactik machte und vor Allem die Nothwendigkeit der National-Armee'n lehrte; endlich, damit nichts dem universellen Genie, gleich denen aus der schönsten Zeit Italiens, fehle, der beshafte Erzähler vom Belphegor; der Dichter, welcher, in den beiden Decennali und dem Asino d'Oro, den Rhythmus und die satyrische Rache Dante's nachahmte; der komische Schriftsteller voll Witz und Kühnheit, von guten Richtern Aristophanes zur Seite gestellt, der, in dem Prolog seiner Mandragore, uns vielleicht das Geheimniß seiner Irrthümer und seiner Fehler entdeckt, wenn er mit Widerwillen und Zorn von den Leuten spricht, die ihm nicht gleichkommen, ob sie gleich einen schönern Mantel als er tragen.

Da der Augenblick gekommen ist, wie hoffen es wenigstens, wo die Völker vielleicht endlich daran denken, wieder Glieder einer und derselben Familie zu werden, indem sie sich wechselseitig durch ihre Erfahrung aufklären, sich mittheilen, was sie gethan und geschrieben haben, so wie was sie bewundern, so muß man dem Verfasser dieses Buches Dank wissen, mit so viel Ausdauer und Glück gearbeitet zu haben, um einen Polviker, einen Geschichtschreiber, einen Tactiker, einen Dichter in Frankreich besser bekannt zu machen, der nicht aufgehört hat, selbst in den Zeiten, wo die Proscription auf seinem Namen zu lasten schien, Bewunderer in Italien zu haben. Florenz, um seine Undankbarkeit gegen Machiavel und die Tortur, die sie ihn ausstehen ließ, zu vergüten, hat ihm die späte Huldigung eines Grabmals in der Kirche von Santa Croce, seinem National-Pantheon, geweiht, wo es auch Dante, Michel Angelo, Galilei, Florentiner wie er, ehrt. Herr Artaud, mehr um das Andenken des Schriftstellers von Genie aufzufrischen, als um einige schlechte Maximen zu vertreten, die niemand mehr vertheidigt, errichtet ihm seinerseits ein literarisches Monument und widmet es derselben Stadt Florenz, wo er lange residirt hat, wie Machiavel in Frankreich bei Ludwig XII.: hochherziger Gedanke, edler Wetteifer, der, durch die Sympathie für den Ruhm eines außerordentlichen Mannes, zwischen zwei Völkern die Bande alter Freundschaft wieder anzuknüpfen und fester zu schließen scheint.

J. V.

---

## Van-Diemens-Land.

(2.)

Die Bewohner der Sandwich-Inseln sind zu allen Zeiten als die sanftesten und civilisirtesten Eingeborenen von Polynesien betrachtet worden, und es ist wahrscheinlich, daß dieser Irrthum, accreditirt seit der Entdeckung des Archipelagus der Freundschafts-Inseln oder vielmehr Neu-Seelands, sich auf das Unbestimmteste noch verlängert haben würde, wenn der Bericht, den der Capitain Word so eben der Admiralität von England von den Ereignissen gemacht hat, die neuerlich in diesen Gewässern vorgefallen, nicht diese Meynung modificirt hätte. Aus diesem Berichte, der ohne Zweifel bald officiell bekanntgemacht werden wird, sind folgende Thatsachen gezogen:

Im Anfange des Jahres 1822 besuchte Capitain Word die Insel Boow, die in dem gefährlichen Archipelagus liegt, und der Griffin, den er commandirte, war das erste europäische Schiff, das in die Lagune einsegelte, die ihn in zwei Theile theilt, wie der große Kanal bei Venedig thut. Die Einwohner schienen ihm friedlich und menschlich und die Bezüheungen, die er mit ihnen hatte, bestärkten ihn in dieser Meynung; sie wußten selbst in wenigen Tagen sein Vertrauen, durch die häufigen Besuche, die sie auf der Brigg machten und durch ihren Eifer, ihm Lebensmittel aller Art zu liefern, in dem Grade zu gewinnen, daß er eines Morgens es wagte, mit seiner Frau und vier Eingeborenen von den Gesellschafts-Inseln, die er als Matrosen in Dienst genommen hatte, ohne Waffen die Schaloppe zu besteigen, um ans Land zu gehen. Die Wilden kamen ihm in ihren Pirogen freundlich entgegen und halfen ihm, nicht weit von einem Vorgebirge, landen, dessen eine Seite eine kleine Bai mit einem sichern Landungsplatze bildet. So brachte er, auf diese Weise vom Griffin entfernt, einen ganzen Tag in ihrer Mitte zu und konnte nur im höchsten Grade mit der Art zufrieden seyn, wie sie ihn während dieses kurzen Aufenthaltes behandelten. Die Folge bewies, daß er glücklich gewesen war, so den Händen der Insulaner zu entgehen, deren gastfreundlichen Empfang bei dieser Gelegenheit man sich nicht wohl erklären kann. *)

Am 5. Januar 1831 warf ein kleines zweimastiges Fahrzeug, der Teneo genannt und denen Herren Robertson, Cutler und Compagnie gehörend, Capitain George, Anker zu Burkarow, einer der Inseln des gefährlichen Archipelagus, um an ihren Küsten Perlenfischerei zu treiben. **) Kaum waren die Seeleute vier Tage am Lande, als die Insulaner sich in großer Anzahl sammelten, unvermuthet über sie herfielen, sie einschlossen und zu Gefangenen machten: zehn von ihnen wurden erwürgt, fünf gehängt, drei mit dem Tarta ***) niedergeschlagen und alle auf Befehl des Howi †) gegessen. Diese Grausamkeiten wurden nicht von unwissenden Wilden begangen, von unglücklichen Geschöpfen, welche Aberglaube und Götzendienst irre führt, sondern von Menschen, welche vollkommen wußten, was sie thaten, von Menschen, welche sich unbequemer Nebenbuhler entledigen wollen, ††) von Menschen endlich, man wagt es kaum zu sagen, welche die Missionaire Threeman und Bennett vor einiger Zeit als Musterbilder von Christen darstellten. †††)

---

*) Warum nicht? Sollte man nicht vielmehr nach diesen Antecedentien auf den Gedanken kommen, daß die Europäer diesen ursprünglich friedlich gesinnten Eingeborenen, wenn auch nicht absichtlich und wissentlich, doch in den Augen und nach den Ansichten derselben, zu den spätern, hier erzählten Feindseligkeiten Veranlassung gegeben hätten? Anm. d. Red.

**) Möglich, daß sie dieses als einen Eingriff betrachteten; und hätten sie darin wohl Unrecht gehabt? Wie viel Unglück mag überdies in solchen Fällen aus dem gegenseitigen Nichtverstehen und Mißverstehen entspringen, wovon dann die Europäer vorschnell das ganze Unrecht auf die armen, unwissenden Wilden wälzen! Anm. d. Red.

***) Eine Art von Keule, deren Ende einem Schmiedehammer gleicht. Anm. d. Verf.

†) Häuptling oder König. Anm. d. Verf.

††) Die Eingeborenen von Burkarow leben hauptsächlich von dem Ertrag der Perlenfischerei. (Dies sagt der Verfasser in der hier vorstehenden Anmerkung selbst und findet doch das Betragen der Eingeborenen unerklärlich, deren Besitz und Nahrung sonach die Europäer, ohne alles Recht, usurpatorisch verletzten!)

†††) Nur ein Beweis mehr, nicht gegen diese Insulaner, sondern dafür, was für Christen oft die hochgepriesenen Missionaire machen. Von zwei Dingen nur eins: entweder sie sind keine Menschenfresser mehr oder der Unterricht der Missionaire hat sich auf unverstandene und wohl gar unverständliche dogmatische Phrasen und auf die Taufe beschränkt, ohne den Sinn und Geist unserer Religion den Wilden verständlich zu machen. So ist aber nur zu häufig diese hochgelobte Belehrung! Anm. d. Red.

Digitized by Google

Später am 24. September 1831 landete der William Little von Liverpool, Capitain Henry Carter, an der Insel Woahoo und nahm sechs Einwohner von den Sandwich-Inseln an Bord, in der Absicht, seine Mannschaft zu verstärken. Drei Tage nachher ging er nach den Küsten von Californien unter Segel, wo er laviren sollte, um Jagd auf See-Kälber zu machen; nachdem ihn aber Wassermangel genöthigt, in einer Bucht vor Anker zu gehen, so empörten sich seine Matrosen und erklärten ihm, daß sie nicht wieder in See gehen würden, wenn er ihren Sold nicht vermehre. Der Capitain Carter fand es nicht für gut, dieser Anmaßung nachzugeben, und da er sich entschlossen genug aussprach, so desertirte in einer Nacht seine ganze Mannschaft, mit Ausnahme der Eingeborenen von den Sandwich-Inseln, und ging in den Schaluppen ans Land. Ohne sich durch ein solches Ereigniß entmuthigen zu lassen, das ihm einen bedeutenden Verlust verursachte, entschloß er sich unmittelbar nach Saint-Louis unter Segel zu gehen.

Während der Ueberfahrt verabredeten sich die Insulaner, die nicht aus Anhänglichkeit oder Treue bei ihm geblieben waren, über die Ausführung eines Planes, worüber sie brüteten, und da es ihnen das beste Mittel schien, sich des Capitains und seines Sohnes, eines jungen Menschen von sechszehn Jahren, zu entledigen, so überfielen sie sie im Schlafe und warfen sie über Bord.

Der junge Carter, der nicht schwimmen konnte, verschwand alsbald, fortgerissen von den Wellen; seinem Vater aber gelang es, die Leiter des Treibords zu erfassen und das Verdeck wieder zu erklimmen, von wo ihn aber seine Mörder zum zweitenmale ins Meer warfen. Er folgte einige Zeit lang dem Lauf des Schiffes und versuchte, sich am Kabeltau der Kloben festzuhalten; aber die Elenden, die seinen Tod geschworen hatten, ergriffen eine Stange und führten damit wiederholte Streiche auf seinen Kopf; dennoch ließ er nicht los, die Verzweiflung erhöhte seine Kräfte und seine Hände klammerten sich krampfhaft an die Strickleiter, seine letzte Hoffnung. — Die Wilden nur noch mehr gereizt von diesem langen Widerstand, schleppten mit der größten Anstrengung aus dem Schiffsraum ein Faß mit Ballast auf das obere Verdeck und ließen es senkrecht auf ihn herabfallen. Das Schwanken des Schiffes verhinderte indessen, daß er davon getroffen wurde und verlängerte so um einige Augenblicke seinen schmerzhaften Todeskampf. Als seine Henker sahen, daß er die Taue entschlossener als je festhielt und schon zum drittenmale an der Seite des Schiffes heraufkletterte, so befestigten sie ein Beil an eine Harpune, um ihm die Hände abzuhauen. — Zehn Minuten nachher war der Kiel des William Little von dem Blute des Unglücklichen gefärbt und der Leichnam des Capitains schwamm auf dem Wasser.*)

Als die Mörder das Geld, was sie vorfanden, unter sich getheilt hatten, wendeten sie das Schiff nach OSO. und erreichten so die Fanning-Inseln, die 3° 46' nördl. Breite und 159° 11' der Länge liegen, wo sie denn das Schiff vollends plünderten. Das Kostbarste behielten sie für sich und verkauften den Rest an die Insulaner.

Sechs Monate nach dieser ihrer Ankunft lief die Chinchilla, Capitain Meek, an diesen Küsten an, um Holz und Wasser einzunehmen, und nahm vier von ihnen, auf ihren Wunsch, als Passagiere, am Bord. Nach der Landung auf Woahoo glaubten sie sich vollkommen in Sicherheit und hatten die Unklugheit, sich öffentlich verschiedener Effecten zu bedienen, die dem Capitain Carter gehört hatten. Als sie nun einige Freunde dieses unglücklichen Seemannes fragten, wie diese Sachen in ihre Hände gekommen wären, verwickelten sie sich und gaben keine genügende Antwort. Da die Empörung der Mannschaft des William Little schon bekannt war, so zweifelte man nicht mehr, daß sein Commandant ermordet worden sey, und man verhaftete die vier Wilden, die unmittelbar nach Hobart-Town (in Van-Diemens-Land) geführt wurden, um dort nach denen in den englischen Colonieen geltenden Gesetzen gerichtet zu werden; da aber die Sitzung der Assisen dort bereits geschlossen war, so blieben sie fünf Monate (!) im Gefängniß und erst am 19. October 1832 fing man an, ihren Proceß zu instruiren. —

Nun folgt der vorstehenden Relation das Verhör, das mit den Wilden gehalten wurde, wovon drei die Effecten gekauft zu haben, bestreiten, einer aber zugestand, Zeuge der Ermordung, die er auch näher beschrieb, gewesen zu seyn, aber weder daran Theil genommen zu haben, noch, selbst mit dem Tode bedroht, im Stande, sie zu verhindern, gewesen zu seyn behauptete. Alle wurden, aus Mangel an genügenden Beweisen, freigesprochen. Bemerkt zu werden verdient noch, daß man sich in der Sprache noch kaum mit ihnen verständigen konnte, und daß sie viele Fragen durchaus nicht verstanden. Wir ersparen daher unsern Lesern das ermüdende Detail dieses Verhörs und setzen nur noch hinzu, daß der gewesene Zeuge des Mordes zugestand, daß die Bewohner einiger Inseln dieses Archipelagus die Fremden als ihre Feinde betrachteten, sie überfielen und ihre Kriegsgefangenen zu Sclaven machten, auch wohl tödteten und verzehrten, doch daß diejenigen, die dieses thäten, nicht Christen wären. — Wir gestehen, daß, so traurig der vorliegende Fall ist, wir doch gar nichts darin finden, was nicht in der Natur der Sache läge und daß, da die Seefahrkeit der englischen Equipage, der Zurechnungsfähigkeit halber, uns viel größer erscheint, es sehr befremdend erscheint, daß von dieser nicht weiter die Rede ist.

*) Der Capitain Carter war allgemein geschätzt zu Liverpool, wo er eine Frau und vier Kinder im größten Elend hinterließ.

Anm. d. Berichterstatters.

---

## Angebliche neue Aufschlüsse über den Mord von Fualdes und den famösen Proceß darüber.

(2.)

Diejenigen Leser, die sich jener so verwickelten und dunkeln als gräuelvollen That noch erinnern, werden auch folgende Aussagen, welche das legitimistische Blatt la Gazette de Rouergue mittheilt, nicht ohne Interesse lesen, wenn gleich sich darüber noch viele Zweifel aufdringen und die Thatsache dadurch nur noch unerklärlicher wird, als sie nach dem Processe geblieben; zumal, da der begründete Verdacht, daß der Mord in dem verrufenen Hause Bancals geschehen, durch diese letzte Aussage der Wittwe Bancal auf keine Weise widerlegt wird und nicht abzusehen ist, wie die eigene Rettung so vieler Zeugen, wie namentlich der Madame Manson, gerade auf Aussagen habe beruhen können, die gegen angesehene und gefürchtete Menschen gerichtet waren, sie gefährdeten, statt sie zu sichern und noch obendrein ihren Ruf compromittirten, durch das Geständniß, dies Haus besucht zu haben. Es ist nicht zu übersehen, daß in jener Gegend Frankreichs, vor allen andern, Pfaffeneinfluß, Bestechung und Zügellosigkeit der Sitten am heimischesten und es ein legitimistisches Blatt ist, welches auffallenderweise so viele Widerrufe auf Sterbelagern auf einmal bekanntmacht.

„Das Interesse," so beginnt das angezogene Blatt, „das sich an berühmte Rechtsfälle knüpft, an diejenigen besonders, deren Debatten etwas Geheimnißvolles darbieten, hat der Todesanzeige der Wittwe Bancal die Aufnahme in mehrere Journale von Paris und von den

Digitized by Google

Departements verschafft. Wir ergreifen diese Gelegenheit, das Historische der Angelegenheit von Fualdes zu vervollständigen:

„Am 21. September 1821 gab der Abbé von Seguret, den Bousquié, krank im Hotel-Dieu von Rodez, an sein Sterbebette hatte rufen lassen, in der Kanzlei des Tribunals dieser Stadt, wie aus dem vom Präsidenten aufgenommenen Protokolle erhelle, folgende Erklärung ab:

„„Ich Unterzeichneter, auf dem Todtenbette liegend, von dem heißen „Wunsche getrieben, meine Gewissensbisse zu stillen, und so viel möglich „das Unrecht wieder gut zu machen, das ich gethan haben kann, erkläre „vor Gott, der in den Grund meines Herzens schaut und welcher weiß, „daß ich nicht lüge, daß Alles, was ich über die Ermordung des Herrn „Fualdes, sowohl vor dem Assisenhof von Rodez, als vor dem von Albi, „ausgesagt habe, ganz falsch ist; daß nur die Furcht vor dem Tode, „womit ich bedroht war, mich bewogen hat, zu sagen, daß ich bei Bancal „gewesen und der Ermordung beigewohnt; daß ich nur, um mein Leben „zu erhalten, diese Erklärung von mir gestellt habe, die ich in diesem „Augenblicke mit vollem freien Willen zurücknehme, verlangend, daß diese „Zurücknahme nach meinem Tode *) öffentlich bekanntgemacht werde.

„Geschehen zu Rodez, in einem Saale des Hotel-Dieu, am 4. Sept. 1821.

Unterz. Bousquié.““

„Am 6. Januar 1822 hat der Notar, Herr Vidalé, eine Erklärung Therons beim Gerichtshofe niedergelegt, welche also lautet:

„„Ich Unterzeichneter, Johann Baptist Theron, wünsche, da ich „gefährlich krank und nah daran bin, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, „die Vorwürfe meines Gewissens zu beschwichtigen und eine Pflicht der „Gerechtigkeit zu erfüllen, indem ich eine schändliche Verläumdung zurück„nehme, die ich in meiner zu Albi gemachten Aussage, namentlich gegen „die Herren Jaussion, Bastide, Colard, Bach und Bancal, begangen habe, „indem ich sagte, daß ich diese fünf Individuen erkannt, wie sie den „Leichnam des Herrn Fualdes über die Straße getragen und in den „Aveyron versenkt hätten. Ich erkläre vor Gott, daß diese Aussage „durchaus falsch ist und nichts Wahres enthält ꝛc.

„Geschehen zu Rodez, am 22. December 1821.

Unterz. Theron.““

„Dieses Actenstück hat Herr Carcenac, vormaliger Präfecter von Tarn, übergeben, der vor Notar und Zeugen erklärte, daß, „„ob er „gleich den Verdacht und die Zweifel wohl kenne, die gewisse Personen „auf den von Bousquié auf dem Sterbebette geschehenen Widerruf „hätten werfen wollen, er dennoch nicht habe verweigern können, aus „Berufspflicht und in der Ausübung seines Amtes, den Widerruf des „besagten Therons anzuhören und anzunehmen, als einziges Mittel, „das ihm geblieben, die Ungerechtigkeit und das Uebel wieder gut zu „machen, das er durch seine falsche Aussage gestiftet.““

„Am 24. September 1829 begab sich, auf Befehl des General-Procurators des königlichen Gerichtshofes von Bordeaux, Herr Bordes, Friedensrichter des Cantons von Candillac, nach dem Detentionshause dieser Stadt, um die Geständnisse und Aufschlüsse zu hören, welche die Wittwe Bancal über die Angelegenheit des Herrn Fualdes zu geben die Absicht geäußert hatte. Diese Geständnisse bestehen darin, daß sie erkläret:

„„sie habe stets, während der Assisen von Rodez, die Wahrheit gesagt, „indem sie versicherte, daß sie nie Zeugin des Verbrechens gewesen und „daß sie den Ort nicht kenne, wo es begangen worden seyn kann. Vor „die Assisen von Albi gestellt, habe sie zu einer ganz entgegengesetzten „Aussage einzig die Hoffnung, sich zu retten bewogen.*) Das sey alles, „was sie wisse.““

„Das Original dieses Actenstücks, wovon wir eine vom General-Procurator, Baron Coebierne, beglaubigte Copie besitzen, ist im Parquet des königlichen Gerichtshofes von Toulouse niedergelegt. Man hat die Gewißheit, daß die Wittwe Bancal mit dem Ausdruck der lebhaftesten Reue gestorben ist, in den Assisen von Albi gelogen zu haben. Die immerwährenden Abweichungen und Variationen in den Aussagen der Madame Manson sind jedermann bekannt; aber nicht jedermann weiß, daß ihr letztes Wort **) war: Ich bin nie in Bancals Hause gewesen. Wenige Stunden vor ihrem Tode, in dem Augenblicke, wo sie die letzten Sacramente empfangen wollte, in Gegenwart des Abbé von Villers, der im Kirchsprengel von Saint-Thomas-d'Aquin angestellt ist, der Madame Lemaitre und mehrerer anderer Personen, die sich in ihrem Zimmer befanden, sagte sie zu ihrem Sohne:

„„Im Begriffe, vor Gott zu erscheinen, ermahne ich Dich, mein Sohn, „Dich gut aufzuführen und wenn man jemals gegen Dich von mir in „Beziehung auf Fualdes spricht, so kannst Du jedermann sagen, daß ich „nie in dem Hause Bancals gewesen und von dem Morde, der da „begangen worden seyn soll, nichts weiß noch gesehen habe.““

„Unmittelbar nachher nahm sie Madame Lemaitre bei der Hand, drückte sie mit Liebe und sprach:

„„Nein, ich bin nicht Zeuge dieses Verbrechens gewesen und wenn „man in Ihrer Gegenwart davon spricht, so sagen Sie, daß ich Ihnen, „in dem schrecklichen Augenblicke, wo ich vor Gott erscheinen soll, betheuert „habe, daß ich nie den Fuß in Bancals Hause setzte und daß ich nur „gewußt, wie die Ermordung von Fualdes geschehen.““

„Diese Thatsachen ergeben sich aus den Erklärungen des Herrn Abbé von Villers (!) und der Madame Lemaitre, die am 20. Juli 1830 von dem Vicomte Froliee, von Champmartin, der dazu von der Polizei des Quartiers der Vorstadt Saint-Germain zu Paris speciell beauftragt war, zu Protokoll genommen worden sind.

„Es sey uns erlaubt, bei diesen Documenten an die edle und stolze Haltung Colards, in den Assisen zu Albi, zu erinnern. Gedrängt, nach dem Beispiele Bousquié's und de Bach's, Offenbarungen über die That zu Tage zu fördern, sprach der arme Heerumträger die Worte aus, die allen denen, welche sie hörten, nie aus dem Gedächtniß kommen werden:

„„Ich werde das Beispiel, das Sie mir vorschlagen, nicht nachahmen; „Anne Benoit hat mich am Abend des Mordes nicht verlassen; ich weiß „nichts von meinen andern Mit-Angeklagten und was mich anbetrifft, „so sage ich Ihnen, daß, wenn mein Haupt auf dem Schaffott „fällt, meine Zunge noch meine Unschuld behaupten wird.““

*) Warum erst nach seinem Tode? Die ganze Sache beruht sonach auf Treue und Glauben des Abbé von Seguret. Anm. d. Red.

*) Dies widerspricht ganz den constatirten Umständen; denn in Albi, (wohin sie eben deswegen auch die Assisen verlegt wurden), waren Angeklagte und Zeugen von jedem äußern Einflusse frei, während tausenderlei Besorgnisse und Rücksichten in Rodez der Bancal die Zunge binden konnten. Anm. d. Red.

**) Seltsam genug schon so viele Lügner und übereinstimmende falsche Zeugen in einer einzigen Sache! aber gewiß seltsamer noch, daß alle erst im letzten Augenblicke ihre Lügen wiederrufen und die Kundmachung dieses Wiederrufs stets andern — und zwar vorzugsweise den Beichtvätern überlassen haben. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 872. Hamburg. Sonnabend, den 30. November. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffmann. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Besuch bei dem Pascha von Belgrad und dem Knesen von Servien, im Monat August des Jahres 1830,

von

Alphonse Royer.

(Beschluß.)

(N.)

Ein Knese, den das Volk dem Senate vorgeschlagen hat, darf von diesem nicht verworfen werden; doch kann man ihn später wieder absetzen, wenn er untüchtig befunden wird. Die Woyewoden oder vornehmsten Knesen gebieten über mehrere Dorfschaften. Der mächtigste unter ihnen hat deren achtzehn unter seinem Befehl. Die Ernennung der Woyewoden oder der einfachen Knesen geschieht durch den Senat, aber nur auf Verlangen ihrer Provinz oder ihres Dorfes. Bei ihnen ist die Erblichkeit eben so wie bei dem Archonten noch einer Prüfung unterworfen, um die Tüchtigkeit zu ermitteln.

Es giebt keine intermediairen Titel unter den einfachen Knesen. Der Rang dieser Dorfherren steht im Verhältniß zu der Wichtigkeit der Ländereien, die sie zu verwalten haben.

Ein jedes Dorf hat einen Knesen.

Servien zählt ungefähr siebenzig Woyewoden. In Kriegszeiten muß ein jeder eine gewisse Anzahl Soldaten stellen und sie anführen, eben so wie die einfachen Knesen die Leute ihres Gebiets.

Alle Servier gehen bewaffnet einher, selbst in Friedenszeiten. Es ist dieses, wie man sieht, eine fast feudalistische Organisation, die aber in großem Maaße all der Vortheile der Municipalität theilhaftig ist. Man gewahet darin ein durch die Erblichkeit constituirtes aristokratisches Princip, aber die Untersuchung wegen der Fähigkeit macht dasjenige wieder gut, was dies Princip, vortrefflich als unverrückbare Basis in einem Staate der Gesellschaft, der stets auf das Zerstören abzielt, in seiner individuellen Anwendung Mangelhaftes darbieten kann.

Ich habe nun noch den wörtlichen Text der Verfassung anzuführen, welche Sultan Mahmud Servien um die Mitte des Monats November 1830, laut einer Stipulation des russischen Cabinets im Tractate von Adrianopel, bewilligt hat. Dieser, an Hussein-Bey, Pascha von Belgrad, gerichtete Firman, ist mir von dem Knesen Milosch selbst mitgetheilt worden, und ich glaube, wie schon gesagt, behaupten zu können, daß dies wichtige Actenstück noch in keine europäischer Sprache übersetzt worden ist.

### Firman an den Pascha und Mollah von Belgrad.

(Uebersetzung des Hattischerifs Mahmud II., die Privilegien der servischen Nation enthaltend, um die Mitte des Monats November dem Vezir von Belgrad durch einen türkischen kaiserlichen Commissair übergeben.)

„In Betracht, daß der zwischen der hohen Pforte und dem Hofe von Rußland zu Adrianopel abgeschlossene Tractat die Ausführung der Clauseln der Convention von Ackerman festsetzt, worin es heißt: „„daß man sich zu Constantinopel mit den servischen Deputirten verständigen werde, um sich mit dem Interesse von Servien zu beschäftigen und ihm die Freiheit des Cultus nebst der innern Verwaltung, die Einverleibung der abgerissenen Districte, die Bestimmung der Steuern, die Verwaltung des türkischen Eigenthums, die Erlaubniß, unter eigenen Pässen zu reisen, das Recht, Hospitäler, Schulen und Druckereien anzulegen, zu gestatten; daß es den Türken, mit Ausnahme derjenigen, welchen die Bewahrung der Festungen übertragen ist, ausdrücklich untersagt seyn soll, in Servien zu wohnen; daß den Serviern eine Art von Repräsentation, insofern als sie den Unterthanspflichten nicht zuwider läuft, freigegeben wird.““

„In Betracht ferner, daß die Nation, welche sich meiner erhabenen Pforte treu bewiesen hat, ein Gegenstand meiner kaiserlichen Sorgfalt ist, und ich willens bin, ihren Forderungen in einer gerechten und angemessenen Weise zu genügen, um die Mittel der inneren Sicherheit zu vervielfältigen, ist, nach Berathung mit den servischen Deputirten, zu Constantinopel, beschlossen worden:

— „Besagte Nation soll in den Kirchen, die ihr angehören, die freie Ausübung ihres Cultus haben.

„Der, hier gegenwärtige, Knese Milosch Obrenowitsch, soll, laut des Berats, womit er versehen worden ist, und zum Lohne für seine Treue gegen meine erhabene Pforte, Knese der besagten Nation, und diese Würde ein Eigenthum seiner Familie bleiben.

„Er soll, im Einverständniß mit der Versammlung der servischen Notabeln, die Verwaltung der inneren Landes-Angelegenheiten behalten.

„Was die von Servien getrennten sechs Districte betrifft, deren Wiedereinverleibung es verlangt, so ist man übereingekommen, daß sowohl abseiten des russischen Hofes als abseiten meiner erhabenen Pforte Commissaire ernannt werden sollen, um sich von dem Stande der Dinge genau zu unterrichten, damit dem gemäß Maaßregeln getroffen werden können.

„Der Karatsch (die Kopfsteuer) und alle die anderen Steuern sollen in einer bestimmten Weise festgesetzt werden, und die Summen, welche von den militairischen Aaleihen herrühren, deren unrechtmäßige Besitzer die Zaims und die Timarioten in dem Semendraer Sandschak waren, die von Nissa ausgenommen, sollen zu der Domaine der servischen Administration kommen und einen Theil der Einkünfte der einzuverleibenden Districte bilden.

„Die Behörden meiner erhabenen Pforte werden sich weder in die Administration des Landes noch in dessen innere Streitigkeiten mischen und dürfen in der Folge auch nicht einen Para über die Summe verlangen, die als Steuer festgesetzt worden ist.

„Da ich unter anderm wünsche, daß besagte Nation auch unter dem Schatten meiner kaiserlichen Macht Antheil an den Vortheilen des Handels haben möge, so sollen alle Servier, die ihm obliegen wollen, nach dem Visa der Pässe, die ihnen von ihren Knesen gegeben worden, aus



Digitized by Google

den Händen der Behörden meiner erhabenen Pforte die erforderlichen Teskeres erhalten, mit welchen sie in meinen Staaten reisen und dort, gleich den andern Unterthanen meiner erhabenen Pforte ihre Handels-Angelegenheiten betreiben können, ohne daß irgend Jemand sie beunruhigen noch ihnen auch nur einen Asper Teskeres-Gebühren abfordern dürfte, sie vielmehr überall Schutz und Beistand finden. Mit Ausnahme der Zollgefälle soll niemand von ihnen den Avaid oder den Zevaid, noch irgend etwas, das dem Staatsreglement zuwider wäre, verlangen. Und ein jeder wird sich in dieser Beziehung hüthen, dergleichen strafbare Handlungen zu begehen.

„Was die Waaren betrifft, welche bei dem Zoll zu Belgrad ankommen, um dann nach Constantinopel versandt zu werden, so werden sie, mit den Teskeren der serbischen Nation versehen, hier eintreffen, und hier die Zollgefälle entrichten, welchen sie unterworfen sind.

„Alle sieben Jahre einmal wird man sich mit der Untersuchung der Verschiedenheit der proportionellen Preise der Dinge beschäftigen, um die festgesetzten Summen nach den Proportions-Verhältnissen zu erhöhen.

„Was die Zollgefälle betrifft, die von solchen Waaren zu erheben sind, welche von dem Zoll zu Belgrad ausgehen, um nach andern Ländern verführen zu werden, so fallen sie künftig der Classe der festen Steuern besagter Nation zu, und die zu nehmenden Maaßregeln, um deren Erhebung zu reguliren, bleiben der Sorgfalt des Knesen Milosch anvertraut.

„Um Unordnungen vorzubeugen, die in Servien ausbrechen könnten, und um die Schuldigen zu bestrafen, soll der Knese Milosch eine hinlängliche bewaffnete Macht zu seinen Diensten haben.

„Es steht den Serviern frei, in ihrem Lande Buchdruckereien, Hospitäler für ihre Kranke, Schulen zur Erziehung ihrer Kinder anzulegen.

„Die Musselime und die Woywoden sollen nicht ferner in den serbischen Ländern weilen, wo es keine festen Plätze giebt, und die Gerichtsbarkeit dieser Oerter soll künftig dem besagten Knesen anvertraut seyn.

„Die Türken, welche Güter und Ländereien in Servien besitzen und sich deren entledigen möchten, sollen eine einjährige Frist haben, um sie den Serviern zu einem billigen Preise, nach der Schätzung der ad hoc zu ernennenden Commissarien, zu verkaufen.

„Der Ertrag der Weinberge, Gärten, Güter und Ländereien, die Leuten angehören, welche nicht alle Beziehungen zu dem Lande aufgeben wollen, soll nebst den Steuern dem Schatz von Belgrad übergeben werden, welcher Schatz dann den Eigenthümern für den Betrag aufkommen muß.

„Mit Ausnahme der Garnisonen in den Festungen, ist der Aufenthalt in Servien allen andern Türken gänzlich untersagt.

„Die serbische Nation wird dem besagten Knesen die zu seinem Unterhalte nöthige Summe aussetzen; die Summe soll dem Range und den Bedürfnissen des Fürsten angemessen seyn, sich jedoch nicht zu einer Zahl erheben, die den Armen drückend werden möchte.

„In dem Falle, wo die Knesenwürde erledigt werden sollte, soll der neue Knese, der sie übernimmt, gehalten seyn, beim Empfang des edlen Berats meiner Pforte dem kaiserlichen Fiscus eine Summe von hunderttausend Piasteen aus seinen eigenen Einkünften zu zahlen.

„Die von besagter Nation erwählten Metropoliten und Bischöfe sollen durch den griechischen Patriarchen zu Constantinopel ernannt werden, ohne daß sie genöthigt sind, nach dieser Hauptstadt zu kommen.

„So lange die Mitglieder des Senats sich keines großen Verbrechens wider meine erhabene Pforte oder gegen die Gesetze des Landes schuldig gemacht haben, können sie ohne rechtmäßigen Grund nicht abgesetzt noch ihrer Stellen beraubt werden.

„In dem Falle, wo besagte Nation es zweckdienlich finden möchte, im Interesse ihrer inneren Angelegenheiten eine Briefpost einzurichten, sollen die Behörden meiner erhabenen Pforte dem kein Hinderniß in den Weg legen.

„Wenn ein Servier einem Türken nicht aus freien Stücken dienen will, so soll diese in keiner Weise einen erzwungenen Dienst von ihm verlangen dürfen.

„Außer den kaiserlichen Festungen, die sich seit undenklichen Zeiten in Servien befinden, sollen alle jüngst aufgeworfenen Festungen geschleift werden.

„Da Servien einen Theil meiner Staaten ausmacht (die Gott erhalten wolle!), so soll meiner erhabenen Pforte kein Hinderniß in den Weg gelegt, noch eine Zögerung verursacht werden, falls sie es nöthig finden würde, in diesem Lande Vieh, Lebensmittel oder Geld anzukaufen.

„Und endlich sollen serbische Agenten ihren Aufenthalt zu Constantinopel nehmen, um sich dort mit den Angelegenheiten zu beschäftigen, die mit Servien in Verbindung stehen.

„Dies da sind die verabredeten und festgesetzten Puncte, in Gemäßheit deren mein huldreichst Hattischerif bewilligt, publicirt und abgesandt worden ist.

„Und überdem sollst Du, Vezir und Mollah, nachdem Du von den edlen Verfügungen, die es enthält, Kenntniß genommen hast, der Nation zu verstehen geben, daß sie, alle diese Beweise meiner hohen Gunst, so, wie sie es soll, anerkennend, nicht aufhören wird, der Gegenstand dieser Sorgfalt zu seyn und in dem Schatten meiner kaiserlichen Gewalt so lange einer völligen Sicherheit zu genießen, als sie sich in den Schranken der Treue und der Unterwürfigkeit halten wird. Du wirst Dich bestreben, den Serviern die Nothwendigkeit klar zu machen, daß sie ihre Unterthanspflichten pünctlich erfüllen und sich alles dessen enthalten müssen, was diesen Pflichten zuwider ist.

„So wirst Du verfahren, und nach der Bekanntmachung dieses edlen Firmans und seiner Eintragung in die Mahkiema von Belgrad, wirst Du ihn dem Knesen behändigen, um in seinem Besitz zu bleiben."

* * *

— Das wäre denn die erste Thatsache, die ein türkischer Sultan empörten Unterthanen gegeben hat. Einige werden in dieser fast unglaublichen Thatsache einen Schritt der Civilisation, Andere ein erschreckendes Symptom gesellschaftlicher Auflösung erblicken. Wir geziemt es nicht, über eine Frage zu entscheiden, die nur Gott und die Zeit zu lösen im Stande sind.

---

## Die Königin Hortensia in Italien.

(N.)

Hätten wir nicht das Manuscript der Herzogin von St. Leu selbst, so wie sie es ihrem Buchhändler, dem Herrn Levavasseur, zugesandt hat, vor Augen (sagt der Herausgeber der Revue de Paris, welcher wir diesen Aufsatz entnehmen), so würden wir glauben, wir lasen einen Roman, so vielen Reiz und solch ein Interesse haben diese Art von Denkwürdigkeiten. Der Auszug, den wir heute daraus mittheilen, ist nicht der pikanteste des Werkes, aber er ist gewissermaßen eine Art Exposition des Dramas. Auf diesen Seiten und auf denen, welche ihnen vorangehen, zeigt die Königin Hortensia sich uns in einem neuen Lichte: sie ist hier minder die politische Frau als die liebende Tochter, die zärtliche Mutter, die der Erinnerung des großen Namens ihres Bruders getreue Schwester. Einige Zeilen Einleitung belehren uns, daß sie sich in dem Augenblicke zu Rom befand, wo der Gegenstoß der Juli-Ereignisse Italien erschütterte.

### §. 1.

Eines Morgens kam die Gräfin *** zu mir, um mir einen Brief zu zeigen, den sie von ihrem Bruder erhalten hatte. Derselbe befand sich zu Bologna und meldete ihr, daß sie insgesammt auf dem Punct ständen, das Panier der Unabhängigkeit aufzupflanzen.

Ergriffen von dieser Nachricht, entfernt von meinen Kindern, welche Besorgnisse mußte ich nicht ihretwegen haben! Werden sie hinlänglich

Digitized by Google

verständig, hinlänglich gemäßigt seyn, um so vielen Lockungen zu widerstehen? Unter solchen Befürchtungen schrieb ich ihnen einen Brief in der Form einer Note über die Lage von Italien.

Sie antworteten mir, daß sie die Note mit der größten Aufmerksamkeit gelesen hätten und daß sie ihr beipflichteten. Ich war demnach, was diesen Punct betraf, ruhig, und falls die Romagna, Modena, Piacenza sich erhoben, so durfte ich nur über die Drangsale seufzen, die ich über diese Länder hereinbrechen sah, ohne noch die Angst zu haben, meine Kinder darin verwickelt zu sehen.

Ich wußte nicht, was ich seitdem erfahren habe, daß Menotti sie zu Florenz aufgesucht, ihnen die Lage von Italien, und daß es ihrer wohl bedürfen könnte, auseinandergesetzt hatte.

Angestellt bei dem Herzoge von Modena, hatte er, mit ihm einverstanden, ihn als eine Stütze der Unabhängigkeit agiren lassen wollen; aber darin durch das Mißtrauen der Italiener wider einen österreichischen Fürsten behindert, hatte er hierauf verzichten müssen. Menotti machte sie mit diesen Umständen bekannt, und sagte ihnen, daß Napoleons Name noch allmächtig auf die Völker wirke, daß solcher der Sache der Freiheit dienen müsse (?!!), und daß Italien auf ihre Intervention, sie zu behaupten, rechne, wenn der Augenblick gekommen sey.

Meine Kinder machten sich dazu anheischig. Menotti hatte diesen Augenblick nicht für so nahe gehalten. Es waren nicht gleichmäßig in allen Ländern Italiens, die sich einander Beistand verhelfen, aber nicht dazu bereit waren, die nöthigen Maaßregeln genommen worden.

Ein Zufall gab dem Herzoge von Modena Kunde und brachte das Complott zum Ausbruch. Man ward handgemein; der Herzog ward besiegt (!) und verdankte sein Leben demselben Menotti, den er hinrichten ließ, als er an der Spitze der Oesterreicher nach seinen Staaten zurückkehrte.

Unbekannt mit all diesen Einzelnheiten, befand ich mich zu Rom so ruhig, als man es seyn kann, wenn man den Boden unter seinen Füßen erbeben fühlt und wenn unsere theuersten Interessen noch nicht völlig geborgen sind.

Trotz des Schreckens, den die Kunde von dem Ausbruch und der Verbreitung der Empörung verursachte, ward tagtäglich zu Rom getanzt. Der Papst Gregorius XVI. war ernannt worden; er war ein braver, frommer und nachsichtiger Mann, aber den Leidenschaften fremd, welche die Welt aufregen, und nun sollte er mit ihnen einen Kampf eingehen. Die Feste seiner Installation fanden statt, wie gewöhnlich, und die Fremden schlossen sich den Römern an, um nachher die Lustbarkeiten des Carnavals zu genießen.

Die unschuldige und naive Freude des Volks hat mir stets ein mit Rührung vermischtes Gefühl der Zufriedenheit eingeflößt. Es ist's ja, das alle Drangsale, alle Entbehrungen des Lebens duldet, während andere die Früchte seiner Arbeit genießen. Auf ihm lasten die Steuern, der Krieg, der Mangel; der Ruhm fällt andern zu, und Geringschätzung ist nur zu oft dasjenige, was ihm sein edler Muth einträgt. Seine Freude hat mir stets wohlgethan. Die Römer sind allerliebst in diesen Volksfesten, wo sie, als Grafen und Marquis verkleidet, deren Formen und Manieren nachahmen, und mit Galanterie uns ihren Geist und ihre sanfte Fröhlichkeit zeigen. Es machte mir stets Freude, mitten in dieser fröhlichen Menge die acht Tage des Carnavals, die zu Rom so glänzend sind, dem Strome zu folgen. Am Aschers-Sonnabend wartete ich der Stunde, um meinen Wagen zu besteigen, als ein junger Mann mich zu sprechen verlangte, weil er mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Sein Name war mir nicht bekannt; doch ließ ich ihn eintreten. „Madam," sagte er zu mir, „ich halte es für meine Pflicht, es Ihnen abzurathen, „sich heute nach dem Corso zu begeben. Wir sind bereit und entschlossen, „einen Aufstand zu versuchen; alle Vorsichtsmaaßregeln sind getroffen, so „daß kein Unglück geschehen kann; aber Sie könnten doch in einen Augen„blick der Unordnung gerathen: dies habe ich Ihnen ersparen wollen." Ich ließ ihn den Schrecken sehen, den mir ein solches Unternehmen einflößte, und machte ihm die ganze Gefahr anschaulich, die damit verknüpft sey, darauf einzugehen. Er antwortete mir mit Rührung und mit Muth: „Auch der Versuch, aus einer Sclaverei herauszutreten, ist schon eine Pflicht. Man ist schon überglücklich, wenn man dabei als Opfer fällt." Und damit ging er.

Man hat seitdem den wirklichen oder falschen Anschlag dieser Verschwörung erfahren. Zu der Stunde, wo die sämmtlichen Truppen in zwei Linien auf der großen Straße des Corso aufgestellt sind, und wo alle die mit Frauen und mit Masken angefüllten Wagen sich einander in einer Reihe folgen, sollten die Verschworenen, von welchen jeder seinen angewiesenen Platz eingenommen hatte und das Sammlungszeichen wußte, bei dem Kanonenschusse, welcher das Fest verkündigt, sich zu Zweien auf einen Soldaten werfen, um ihn zu entwaffnen, während ein Dritter die Stränge der Pferde abschnitte. Die wenige Cavallerie, die im Dienste war, hätte dann nichts ausrichten können, weil die nun feststehenden Wagen als eine Barricade gedient hätten. So wäre Rom den auf diese Weise allein bewaffneten Siegern unterworfen worden und diese hätten sich dann unverzüglich des St. Angelo-Forts bemächtigt.

Meine Zimmer hatten die Aussicht nach dem Corso; alle offenstehende und ausgeschmückte Fenster gewährten dorthin ein festliches Ansehen; auch waren sie sehr gesucht, und ich erlaubte vielen Fremden, sich ihrer zu bedienen. Ich ging, unruhig über die Ereignisse, die da kommen sollten, in meinen Salons auf und ab, als ich hörte, daß der Corso abbestellt sey.

Die Edicte des Papstes, welche strafbare Complotte und alles das, was über den Anschlag eines Aufstandes laut geworden war, verkündigten, machten alle Fremden wegen ihrer Lage besorgt. Die Behörde hatte einen Aufruf an die famösen Vorstädte Transtevere und Monti erlassen.

Man behauptet, daß die Bewohner dieser Vorstädte die reinen Ueberbleibsel römischen Blutes seyen und daß sie nie eine fremde Ehe eingegangen wären. Ihr Muth gleicht ihrer Unwissenheit, und ihr Mißtrauen gegen die Fremden konnte leicht ihre Wildheit wecken. Man erinnerte sich der Ermordung des Generals Duphot, und ohne daß man wußte, woher die Gefahr kommen könnte, machte jeder Franzose sich auf einen Angriff gefaßt und versah sich mit Waffen. Mehrere von ihnen kamen zu mir und boten mir, da sie mich so isolirt sahen, ihre Dienste an. Es waren fast alle Männer, die Carl X. attachirt waren. Herr von Bressieux, ein ausgezeichneter Capitain der Garde, ehemaliger Page des Kaisers und Sohn einer Dame meiner Schwiegermutter, war dabei am dringlichsten. Ich war meinetwegen außer Sorgen; ich fühlte mich vielmehr recht leicht, daß ich nicht wegen meiner Kinder zu zittern hatte; doch nahm ich, um in dem Falle, wo sich etwas ereignen möchte, nicht allein zu seyn, es an, daß er nebst einem seiner Freunde bis zu ihrer Abreise bei mir speisen sollten. So kamen sie denn beide an demselben Tage zum Festenmale zu mir, an dessen Vormittag der Aufstand vor sich gehen sollte.

Wie plauderten fröhlich bei Tisch, wie die Franzosen das immer auch bei den ernstesten Sachen thun, von den Schrecknissen der Revolution, von der Plünderung, die jedermann zu fürchten schien, und von den Mitteln, sich im Hause zu verbarricadiren, als wir eine Gewehrsalve vernahmen. Der Fürst Ruspoli, Eigenthümer des Pallastes, den ich bewohnte, stürzte zu mir ins Zimmer. Er war mit Grund sehr erschrocken, und kam, wie er sagte, um mich zu beruhigen.

Mit all der Ruhe eines Mannes, der mehr an Ereignisse gewöhnt ist, machte Herr von Bressieux den Anfang damit, daß er die große Pallastthür schließen lassen wollte; aber das war eine reine Unmöglichkeit:



Digitized by Google

der Etikette gemäß hatte sie stets offen gestanden, außer beim Ableben eines römischen Fürsten, und seit dem letzten Todesfalle eines solchen hatte niemand daran gedacht, einmal ihre Schlösser nachsehen zu lassen.

Währenddem zogen Patrouillen durch die Straßen. Man hörte von weitem wohl noch einige Gewehrschüsse; doch stellte die Ruhe sich wieder her.

Mein Salon füllte sich in einem Augenblicke mit allen Franzosen und Französinnen meiner Bekanntschaft. Ein jeder flüchtete sich zu mir. Es schien den andern wie mir, daß ich von Streichen nichts zu fürchten hätte, die nicht von den Königen ausgingen. Die Jahre 1814 und 1815 hatten mir es schon bewiesen, daß sie allein es seyen, die ich zu fürchten hätte.

Folgendes war, was ich den andern Tag über das Gewehrfeuer in Erfahrung brachte, das wir vernommen hatten. Die gesammte Jugend, welcher der am Morgen erlassene Gegenbefehl es unmöglich gemacht hatte, ihr Vorhaben ins Werk zu richten, wollte nun doch ihren Anschlag des Abends in Ausführung bringen. Das Militair des Papstes campirte, völlig bewaffnet, auf den öffentlichen Plätzen, und wenn man gleich voraussetzte, daß ein Theil davon wohl unschlüssig wäre, so läßt ein Soldat sich doch nicht gern mit Gewalt die Waffen nehmen.

Als es Nacht geworden war, gingen die jungen Leute, auf dem Platze Colonna, auf das Regiment Infanterie zu, um es unversehens zu entwaffnen. Ein einziger Pistolenschuß war ihrerseits abgefeuert worden, wogegen sie eine Peloton-Decharge erhielten. Es wurden ihrer viele verwundet oder getödtet. Außerordentlich ist es, daß auch nicht ein Körper auf dem Platze gefunden wurde; nur die Blutspuren nach mehreren Richtungen hin zeugten von gefallenen Opfern: aber die Besiegten hatten die Menschlichkeit und die Kaltblütigkeit bewiesen, die man in der Regel nur bei den Siegern findet.

Das Schicksal macht mich ohne Unterlaß zu einer mithandelnden Person bei allen Ereignissen, während ich doch meinem Willen und meinen Handlungen zufolge ihnen stets fremd bleiben sollte. Aber wer kann widerstehen, wenn es sich darum handelt, das Unglück zu lindern, das sich an uns wendet?

Ein Corse, ein ehemaliger Soldat, der meine Kammerfrau kannte, kommt zu ihr. Sein Sohn ist schwer verwundet: er hat die Kraft gehabt, ihn nach seinem Hause zu tragen. Aber er wird nachgesucht werden; der Sohn wird ins Gefängniß wandern müssen, das ist außer allem Zweifel; und da wird er, verwundet, wie er ist, die Schrecknisse des Kerkers nicht bestehen können und ihnen erliegen! Der Vater rennt überall umher, eine Zufluchtsstätte für seinen Sohn zu suchen, wird aber überall abgewiesen. Nur ich, sagt er, könnte ihn retten; dann wirft er sich mir zu Füßen, und jammert nebst der armen Mutter: „O retten Sie meinen Sohn!“ Ich kann nicht widerstehen, bei einem solchen Unglück Hülfe zu leisten, und gebe meine Einwilligung, trotz der damit verknüpften Schwierigkeiten, diesen Sohn bei mir aufzunehmen.

Da ich noch meinen Gefangenen bei mir hatte, weil sich noch keine Gelegenheit gefunden, daß er die römischen Staaten hätte verlassen können, so dachte ich ihm einen Freund zu geben, den er verpflegen könnte. Das Schwierigste war nur, den Verwundeten nach dem Pallast zu schaffen, ohne Argwohn zu erwecken. Ich ordnete alles, auch die größten Kleinigkeiten, selbst an, weil alles, was mir vorgeschlagen wurde, mir gefährlich zu seyn schien. Mein Wagen fuhr des Nachts, ohne Livree, ab, um den Verwundeten aufzunehmen. Ich hatte einen Kammerdiener, der am Hüftweh litt, und es ward dem Portier gesagt, daß dieser es sey, der von einer kleinen Ausfahrt zurückkehre. So ward der junge Mann denn, als schon alles im Pallaste im Schlafe lag, von meinen beiden Dienern in das Gemach des ersten Unglücklichen getragen. Es mußte jedoch ein Wundarzt mit ins Geheimniß gezogen werden. Dieser fand fünf Wunden vor, worunter zwei schwere. Als er mir dieses meldete, da dachte ich zuerst daran, daß dieser junge Mann in meiner Behausung sterben könnte. Was dann aufstellen? Aber dieses trüben Gedankens entschlug ich mich dann wieder. Bin ich doch für die arme Mutter glücklich gewesen, warum sollte ich es nicht auch für den armen Vater seyn?*)

Inzwischen verursachten alle diese Ereignisse und die noch erasteren in der Romagna, wo die Revolution Fortschritte machte, eine große Bestürzung zu Rom.

Die Cardinäle begannen muthlos zu werden. Sollte man, ohne alle Mittel des Widerstandes, den Insurgenten einige Concessionen machen? Sie ließen sich von aller Welt rathen, sachten selbst Rath nach, kamen aber zu keinem Beschluß.

Ein junger belgischer Gelehrter, ein Herr Verhulst, befand sich eben, seiner Gesundheit wegen, zu Rom. Er kam häufig des Abends zu mir und wir hatten oft Debatten mit einander. Eines Morgens verlangte er mich zu sprechen und brachte mir einen Constitutions-Entwurf für die römischen Staaten, über den ich meine Meynung sagen sollte, bevor er ihn dem Cardinal-Vicarius übergäbe, um ihn dem Papste vorzulegen. Ich mußte über die Sonderbarkeit meiner Stellung lachen. Ich, ich sollte eine Constitution revidiren, und noch dazu eine für den Papst! Das war mir wie ein Schwank.

Aber mein junger Belgier lachte nicht. „Ich habe mich gestern den ganzen Abend mit mehreren Cardinälen unterhalten,“ sagte er zu mir, „und sie sind sehr in Aengsten. Ich habe mit ihnen über das einzige Mittel, die Kirche und den Staat zu retten, gesprochen. Sie haben sämmtlich meine Bemerkungen richtig befunden und einer von ihnen will sie heute dem Papste selbst vorlegen. Da ist die Verfassung, deren Grundlagen ich skizzirt habe.“

„„Ha!““ antwortete ich ihm, „„wenn der Papst der Mann wäre, päßliche Concessionen zu machen, so würde er morgen das Haupt von ganz Italien seyn. Er würde vielleicht noch Europa Gesetze vorschreiben und der Religion, die mit der Freiheit**) Hand in Hand gehe, ihren ehemaligen Glanz wiedergeben. Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß Sie sich eine vergebliche Mühe gemacht haben.““

(Der Beschluß folgt.)

*) Als ich alle diese Details niederschrieb, hatte ich keineswegs die Absicht, sie in den Druck zu geben, seit ich mich aber zum Gegentheile habe überreden lassen, habe ich doch ganz bei der Wahrheit bleiben müssen, obgleich damit für mich die Unannehmlichkeit verknüpft ist, mich in den Augen der Mächtigen als stets bereit, deren Feinde zu retten, zu zeigen. Aber sie werden sich erinnern, daß sie zu der Zeit, wo sie überwunden und unglücklich waren, selbst bei mir Theilnahme und Trost gefunden haben. Wenn während des Krieges die Gattin und die Kinder eines fremden Gesandten zu Paris blieben und von allen zurückgewiesen wurden (weil ein jeder besorgt war, sich zu compromettiren), so war ich es, bei der allein sie Zuflucht und eine Stütze suchten, und wo sie immer darauf rechnen durften, aufgenommen zu werden.

Wenn unsere Eroberungen die Besiegten fürchten ließ, all ihr Vermögen zu verlieren, so war ich es abermals, bei der sie ihre Diamanten, die einzigen Hülfsmittel, die sie zu bergen glaubten, hinterlegten.

Endlich hat das Schicksal mir oft die edle Aufgabe gegeben, ohne Rücksicht auf Rang und auf Stellung, das Unglück zu lindern. Ich bin zu stolz darauf, als daß ich bei der Theilnahme, die es mir einflößt, wenn ich es erblicke, und bei der Pflicht, die es mir auferlegt, wenn es sich an mich wendet, mich nicht sollte gehen lassen.

**) Merkwürdig, daß die sämmtlichen Mitglieder (selbst die weiblichen nicht ausgenommen, wie wir hier das Beispiel vor Augen haben) einer ephemeren Dynastie, die, als sie noch im Besitz der Gewalt war, die größtmöglichste Despotie übte und kein anderes Gesetz, kein anderes Recht als das ihres Willens anerkannte, seit ihrem Sturze stets das inhaltschwere aber leider nur zu oft gemißbrauchte und auch mißverstandene Wort Freiheit im Munde führen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

## Noch einiges über Merino.

(2.)

Wir haben in Nr. 810 d. Bl. eine biographische Skizze und resp. Charakteristik dieses merkwürdigen Guerillas-Häuptlings gegeben. Folgende Notizen desselben französischen Blattes, nämlich des Memorial bordelais, welchem wir jene Skizze entnahmen, können als eine Fortsetzung und resp. Vervollständigung angesehen werden:

Wir haben in einem Artikel über Merino gesagt, daß er persönlich tapfer sey. Diese Behauptung ist in Zweifel gezogen und zum Beweis aufgefordert worden. Nachstehendes dürfte dazu dienen.

Wenn man mit dem Worte brav oder tapfer einen Menschen bezeichnen will, der dem Tode trotzt, ohne zu erblassen, der in Gefahren stets vorangeht, so gebühret Merino dieses Beiwort ohne Widerspruch. Eine Menge Thatsachen können in dieser Hinsicht angeführet werden. Im Jahre 1808 sah man ihn an der Spitze seiner Soldaten die Stadt Roa erstürmen. Das Treffen de la venta del Angel (Gasthof zum Engel) auf der Straße von Valadolid; das von Pampliega, wo er die ganze französische Garnison gefangen nahm; das von Almazan und so viele andere, wo er unerschrocken der Gefahr ins Auge sah, zeugen laut für die gedachte Behauptung.

In derselben Zeit gab Merino Beweise der größten Kaltblütigkeit. Um die Plane seiner Feinde zu erforschen, schlich er sich sieben oder achtmal nach Burgos, allein, als Bauer verkleidet, mit einem Esel, mit rothem pulverisirten spanischen Pfeffer beladen, den er mit dem unverfänglichsten Ansehen in den Straßen ausbot. Bei dieser Gelegenheit untersuchte er den Zustand des Platzes, unterrichtete sich von den Planen und der Stärke des Feindes und sammelte noch andere Notizen, die er hernach auf das Wunderbarste benutzte. Ganz allein war er sein eigner Spion, sein Rath und sein General.

Nähern wir uns nun unserer Zeit. Im Jahre 1823, im Monat Juli, kam Merino, begleitet von vier der Seinigen, zu Ontacio an. Es war acht und ein halb Uhr Abends; er logirte sich in das einzige Haus ein, das man in dieser granja findet, und setzte sich zu Tische, während seine vier Gefährten mit den Leuten vom Hause plauderten. Er war noch keine Stunde da, als das Haus schon von sechszig Soldaten des Regiments Zamora und dreißig Nationalgarden umzingelt wurde. Das Haus liegt sehr vortheilhaft für die Belagernden: im Süden eine dreißig Fuß hohe Mauer; im Westen kein Ausgang; im Osten die Thür, besetzt durch eine starke Truppen-Abtheilung; im Norden, in der Entfernung von etwa sechshundert Schritten, eine sehr enge Brücke, wo zwei Wachen von der Linie standen. Dieser letzte Punct war der einzige, wohin Merino sich wenden konnte. Augenblicklich verläßt er den Tisch, läßt die Pferde satteln, stürzt sich nach der Thür und gelangt, wie durch ein Wunder, unter einem Regen von Kugeln, an die Brücke. Da fällt sein Pferd; wie ein Blitz springt er ab; die zwei Soldaten geben Feuer und — fehlen; mit jeder Hand feuert er ein Pistol ab, tödtet eine der Wachen und erreicht unversehrt das andere Ende der Brücke, seine Feinde verhöhnend und sie mit Schmähreden überhäufend.

Ein andermal erscheint er im Schlosse von Colina, genannt el Christo de Villahizan, mit ungefähr zwanzig Mann. Die Behörde von Villahoz, von seiner Gegenwart unterrichtet, läßt hundertunddreißig Nationalgarden und ein Dutzend Lusitanos, die sich in der Stadt befanden, gegen ihn marschiren. Abends um zehn Uhr kommen sie bei dem Schlosse an, umzingeln es, besetzen die drei Ausgänge, jeden mit dreißig Mann. Die Nacht war hell, die Wachsamkeit groß. Um ihn noch mehr zu erschrecken, müssen alle Tambours die Trommel schlagen, um ihn an eine sehr bedeutende Truppenzahl glauben zu machen und ihn zu überzeugen, daß jeder Widerstand und jeder Versuch zu entkommen, unnütz sey. Alles dieses erschütterte ihn nicht eine Minute. Weit entfernt, sich mystificiren zu lassen, täuschte er vielmehr die andern und zwar auf folgende Weise:

Der Herr von Colina ist einer von den Großen, der auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit, d. h. das Recht über Leben und Tod derjenigen hat, welche schuldig zu finden ihm gutdünkt. Nun, Merino sucht den mit dem schrecklichen Vorrecht begabten Edelmann auf, befiehlt ihm, in Gegenwart aller seiner Leute, die Thüren seiner Ställe zu öffnen, was im Augenblick geschieht. Nun jagt er dreißig bis vierzig Ochsen durch die Thore der Avantgarde entgegen: die Truppen, durch den Lärm getäuscht, geben allgemein Feuer, in der Meynung, auf Merino und seine Soldaten zu schießen. Diesen Augenblick benutzend, bricht dieser durch und hat schon den benachbarten Wald erreicht, ehe nur die Belagernden ihre Flinten wieder geladen haben.

Es ist auch in dem angeführten Artikel gesagt worden, daß der tapfere Obregon, im Anfange des Jahres 1823, Merino zu Roa schlug und ihm siebenhundert Gefangene abnahm. Diese vollkommene Niederlage entmuthigte ihn nicht. Der Hauptmann Paramo erhielt den Befehl, über die Brücke zu dringen und sich ihrer zu bemächtigen. Wen fand er am Eingang der Brücke? Merino, der mit einem Flintenschusse den Trompeter tödtete, von welchem der Hauptmann begleitet war. Paramo hat mir selbst gesagt, daß er dem Tode noch nie so nah ins Auge geschaut habe, als an diesem Tage und daß das abschreckende Gesicht des hartnäckigen Guerillas fast ein Medusenhaupt für ihn gewesen sey. Und zu bemerken ist noch hierbei, daß in dem Augenblicke, wo Merino den Kampfplatz Schritt für Schritt vertheidigte, alle seine Leute ihn schon verlassen hatten. Er allein hielt seinen Verfolgern stand.

Mich dünkt, das sind Beweise genug von dem, was von der Tapferkeit Merino's gesagt worden ist. Sein Muth ist der Barbarei seiner Sitten und der Wildheit seines Charakters vollkommen gleich. Ich berufe mich über alles, was der vorige Artikel enthält, auf die angeführten örtlichen Behörden; vor Allem auf die von Burgos, welche officielle Anzeigen von allen diesen Thatsachen und von vielen andern erhalten hat, die ich hier übergehe, weil ich mich beeile, die Person Merino's unter einem andern Gesichtspunete zu beleuchten und seine Ansichten in den verschiedenen revolutionairen Crisen, wo sein Name figurirt hat, zu untersuchen.

Für wen arbeitet Merino? was ist der Grund seiner Opposition? was verlangt er? Das sind Fragen, die jedermann aufwirft, welche aber zu lösen jedermann schwer werden würde, der diesen Mann nicht auf das Genaueste in seinem Privatleben gekannt hat.

Man hat gesehen, daß zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges Merino die Waffen ergriff, um sich für ihm widerfahrene Beleidigungen zu rächen. Das war das Geheimniß seiner Opposition. Im Jahre 1821 ging er aus einem ähnlichen Motiv wieder ins Feld, wie man auch aus dem ersten Theile dieser Notiz gesehen. — Aber jetzt, wird man vielleicht sagen, ist ja die Sache ganz anders; jetzt hat niemand seinen Stolz verletzt: mithin kann Merino nur im Interesse der Religion, der Priester, des Infanten Don Carlos und endlich des Absolutismus aufgestanden seyn. — Ach! das ist ein großer Irrthum! Merino aufstehen für die Religion! Hat er denn eine, der rohe Bergbewohner, welcher der erste ist, die wichtigsten und feierlichsten Acte der Kirche ins Lächerliche zu ziehen? Hat er je den Fuß in eine katholische Kirche gesetzt seit dem Tage, wo er, die Pistole in der Hand, dreißig Domherren von Valencia daraus vertrieb? Niemals; ich kann das mit Grund behaupten, wenigstens bis zum Jahre 1830. In den Schlachten ist seine Parole nicht Gott und die heilige Kirche; sein Ruf ist: zu den Waffen! Nach dem Siege

Digitized by Google

denkt er nicht daran, dem Himmel für den errungenen Vortheil zu danken. Er hat ihn für sich erkämpft, er benutzt ihn für sich und dankt niemanden dafür, wer es auch sey.

So handelt er denn für die Sache der Priesterr? — Noch weniger. Ich habe schon gesagt, daß er sie verabscheut; um sich davon zu überzeugen, darf man nur hören, wie er sich öffentlich über sie ausspricht. Nie wird man einen Priester bei Merino sehen. Wenn ein Mönch sich als Soldat an ihn anschließen will, so wird er schwerlich sehr glänzen: das Günstigste was er erlangen kann, ist, in einem kleinen Peloton Corporal zu werden. Frage man in dieser Hinsicht den Pfarrer von Foatoso, der ihm in der Epoche der Constitution folgte. Im Jahre 1822 ließ sich Merino von einer schweren Krankheit im Kloster der Sancta Clara heilen. Er brachte einen großen Theil des Jahres da zu: das war für ihn das beste Asyl wider die thätigen Verfolgungen, deren Gegenstand er war. Am Tage verkleidete man ihn als Nonne, damit er mit den Schwestern im Garten spazieren gehen konnte; des Nachts schlief er in der Kirche hinter der Statue der heiligen Clara in der Tiefe einer Art von Verschlag, wo man ein für jedermanns Augen unsichtbares Bett bereitet hatte. Wie glaubt man, daß er so viele Fürsorge belohnte? Durch unausgesetzte Beleidigungen der Nonnen, mit schrecklichen Drohungen sie überhäufend und zuweilen sich Ausbrüchen der größten Leidenschaftlichkeit und selbst Gewaltthätigkeit überlassend. Oft hat er im Refectorio Schüsseln am Kopfe der Superiorin zerschlagen; und warum? Weil diese Aebtissin, erschreckt von der Ausgelassenheit und dem Cynismus, die in seinen Reden herrschten, ihn zu einem erbaulicheren Benehmen zu bewegen suchte. Das sind einige der Thatsachen, welche beweisen, welche Anhänglichkeit Merino für die Religion und diejenigen hat, die sich zu deren Aposteln aufwerfen.

So arbeitet er denn im Interesse von Don Carlos? — Wenn jemals Don Carlos auf den Thron seines Bruders stieg, kein Zweifel, daß Merino mächtig zu seinem Triumphe beigetragen hätte (ein Resultat, was mir jedoch, im Vorübergehen sey es gesagt, unmöglich scheint). Aber nicht für Don Carlos hat er die Waffen ergriffen. Seine Erfolge würden diesem Prinzen nützen, ohne daß es Merino's Wille gewesen wäre, denn er hat nicht die geringste Sympathie für ihn. Im Jahre 1827 sprach sich ganz Catalonien für Don Carlos aus; Bessieres verließ Madrid; man lud sechs oder siebenmal Merino ein, sich gleichfalls für diese Sache zu erklären. Was war seine Antwort an die Abgesandten der Rebellen: „Ich befinde mich sehr wohl zu Hause; mir liegt wenig „daran, ob der, der den Thron einnimmt, M. oder N. heiße, wenn er „mich nur in Ruhe läßt. Geht, und kommt nicht wieder." — — Ich führe nur diesen Zug an, dem niemand widersprechen wird.

Nun, was will er denn? Man überblicke das ganze Leben Merino's, man suche das Geheimniß aller Grausamkeiten, die es beflecken, und man wird sehen, daß er eine eigene Sache für sich geschaffen und dieser allein seinen Arm gewidmet hat. Er weiß, daß er zu viele Verbrechen begangen hat, als daß die Regierungen, die er bekämpft hat, ihm nur irgend eine Aussicht auf Ungestraftheit lassen können. Dieser Instinct der Selbsterhaltung ist es, der alle seine Entschlüsse, alle Handlungen seines Lebens bestimmt. Setze man voraus, daß eine Regierung, die sich in Spanien festsetzt, sey es selbst eine republikanische, Merino volle Vergessenheit des Vergangenen verspreche, vor Allem ihm Vertrauen in ihre Versprechungen einflöße, so stehe ich mit meinem Kopfe dafür, daß Merino die Waffen niederlegen und den Reformatoren des mönchischen Absolutismus seine mächtige und einflußreiche Mitwirkung nicht versagen wird. Er ist kein Parteimensch; er will, er wird sich stets nur an denen rächen, die er fürchtet, oder die ihn beleidigt haben. Wer sind nun diese? Das wollen wir später sagen. Aber nicht gegen friedliche Menschen, welcher Meynung sie auch seyen, wird er sich feindlich zeigen. Damit niemand bezweifle, was ich hier behaupte, will ich eine Thatsache anführen, deren Beglaubigung man in den Archiven des königlichen Gerichtshofes von Valladolid finden kann, und wovon noch lebende Zeugen auf den Galeeren von Santogna vorhanden sind.

Es ist erzählt worden, daß Merino's Schwester sich mit einem Pächter von Villahoz verheirathet habe. In dem ersten Artikel haben wir darüber nichts weiter sagen wollen; jetzt fühlen wir uns veranlaßt, mehrere Details zu geben; hier hat man eine sehr interessante Anecdote:

Im Jahre 1823, als die Armee des Herzogs von Angoulême Spanien in ihrer Gewalt und Ferdinand schon nach Madrid zurückgeführt hatte, ermordete der Mann der Schwester Merino's, Antonio Saatayo und Santiago Beltran, beide die einzigen Royalisten von Villahoz, den Alcaden Mateo Alvarez, einen feurigen Constitutionellen und persönlichen Feind von Merino. Nachdem der königliche Gerichtshof von Valladolid Kenntniß von diesem Morde erhalten hatte, schickte er eine Compagnie Lanciers und einen Commissair (receptor) aus, welche sich der Mörder bemächtigten, und sie in das Gefängniß von Valladolid führten, auf Ansuchen der Wittwe des unglücklichen Mateo Alvarez. Zu dieser Zeit war Merino zu Madrid, überhäuft mit Gnadenbezeugungen von Ferdinand und von allmächtigem Einflusse auf ihn. Seine Schwester besteigt die Diligence, eilt zu ihm und fleht ihn an, den Credit, dessen er genoß, zu Gunsten ihres Mannes anzuwenden. Der Alcade, fügt sie hinzu, war Dein Feind und nur um Dich zu retten, hat ihn mein Mann getödtet. Merino antwortet der Bitte seiner Schwester mit einem wilden Blicke und will sie Anfangs gar thüe hinauswerfen. Aber plötzlich hält er ein, läßt sie in seinem Zimmer Platz nehmen, setzt sich und schreibt, siegelt den Brief, giebt ihn seiner Schwester und sagt ihr: „Nimm augenblicklich den Wagen von Valladolid und gieb diesen Brief an seine Adresse." Er war an Don Ignacio Romero, Richter de la sala del crimen, gerichtet. Die Schwester gehorcht; sie kehrt nach Valladolid zurück, nicht zweifelnd, daß das Missiv, was sie trägt, ein Befehl zur Befreiung ihres Mannes sey. Sie übergiebt den Brief, der Richter öffnet ihn; folgendes war sein Inhalt:

„Mein Herr,

„Meine Schwester wird Ihnen diesen Brief übergeben. Ich beauf„trage Sie, einen zweiten Mann für sie zu suchen und den ersten „hängen zu lassen, zur Strafe des Mordes, den er an dem Alcaden „von Villahoz begangen hat. Nicht ihm kam es zu, die Meynungen „der Menschen zu beurtheilen.

Unterz. Merino."

Der königliche Gerichtshof erfüllte nicht die ganze Absicht Merino's: er begnügte sich, die Schuldigen zu zehnjährigee Galeerenstrafe (presidio) zu Santogna zu verurtheilen, wo sie ihre Zeit noch nicht ausgehalten haben.

Der magische Einfluß Merino's auf die Castillianer kann mit einem einzigen Zuge geschildert werden. Der Richter erster Instanz der Stadt Covia, Don Pedro Martinez de Velasco, aufrichtiger Constitutioneller und Bruder des edlen Deputirten bei den Cortes, Don Antonio Martinez de Velasco, jetzt als Verbannter in England lebend, besuchte seine Familie in Villahoz, einige Tage nach dem Morde, von welchem eben die Rede gewesen. Es waren damals viele Royalisten in dieser Stadt, die, in ihrem Eifer blutiger Reaction, aus der Umgegend herbeigeeilt waren, um die Verhaftung von Merino's Schwager zu rächen. Sie hatten angefangen, alle Liberale des Ortes ins Gefängniß zu werfen und als sie erfuhren, daß Martinez de Velasco angekommen sey, strömten sie nach seinem Hause in der Absicht, sich seiner Person zu bemächtigen. Bei ihrem Erscheinen zeigte dieser Patriot seinen Paß vor: er war von

Digitized by Google

der eignen Hand Merino's geschrieben und besagte, daß Herr Don Pedro Martinez de Velasco ohne Furcht beide Castilien durchreisen könne. Der Anführer der Bande hatte nicht sobald die Worte auf dem Passe: Im Namen von Geronimo Merino, gelesen, als alle den Hut abnahmen, mit religiösem Schweigen zuhörten und auf der Stelle abzogen. Der Befehlshaber küßte den Paß, bevor er ihn zurückgab und stellte eine Ehrenwache vor das Haus dessen, den zu verhaften er gekommen war.

Nach den Thatsachen, die ich angeführt, bleibt mir noch übrig, einen der vorzüglichsten Puncte zu berühren: nämlich die Frage zu beantworten, was es mit der dritten Insurrection Merino's für eine Bewandniß habe? Was mich betrifft, so stimme ich mit denen nicht überein, welche Merino Plane und Ideen unterlegen, die, ich bin dessen ganz gewiß, nie in seinen Kopf gekommen sind. Ich wiederhole es, weil es die Wahrheit ist, wenn die Priester und Carlisten einigen Vortheil von dem übermenschlichen Einflusse dieses Menschen ziehen, so müssen sie es ihm nicht zu Gute schreiben. Nicht für sie opfert er seine Ruhe. Die liberale Partei, zu welcher zu gehören ich mich rühme, hat einen großen, einen unermeßlichen Fehler begangen, indem sie Merino zur Zeit der Constitution beleidigte. Dennoch sind es nur die Josephino's, welche Merino als seine wahren Feinde betrachtet. Niemals wird er ihnen verzeihen, niemals sie an der Spitze der Gewalt dulden. Das ist ein Haß, der nur mit seinem Leben erlöschen wird.

Im Jahre 1828 wurde er von der Regierung nach Madrid berufen: er begab sich dahin und gewahrte bald den Einfluß, welchen Migoyo, Hermosilla, Burgos und verschiedene andere Josephino's im Pallaste hatten; er sah, daß das einzige Journal, das in Madrid erschien, unter der ausschließlichen Leitung Cacherero's stand. Das erbitterte ihn aufs Aeußerste. Ich sah ihn selbst zu dieser Zeit in seinem Hause in der Prinzenstraße und seine Gefühle sind mir wohlbekannt. Eines Tages kam er bleich, von schrecklichem Zorne erfüllt nach Hause. Wie? rief er in einem wüthenden Tone, wir sollten uns noch von den Menschen regieren lassen, die mich so verfolgt haben! Wie? wir sollten keine andere Aussicht in die Zukunft haben, als ihren Verrath und ihre Feigheit? Wenn das geschähe, so würde ich mich furchtbar zu rächen wissen. Nein, niemals werde ich mich diesen höllischen Wesen, diesen Genossen des Usurpators unterwerfen. Sie haben meinen Kopf gewollt! Wohlan, ich will mich mit dem Blute tränken, das dem ihrigen entströmen wird!

Sollte diese Epoche für Merino gekommen seyn? Liegt der Grund vielleicht da, weswegen er die Waffen ergriffen? Diese Voraussetzung hat nichts Unwahrscheinliches. Ich bitte alle meine Landsleute, sich zu erinnern, daß Merino im Jahre 1823, beim Einzuge des Herzogs von Angouleme in Spanien, weder die Regentschaft von Urgel, noch irgend eine Autorität anerkennen wollte, daß er laut die französische Intervention zu Gunsten Ferdinands tadelte und daß, in der Alternative, entweder die Armee des Herzogs von Angouleme zu bekriegen, oder ihr zu gehorchen, oder sich der königlichen Regentschaft zu unterwerfen,*) er vorzog, neutral zu bleiben, beide Castilien zu verlassen und mit seiner Bande in die Provinz Estremadura zu gehen, wo er völlig unthätig blieb. Ich bitte sie, sich noch zu erinnern, daß, sobald die Franzosen über die Pyrenäen gegangen waren, und den Fuß auf spanischen Boden gesetzt hatten, er aufhörte, die liberale Partei zu bekriegen. In Estremadura hatte er eine einzige Affaire, und da war er von Don Antonio, dem Bruder des unsterblichen Empecinado, angegriffen worden.

*) Es blieb ihm indessen noch eins übrig, nämlich, sich an die Constitutionellen anzuschließen; das that er doch auch nicht. Anm. d. Red.

Die Stellung Merino's ist jetzt sehr schwierig. Von allen Insurgenten ist er der einzige wahrhaft furchtbare Mann. Aber verlieren wir nicht aus dem Gesicht, daß er, in der jetzigen Revolution, mehr als eine Hoffnung täuschen wird. Zwischen Don Carlos und einer Regierung von Josephino's ist seine Wahl nicht zweifelhaft. Zwischen einer liberalen Regierung und einer Regierung von Josephino's wird er sich ohne Bedenken für die erstere entscheiden. Aber wenn die Revolution so um sich griffe, daß eine Intervention Frankreichs nöthig würde, wenn diese Intervention mit dem Zwecke einträte, das halb josephinische, halb apostolische Ministerium zu halten, das jetzt Spanien regiert, so würde man Merino seinen Kampf von 1808 gegen die französische Armee wieder beginnen sehen.

Die spanische Regierung hat in ihm einen Feind, dessen sich zu entledigen ihr nicht leicht seyn wird. Möchte sie noch so viel Geld aufwenden, Mörder dingen, das würde verlorene Mühe seyn. Diese Mittel sind schon sehr oft angewendet worden. Man hat seinen Diener gewonnen; man hat acht bis zehn Exgarden von den Flüchtlingen des 3. Juli 1821 bestochen, man hat Bauern erkauft, und alle diese Leute, welche versprochen hatten, ihn aus dem Wege zu räumen, sind nur bis zu ihm gelangt, um sich — unter seine Fahne zu stellen. Diejenigen, welche die Kühnheit so weit getrieben haben, an seiner Person die Todesart versuchen zu wollen, welcher Cäsar zum Opfer fiel, wurden im Augenblicke der Ausführung von einem solchen Schrecken ergriffen, daß Merino ihre Absicht leicht durchschaute und sie mit den Worten entließ: Flieht, Elende! Ihr wollt mich ermorden: flieht, damit Ihr nicht eine Minute später mein Opfer werdet.

Ich will diesen Artikel nicht noch weiter ausdehnen. Die Details, die ich gegeben, genaue und unbestreitbare Details, werden hinreichen, um diesen Charakter in jeder Hinsicht zu würdigen, wenn es überhaupt möglich ist, mit einem Charakter aufs Klare zu kommen, in welchem das Gute und Böse in einem so eigenthümlichen Kampfe liegt, wo die Leidenschaften und Neigungen sich nur unter den regellosesten Formen der rohen, ja verwilderten Natur offenbaren.

---

## Reise in der Regentschaft von Algier,
oder
## Beschreibung des von der französischen Armee in Afrika besetzten Landes.

Von Rozet, Hauptmann des Generalstaabes.

Paris 1832.

(L.)

Herr Rozet hat von Algier eine reiche Aerndte geographischer Notizen zurückgebracht; sein Werk ist das erste, was uns die Geologie Algiers und die Naturgeschichte des Landes kennen lehrt, das bestimmte Unterscheidungen zwischen den verschiedenen Volksstämmen feststellt, und das uns überdem Zeichnungen der Monumente und Costume giebt. Nur die Idiome der Barbaresken hat der Verfasser nicht in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. In einigen Jahren werden wir wahrscheinlich doppelt so viele Aufschlüsse haben, vorausgesetzt, daß Frankreich Algier behält. In diesem Augenblicke findet man nirgends so viele Notizen über dieses Land, als in der Reisebeschreibung des Herrn Rozet, ob er gleich nur die Puncte der Regentschaft hat sehen können, die von französischen Truppen besetzt oder doch besucht worden sind; denn in diesem

Digitized by Google

Lande können die Gelehrten nur unter starker militairischer Escorte Forschungen anstellen; so wie man sich von den Orten entfernt, wo eine Garnison liegt, wagt man den Säbel oder die Lanze eines Berberen oder Mauren über seinem Haupte geschwungen zu sehen. Algier und Oran sind zwei nur wenige Tagereisen von einander entfernte Plätze; beide sind von unseren Truppen besetzt; inzwischen kennt man noch die Straße zwischen beiden Städten nicht; nur zu Wasser, d. h. zur See, kann man die Communication zwischen ihnen erhalten. Der Zwischenraum ist ein feindliches Land. Derselbe Fall ist mit allen Zwischenräumen zwischen den übrigen Städten der Regentschaft. Man ist dessen gewiß, was man occupirt; außerhalb hat man nur Feindseligkeiten zu erwarten.

Zwei Drittheile des Gebietes, das sich vom Meeresufer bis zum Fuße des kleinen Atlas ausdehnt, sind mit Gesträuch bedeckt; viele Familien würden da ihre Subsistenz finden, wenn man, indem man den Pflug führet, nicht immer auch die Flinte im Arme haben müßte. Das Clima ist gut, mit Ausnahme der sumpfigen Terrains am Ufer der Flüsse; da sind die Fieber gefährlich, wie überall, wo die Miasmen sich bei starker Hitze entwickeln. Weil man die unglückliche Muster-Gutswirthschaft auf einem Terrain dieser Art angelegt hat, sind so viele Colonisten gestorben. Die Einrichtung und Anlegung dieses Gutes oder Culture-Versuches ist kein Muster von unterscheidendem Urtheil gewesen und der Irrthum der Speculanten ist der europäischen Bevölkerung theuer zu stehen gekommen.

Herr Rozet giebt 17° als die mittlere Temperatur von Algier an; nie fällt das Thermometer unter Zero; dennoch ist die Kälte sehr empfindlich, vielleicht weil man wenige Vorsichts-Maaßregeln trifft, um sich davor zu schützen. In den Sandwüsten zeigt das Thermometer 45—50, zuweilen selbst bis zu 56° Hitze an; auch verbrennen denen, die durch diese Wüsten ziehen, die Sohlen an den Füßen: dennoch kochen die Eier nicht, wenn man sie in diesen glühenden Sand steckt. Die stärkste Hitze herrscht zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, wegen der Windstille in dieser Stunde. Zu allen Zeiten ist die Hitze mit Feuchtigkeit verbunden; auch können die Soldaten nur mit Mühe verhindern, daß ihre Waffen rosten. Selten weht der Wind aus Osten oder Westen, der Nordwind ist gewöhnlich; vom November bis zum Mai ist die Jahreszeit der Regen und der Stürme. Die Blätter der Bäume fallen am Ende Decembers; aber schon im ersten Monate des Jahres (d. h. im Januar) schlagen sie von Neuem aus. Im März ärndtet man schon die ersten Früchte und im Juni servirt man auf den Tafeln Trauben von Gutedel, und dem besten andern Gewächs. In der Regentschaft von Algier kennt die Natur die lange und traurige Ruhe unserer Winter nicht; sie hat nicht die Zeit, sich in ein Leichentuch zu hüllen, aber wenn sie es thut, so geschieht es nur, um es zu zeigen; sie ersteht unmittelbar wieder mit dem schönsten Grün. In diesem Clima erreichen die Olivenbäume die Größe unserer Eichen; doch sind die Oliven klein und das Oel, das man daraus preßt, herbe; inzwischen ist dieses der Fehler der Anbauenden, die die Kunst nicht gelernt haben, den besten Nutzen aus der Frucht Minervens zu ziehen. Herr Rozet ist der Meynung, daß die Colonie von Algier Frankreich mit Oel und Seide versorgen könnte. Diese beiden Artikel sind wichtig; man sucht sie in ganz Europa: Frankreich würde einen sichern Absatz davon haben.

Der Dattelbaum steht gern zwischen Ruinen und Gräbern; die Granaten sind häufig; die Orangen von Belyda wiegen die von Mayorka auf; eine gefährliche Frucht ist, zu Algier, die Aprikose: man hat ihr den Beinamen Mazza-franca, d. h. welche die Franken oder Europäer tödtet, gegeben. Man würde herrlichen Wein zu Algier gewinnen, denn es ist das Land der Weinreben; aber man müßte gewiß seyn, den Wein trinken oder ausführen zu können; vielleicht hat man in der Folgezeit hinlängliche Sicherheit dazu.

Es bedürfte derselben Sicherheit, um sich mit der Benutzung der Bergwerke zu beschäftigen: der Verfasser vermuthet, daß große Kupferlager vorhanden sind. Das Thierreich scheint keine große Verschiedenheit darzubieten. Herr Rozet stellt einen Satz auf, der denjenigen großes Aergerniß geben kann, die eine sehr hohe Meynung von der Menschen-Würde haben: nämlich, daß, seit die französischen Soldaten in Algier sind, es ihnen besser gelungen ist, die Affen zu civilisiren, als die Beduinen. Ich will indessen doch die Vertheidigung des Verfassers übernehmen. Die Affen sind die Freunde der Soldaten geworden und die Beduinen haben mit ihnen noch nichts als Flintenschüsse gewechselt.

Trotz der Bacbacei der Einwohner wissen sie doch die häuslichen Dienste der Hunde und der Katzen zu würdigen. Die Truppen schlafen am Abend im Lager ein, in der Nachbarschaft der Feinde, sich auf die Wachsamkeit ihrer Hunde verlassend, die ihre Piquets und ihre Patrouillen sind. Wenn die Franzosen, bei ihrer Expedition von 1830, das Fort des Kaisers so leicht überrumpelt haben, so kommt das daher, daß diese Nacht die Hunde weniger wachsam als gewöhnlich waren; ihre sonst unausgesetzte Wachsamkeit mangelte gerade bei der wichtigsten Gelegenheit, die sich je dargeboten.

Eine große Eigenheit ist die Verehrung für die Katzen, die auf dem ganzen Littorale des nördlichen Afrika existirt. Die Algierer erweisen ihnen zwar nicht die Ehre, sie nach ihrem Tode einzubalsamiren, wie ihre Landsleute, die Aegyptier, thaten; aber während ihres Lebens respectiren sie sie eben so sehr; die Türken erlauben den Juden von Algier eben so wenig, Katzen als Sclaven zu haben; das waren zwei den Muselmännern vorbehaltene Vorrechte. Auch küßten die Juden, als sie von den Franzosen emancipirt wurden, anfänglich die Kleider ihrer Befreier; dann dienten sie ihnen als Courtiers, dann betrogen sie sie bisweilen.

Die Mauren constituiren den Hauptstamm der Bevölkerung Algiers; sie bewohnen vor Allem die Städte; es sind schlechte Soldaten und, was schlimmer ist, sie sind weder gastfrei noch selbst menschlich. Herr Rozet führt eine sehr entmuthigende Sprache, indem er behauptet, daß man dieses Volk zu nichts wird benutzen können; die Mauren stammen, nach unserem Verfasser, aus einer Mischung von Medern und Herakliden mit den ursprünglichen Lybiern. Ich will gern an ihren Mangel an Gastfreiheit und an die Härte ihres Herzens glauben, aber ich erlaube mir, an ihrer Verwandtschaft mit den Herakliden zu zweifeln.

Sie haben verschiedene Charakterzüge mit den Berberen oder Plünderern der Wüste gemein, die die Armee von Algier so sehr beschäftigen; sie vergraben alles Geld, was sie gewinnen. Sie verkaufen gern an die Franzosen; aber sie kaufen sehr wenig von ihnen und vertrauen, wie schon gesagt, ihren Gewinn der Erde an. Auch hofft Herr Rozet nicht, daß Frankreich je einen lucrativen Handel mit den Eingeborenen von Afrika werde treiben können. Nach und nach werden sie aber doch mit den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens vertraut werden; und da weder ein Dey noch ein Bey mehr da ist, der ihnen ihr Geld abnimmt, so so werden sie vielleicht allmählig Zutrauen zu den Europäern fassen und ihr gewonnenes Geld Früchte tragen lassen, statt es zu vergraben.

(Der Beschluß folgt.)

---

Gedruckt in der Böhsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 873. Hamburg. Mittwoch, den 4. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstyp. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Königin Hortensia in Italien.

(Beschluß.)

(N.)

Wir gingen nun Punct für Punct die neuen Institutionen durch, welche es allen Römern möglich machten, zu Aemtern zu gelangen, und die bis zu einem gewissen Grade den Adel und die Geistlichkeit befriedigen konnten. Ich ließ ihn mehreres ändern, woran das heilige Collegium, weil es mit dem geistlichen Theile in Berührung zu kommen schien, hätte Anstoß nehmen können. Er hieß alle meine Bemerkungen gut und ging hocherfreut über sein Werk von dannen.

Ich habe immer wahrgenommen, daß die Jugend, von dem Drange, nützlich zu seyn, beseelt, gern nach ihrem edlen Eifer urtheilt und nie am Gelingen zweifelt. Auch ich habe die Illusionen getheilt, bin aber durch die Erfahrung entzaubert worden. Nachdem ich gesehen, wie das größte Genie selbst von ausgezeichneten Leuten oft so wenig verstanden ward, wie hätte ich da glauben sollen, daß eheliche Priester, mit den neuen Ansichten gänzlich unbekannt, die im Begriff sind, diese Welt umzukehren, gewöhnt an die von Gott empfangene Allmacht, irgend etwas daran hätten ändern wollen? Man hätte sie ganz umschaffen müssen. Ich hatte mich nicht geirrt. Am folgenden Tage war eine große Soirée bei dem Könige Hieronimus, und er sagte zu mir: „Ich habe gehört, daß der junge Belgier, welcher bei Ihnen ein- und ausgeht, der päpstlichen Regierung Besorgnisse einflößt; man hält ihn für einen Revolutionair und beginnt, ihm zu mißtrauen. Es ist selbst die Rede davon, ihn von Rom fortzuschicken.“ — Das war denn der Dank für seinen guten Rath!

Um diese Zeit ward viel über die Berufung des ältesten Sohnes meines Bruders zum belgischen Throne discutirt. Sobald das Volk Herr geworden ist, da sieht es sich, als Gewähr seiner Unabhängigkeit, nach den neuen Illustrationen um, dem es seinen Ruf und die ihm alles zu verdanken haben. Aber das lag nicht in der Politik, welche die französische Regierung befolgte; überdem flößten alle persönlichen Eigenschaften des Prinzen Leopold der Familie Orleans den Wunsch ein, daß er der Gatte der Prinzessin Louise würde, und so mußte man denn schon wünschen, daß ihm Belgien anheimfalle. Was meinen Neffen betrifft, so konnte er sich nach dieser Krone nur dann sehnen, wenn Frankreich sich ehrlich für ihn interessirte, was aber nicht wahrscheinlich war.

Nahe daran, seine Staaten zu verlieren, warf der Papst sich Oesterreich in die Arme. Italien sah ängstlich nach dem aus, was Frankreich nun beschließen würde. Wenn dieses, nach seiner Revolution, laut erklärt hätte, daß es keine andern unterstützen würde, so hätten die Völker ihm keinen Vorwurf machen können, wenn sie, indem sie aufstanden, verlassen blieben. Aber von der Tribüne aus war die Unverbrüchlichkeit des Princips der Nichtintervention proclamirt worden; das hatte jedermann getäuscht; da ist es nicht zu verwundern, daß es einer exaltirten, unglücklichen und unternehmenden Jugend eben so erging.

Die Zeitungen und die verschiedenen Berichte hatten auch alles das vergrößert, was zu Rom vorgefallen war. Meine Kinder waren unruhig darüber, mich in der Mitte irgend einer Gefahr zu wissen, deshalb schrieben sie mir, trotz meiner Briefe, die sie beruhigen sollten, und baten mich aufs inständigste, Rom zu verlassen, mit dem Zusatz, sie würden sich den andern Tag bestimmt auf den Weg machen, um mir entgegen zu reisen. Dies Schreiben traf mich, wie die Verkündigung eines großen Unglücks, aufs furchtbarste. Die Insurrection näherte sich — sie konnten vielleicht mitten dahinein gerathen, sich in sie stürzen. Ich sah sie in einem so ungleichen Kampfe verloren, denn ich täuschte mich nicht über die Resultate. Da ich meiner Furcht und meiner Unruhe nicht Herr werden konnte, so entschloß ich mich, auf der Stelle abzureisen. Ich mußte wieder unter ihnen seyn, wenn ich wieder Ruhe haben wollte.

Herr von Beaufleur begleitete mich. Den Verwundeten, der in der Besserung war, hinterließ ich der Sorgfalt treuer Diener, den andern Unglücklichen aber nahm ich mit mir auf dem Sitze meines Wagens. Ich reisete absichtlich vor Tagesanbruch ab, damit er an den Thoren von Rom nicht erkannt werden sollte. Doch hatte ihn jemand bemerkt, ihm ein Zeichen gemacht, aber geschwiegen: es war ein Freund von ihm gewesen. Als wir weiterhin zu einem Thor gelangten, stießen wir auf eine Truppe, die Civita-Castellana vertheidigen sollte und deren Anführer der Kerkermeister des Offiziers gewesen war, daher dieser, als er ihn gewahrte, zitterte, daß er ihn erkennen möchte. Aber endlich hatten wir die Gränze überschritten und es sprach sich nun in seiner Freude, in seiner Dankbarkeit deutlich aus, was er schon erlitten und was er noch zu erleiden gefürchtet hatte.

Was mich betrifft, ich fühlte mich selbst nicht: in jedem Wagen, den ich von fern erblickte, vermuthete ich meine Kinder; dann war ich wie verzweifelt, daß ich mich getäuscht hatte; zuletzt aber beruhigte ich mich doch wieder. Nach Empfang ihrer Briefe hatte ich ihnen geschrieben, daß sie bleiben sollten; daß ich kommen würde; daß sie mir nicht entgegenreisen möchten, und daß ich gut escortirt wäre. Sie werden ja meinem Wunsche nachgekommen seyn, weshalb brauche ich mich denn zu beunruhigen! Aber so viel ich mir dieses auch vorpredige, steigt doch meine Besorgniß, je weiter ich komme, und ich kann denen, die um mich sind, meine Angst nicht ganz verhehlen.

Herr von Breffieur, der Carl X. und dessen Familie auf ihrer Flucht begleitet hatte, und der vermöge eines außerordentlichen Ungefährs nun abermals die Sauvegarde eines andern Mißgeschicks war, bot alles auf, mich zu beruhigen. Ich war ihm um so mehr Dank schuldig, daß er, um mir nützlich zu seyn, Rom verlassen hatte, als zur nämlichen Zeit eine junge Wittwe, die er liebte, dort angekommen war. Bei der Anzeige seiner nahen Abreise, hatte sie ihre geheimen Gefühle nicht verbergen können, und überzeugt, Gegenliebe zu finden, hatte er sie in dem Augenblicke verlassen, wo er hätte glücklich seyn können. Er erzählte



Digitized by Google

mir, um mich zu zerstreuen, von seiner Liebe und von seiner Begleitung Carls X.

Ich hörte ihn mit Theilnahme an und redete ihm sehr zu, sofort nach Rom zurückzukehren, um sich zu verheirathen. Es that mir weh, die Ursache einer Verspätung seines Glückes zu seyn. „Nein," sagte er zu mir: „ohne diese Reise hätte ich noch lange nicht erfahren, daß sie mich liebte; Sie haben mir also zu meinem Glücke verholfen."

Es ward Nacht. Noch an dem Ufere von Florenz hoffte ich meine Kinder mir, wie gewöhnlich, zu Pferde entgegenkommen zu sehen: aber vergebens. Angekommen vor einem Gasthofe, konnte ich kaum aus dem Wagen steigen; mir zitterten die Beine. Ich spreche von ihnen, man weiß mir nichts von ihnen zu sagen und meynt, sie würden wohl bei ihrem Vater seyn: doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Herr von Bressieux lief zu meinem Gemahl. Das war ein schrecklicher Augenblick der Ungewißheit. Endlich kehrt er zurück — um mir das Schrecklichste zu melden. Sie waren abgereist!

Es würde mir schwer fallen, all die Angst zu schildern, die mich befiel, und all den Kummer, den ich im Voraus empfand. Er drückte mich zu Boden.

Ein Diener, den mein jüngster Sohn hinterlassen hatte, brachte mir einen Brief von ihm, folgenden Inhalts: „Ihre Liebe wird uns verstehen; „wir sind Verpflichtungen eingegangen, welchen wir uns nicht entziehen „können; und der Name, den wir tragen, zwingt uns, den unglücklichen „Völkern beizustehen (!), die uns anrufen. Machen Sie, daß ich in den „Augen meiner Schwägerin als derjenige erscheine, der ihren Mann „beredet hat, weil es ihm weh thut, ihr eine Handlung seines Lebens „verhehlt zu haben."

Bei der Lesung dieses Briefes, der mir das Herz brach und aller Ungewißheit ein Ende machte, rief ich aus: „Frisch auf! hier darf vom Hingeben zur Verzweiflung keine Rede seyn! jetzt ist Muth vonnöthen!" Ich nahm all den meinigen zusammen. So sind sie denn allen Gefahren, allen Unglücksfällen preisgegeben! Wenn sie nicht herauszuziehen sind, so soll unsere Sorgfalt mindestens ihnen zugewendet seyn, um sie zu leiten, und, wenn es angeht, durch unsern Einfluß zu retten.

Ich brachte die Nacht damit zu, an sie zu schreiben. Ich beschwor sie, zurückzukehren, wenn sie nicht in dieser Sache, die ihnen nur verderblich werden könnte, Partei genommen hätten, und wenn es möglich wäre, daß sie sich mit Ehren herausziehen könnten. Herr von Bressieux übernahm mein Schreiben und all meine Rathschläge zur Beförderung. Er nahm den Offizier mit sich, der sich meinen Kindern anschließen wollte, und dem ich sie mit weinenden Augen empfahl.

---

## Besuch bei den Chinesen zu Kiachta.

Auszug aus den Briefen einer russischen Dame, mitgetheilt durch den

Herrn Klaproth.

(Aus L'Europe litteraire)

(N.)

Kiachta den 3. Februar.

Wir sind um neun Uhr Morgens von Irkutsk abgereist; die Angara war aus ihren Ufern getreten, daher wir die große Heerstraße nicht benutzen und nicht mit der gewöhnlichen Schnelligkeit reisen konnten. Wir kamen erst Mittags auf der ersten Station an, wo wir unsere Mahlzeit hielten. Um halb sieben Uhr erreichten wir Galandea, an den Ufern des Baikal-See's, ungefähr achtundzwanzig Stunden Weges von Irkutsk. Wir übernachteten dort; denn es wäre gefährlich gewesen, diesen zugefrorenen See im Finstern zu passiren, indem man leicht in den breiten Spalten, die sein Eis stellenweise hatte, hätte ertrinken können. Am andern Morgen hatten wir in drei und einer Viertelstunde vierzehn Lieues auf dem Baikal zurückgelegt. Es ging, wie im Vogelfluge; das spiegelglatte Eis war nirgends mit Schnee bedeckt; die steten Winde fegen diesen immer weg, und die Pferde müssen stets galoppiren, wenn sie nicht stürzen wollen. So fremd eine solche Fahrt mir auch war, machte sie mir doch vielen Spaß; die Spalten, vor welchen ich Anfangs Angst gehabt hatte, hatten sich mit gefrorenem Schnee ausgefüllt. Das Wetter war köstlich und der Himmel klar, daher wir die malerischen Ansichten der mit hohen Bergen besetzten Ufer des See's bewundern konnten. Gegen Abend kamen wir zu Nynei Udinsk, dreiundachtzig Lieues von Irkutsk, an. Wir wurden in einem sehr niedlichen Hause untergebracht, das der Wittwe eines Kaufmannes angehörte. Sie nahm uns gut auf, und am andern Morgen um neun Uhr reiseten wir weiter. Von hier bis nach Ust-Kiachta reiset man wieder über das Eis der Selengga. Diese Strecke ist aber nicht überall bequem und hat uns sehr ermüdet. Hinter Ust-Kiachta giebt es nur noch eine Station bis Kiachta. In diesem letzten Flecken nahmen wir unsere Wohnung bei dem Buchhalter der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie. Er schien hocherfreut zu seyn, uns bei sich aufzunehmen. Der Theil des Orts, wo er wohnt, heißt nicht eigentlich Kiachta, sondern Troitzkoi-Sawsk, abgekürzt Troitzk; er ist den Beamten der Regierung vorbehalten und es darf dort kein Kaufmann wohnen. Das wirkliche Kiachta liegt eine Stunde Weges weiter, hart an der Gränze von China; es wohnen dort der russische Gouverneur und die Kaufleute, welche mit den Chinesen im Handel stehen.

Den 6. Februar. Wir haben uns nach Kiachta begeben, wo wir den Herrn Sabatchikow, Commissionair der russisch-amerikanischen Compagnie, einen Besuch abstatteten und von ihm aufs Beste empfangen wurden. Es war schon spät, und da man sich deshalb anschickte, die Niederlage des chinesischen Handels, Maimatchin (Tauschhandels-Flecken), zu schließen, so drängten sich viele Chinesen dem Thor zu. Ihre Kleidung ist hübsch und sieht gut. Auf der Straße tragen sie eine Art enger Sutane oder Schlafrock, und über diesen eine Casaque mit langen und weiten Aermeln; ihr Haupt schmückt eine mit Pelzwerk verbrämte Tuchmütze; eine lange Haarflechte hängt ihnen bis über die Hüften hinab. Ihre Kleider sind von sehr schwerem Seidenzeuge oder von Sammt. Der Commissionair erwartete eben einen Chinesen, mit welchem die Compagnie Geschäfte macht; ich freute mich im Voraus, ihn so nahe zu sehen zu bekommen — aber er blieb aus. Wir werden dies Vergnügen ein andersmal haben; denn die vornehmsten chinesischen Kaufleute hatten auf die Kunde von der Ankunft des Barons Wrangel um die Ehre gebeten, ihm nacheinander ein Diner geben zu dürfen. Wir waren auf morgen bei dem Zolldirector zur Mittagstafel eingeladen worden, zogen es aber vor, zu dem Kaufmanne Sin i Tsun zu gehen. Nach unserer Rückkehr von Kiachta nach Troitzk habe ich die Gattin des Herrn Directors besucht: es ist eine sehr hübsche Polin, die auch etwas Deutsch spricht.

Den 7. Februar. Wir haben für heute auf unser chinesisches Diner verzichten müssen. Als der Dzargotchi (und nicht Sugutchi, wie die Russen diesen mongolischen Titel gewöhnlich aussprechen), welcher der Oberbefehlshaber des Maimatchin und der Director des chinesischen Zollamts ist, erfahren hatte, daß Herr von Wrangel, Director der Colonieen der russischen Compagnie in Amerika, bei einem chinesischen Kaufmanne speisen würde, noch ehe er ihm diese Ehre erwiesen, so hatte er sich darüber beleidigt gefühlt. Er hatte deshalb den Herrn Ivan Bogdanovitsch, Director des russischen Zollamts, bitten lassen, sich diesem Vorhaben zu widersetzen. So waren wir denn genöthigt, bei dem Kauf-

Digitized by Google

manne abfagen zu laſſen und bei dem Director zu ſpeiſen. Dieſen Morgen habe ich Ihre Briefe erhalten; kaum hatten wir ſie geleſen, als ſich eine Schwadron Buriaten unter unſern Fenſtern aufſtellte, um den Herrn Zeidlee, Gouverneur von Irkutsk, zu empfangen, der auch wirklich eine Viertelſtunde ſpäter eintraf. Dieſe ehrlichen Leute haben uns vielen Spaß gemacht; ſie machten ſich recht breit auf ihren Gäulen, die man ſie rieſige Katzen hätte halten mögen. Sie waren in Hammelpelzen gekleidet; ihre Mützen hatten nichts Außerordentliches; ihre Waffen beſtanden aus Pfeilen und Bogen von kleiner Dimenſion. Ihre Tarchi oder Anführer waren mit einer gewiſſen Eleganz gekleidet, denn ihre Pelze waren mit dickem chineſiſchem Seidenzeuge überzogen und ihre Mützen waren mit koſtbarem Pelzwerk beſetzt. Das Mittagsmahl beim Director war lang und langweilig und das Zimmer furchtbar heiß. Die ganze ſchöne Welt von Kiachta hatte ſich hier verſammelt; der Putz war überraſchend wohlgewählt. Auch nicht eine Dame war da, die nicht eine Blondenmütze mit voller Blumen-Garnitur, einen Tüll-Halskragen und ſchwarzſeidene Strümpfe gehabt hätte. Kurz, es ſchmeckt hier alles ſchon ſtark nach dem Chineſiſchen.

Den 9. Februar. Heute komme ich mir weit intereſſanter vor als vorhee, denn ich habe ſchon zweimal den Fuß auf chineſiſchen Boden geſetzt und dort ein anſehnliches Quantum Thee zu mir genommen. Wir haben, wie ich es Ihnen vorgeſtern gemeldet, geſtern bei Sr. Excellenz, dem Dzargotchi, zu Mittag geſpeiſt. Wir verſammelten uns bei dem Herrn Zeidlee, und zogen dann, eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft, begleitet von zwanzig Koſacken zu Pferde, nach dem Maimaechin. Vor dem Thore des Fleckens mußten wir ausſteigen, weil die Straßen zu eng und zu dicht mit Neugierigen beſetzt waren, als daß unſere Equipagen hätten durchkommen können. Der Eingang zu dieſem Thore, das dem ruſſiſchen Kiachta gerade gegenüber liege, iſt durch einen großen Bretterverſchlag, in der Form eines rieſigen Ofenſchirms, verdeckt, auf welchem in Chineſiſch das Wort Glück geſchrieben ſteht. Die Chineſen ſind der Meynung, daß dergleichen Schirme oder Verſchläge die Wirkung alles ſchädlichen Einfluſſes und ſelbſt der Verwünſchungen, welche die Ruſſen wider ſie ausſtoßen können, abhalten. An dieſem Thore wurden wir durch den Dolmetſcher, der in Bukhare, aus Kaſchemir, gebürtig iſt, und durch den Voſchka oder Secretair des Dzargotchi empfangen. Wir wurden in feierlichem Zuge nach dem Hauſe des Letzteren geführt. Die Straßen ſind, wie ſchon geſagt, eng, und die Häuſer nicht hoch; ſie ſtoßen aneinander, und ſelten gehn die Fenſter nach der Straße hinaus. Die Hauptthür eines jeden Hauſes führt nach dem Hofe, um welchen herum ſich die Zimmer, die Küche, die Magazine und ſonſtigen Gebäude befinden. Alles iſt in chineſiſcher Manier und aus Thonerde aufgeführt, die zwar eine feſte Mauer bildet, aber nicht vor Feuchtigkeit ſchützt. An der äußeren Thür lieſt man den Namen des Eigenthümers, den allegoriſchen Titel ſeiner Bude, oder Schriftzüge, welche Glück und langes Leben bedeuten. Nach der Hofſeite ſind die Häuſer und das Gitterwerk mit lebhaften Farben angeſtrichen. Da es eben chineſiſches Neujahr war, ſo hatte man von einem Hauſe zum andern Stricke gezogen, an welchen zahlloſe Papierſtreifen von verſchiedenen Farben befeſtigt waren, die von dem Winde in ſteter Bewegung gehalten wurden. Alles dieſes gab den Straßen von Maimatchin ein höchſt ſonderbares Anſehen. Uns ging ein Trupp Muſiker und maskierter Tänzer, die aufs phantaſtiſchſte gekleidet waren, voraus; ſie machten einen heilloſen Lärm mit meſſingenen Becken, auf welchen ſie den Tact ſchlugen; auch hatten ſie Tambourins, flache und tonnenartige. Der Dzargotchi empfing uns an der Thür ſeines Hauſes, drückte uns die Hand und nöthigte uns herein. Der Tiſch für die Damen war in einem kleinen Nebenzimmer angerichtet worden, welches von dem Eßſaal der Männer nur durch einen zwei Fuß hohen Verſchlag geſchieden war. Dieſe Wohnung mag im Sommer ſehr angenehm ſeyn, aber um dieſe Jahrszeit war es zu kalt darin, ſo, daß die meiſten Damen ihre Pelze nicht ablegten. Die chineſiſchen Oefen ſind ſehr niedrig; ſie werden durch Wärmeleiter geheizt und ſind mit Teppichen und Matratzen belegt, deren man ſich als Sopha's und Betten bediene. In mehreren Häuſern giebt es auch ruſſiſche Oefen. In jedem Zimmer findet man noch außerdem ein Becken mit glühenden Kohlen, um welches herum die Chineſen ſich auf ihren Hacken kauern. Die Fenſter ſind in europäiſcher Weiſe gemacht, nur haben ſie, außer in dem unteren Theile, Papier ſtatt Glasſcheiben und man ſieht in der Mitte des Fenſters nur eine kleine, durch eine Platte von Katzenſilber verſchloſſene, Oeffnung, die benutzt wird, um zu ſehen, was draußen vorgeht. Licht genug geben dieſe Fenſter jedoch, weil das Papier ſehr dünne und ſehr weiß iſt. Nach Außen ſind ſie durch daß Dach geſchützt, welches ſo weit vorſpringe, daß ſie weder durch Regen noch durch Schnee beſchädigt werden können. In den Vorzimmern ſieht man kleine Kapellen; es ſind dies Niſchen, in welchen Götzenbilder aufgeſtellt ſind, die mit ihren rothen und vergoldeten Geſichtern wohlgefällig auf die Opfer herniederſehen, die ihnen dargeboten werden. Vor mehreren dieſer Kapellen war deren eine ſolche Menge aufgehäuft, daß man davor die Gottheit nicht ſehen konnte.

Doch wieder zurück zum Hauſe des Dzargotchi. Ein Tiſch ohne Gedeck, aber mit Süßigkeiten aller Art belaſtet, erwartete uns dort. Nachdem wir hinlänglich davon gegeſſen hatten, wurden wir von unſerm Wirthe aufgefordert, die Tempel in Augenſchein zu nehmen, die neben ſeiner Wohnung liegen und von einer Mauer umgeben ſind. Dem Eingange gegenüber befindet ſich der Tempel, welcher der Majeſtät des Kaiſers gewidmet iſt. Statt eines Götzenbildes iſt er mit dem kaiſerlichen Wappen, welches einen Drachen vorſtellt, geſchmückt, um welches ſich zu beiden Seiten die Wappen und Inſignien des Königthums befinden. In dem andern Tempel werden die Götter des Waſſers, des Feuers, des Reichthums, des Krieges, der Stärke ꝛc. verehrt. Alle dieſe Götter ſind in reich vergoldeten und gemalten coloſſalen hölzernen Statuen dargeſtellt und haben ein fürchterliches Anſehen. Ueberall ſieht man zahlreiche Opfergaben, die, aus ganzen Hammeln, Brodt- und anderen Kuchen beſtehend, einen angenehmen Geruch verbreiten. Ein kleiner Gott kam mir höchſt drollig vor: es liegt ihm nämlich ob, alle häuslichen Angelegenheiten und Zwiſte zu erſpähen, welch heimlicher Art ſie auch ſeyn mögen, um darüber einer höheren Gottheit Bericht zu erſtatten. Vor dieſem Gotte ſah man einen weit größeren Haufen Opfer aufgeſtapelt, als vor all den übrigen. Ein Gottesdienſt wird in dieſen Tempeln nicht gehalten; ein jeder gehe hinein, wirft ſich vor der Gottheit, deren Beiſtand er anſpricht, auf die Knie, und geht ſeines Weges, wenn er ſein Gebet verrichtet hat. Das Oberhaupt der Prieſter hat nichts weiter zu thun, als daß es ſich an den Feſttagen mit den vornehmſten Einwohnern des Fleckens zu all den Göttern begiebt, um ſie zu becomplimentiren. An den Wänden der beiden Kapellen ſind die Thaten und Abenteuer des Schutzgottes des Reichs abgebildet: es iſt dieſes der berühmte General Kuangu, der etwa zweihundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung lebte und der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Tapferkeit als durch die Treue gegen ſeine Fürſten berühmt machte.

Wir kehrten ziemlich durchfroren nach dem Hauſe des Dzargotchi zurück. Wir fanden dort einen Tiſch mit geſalzenen und kalten Speiſen angerichtet, von welchen die Chineſen eſſen, um ſich Appetit zu machen. Alles dieſes wird auf Präſentirtellern ſervirt und ſieht nicht eben ſehr einladend aus; inzwiſchen ſchmeckten mehrere Schüſſeln vortrefflich, während andere jedoch nicht zu genießen waren. Das Schweinefleiſch ſpielte dabei die Hauptrolle und zeigte ſich unter jeglicher Geſtalt. Ein jeder Gaſt hatte ein kleines Schälchen ganz vortrefflichen Eſſigs vor ſich ſtehen.



Digitized by Google

Uns waren Gabeln hingelegt worden, deren die Chinesen sich nicht bedienen; sie essen mit einem Paar Stäbchen, die sie höchst geschickt zu handhaben verstehen. Der Messer bedarf man nicht, indem alles im Voraus zerschnitten ist. Nach diesen kalten Gerichten kam ein Gang Saucen, Mehlspeisen und Pasteten; dann kleine Fischpasteten und Palmely: es ist dieses ein chinesisches Gericht, das mir nicht munden wollte, das aber von vielen Leuten äußerst gern gegessen wird. Es sind kleine, mit Fett und Knoblauch gefüllte Klösschen; sie sind den Raviolis der Italiener ziemlich ähnlich und schwimmen in einer Fleischbrühe. Vor den Pasteten wurden uns Ragouts von verschiedenen Fleischarten, von Krebsen und Krabben, auch einige Gemüse und Fische präsentiet. Diesem Gange folgten die Suppen, neunzehn verschiedene Arten, worunter einige von köstlichem Geschmacke: die letzte, welche in einer großen Sprietkanne aufgetragen wurde, war aus Fasanenfleisch bereitet und konnte als die Krone des Bankets gelten.

Wir blieben an der Tafel, bis es Abend geworden war; dann lud der Dzargotchi uns ein, der Vorstellung eines Theaterstückes beizuwohnen, welches dicht neben seinem Hause in dem Hofe der Tempel aufgeführt wurde, wo man für uns ein Amphitheater errichtet hatte. Es war mir nicht möglich, den Faden des Stückes zu erfassen. Die Schauspieler waren aufs wundersichste gekleidet und bemalt; sie fochten um sich her wie besessen, und schrieen, bis ihnen die Stimme verging. Das war alles, was ein Christ davon begreifen konnte; aber die Chinesen schienen ganz entzückt davon zu seyn; um ihre Zufriedenheit zu bezeigen, wackelten sie mit den Köpfen und schnalzten mit den Zungen. Auch mir machte die Sache Spaß, obgleich wir uns bei einer Kälte von dreiundzwanzig Grad im Freien befanden. Das Orchester war auf dem Theater selbst angebracht, und in den Bühnenecken im Hintergrunde standen große, mit Kohlen angefüllte Becken, bei welchen die Musiker sich Thee kochten und, indem sie sich daran labten, oft ihre Pflicht vergaßen. Auch die Schauspieler tranken in demselben Winkel Thee, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt waren. Der Lampenputzer und der Maschinist nahmen ihre Verrichtungen wahr, ohne sich um die Schauspieler und deren schöne Phrasen zu bekümmern; ja der Letztere ging ungeschlagen mitten zwischen einem Kampfe durch, den zwei mit Federn vom Paradiesvogel geschmückte Amazonen auf Tod und Leben mit einander kämpften. Nachdem er so glücklich davongekommen war, beeilte er sich, der Siegerin einen Thron zu errichten, den er vermittelst eines alten Tisches zu Stande brachte, auf den er einen Stuhl stellte, der auch nicht sehr solide war.

Vom Theater aus gingen wir, die vornehmsten Kaufleute in ihren Wohnungen zu besuchen, eine Ehre, die ihnen immer wiederfährt, so oft höhere russische Beamte beim Dzargotchi zu Mittag essen, und auf die sie einen großen Werth legen.

Ueberall ward uns Thee und Wein präsentiet; um den Wirth nicht zu beleidigen, muß man durchaus trinken, oder doch thun, als ob man tränke. Die Straßen waren elegant durch Laternen von verschiedenen Farben und mit Wimpeln geschmückt erleuchtet. Die Tänzer und die Musikanten begleiteten uns abermals und betäubten uns durch ihren höllischen Lärm. Erst gegen Mitternacht kehrten wir, ganz erschöpft und verwirrt über alle die außerordentlichen Dinge, die uns zwölf Stunden lang beschäftigt hatten, zurück nach unserer Wohnung.

Am Dienstag, den Tag nachher, wo wir bei dem Dzargotchi gegessen hatten, wohnten wir einem andern Feste bei einem Freunde (so nennen die russischen Kaufleute zu Kiachta die Chinesen, mit welchen sie Geschäfte machen), Ko-fa-tchen genannt, bei, der uns aufs Beste bewirthete. Die Gerichte waren beinah dieselben vom vorherigen Tage, aber unendlich besser zubereitet. Ko-fa-tchen gab uns auch Wein statt des Tschaufen, ein heilloses Getränk, mit dem wir beim Dzargotchi unsern Durst hatten löschen müssen, bis wir uns zum großen Erstaunen der Chinesen, die nicht begreifen können, wie man das trinken kann, weil ihre von dem steten Gebrauch des Thee's geschwächte Magen es nicht vertragen können, Wasser auszubaten. Zwischen dem Gang der Suppen und dem der Santen ließ unser Wirth Tänzer und Musiker kommen, welche in der einen Ecke des Zimmers ein Divertissement ausführten. Zehn Männer waren auf einen sehr kleinen Raum beschränkt, fünf davon sangen und tanzten, und die übrigen schlugen den Tact dazu. Wir bewunderten die Gelenkigkeit der Tänzer; sie machten die erstaunlichsten und verwegensten Sprünge, ohne sich je zu berühren oder einander im Wege zu seyn. Da ihr Geteommel uns zu arg betäubte, so wurden sie aufgefordert, eine minder lärmende Musik zu machen. Nun trat ein Fiedler auf die Bühne und spielte auf einer Art von dreisaitiger Violine; zwei Chinesen tanzten ein Duett, singend und vom Chor begleitet, und dies machte sich ganz gut. Hernach kam ein Shawl-Tanz, der von einem als Frauenzimmer verkleideten Chinesen und unter Begleitung desselben Violinspielers ausgeführt waed und höchst bizarr war.

Nach dem Mittagsmahl besuchten wir einen zweiten Freund, von dem wir für den Sonntag eingeladen wurden, was wir aber ablehnen mußten. Er hatte uns durch den Herrn Sabatchnikow zwei Kisten Thee und einen Ring von sehr feinem Golde aber von plumper Arbeit zugesandt. Er war entzückt, uns bei sich zu sehen und tractirte uns mit Champagner und mit Confitüren. Nachdem wir ihn verlassen hatten, besuchten wir einige Mode- und Bijouterie-Laden, wo wir aber nur wenige Artikel und nichts nach unserm Sinn vorfanden.

Bei dieser Gelegenheit bekamen wir den ganzen Flecken Maimatchin zu sehen. Er ist verpalissadirt, und hat drei Thore auf der Nord- und eben so viele auf der Süd-Seite. Nach Außen haben die Chinesen viele Gärten, in welchen sie Gemüse anbauen, ohne die sie nicht leben können. Ueber den Fluß, der sich durch den Flecken zieht, sind zwei Brücken geschlagen. Dicht bei jeder Brücke befinden sich Brunnen, die klares Wasser geben; das des Flusses ist trübe und nicht zu gebrauchen. Die Straßen sind gerade und führen von einem Thore zum andern, indem sie den Flecken in regelmäßige Vierecke abtheilen. In der Mitte und an der Stelle, wo die beiden Hauptstraßen sich durchkreuzen, sieht man einen ziemlich hohen Thurm, der über einem offenen Saale erbaut ist, in welchem die Befehle des Dzargotchi angeschlagen werden. Diese Befehle sind gewöhnlich in großer Schrift geschrieben und hängen, auf Bretter geleimt, an verschiedenen andern Orten des Fleckens zur Schau. Man besteigt den Thurm auf vier Treppen, die an den Ecken angebracht sind. Glocken und metallene oder gläserne Platten sind am Rande des Daches aufgehängt und machen beim geringsten Luftzuge ein steres Glockenspiel, das den Chinesen sehr gefällt.

Am Mittwoch gab die russische Kaufmannschaft zu Kiachta dem Gouverneur von Irkutsk und den Fremden von Distinction ein großes Diner. Bei diesem waed viel Champagner getrunken, was die Gesellschaft sehr munter machte. Da unsere Freunde sich eine große Ehre daraus machen, uns bei sich zu sehen, so wurden wir abermals am Donnerstage bei einem von ihnen, Tcho-fa-tchen genannt, zu Mittag gebeten. Als wir eben in den Wagen steigen wollten, um uns dahinzubegeben, ließ der russische Zolldirector uns sagen, die Thore von Maimatchin wären gesperrt, so daß kein Chinese heraus und kein Russe hineinkommen könnte. Seit einundvierzig Jahren hatte sich Aehnliches nicht ereignet. Es war damals der Vorläufer einer dreijährigen Handelsunterbrechung gewesen. Wir begaben uns zu Kiachta zum Commissionair; er war, wie alle die anderen Kaufleute, bestürzt, denn sie alle hatten noch den größten Theil des Thee's zu Maimatchin liegen, den sie den Chinesen abgekauft hatten, und welchen sie die dafür in Tausch gegebenen Waaren

Digitized by Google

bereits abgeliefert hatten. Man verlor sich in Muthmaßungen. Glücklicherweise thaten die Pforten des Thee-Paradieses sich wieder auf, während wir noch bei dem Commissionair zu Tisch saßen, und wir erfuhren durch eine Person, welche der Dzargotchi an den Gouverneur von Irkutsk sandte, die einfältige Ursache dieses panischen Schreckens. Es war dieses die erwartete Ankunft eines hohen und mächtigen Würdenträgers zu Maimatchin, dem der Dzargotchi entgegengeeilt war, um ihn in feierlichem Aufzuge in den Flecken einzuführen. Um es zu verhindern, daß nicht auch ein Haufen Russen mit eindränge, hatte er die Thore verschließen lassen und die Schlüssel mit sich genommen!

(Der Beschluß folgt.)

---

## Reise in der Regentschaft von Algier,
oder
## Beschreibung des von der französischen Armee in Afrika besetzten Landes.

Von Rozet, Hauptmann des Generalstaabes.

(Beschluß.)

(2.)

Die Berberen, über welche ein schwedischer Consul neuerlich interessante Untersuchungen *) angestellt hat, haben die wahrhaften Traditionen von der numidischen oder punischen Treue erhalten; sie bestreben sich eben so wenig wie die Unterthanen der Königin Dido, ihren Verpflichtungen getreu zu seyn; ihre Grausamkeit und ihre Sucht zu plündern machen sie zu tödtlichen Feinden der Colonisten; man ist genöthigt, sie auszurotten, um zwei Stunden in der Runde Ruhe und Frieden zu haben. Das ist ein sehr trauriger Beschluß, aber man kann Algier nur um diesen Preis besitzen, mindestens wenn man nicht den Charakter der Berberen ändert. Derjenige, welchem das gelingt, wird mit Recht einer der größten Wohlthäter der Menschheit genannt werden können.**)

Uebrigens sind die Berberen ein geschicktes und einsichtiges Volk; sie machen schon sehr täuschende falsche Münzen.

Ein anderer Volksstamm, die Juden, erscheinen in einem ebenfalls nicht vortheilhaften Lichte: sie waren anfänglich kriechend, wie wir bereits bemerkt haben; seit ihrer Befreiung sind sie begehrlich geworden und selbst noch etwas mehr; man muß dieses indessen ihrer langen Knechtschaft zuschreiben und es aus diesem Grunde verzeihlich finden.***) Die Franzosen können sie eben so wenig entbehren, wie die Eingeborenen. Herr Rozet findet die Türken wahrhaft schätzenswerth im Vergleich aller dieser falschen und treulosen Stämme; er schildere sie als aufrichtig und loyal; er findet selbst, daß sie nicht allzusehr Unrecht (?) hatten, mit einer eisernen Ruthe dieses zweihundert Stunden lange und achtzig Stunden breite Land zu beherrschen, das in Respect zu halten dreitausend Janitscharen hinreichten. Wenn er inzwischen hierauf erzählt, wie es die Janitscharen anfingen, sich Gehorsam zu verschaffen, so beweist er nur, daß der Schrecken des Säbels ihre ganze Wissenschaft war. Der Verfasser findet uns weniger vorgeschritten, weil es uns mit funfzehntausend Mann kaum gelingt, die Umgegend von Algier drei Stunden weit zu behaupten; aber wenn nur das türkische Regime Frankreich den Besitz von Algier sichern könnte, so wäre es besser, auf diesen Besitz zu verzichten.*)

Nach Herrn Rozet müßte man sechshundert Millionen und sechszigtausend Soldaten aufopfern, um Algier zu colonisiren. Um diesen Preis würde die Colonie sehr theuer seyn. Auch schlägt er einen Congreß der europäischen Mächte vor: sie würden sich alle einverstehen, die Kosten der Colonisation zu liefern, und Frankreich würde für das Uebrige sorgen, bei allem jedoch die Commissaire des Congresses zu Rathe ziehen. Dieser Entwurf scheint mir nicht zu den glücklich erfundenen zu gehören und ich zweifle, daß er viele Stimmen für sich haben wird. Europa weiß, was ihm die Congresse gekostet haben. Was soll man indessen mit Algier thun, wenn man es nur mit Aufopferung von sechshundert Millionen und dem Leben von sechszigtausend Soldaten colonisiren kann? In der letzten Sitzung haben sehr schätzbare Deputirte, und ein großer Theil des Publikums mit ihnen, behauptet, daß man behalten müsse, was man erobert habe. Das ist im Allgemeinen ein ganz guter Entschluß; aber wird man sechshundert Millionen votiren und das Leben von sechszigtausend Menschen aufopfern, um diese Eroberung zu behaupten? Wird man finden, daß um diesen Preis die Eroberung eine gute Acquisition für Frankreich sey? Wenn die Regierung gewagt hätte, die Opfer einzugestehen, zu denen man sich entschließen muß, so könnte sie antworten: Es ist wahrscheinlich, daß, als man die Eroberung machte, man noch nicht wußte, was man thun würde, sie zu behalten, oder vielmehr, daß man nicht wußte, wozu man sich verpflichtete. Nur nach und nach hat man die Erfahrung von den Inconvenienzen dieser militairischen Occupation gemacht. Die Commission, die nach Algier geschickt worden ist, muß sie jetzt wohl kennen, sie, die beinah von den Beduinen gefangen und in Stücken gehauen worden wäre, weil sie sich nur ein wenig von Oran entfernt hatte. Man hat die Regierung sehr getadelt, daß sie sich nicht klar über ihre Ansichten hinsichtlich Algiers habe erklären wollen. Zurückhaltung zu zeigen, in der Furcht, andern Mächten zu mißfallen, würde Schwäche seyn. Wenn dagegen die Regierung wegen der enormen Opfer Bedenken trägt, die man bringen muß, um die Eroberung zu benutzen, so ist das Klugheit; ja ich sage noch mehr, es ist Pflicht, ob man sich gleich nicht verhehlen kann, daß die lange Ungewißheit allen Interessen schadet.

Ich habe in der Voraussetzung raisonnirt, daß die Berechnung des Herrn Rozet gegründet und genau sey; aber es wäre doch möglich, daß er die nöthigen Opfer übertrieben hätte. Der Verfasser zeichnet selbst einen Plan vor, der sie nicht zu fordern scheint. Er will, daß man mehrere Puncte längs der Küste occupire; und daß man nach und nach einen Umkreis um diese Puncte colonisire, bis sich die colonisirten Theile berühren. Dann würde man gewissermaaßen einen uneroberbaren Wall den Horden entgegensetzen, welche die europäischen Niederlassungen anfallen, und man würde diesen Wall langsam bis zum Berge Atlas ausdehnen. Herr Rozet findet den Colonisations-Plan des Marschalls Clauzel sehr fehlerhaft. Ich bin genöthigt, den Leser auf sein Werk zu verweisen, was die Entwickelung dieser Behauptung betrifft. Uebrigens beweist die große Menge von Planen, welche vorgeschlagen worden sind, um Algier zu colonisiren, allerdings, wie schwierig die Unternehmung ist; man muß sich im Lobe oder Tadel derselben nicht übereilen, bevor man alle örtlichen Hindernisse und Schwierigkeiten kennt.

---

*) Das Sultanat Mogrib-oul-Aksa's oder das Reich von Marocco von Graberg von Hemsoe. Stuttgart und Tübingen 1832.

**) Man vgl. in Nr. 805 d. Bl. den Artikel über die Colonisation von Algier und über das sogenannte Ausrottungs-System. (Desgl. Nr. 836.) Anm. d. Red.

***) Ist dies nicht auch hinsichtlich aller wirklichen und angeblichen Fehler der christlichen Griechen der Fall, die man, nach vierhundertjähriger Sclaverei, ihnen so bitter vorwirft? Anm. d. Red.

*) Bei mehreren eingeborenen Stämmen kam doch den Türken auch wohl die gleiche Religion zu statten. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Jedermann ſtimmt über die Zeitgemäßheit der Expedition gegen Algier überein. Wenn je eine Regierung verdient hat, geſtürzt zu werden, ſo iſt es ohne Streit die des Dey. Lange genug ſchrie ſeine gehäſſige Seeräuberei nach Rache und ein gerechter Vorwurf, den die Mächte Europa's verdient haben, iſt, daß ſie ſich nie haben einverſtehen können, dieſe Piraten zu züchtigen. Lord Exmouth iſt der erſte Rächer ſeit Carl V., den Europa ausgeſendet hat; aber Frankreich hat mehr und beſſeres gethan, es hat das Uebel an der Quelle zerſtört. Inzwiſchen würde, wie Herr Rozet ſelbſt behauptet und beweiſt, die Seeräuberei unverzüglich wieder aufkeimen, wenn man die Küſte Afrika's wieder verließ und den Beſitz davon aufgäbe. Den Janitſcharen würde es zwar nicht mehr zu Gute kommen; aber die Mauren würden gleich da ſeyn, bald von Neuem das mittelländiſche Meer überſchwemmen und die Chriſten, die das Unglück hätten, in ihre Hände zu fallen, in die Sclaverei ſchleppen.

Die Civiliſation der Mauren, Beduinen, Juden, Neger und Türken dieſes Landes wird ein langes und ſchwieriges Werk ſeyn; um es zu beſchleunigen, müßte die Regierung die Beziehungen und Verbindungen zwiſchen Frankreich und Algier vervielfältigen und mehr Algierer nach Europa ziehen, als man bis jetzt gethan hat. Da Herr Rozet nur ſechszehn Monate nach der Eroberung in Algier geblieben iſt, ſo hat er noch nicht über den Einfluß des Aufenthaltes der Franzoſen in dieſem Lande urtheilen können. Dennoch giebt es einen Einfluß, der ſich ſchnell überall zeigt, wo eine Armee, vor allem eine franzöſiſche, weilt; das iſt die Annäherung zwiſchen beiden Geſchlechtern. Man weiß, mit welcher Eiferſucht die Orientalen ihre Weiber den Blicken aller Welt entziehen. Sie mäſten ſie in Algier in ihren Harems; die Magerkeit war ehemals ein Motiv zur Scheidung und wenn dieſe dicken Frauen der Luft bedurften, ſo gingen ſie in einer Art von Käfig ſpazieren, der dieſen armen feiſten Verſchloſſenen kaum den Himmel zu ſehen geſtattete. Zum Glücke für unſere Soldaten waren die Juden und Neger nicht ſo eiferſüchtig; und unter den Negerinnen von Algier giebt es einige, deren Geſicht, weit entfernt, nach dem ſo bekannten Typus der Neger-Phyſiognomie geſchnitten zu ſeyn, große Augen, eine Adler-Naſe und im Allgemeinen ſchöne Züge darbieten. Trotz ihrer Eiferſucht haben die Muſelmänner eine ſo große Ehrfurcht für ihre Marabuts und frommen Einſiedler, daß ſie alles, was ſie beſitzen, ſelbſt ihre Weiber (?), zu ihrer Verfügung ſtellen. Sie fühlen ſich ſelbſt ſehr geehrt von der Aufmerkſamkeit, die der Marabut dem, was ihnen angehört, widmet. Es ſcheint, daß die Franzoſen einige Vorrechte der Marabuts erworben oder ſich genommen haben und Herr Rozet verſichert, daß ſchon nach ſechszehn Monaten die Männer von Algier eben ſo viele Ungetreue unter ſich zählten, als die einer Stadt, die unſer vorſichtiger Verfaſſer nur mit dem Anfangsbuchſtaben P. bezeichnet. Sollte nicht ein wenig militairiſche Eitelkeit und Uebertreibung in dieſer Behauptung liegen? Uebrigens iſt es wahr, daß ein mauriſcher oder arabiſcher Mann ſein Pferd mehr liebt als ſeine Frau. Ich weiß nicht, ob man ihn ſehr bedauern muß, wenn ſeine Gäſte der letztern den Vorzug geben.

Um dieſen Artikel nicht zu ſehr zu verlängern, bitte ich die Leſer, das Werk des Herrn Rozet ſelbſt einzuſehen; in dem erſten Bande werden ſie intereſſante Details über das Clima und den Boden Algiers finden; aus dem zweiten werden ſie ſeine ſchwarzbraunen, ſchwarzen und weißen Bewohner kennen lernen und in dem dritten werden ſie die Geſchichte der abſcheulichen Regierung des Dey leſen; ſie werden dem Verfaſſer auf ſeinen Excurſionen nach Belida, Medeah und Oran folgen; ſie werden ſeine Raiſonnements über die Coloniſation von Algier verſtehen. Wenn ſie den Atlas durchblätteren, der zu dem Werke gehört, ſo werden ſie einen Begriff von mehreren ſchönen Gegenden dieſes von der Natur ſo begünſtigten Landes; von mauriſchen Monumenten, von dem Innern Algiers und von der Buntſchäckigkeit und Seltſamkeit der verſchiedenen Coſtume, die man da ſieht, bekommen. Das Werk des Herrn Rozet iſt voll von neuen oder doch wenig bekannten Details. Der Styl deſſelben iſt bisweilen etwas trivial; aber dieſer Fehler verſchwindet unter der Maſſe intereſſanter Thatſachen, die er geſammelt und mit vieler Ordnung claſſificirt hat.

---

## Die Hottentotten.

(2.)

Die Hottentotten ſind ihrer Abſtammung nach an der ſüdlichen Spitze von Afrika zu Hauſe; das war der einzige Stamm, der ſie zu der Zeit bewohnte, wo ſich die Holländer da niederließen. Es iſt ein ſanftes, friedliches und furchtſames Volk. Sie leiſteten den neuen Bewohnern, die ſie Beſitz von ihrem Lande nehmen ſahen, keinen Widerſtand. Ihre verſchiedenen Stämme oder Tribus lebten immer in Frieden. Sie kannten nur die unerläßlichſten Lebensbedürfniſſe. Ihr Reichthümer beſtanden in einigen nicht zahlreichen Heerden und einigen eiſernen Werkzeugen, die ihnen dazu dienten, Fiſche und Wildpret zu tödten, wovon ſie ſich näheten. Ihr Zuſtand hat ſich ſehr geändert. Die beſtändige Politik der europäiſchen Colonieen iſt geweſen, die eingeborenen Völker in einem Zuſtande der Unwiſſenheit und der Armuth, oder ſelbſt in der abſcheulichſten Knechtſchaft zu erhalten. In dem Verhältniſſe, wie die Holländer ihre Niederlaſſungen ausgebreitet haben, ſind die Hottentotten gezwungen geweſen, ſich ins Innere des Landes zurückzuziehen.

Zwar findet man noch einige Kraals oder hottentottiſche Dörfer, die ruhig unter der Regierung der Colonie leben, ihre Autorität anerkennen, Heerden für die Coloniſten aufziehen und ſie beim Ackerbau und allen Arbeiten der Pflanzungen unterſtützen. Aus Politik oder aus Gerechtigkeit behandeln die Holländer ihre Häuptlinge mit achtungsvoller Rückſicht, geben ihnen Hauptmanns-Rang und ſchmücken ſie mit einer ſilbernen Kette und einem Stocke mit einem Knopfe von Silber oder Kupfer, als Symbole ihrer Würde. Zu Erwiederung dieſer Auszeichnungen ſind die Häuptlinge verpflichtet, zu gewiſſen beſtimmten Epochen in der Hauptſtadt vor dem Gouverneur und ſeinem Conſeil zu erſcheinen, um von dem Zuſtande ihres Tribus Rechenſchaft zu geben und die Befehle zu empfangen, welche ihnen zu geben man für gut findet; dieſer Beſuch endigt ſich mit Geſchenken von Branntwein, Taback, Eiſen und Arbeitswerkzeugen, die ſie in ihre Heimath mitnehmen. Ich habe oft auf dem Cap dieſe Häuptlinge mit ihren Commandoſtäben geſehen, mit denen ſie ſich ſehr zu brüſten ſcheinen.

Wenn man die hottentottiſche Bevölkerung mit dem weiten Umfange des Bodens vergleicht, auf welchem ſie zerſtreut iſt, ſo wird man finden, daß ſie äußerſt ſchwach iſt. Auch iſt ſie noch durch verſchiedene Urſachen vermindert worden, deren eine und vielleicht die vorzüglichſte die Strenge der Behandlung ſeyn dürfte, die ſie erleidet. Obgleich, nach einem alten Geſetze des Caps, die Hottentotten nicht als Sclaven angeſehen und behandelt werden ſollen, ſo ſcheint es, nach der Art, wie man gegen ſie verfährt, daß man die Abſicht habe, jedes Gefühl der Freiheit in ihnen zu zerſtören. Man iſt darin bereits ſo weit gekommen, daß ſie ſich wie zur Knechtſchaft beſtimmt anſehen und daß man Mühe hat, einen einzigen Kraal zu finden, der das Andenken ſeiner Unabhängigkeit bewahrt hat. Das Geſetz ſieht ſie als freie Menſchen an, aber man findet ſo viele Mittel, es zu umgehen, daß dieſe Freiheit nur noch dem Namen nach beſteht.

Jeder holländiſche Ackerbauer oder Pachter hält und erklärt die Kinder einer Hottentottin für Sclaven, wenn ſie nicht einen Vater von demſelben

Digitized by Google

Stamme haben, ohne diejenigen auszunehmen, die er selbst mit ihr erzeugt haben kann; und eben so ist es mit den Kindern, die ein Hottentot von einer Negerin oder Sclavin hat. Die Herren gehen noch weiter: sie halten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre die von einem hottentottischen Vater und Mutter, die in ihrem Dienst und Lohn stehen, geborenen Kinder als Sclaven zurück. Das Gesetz fordert, daß sie auf dem Cap einregistrirt werden und daß ihre Freiheit von dieser Epoche datire; aber sie erlangen sie nur mit vieler Mühe, mehrere sind selbst gezwungen, zu desertiren und in die Wüste zu fliehen. Man wendet alle Arten von Kunstgriffen an, um sie über das vorgeschriebene Alter hinaus in der Knechtschaft zurückzuhalten und somit fordert man, daß sie bis ins Alter dienen, wo man sie dann ohne Belohnung oder Entschädigung verabschiedet.

Zuweilen sieht sich ein Hottentot, im Dienste eines Holländers, der ihn von Jahr zu Jahre bezahlt, genöthigt, wenn er das Haus seines Herrn verläßt, seine Kinder in der Sclaverei zu lassen. Daher diese Gleichgültigkeit für die Ehe und selbst der Wunsch, keine Nachkommen zu haben, was diese Race zu charakterisiren scheint.

Zum Theil muß man auch die Schwäche der Bevölkerung der Hottentotten ihrer Lebensweise zuschreiben. In dem wenig vorgerückten Zustande von Civilisation, worin sie sich befinden, sind die Subsistenzmittel immer unzureichend: Indolenz und Mangel an Kraft vermehren nun noch den Einfluß dieser Ursache. Man glaubt auch, daß der Gebrauch dieser Völker sich nur in dem Kraal zu verheirathen, wozu sie gehören, dazu hat beitragen können, die Entartung ihrer Race und die Verminderung ihrer Anzahl zu veranlassen. Diese verschiedenen Ursachen erklären die Thatsache, ohne eine natürliche Unfruchtbarkeit anzunehmen, welche vorauszusetzen man keinen Grund hat.

Die Hottentotten unterscheiden sich von allen andern Volksstämmen Afrika's. Sie sind weder geizig, noch wild und grausam, noch hartnäckig. Sie sind im Gegentheil gelehrig und biegsam und deshalb selbst leicht zu täuschen, aber auch wahrscheinlich zu allen Künsten der Civilisation leicht abzurichten, wenn man sich die Mühe geben wollte. Die Rechtlichkeit, die Treue und die Sanftheit ihres Charakters, ihre gegenseitige Anhänglichkeit deuten auf die günstigsten Anlagen zur Cultur und zur Tugend.

Aber diese Eigenschaften haben sich, durch die Art von Sclaverei, wozu sie herabgesunken sind, in eine unedle Unterwürfigkeit und in eine Aufgebung ihrer Rechte und ihrer Hoffnungen verwandelt. Sie haben wenig Laster oder Fehler, die nicht dieser Ursache zuzuschreiben wären und die eine andere Ordnung der Dinge nicht verschwinden machen könnte. Sie sind außerordentlich träge; der Hunger selbst ist nicht fähig, sie in Bewegung zu setzen, und doch, wenn sie Nahrung haben, so verschlingen sie sie mit einer widerlichen Gefräßigkeit. Sie essen auf eine einzige Mahlzeit eine enorme Menge halb gebratenes oder geröstetes Fleisch und selbst ganz rohe Eingeweide. Sie scheinen keine Art von Zubereitung zu bedürfen, noch zu verstehen. Ihr einziger Genuß ist, zu essen; nach diesem ersten Vergnügen ist der Schlaf die einzige Erholung, die ihnen gefällt. Wenn die Wilden von Amerika auf die Jagd gehen, so scheint das, indem sie darin ihre Subsistenz finden, ihnen zugleich Vergnügen zu machen; aber der Hottentot bequemt sich nur dazu, um nicht Hungers zu sterben und er muß von diesem gebieterischen Bedürfniß gedrängt seyn, um zu diesem Mittel, ihm abzuhelfen, seine Zuflucht zu nehmen. Die Hottentotten lieben das Fleisch halb verdorben und genießen es, statt des Salzes, mit Saft von Limonen oder andern scharfen Pflanzen oder endlich mit Asche von grünem Holz.

Im Allgemeinen sind die Hottentotten merkwürdig häßlich; ihre Größe ist unter Mittelstatur; ihr Gesicht ist flach und entstellt durch die Trennung oder Theilung der Nasenknorpel, eine Operation, die man unmittelbar nach der Geburt mit ihnen vornimmt; das gilt bei ihnen für eine Schönheit und ist ein Zug der Aehnlichkeit mit den Chinesen und den Malaien, bei welchen dieselbe Operation gebräuchlich ist. Ich glaube, daß die natürliche Farbe der Hottentotten gelblich ist; aber von der Kindheit an schmieren sie den ganzen Körper mit Schaffett und Asche von Thier-Leber und andern Ingredienzien ein, was ihnen eine sehr unangenehme braune Farbe giebt. Diese Gewohnheit schützt sie indessen gegen die Musquito's *) und andere Insecten, die in diesem Lande im Uebermaaß vorhanden sind. Sie haben eine große und geründete Stirn; ihre Augen sind braun oder schwarz, aber ohne Glanz und obwohl groß doch so von der Stirn bedeckt, daß sie sich darunter zu verbergen scheinen. Ihre Backenknochen sind sehr erhaben oder hervorstehend, Mund und Kinn klein, was ihrem Kopfe das Ansehen giebt, als endigte er sich unten in einer Spitze. Ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein; ihre Haare laufen in Locken wie von kurzer Wolle zusammen und sind minder schwarz und dicht als die der Neger. Die Hottentotten haben keinen Bart. Ihre Glieder sind zart und deuten keine Kraft an.

Trotz ihrer Trägheit gelten die Hottentotten dafür, sehr schnelle Läufer zu seyn. Die Buschmann-Hottentotten, die jetzt als die eingeborene Race anerkannt sind, können lange mit einem Pferde in vollem Gallopp gleichen Schritt halten. Mehrere unserer Landsleute haben die Erfahrung gemacht. Der General Vandeleur, obgleich sehr gut beritten, hatte, als er einst von einem Haufen dieser Wilden überfallen wurde, Mühe, ihnen zu entkommen. Es ist in der That ein wunderbarer Anblick, sie mehrere Meilen laufen zu sehen, ohne daß sie anhalten oder ausruhen, und dazu noch mit ihren Waffen beschwert; diese Waffen bestehen in Sagaien oder Piquen mit eiserner Spitze, die sie mit so vieler Geschicklichkeit werfen, daß sie in einer Entfernung von sechzig Ruthen (Yards) eine Karte treffen und durchbohren: sie tragen auch große Keulen, einen Bogen und vergiftete Pfeile, außer einigen kleinen Wurfspießen oder Javelots. Sie vergiften ihre Waffen mit dem Saft gewisser Pflanzen, oder mit dem Gift einiger Schlangen-Gattungen.

Der Haupt-Luxus dieser Völker besteht in Branntwein und Taback. Die Kleidung des der Civilisation fremden Hottentotten ist eine Art Mantel, Kroß genannt, der aus Schaffell gemacht ist, den er über die Schultern wirft und oben mit einem ledernen Riemen oder einer Art von hölzernen Nadel befestigt. Im Winter tragen sie diesen Mantel innen von Wolle und Nachts dient er ihnen zum Bette oder zur Decke, indem sie ihren Körper so zusammenziehen, daß sie sich ganz darin oder darunter bergen; auch hüllen sie die untern Extremitäten des Körpers in eine Art von Gewand ein, das aus schlecht zusammengenähten Stücken Schaffell gemacht ist; auf dem Kopfe tragen sie eine lederne Mütze von conischer Form, die unter dem Kinn zusammengebunden wird. Lohfarbenes Leder, um die Füße gewickelt, dient ihnen statt der Schuhe und sie befestigen es mit Streifen von Leder oder Darmsträngen, die sie um die Knoten schlingen.

Um ihren Hals und um ihren Leib hängen sie Stricke, aus Därmen oder Nerven verschiedener Thiere verfertigt, und wenn sie vom Hunger gedrängt werden, so essen sie diesen Putz und oft auch ihre Kleider,

*) Insecten von der Gattung der Mücken oder Schnaken, die Afrika, China und Ostindien eigenthümlich angehört. Die Neger von der Sclavenküste und die von Sierra Leone werden sehr davon beunruhigt. Das beste Mittel ist, den gestochenen Theil mit Limonensafte oder Weinessig zu reiben. Die Reichen des Landes sichern sich dafür, wenn sie am Tage schlafen, durch einen Sclaven, der ihnen zur Seite sitzt oder steht und die Insecten mit einem großen Fächer von Pfauenfedern verscheucht. Des Nachts entzieht man sich ihnen durch Vorhänge oder eine Art von Pavillon von sehr durchsichtigem Musselin oder Gaze, was man einen Musquitaire nennt; man verhindert dadurch die Musquito's, in diesen Raum einzudringen und genießt doch frische Luft.

Digitized by Google

um sich die Mühe zu ersparen, andere Subsistenzmittel zu suchen. Sie tragen immer einen Gürtel von Schaafleder mit einer Tasche, worin ein Messer, eine Pfeife und Taback ist, denn sie rauchen außerordentlich gern. Ein an beiden Enden verbranntes Stück Holz hängt an ihren Armen, als ein Amulett gegen die Hexereien der Zauberer, die sie sehr fürchten. Einige tragen überdies noch Ketten von Kupfer, Rosenkränze und Fischgräten als Putz und Zierrath, oder einige holländische Münzen, wie Gulden, Schillinge ꝛc.

Die Frauen sind klein und schlecht gebaut. Der Hauptunterschied zwischen den Kleidern beider Geschlechter besteht in einer Schürze von Schaafleder, welche die Hottentotinnen tragen. Rücken, Hals, Schultern und Beine bleiben nackend und der Kopf ist mit einer kleinen ledernen Mütze bedeckt. Die Vornehmsten ihres Tribus geben sich, durch die bizarren Verzierungen, womit sie sich überladen, ein grotesques Ansehen; auf dem Kopfe tragen sie Straußfedern oder auch die anderer Vögel, mit Rosenkränzen durchflochten, deren Knospen von Messing inwendig hohl sind und klingen, wenn sie gehen; eben solche Kränze tragen sie auch an den Armen und den Beinen. Der Klang dieser Schellen, vermischt mit dem Ton der getrockneten Häute, worein die Frauen gekleidet sind, macht ein sonderbares Geräusch, dessen Intensität den Rang der Personen anzeigt, die es verursachen. Die Kinder des einen und des andern Geschlechts sind ursprünglich eben nicht mißgestaltet, aber der Wuchs der Frauen verliert schnell jede Art von Zierlichkeit, und giebt, indem die Dicke des Leibes und der Rückseite einen doppelten Vorsprung bildet, die Form eines S, was diese Völker als eine große Schönheit betrachten.

Die Hütten, welche die Hottentotten bewohnen, sind klein und elend, gemacht wie ein Bienenkorb, mit einer kleinen Oeffnung statt der Thür, die so niedrig ist, daß sie nur hineinkriechen können. Das Feuer ist in der Mitte; die Familie schläft darum herum, die Füße dem Heerde oder Feuer zugewendet. Da sie nur grünes Holz brennen, so leben sie in einem beständigen Rauche, der für jeden andern unerträglich wäre, aber an welchen sie sich sehr gut gewöhnen. Diesem Umstande schreibt man die trübe Farbe ihrer Augen und ihre häufigen Augenübel zu. Andererseits ist dieser Rauch ihnen wieder sehr nützlich, weil er die Musquito's und Insecten aller Art verscheucht, welche ihre Unreinlichkeit und besonders die halb verfaulten Stücken Fleisch und Eingeweide herbeiziehen würden, die da und dort in ihren Hütten zerstreut umherliegen. Die Häuser oder vielmehr Hütten jedes Tribus sind kreisförmig oder in Gestalt eines Halbmondes, auf eine sehr unterscheidende Weise geordnet. Am Tage halten sie sich außerhalb, in dem Raume, der die Wohnungen umgiebt, auf und bringen die Zeit damit hin, sich an der Sonne zu wärmen.

Sie haben immer eine große Menge häßlicher und halb verhungerter Hunde um sich, die sie sehr lieb haben, weil sie ihnen zur Jagd dienen und ihr Vieh gegen die Hyänen und Wölfe beschützen: die Holländer gebrauchen sie gleichfalls. Diese Gattung von Hunden ist stark und gleicht der der Wolfshunde.

Eines Tages machte es mir viel Vergnügen, Hottentotten nach dem Schall eines Instruments tanzen zu sehen, das eine junge Frau spielte: es war ein Brett von Tannenholz, drei Fuß lang und einen Fuß breit, auf welches vier bis fünf Drahtsaiten gezogen und an ihrem Ende über Stege gespannt waren; in der Mitte dieser Art von Guitarre (gubanie genannt) war ein kleines Fragment von einem Spiegel angebunden, von welchem die Musicirende kein Auge verwendete, während des Spiels Gesichter schneidend und, wie es schien, das Vergnügen ausdrückend, das sie empfand, sich darin zu sehen.

Sie schnippte die Saiten mit einer Feder; ein Dutzend Männer umtanzten sie im Kreise oder, wenn man will, eine Ronde bildend und heftig mit den Füßen und ihren Stöcken auf die Erde stampfend. Auch machten sie alle Arten von grotesker Stellungen, immer gegen die Musikerin gewendet, die eine andere Frau auf der Gonza begleitete. Dieses Instrument hat Darmsaiten, die an einem krummen Stock von drei Fuß Länge, mittelst eines Wirbels, durch welche man ihnen die nöthige Ausdehnung geben, d. h. sie stimmen kann, befestigt sind. Am andern Ende ruht die Saite auf Federkielen. Um dieses Instrument zu spielen, legt man den Mund an die Federkiele und der Athem oder Wind, den man ein- oder auch aushaucht, bringt eine Art von schwachem und klagendem Ton hervor, der dem der Aeolsharfe ähnlich ist. Wenig fehlte, daß sich, durch meine Schuld, ihre Freude in einen blutigen Zank verwandelt hätte: ich warf ihnen nämlich einige Münzen hin, die sie sich mit Wuth streitig machten. Die Männer ergriffen ihre Kenlen und mehrere Schläge waren schon geschehen, ehe man die Ordnung wiederherstellen konnte. Ich verließ sie jedoch nicht eher, bis der Ball wieder angefangen.

Die Holländer haben gegen dieses Volk immer die größte Verachtung gehegt und nicht einmal versucht, es zu civilisiren. Als ich hierüber einige Fragen an sie richtete, so schienen sie den Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht werth zu achten und würdigten mich kaum einer Antwort. Ich bekenne, daß, bei meiner ersten Reise nach dem Cap, die Ansicht der Hottentotten-Kraals ihre Verachtung einigermaaßen zu rechtfertigen schien; aber als ich wenige Jahre nachher das Corps von Hottentotten sah, das in unserm Dienste steht, und ich Gelegenheit hatte, mit den englischen Offizieren von ihnen zu sprechen, die sie kennen gelernt hatten, faßte ich eine weit günstigere Meynung von ihnen; dieses Corps bestand aus einem Regiment von mehr als siebenhundert robusten Menschen, mehrere unter ihnen gut gewachsen, thätig und von ächt kriegerischer Haltung. Sie schienen wohl disciplinirt; wirklich haben sie sich auch bei den Expeditionen, wo sie gebraucht worden sind, gegen die Kaffern und die Buschmanns, so treu, gehorsam und tapfer gezeigt, als es nur immer die Pflicht fordern konnte.

Die Hottentotten der Wälder oder Buschmanns unterscheiden sich in mancher Hinsicht von denen, welche die Autorität der Holländer anerkennen und dem Cap näher leben. Sie sind gelber und von minder schmutziger Farbe, als die von der Colonie. Sie gleichen darin den Chinesen und werden bisweilen deshalb chinesische Hottentotten oder Hottentotten-Chinesen genannt. Wahrscheinlich rührt dieser Unterschied daher, daß sie sich weniger mit Fett ꝛc. einschmieren.

Die Buschmänner gelten für grausam und wild; aber in denen, die ich gesehen, habe ich nichts dem Aehnliches entdeckt. Es ist ein den Holländern feindlich gesinntes Volk, weil diese es immer hart behandelt und keinen Versuch gemacht haben, es zu civilisiren. Ob sie sich gleich bisweilen wie Verzweifelte schlagen, so sind sie doch im Allgemeinen furchtsam und erwarten selten den Angriff; und ob man sie gleich als Wilde behandelt und der Unmenschlichkeit anklagt, so haben sie doch oft Fremde und Weiße, die der Zufall zu ihnen führte, gut aufgenommen. —

Nichtsdestoweniger verfolgen die Pflanzer sie mit Erbitterung und schonen sie niemals, als etwa, um sie dem Joche der Knechtschaft zu unterwerfen. Sie machen mit ihren Hunden wahrhaft Jagd auf sie und richten oft ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Mit sträflicher Nachsicht hat die Regierung diese Grausamkeiten ignorirt und noch bis jetzt haben die Reclamationen einiger weniger gerechter Männer leider! nicht den erwünschten Erfolg gehabt.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 874. Hamburg. Sonnabend, den 7. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath. Dr. Ludwig.


## Die Räuber im Himalaya.*)

Von

Victor Jacquemont.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Im Lager von Berah, in einer kleinen Ebene mitten im Gebirge, auf der Straße von Caschemyr, den 22. April 1831.

Lieber Vater.

Ich hatte mir vorgenommen, nie an Abenteuer zu glauben; aber ich habe mich schon dem Augenschein fügen müssen, und Sie werden eben so wie ich bekehrt werden.

Die Indier und die Perser nennen Caschemyr das indische Paradies. Man lehrt uns, der Weg zu dem andern sey rauh und schmal: das ist auch in allen möglichen Beziehungen mit dem von Caschemyr der Fall.

Zu Sukchainepore, an den Ufern des Hydaspes, am Fuße der Gebirge, war es, wo das Bild meiner ambulanten Glückseligkeit zuerst getrübt ward.

Der Häuptling dieser kleinen Stadt, welche einem der Söhne des Königs als Lehen angehört, verweigerte den Firmans von Runjet-Sing, mein Lager mit allen nöthigen Lebensmitteln zu versehen, den Gehorsam. Er schloß sich mit einigen Elenden, die Flinten mit Lunteuschlössern führten, in sein kleines von Lehm aufgeführtes Fort ein und drohte, Feuer zu geben, wenn meine Reiter noch weiter in ihn drängen, daß er gehorchen sollte.

Ich schrieb auf der Stelle an den König nach Umbritsir, um mich über diese Geringschätzung seiner Autorität, zum Nachtheil der Gastfreundschaft, die er mir erweisen wollte, zu beklagen. Meine Reiter streiften nun in den benachbarten Oörfern umher, und ich sah sie Abends, ziemlich schwer bepackt, vom Marodiren heimkehren: das ist so in der Regel.

Am andern Tage, den 16. d. M., betrat ich mit meinen Kamehlen den Himalaya, und campirte zu Mirpore, wo ich eine Menge Maulthiere zu meiner Verfügung vorfinden sollte, um die Kamehle zu ersetzen, die unfähig seyn möchten, in dem Gebirge weiter zu gehen.

Statt der Maulthiere fand ich zu Mirpore wohl hundert Schafte mit ihren Lunten-Geweheren und ihrem kleinen Lehm-Fort vor, die sich an die Befehle des Rajahs wenig kehrten und die sich noch weit weniger daraus gemacht haben würden, wenn nicht mein Freund Gulab-Sing mit dreitausend Mann regelmäßiger Truppen einige Tagemärsche weit davon im Lager gestanden hätte. Zehnmal täglich schickte mein Mehmandar neue Boten an den Häuptling der Stadt und erhielt jedesmal die Zusage, daß Maulthiere und Träger kommen sollten, ohne daß zwei Tage lang sich eins oder das andere blicken ließ. Am dritten Tage gegen Abend trafen endlich etwa zwanzig caschemprische Träger, die Hälfte der Zahl, welche wir brauchten, ein. Mir war aber das längere Weilen an einem heillos heißen Orte, dem es überdem an jedem Interesse gebrach, so zuwider, daß ich diese zwanzig Mann am 19. mit meinem nothwendigsten Gepäck beladen ließ und aufbrach, während ich meinen Mehmandar mit dem übrigen Theil zurückließ und ihm einen leichten Vorwurf über seine Lauheit machte.

Ich erreichte um die Mitte des Tages das Ufer eines Steomet, bei dem ich mich lagern sollte; aber mein kleiner Vortrab traf erst weit später ein und ich kam zum Frühstücken, als die Sonne unterging. Es war Nacht, als der Nachtrab im jämmerlichsten Aufzuge erschien. Der Scheik Bodder-Bochs, mein Mehmandar, und der Lieutenant meiner Escorte, Mirza, hatten, wie Herr von Foucould sagen würde, ein halbes Dutzend arme Teufel und einen Trupp Esel gepackt, welche den Rest meines Gepäckes brachten.

Ein furchtbarer Sturm hielt die ganze Nacht an, und, so wie eine erhitzte Katze das kalte Wasser — das heiße noch weit mehr — scheut, erinnerte ich mich, daß der Gott, welcher die Blitze schleudert, im vorigen Jahre, im Dhoon von Dehyra und auf den Gipfeln des Massuri, nicht schlecht gezielt hatte; wenn ich annahm, daß es auf mich gemünzt gewesen sey, so wäre mir, ich läugne das nicht, als ich so die Bäume krachen hörte und mein Zelt stets vom Blitz erleuchtet sah, eine ruhige und heitere Nacht bei lieblichem Mondenscheine lieber gewesen.

Es scheint jedoch, daß Jupiter diese Nacht nur mit losem Pulver schoß; denn sein Mordspectakel tödtete noch lähmte niemand.

Aber die Strême Regens, welche diese Feuersbrunst des Himmels nährten, schmolzen meine Esel, meine Pferde, meine Soldaten, meine Träger, wie wenn sie von Zucker gewesen wären.

Bei Sonnenaufgang fand ich nur noch meine Reiter vor, unter welchen eine Art von Disciplin besteht. Aber der Regen hatte sie erstarrt wie Schlangen, die unter dem Schnee begraben liegen, und ihre armen Pferde waren so steif, als ob es hölzerne Gäule gewesen wären. Diese kleine auserlesene Trupp setzte sich jedoch allmählig in Bewegung, grub, wörtlich genommen, einige meiner unberittenen Soldaten aus und sammelte dann, von diesen unterstützt, rechts und links die zwanzig Caschemprianer vom vorherigen Tage wieder auf. Alle die übrigen waren verschwunden, ohne je wieder zu Gesicht zu kommen.

Ich gab dem Bodder-Bochs abermals, und diesmal noch ernster, einen Verweis, und ihm die Kunst des Prometheus wünschend, um in der Wüste einige zwanzig Träger zu improvisiren, zog ich, wie Tags vorher, nur von meinem nothwendigsten Gepäck gefolgt, vorwärts.

Der Weg war äußerst schwierig; wir mußten alle Augenblicke absitzen; und so sorgfältig meine Reiter auch waren, ließen doch zwei derselben ihre Pferde in eine Schlucht hinabstürzen, aus der sie sehr zerschlagen und hinkend wieder heraufgezogen wurden. Was mich betrifft, ich hielt mich zu Fuße, den Hammer in der Hand und stets von dem Fußpfade abweichend, der nur ein schmales Loch in einem sehr dicken Gestrüpp

*) Diese Benennung ist nicht wörtlich zu nehmen, wie es sich im Verfolg dieser Geschichte ergeben wird. Anm. d. Red.



Digitized by Google

von Dornenbüschen bildete, um irgend einen benachbarten Hügel zu erreichen und nach der Bussole die Lage der Erdschichten zu bestimmen. Einige bewaffnete Diener folgten mir jedoch immer auf der Ferse, was die Vorsicht gebot. Ich entdeckte auf einer dieser Excursionen drei Männer in einem Versteck; doch zeigte der Schreck, den ich diesen verdächtigen Gestalten dadurch einjagte, daß ich meine Flinte schußfertig zur Hand nahm, daß ich diesmal zu voreilig in meiner Vorsicht gewesen war. Es waren arme Bauern aus einem benachbarten Dorfe, die sich tief in die Waldung geflüchtet hatten, um einer Lavine auszuweichen, die ihre Richtung dahin genommen. Ich ließ sie ergreifen und auf den Weg führen, sagte ihnen aber für ihre Mühe Bezahlung zu. Sie konnten doch meine Transportmittel um etwas mehren.

Nur ist der Name eines elenden Dörfchens, das schon ziemlich hoch in den Gebirgen liegt, und dort machten wir zum zweitenmale Halt. Ich traf hier ziemlich späte und bis auf die Haut durchnäßt ein. Bodder-Bochs ließ auch nicht lange auf sich warten; er kam mit meinem Nachtrab und mit einem Transport Gefangener wie bald nach. Er war des Morgens auf mit Luft gefüllten Häuten über den Fluß gesetzt, an dessen anderer Seite die Bewohner eines ziemlich großen Dorfes noch in tiefem Schlafe lagen, und hatte in der ersten Ueberraschung etwa dreißig Männer mit sich fortgeführt.

Nun glaubte ich in allen Stücken geborgen zu seyn; aber des Abends zeigte sich Hungersnoth in meinem Lager. Alle meine Leute klagten mir, daß sie hungrig seyen, und daß es in dem Gehölze rund umher nichts zu essen gebe. Daran war wieder der Mehmandar schuld, weil er sie nicht aufgefordert hatte, Lebensmittel mitzunehmen. Ich empfahl ihnen Geduld bis zum nächsten Tage und gebot den Soldaten, sie über Nacht wohl im Auge zu behalten.

Aber es war abermals eine Nacht der Sündfluth, und die Soldaten, die sich im Wasser nicht für unauflöslich hielten, ließen Wache Wache seyn und suchten sich ein Obdach; dies hatte nun ein abermaliges Deficit in der Zahl meiner Träger zur Folge. Ich machte es, wie an den vorherigen Tagen und zog mit einem leichten Trupp voraus. Die Entfernung war größer, als gewöhnlich, der Weg sehr schlecht für einen Spaziergänger des Thibet. Ich gelangte jedoch ohne Unfall für mich und für meine Umgebung nach Necki, einem noch elenderen Dorfe als dasjenige, wo wir Tags zuvor gewesen waren. Mein Pferd hatte seine Hufeisen verloren und hinkte stark; mich hinderte das jedoch wenig, weil der Weg ohnehin so beschaffen war, daß man gehen mußte.

Es ward Nacht, und ich wunderte mich ein wenig, daß ich meinen Mehmandar nicht kommen sah, um so mehr, da der Rest meines Gepäckes, durch seine Fürsorge mobil gemacht, im Lager angekommen war. Endlich kam einer seiner Diener angerannt und sagte mir keuchend, sein Herr habe einen Fall gethan und den Arm gebrochen.

Der asiatischen Regel, einem Untergebenen nicht einen Schritt entgegenzugehen, zuwider, ließ ich mir von einem meiner Tschemprianer den Stock geben, und stieg, von mehreren dieser Leute so wie von meinen Reitern begleitet, den Berg hinab, um dem Verwundeten Hülfe zu bringen. Man sagte, er läge zwei Lieues vom Lager in einem Thale; aber ich lief drei Stunden lang und mit der Gefahr, mir einen Fuß zu verrenken oder einen Purzelbaum zu schießen, umher, ehe ich ihn auffand. Ich gestehe, daß sein übertriebener Kleinmuth mich anekelte und es mich fast bedauern ließ, so schnell, wenn nicht so weit herbeigeeilt zu seyn. Diese Feigherzigkeit war bei einem so herkulischen Körper um so auffallender. Es war mir unmöglich, seine Wunde hinlänglich zu untersuchen, um sie genau würdigen zu können. Mein Besuch hatte nur das Gute für ihn, daß er dadurch verhindert wurde, sich durch das viele Trinken eines schlechten Raks, wodurch er, wie er sagte, seinen Geist stärken wollte, krank zu machen. Ich ließ ihm die Flasche entzweischlagen. Die Nacht schien schön werden zu wollen und ich hinterließ den Verwundeten, hingestreckt auf einem Lager, mitten in einem Tannengehölze, umgeben von zwanzig Dienern oder Soldaten, um ihn zu pflegen und zu bewachen. Man sollte ihn heute auf seinem Lager hieher bringen. Ich kam sehr spät, bei dem sehr schwachen Lichte des Neumondes und auf sehr heillosen Wegen, nach meinem Lager zurück. Inzwischen ließ ich alle meine Leute die Vorsichtsmaaßregeln nehmen, die ich selbst beobachtete, und so schleppten wir uns, hart an ungeheure Mauern gedrängt, eine halbe Stunde lang ohne allen Unfall längs jähen Abhängen vorwärts.

Ich war, erschöpft durch die Transpiration eines funfzehnstündigen Marsches, dermaßen abgemattet, daß mir der Appetit zum Abendessen vergangen war. Ich ließ etwas schlechten Punsch machen; und da ich mich seit vier Monaten jedes geistigen Getränkes enthalten hatte, so bekam er bald die Oberhand über mich und warf mich berauscht in Schlummer.

Diesen Morgen endlich — denn heute ist der große Tag — fehlte niemand, d. h. von meiner Bande, bei dem Appell. Sie bewegte sich in guter Laune bei Sonnenaufgang auf dem Gebirgsrücken, um bei dem ersten Halt zu frühstücken; denn wir waren auf dem Wege nach Berali, dem ersten Dorfe nach Mirpore.

Ich ging zu Fuß hinter meinem hinkenden Pferde drein, ziemlich übler Laune über die Steine, wegen der Zweideutigkeit ihrer Beschaffenheit und der Lage ihrer Schichten, voller Gedanken an meinen gelähmten Mehmandar, an die Schwierigkeit, ihn auf so heillosen Wegen bis nach diesem Dorfe zu schaffen, und an die Unmöglichkeit für ihn, mich auf meiner Reise weiter zu begleiten, an das Unangenehme, den König um einen Stellvertreter für ihn zu bitten, ꝛc., als ich mich, diesmal mit meinem Nachtrabe, am Fuße eines hohen Berges, mit fast senkrechten Seiten und einem flachen Gipfel, an dessen Rande ich eine Festung gewahrte, befand. Man sagte mir, daß sie dem Könige gehörte, und von drei- bis vierhundert Soldaten unter dem Befehl eines königlichen Gouverneurs bewacht werde. Ich sah in der That bald Leute von höchst verdächtigem Ansehen mit ihren Luntengewehren, Säbeln und Schildern den einzigen Pfad herniedersteigen, der zum Gipfel führt, und den einzigen, der zu passiren war.

Sie machten mir ihren Salam, und sagten, ihr Gebieter habe sie gesandt, um mir den Weg zu zeigen, und über die Sicherheit meines Gepäckes zu wachen. Ihr Herr, setzten sie hinzu, erwarte mich auf der Platte des Berges, um mich zu begrüßen und mir einen Nuzzer (Geschenk eines Niederen an einen Höheren) anzubieten. In dieser Angabe lag nichts, was irgend unwahrscheinlich gewesen wäre, und nach einer Stunde sehr beschwerlichen Steigens langte ich nebst meinen Leuten auf dem festen Boden des Gipfels an. Es war ein hübscher flacher Grasplatz; das Fort erhob sich mitten aus einem Erdhügel und trug noch dazu bei, die Landschaft unaussprechlich malerisch zu machen. Zahlreiche Soldatengruppen in ihrem morgenländischen Aufzuge fehlten auch nicht und gaben dieser Landschaft ganz den örtlichen Anstrich, den die Herren der Erde nur wünschen können. Meine Karavane hatte sich unter einem ungeheuren geheiligten Feigenbaum, dem einzigen Baum, den es an dieser merkwürdigen Stätte gab, gelagert. Ich gab ihr das Zeichen, weiter zu ziehen, da zeigten meine Diener mir aber an, daß man dies nicht gestatten wolle, und daß es die Leute des Forts wären, welche sie da festhielten.

Eine Menge von diesen hatte sich mir genähert; sie erdrückten sich fast um mein Pferd her, das ich wieder bestiegen hatte. Doch schien es mir, als ob es nur die Neugier sey, die sie beseelte; denn sie machten mir Platz, wenn ich es ihnen gebot. Ihre Zahl hatte sich aber bald

Digitized by Google

dermaßen vermehrt, daß die Mannschaft meiner Escorte sich darin verlor. Ungeduldig über die Zögerung, gebot ich, daß man aufs schnellste den Gouverneur rufen sollte.... Er kam bald, mitten unter einer neuen Fluth von Soldaten, die noch verdächtiger aussahen als die ersteren, und selbst so schlecht gekleidet, daß ich erst den Mirza fragen mußte, wer unter diesem Lumpengesindel denn der Oberste sey. Aus Achtung für den König, dessen Offizier er war, stieg ich vom Pferde, um seine Complimente entgegenzunehmen, da er selbst zu Fuße war. Er bot mir ein Zickelchen an, das mein Proviantmeister zu sich nahm.... Nur mit Mühe hielt ich an mich, am erst das Ende seines Harangnirens abzuwarten, ehe ich meinem Unwillen über die Weigerung, meine Karavane ziehen zu lassen, Luft machte; ich redete ihn mit Heftigkeit an und fragte, ob es wahr sey, daß er es gewagt habe, einen solchen Befehl zu geben. Neal-Sing, so hieß dieser Bandit, schien über meine Heftigkeit ein wenig außer Fassung gekommen zu seyn, und ohne auf meine Aufforderung zu antworten, erbot er sich, mir zur Bewachung meines Gepäckes so viele Soldaten geben zu wollen, als ich nur wollte; ich erwiederte aber, daß ich und er die einzigen Bewohner dieser Wüstenei wären, daß ich seiner Soldaten nicht bedürfe, und daß ich weiter nichts von ihm verlangte, als daß er sie zurückzöge. Er gab mir nun zu verstehen, daß einem solchen Befehle von ihm doch nicht Folge geleistet werden würde, und drang abermals in mich, eine Wache seiner Truppe anzunehmen. Ich dachte, es könnte wohl gerathen seyn, und nahm sie also an.

Es war jedoch augenfällig, daß meine Lage die eines Gefangenen war. Mein Dsemadar, Mirza, sprach nicht anders mehr als mit gefaltenen Händen mit Neal-Sing, der gerade deshalb einen um so höheren Ton anstimmte. Endlich erklärte Letzterer mir, nach einer langen Aufzählung all des Unrechts, was der König ihm angethan habe, und woran Than-Sing, sein Minister (der Bruder meines Freundes Gulab-Sing) schuld sey, mit gefaltenen Händen und in dem demüthigsten und unterwürfigsten Tone, daß er, da er in dem Besitz meiner Person ein Mittel hätte, den König zu zwingen, das ihm angethanene Unrecht wieder gutzumachen, mich so lange gefangenhalten würde, bis ihm sein Recht geschehen sey, und daß ich, meine Escorte und mein Gepäck ihm als Geissel und Caution dienen müßten.

Dieser Mann war bei der Erzählung seiner Drangsale ganz warm geworden; er sagte: „damit sey ihm seine Treue gelohnt worden; Gulab-Sing habe ihn nöthigen wollen, ihm diese Festung, welche der König seiner Obhuth anvertraut, zu überliefern. Weil er sie stets gegen diesen Herrn vertheidigt gehabt, habe sein Bruder, Thean-Sing, beim Könige angestellt, nun alle die Befehle von diesem, ihm seinen Sold zu bezahlen, unnütz gemacht. Seit drei Jahren habe er nichts bekommen und sey nun ohne jede andere Kleidung als die Lumpen, die er da auf dem Leibe trage. Seine Soldaten lebten von den Gräsern auf den Wiesen und von den Blättern der Bäume....“

Ich sah mit einem geheimen, ja wahrlich geheimen Mißbehagen, wie diese Beredsamkeit auf die ausgehungerte und bewaffnete Menge wirkte, in deren Gewalt ich gerathen war. Häufig brach ein allgemeiner Ausruf aus, welcher die Stimme des Chefs übertönte, und der Schluß seiner Rede ward vor allem in dieser drohenden Weise applaudirt. Ein jeder unterfuchte, während er ihn anhörte, seine brennende Lunte und schnippte die Asche davon. Nun wollten auch mehrere Soldaten das Wort nehmen; aber ich herrschte dieser Canaille gebieterisch Schweigen zu, und vernahm dann nur noch ein so schwaches Gemurmel, daß der Chef selbst es wagte, auch dieses zu unterdrücken. Die gleichgültige Ruhe, die ich affectirte, und mein zwangloses Vornehmthun im Sprechen imponirte diesen Elenden. Meine Verachtung warf sie zu Boden. Sie hatten unstreitig nie einen ihrer Rajahs von sich selbst in der dritten Person sprechen gehört, wie ich dies that: nur allein Runjet-Sing thut es im Punjaub; und während ich mir selbst eine solche Achtung erwies, sprach ich zu ihnen nur wie zu meinen Dienern. Durch dies Manöver gelang es mir, die meisten von ihrem Anführer, den ich mit derselben Familiarität behandelte, nur mehr in dem Ton des Wohlwollens und der Protection, zu entfernen. Dann führte ich ihn zum Schatten des schon erwähnten Feigenbaums, um ihn minder öffentlich zu unterhalten. Ich ließ ihn sehr unterwürfig auf der Erde Platz nehmen, während ich mir einen von meinen Stühlen hinstellen ließ. Er schien gern bald zur Sache kommen zu wollen; ich rief aber meinem Proviantmeister zu mir und hieß ihm, mir ein Glas Zuckerwasser zu bringen, was erst bereitet werden mußte. Ich klagte über die zu große Hitze und befahl einem zweiten meiner Diener, einen Sonnenschirm über mich zu halten, und einem dritten, mich mit einem Strauß von Pfauenfedern zu fächeln. Ich machte es mir bequem, bequemer noch als gewöhnlich, während ich den Neal-Sing in aller Demuth auf der Erde hocken ließ, um in der Stille über die Größe des Verbrechens nachzudenken, das er im Schilde geführt haben könnte, und über den furchtbaren Umfang der Folgen davon; dann erklärte ich ihm, unter welchen Auspicien ich in dies Land gekommen sey, und welch furchtbare Rache der König sicher für jeden Affront nehmen würde, der mir in seinen Staaten widerführe, um die englische Regierung zu überzeugen, daß es nicht auf sein Geheiß geschehen sey.

Der Patron betheuerte nun, daß er gegen mich nichts Verbrecherisches im Sinne habe. Er bezweifelte nicht, daß der König, sobald er höre, daß ich in seinen Händen sey, ihm, um mich zu befreien, gleich dasjenige auszahlen würde, was er ihm seit so langer Zeit schuldig sey. Ich stellte ihm dagegen vor, daß er, nach einer solchen Verhöhnung der Macht des Runjets, nie auf eine aufrichtig gemeynte Verzeihung rechnen dürfe, und daß er über kurz oder lang schwer dafür würde büßen müssen. Ich sagte das nicht, als ob ich ihm drohen wollte, sondern in einem Tone, als ob ich nur für sein Bestes spräche, eine List, die nicht ihren Zweck verfehlte. Neal-Sing erbot sich nun, mich ziehen zu lassen, und nur mein Gepäck zu behalten. Ich verwarf dies Anerbieten mit Gründen, die ihm die Kluft zwischen ihm und mir noch anschaulicher machen mußten. Ich ohne meine Zelte reisen! ohne meine Möbeln! ohne meine Bücher! ohne meine Kleidung, die ich täglich zweimal wechsele! Welch eine alberne, unmögliche Zumuthung! Ich sah nach meiner Uhr und sagte zu meinem Proviantmeister, es sey Zeit zum Frühstücken; er solle anrichten. Ich wußte recht gut, daß nichts bereit war noch seyn konnte, weil meine ganze Karavane unter Bewachung der Leute des Neal-Sings gefangengehalten wurde und meine Diener sich hüthen würden, vor ihnen irgend ein Paket zu öffnen. Ich befahl, man sollte Milch bringen. Mein Proviantmeister fragte, vor mir stehend, wo sie finden, woher sie nehmen? — Hört Ihr nicht, sagte ich zu Neal-Sing, daß der Herr Milch zu haben wünscht? Eiligst in die benachbarten Dörfer geschickt, damit sie ungesäumt herbeigeschafft werde! — Der Räuber war wie verdutzt über diese Politik, schickte aber doch in seiner Ungewißheit, was er eigentlich thun solle, einige seiner Untergebenen aus, um das verlangte Getränk zu holen. Als diese etwa hundert Schritte weit gegangen waren, rief ich sie zurück und sagte zu meinem Proviantmeister, er solle ihnen bedeuten, daß es Kuh- und nicht Büffels- oder Ziegenmilch seyn müßte, und daß sie darnach zu sehen hätten, daß sie in ihrer Gegenwart gemolken würde.

Ich gewöhnte diese Banditen absichtlich daran, mir in unbedeutenden Dingen zu gehorchen, um sie in der großen Angelegenheit gefügiger zu machen, die ich noch mit ihnen zu verhandeln hatte, und deren Moment ich durch allerlei Nebendinge verzögerte, da ich bemerkte, wie diese Art von Waffenstillstand meinem Interesse durch das Uebergewicht, welches Neal-Sing mich über ihn gewinnen ließ, förderlich war. Als ich den



Digitized by Google

Augenblick für günstig hielt, da bot ich ihm ein Geschenk und meine Verwendung für ihn bei dem Könige an. Er hatte mir so viele königliche Bons gezeigt, die in seinen Händen Assignaten geblieben waren, daß ein Läppchen Papier mehr, von meiner Hand geschrieben, in seinen Augen unmöglich von Gewicht seyn konnte, daher ich mich denn sofort erbot, dem etwas Solideres hinzuzufügen. Er forderte nun sogleich zweitausend Rupieen.... Einige von seinen Leuten, die um uns her standen, riefen aber: „nein, nein, zehntausend!" Ich warf ihnen ein Schimpfwort zu, welches keiner zu beantworten wagte, und das sie so verdutzt zu haben schien, daß niemand es sich mehr einfallen ließ, meine Unterhaltung mit ihrem Chef zu unterbrechen. — „Weder zehntausend, noch zweitausend, noch selbst tausend," erwiederte ich, „und zwar, weil ich sie nicht habe; doch will ich Euch, in Betracht Eurer unglücklichen Lage, fünfhundert Rupieen geben." — Wie? fünfhundert Rupieen! rief er aus, was sollen uns die nützen? Wir sind unserer vierhundert Mann, die seit drei Jahren schmachten! Zweitausend Rupieen, oder hier gefangen bleiben! —

Ohne zu thun, als beachtete ich seine Alternative, zuckte ich die Achseln über das Alberne seines Begehrens und erbot mich, ihm dieses durch meinen Schatzmeister zu beweisen. Begierig nahm er den Vorschlag an, meine Schätze aufzählen zu sehen. Ich gab ihm darüber, daß er an der Wahrheit meiner Aussage zweifelte, meinen Abscheu und meine Verachtung zu erkennen.

— „Die Asiaten," sagte ich zu ihm, „sind Elende, die um eines Thalers wegen meineidig werden; aber habt Ihr denn nie gehört, welche Bewandniß es mit dem Worte eines christlichen Großen hat? Nun bat er mit gefaltenen Händen um Verzeihung, betheuerte, daß er mir glaubte, wiederholte aber, daß fünfhundert Rupieen unter so vielen nichts verschlügen.

Ich änderte den Ort unserer Besprechung; ich forderte den Neal-Sing auf, mit mir zu dessen Fortsetzung nach einem kleinen schattigen Thale zu gehen, das ich bemerkt hatte; zugleich bedeutete ich bald dieses, bald jenes aus meinem Felleisen, um zu machen, daß mir mein ganzes Gepäck folgte, und es in den Augen der Elenden, die mich umgaben, darzuthun, daß der Aufruhr ihres Anführers begränzt sey und daß ich mich keineswegs als ihren Gefangenen ansähe. Ich blieb zwanzigmal stehen, um irgend eine Pflanze in der Nähe zu betrachten, die ich dann durch einen meiner Diener, den ich mir zu diesem Behufe hielt, in einem Buche aufbewahren ließ. Neal-Sing mußte mir ihren Namen und wozu sie brauchbar sey, sagen. Diese Langsamkeit, dieses Vornehmthun ärgerte die Bergsoldaten sichtlich, doch verhielten sie sich schweigend.

Ich hatte inzwischen meine Lage sehr verbessert. Dieser Mann, der mich gefangen hielt, der Herr über mein Leben war, ließ mich ihm meines Schutzes versichern. Er klagte mir, daß seine Beschwerden nie hätten zum König gelangen können, weil Thao-Sing seine Correspondenz aufgefangen habe. Er bat, daß ich an Herrn Allard schreiben möchte, damit er als Mittelsmann einträte; ich theilte meinem Freunde nun sofort mein Abenteuer mit, bedauernd, daß ich ihm noch nicht dessen Endschaft melden könne. Dies Schreiben ward mit allen Zeichen der Achtung aufgenommen. Der Gedanke, mich als Gefangener behalten zu wollen, war allmählig aufgegeben worden, obgleich ich bei der Behauptung blieb, daß ich noch nicht tausend Rupieen geben könnte. Ich erkundigte mich nach den Straßen, nach der Entfernung des nächstgelegenen Dorfes, nach den Hülfsmitteln, die meine seit zwei Tagen hungernde Karavane dort finden würde; es gelang mir, meine Zelte ꝛc. im Voraus dahin schicken zu können, ja ich manövrirte selbst dahin, auch die fünfhundert Rupien zu bergen, die ich Anfangs, als mir das Messer an der Kehle stand, ausgeboten hatte. Nun sah ich aber die Unpopularität des Chefs unter seinen Leuten in einem Grade wachsen, daß ich, um deren Explosion zu verhüthen, die aus einer allgemeinen Plünderung meines Gepäckes und nahen Flintenschüssen bestanden haben würde, den Sinem beschwor, indem ich mit großmüthiger Miene zu meinem Zahlmeister sagte, er sollte dem Neal-Sing fünfhundert Rupieen auszahlen.

Der übrige Theil meines Abenteuers ist nur noch komisch. Neal-Sing betheuerte, er nähme mir das Geld nicht ab, ja er würde es nur unter der Bedingung empfangen, daß ich zugleich erklärte, ich hätte es aus freien Stücken gegeben. Ich mußte fast über die Demüthigkeit seiner Betheurungen lachen, „daß er künftig mein Diener seyn würde, *wenn er von meinem Salze gegessen* (eine Volks-Redensart in allen indischen Sprachen); daß er ohne seine übergroße Armuth nie etwas anders als ein Zicklein zum Geschenk angeboten haben würde, ꝛc..... Mein Diener reichte dem Neal-Sing den Beutel mit den fünfhundert Rupieen dar; dieser bat mich aber, ich möchte erst dies Geld anrühren und ihm, wenn er es empfinge, die Hand geben, als ein Zeichen, daß dies Geschenk das reine Product meiner Güte und meiner Zufriedenheit mit seinen Diensten sey. Ich willigte — mit der Linken — ein, und als mein Räuber leise den Finger auf seiner Hand fühlte, mit dem ich den Beutel berührt hatte, der ihm übergeben ward, so warf er sich aufs Angesicht nieder unter dem Ausruf, er sey der treueste, der dankbarste, der ergebenste meiner Diener, und, wenn ich ihm diese Benennung erlauben wollte, mein unverbrüchlichster Freund. Er sagte dann ein paar Worte zu Mirza, um auch von ihm einige Rupieen zu bekommen; dieser entschuldigte sich aber mit gefalteten Händen und in der kümmerlichsten Haltung mit der Erklärung, daß er ein armer Teufel sey, und ich machte dem Räuber bemerklich, daß Mirza eben so von meinem Salze äße, wie er davon gegessen habe. Ich ließ sie einander die Hand reichen, um diese Theaterfreundschaft zu besiegeln, und dann gebot ich ohne weiteres meiner Karavane, nach Berali aufzubrechen. Neal-Sing bot mir ein funfzig von seinen Banditen zur Escorte an, was ich aber wohlbedächtig ablehnte. Ich sagte, ich hätte an fünf genug, und befahl ihm dann — denn in Worten spielte ich den Herrn und war *es stets* gewesen — alle die andern in die Festung zurückzuziehen. Als er sich bei mir beurlaubte, d. h. als er mir die Freiheit wiedergab, flüsterte er mir noch leise zu, ich möchte ihm doch eine Flasche Wein schicken. Da es mir aber zu arg zu seyn schien, einen solchen Spitzbuben eine Flasche meines alten Portweins auf meine Gesundheit leeren zu lassen, so schickte ich ihm nur eine Flasche Rack von Delhi zu.

Die fünf Banditen, die er mir mitgegeben hatte, schienen in meiner Truppe ungern die Minderzahl zu bilden; sie entliefen, als wir um eine Gebirgsecke kamen, schlossen sich einigen andern an, die sich heimlich aus dem Fort entfernt hatten, und stahlen die magere Ziege, welche einer meiner Leute vor sich hertrieb und die sicher das theuerste Gericht gewesen wäre, das ich je gekostet.

Dies Dorf ist den Anfällen des Neal-Sing ausgesetzt, wenn der Hunger ihn aus dem Gehölze heraustreibt, und so wäre es wohl möglich, daß der Geruch meiner Rupieen, obwohl es ihnen bekannt ist, daß ich deren nur noch dreihundert habe, diese Nacht einige von den Leuten seiner Bande hierher lockte. Aber die Meinigen sind auf ihrer Hut und wohl im Stande, einen Angriff der gesammten Truppe des Neal-Sing abzuschlagen, wenn sie, was ich nicht glaube, ihn zu unternehmen den Muth hätten. Ich schreibe Ihnen, die Pistolen auf dem Tische, andere auf dem Kopfkissen meines Bettes, und mein Gewehr an dieses gelehnt. Ich zweifle nicht, daß der Sturz der ersten beiden, die in den Schuß kämen, die übrigen bald stutzig machen würde, es wäre denn, daß sie, wie diesen Morgen, die bei weitem größere Mehrzahl bildeten.

Morgen werde ich bei einer kleinen Stadt, nun bis Caschempr in Sicherheit, wie ich mir schmeichle, campiren. Meine Karavane wird sich dort mit allem Nöthigen neu versehen, und ich werde längs einer andern

Digitized by Google

Straße Couriere ausschicken, um den König von meinem Abenteuer zu benachrichtigen, ihn dafür um Genugthuung anzusprechen, und dem Herrn Allard Kunde zu geben, wie es abgelaufen ist. Wehe dem ergebensten meiner Diener, dem unverbrüchlichsten meiner Freunde, falls Kunjet-Sing den Herrn Allard beauftragt, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen! Er hat gute Aussicht, an den geheiligten Feigenbaum gehangen zu werden, der Zeuge seines Verraths war; und dazu kann er sich noch Glück wünschen; denn lieferte er sich dem Könige in die Hände, so würde er nur dann am Leben bleiben, wenn dieses den gräulichsten Verstümmelungen widerstände.

Ich denke so eben (zehn Uhr Abends), daß Bodder-Bochs wohl Wind von meinem Abenteuer gehabt haben und also nicht ins Netz gegangen seyn wird. Aber es giebt nur diesen einen Weg vorwärts, und der Mangel an Lebensmitteln macht es ihm vielleicht unmöglich, nach Mirpore zurückzukehren. Bei Neal-Sing würde er schlecht wegkommen, da er der Vertraute des Thean-Sing, des Urhebers seiner Leiden, ist. Er scheint mir übrigens auch ein übler Patron und als Rehmandar nicht sehr zu vermissen zu seyn.

Ich hoffe, lieber Vater, daß ich diesen, ohnehin schon so lang gerathenen, Brief nicht noch durch ähnliche Geschichtchen werde zu verlängern haben. Wenn Sie nun zu der Erkenntniß kommen, daß es wirklich Abenteuer giebt, so sehen Sie doch auch, daß es nicht viel damit auf sich hat. Mir hat der Spaß funfzig Louisd'or gekostet, wofür ich von dem Rajah fünfhundert wieder bekommen, also ein wohlfeiles Spiel gehabt habe.

Ich habe mir übrigens bei meinem Abenteuer nichts vorzuwerfen und würde es bei aller menschlichen Vorsicht nicht haben vermeiden können. Hätte ich Gewalt anwenden wollen, so würde dies allerdings einigen Räubern den Hals gekostet haben, aber von meinen Leuten dürften nur wenige dem Blutbade entronnen seyn; ich mußte also schon diplomatisch verfahren, was mir, glaube ich, ziemlich gelungen ist, indem ich einen Wechsel von zweihundert Louisd'or auf Caschemyr, das Khela des Königs, geborgen habe, ohne meinem Ansehen etwas zu vergeben.

---

## Besuch bei den Chinesen zu Kiachta.

Auszug aus den Briefen einer russischen Dame, mitgetheilt durch den Herrn Klaproth.

(Beschluß.)

(N.)

Wir hatten Kiachta am Freitage verlassen wollen, der Commissionair hielt uns aber zurück, um noch einem großen Diner beizuwohnen, zu welchem er alle unsere chinesischen Freunde eingeladen hatte. Wir ergötzten uns dabei auch herrlich: ihr geradebrechtes Russisch gab uns viel zu lachen; sie aßen von allen Schüsseln, und ließen sich vor allem die guten Weine unsers Gastgebers schmecken. Sie sind naiv in ihren Fragen und sehr freimüthig in ihren Antworten. So fragte Ko-sa-tchen den Baron von Wrangel, als man nebst dessen Gesundheit auch die meinige ausbrachte, ganz unbefangen, ob ich für eine solche Ehre nicht noch zu jung sey. Inzwischen leerte er sein Glas auf mein Wohl bis auf den letzten Tropfen. Trotz aller ihrer Herzlichkeit werden die Chinesen doch nie überlästig; diejenigen, die mit uns zu Tische saßen, hatten eine ungeheuere Menge Weins genossen, dessenungeachtet vergaß sich keiner von ihnen und ward auch nicht lärmend, was man nicht immer von den Russen und den andern Europäern derselben Classe sagen kann.

Wir fanden bei dem Herrn Sabatchnikow neue Geschenke von unsern Freunden. Ko-sa-tchen hatte dem Herrn von Wrangel ein Kästchen Blumenthee und mir ein halbes Stück geblümten Seiden-Crepp zugeschickt. Das Geschenk des Herrn Tcho-sa-tchen bestand ebenfalls aus einem Kistel Blumenthee und für mich aus einem Stücke Ponceau-Seidenzeug nebst einem Ringe. Tcho-sa-tchen ließ uns keine Ruh, wir mußten zum Sonnabend ein Diner bei ihm einnehmen, als Entschädigung für dasjenige, um welches wir durch die Schließung der Thore auf Befehl des Dzargotchi gebracht worden waren. Eine Lustbarkeit gab es dort nicht; dagegen zeigte er uns sein ganzes Haus, die Küchen, die Magazine ꝛc. Sein Arbeitszimmer und sein Schlafgemach waren allerliebst und sehr behaglich, wie dieses alle chinesischen Zimmer sind. Man sah dort überall Zierrathen, Bildhauerwerk und eine Unzahl eleganter Bagatellen, die ich nie ganz würde beschreiben können. Die Zimmer und die Mobilien sind äußerst reinlich und wohlunterhalten, was dem, der aus Rußland kommt, um so mehr ins Auge fällt, als man dort solches nicht zu häufig sieht. Die Küchen und die Köche sind Muster der Reinlichkeit. Die Heerde sind à la Morgan gemacht; es sind große Kessel darauf eingemauert. Die Speisen werden durch Dampf bereitet. Das Geschirr ist von grünlichem, sehr hübschen Porcellan.

Nach dem Diner kam ein alter Chinese zu uns, der seit zweiundvierzig Jahren mit Kiachta in Handelsgeschäften gestanden hat und sich aus diesem Grunde den pomphaften Titel eines General-Gouverneurs von Maimatchin beilegt. Es war ein leutseliger Greis; er lud uns zum Thee ein, bewirthete uns ganz gut, und verehrte dem Herrn von Wrangel und mir ein Paar Tassen zum Angedenken. Er beglückte einen Kaufmann aus Irkutsk, der mit uns war, mit einem Paar Nüssen, deren er sich seit vierzig Jahren bedient hatte, um das Blut in seinen Händen dadurch in Umlauf zu halten, daß er sie immerwährend aneinander rieb. Wir kehrten um sechs Uhr nach Hause zurück und Herr von Wrangel stattete noch einige Abschiedsbesuche ab.

Am Sonntag Morgen um eilf Uhr traten wir unsere Rückreise an. Wir reiseten sehr schnell. Unterwegens hatte ich einige Gelegenheit, nützliche Wahrnehmungen hinsichtlich des Landbaubetriebes zu machen. An einer Stelle auf der Selengga, wo das Eis spiegelglatt war, fanden wir dasselbe auf mehreren Puncten sorgfältig vom Schnee gesäubert — weil einige Buriaten-Familien dort ihr Korn droschen. Die zahlreichen Heerden dieses Nomaden-Stammes bleiben das ganze Jahr hindurch im Freien, als ob es hier in Italien und nicht in Siberien wäre; aber diese Kühe geben auch äußerst wenig, beinahe gar keine Milch. Diese armen Thiere weiden an den Ufern der Selengga, in Gebirgen, die selbst im Sommer nur wenig Gras geben. Die Buriaten bekümmern sich nicht darum, ihnen Fütterung zu geben oder ihnen im Winter Heu zu verschaffen.

---

## Der Marschall Jourdan.

(Aus dem Temps.)

(L.)

Frankreich hat einen seiner besten Bürger, die Armee einen ihrer berühmtesten und mit Recht geschätztesten Generale verloren. Der Marschall Jourdan hat seine lange und glorreiche Laufbahn beschlossen.

Man muß bis zum Jahre 1778, fünfundfunfzig Jahre von uns, zurückgehen, um den 1762 geborenen Marschall Jourdan am Eingange seines militairischen Lebens zu Limoges zu finden; er wurde schon vor dem sechszehnten Jahre Soldat; er kämpfte in Amerika für die Freiheit, die er zehn Jahre später in seinem Vaterlande erobern sollte. Capitain der Jäger der Nationalgarde von Limoges im Jahre 1790 wurde er 1791 Chef des zweiten Bataillons der Freiwilligen von Haute-Vienne und machte in dieser Qualität bei der Nord-Armee den Feldzug von Belgien unter Dumouriez mit. Brigade-General und Divisions-General im Jahre 1792 commandirte er das corps de bataille am Tage von

Digitized by Google

Handgelen und wurde verwundet, indem er an der Spitze seiner Truppen die feindlichen Verschanzungen nahm; wenige Monate nachher im September 1796 ersetzte er Hoche an Oberbefehl der Armee.

Von diesem Augenblicke an erweitert sich die Laufbahn des Marschalls Jourdan und wird großartig; am 17. October erfocht er den Sieg bei Wattigny und zwang den Prinzen von Coburg, die Blokade von Maubeuge aufzugeben. Befehlshaber der Mosel-Armee eröffnete er den Feldzug von 1794, indem er die Oesterreicher zu Arlon schlug; darauf drang er durch die Ardennen und vereinigte sich durch einen schnellen Marsch, vor Charleroi, mit dem rechten Flügel der Nord-Armee, ging über die Sambre und lieferte am 8. Messidor 1794 die denkwürdige Schlacht von Fleurus, eine der schönsten Waffenthaten unserer Kriegsgeschichte, nahm die Festungen Landrecies, Quesnoy, Valenciennes und Condé wieder, eroberte Charleroi, Namur, Jülich und Mastricht und erwarb, indem er die dreifarbige Fahne von Cleve bis Coblenz aufpflanzte, in einem einzigen Feldzuge Frankreich die schönen Provinzen, die der Rhein bespült, die Provinzen, welche zwanzig Jahre ihm blieben, die unerhörte Unfälle allein ihm im Jahre 1814 entreißen konnten und die eine Revolution nicht ihm wiederzugeben gewußt hat.

Im Jahre 1795 bemächtigte sich Jourdan der Festung Luxemburg, erzwang den Uebergang über den Rhein unter dem Feuer von zwanzigtausend Oesterreichern, trieb die Armee von Clairfait vor sich her und nahm eine Stellung zwischen Mainz und Höchst; aber schon unterhandelte Pichegru mit den Emigrirten und die Unthätigkeit dieses Generals zwang bald Jourdans siegreiche Armee zu einem Rückzuge, wodurch er Lob und Beifall der Regierung erwarb. Kurze Zeit nachher, als Clairfait die Linien von Mainz forcirt hatte, marschirte Jourdan der Rhein- und Mosel-Armee zu Hülfe, machte einen kurzen und glänzenden Feldzug auf dem Hundsrück und schloß einen Waffenstillstand, der sich bis zum folgenden Frühling verlängerte. Nach Eröffnung des neuen Feldzugs ging Jourdan abermals über den Rhein, zwang den General Wartensleben zum Rückzug, besetzte Frankfurt und Würzburg und drang schnell auf Regensburg vor. Da zwang ihn ein Fehler Moreau's,*) mitten in seinen Erfolgen anzuhalten und sich vor dem Erzherzog Carl zurückzuziehen, der, sich selbst vor Moreau zurückziehend, Wartensleben mit vierzigtausend Mann zu Hülfe kam.

Jourdan legte damals den Oberbefehl der Armee nieder und wurde vom Departement Haute-Vienne im Jahre 1797 zum Mitgliede des Rathes der Fünfhundert erwählt, zu dessen Präsident er zweimal gewählt wurde. Jourdan schlug dem Rathe das Gesetz über die Conscription vor und setzte seine Annahme durch. Am 14. October 1798 reichte er seine Demission ein, mit der Anzeige, daß das Directorium ihn wieder zu einem Heeresbefehle berufe. Hier nun machte er den schönen Feldzug von 1799 mit der Donau-Armee, die nicht mehr als sechsundreißigtausend Combattanten hatte, gegen den Erzherzog Carl, dessen Heer fünfundsechszigtausend Mann stark war. Als am 10. April Massena seine Stelle eingenommen hatte, erschien er wieder im Rath der Fünfhundert. Mit Grunde überzeugt, daß die Unkunde der Regierung die Ursache der Unfälle sey, welche die Armee'n erlitten, schlug er vor, das Vaterland in Gefahr zu erklären, in der Hoffnung, Maaßregeln durchzusetzen, wodurch Frankreich aus der bewegungsvollen Lage gezogen werden könnte, worin es sich befand. Sein Vorschlag wurde verworfen; schon hatten beide Räthe das Vorgefühl ihrer bevorstehenden Auflösung und setzten dem Unglücke des Vaterlandes nur noch Bestrebungen ohne Energie entgegen.

Der 18. Brumaire erschien. Jourdan schaarte sich nicht unter die Fahne Buonaparte's; ausgeschlossen aus dem gesetzgebenden Corps erhielt er den Befehl, in dem Departement der Charente-Inferieure zu wohnen. Im Monat Mai 1800 zum außerordentlichen Minister, dann zum General-Administrator von Piemont ernannt, ließ er in diesem Lande Erinnerungen der Dankbarkeit zurück, welche die Zeit nicht verlöscht hat; im Jahre 1816 übersendete der König von Sardinien dem Marschall Jourdan sein reich mit Diamanten besetztes Bildniß als Zeichen der Anerkennung seiner wohlthätigen Verwaltung.

Staatsrath im Jahre 1802, Senator 1803, wurde Jourdan 1804 zum Maréchal des Reichs und Großkreuz der Ehrenlegion erhoben. Von 1806 bis 1813 folgte Jourdan Joseph Buonaparte nach Neapel und nach Spanien in der Eigenschaft als major-général; er wohnte ohne Commando der Niederlage von Vittoria bei. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich war er bis zum folgenden Jahre außer Thätigkeit, wo er zum Gouverneur der funfzehnten Militair-Division ernannt wurde; während der hundert Tage wurde er in die Kammer der Pairs berufen und zum Gouverneur von Besançon und der Division, wovon dieser Platz der Hauptort ist, ernannt. Nach der Schlacht von Waterloo wurde der Marschall, obwohl von der Kammer der Pairs ausgeschlossen (d. h. also in Ungnade), doch, nachdem sich der Marschall Moncey dessen geweigert, zum Präsidenten des Kriegsraths ernannt, der zusammengerufen wurde, um den Marschall Ney zu richten und der sich für incompetent erklärte. Erst im Jahre 1818 wurde Jourdan wieder in die Pairskammer berufen.

Nach den drei Juli-Tagen von 1830 wurde der Marschall Jourdan von der Municipal-Commission von Paris zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Er feierte sich der Erhebung eines Prinzen, den er mit Ruhm unter seinen Befehlen hatte fechten sehen. Endlich zum Gouverneur der Invaliden ernannt, in diesem Asyl des Ruhmes, in der Mitte seiner alten Waffenbrüder, hat der Gefeierte sein glorreiches Leben im einundsiebenzigsten Jahre beschlossen.

Unter dem Kaiserreich wurde Jourdan wenig begünstigt; Napoleon, groß in so vieler Rücksicht, hatte doch menschliche Schwächen; er vergaß dem Marschall niemals sein Benehmen am 18. Brumaire. Als er glaubte, seine Generale mit Herzogs- und Grafen-Titeln überhäufen zu müssen, vergaß er Jourdan; da er Massena zum Herzoge von Rivoli und Soult zum Herzoge von Dalmatien ernannt hatte, so hätte er Jourdan zum Herzoge von Fleurus ernennen müssen; dieser Titel aber, der an einen frühern Sieg erinnerte und den Kriegsthaten des Kaiserreichs fremd war, mißfiel ohne Zweifel dem Kaiser, der nur den Ruhm liebte, der unter seinen Befehlen erworben worden war.

Nicht viel besser wurde Jourdan unter der Restauration behandelt. Fast alle Marschälle hatten seit langer Zeit den Cordon bleu ersteht und erhalten, als man gezwungen war, ihn dem Maréchal Jourdan zu geben, der ihn nicht forderte, und zwar bei folgender Gelegenheit: Man bedurfte bei der Krönung Carls X. der vier ältesten Marschälle, um das Zepter, das Schwerdt, die Hand der Gerechtigkeit und die Krone zu tragen; dabei wollte die Etiquette, daß die vier Großwürdenträger, die den Beruf hatten, in diesem Theile der Feierlichkeit zu figuriren, Cordons bleus seyen: man war also gezwungen, Jourdan zum Ritter dieses Ordens-Grades zu ernennen.

Aber der berühmte Krieger sah sich für diese kleinlichen Aeußerungen der Ungnade des Hofes reichlich entschädigt durch die Achtung und die Verehrung, die ihn überall umgab und die ihm in den Schooß der

*) Diese Meynung dürften wohl wenige mit dem Biographen theilen; vielmehr ist bisher die fast allgemeine Meynung gewesen, daß nur die Niederlage, welche Jourdan vom Erzherzog Carl erlitt und des ersteren schneller Rückzug, während welches alle Zucht und Ordnung bei seiner Armee aufhörte, und der, bald in eine wilde Flucht sich verwandelnd, des siegreichen Moreau's linke Flanke entblößte, diesen zu seinem meisterhaften Rückzuge, der neben dem Xenophons in der Geschichte glänzen wird, einzig bewog.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

aristokratischen Kammer folgte, wovon er Mitglied war; da lieh man ihm willig, ja begierig das Ohr und als er, bei einer Discussion über den Militair-Etat, sagte: Ich bin competent, meine Herren, denn ich bin lange Corporal gewesen, da vernahmen alle sein Wort mit Ehrfurcht, selbst die Generale, die es wegen ihrer Geburt geworden waren und die wahrscheinlich sehr schlechte Corporale gewesen wären.

Der Marschall Jourdan war ein aufrichtiger Patriot in der edelsten Bedeutung des Wortes. Man wird nicht eine öffentliche Handlung seines Lebens zu nennen wissen, die nicht die Eingebung der feurigsten Vaterlandsliebe gewesen wäre. Man sagte von ihm: C'est la probité même en chausses et en pourpoint. Er stirbt arm, nach dreißigjährigem Marschallat und nachdem er die wichtigsten Dienste in jeder Qualität geleistet — er hinterläßt kaum 15,000 Franken Renten. Er hatte fünf Töchter, wovon drei ihm geblieben; um sie angemessen zu verheirathen, mußte der König Joseph Buonaparte sie ausstatten. Eine ist die Gattin des Staatsrathes, Herrn Feeri-Pilani; die zweite hat den Obersten Delimbert, Mitglied der Kammer der Deputirten, geheirathet; die dritte ist zu Neapel mit dem Prinzen von Perano vermählt.

## Seeräuber der Meere von China.

(Aus dem Spectator of Calcutta.)

(2.)

Das himmlische Reich hat, trotz der so viel gerühmten Weisheit seiner Regierung, trotz der Ordnung und der Ruhe, die in einer langen Reihefolge von Jahrhunderten darin geherrscht haben soll, nicht minder von Seeräubern zu leiden gehabt, als die Staaten, welche nicht auf ein so hohes Alterthum Anspruch machen können. Man könnte selbst behaupten, daß China, mehr als irgend ein anderes Land, der Schauplatz von allen Gattungen von Räuberei und Piraterie gewesen sey; denn der nachstehende Brief, aus den glaubwürdigsten Documenten entlehnt, übersteigt so zu sagen allen Glauben.

Einige armselige Fischer und Abentheurer, die sich gegen die Tyrannei der Mandarinen auflehnten, ließen sich an einem unzugänglichen Orte der Küste zwischen Klippen und Felsen im Meere von Canton nieder und dieser Schlupfwinkel, so wie die westliche Küste von Cochinchina, wurden die Zeugen ihrer ersten Thaten. Eine große Menge kleiner Kaufmannsfahrzeuge fielen bald mit ihren Ladungen in ihre Hände. Der Erfolg ihrer meisten Unternehmungen, der Druck, unter welchem die niedern Classen seufzten, der Verfall der Gewalt und die Unordnungen in der Verwaltung mehrten die Zahl dieser Räuber in unglaublicher Schnelligkeit; ihre Kühnheit wuchs mehr und mehr und in Kurzem beschränkten sie sich nicht mehr darauf, entfernte und verlassene Küsten zu überfallen, sondern sie enterten, sich zu dreißig und vierzig in einem elenden Kahn aufschichtend, den ein Windstoß oder ein Kanonenschuß zerschellen konnte, kühn die größten Schiffe und setzten sich an der Mündung der vorzüglichsten Flüsse fest; als später Jonquen von zehn bis funfzehn Kanonen in ihre Hände gefallen waren, durchstreiften sie alle Meere von China und kamen mit reicher Beute beladen von ihren Expeditionen zurück. Die bewaffneten Kriegs-Jonquen, deren sie sich bemächtigt hatten, vergrößerten auf eine wunderbare Weise die Stärke dieser Räuberbande und bald bildete dieser Piraten-Verein, immer zahlreicher werdend, eine Seemacht, die in die Reihe der Eroberer trat; denn sie hatten eine Flotte zu ihrer Verfügung; alle Kauffahrer, welche wagten, See zu halten, wurden ihre Beute und die Kriegsschiffe selbst waren nicht vor einem Handstreich sicher. Wie die Bukanier von Amerika, landeten sie und machten Streifzüge, plünderten die Dörfer, verheerten alles mit Feuer und Schwerdt, eroberten selbst große Städte, raubten ihnen gewaltsam ihre Schätze oder zwangen sie, sich mit enormen Summen loszukaufen.

Vergebens hatte die Regierung versucht, diesen Räubereien Einhalt zu thun; eine gegen sie ausgesendete bedeutende Flotte wurde völlig vernichtet; achtundzwanzig Jonquen fielen in ihre Gewalt und der Rest der kaiserlichen Flotte, aus zwölf Fahrzeugen bestehend, suchte sein Heil in der Flucht. Diese achtundzwanzig bewaffnete Schiffe, mit aller Art von Munition versehen, erhöhten noch ihre Macht. Zu dieser Zeit (1809) belief sich ihre Anzahl auf siebenzigtausend Mann; sie besaßen achthundert Schiffe und mehr als tausend kleine Schaluppen und Fahrzeuge aller Art; sie waren in sechs große Flotten getheilt, die sechs verschiedenen Fahnen gehorchten; der rothen, gelben, grünen, blauen, schwarzen und weißen. Diese Wespen des Oceans, wie sie die chinesischen Geschichtschreiber nennen, unterschieden sich durch die Farbe des Paniers, unter welchem sie dienten, sechs Häuptlingen folgend; der merkwürdigste von allen durch seine Tapferkeit und Fähigkeit, Namens Ching-Yih, erhielt den Oberbefehl über die vereinigte Flotte; und so groß waren die Mittel dieser Räuber, daß dieser einen politischen Character annehmen wollte, und daß er die Absicht nicht verhehlte, den Thron der tartarischen Dynastie umzustürzen und die Krone der Familie der vormaligen Kaiser von China wiederzugeben. Aber dieser kühne Pirat ging bald darauf in einem Sturme unter und seine ehrsüchtigen Plane wurden mit ihm im Meere begraben.

Inzwischen hatte seine Wittwe Ansehen genug bei den Corsaren, um ihre Autorität geltend zu machen und einer der Lieutenants, Namens Paou, der das ganze Vertrauen der Gemahlin Ching-Yih's besaß, commandirte in seinem Namen die vereinigten Flotten. Diese Frau hatte bei verschiedenen kritischen Umständen Proben von Unerschrockenheit, Weisheit und Geschicklichkeit gegeben, so daß die Räuber mit der nämlichen Unterwürfigkeit ihr gehorchten, wie ihrem Gemahl; auch wurden sie fürchterlicher und kühner als jemals.

Die Wittwe Ching-Yih's hatte ein Gesetzbuch gemacht, welchem alle diese Abentheurer Gehorsam geschworen hatten. Folgender Auszug diene zur Probe dieses eigenthümlichen Gesetzbuches: Jedem Individuum, welches irgendwo ohne Erlaubniß landet, und sich des Ungehorsams schuldig macht, sollen, Angesichts der Flotte, die Ohren abgeschnitten werden; eine Wiederholung des Vergehens wird mit dem Tode gebüßt. Alles, was in die Gewalt der Flotten der Union fiel, wurde sorglich in die zu diesem Zwecke gehaltenen Register eingetragen, und kein Artikel, so klein auch sein Werth seyn mochte, konnte von der allgemeinen Beute entwendet werden; jeden traf Todesstrafe, der des Verbrechens des Diebstahls überwiesen wurde. So oft man eine Preise machte, hob jeder Pirat die Hand auf und schwur, daß er nichts davon entwendet habe. Folgender Artikel des Codex dieser Räuber ist nicht minder merkwürdig und macht dem Charakter der Heroine Ehre, die sie befehligte: „Es ist verboten, gefangene Weiber am Bord zu führen; jedes Individuum, das Gewalt gegen eine Frau braucht, oder sie ohne Autorisation heirathet, soll mit dem Tode bestraft werden."

Damit die Piraten nie einer Hungersnoth ausgesetzt seyen, vernachlässigte die Wittwe Ching-Yih's nichts, um die Bauern in ihr Interesse zu ziehen; Wein, Reis und alle Lebensmittel, von welcher Art sie seyn mochten, wurden auf der Stelle bezahlt und jeden der Seeräuber traf der Tod, der einem Bauer irgend etwas nahm, ohne zu bezahlen, was es auch immer seyn mochte. Redlichkeit herrschte bei allen Verhandlungen vor; Gehorsam und Mannszucht walteten am Bord der Union; und die Bauern, gut bezahlt von den Piraten, lieferten ihnen im Ueberflusse Pulver, Munition und alle andere Bedürfnisse.

Digitized by Google

Auf diese Weise führen diese Abentheurer, unter so philosophischen Institutionen und unter der Leitung einer Frau, fort, das stille Meer und alle Küsten China's unsicher zu machen und fast alle Schiffe, die sich dahin wagten, wurden ihr Raub. Mehrere Mandarinen, die eines großen militairischen Rufes genossen, wurden vom Kaiser gegen sie ausgesendet, aber vollständig geschlagen und fielen selbst zum Theil in die Gewalt der Piraten. Einmal jedoch griff der große Admiral Tsuen-Now-Sun sie an die Spitze von hundert Schiffen an und da die Segel und das Tauwerk der Piraten Feuer fingen, so flohen sie, von Schrecken ergriffen, in Unordnung, ein Umstand, der bis dahin nicht vorgefallen war, sagt ganz naiv der chinesische Geschichtschreiber, dem wir diese Details entlehnen. Die Schiffe der vereinigten Flotte wurden dahin bei dieser Gelegenheit durch die Kanonen des Kaisers sehr übel zugerichtet; eine große Menge wurde genommen oder in Grund gebohrt und mehr als tausend Piraten fielen in Gefangenschaft.

Bald blühten jedoch die Lorbeeren dieser Seeräuber in neuem Glanze auf. Tsuen-Now-Sun, stolz auf seinen Sieg, griff sie nochmals in der Bai von Kuang-Chow an. Die Wittwe Ching-Yih's theilte ihre Flotte in zwei Theile und fiel, während ihr tapferer Lieutenant dem Admiral die Stirne bot, sobald die Schlacht begonnen hatte, mit der zweiten Abtheilung der feindlichen Flotte in Rücken und in die Flanken. „Da," sagt unser chinesischer Geschichtschreiber, „sahen sich unsere Schiffe umgeben und von allen Seiten gedrängt; unsere Linie wurde bald durchbrochen, die schrecklichste Unordnung trat ein und unsere Flotte erlitt eine völlige Niederlage. Wir verloren vierzehn Schiffe in diesem unglücklichen Treffen."

Der Admiral Ting-Kuei, den man hierauf gegen die Piraten aussendete, ließ sich von dem thätigen und wachsamen Paou überfallen, dem alle Fischer und Bauern der Küste zu Spionen dienten. Als der Admiral seine Offiziere bei der Annäherung der Feinde bestürzt sah und sich überdem überzeugte, daß die Flucht unmöglich war, beschwor er, sie, bei Allem, was ihnen heilig sey und unter dem Versprechen der größten Belohnungen und der höchsten Gunst, ihre Pflicht zu thun. Ting-Kuei hatte das Glück, im Anfange der Action einen der furchtbarsten feindlichen Häuptlinge, der den Beinamen Diamant der Flotte führte, fallen zu sehen; aber der Tod dieses Anführers entmuthigte die Piraten keineswegs und als der tapfere Paou das Admiralschiff angriff und enterte und Ting-Kuei sah, daß jede Hoffnung verloren war, so gab er sich selbst den Tod. Nun folgte ein schreckliches Blutbad unter den Besiegten und fünfundzwanzig Schiffe fielen in die Gewalt der Seeräuber.

Nach dieser Niederlage glaubte die chinesische Regierung, daß das einzige Mittel, das ihr übrigbleibe, sich dieser furchtbaren Feinde zu entledigen, sey, ihnen alle Mittel zur Erneuerung ihrer Kriegsmunitionen abzuschneiden und, wo möglich, sie auszuhungern. In Folge dessen erhielten alle Schiffe, die in den Häfen waren, Befehl, nicht auszulaufen und diejenigen, die in See waren, unmittelbar zurückzukehren. Die Offiziere der Regierung gehorchten diesesmal; aber die Piraten, voll Vertrauen auf ihre Streitkräfte, nahmen den Entschluß, die Häfen anzugreifen und in die schiffbaren Flüsse einzulaufen, an deren Ufern zahlreiche Dörfer und opulente Städte sich erhoben. Der Fluß von Canton ergießt sich in mehreren Mündungen in das Meer; die Piraten bemächtigten sich vier derselben und alle Städte, die sich in der Umgegend befanden, wurden geplündert und ruinirt. Bis dahin waren nur die Küsten der Schauplatz ihrer Thaten gewesen; aber jetzt drangen sie ins Innere des Landes vor und überall verbreitete sich die größte Bestürzung, denn niemand glaubte sich mehr vor ihren Räubereien sicher.

Inzwischen waren die Piraten nun auf den Gipfel ihrer Macht gelangt.*) Die Küsten und das Innere des Landes waren gleichsehr ihrer Willkühr bloßgestellt. Alle Mandarinen, die man gegen sie ausgesendet hatte, waren geschlagen worden und die Verbündeten des himmlischen Reiches wagten nicht mehr, sich auf dem Meere sehen zu lassen. Aber dieser furchtbare Bund zerfiel bald in sich selbst; der Kaiser wurde gerettet, nicht durch einen über diese Seeräuber erfochtenen Sieg, sondern durch die innern Zwistigkeiten, welche sie theilten. Seit die Gunst der Monarchin Paou zum Oberbefehl erhoben hatte, zeigten sich Keime von Haß und Eifersucht zwischen ihm und einem andern Häuptling, Namens O-po-tae, und nur die Ehrfurcht und die Unterwürfigkeit, die sie gegen die Wittwe Ching-Yih's hegten, hatte sie bis dahin verhindert, die Waffen gegen einander zu ergreifen. Einst gab Paou, als er sich von der kaiserlichen Flotte umzingelt sah, O-po-tae den Befehl, baldmöglichst ihm zu Hülfe zu kommen. Aber dieser machte keine Bewegung und verweigerte selbst den Befehlen seiner Fürstin den Gehorsam. Ob er nun gleich allein mit der ganzen Flotte des Kaisers zu kämpfen hatte, so gelang es dem tapfern Paou doch, die feindliche Linie zu durchbrechen und der Gefahr, gefangen genommen zu werden, zu entgehen; als er aber mit O-po-tae zusammentraf, konnte er seine Indignation nicht bemeistern.

O-po-tae behauptete, daß er nicht hinreichende Streitkräfte zu seiner Verfügung gehabt habe, um die ihm zugegangenen Befehle zu vollziehen: „Außerdem," sagte er, „habe ich von Paou keine Befehle zu empfangen."

„Willst Du Dich also von uns trennen?" rief Paou wüthend. — „Das ist nicht meine Absicht," erwiderte O-po-tae ruhig. — „Warum denn den Befehlen der Wittwe Ching-Yih's und den meinigen trotzen? Warum hast Du Dich geweigert, mir zu Hülfe zu kommen, als ich die ganze feindliche Flotte gegen mich hatte? Ja, ich habe geschworen, diesen Schimpf zu rächen, geschworen, Dich zu strafen!"

O-po-tae antwortete den Drohungen Paou's stolz und zornig und bald wurden sie handgemein. Dieser, seinem Nebenbuhler an Kräften nicht gleich, wurde völlig geschlagen, verlor sechszehn Schiffe und fünfhundert Gefangene wurden ohne Barmherzigkeit ermordet.

Das war der Todesstoß für diese mächtige Conföderation, die nah daran war, den Kaisertheon umzustürzen. O-po-tae, die Rache Paou's und seiner Monarchin fürchtend, deren vereinigte Kräfte den seinigen um das Fünffache überlegen waren, gewann seine Soldaten, indem er ihnen von Vorschlägen einer Amnestie sagte, die die Regierung ihm mache und von reichen Geschenken, die ihnen für den Fall versprochen würden, wenn sie die Waffen niederlegen wollten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Folgende Schilderung der Sitten dieser Räuber, einem Engländer entlehnt, der einige Zeit ihr Gefangener war, zeigt, daß, trotz der Ungestraftheit, die sie genossen, ihr Leben unendlich elend war. „Die Piraten haben keinen festen Wohnort; sie leben immer an Bord; eine Seite des Schiffes wird vom Capitain und seinen Frauen bewohnt, deren Zahl sich gewöhnlich auf fünf oder sechs beläuft. Man ist sehr streng, was das Heirathen betrifft, und niemand kann eine Frau am Bord haben, die nicht seine gesetzliche Gattin ist. Jeder Matrose hat eine kleine Cajüte von ungefähr vier Fuß ins Gevierte (?) für seine Frau und seine Familie. Dieser kleine Raum, worin mehrere Individuen aufgeschichtet sind, läßt natürlich voraussetzen, daß große Unreinlichkeit darin herrscht; das ist auch wirklich immer der Fall und alle Arten von Ungeziefer finden sich auf ihren Schiffen. Die Ratten, welche diese Völker leidenschaftlich lieben, sind besonders im Ueberflusse vorhanden. Uebrigens giebt es wenige Thiere, die sie nicht ohne Widerwillen, ja gern äßen. Während meiner Gefangenschaft lebte ich drei Wochen lang von in Reis gekochten Raupen. Die Piraten sind dem Spiel sehr ergeben und spielen in Mußestunden Karten, sich dabei in Opium berauschend.
Anm. d. Verf.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 875. Hamburg. Mittwoch, den 11. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Der Justiz-Pallast zu Paris.

Von

Ledru Rollin.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

(N.)

Unter allen gothischen Denkmälern giebt es wenige, an welchen sich so viele Erinnerungen knüpfen, als an den Pariser Justiz-Pallast, und doch wieder wenige, deren Geschichte minder bekannt wäre. Wenn man von ihm gesagt hat, daß er durch den heiligen Ludwig gebaut worden, daß seine Küchen unter dem großen Saal lagen, glaubt man alles gesagt zu haben, als ob er nicht schon vor dem heiligen Ludwig von Wichtigkeit, und nach ihm wechselsweise Zeuge der tollsten und der tragischesten Auftritte gewesen wäre.

Das Daseyn des Pallastes schließt sich an die ältesten Sagen unserer Lutätia an. Als die Gallier noch unter der römischen Herrschaft standen, ertheilte Julian, im Jahr 360, der Lutätia das Bürgerrecht. Es erhielt gleich den andern Städten ein Corps Richter und Administratoren, aus Decurionen und Curialen zusammengesetzt, und hatte auch ein eigenes Gebäude für die Sitzungen des Municipal-Corps und zur Aufbewahrung der Acten, welche in den Monumenten jener Zeit Gesta municipalia genannt wurden.

Dies Gebäude ist es, dem man Anfangs den Namen Stadt-Pallast, späterhin den von Justiz-Pallast beilegte.

Als die Franken, um das Jahr 491, sich Lutätias bemeisterten, wählten ihre Heerführer oder Könige sich den Stadt-Pallast zu ihrer Wohnung.

Um das Jahr 995 ließ Robert II., Sohn des Hugo Capet, den Stadt-Pallast neu aufbauen oder doch bedeutend vergrößern. Er befahl, daß am Ostertage dort Tische angerichtet werden sollten. Ehe er aber zur Tafel ging, wusch er sich die Hände, und als in diesem Augenblicke aus dem Volkshaufen, der ihm folgte, ein Blinder zu ihm herantrat, um ihn um ein Almosen anzusprechen, spritzte er ihm im Scherze etwas Wasser ins Gesicht; dadurch ward dieser nun sofort wieder sehend. Dies Wunder, sagt der Chronikenschreiber, verschaffte dem Könige und dem Pallaste einen großen Ruf.

Philipp August machte den Stadt-Pallast zu seiner steten Wohnung. Um jene Zeit, wo die äußere Stärke eines Schlosses dessen Schönheit bildete, wo die Kunst darin bestand, dicke Mauern, scheeße Wände, uneinnehmbare Thürme aufzuführen, war das innere Mobiliar des Pallastes nicht eben prunkend, wenn man es nach einem Schreiben vom Monat März des Jahres 1206 beurtheilt, in welchem dieser Mönnech sagt: „Wir überlassen dem Maison de Dieu zu Paris für die dortigen Armen all das Stroh Unsers Zimmers und Unsers Hauses zu Paris, so oft wir aus dieser Stadt verreisen, um anderswo zu übernachten.“

Von den Königen des ersten Stammes bewohnt, war dies nicht der Fall mit denen vom zweiten Stamme, aber wieder mit den zwölf ersten vom dritten.

Der heilige Ludwig erweiterte ihn. Das große Zimmer, welches gegenwärtig der Civil-Section des Cassations-Gerichts dient, hat eine lange Zeit den Namen Gemach des heiligen Ludwigs geführt. Der Grasplatz der Conciergerie, jetzt zum Spazierengehen für die Gefangenen bestimmt, gehörte mit zu den Gärten, wo der heilige Ludwig, „angethan mit einem camelottenen Weiberrocke, mit einem halb leinenen halb wollenen Surcot ohne Aermel, und mit einem Mantel über schwarzem Sammt, nebst Joinville hingestreckt auf ausgebreiteten Teppichen, Gericht hielt.“

Philipp der Schöne ordnete im Innern dieses Pallastes beträchtliche Arbeiten an, die erst im Jahr 1313 vollendet wurden.

Carl V. residirte eine lange Zeit dort und erst im Jahr 1431 ward er von Carl VII. gänzlich dem Parlamente überlassen.

Man sah dort, wie in allen alten Schlössern der Freiherren, einen großen Saal, der zur Annahme der Huldigung der Vasallen, zu den Audienzen der Gesandten, zu den öffentlichen Festen, und zu den Hochzeitsfesten der Kinder der Könige diente. Er war mit den Bildnissen der Könige von Frankreich, von Pharamond bis auf Franz I., geschmückt. Unter einem jeden befand sich eine Inschrift, welche ihre Thronbesteigung und ihren Todestag nachwies. An einem seiner äußersten Enden stand der famöse Marmortisch aus einem Stücke, so lang, so breit, so dick, als man eine Marmorplatte nie in der Welt gesehen hat.

An diesem Tische fanden bei großen Feierlichkeiten die königlichen Feste statt; um ihn her nahmen dann die gekrönten Häupter Platz; die Prinzen und großen Herren speiseten an besonderen Tischen.

Später diente dieser Marmortisch zu gewissen Zeiten des Jahres den Schreibern des Pallastes, die Schreiber des Parlaments-Gerichts genannt, als Theater; sie bestiegen ihn und führten satyrische Scenen auf, die Farces, Sotties, Moralités genannt wurden.

Er ward nebst den Statuen der Könige in der Nacht vom 5. zum 6. März 1618, in Folge einer heftigen Feuersbrunst, zerbrochen, welche einen Theil des Pallastes in Asche legte. So verschwand der große Saal mit seiner Vergoldung, seinem Lasurblau, seinen Bogenwölbungen, seinen Einfassungen, seinen Statuen, seinen Pfeilern, seinem unermeßlichen, von Bildhauereien ganz bunten Gewölbe, seinen tausendfachigen Fensterscheiben, seinen künstlich gearbeiteten Schlössern, seinem zarten Täfelwerk und so vielen Meisterwerken, deren Verlust die Geschichte der Kunst zu bedauern hat.

Diese Verheerung mußte ersetzt werden; Jacob de Brosse ward damit beauftragt, und im Jahr 1622 hatte er seine Aufgabe gelöst.



Digitized by Google

Der große Saal, Salle de Pas-Perdus, 222 Fuß lang und 84 Fuß breit, ist also, im Styl der Architectur, identisch fast dem Eßsaal gleich, welcher zur Zeit des heiligen Ludwigs vorhanden war; nur ist er seines colossalen Schmuckes, des Marmortisches, beraubt, um welchen sich mehrere Jurisdictionen versammelten, die sich nach ihm nannten, und der den scenischen Spielen der Parlamentsgerichtsschreiber als Bühne diente; aber das Parlamentsgericht (Basoche) hat sie überlebt, und die Existenz dieser Corporation ist mit der des Pallastes so innig verbunden, daß es unerläßlich ist, ihrer mit einigen Worten zu gedenken.

Heutzutage, wo die Regierung nur einen Mitelpunct der Agenz hat, hält es schwer, sich einen richtigen Begriff von den vielen Innungen zu machen, welche einen politischen Einfluß auf den Staat ausübten. So glaubt man z. B. in der Regel, die Basoche sey nur eine Gesellschaft junger Leute gewesen, die kein anderes Band als das des gemeinschaftlichen Vergnügens, ohne Autorität, ohne Macht, zusammengehalten hätte. Dem ist aber nicht so. Noch im Jahre 1789 bildete die Basoche eine Macht. Am 13. Juli rebot sie sich auf dem Stadthause gegen die Wähler, welche die Pariser Miliz schaffen sollten, eine freiwillige Garde zu bilden: sie trug eine rothe Uniform mit silbernen Knöpfen.

Die Basoche ward, wie man sagt, im Jahr 1302 von Philipp dem Schönen gestiftet, der zugleich befahl, daß dieser Verein den Titel Königreich führen und ein Tribunal bilden sollte, welches sowohl in Civil- als in Criminalsachen, in allen Streitigkeiten, welche sich unter den Schreibern erheben möchten, so wie in allen wider sie vorgebrachten Anklagen in letzter Instanz das Urtheil spräche. Dies Tribunal bestand aus einem Königspräsidenten, aus einem Canzler, aus Requetenmeistern, Canzellisten und Huissiers. Es hielt alle Mittwoch und alle Sonnabende seine Audienzen in dem großen Saale des Parlaments selbst. Seine unumschränkten und unappellirbaren Urtheilssprüche begannen mit folgender pomphaften Formel: Die regierende und triumphirende Basoche, nebst Ehrentiteln, Heil. Sie endigten: Gegeben im besagten Königreiche, den ꝛc. ꝛc.

Als bei dem Tode Franz I., auf Anlaß einer den Einwohnern auferlegten verhaßten Steuer, in der Gegend ein Aufstand ausgebrochen war, der die Anwendung der Gewalt nöthig machte, da bot der König der Basoche dem Könige von Frankreich sechstausend Mann von seinen Unterthanen an. Es brachen demzufolge sechstausend bewaffnete Gerichtsschreiber auf, um die Einwohner der genannten Provinz zu unterwerfen. Der König von Frankreich war mit den Diensten des Königs der Basoche so zufrieden, daß er ihnen mehrere Privilegien bewilligte: er gab ihnen das Recht, in seinen Forsten die Bäume zu fällen, welche sie zur Ceremonie des Mai-Festes unten an der Pallasttreppe aufpflanzen; auch ward ihnen alljährlich ein gewisser Theil der Strafgelder überwiesen, die dem Könige, dem Parlamente, dem Steueramte zugesprochen worden waren. Sie erhielten ein Wappen, dessen Schild, mit drei Dintenfässern, worüber ein Helm, von zwei jungen nackten Mädchen mit langem Haarwuchs gehalten wurde; die Legende darauf lautete: Sigillum magnum regum Basochiae. Dem Könige der Basoche ward endlich noch das Recht bewilligt, Münzen prägen zu lassen.

Wir würden uns undankbar gegen die Basoche erweisen, wenn wir nicht auch ihres launigten, satyrischen Geistes erwähnten; denn ihre Mitglieder waren die ersten komischen Autoren und Acteurs, die zu Paris erschienen. Während die Mönche die monotonen Mysterien der Leidensgeschichte herplärrten, machten die Basochier, von dem Marmortisch herab, sich in dem großen Saale öffentlich über den Hochmuth und die Unwissenheit einiger Parlamentsräthe, über die Laster am Hofe und in der Stadt lustig.

Diese Art Schauspiele machten Farces, und es ist eine Lust, die vielen verwüstenden Erkenntnisse zu lesen, welche das Parlament von 1476 bis 1582 alles Ernstes erlassen hat, um sich des durchdringenden und boßhaften Geistes der Basoche zu erwehren. Der König Ludwig XII. war, das muß man gestehen, philosophischer als sein Gerichtshof. Von ebenfalls scharf mitgenommenen Hofleuten benachrichtiget, daß die Schreiber sich in ihren Stücken Anspielungen erlaubten, und daß sie ihn selbst, unter der Gestalt des Geizes, dargestellt hätten, antwortete der König: „Ich will, daß man in Freiheit spiele, und daß die jungen Leute die Mißbräuche an den Tag bringen, die an meinem Hofe vorkommen, weil die Beichtväter und andere, welche die Weisen machen, doch nichts darüber sagen wollen; nur lasse man meine Gemahlin aus dem Spiel, denn ich will, daß die Ehre der Frauen unangetastet bleibe."

Er hatte Recht, der gute König; denn über dies kritische Capitel dürfte viel zu sagen gewesen seyn, wenn man darüber nach einer Homelie des Paters Maillard, Predigers jener Zeit, urtheilen darf. Er rief in einer Adventspredigt aus: „Ist es nicht schön, zu sehen, wie die Frau eines Advocaten, der sich seinen Dienst gekauft hat und dessen Einkünfte nicht zehn Franken betragen, sich wie eine Prinzessin kleidet, Gold am Halse, am Kopfe, am Gürtel trägt? — Sie sey nach ihrem Stande gekleidet, sagt sie. Möge sie und ihr Stand zu allen Teufeln gehen! Und Ihr, Herr Jacob, der Ihr ihr die Absolution gebt, sie wird unstreitig zu Euch sagen: „Von meinem Manne bekomme ich die schönen Kleider nicht; ich verschaffe sie mir auf Kosten und Verdammniß meines Leibes." Ei, zu dreißigtausend Teufeln mit solchen Kosten!"

Um jeden Anachronismus zu vermeiden, bemerke man, daß es ungefähr um das Jahr 1496 war, als diese Predigt gehalten ward.

Aber zurück zu dem großen Saal und zu den Auftritten, die dort unter der Fronde stattfanden. Zu jener Zeit, wo das allmächtige Parlament wechselsweise die Partei des Mazarin und die der Königin, die des Condé's und der Prinzen vor seiner Barre erscheinen sah, um dort zu klagen oder um sich zu vertheidigen, war der große Saal eine Art von Forum.

Am 17. August 1651 ließ die Königin das Parlament und die verschiedenen Justizhöfe sich versammeln; der Canzler ergoß sich vor ihnen in Klagen wider den Prinzen von Condé und beschuldigte ihn geheimer Einverständniß mit den fremden Mächten.

Am folgenden Tage erschien der Prinz von Condé, begleitet von einem furchtbaren Trupp bewaffneter Edelleute, Pagen und Diener im Parlamente; er verlas dort mehrere Reden, deren Zweck es war, die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen, als deren Urheber er den Coadjutor von Paris (den nachmaligen Cardinal Retz) nannte, von sich abzuweisen. Die Sache ward bis zur Sitzung am Montage, den 21. August 1651, ausgesetzt. Der Prinz von Condé und der Coadjutor begaben sich, jeder unter einer zahlreichen und tumultuarischen Escorte, dahin. Man war auf einen Angriff gefaßt. Mehrere Räthe und andere Leute vom Parlamente hielten Degen und Dolche unter ihren Gewändern versteckt. Auch der Coadjutor hatte diese Vorsicht beobachtet und hielt seine Waffe so wenig verborgen, daß einer der Anwesenden, als er sie bemerkte, ihn fragte, ob das sein Brevier sey.

Das Parlament gebot indessen, daß die Begleitung beider Parteien den Pallast verlassen sollte, damit es sich in Freiheit berathen könne. Der Herzog de la Rochefoucauld sollte die Leute der Bedeckung des Prinzen von Condé aus dem großen Saal hinaus lassen, und der Coadjutor erhob sich selbst von seinem Sitze, um seinen zahlreichen Anhängern ein Gleiches zu befehlen.

Der Herzog de la Rochefoucauld ließ ihn zuerst hinaustreten. Kaum war der Prälat aber die Huissiersthür passirt, um nach dem großen Saal zu gehen (diese Thür führt gegenwärtig zum Cassationshofe und

Digitized by Google

über ihr ist die Figur der Gerechtigkeit zwischen zwei Löwen angebracht), als fünf oder sechs Lakaien des Prinzen von Condé mit entblößten Degen unter dem Ausrufe: Los auf Mazarin! auf ihn eindrangen. Dieser Ausruf war das Signal eines Handgemenges; es blitzten drei- bis viertausend entblößte Degen im Pallaste. Der Coadjutor wollte sich nach der Versammlung zurückziehen, um dort eine Zuflucht zu suchen; aber der Herzog de la Rochefoucauld, welcher, statt die Leute von der Partei des Condé fortzuschicken, sich darauf beschränkt hatte, die Kämpfenden aus der Thür hinter dem Coadjutor hinauszudrängen, hielt den Eingang verschlossen und gab ihn in dem großen Saal den Insulten und den Streichen seiner Feinde preis. Als der Prälat sich vergebens abmühte, diese Thür, welche ein Riegel nicht völlig verschloß, zu öffnen, da rief der Herzog de la Rochefoucauld einem Edelmanne des Prinzen von Condé, den er durch die Oeffnung gewahrte, zu: „Tödte diesen Schuft da; er muß erdolcht werden!" Dieser aber, für jene Zeit sehr gewissenhaft, wollte sich zu einem Morde nicht verstehen.

Nun sprang ein Mann, mit Namen Pech, als er die Bedrängniß des Coadjutors sah, mit gezücktem Dolche aus dem Haufen vor, und schrie: „Wo ist der Schuft von Coadjutor? damit ich ihm das Lebenslicht ausblase!" Es wäre um ihn gethan gewesen, wenn nicht Daguenteuil, dem Prälaten schnell den Mantel eines Priesters überwerfend, der neben ihm stand, zu dem Wüthenden gesagt hätte: „Wie? hättest Du wohl das Herz, Deinen Erzbischof zu tödten?" Diese mit Kaltblütigkeit ausgesprochenen Worte entwaffneten den blutdürstigen Anhänger Condé's.

Bald bekam man in dem großen Gemache Kunde von der Gefahr, in welcher sich der Coadjutor befand, und so ward er denn endlich erlöset. Der Herzog von Brissac, der, um den Prälaten zu retten, herbeigeeilt war, sagte zu dem Herzoge von Larochefoucauld: „Wenn wir uns an einem andern Orte befänden, so würde ich Ihnen, mein Herr, für Ihre Vereätherei hundert Fußtritte in den .... geben." Mit den lebhaftesten Vorwürfen überhäuft, antwortete Larochefoucauld mit gedämpfter Stimme dem Brissac und dem Coadjutor, indem er ihnen die Hand reichte: „Ich wollte, Ihr wäret erdrosselt worden!" Der Coadjutor erwiederte: Kamrad Lafranchise (dies war der Spitzname des Larochefoucauld), wir wollen uns deshalb nicht schlagen; ich bin ein Pfaff, und Du bist nur ein Poltron. So stand es um diejenigen, die sich damals die Regierung über Frankreich streitig machten und die Richelieu, so lange er am Ruder war, im Zaum zu halten gewußt hatte.

Inmitten dieser stürmischen Auftritte zog das Parlament sich zurück, ohne zu deliberiren.

Kurze Zeit darnach war es, wo Ludwig XIV. im Reitzeuge, die Peitsche in der Hand, nach dem großen Zimmer kam, um die Eintragung der neuen Steuer-Edicte zu erzwingen. Seit dieser Zeit bis zur Unterdrückung des Parlaments durch den Canzler Meaupou zog der Pallast wenig die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Er erregte sie nur noch einzeln, wenn die Flammen, welche aus dem Hofe des Mai-Gerichts aufloderten, den Einwohnern die Kunde gab, daß am Fuße der großen Treppe philosophische Bücher durch Henkershand verbrannt wurden. Eine große Thorheit, die dasjenige zu einer criminellen Frage machte und noch jetzt macht, was definitiv nie etwas anderes als eine Frage der Zeit und der Resignation seyn kann, weil die Wahrheit das Eigenthümliche hat, zwischen allen Hindernissen durchzuscheinen und sich Bahn zu brechen. Uebrigens ist das Namensverzeichniß der während dieser Periode condemnirten Bücher wahrhaft Schrecken einflößend; es bildet einen dicken Band. Das muß jeder Denker sagen; denn bei dem Anblick so vieler, als brandstiftrisch schon bei ihrer Geburt proscribirten, Werke, deren kühnste Gedanken zur Zeit ihrer Publication jetzt verjährte Gemeinplätze sind, die ungestraft auf allen Straßen gehört werden, ist die Intelligenz stolz auf ihre Perfectibilität und tröstet sich mit dem Gedanken an die Zukunft für die augenblicklichen Hindernisse, welche eine argwöhnische Gewalt ihr in den Weg legt.

Die letzte merkwürdige Begebenheit endlich, an die der Pallast erinnert, ist seine Belagerung in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1788 durch den Commandanten von Agout, als die Minister, mit dem Parlament im Streite, mitten in dem großen Zimmer selbst und in der berathenden Versammlung die Räthe von Eprémenil und Goislard verhaften ließen, um sie gefangen nach Pierre-en-Eise abzuführen. Diese Schändung des Tempels der Justiz war von einer bösen Vorbedeutung: fünf Jahre später schlug das Revolutionstribunal seinen Sitz dort auf. Dort, in demselben Saale, wo Könige, Bischöfe, Prinzen in Hermelin-Mänteln, gelehrte Magistratspersonen majestätisch thronten, wurden Prinzen, Magistratspersonen, Gelehrte von unwissenden Geschworenen mit baumwollenen Mützen auf den Köpfen und hölzernen Schuhen an den Füßen ohne weiteres verurtheilt. Die Letzteren brachten den Adel wie den Reichthum unter die Gleichwaage des Todes. Auf die Possen des Marmortisches, auf die munteren und fröhlichen Gelage der Bacoche folgten die nächtlichen und blutgierigen Orgien der Buvette; doch ist die innere Physiognomie dieses Pallastes, der über jedwedei Existenz verfügte, auch unter diesem scheußlichen Bilde noch immer, ja mehr als je, von einem unermeßlichen Interesse.

---

## Die Wichtigkeit des Handels in Dingen von geringem Werthe und der Einfluß der Mode auf die Industrie.

(Aus dem Drapeau Tricolore.)

(M.)

Jedermann bedient sich täglich einer Menge kleiner Gegenstände, deren Werth fast nichts bedeutet; aber nur wenige denken an die Masse von Capitalien und die Zahl von Arbeitern, die zu ihrer Verfertigung verwendet wird. Wenn man das thäte, so würde man bald einsehen, von welch ungeheuerer Bedeutung die Fabrikation mehrerer dieser Gegenstände ist.

So beschäftigen z. B. die Nadeln tausende von Arbeitern, und die Städte Bordeaux, Nagles, Laigle und Aachen haben seit dem Jahre 1650 ungeheuere Quantitäten Messing zu dieser Fabrikation aus Stockholm bezogen. Das darin angelegte Capital ist sehr bedeutend, indem Ziehbänke, Cylinder und eine Menge anderer sehr kostbarer Maschinen dazu erforderlich sind. Eine Nadel, die unter allen fabricirten Gegenständen vielleicht der wohlfeilste ist, muß, ehe sie fertig ist, durch die Hände von mehr als fünfundzwanzig Arbeitern gehen.

Die Messer zu sechs bis acht Sous das Dutzend beschäftigen in den Departements der Loire und des Puy-de-Dome eine bedeutende Zahl Arbeiter. Zu ihrer Verfertigung werden die Wasserläufe und selbst der Dampf, diese neue Kraft, welche fast den Wunsch des Archimedes verwirklichen könnte, angewendet.

Die Knöpfe sind ein großer Handels-Artikel. Paris allein zählt eine Menge Etablissements, die ausschließlich mit ihrer Verfertigung beschäftigt sind; eine bedeutende Anzahl Arbeiter findet seine Existenzmittel dabei, so wie viele Materialien ihren Absatz. So werden successive Holz, Knochen, Horn, Fischbein, Kupfer, Eisen, Seide, Baumwolle, Pferdehaare dazu verwendet. Die Mannichfaltigkeit der Formen und des Materials verzehnfacht die Zahl der Arme und Maschinen, die durch diese Fabrikation in Thätigkeit gesetzt werden.



Digitized by Google

Es giebt zu Paris Häuser, die allein in der Fabrikation der Knöpfe jährlich sieben- bis achtmalhunderttausend Franken umsetzen, und man wird sich leicht von ihrem Einfluß überzeugen, wenn man bedenkt, daß die Verfertigung eines jeden Knopfes eine Menge Arbeiter, als: Bohrer, Stempler, Vergolder ꝛc. erfordert.

Die Nähnadeln, die Spangen, die Schnürfenkel bieten eine Fabrikation dar, die in ihrer Art höchst interessant ist.

Die Maultrommel, dies wohlfeile Instrument, die Wonne der Kinder, ist auch ein großer Handels-Artikel, und allein die Stadt Reiff in Tyrol, die kaum dreitausend Einwohner zählt, führt deren mehr als achtmalhunderttausend jährlich aus.

Die irdenen Tabackspfeifen, die das Stück einen Sous kosten, werden millionenweise fabricirt, und die Kaufleute im Großen kaufen einen Wagen Pfeifen fast eben so, wie man einen Wagen Reisigbündel kauft.

Die Feuersteine. Ganze Cantons im Laire- und Cher-Departement beschäftigen sich damit, Feuersteine auszugraben und zu formen, welche das Tausend zu zehn bis funfzehn Franken verkauft werden und die trotz dieses niedrigen Preises die Basis eines sehr wichtigen Handels für dies Land bilden, wo ansehnliche Häuser sich ausschließlich damit beschäftigen.

Die Zündhütchen, eine mit den Feuersteinen rivalisirende Erfindung, haben eine neue Industrie geschaffen, deren Vertrieb nicht minder wichtig ist. Es ist in der That merkwürdig, die Masse Kupfer zu sehen, welche zu dieser Fabrikation verwandt wird, da doch jedes Hütchen dessen so wenig erfordert. Der Preis der Zündhütchen ist höchst niedrig, dennoch ist zur Anfertigung eines jeden eine Menge von verschiedenen Arbeitern und Maschinen nöthig.

Die Holzfiguren. Die Bauern in Tyrol, im Schwarzwalde und in der Umgegend von Nürnberg bringen die langen Winterabende mit dem Zuschneiden der kleinen menschlichen und Thier-Figuren zu, die man auf unsern Boulevards das Stück zu einem oder zwei Sous kauft. Ein Theil der Einwohner unsers Jura-Gebirges hat keinen andern Erwerbszweig als die Verfertigung kleiner Schachteln und Buchsbaumpfeifen, welche das Dutzend mit vier bis acht Sous bezahlt und zu großen Summen nach allen Theilen der Welt hin versandt werden.

Eben so ist es mit den kleinen Glassachen und andern Bagatellen, die in Frankreich und in Deutschland verfertigt werden.

Nichts ist gleichgültig in diesen verschiedenen Industriezweigen, denn alles steht mit einander in Verbindung, die Arbeit und die Consumtion; so sind die Nadeln, die Messer, die Knöpfe, die Zündhütchen die erste Ursache der Anfertigung von Geräthschaften und Maschinen, die zu ihrer Fabrikation gebraucht werden und deren Werth sich in Frankreich auf mehrere Millionen beläuft.

Mezeray sagte: Vermittelst einer Elle Tuch schaffe ich einen redlichen Mann; und er hatte Recht, denn ein ruhiger Besitz verscheucht die Besorgniß vor künftiger Noth. Manche Leute verdanken nur ihrem großen Vermögen eine Strenge der Grundsätze und eine Rechtschaffenheit, die sie wohl schwerlich in einer unglücklichen Lage beibehalten hätten. Demnach sind also alle Industriezweige, wie kleinlich sie auch erscheinen mögen, gleich sehr des Schutzes der Regierung werth, weil sie insgesammt ihren relativen Theil zu der Verbesserung und zu den Genüssen der Masse beitragen; selbst der Lumpensammler hat gerechten Anspruch auf diesen Schutz: er ist es, der einen Theil des Ur-Materials sammelt, welches unsere zahlreichen und wichtigen Leim- und Papier-Fabriken in Gang erhält: es dürften wohl wenige unserer Eleganten, wenn sie an so einem zerlumpten Industriegehülfen vorübergehen, daran denken, daß er vielleicht in seinem unsauberen Tragkorbe die Lumpen zu dem parfümirten Blättchen gesammelt hat, auf welches das allerliebste Billet geschrieben war, das sie denselben Morgen erhalten haben.

Außer den verschiedenen fabricirten Gegenständen giebt es noch andere, die auch nur einen höchst unbedeutenden Werth haben und die dennoch einen wichtigen Handels-Artikel abgeben. Dazu gehören:

Die Blutigel, welche in dem allgemeinen Handelsvertrieb von Frankreich in dem Jahre 1831 zu einem Werthe von fast vier Millionen figurirten.

Die Austern, deren Consumtion in ganz Frankreich ungeheuer seyn muß. Sie sind allein zu Paris der Handelsgegenstand einer sehr zahlreichen Classe und halten die Menge schwerfälliger Wagen in Gang, mit welchen sie uns täglich unter großen Kosten zugeführt werden.

Die Gehäus-Schnecken, die man in der Schweiz, im Canton Appenzell, fett macht, und die dann alljährlich zum Werthe von mehreren hunderttausend Franken zur Fastenzeit nach Wien gesandt werden.

Diese Gegenstände, an und für sich so unbedeutend, haben, wie man sieht, in der Gesammtheit eine große Bedeutung, weil sie die Tauschmittel von Dingen verschiedenen Gebrauches werden, und weil sie endlich ein bedeutendes Capital in Umschwung bringen, welches einen mehr oder minder beträchtlichen Theil der Gesellschaft in Thätigkeit versetzt.

Etwas, das auch von großem Einfluß auf den Handel und die Industrie ist, das ist die Laune der Mode.

Es giebt Modewechsel, die mit einemmale mehrere Industriezweige zu Grunde richten; andere, die größere Umkehrungen verursachen, als es der Einführung irgend einer Maschine in der ersten Zeit ihrer Begründung je möglich gewesen wäre. So hat der Gebrauch der Schnüre an dem Fußzeuge und den Pantalons fast alle viertausend Arbeiter außer Brodt gesetzt, die zu Paris mit der Schnallen-Fabrikation beschäftigt waren; die Hutmacherei hat seit drei oder vier Jahren durch den Gebrauch des Seidenvelp eine förmliche Revolution erlitten; der Gebrauch der Kragen-Cravatten hat den Absatz der Halsbinden von schwarzer Seide oder von anderem Stoffe sehr geschmälert; durch die Einführung irgend einer neuen Farbe oder eines neuen Musters wird der Preis eines Zeuges leicht um 50 pCt. heruntergeworfen. Andererseits kann irgend eine Erfindung eine ungeheure Circulation und den Arbeitern eine neue Beschäftigung schaffen.

So haben die Socques (niedrige Schuhe?), die seit fünf oder sechs Jahren im Gebrauch sind, Anlaß zu einer Fabrikation und einem Vertriebe gegeben, dessen Werth schwer zu berechnen ist.

Dasselbe ist der Fall mit den wasserdichten Zeugen.

Die Comfortables jeder Art für Männer und Knaben bilden ebenfalls einen neuen Gewerbsfleiß, der wieder eine Menge verschiedener Arbeiter beschäftigt.

Welchen Einfluß haben nicht in Bezug auf die Thätigkeit des umlaufenden Capitals die Einführung der Omnibus, der Umziehwagen und der Hausbäder zu Paris gehabt.

Welche Wohlthaten gehen nicht aus dieser ewigen Bewegung der Industriezweige und der Producte hervor, die wechselsweise sich heben und einander folgen, um späterhin durch neue Industriezweige und Producte ersetzt zu werden! Sicher giebt es auch in diesem steten Treiben manche Verluste; es kommen manche Capitalien, manche Arme aus ihrem Betrieb: aber was besagen diese einzelnen Inconvenienzen im Vergleich zu dem unermeßlichen Guten, welches für das Land im Allgemeinen daraus hervorgeht! Das Studium aller dieser Dinge, diese Beispiele, die sie täglich vor Augen hat, sollten es der Administration endlich einleuchtend machen, daß die nämliche Reproduction, die aus einem großen industriellen Vertriebe hervorgeht, die sicherste Gewähr des Gedeihens der verschiedenen Industriezweige des Landes ist, und daß das erste Gesetz, dem sie unterworfen bleiben müssen, das der Bewegung ist.

Digitized by Google

Wenn die Regierung die unzähligen Hemmnisse verschwinden machte, die ihrem Gange hinderlich sind; wenn sie ihre Handelsgesetzgebung modificirte, die Zollgefälle so stellete, daß sie die Production nicht drückten, dann würde sie, da alle Fabrication und Consumtion mit einander in Verbindung steht, dieselbe einen Grad des Gedeihens erreichen sehen, zu welchem sie bei dem System eines übertriebenen Protectionssystems nie gelangen kann.

---

## Seeräuber der Meere von China.

(Beschluß.)

(L.)

Die Bittschrift, die die Piraten an den Kaiser schickten, ist ein außerordentlich merkwürdiges Actenstück: „Es ist meine Meynung," sagte Oyo-tae, „daß alle Räuber, die sich der Regierung furchtbar gemacht, Rechte auf ihre Nachsicht und Verzeihung gehabt haben. Leang-Shan, der dreimal die Stadt Canton plünderte, erhielt nichtsdestoweniger Gnade und wurde späterhin Staatsminister. Wakang, der so lange die Waffen wider sein Land trug, erlangte auch Verzeihung und man hielt ihn eines der ersten Staatsämter nicht unwerth. Jou-Ming verzieh siebenmal dem Mang-Hyuo und Kouang-Kung gab dem Tsaou-Tsaou viermal die Freiheit. Yo-sie ließ die Räuber nicht sterben, die sich ihm unterwarfen. Wir leben in einem sehr bevölkerten Lande; einige unserer Cameraden hatten alles versucht, um sich auf eine ehrliche Weise zu nähren und erst als ihnen alles fehlschlug, ließen sie sich zum Verbrechen hinreißen. Einige andere, die durch Schiffbruch oder Brand ruinirt waren, überließen sich der Plünderung, um nicht Hungers zu sterben. Nur die Noth führte die Verletzung der Gesetze des Reichs herbei; aber jetzt sind wir bereit, in den Schooß der Gesellschaft zurückzukehren, unsere Raubgenossen zu verlassen und uns zu unterwerfen. Die Macht der Regierung kennt keine Gränzen; sie reicht bis zu den entferntesten Inseln des Meeres und jeder von uns steht, vom Schrecken ergriffen, um die Vergebung des Kaisers. Unsere Verbrechen verdienen die schrecklichste Züchtigung; aber wir rufen den allmächtigen Sohn des Himmels an, seine Barmherzigkeit auf diejenigen auszudehnen, die so schuldig waren und die jetzt ihre einzige Hoffnung auf seine Gnade und seine Menschlichkeit setzen."

Die Regierung, deren Schwäche die Welt kannte, schätzte sich glücklich, ihre Gnade leuchten zu lassen. Sie nahm unmittelbar die Bedingungen an, unter welchen man ihr den Frieden anbot und, um in der Sprache unsers Geschichtschreibers zu reden: „Die Behörde, fühlend, daß die Barmherzigkeit der Weg ist, der zum Himmel führt und daß es das Beste ist, mit Weisheit zu herrschen, verwilligte den Piraten Pardon für ihre Verbrechen."

So übergab sich denn Oyo-tae auf Gnade und Ungnade mit seiner ganzen Flotte; er änderte seinen Namen in den von Heo-Been, welches so viel als Licht der Belehrung bedeutet und wurde zum Range eines kaiserlichen Offiziers erhoben.

Die Wittwe Ching-Yih's und ihr Günstling Paou fuhren inzwischen fort, die Küsten zu verheeren und die kaiserlichen Flotten zu schlagen. Man hätte selbst sagen mögen, daß der Abfall Oyo-tae's sie keineswegs geschwächt habe; aber als die Fürstin erfuhr, daß mehrere Häuptlinge die Absicht äußerten, Oyo-tae's Beispiel nachzuahmen, um sich ein Recht auf die Gnade der Regierung zu erwerben, so dachte sie selbst darauf, Friedensvorschläge zu machen. „Ich bin," sagte sie, „zehnmal mächtiger als Oyo-tae und kein Zweifel, daß, wenn ich die Waffen niederlege, der Kaiser gegen mich mit derselben Milde und derselben Liberalität handeln wird, als gegen Oyo-tae."

Bald erfuhr die Regierung die Absichten der Wittwe Ching-Yih's und sendete sogleich einen Arzt, Namens Chaw, an sie ab, welcher, sagt der chinesische Geschichtschreiber, da er seit langer Zeit mit den Piraten in Verbindung gestanden, sich ohne Gefahr zu ihnen begeben konnte.

Als Paou den Doctor vor sich erscheinen sah, so glaubte er, daß er irgend ein Verbrechen begangen habe und hier ein Asyl gegen die Gesetze suche. Aber Chow beeilte sich, Paou zu erklären, daß, wenn sie sich unterwerfen wollten, er und seine Herrin darauf rechnen könnten, ehrenvoller als Oyo-tae behandelt zu werden und daß die Regierung geneigt sey, ihnen alle Gunstbezeugungen, die sie nur verlangen würden, zuzugestehen.

Der Bericht des chinesischen Geschichtschreibers scheint uns so merkwürdig, daß man uns erlauben wird, ihn wörtlich anzuführen:

„Als Fei-Houng-Chaw bei Paou ankam, so sagte er ihm: Freund Paou, weißt Du, weswegen ich zu Dir komme?

„Paou. Du hast irgend ein Verbrechen begangen und Du kommst ohne Zweifel, um bei uns ein Asyl zu suchen.

„Chaw. Gott sey Dank, ich habe mir nichts vorzuwerfen.

„Paou. So kommst Du, um Dich zu erkundigen, ob die umlaufenden Gerüchte von unserer bevorstehenden Unterwerfung einigen Grund haben.

„Chaw. Nun ja, ich komme, Dir zu erklären, daß, wenn Du und Deine Monarchin mit ihrer ganzen Flotte einwilliget, die Waffen niederzulegen, der Kaiser Euch die größten Belohnungen aufspart; Ihr habt alles zu erwarten von seiner Gnade und von seiner Freigebigkeit. Eure Macht übertrifft bei weitem die von Oyo-tae und da dieser Häuptling zum Offizier der Regierung ernannt worden ist, so könnt Ihr auf die höchsten Würden Anspruch machen. Ihr werdet daher weise handeln, wenn Ihr Euch unterwerft; es ist das einzige Mittel, Eure Ruhe und Euer Glück zu sichern und das Leben aller Eurer Anhänger zu retten.

„Bei diesen Worten blieb Chang-Paou ohne Bewegung wie eine Bildsäule stehen und Chow fuhr fort: Ich mache Dir es zur Pflicht, Dich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen und nicht bis zum letzten Augenblicke zu warten. Es ist möglich, daß Oyo-tae seine Truppen zu denen der Regierung stoßen läßt und Euch angreift. Beeile Dich, ehe dies geschieht, meinem Rath zu folgen."

Der Doctor zog sich zurück und Paou ward, nachdem er sich lange mit seiner Fürstin berathen, autorisiet, den Doctor wiederzusehen und mit den Organen der Regierung in Unterhandlung zu treten. Die Flotte der Piraten segelte unmittelbar nach der Mündung des Tigris, Hau-Mun genannt.

Zunächst kamen zwei Mandarinen zweiten Ranges und überbrachten der Wittwe Ching-Yih's die kaiserliche Proclamation, welche allen Piraten unbedingte Amnestie versprach. Paou zog diese beiden Gesandten des Kaisers an seine Tafel und bewirthete sie mit der größten Pracht. Einige Tage nachher wollte der General-Gouverneur die Provinz sich in Person auf die Flotte der Corsaren begeben, die einen Raum von zehn Le *) an der Mündung des Flusses einnahm.

Als die Piraten erfuhren, daß der General-Gouverneur in ihrer Mitte erscheinen werde, ließen sie alle ihre Schiffe flaggen, spielten mit allen Instrumenten, feuerten ihre Kanonen zum Zeichen der Freude und der Begrüßung ab und fuhren ihm mit vollen Segeln entgegen. Die ganze Bevölkerung der Umgegend, welche herbeigeströmt war, um Zeuge dieser so lange gewünschten Versöhnung zu seyn, erschrak über diesen

*) Le ist ein chinesisches Maas. Fünf Le kommen einer französischen Meile gleich.

Digitized by Google

Tumult, über das Kanonenfeuer und das Geschrei der Matrosen; selbst der Gouverneur wurde bedenklich und wollte schon umkehren, als die Wittwe Ching-Yih's erschien, sich mit der einen Hand auf ihren Lieutenant Paou stützend und von drei andern Häuptlingen ihrer Flotte gefolgt. Sie nahten sich dem Gouverneur, knieeten nieder, berührten mit ihrer Stirn die Erde und flehten mit Thränen um Verzeihung ihrer Verbrechen. Nach diesem Akt der Unterwerfung zogen sie sich zurück mit dem Versprechen, binnen drei Tagen das Verzeichniß aller ihrer Schiffe zu übergeben.

Aber die plötzliche Erscheinung mehrerer großer portugiesischer Schiffe und einiger Kriegsfahrzeuge der Regierung ließ die Piraten Verrath argwöhnen. Man ging alsobald unter Segel, hielt sich in der Defensive und die Unterhandlungen wurden abgebrochen.

Der Muth und die Festigkeit der Wittwe Ching-Yih's setzte inzwischen diesem Zustand der Dinge ein Ziel. „Wenn der General-Gouverneur," sagte diese unerschrockene Frau, „sich uns anvertraut hat, warum sollte ich, eine schwache Frau, nicht die Offiziere des Kaisers aufsuchen? Wenn einige Gefahr bei diesem Schritte ist, so wird diese Gefahr ganz auf mein einziges Haupt fallen. Ich verbiete, daß irgend jemand mir folge. Mein Entschluß ist gefaßt; ich gehe nach Canton." Paou sagte: „Wenn die Wittwe Ching-Yih's sich den Händen ihrer Feinde überliefert, so müssen wir eine Frist für ihre Rückkunft setzen. Wenn diese verstreicht, ohne daß wir sie zurückkommen sehen, so wollen wir unsere Streitkräfte vereinigen und Canton angreifen. Das ist meine Meynung, Cameraden. Jetzt sagt die eurige."

Die Piraten, überrascht und erstaunt über die Furchtlosigkeit ihrer Fürstin, fühlten ihre Anhänglichkeit noch erhöht und antworteten: „Freund Paou, wir haben Deine Meynung gehört, aber wir glauben, daß es weise ist, hier Nachrichten zu erwarten, als die Wittwe Ching-Yih's einem gewissen Tode entgegengehen zu lassen." Man wollte daher nicht, daß die heroische Frau die Flotte verließ. Inzwischen erschienen die beiden Mandarinen, die man schon so gut aufgenommen, von Neuem. Sie schwuren, daß man Unrecht habe, die Regierung der Treulosigkeit anzuklagen und sagten, daß sie kämen, als Geißeln in den Händen der Piraten zu bleiben, wenn die Wittwe Ching-Yih's den General-Gouverneur besuchen wolle, der Befehl habe, sie mit der größten Ehrfurcht zu behandeln.

„Nun wohl, ich vertraue mich Euch ganz," rief die Fürstin aus; „ich selbst gehe mit einigen meiner Damen nach Canton und ich wünsche, daß Ihr mich begleitet." Und alsobald machte sie sich auf den Weg und kam in Canton an, wo alles sich wirklich so zutrug, wie die Mandarinen gemeldet hatten. Alle Abentheurer kamen nach und nach herbei. Ihre Schiffe, so wie sie in den Hafen einliefen, erhielten alle Arten von Provisionen und jeder Räuber empfing statt seinem Antheil an den Reichthümern der Flotte eine gewisse Summe Geldes. Die mehresten dieser Banditen nahmen Dienste auf der Flotte des Kaisers und die andern verzehrten in ihrem Vaterlande die Schätze, die sie durch ihre Seeräubereien erworben hatten.

Der tapfere Paou ging gleichfalls, nach dem Beispiele Ope-tae's, in den Dienst der Regierung und weigerte sich nicht, gegen einige alte Cameraden zu Felde zu ziehen, die, der Regierung trotzend und die angebotene Amnestie verschmähend, ihr altes Handwerk forttrieben. Es wurden daher noch einige blutige Treffen geliefert; aber der Sieg blieb Paou getreu. Es gelang ihm, einen furchtbaren Häuptling, Namens Shih-Uei gefangen zu nehmen; ein anderer Anführer der Seeräuber, den man mit dem Namen Geißel des östlichen Meeres bezeichnete, fiel auch in seine Gewalt, kurz er vernichtete endlich alle diese Schreckensmänner des Oceans.

Seit dieser Epoche ist von allen diesen Helden der Seeräuberei nichts als ihr Name und das Andenken ihrer heroischen aber grausamen Thaten übriggeblieben. „Auch befahren," sagt schließlich unser Geschichtschreiber, „die Schiffe den Ocean in voller Sicherheit; alles ist ruhig auf den Flüssen, wie auf den vier Meeren; die Bevölkerung lebt in Frieden und Ueberfluß; das Land hat ein ganz neues Ansehen gewonnen; die Menschen haben ihre Waffen verkauft, Ochsen gekauft und sich von Neuem den Arbeiten des Ackerbaues überlassen. Wie sonst sieht man sie ihren Gottheiten Gebete und Opfer darbringen und der Gouverneur der Provinz, dessen Weisheit die Unterwerfung der Piraten und die Pacification der Meere zu bewirken wußte, wurde, zur Belohnung seiner Dienste, durch ein Edict des Sohnes des Himmels, zur Würde eines Groß-Mandarinen erhoben und autorisirt, Hahnenfedern auf seiner Mütze zu tragen.

---

## Von der Leitung der Debatten in Criminalsachen.

(2.)

Unter diesem Titel, der vielleicht zweckmäßiger „Von den Gebrechen der französischen Geschwornen-Gerichte" lauten könnte, theilt der Courrier français Bemerkungen mit, die nicht nur für Frankreich treffend sind, sondern die auch jeden Rechtsgelehrten und Philosophen anderer Länder interessiren müssen, der diese ursprünglich alte und in neuerer Zeit wieder erweckte Institution, mit ihren Vortheilen, wie mit ihren noch bestehenden Mängeln, zum Gegenstande ernsten Nachdenkens gemacht hat:

Nützliche Fragen und Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden, denn von Anfang sind nicht alle Gemüther gleichsehr von ihrer Wichtigkeit ergriffen; der Unaufmerksamen giebt es viele, der Unbekümmerten mehrere, der Trägen noch weit mehrere; wer sich Gehör verschaffen und sich begreiflich machen will, muß oft die Stimme erheben und seine Gedanken zwei- und dreimal sagen. Diese Wahrheit bewegt uns, jetzt zu wiederholen, daß es für die Staatsgewalt nicht ausreicht, in dem Bulletin du soir die Unschuld Gillards,*) der im Monat August, als Mitschuldiger des bei der Madame Dupuytren begangenen Diebstahls, zu zehnjähriger Zwangsarbeit und zur öffentlichen Ausstellung verurtheilt wurde, proclamirt zu haben und daß es nicht genug ist, einen so wichtigen Irrthum der menschlichen Gerechtigkeit zu bezeichnen und zurückzunehmen; man muß auch alle Umstände bekanntmachen, die diesen Irrthum veranlaßt, so wie diejenigen, die zu seiner Entdeckung geführt haben, um aus der Vergleichung derselben Lehren zu ziehen, die geeignet sind, der Wiederholung eines ähnlichen Irrthums vorzubeugen; denn die ganze Gesellschaft ist bedroht, wenn ein Unschuldiger an einem Orte geopfert wird, der die Zufluchtsstätte und das Asyl Aller seyn soll, im Tempel der Gerechtigkeit.

Wenn im Monat August das Brandmarken noch nicht abgeschafft gewesen wäre, so wäre Gillard, als zu Zwangsarbeiten verdammt, von der Hand des Henkers mit einem unauslöschlichen Zeichen befleckt gewesen: alles wäre jetzt nicht wieder gutzumachen, der Irrthum, wie die Strafe. Und wenn damals die Prüfung der mildernden Umstände

*) Für diejenigen Leser, die sich der Geschichte Gillards nicht mehr aus öffentlichen Blättern erinnern und für den Zweck des Aufsatzes überhaupt, genüge, was aus dem Zusammenhange hervorgeht, daß Gillard unschuldig verurtheilt worden ist, eine Folge der Einrichtung, daß das eigene Geständniß zur Verurtheilung in Frankreich nicht unerläßlich nothwendig ist.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

nicht ein Recht der Geschworenen und der Gegenstand der Berathungen gewesen wäre (dir Herr Persil ihnen entziehen will), so würde Gillard nicht mehr existiren; Lemoines Schicksal würde das seinige geworden seyn und das zu spätr Geständniß der Gerechtigkeit würdr jetzt nur der Ausdruck einer ohnmächtigen Reur seyn. Dir Ehre dieses Menschen, drr vor dem Assisenhofe erstaunt war, daß man wage, ihn anzuklagen und der ausrief: Dir Ehre ist für mich mehr als das Leben! der nach seiner Verurtheilung mit dem Tone der Verzweiflung sagte: Es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf drr Erde; jetzt ist alles verloren; die Schande werde ich nicht überleben; die Ehre, sagen wir, des armen, obscuren Gillard — wer würde jetzt Sorge tragen, sie seinem Andenken, einer dürftigen unbekannten Familie wiederzugeben, drren einziges Erbtheil vielleicht diese Ehre ist?

Unsere Assisenhöfe bestehen aus zwei Classen von Richtern, die nicht versammelt scheinen, um denselben Gegenstand zu verfolgen: die einen beschäftigen sich damit, die Existenz und die Wichtigkeit der Thatsache zu erkennen; die andern, zu zeigen, daß sie recht gesehen und daß der Mensch, den sie anklagen, wirklich der Urheber dieser Thatsache ist. Die Einsicht der Geschworenen in Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen, verlangt Beweise und Aufklärungen; aber nur zu oft antwortet ihnen die Anklage mit Spitzfindigkeiten und verfänglichen Subtilitäten: während sie einerseits dem Angeklagten unvermeidliche Widersprüche in seinen Antworten entgegensetzt, die er zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen und unter so vielen Gemüthsbewegungen seit seiner Verhaftung bis zu seiner Erscheinung vor dem Gerichtshofe, gegeben; so verleitet sie andererseits die Aufmerksamkeit der Geschworenen auf die Spur vorübergehender zufälliger Umstände, von Nebendingen ohne Beziehung und Verbindung, die sie dann mit Kunst vergleicht und selbst gegen innere Wahrscheinlichkeit und Uebereinstimmung zusammenstellt. Jede Hoffnung ist für den Angeklagten verloren, wenn, was nur zu oft geschieht, der Präsident seine Bemühungen mit denen des Anklägers vereinigt; wenn, statt den Geschworenen das Interesse der Wahrheit anzuempfehlen, er ihnen die Interessen der Gesellschaft anempfiehlt und folglich von ihnen selbst spricht, statt von dem Angeklagten zu sprechen.

Alle Menschen, die eine Stelle haben, die ein Amt versehen, streben weniger darnach, demselben wirklich gut vorzustehen, als dem Publikum die Ueberzeugung davon beizubringen; der, dessen Beruf die Anklage ist, setzt seine Eitelkeit darein, die Scharfsicht seines Geistes in der Untersuchung und die Richtigkeit seines Urtheils in der Würdigung der Thatsachen zu zeigen; nicht sehen, wie er — die Verurtheilung verweigern, die er verlangt, heißt ihn selbst verdammen, heißt ihn kränken, wenn er bescheiden ist, ihn aufbringen, wenn, wie es nur zu oft geschieht, die Galle und der Stolz bei ihm die Oberhand hat. (Nur allzuwahr!)

Ein Richter sagte in seinen Untersuchungen über die Verwaltung der Justiz in England, vor dreizehn Jahren, daß die Urtheile in dem Maaße mehr respectirt werden würden, als die Nation in Frankreich zu einem thätigern Antheil an der Verwaltung der Justiz berufen werden würde, und daß es besser wäre, auf eine gewisse Gattung von Beweisen zu verzichten, als sie sich durch Mittel zu verschaffen, die die Moral und die Humanität verwerfen. Bei dieser Gelegenheit vergleicht er mit unserer drohenden und zornigen Justiz die väterliche, beschützende der Richter Großbritanniens; da, wenn der Angeklagte selbst sich schuldig bekennt, wenn es sich von einem Capital-Verbrechen handelt, macht ihm der Richter bemerklich, daß es sein Interesse ist, sich zu vertheidigen; der Gerichtsschreiber, der Kerkermeister, fast alle Advocaten, der selbst der Partei, welche die Verurtheilung verlangt, reden ihm zu, auf seine Lossprechung hinzuarbeiten. Wenn der Angeklagte sich nicht schuldig bekennt, so benachrichtigt der Gerichtsschreiber die Zuschauer, daß der Gefangene seine Befreiung erwartet und die Geschworenen, daß ihre Pflicht sey, genau zu untersuchen, ob er des Verbrechens, dessen er angeklagt ist, schuldig sey oder nicht. Der Advocat des Klagenden erlaubt sich keine Invective gegen den Verdächtigen, keine Reflexionen über seine Moralität; die Thatsachen allein müssen sprechen; es ist ihm selbst untersagt, die Gefühle aufzuregen, die diese Thatsachen einflößen könnten. Die Advocaten sind es, welche, sowohl von Seite der Anklage als von der der Vertheidigung, die Zeugen befragen; wenn der Gefangene keine Gelegenheit und keine Mittel hat, sich einen Rechtsbeistand zu verschaffen, so ist es der Richter, der, in seinem Interesse, gewissenhaft diese Sorge übernimmt und erfüllt. Ausgenommen in diesem Falle nimmt der Richter keinen Theil an der Debatte; er bleibt derselben fast gänzlich fremd. Wenn das Zeugen-Verhör geschlossen ist, so haben die Advocaten kein Recht, irgend eine Folgerung aus dem, was ausgesagt worden ist, zu ziehen, weder für noch gegen den Angeklagten; der Richter giebt eine kurze Uebersicht davon, in welcher er sich fast immer darauf beschränkt, die Sache in einfachen, klaren und leidenschaftlosen Ausdrücken darzulegen. So wirkt auf die Geschworenen nur der Eindruck, den die verschiedenen Zeugnisse auf ihren Geist haben machen können und ihr Verdict kann vernünftigerweise das Urtheil des Landes genannt werden.

Wie verschieden ist hiervon in Frankreich das Loos eines unglücklichen Angeklagten! Bei uns ist die körperliche Tortur abgeschafft, aber die moralische Tortur wird mit einem Scharfsinn angewendet, der jeden schaudern macht, dessen Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Gewohnheit der Verurtheilungen nicht ganz bis auf die Wurzel ausgetrocknet hat. Diese Tortur beginnt schon in den ersten Verhören; Herr Cottu führt ein Beispiel von tausenden an, das den Schweiß auf die Stirne treibe. Diesem Verhör folgen andere und wieder andere; dann kommt das der Audienz, während welcher der Beklagte, der die Folgerungen nicht vorhersehen konnte, die aus seinen vorhergehenden Verhören, ein Product der Ueberraschung und der Unwissenheit, gezogen werden würden, in Verwirrung geräthet, den Kopf verliert, um sein Leben zu vertheidigen Lügen auf Lügen häuft und dahin kommt, sich selbst ins Verderben zu stürzen und das Beil zu schärfen, das ihn treffen soll. Wenn er, wie Gillard, den Abgrund gewahrt und zurückweichen will; wenn er sich erhebt, wenn er spricht, sich beklagt, so ist es zu spät, die Richter, die Gendarmen gebieten ihm Stillschweigen; die Zuhörer, sein eigener Vertheidiger selbst heißen ihn schweigen und sich setzen und die Verurtheilung ist die schreckliche Folge von Worten, die er nicht begriffen, die er zurücknehmen will, wenn es nicht mehr Zeit ist und die ganze Wirkung, welche der Ankläger davon erwartete, eintritt. Zwischen dem Präsidenten, der den Angeklagten drängt und ihm kaum Zeit zu athmen läßt, und dem General-Procurator, welcher die Anklage vertritt und der den in Untersuchung begriffenen behandelt, als wenn er schon des Verbrechens überwiesen wäre, dessen er angeklagt ist, wie selten müssen da selbst die aufmerksamsten Geschworenen nicht beklagenswerthen Uebereilungen und Mißgriffen ausgesetzt seyn? Und unmittelbar nach einem solchen Beispiel, nach der ungerechten Verurtheilung Gillards, könnte man den Vorschlag wagen, die Garantien zu schwächen, statt sie zu verstärken, welche die Gesellschaft reclamirt und von einer liberalern, minder beschränkten Institution der Jury erwartet!

Diese Institution (der Geschworenen-Gerichte) stigt in Frankreich bis zu den ersten merowingischen Königen auf; damals sprachen Militair- oder Civilbeamte das Urtheil aus, aber dieses Urtheil war von Geschworenen gefällt, die vom Volke erwählt wurden und jeder Bürger, wenn ihn die Wahl traf, übernahm diese Function. Diese Einrichtung wurde durch die constituirende Versammlung hergestellt, welche festsetzte, daß

Digitized by Google

drei Stimmen von zwölf hinreichen sollten, um zu Gunsten des Angeklagten zu entscheiden, daß die Thatsache nicht hinlänglich erwiesen sey. Sie schuf die Jury der Anklage, welche alle Freunde der Gerechtigkeit reclamiren, um die Verdächtigen der doppelten Verfolgung des General-Procurators und des Präsidenten der Assisen zu entziehen, welcher letztere selbst Mitglied des königlichen Gerichtshofes ist, der den Verdächtigen in Anklagestand versetzt hat, Collège des General-Procurators, der den Beruf hat, vor den Geschworenen die Beweise der Anklage auseinanderzusetzen und der den Erfolg für die Ehre seines Corps und für seinen eigenen Ruf wünschen muß; denn streng zu richten ist der Gegenstand der Wünsche jedes (?) Richters: „Wir haben eine schöne Sitzung gehabt," schrieb der Präsident eines Assisenhofes an einen seiner Collegen, „zwei Todesurtheile sind gefällt und viele zu Galeerenstrafe verurtheilt worden!" Das ist Gerechtigkeit in den Augen der Richter. Ein Geschworener sagte dagegen nach erfülltem Berufe zu einem andern Bürger: „Diese Sitzung ist glücklich gewesen; wenig Angeklagte, wenig Verurtheilte!" Das ist die Gerechtigkeit des Landes.

---

## Pittoreske Gemälde von Indien. *)

### Eine Suttie.

(2.)

— Bevor wir Rajemah'l verließen, hatten wir Gelegenheit, eine Suttie zu sehen, einen der empörendesten Gebräuche des Aberglaubens vorzeitlicher Jahrhunderte. Die Wittwe war eine junge und interessante Frau, ein wenig stark aber wohlgebaut und nicht brauner von Gesichtsfarbe als eine Italienerin. Wir näherten uns ohne Hinderniß dem Scheiterhaufen hinlänglich, um, ohne etwas zu verlieren, alle Details des schrecklichen Drama's zu sehen. Sie hatte ein Kind von einigen Monaten bei sich, das sie mit einer Miene der Gleichgültigkeit oder Theilnahmelosigkeit ansah, als hätte sie, einzig von dem Gefühl einer ausschließlichen und gebieterischen Pflicht erfüllt, jeden Gedanken an irgend einen irdischen Gegenstand verloren. In der That trugen ihre Züge das Gepräge erhabener Ruhe mitten unter den schrecklichen Vorbereitungen, die man um sie her machte. Ich bekenne, daß ich ihre Seelenstärke und energische Ausdauer bei ihrem Vorsatze bewundern mußte. Indessen bekämpfte Mitleiden und Widerwille in mir diese Bewunderung und während ich einerseits bis zu Thränen gerührt war bei dem Gedanken an die Leiden, die sie erwarteten, so hätte ich andererseits die brutale Apathie gern ins Lächerliche gedreht, mit welcher sie ihrem schrecklichen Tode entgegenzugehen schien.

Eine lange Zwischenzeit verfloß, bis alles für das große Opfer fertig war. Das Resultat davon war eine sichtliche Veränderung in den Gefühlen des Opfers. Eine augenfällige Unruhe, eine nervöse Aufregung verriethen sich in ihrem schwarzen Auge, dessen Blicke stufenweise ausdrucksvoller, zugleich aber auch irrer wurde. Offenbar waren ihre Sinne in eine vorübergehende Betäubung versenkt worden mittelst einer starken Dosis Opium, ein oft und stets mit unseligem Erfolg bei solchen Gelegenheiten angewendetes Mittel, um den Schrecken zu beschwichtigen und den Muth der durch den Aberglauben zu einem vorzeitigen Tode verdammten Opfer zu erhalten. Inzwischen konnte man in dem Verhältniß, wie die junge Frau von ihrem Zustande künstlicher Betäubung zurückkam, bei ihr die gleichzeitigen Fortschritte des Bewußtseyns und des Schreckens wahrnehmen. Ihre anfänglich mechanischen Bewegungen gehorchten schon dem Impuls der wiederkehrenden Vernunft: jeder Augenblick steigerte ihre Angst. Aber obgleich der Kampf in ihrem Innern unverkennbar war, so konnte man sich doch zu gleicher Zeit überzeugen, daß ihre Anstrengungen, ihren erschütterten Entschluß festzuhalten, nicht von einer gemeinen Seele ausgingen.

Unter ihre Freundinnen theilte sie ihren Schmuck aus, aber es geschah mit einer Zerstreuung, daß sie fast nicht wußte, was sie that, so schwächend wirkten die moralischen Qualen auf sie.

Plötzlich erweckte das Geschrei ihres Kindes ihr Muttergefühl. Ihr von Zärtlichkeit leuchtendes Auge, ihre zitternden Lippen, ihr klopfender Busen, ihr stockender Athem, ihr offener und doch stummer Mund — alles malte ihre erschütterte Vernunft. Sich auf das Kind stürzen, es den Armen seiner Hüterin entreißen, es leidenschaftlich an die Brust drücken — alles dies war nur eine einzige schnelle Bewegung. Ihr convulsivisches Schluchzen schlug mit durchdringenden Tönen an mein Ohr. Es war ein unwiderstehlicher Hülferuf; aber wie und wo Mittel finden, sie dem schrecklichen Loose zu entreißen, das sie erwartete, da sie selbst ihr Urtheil dictirt? Von diesem Augenblicke an war es für alle Zuschauer klar, daß ihr Muth bei dem Gedanken an den letzten Act dieses schrecklichen Trauerspiels wankte. Sie bot unsern Augen das lebende Bild stummer Verzweiflung, der Agonie der Seele und des Leibes dar.

Als die Braminen, welche der Ceremonie vorstanden, sahen, daß es Zeit sey, ihre Vollendung zu beschleunigen, damit die Wittwe nicht den Muth noch ganz verliere, so entfernten sie ihre Verwandten, ihre Freunde und alle Anwesenden und das Opfer blieb mit ihren Opferern bei dem Scheiterhaufen allein. Als man auch das Kind erbarmungslos, gewaltsam ihren Armen entrissen, da erschien die Wittwe wahrhaft schön in ihrem Schmerze. Sie verhehlte ihren innern Kampf nicht mehr; sie warf sich auf die Kniee, richtete die Augen gen Himmel und rang die Hände in stummer Verzweiflung. Zwei Braminen hoben sie auf und wollten sie nach dem Scheiterhaufen führen; sie aber widersetzte sich und die Verzweiflung lieh ihr solche Kräfte, daß diese beiden Priester nichts vermochten. Bei diesem Anblick aber stürzten mehrere herbei und schleppten die unglückliche Frau auf den Holzstoß, den man mit Ghi (geschmolzener Butter von Büffelmilch) beschmiert hatte, um die Verbrennung zu beschleunigen. Das ist eine Art dem Opfer oder Suttie gewährte Milderung, um seine Leiden abzukürzen und zugleich ein mögliches Entrinnen zu verhindern.

So wie sie anfing zu schreien, so wurde ihre Stimme durch den Schall der Tam-Tams, der Blas-Instrumente und das confuse Geschrei von einigen hundert Fanatikern übertönt, die sich versammelt hatten, um Zeugen dieses Actes barbarischer Frömmigkeit zu seyn. Alle ihre Anstrengungen waren unnütz. Als man sie mit Gewalt auf dem Scheiterhaufen niedergesetzt, legte man den Kopf ihres Mannes auf ihre Kniee und steckte das unter dem Holz aufgehäufte Stroh an; augenblicklich schlug die Flamme von allen Seiten empor, umgab die schöne Indianerin und entzog sie für immer den Blicken und der Liebe ihrer Mitmenschen. Ihre Leiden waren glücklicherweise nicht von langer Dauer.

*) Uebersetzung von dem Oriental annual, mit englischen Kupferstichen von William Daniel, zu gleicher Zeit (in der ersten Hälfte des Decembers) in London und Paris erscheinend.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 876. Hamburg. Sonnabend, den 14. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffeny. Redigirt von J. Niebour und Ruth, Dr. Ludwig.


## Ferdinand VII.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

(M.)

Wenige Monate sind kaum seit Ferdinands VII. Tode verstrichen, und schon schrinen sein Name und seine Regierung der älteren Geschichte anzugehören, so sehr haben die politischen Begebenheiten, welche sich wäheend dieses kurzen Zeitraums in Spanien zugetragen, die Ansicht dieses Königreichs veeändeet. Veeschollen sind die enthusiastischen Ausrufungen, die von allen Seiten her gehöet wurden, die glänzenden Feste, welche unlängst alle die Bevölkerungen als Zeichen ihrer Adhäsion zum Schwur der Treue, den die Coetes ihrer jungen Königin geleistet, feierten. Der Bürgeekrieg schwebt über Spanien und man vernimmt nun in diesem Lande nue noch das Klirren dee Waffen, das Geheul des Fanatismus. Doch glaube man nicht, daß der König, dessen Saeg eben unsern Blicken entschwunden ist, je die tobenden Leidenschaften in Zaum gehalten hätte, die sich nun losgeeissen haben. Ganz im Gegentheil hat er sie, durch seine Schwäche und Unwissenheit, nur unteehalten und ermuthigt, so, daß sein Tod das natürliche Signal iheer Explosion seyn mußte. Nein, Ferdinand hat wahrlich nie auf die schöne Aufgabe, der Reformator seines Vaterlandes zu seyn, Anspeuch gemacht; es lag ihm wenig daeao, in die Fußstapfen Alphons des Wisen oder Carls V. zu treten; er hegte eine tiefe Verachtung gegen jede Neueeung, weil er vor allem in derselben Sphäre, wo er geboren worden und aufgewachsen war, ruhig leben und steeben wollte. Und dadurch, daß er wechselsweise die verschiedenen Paeteien geliebkost hat, ist es ihm gelungen, den statu quo, den einzigen Gegenstand seinee Wünsche, zu bewahren.

Wenn man die Geschichte Spaniens duechgeht, so glaubt man die Annalen irgend eines asiatischen Reiches zu lesen. Ehemals in Hindustan und heutzutage noch in Persien und in der Türkei war und ist die Erhebung eines Dieners oder Barbiees zu den ersten Würden des Reichs etwas ganz gewöhnliches. Die spanischen Bourbons haben die moegenländischen Despoten in dieser Beziehung nur zu sehr nachgeahmt; aber nie hat diese verderbliche Laune furchtbarere Resultate gehabt als die waren, welche dee unerhörten Gunst folgten, die dem Don Mannel Godoy so plötzlich am Madridee Hofe zu Theil waed. Gebürtig aus Badajoz, von obscuren Eltern, kam er mit seinem Bruder Ludwig nach Madrid, um dort ihr Glück zu machen. Alle beide, hauptsächlich Mannel, hatten ein angenehmes Aeußeres, hübsche Manieren und einige ansprechende Talente; das war ihr ein und alles. Sie stellten dieses zu Madrid bestens heraus, um die Aufmerksamkeit der Frauen zu erregen. Sie unterhielten sich mit Leichtigkeit, tanzten mit vieler Anmuth, und sangen ganz angenehm, indem sie sich mit der Guitaere begleiteten. Eine der Damen vom Hofe, die sich in Ludwig verliebt hatte, redete der Königin zu, noch einmal seine hübsche Stimme zu hören. Zugelassen zu den musikalischen Abendunterhaltungen im Pallaste, führte er nun einige Stücke mit einem so seltenen Talente aus, daß die Königin ihn daeüber becomplimentiete. „Was würden Ew. Majestät erst sagen, wenn Sie meinen Bruder hörten," erwiedeete ee. Sie gebot ihm dann, denselben zur nächsten Abeodunterhaltung mitzubeingen. Das Concert fand diesmal in dem Gemache des Königs statt und beide Majestäten waren gleich sehr von dem glänzenden Spiel, der hübschen Stimme und dem zierlichen Wesen des Virtuosen bezaubert. Mannel erhielt seinen Zutritt bei Hofe und von nun an war sein Glück gemacht.

So stieg dieser Mann, dessen gesammtes Erbgut unlängst noch in seinee Guitarre, in seinem Mantel bestanden hatte, rasch zu den höchsten Staatswürden empor. Ein Günstling dee Königin, waed ee Fürst und Genosse der königlichen Familie; sein Wappen prunkte keck auf den Fahnen der Artilleeie, der Waffe, die in Spanien am geehrtesten ist. Seine Biographen leiteten die Abkunft seiner Familie von der des Montezuma hee; seine graßen Levees waren zahleeicher und gesuchter als die des Escurials und zu Aeanjuez; die spanischen Grandes, die Generale, die Civilbeamten, die Magistratspersonen jeden Ranges bildeten ihm einen eben so glänzenden und nicht minder gefügigen Hofstaat, als ihn nue ein Sultan haben konnte. Er war der Abgott der Frauen; ee theilte nach Willkühr Titel, Ehrenstellen, Aemter und Sineeuren aus; zuweilen verkaufte er sie, öfter aber verschenkte er sie, um seine Eitelkeit zu beseidigen oder seinen Lüsten zu fröhnen. Das Verdienst, die Talente, die Tugenden klopften vergebens bei ihm an. Wee seine Protection ansprach, ohne einen vollen Beutel in den Händen zu haben, mußte ihm in seinem Vorzimmer die Tugend einer Frau, einer Tochtee oder Schwester als Opfer darbieten: wenn sie dann vor ihm Gnade fand, so war die Sache in Ordnung. Die Entehrung des Opfers ward der Preis einer Gesandtschaft, eines Gouveenements in Indien, oder des Gewinnes eines Processes; denn, zur Schande der Sitten dieses Landes sey es gesagt, die Gerichtshöfe jenee Zeit fällten in keiner Sache von Belang einen Spruch, ohne eest Godoy's Meynung darüber einzuholen.

Carl IV. war Zeit seines Lebens der Sclave einer stolzen Gattin, die ihrem Ehegeize und ihrem Sinn für Vergnügungen alles aufopferte. Godoy erhielt sich nur durch seine Geschicklichkeit, ihren Intriguen zu dienen, und durch seine Gefügigkeit in der Erfüllung iheer Wünsche in Credit. Was die Königin und ihr Günstling am meisten zu beförchten hatten, war, daß die Untüchtigkeit des Monarchen dessen Abdankung herbeiführen möchte; um dies Unglück abzuwenden, das für um die Handhabung der Gewalt gesorgt hätte, legten sie es darauf an, Ferdinand noch unfähiger zum Regieren zu machen, als es sein Vater war. Als Kind war seine Unwissenheit so groß, daß sich der Sohn des geringsten Tagelöhnees ihrer hätte schämen müssen. Man umgab ihn mit unwissenschaftlichen Leuten, mit elenden Hanswürsten. Ein Einziger, Escoiquiz, Canonicus von Toledo, und sein Präceptor, machte eine Ausnahme von diesem Schwarm einfältiger Diener. Dieser würdige Priester durchschaute



Digitized by Google

das schandbare System, welches bei der Erziehung des Thronerben angewendet ward, und beschloß, es mit aller möglichen Energie zu bekämpfen, ohne jedoch seine Stellung zu compromittiren. Sein Streben hatte wenig Erfolg, es fesselte ihn aber mit den Banden einer steten und muthigen Sorgfalt an den Fürsten.

So wie Ferdinand heranwuchs, theilten sich der Hof und das Volk in zwei einander gegenüberstehende Lager. Die Masse der Spanier ist, was auch oberflächliche Beobachter darüber gesagt haben mögen, im Wesentlichen ernst, religiös und moralisch; aber wahr ist es, daß es schwer hält, ihr Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten einzuflößen. Die Landesproducte genügen allen Bedürfnissen der Einwohner, ja sie sind selbst zur Befriedigung der sinnlichen Opulenz hinreichend. Unbekannt mit der Unzufriedenheit, welche Handelskrisen in Ländern nach sich ziehen, wo die Manufactur-Industrie die Volksmassen anhäuft, finden sie in den politischen Aufregungen selten einen Grund, der mächtig genug wäre, sie von ihrem bescheidenen Heerde weg und unter das Banner der Factionen zu locken. Sie mußten sich demnach wohl sehr lebendig für Ferdinand, der dem Hasse seiner Mutter und den Verfolgungen des Godoy preisgegeben war, interessiren und von einer tiefen Indignation wider den Hof erfüllt seyn, da diese Gesinnung zugleich auf allen Punkten des Königreichs die furchtbare Explosion herbeiführte, deren Andenken die Geschichte verewigen wird.

Das spanische Volk bekundete die lebhafte Anhänglichkeit, die es für Ferdinand hatte, zuerst bei seiner Vermählung mit einer der Töchter des alten Ferdinand von Neapel. Diese Verbindung ward zu Barcelona mit einem Enthusiasmus gefeiert, der an Wahnsinn gränzte.

Die Mißgriffe Godoy's in seinen Beziehungen zu Frankreich, und hauptsächlich die Anarchie, welche seine und des Hofes Ausschweifungen in der Administration zuwegebrachten, führten diesen Günstling seinem Untergange entgegen. Als Napoleon sein Kaiserreich mit Königthümern umgeben wollte, die Vasallen seiner Krone, Mitgliedern seiner Familie angehörten, da spürgelte er, um Godoy's, des wirklichen Beherrschers von Spanien und Indien, Widerstreben zu entwaffnen, ihm vor, daß der Titel eines Fürsten ohne Fürstenthum nur ein leeres Wort sey und that ihm den Vorschlag, daß er ihm eins in Portugal schaffen wolle. Dieses mußte aber erst erobert und getheilt werden, und dazu bedurfte Spanien der Unterstützung einer französischen Armee. Diese Armee überschritt die Pyrenäen und ward von der gesammten Bevölkerung jubelnd begrüßt. Sie setzte sich in den Besitz der im Norden belegenen Festungen und rückte bis Madrid vor; von dort zog sie sich nach Aranjuez, und dann kam das Complott zum Ausbruch, welches die französische Regierung wider die spanischen Bourbons angesponnen hatte. Es ward der Befehl gegeben, sich der königlichen Familie zu bemächtigen und sie nach Mexico einzuschiffen.

Der Hof befand sich der Zeit zu Aranjuez, wo er nur eine einzige Compagnie Garden zu seiner Vertheidigung hatte. Die Zusammenziehung mehrerer Regimenter, um seine Reise nach Sevilla zu decken, setzte die Bevölkerung der Mancha, die reizbarste des ganzen Königreichs, in Allarm. Zur Zahl von vierzigtausend Mann belagerte sie die Zugänge des Pallastes und ließ die furchtbarsten Verwünschungen wider Godoy, dem sie alle die Drangsale zur Last legte, welche über das Land kommen würden, aus. Man bestürmte sein Hotel und er würde ermordet worden seyn, wenn man ihn darin vorgefunden hätte. Um die Masse zu beschwichtigen, zeigte Ferdinand sich auf dem Balcon seines Pallastes und erklärte, er würde sein Vaterland nicht verlassen, es möchte auch kommen, wie es wollte. Bei diesen Worten rief die Menge, von einem wahnsinnigen Enthusiasmus ergriffen, ihn als König aus, und die Königin, die weniger ihrentwegen als um den Geliebten in Sorgen war, bestimmte Carl IV. ohne Mühe, der Krone zu entsagen. Auf der Stelle schrieb und unterzeichnete Carl die Abdications-Acte. Godoy, der sich vierundzwanzig Stunden lang versteckt gehalten hatte, verließ, von einem brennenden Durste gepeinigt, seinen Versteck und betrat eine Gallerie, in welcher eine Schildwache stand, der er eine kostbare Repetiruhr anzubieten die Unvorsichtigkeit hatte, damit sie ihm ein Glas Wasser verschaffen sollte. Sie erkannte ihn, lieferte ihn dem Volke aus, und es wäre um sein Leben gethan gewesen, wenn nicht Ferdinand ihn durch die Erklärung gerettet hätte, es sey von Wichtigkeit, aus seinem Munde das Geständniß seiner Verbrechen und die Namen seiner Mitschuldigen zu vernehmen.

So gab der Tag von Aranjuez dann Napoleon den Vorwand, seinen Usurpationsplanen den Mantel einer Schiedsrichterschaft umzuhängen; auch schickte er, sobald er von Ferdinands Succeß und dessen Thronbesteigung officiell unterrichtet worden war, Savary nach Spanien ab, um seinen Entschluß, dahin zu kommen, anzuzeigen. Dieser, ein getreuer Helfershelfer der Treulosigkeiten seines Gebieters, ging zu Ferdinand, und complimentirte ihn über die hohe Stellung, zu welcher das Schicksal ihn berufen habe, vergaß aber dabei, ihn als König zu begrüßen, und antwortete, als man ihn auf dies Versehen aufmerksam machte, er behalte dem Kaiser die Ehre vor, der Erste zu seyn, der ihm diesen Titel gäbe. Ferdinand reisete, von Stadt zu Stadt, Napoleon bis Bayonne entgegen, wo der Kaiser sich ihn zu besuchen beeilte; doch wurden in dieser Zusammenkunft beiderseits nur vage Complimente gewechselt. Der Großmarschall des Pallastes, Duroc, blieb, als Napoleon sich entfernte, zurück, und lud Ferdinand im Namen seines Herrn auf den folgenden Tag im Schlosse von Marrac zur Tafel. Der junge Fürst begab sich dahin und kehrte, hocherzückt über den Empfang beim Kaiser, nach seinem Hotel zurück; doch war seine Illusion von kurzer Dauer. Er rauchte eine Cigarre, als Savary bei ihm gemeldet ward. „Ich habe die Ehre, Ihnen im Namen Sr. Majestät zu erklären," sagte dieser Offizier trocken, „daß die Dynastie der Bourbons aufgehört hat, in Spanien zu regieren, und daß dies Königreich von einem Fürsten der kaiserlichen Familie regiert werden wird. Se. Majestät schickt mich her, Ihre und der Prinzen Ihrer Familie Entsagung auf die Krone entgegenzunehmen."

Ferdinand war wie versteinert über diese trotzige Erklärung. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, sagte er zu Savary, er könne wohl auf seine eigenen Rechte Verzicht leisten, aber die seines Hauses würde er nie aufopfern. Es war dies eine höchst vergebliche Protestation; denn schon waren durch Murats Fürsorge die sämmtlichen Mitglieder der königlichen Familie zu Bayonne vereinigt und harrten ängstlich des Ausspruchs des obersten Schiedsrichters dieser heillosen Debatten.

Ferdinand und die Infanten wurden nach Compiegne gesandt, um hernach zu Valencay zu wohnen; Carl IV., dessen Gemahlin und Godoy begaben sich zuvörderst nach Marseille und schifften sich hernach nach Rom ein. Dies war die endliche Entwickelung dieses Dramas. Es ist bekannt, wie traurig und eintönig die beiden Alten ihre übrige Lebenszeit in dem Pallaste Borbonini zubrachten. Napoleon hatte ihnen eine Pension von achtzig Millionen Realen versprochen, bezahlte sie ihnen aber nur zwei Jahre lang. Ferdinand reducirte diese Pension auf vierundzwanzig Millionen; doch konnte die Madrider Schatzkammer auch dazu nicht Rath schaffen und spendete so geringe Summen, daß sie für die Bedürfnisse der königlichen Häupter nicht ausreichten. Sie halfen sich Anfangs mit Anlehen, mit dem Verkauf der Trümmer ihrer Glücksgüter; aber auch dies Hülfsmittel war bald erschöpft. Da setzte glücklicherweise der Tod diesem Leben der Entbehrungen und des Grams ein Ziel. Carl IV. war im Jahr 1818 nach Neapel, zu seinem Bruder Ferdinand gegangen, unstreitig um ihn um einige Unterstützung anzusprechen; aber kaum dort angekommen, war auch schon die Kunde von dem Ableben der Königin, die

Digitized by Google

zu Rom geblieben war, eingelaufen. Der König von Neapel legte seine langen Trauerkleider an und zeigte sich so, inmitten seines Hofes, seinem Bruder, den man von dem Verlust, den er erlitten, noch nicht benachrichtiget hatte. Er errieth, was dieser Trauraufzug zu bedeuten hatte, und senkte sein Haupt auf die Brust, um es nie wieder zu erheben! Zwei Tage darnach verfiel er in eine Letharzie, und bald war sein Lebensfunke erloschen.

Die Unfälle Frankreichs in den Jahren 1812 und 1813 gaben dem Geschicke Ferdinands eine günstigere Wendung. Als der Marschall Suchet Catalonien geräumt und Soult seinen Rückzug auf Bayonne angetreten hatte, da glaubte der Kaiser die Spanier von der Coalition trennen zu können, wenn er ihnen Ferdinand zurückschickte. Wenn dieser, statt die schönsten Tage seines Lebens zu Valencay im Nichtsthun oder in den frivolsten Vergnügungen hinzubringen, seine Muße benutzt hätte, den Mängeln seiner Erziehung abzuhelfen und die Bedürfnisse und die Wünsche Spaniens zu studiren, so hätte er diesem Königreiche den Rang der ersten Staaten des Continents wiedergeben können. Nie hatte ein Fürst eine bessere Gelegenheit, dem Aufblühen eines Staates förderlich zu seyn. Indem er die Aufrechthaltung der Grundprincipien der Cortes-Constitution beschwor, hätte er sie leicht einer Revision unterwerfen, ihre Mängel beseitigen und die billigen Vorrechte der Krone mit den Freiheiten der Nation in Einklang bringen können. Statt dessen warf er das Buch der Verfassung ins Feuer, als er das Jubelgeschrei hörte, womit das Volk seine Wiederkehr begrüßte. Er nahm mit ausgezeichnetem Wohlwollen die andersdenkende Minorität der Cortes auf, der man dann die generische Bezeichnung der *Serviles* gab, während er die Majorität dieser Versammlung, die ihm einen Thron wiedererworben und bewahrt hatte, mit Kränkungen überhäufte.

Er schickte die ausgezeichnetsten Redner, die geschicktesten Staatsmänner auf die Galeeren von Afrika, und erklärte laut, daß er den liberalen Geist ersticken wolle, der doch Spaniens Rettung gewesen war. Seine Undankbarkeit und seine Thorheit rissen ihn zu einer fieberhaften Tyrannei hin, deren grausame Launen sechs Jahre lang die achtungswürdigsten Familien des Königreichs in einer peinlichen Spannung erhielten, und von dem Schaffotte herab rieselte das Blut der besten Bürger, welche heldenmüthig für die Vertheidigung des Vaterlandes gekämpft hatten. Endlich, durch die plötzliche Revolution von 1820, zur Annahme derselben Verfassung gezwungen, die er stets führe den Flammen überliefert hatte, fügte er sich kleinmüthig den Umständen; aber gleich nachher, als er geschworen hatte, daß er den Pflichten treu bleiben wollte, welche sie ihm auferlegte, sandte er Ludwig XVIII. insgeheim eine Protestation wider seine öffentlichen Handlungen zu.

Uebrigens war Ferdinand nicht, wie seine Mutter es von ihm gesagt hatte, ein Monstrum nullis virtute redemptum. Ich bin, so hörten wir unlängst von jemand, der eine geraume Zeit zu Madrid gelebt hatte, Zeuge gewesen, wie sehr gern er die Bittschriften annahm, die ihm von Leuten aus dem Volke überreicht wurden. Als ich einst an dem Escurial-Pallaste vorüberging, sah ich die Hof-Equipagen in dem Haupthor halten. Ich folgte der Menge, die sich dahindrängte, und nahm mitten unter den Garden Platz, welche in doppelter Reihe auf den unteren Stufen der großen Treppe, an deren unterem Ende einige alte Frauen mit Bittschriften in den Händen standen, aufgestellt waren. Bald kamen auch der König und die Königin (Amelie von Sachsen), gefolgt von einigen Kronbeamten in großem Staate, die Stufen herab. Der König trug eine dunkelblaue Uniform mit cramoisinrothen Aufschlägen. Die Königin erschien mir als noch nicht zwanzig Jahre alt; aber in ihrer mageren und blassen Gestalt sprachen sich schon die Leiden aus, welche sie bald nachher ins Grab führten. Der König trat vor, gab den guten Alten ein Zeichen, daß sie ihm ihre Bittschriften übergeben sollten, und nahm diese dann eigenhändig an. Seine sonst harte Physiognomie bekam dabei einen Charakter der Milde an, welche mir den Beweis gab, daß er den herzlichen Gefühlen nicht völlig fremd sey. Ob den Bittstellerinnen eine andere Antwort zu Theil geworden ist, als das väterliche Lächeln ihres Königs, weiß ich nicht, in dieser Beziehung aber hatten sie alle Ursache, zufrieden zu seyn.

Dies äußere Wohlwollen gegen die niederen Classen des Volkes ist den spanischen Monarchen fast immer eigen gewesen. Zur Zeit der Constitution war es Ferdinand nicht erlaubt, Personen niederen Ranges Privat-Audienz zu geben.*) Man wußte, daß stets Complotte geschmiedet wurden, um sein Entkommen nach Frankreich zu begünstigen, daher das Ministerium nur solche Männer ihm nahe kommen ließ, auf deren Meynungen es fußen konnte. Sobald aber das constitutionelle System gestürzt war, ging der König wieder zu seiner früheren Gewohnheit über und ließ zweimal wöchentlich einen jeden vor sich kommen, der ihn zu sprechen wünschte. Er stand in der Regel um sechs Uhr auf, trank sofort eine Tasse Chocolade und rauchte eine Cigarre. Den Vormittag brachte er bei der Königin zu und er fühlte sich nie glücklicher, als während seiner letzten Ehe; denn er faßte eine förmliche Leidenschaft für Christine, als er einen Erben seines Blutes hoffen durfte. Von Mittags bis halb drei Uhr, wo er zu speisen pflegte, arbeitete er mit seinen Ministern; hernach ging er zwei bis drei Stunden mit der Königin aus, und nach dieser Promenade empfing er diejenigen, welchen er Audienz gegeben hatte. Um halb neun Uhr Abends souperte er, und dann begab er sich zeitig zur Ruhe.

Während der ganzen Regierungszeit Ferdinands lebte man sehr einfach am Hofe und ohne alles Gepränge. Er hörte täglich die Messe in der Schloßcapelle an, machte sich aber auch kein Gewissen daraus, wenn er sie einmal versehlte. In religiöser Beziehung war er eher mit Ludwig XVIII. als mit Carl X. zu vergleichen.

Seit dem Unabhängigkeitskriege hatte der allgemeine gesellschaftliche Charakter zu Madrid einen ernsten und etwas düsteren Anstrich bekommen. Diese Umwälzung in den Sitten einer Hauptstadt, die ehemals wegen ihrer Fröhlichkeit im Rufe stand, ist hauptsächlich den bedrängten Umständen, in welche der Krieg den Adel versetzt hat, den Spaltungen, die unter ihm eingerissen sind, und den Confiscationen zuzuschreiben, welche die absiegenden Parteien wechselsweise über ihre Gegner verhängten. Auch die persönliche Lebensweise Ferdinands, sein Sinn für die Zurückgezogenheit, hatten Einfluß auf die Sitten des Hofes und der Stadt. In einem Alter, wo der Charakter sich bildet und die dauerndsten Eindrücke in sich aufnimmt, sechs Jahre lang ein Gefangener zu Valencay, gewöhnte er sich daran, nur in der Intimität einer kleinen Zahl Vertrauter sein Vergnügen zu suchen.

Ferdinand setzte die Grandes immer hintenan; nur selten nahm er seine Minister aus ihrer Mitte. Er hatte eine besondere Vorliebe für die Emporkömmlinge und berief gern Leute zu hohen Aemtern, die kein anderes Talent, als das, ihn zu zerstreuen, besaßen. Einige Jahre lang war ein Lustigmacher, Chamorro genannt, der einflußreichste Mann in Spanien. Auch hatte er einen Montenegro, seinen Kammerdiener zu Valencay, zum Günstling; er ernannte ihn zum Intendanten seiner Paläste und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Hier eine Anecdote in Bezug auf dies Individuum.

*) Nun, das hieß denn doch den Monarchen seines schönsten, der Masse des Volkes nothwendigsten, Vorrechts berauben; denn eben diese dürfte wohl öfter Veranlassung haben, gegen eine oder die andere Unbill Schutz zu suchen, als die, schon durch ihre Verhältnisse mehr gesicherten Reichen und Vornehmen. Anm. d. Red.



Digitized by Google

Die Königin Maria Isabelle, des Königs zweite Gemahlin, theilte dessen Anhänglichkeit für diesen Menschen. Einst, in ihrem großen Sessel sitzend, beschäftigt, ein Kreuz Carls III. an das Band dieses Ordens zu befestigen, forderte sie den Montenegro, der eben in ihrer Nähe war, auf, das eine Ende des Bandes zu halten. Um diesem Befehle in einer respectvolleren Stellung nachzukommen, ließ er sich nun auf ein Knie nieder. Es war dieses unstreitig eine zweideutige Haltung; auch sprang der König, der plötzlich zu der Königin ins Zimmer getreten war, in einer Aufwallung der Eifersucht, so heftig auf die Königin ein, daß sie laut aufschrie und ihre gesammte Dienerschaft herbeieilte. Montenegro hatte sich in dem ersten Augenblicke dieses Tumults aus dem Staube gemacht, ward aber von seinem Gebieter wieder zu Gnaden aufgenommen, als dieser, über seine Leidenschaftlichkeit erröthend, über den Hergang der Sache belehrt worden war.

Die burleske Entwickelung dieses Vorfalls benimmt ihm einen Theil seines Ernstes; aber es knüpfen sich an die Erinnerung dieses Factum Fälle, die verwerflicher sind. Bekanntlich hatte der Baron Kheli im Jahr 1811 von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, Ferdinand zur Flucht behülflich zu seyn; als dieser sich aber mit seinem Befreier wegen aller anzuwendenden Mittel besprochen hatte, war er so erbärmlich, an Napoleon zu schreiben, um ihm alle Projecte Englands zu offenbaren und ihm seine lächerlichen Betheurungen der Anhänglichkeit und Bewunderung zu erneuern, worüber der kaiserliche Hof schon so oft sein Gelächter gehabt hatte. Als Ferdinand nach Spanien zurückgekehrt war, da ließ er es sich vor allem angelegen seyn, jede Spur aus seinem frühern Verfahren zu vertilgen, welches seinen politischen Ruf hätte schaden können. Von dem eben erwähnten Falle war nur noch ein einziger Zeuge vorhanden, der Secretair, welcher die Offenbarungsakte geschrieben hatte. Ihm ward nachgespürt, und als er sich einige Indiscretionen hatte zu Schulden kommen lassen, ward er vor das Inquisitions-Gericht zu Sarragossa gestellt, und obgleich dasselbe ihn dreimal freigesprochen, erhielt es von Ferdinand stets den erneuerten Befehl, die Procedur aufs neue zu beginnen, so daß der Angeklagte sich am Ende aus Verzweiflung selbst das Leben nahm.

Ferdinand wollte sich gern das Ansehen geben, als hörte er auf keines Anderen Rath als auf seinen eigenen, und doch wußte jedermann bei Hofe, daß seine Beschlüsse nur das Product der Berichte und der Insinuationen seiner Kammerdiener waren. Er befragte sie tagtäglich um das, was zu Madrid vorging, und sie benutzten diese Gelegenheit, um die Projecte derjenigen, welchen sie dienen oder zuwider seyn wollten, zu empfehlen oder anzuschwärzen. Sobald er aber argwöhnte, man glaube, daß dieser oder jener seiner besondern Gunst genösse, so verbannte er denselben sofort aus seiner Gegenwart. Nur allein für den Lozano de Torres scheint er eine aufrichtige Anhänglichkeit gehabt zu haben. Es war dieses der Neffe eines berühmten Heiraths-Mittelsmannes gleiches Namens zu London und der Sohn eines Cadixer Zimmermannes.

Dieser Lozano war ein Chocolade-Händler und als solcher der Lieferant des Prinzen von Asturien gewesen. Während des Unabhängigkeitskrieges beim Commissariate angestellt, stand Lozano diesen Verrichtungen mit vielem Eifer und Talente vor. Nach der Rückkunft des Königs schrieb er ihm von Badajoz aus einen Brief voller Betheurungen seiner Anhänglichkeit und lebhafter Declamationen wider die Liberalen. Zur Antwort darauf erhielt er den Befehl, nach Madrid zu kommen, wo Ferdinand ihn dann zu seinem Vertrauten machte. Er war ein geschickter Hofmann. Er verlangte nie etwas für sich; sein ganzes Dichten und Trachten vereinigte sich dahin, sein Leben dem erleuchteten Gebieter zu widmen; so lebendig war die Sympathie, die er für ihn empfand! Sein Herz, sagte er, war von der Natur nach dem des Königs gestimmt worden. Dessen Bildniß legte er nie ab; er küßte und verehrte es gleich einer Reliquie. Wenn Ferdinand ihn zu Rath zog, so gab er seine Meynung stets mit allem Anschein der Aufrichtigkeit und der Uneigennützigkeit ab. Er schlug die einträglichsten Aemter aus, und wollte lieber Diener im Escurial, als General-Capitain beider Castilien seyn.

Endlich jedoch, nach mehreren Jahren hoher Dienerschaft, nahm Lozano den Posten als Staatsminister, das heißt als Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, an. Bis dahin hatte, um dahin zu gelangen, ein Successionsrecht unter den diplomatischen Agenten bestanden, welche Proben des Talents an fremden Höfen abgelegt hatten, Sprachkenntnisse besaßen, der diplomatischen Formen kundig und in das Geheimniß wichtiger Unterhandlungen schon eingeweiht waren. Als die Gesandten von dieser Ernennung Kunde bekamen, reichten sie in Masse ihre Demission ein, wohl überzeugt, wie schwer es halten würde, ihnen Nachfolger zu geben. Lozano beschwichtigte den Sturm, indem er auf das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten verzichtete; nun erhielt aber der ehemalige Chocoladen-Krämer zum großen Aergerniß der Nation, das der Gnaden und der Justiz dafür, welches das Patronat der Magistratur und der Kirche in seine Hände gab. Er schmeichelte der Geistlichkeit, ermuthigte den Fanatismus, verfolgte die Liberalen, schreckte Ferdinand mit all dem Blendwerk der Verschwörungen, die er täglich zu entdecken vorgab, und erhielt sich eine geraume Zeit im Amte. Am Ende fiel Lozano jedoch, gleich allen Günstlingen, die vor ihm dagewesen waren, in Ungnade und ward aus Madrid verbannt.

Die Eilfertigkeit und die wenige Schonung, mit welcher Ferdinand seine Minister wechselte, ist einer der hervorstechendsten Züge seines Despotismus. Oft unterzeichnete er, nach der Berathung einer wichtigen Angelegenheit, und nachdem er mit den Ministern die Hauptgrundlagen besprochen, ja ihnen schon aufgegeben hatte, daß sie ihm den andern Tag die Decrete vorlegen sollten, welche ihre Entwürfe in ein Gesetz zu verwandeln bestimmt waren, noch denselben Abend den Befehl, sie auf die Galeeren zu schicken, oder er entsetzte sie doch ihrer Stellen.

Ein gutes Bild von Ferdinand giebt es nicht; die spanischen Maler versichern, daß die außerordentliche Beweglichkeit seiner Züge, in welchen sich wechselsweise Freude und Leid aussprachen, ihnen stets im Wege gewesen sey, den wahren Character seiner Physiognomie zu erfassen.

Ferdinand war bis zu seinem letzten Athemzuge der Meynung, daß er der populairste Mann in ganz Spanien sey. Möglich, daß er Recht hatte; doch ist es nicht minder wahr, daß über seinem Grabe auch nicht eine Thräne aufrichtigen Leides vergossen worden ist.

Durch die Aufhebung des salischen Gesetzes hat Ferdinand Spanien einen Bürgerkrieg zum Vermächtniß hinterlassen, der noch auf eine lange Zeit die fortschreitende Bewegung hemmen wird, die sich unlängst in der Civilisation dieses Landes und in den verschiedenen Zweigen seines Gewerbsfleißes bemerkbar gemacht hatte. Don Carlos wird durch seine Proclamation nur die Mönche, die Priester und die niederen Volksclassen unter sein Panier versammeln; Zea Bermudez hat sich, indem er durch sein Manifest alle Meynungen zu gewinnen bemüht gewesen ist, die liberale Partei, den ächt männlichen Theil der Nation, entfremdet. Ohne Einheit, ohne Stärke, ohne einen festen Gang ist das jetzige Cabinett außer Stande, den Parteien zu widerstehen, die sich bilden, die täglich mehr an Consistenz gewinnen und feindseliger werden. So wird Spanien fast der Anarchie preisgegeben, in eine Aera der Crisis gerathen, die sich nur mühsam auflösen dürfte; denn inmitten der sich regenden allgemeinen Interessen steigt der Conflict von Privat-Interessen auf, welche der Lösung des großen politischen Problems stets einen Riegel vorschieben wird. Die spanischen Provinzen sind sich dermaßen uneins, daß man es nie erleben wird, daß sie sich zu gleichen Zwecken untereinander verstehen und verbinden.

Digitized by Google

Und wie glücklich ist doch Spaniens Lage, um ein freier und blühender Staat zu werden! Seine Gränzen sind klar bezeichnet, seine Meere bespülen seine, mit vortrefflichen Häfen reich besetzten, Küsten; die Natur hat es verschwenderisch mit den Früchten der heißen Zone und mit der Vegetation der nördlichen Länder ausgestattet. Aber wo ist der Genius, der alle diese Elemente des Gedeihens zu einem Ziele allgemeiner Nützlichkeit vereinigen, alle die anomalen Legislaturen, welche dies Land vereinzeln und der Entwickelung der Handelsangelegenheiten hinderlich sind, zu einem einzigen Codex umschmelzen könnte? wo ist der Mann, der im Stande wäre, allen Getrieben der Administration einen kräftigen und dauernden Impuls zu geben? Man wird ihn unter keiner Partei antreffen? Haß und Vorurtheile allein sind es, die jetzt alle Gemüther in Spanien beschäftigen.

---

## Versetzung der Sinne.

(2.)

„Ich werde nicht eher an ein Wunder glauben," sagte Voltaire, „als wenn eins geschieht bei hellem Mittag, vor der Akademie der „Wissenschaften von Paris oder der königlichen Societät von London, „unter dem Schutze eines Garde-Regiments, um den Strom von Fana„tikern und Blödsinnigen fern zu halten."

Ich bin ganz geneigt, dem Beschlusse des skeptischen Philosophen von Ferney beizutreten, in wie weit es sich von wirklichen Wundern handelt. Aber wenn ein neues, auf den ersten Anblick bizarres, Phänomen *) sich darbietet, wird, soll es der Beobachter vernachlässigen oder gar verwerfen, weil es außer der Sphäre alles dessen liegt, was er zu kennen und zu wissen glaubt? oder soll er, um dem Spott zu entgehen, womit ihn der überkluge Pöbel, der so gewissenhaft an den Theorieen des Tages hängt, doch nicht verschonen wird, seine Versuche und Beobachtungen nur in tiefster Verborgenheit anstellen? Eine genau beobachtete Thatsache, von allen Ursachen möglichen Irrthums befreit, denen die Beobachtung der Natur-Phänomene unterworfen ist — das ist eine besonders schwierige Aufgabe, wenn diese sich in organisirten Wesen ereignen, weil man dann, in dem Augenblicke selbst, wo der Organismus wirkt, die Natur auf der That ergreifen muß. Weit weniger begünstigt als der Physiker oder der Chimiker, welche immer die schaffenden Ursachen des Phänomens wieder unter denselben Umständen reproduciren können, ist der Arzt eben so wenig im Stande, die Modificationen der Causalität wieder hervorzurufen, als die Spontaneität in den lebenden Wesen. Daher vielleicht die Seltenheit dieser bizarren und sonderbaren Thatsachen, die bis jetzt mehr die Sarcasmen als die gründliche und unparteiische Prüfung unserer ungläubigen Gelehrten auf sich gezogen haben. Hierzu gehören auch die merkwürdigen Beobachtungen über die Versetzung der Sinne.

Inzwischen beobachteten, im vergangenen Jahre, Aerzte, von allem Aberglauben frei und unter Anwendung der sorgsamsten Vorsichtsmaaßregeln, in einem Hospitale, bei einem kataleptischen Kranken ein neues Beispiel von Versetzung der Sensibilität, was sie in dem Bulletin des sciences medicales von Bologna beschrieben und bekannt machten.

Am 5. September 1832 wurde in das Hospital della Vita zu Bologna ein Koch gebracht, der schon acht Anfälle von Convulsionen gehabt hatte, die periodisch alle zwei Tage um eilf Uhr wiedergekommen waren. Bei jedem Anfall fiel der Kranke in eine vollkommene Unempfindlichkeit und gab kein Zeichen der Wahrnehmung äußerer Gegenstände; nur stieß er zuweilen ein schreckliches Geschrei aus. Der Doctor Cini, erster Gehülfe im Krankenhause, der ihn bei seinem neunten Anfalle, wovon er zuerst Zeuge war, beobachtete, bemerkte, daß, während jeder unmittelbare Zuruf in die Ohren ohne Wirkung blieb, die convulsivischen Bewegungen nachließen, wenn die Worte gegen das Epigastrum und die Spitze des Herzens gerichtet wurden. Dieses Phänomen, das seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, bewog ihn, so wie den Haupt-Arzt des Instituts, den Doctor Boletti, verschiedenartige Experimente zu machen. Sie verschlossen die Gehörgänge mittelst Wergs und Compressen und sahen, nicht ohne Erstaunen, daß die auf die Magengegend gerichtete Rede von dem Kranken sofort vernommen wurde; und wenn man zwei Personen ihm mit sehr lauter Stimme in die Ohren, eine dritte aber ganz leise auf das Epigastrum sprechen ließ, so antwortete er der letztern (und zwar nur der letztern) und dieses mit Bestimmtheit. Die Haut und die andern Sinne blieben für alle Aufregungen und Reizmittel unempfindlich. Sobald die Verzuckungen vorüber waren, wußte der Kranke nichts mehr von dem, was mit ihm vorgegangen.*)

Kann man die Authenticität dieser Beobachtung läugnen? Sollten sich Aerzte, an die Spitze einer großen Kranken-Anstalt gestellt, muthwillig dem Spott und der Verachtung aussetzen und ein Vergnügen darin suchen, einen Irrthum zu verbreiten? Gehört nicht vielmehr in solchem Falle Muth dazu, selbst die Wahrheit zu proclamiren? Sollten sich die Doctoren Boletti und Cini beide geirrt und die ängstlichsten Vorsichtsmaaßregeln, die sie bei ihrer Beobachtung anwendeten, nur dazu gedient haben, sie selbst, wie Laien, zu täuschen? Wenn man bedenkt, daß bei analogen Krankheits-Zuständen schon ähnliche Erscheinungen beobachtet worden sind, so wird man sich hoffentlich in seinem Urtheil nicht übereilen.

Der Doctor Petetin, Arzt zu Lyon, der eine junge hysterische Frau behandelte, welche in ihren Anfällen aus voller Kehle sang und deren äußere Sinne vollkommen unempfindlich waren, versuchte alle Mittel, dem Singen zu steuern, das die Kranke erschöpfen mußte. Der Zufall wollte, daß dieser Arzt auf die Herzgrube der Kranken fiel, gerade indem er ausrief: Wie unglückselig, daß ich diese Frau nicht von ihrem Singen abbringen kann! — Nun, antwortete auf der Stelle die Kranke, erzürnen Sie sich nur nicht, ich will nicht mehr singen.

„Ich dachte," schreibt der Doctor Petetin, „daß der Stoß sie wieder zu sich selbst gebracht hätte; da ich aber auf die Vorstellung, daß sie ihr Singen am Morgen außerordentlich angegriffen habe, keine Antwort erhielt, so wählte ich dieselbe Stellung wieder, worin ich mich durch den Fall gesetzt und Gehör gefunden hatte, und sprach mit starker Stimme: Madame, werden Sie immer singen? — Ach! wie haben Sie mir weh gethan! Ich beschwöre Sie, leiser zu reden. — Ich fragte sie, wie, auf welche Weise, sie mich vernommen? — Wie alle Welt. — Aber ich spreche Ihnen auf den Magen. — Ist es möglich?"

In dem Werke, das dieser Lyoner Arzt 1808, unter dem Titel: electricité animale, herausgab, wird man merkwürdige Details über dieses erstaunenswürdige Phänomen finden; denn er überzeugte sich gleichfalls, daß Gesicht und Geschmack ihren Sitz in derselben Region hatten.

---

*) Die nachstehende Beobachtung ist für deutsche Aerzte und Naturkundige kein neues Phänomen mehr; indessen stehen wir nicht an, sie, als einen neuen Beleg für eine so unwiderlegbare, als noch unerklärte Erfahrung, unsern Lesern aus einem französischen Blatte mitzutheilen. Anm. d. Red.

*) Dem Leser wird nicht entgehen, daß sich der vorliegende Fall dadurch von andern ähnlichen Beobachtungen unterscheidet, daß die Erscheinung bei dem Kranken nicht künstlich erregt und hervorgebracht, sondern ein natürlich magnetischer Zustand war und folglich den Beweis giebt, daß diese nervöse Abnormität, unter gewissen seltenen organischen Bedingungen, von selbst (d. h. ohne Magnetiseur) eintreten kann. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Unglücklicherweise hat der Doctor Petetin, weil er nicht sagt, in welchem Jahre und an welcher Person er die erzählten Beobachtungen gemacht hat, zu einer Art von Ungewißheit über die Authenticität dieser Beobachtung Gelegenheit gegeben; zu Zweifeln, welchen die außerordentlichen Thatsachen, welche die Magnetiseurs berichten, nicht unterworfen gewesen sind; und unter diesen letzteren sind auch Männer, deren ärztliche Kenntnisse, Beobachtungsgabe und Erfahrung nicht in Zweifel gezogen werden können.

So machte der Doctor Rostan, Arzt der Salpetriere, Professor der Schule der Medizin, verschiedenemale mit einer Somnambule, in Gegenwart des Herrn Ferrus, eines ausgezeichneten Arztes der Hauptstadt, folgendes Experiment:

Er legte seine Uhr drei oder vier Zoll hinter die Rückseite des Kopfes: „Sehen Sie etwas?“ — „Ja wohl, ich sehe etwas, was glänzt; aber es macht mir Schmerzen.“

Ihre Physiognomie drückte wirklich Schmerz aus, die muthmaßlich wahrscheinlich Verwunderung, schreibt Doctor Rostan (Dict. de med. art. Magnetisme animal).

„Was sehen Sie glänzen?“ — „Ach ich weiß nicht, ich kann es nicht sagen.“ — „Sehen Sie genau zu.“ — „Warten Sie — das strengt mich sehr an — warten Sie (nach einem Augenblick großer Aufmerksamkeit oder vielmehr mit allen Zeichen großer Anstrengung) Es ist eine Uhr.“ — Können Sie mir sagen, welche Zeit es ist?“ — „Ach nein, das ist zu schwer.“ — „Geben Sie Acht, sehen Sie wohl nach.“ — „Warten Sie, ich will mir Mühe geben; ich werde vielleicht die Stunde sagen, aber gewiß die Minuten nicht sehen können. (Nachdem sie mit der größten Aufmerksamkeit nachzusehen geschienen) Es ist zehn Minuten vor acht Uhr.“

Will man nun auch diese letzte Thatsache, trotz der Stellung der Herren Rostan und Ferrus, als dem animalischen Magnetismus angehörig, über welchen die Meynung, wie jedermann weiß, noch so wenig entschieden ist, nicht in Rechnung bringen,*) so bleibt es doch außer Zweifel, daß die Beobachtung des Doctors Petetin, wenn sie gleich nicht von allen Umständen begleitet ist, die ihren Werth ganz legitimiren könnten, jetzt durch die der Herren Belerti und Cini an Stärke gewinnt, die sich vor jedem Einwurf durch die sorglichen Vorsichtsmaaßregeln gedeckt haben, mit welchen sie ihre Beobachtungen angestellt. Es ist merkwürdig, daß diese beiden Thatsachen der Versetzung oder Verrückung der Sensibilität das mit einander gemein haben, daß sie in analogen Krankheits-Zuständen wahrgenommen worden sind; daß bei beiden Kranken die äußere Empfindung vernichtet war, und daß überdem die Beobachtung von Bologna in einer öffentlichen Anstalt, einem Krankenhause, und zwar von zwei Aerzten, gemacht worden ist.

Ich füge hier noch hinzu, daß ich von ehrenwerthen Personen, deren Stellung, Verstand und Charakter mir nicht erlaubt, ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, erfahren, daß eine junge Dame, deren Familie mir sehr bekannt ist und die Touraine bewohnt, zwei Jahre lang Nervenzufällen unterworfen gewesen ist, in welchen eben so merkwürdige Erscheinungen beobachtet worden sind, als die, welche ich so eben berichtet. Sie haben Personen zu Zeugen gehabt, die sich mehr zum Unglauben als zu irgend einer andern Empfindung hinneigten. Auch ist ihr Zeugniß für mich eine Gewißheit. Unglücklicherweise kann ich, da ich nicht selbst Beobachter der Thatsache war, die Details davon nicht berichten. Das nur kann ich sagen, daß sie in keiner Beziehung mit dem magnetischen Somnambulismus steht.*)

Ohne Zweifel kann man noch keine Folgerung aus diesen Thatsachen ziehen; sie sind noch zu selten in der Wissenschaft. Aber außer Streit ist, daß sie in Betracht gezogen werden und wir uns erinnern müssen, daß die Natur oft durch Bizarrerieen ihre Geheimnisse verräth. Ist uns die successive Entwickelung der Wesen nicht durch Monstruositäten bestätigt worden?

*) Warum nicht? Können denn die andern angeführten Erscheinungen unter eine andere Rubrik als die des animalischen Magnetismus subsumirt werden? Der einzige Unterschied ist, ob sie von selbst entstanden, oder Product magnetischer Manipulation, d. h. ob sie natürlichen oder künstlichen Ursprungs, sind. Anm. d. Red.

---

## Der französische Corsar Love.

(L.)

Unter den kühnen Seeleuten, die, auf leichten bewaffneten Fahrzeugen aus unsern Häfen auslaufend, dem Handel und zuweilen selbst der königlichen Marine von England während der Revolutionskriege so vielen Schaden zugefügt, zeigte keiner mehr Kühnheit, führte keiner ein abenteuerlicheres Leben, als der Capitain Love. Er hatte sich zum Schrecken der Meere von Amerika gemacht durch Siege und Prisen, deren Erzählung einem Romane anzugehören scheint, und der Wunsch, sich dieses furchtbaren Feindes zu bemächtigen, erregte einen lebhaften Wetteifer unter den Offizieren, die die verschiedenen brittischen Stationen befehligten. Aber wenn es sehr schwer war, ihn zu fangen, so war es nicht minder schwer, ihn zu hüthen. In der That wußte er sich dreimal, mit einer wahrhaft merkwürdigen Geschicklichkeit, den Händen der Engländer zu entziehen.

Nachdem er zum erstenmale von der Fregatte Thetis, vor dem Frieden von 1802, genommen worden war, wurde er nach England gebracht, den Befehlen der Regierung gemäß, die, nur einen Vorwand suchend, um ihn zu hängen, behauptete, daß er, seinem Namen nach, geborener Engländer seyn müsse; aber in derselben Nacht, wo die Fregatte zu Plymouth vor Anker ging, fand Love Mittel, die Wachsamkeit seiner Hüther zu hintergehen und sich, mit Hülfe eines französischen Kriegsgefangenen, einer Schaluppe zu bemächtigen und das Weite zu gewinnen. Wenige Jahre nachher wurde er von Neuem in dem Golf von Mexiko von der Fregatte Tartare genommen und es gelang ihm nochmals, durch eine eigenthümliche Kriegslist zu entkommen. Er brachte es, durch List und Verstellung, dahin, den Capitain über seine Absichten zu täuschen und sein Zutrauen in dem Grade zu gewinnen, daß er ihn mit der Leitung einer kleinen Expedition beauftragte, die zum Zweck hatte, einige Tonnen Goldes (? wahrscheinlich Geldfässer) aufzusuchen, die, nach Love's Versicherung, in dem Sande der Küste von Schiffbrüchigen vergraben worden seyn sollten; angekommen auf diesem Puncte, zerstreute er geschickt die Leute, die ihn begleiteten, barg und verlor sich im Walde, während sie die goldgefüllten Fässer suchten, und bald nachher hörte man von Neuem in dem Meere der Antillen von ihm sprechen.

Einige Zeit darauf, als er in diesen Gewässern auf einem amerikanischen Schooner schiffte, mußte er vor einem Kreuzer Sr. britt. Majestät beilegen. Nachdem er anfänglich versucht, sich für einen Capitain Yankee auszugeben, einer der Offiziere aber, der ihn zu erkennen glaubte, in ihn drang, bekannte er mit einer Art von Stolz, daß er der sey, den man so eifrig suche. So war er denn zum drittenmale Gefangener. Einem Offiziere des Fahrzeugs, das diesen wichtigen Fang gemacht, verdanken wir diese Notizen über den merkwürdigen Mann, der im höchsten Grade mit allen Eigenschaften begabt war, die den vollendeten Seemann aus-

*) Wir wiederholen, daß dies nichts mehr und nichts weniger heißen kann, als daß das Phänomen nicht von einem Magnetiseur künstlich und absichtlich erzeugt worden ist. Anm. d. Red.

Digitized by Google

machen. Er war von hohem und verhältnißmäßigem Wuchse; sein Auge flammte von Blitzen und das Ganze seiner Züge hatte viel Aehnlichkeit mit denen des berühmten und unglücklichen Reisenden Mungo Park.

Seine Manieren waren geschliffen, seine Unterhaltung lebhaft und geistreich. Er läugnete hartnäckig, in dem vereinigten Königreiche geboren zu seyn, aber er gestand, daß er in Schottland erzogen worden. In der That fanden die Offiziere ein gewisses je ne sais quoi in ihm, das nicht englisch war. Uebrigens unterhielt er sie sehr angenehm von seinen glänzenden Siegen zu Wasser und von seinen Abentheuern zu Lande. Er hatte, nach seiner Erzählung, unter verschiedenen Namen, in den vornehmsten Städten des spanischen Amerika eine Frau, Kinder, Sclaven und Besitzungen, deren Werth er kaum schätzen konnte. Er lebte auf diese Weise von Zeit zu Zeit wie ein reicher und freigebiger Creole in einer der Wirthschaften, die er sich geschaffen, bis zu dem Augenblicke, wo ihn sein Temperament von Neuem zu irgend einer gewagten Unternehmung trieb.

Während er sich auf diese Weise ruhig und gesprächig unter dieser Schiffsmannschaft zeigte, machte er mit einigen spanischen Kriegsgefangenen ein Complott, das zum Zweck hatte, dieselbe Mannschaft umzubringen und sich des Schiffes zu bemächtigen. Ein schwarzer Zimmermann entdeckte durch Zufall den Anschlag kurz vor seiner Ausführung. Love wurde in Ketten gelegt, ob er gleich betheuerte, daß diese Anklage eine abgeschmackte Verläumdung sey und daß er nie den Gedanken gehabt habe, den man ihm unterlege. Trotz seines Läugnens hielt ihn der Capitain fortdauernd gefangen und gefesselt, vielleicht um jedem Versuche zur Flucht von Seite des listigen Franzosen zuvorzukommen, der von Zeit zu Zeit zu verstehen gab, daß er die Hoffnung keineswegs aufgebe, zum drittenmale zu entkommen. In der That war diese Vorsicht nicht hinreichend, denn Love fand Mittel, als man Jamaika im Gesicht hatte, noch mit den Ketten an den Füßen und mit zwei Wachen, die man ihm gegeben, und die er ohne Zweifel durch seine verführerische Sprache und durch glänzende Versprechungen gewann, zu entschlüpfen. Bald nachher erschien er in den nämlichen Gewässern wieder und die Brigg Elk, beauftragt, Jagd auf ihn zu machen, traf mit ihm in einem starken Windstoß zusammen. Die beiden Schiffe stießen Bord an Bord an einander und man glaubte von der Brigg aus Love mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart in eine Schaluppe springen zu sehen. Da man seit der Zeit nichts wieder von ihm gehört hat, so hat man vermuthen können, daß er damals in den Wellen sein Grab gefunden. Vielleicht ist es ihm auch gelungen, das feste Land zu gewinnen und er lebt noch, auf eine Laufbahn voll Gefahren verzichtend, die der allgemeine Friede nun ihm und Seinesgleichen verschlossen hat.

---

## Pittoreske Gemälde von Indien.

(M. s. uns. ver. Bl.)

### Der Fakir und die schöne Indianerin.

(L.)

Vor unserer Ankunft zu Gazipur fiel einst, während wir unsern Tiffin (Mahlzeit) in dem Budgero einnahmen, die Unterhaltung auf die Idee'n von Heiligkeit und abergläubischer Verehrung, welche die Hinda's mit ihren verschiedenen Casten verbinden. Mit wenigen Ausnahmen vereiteln sie die Bemühungen der Missionaire, um sie der Finsterniß des Götzendienstes zu entreißen. In allen Fällen ist ihre Bekehrung, wenn sie ja stattfindet, nicht recht gründlich. Im Laufe unserer Unterhaltung machte ich die Bemerkung, daß die indischen Frauen sich selten mit Männern aus einer andern Caste, als der ihrigen, verbänden, außer denen, welche ein unsittliches Leben führen. Zum Beispiel, sagte ich, haben sie eine solche Abneigung gegen die Anhänger Mahomeds, daß es fast unmöglich ist, ein Beispiel einer indischen Frau zu finden, die sich an einen Muselmann verheirathet hätte.

„Entschuldigen Sie Ihren Sclaven, Sahib (gnädigee Herr)," sagte ein mahomedanischer Sclave, der in diesem Augenblicke hinter mir stand; „ich selbst bin ein Beispiel vom Gegentheil, denn meine Frau war Indianerin und hat ihre Caste und ihre Religion aufgegeben, um mit mir zu leben. Seit zwölf Jahren hat nichts unser gutes Einverständniß stören können. Sie hat die Religion Brahma's abgeschworen und sich der Mahomeds mit einem Eifer ergeben, der sie selbst unter den Andächtigsten auszeichnet. Gewiß wird sie in dem himmlischen Paradiese eine Houri werden."

„Aber wie," fragte ich ihn, „ist es Dir gelungen, die Vorurtheile zu besiegen und die Liebe einer Indianerin zu gewinnen?"

„Das will ich Ihnen erzählen," erwiderte mein Mann. Und nun begann er folgende Geschichte, die ich mir die Erlaubniß erbitte, in meinem persönlichen Styl wiedergeben zu dürfen, denn er rang sie in sehr fehlerhaftem Englisch vor und obgleich diese Sprache sehr belustigend zu hören war, so möchte sie doch nicht eben so zu lesen seyn.

„Vor vierzehn Jahren," sagte der Muselmann, „wohnte ich in der Stadt, wohin wir uns in diesem Augenblicke begeben. Sie war damals samt ihrer Umgegend von einer Menge der frommen Räuber überschwemmt, die, unter dem allgemeinen Namen von Fakirs, die gläubigen Seelen brandschatzen und, mit Hülfe einer verstellten aber strengen Frömmigkeit, es bisweilen dahin bringen, daß die mächtigsten Fürsten Hindostans sie besolden. Mittelst ihrer Heuchelei benutzen sie die Unwissenheit und den Aberglauben ihrer dem Götzendienst ergebenen Landsleute in einem solchen Grade, daß sie bei tausend Gelegenheiten über ihr Gemüth eine unumschränkte Herrschaft ausüben. Sie sind zugleich die frechsten Betrüger und die ausgelerntesten Schelme, die kein Mittel verschmähen, das zu ihrem Zwecke führt. Ueberdies sind sie größtentheils den sinnlichen Vergnügungen schamlos ergeben. Ihre harten Büßungen und eine immer leichte Absolution ermuthigen sie nur noch mehr zu allen Lastern und allen Arten von Ausschweifungen. Auch hält die Verhärtung ihrer Seele jedem moralischen Heilmittel den Zugang ihres Herzens verschlossen. Wenn sie sich zu einer vorgeschriebenen Reihe physischer Schmerzen verdammt haben, so glauben sie den Geboten der Religion genügt und selbst die unreinsten Excesse bis auf das Andenken ausgelöscht und versöhnt zu haben.

„Hinter der Stadt stand zu dieser Zeit eine alte Ruine, in deren Mitte ein kleines, dunkles, halb in die Erde gegrabenes Gemach war. Es lag am äußersten Ende eines langen und engen Ganges und erhielt nur durch eine, in einem Winkel des Daches angebrachte, Oeffnung einiges Licht. Dieses Halbdunkel, einer Todtenlampe ähnlich, traf theilweise das Gewölbe und machte den Eindruck der Verlassenheit und Oede, welche hier herrschte, nur noch abstoßender. Hier wohnte ein Ab'dhout (eine Secte von Fakirs, die ganz nackend gehen), der in dem Rufe großer Heiligkeit stand. Das Zutrauen, das er im Lande genoß, war so groß, daß man ihm die Kraft zuschrieb, die eingewurzeltesten Schaden und Krankheiten des Körpers zu heilen und die hartnäckigsten moralischen Schmerzen zu stillen, und dies einzig durch Anhauchen des Kranken. Dieser Mensch war eine Mißgeburt, eine Art von Zwerg, ganz mit Runzeln bedeckt, wie eine Mumie, ob er gleich noch jung war. Alle Gebeine dieses wahrhaft lebendigen Gerippes stachen unter der darüber gezogenen Haut so augenfällig hervor, daß die Jammergestalt einem Anatomiker zum Studium hätte dienen können. Die Häßlichkeit seines

Digitized by Google

Körpers wurde nur noch von dem unheimlichen Ausehen seiner wahrhaft teuflischen Physiognomie übertroffen. Von Zeit zu Zeit erglänzten seine Augen von einem Ausdrucke der Wildheit, wie die der Asuras; *) in andren Momenten zeigten sie ein sanftes und demüthiges Feuer, aber von der sardonischen Demuth, welche die Heuchelei fürchten macht, indem sie sie verrathet.

„Dieses Ungeheuer hatte seinen Ruf von Heiligkeit durch die härtesten Büßungen und Selbst-Peinigungen, die er sich, man muß gestehen sehr reichlich, auflegte, begründet. Sie hatten ihm die Verehrung der Bewohner der Stadt erworben und jeden Tag strömte eine Menge zu ihm hin, welche unter einander um seinen Segen wetteiferten. Man wußte, daß er eine junge und schöne Indianerin bei sich hatte, treue Gefährtin seiner Einsamkeit, aber man hatte sie nur selten gesehen, denn sie verließ ihren widerwärtigen Schlupfwinkel nur, um Wasser zu holen oder für irgend ein anderes häusliches Bedürfniß zu sorgen.

„Ich hatte Gelegenheit gehabt, sie zu sehen, als sie ihre Gumlah's **) am Flusse füllte. Aber jedesmal, wenn ich sie anredete, beobachtete sie ein hartnäckiges Schweigen und bewies durch ihre furchtsame Verlegenheit und ihr Zittern, daß sie unter dem Einflusse eines mächtigen und geheimnißvollen Schreckens stand. Darf ich es gestehen? Ich war immer lebhafter von ihrer Schönheit ergriffen mit jedesmale, daß ich sie sah, und bald wurden meine religiösen Skrupel und die Wärme meines Mahomedismus immer ohnmächtiger, den Wunsch zu bekämpfen, diese reizende Heidin zu besitzen. Man wußte, daß sie zwei oder drei Kinder gehabt, aber da sie alle gleich nach ihrer Geburt verschwunden waren, so sagte man, daß sie unter die Suras (gute Geister oder Genieen) des Paradieses, in Siva's Schooß, als Abkömmlinge seines Repräsentanten auf Erden, aufgenommen worden wären. Denn einen so hohen Begriff hatte man von der Heiligkeit dieses Menschen, daß man ihn für nichts Geringeres als für einen von der Gottheit selbst bevollmächtigten Diener oder Priester hielt.

„Was mich betrifft, so hielt ich alle die Wunder, die man ihm zuschrieb, für Fabeln und in der Ueberzeugung der Verkehrtheit seiner Natur, die mit der Mißgestaltung seines Körpers in sichtlichem Einklange stand, konnte ich nicht umhin, das unglückliche Geschöpf zu beklagen, das verdammt war, mit ihm zu leben.

„Eines Tages, als ich sie von Neuem gesehen, beschloß ich, zu versuchen, ob ich nicht von ihr einige Aufklärungen über ihre Verbindung mit Ab'dhoot erhalten könnte. Ich folgte diesem bis zur Stadt, wartend bis er hineingegangen, und dann eilte ich ohne Zeitverlust, das Opfer in seinem Gefängniß aufzusuchen. Die abergläubische Furcht, welche ihren Gefährten umgab, hatten immer hingereicht, um jeden fremden Menschen fern zu halten; auch war es das erstemal, daß die arme junge Frau in ihren elenden Schlupfwinkel einen andren Menschen treten sah, als die Art von Thier oder Monstrum, an welches ihr Schicksal gebunden war. Als sie mich erblickte, zitterte sie und fiel, einen schwachen Schrei ausstoßend, halb todt vor Schrecken zur Erde. Sie bat mich flehentlich, zu gehen, versichernd, daß, wenn ihr Tyrann mich da fände, sie alles von seiner barbarischen Rache zu fürchten haben würde. Dies war ein Ruf an meine Menschlichkeit, eine beredte, unwiderstehliche Bitte. Wie groß war meine innere Bewegung, indem ich diese rührende Schönheit betrachtete, die der Raub eines Wesens geworden war, der vom Menschen nichts als den Namen hatte.

„Die Atmosphäre des Zimmers war von einem ungesunden Dunst erfüllt, der sich in diesem eingeschlossenen Raume aus Mangel an Luftzug sammelte. Die junge Frau befand sich in der Oeffnung, die dem Lichte zum Durchgang diente, wovon ein glänzender Strahl auf sie fiel, der ihre bittende Stellung und ihr Gesicht, auf welchem die lebhafteste Angst sich ausdrückte, noch eindrucksvoller hervorhob. Mit dem Finger deutete sie auf den Ausgang, doch ohne zu sprechen, als wenn sie fürchtete, daß ihre Stimme zu den Ohren dessen dringe, den sie mehr fürchtete, als die heißeste der einundzwanzig indischen Höllen.

„Ich versuchte von Neuem die Erklärung von ihr zu erlangen, ob sie freiwillige oder gezwungene Gefangene sey. Ein Thräne stieg ihr ins Auge und rollte über ihre Wange. Ich näherte mich ihr, aber sie wich mit Schrecken zurück, als wenn ich ihr die Pest brächte. Ich war Mahomedaner und man hatte sie von Jugend auf gelehrt, diese als die verächtlichsten Wesen zu betrachten. Meine Annäherung vermehrte daher nur noch ihre Aufregung. Ich konnte sie nicht beruhigen. Endlich, da ich sie in einem so kläglichen Zustande sah, so glaubte ich, daß es der Klugheit gemäß sey, mich zurückzuziehen. Ich verließ daher diese Höhle, wo Gefangene zu bleiben sie ohne Hoffnung der Rettung bestimmt schien, und längs des dunkeln Ganges mir rasend den Weg suchend erreichte ich endlich den Ausgang und das Tageslicht, das Herz erfüllt von einer unüberwindlichen Traurigkeit.

„Kaum hatte ich den Ort des Jammers verlassen, als ich, zu meiner großen Bestürzung, den Fakir an meiner Seite sah. Es war klar, daß er mir auf dem Fuße gefolgt war und mich aus seiner Wohnung habe kommen sehen. Er ging nah an mir vorüber, ohne ein Wort zu sagen, aber seine großen Augen rollten in ihrer Höhlung mit einem Ausdruck von Bosheit, die wenn auch schweigend doch flammend hervorleuchtete. Jeder seiner Blicke war eine Drohung des Todes. Ich ging schnell fort, aber sobald ich gewiß war, daß er in seine Wohnung gegangen, kehrte ich schnell um und verbarg mich in dem Gange, so, daß ich alles hören, aber freilich nichts sehen konnte. Da er entfernt war, zu glauben, daß irgend ein Sterblicher es wagen werde, bei seiner Abwesenheit die Heiligkeit seiner Einsiedelei zu verletzen, so argwohnte er meine Nähe nicht. Uebrigens war er zu sehr mit seinem grausamen Vorhaben beschäftigt, um an irgend etwas anderes zu denken; seine ganze Seele schien von der Leidenschaft der Rache absorbirt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Böse Geister oder Dämonen in der indischen Mythologie.

**) Vasen oder Wasserkrüge, welche die indischen Frauen auf dem Kopfe tragen.

---

## Neues schriftstellerisches Lebenszeichen der Mistriß Trollope.

(2.)

Bekanntlich erschien vor einigen Jahren von dieser geistreichen Frau ein Werk über die amerikanischen Sitten, von welchen wir, seiner Zeit, eine Anzeige in diesen Blättern mittheilten. Da dasselbe, obwohl nicht ohne Interesse, doch wegen mancher weiblichen und nationalenglischen Einseitigkeiten viele harte Kritiken, selbst von ihren Landsleuten erlebte, so scheint sie nun auf die Politik und Länderkunde verzichtet und sich in das Gebiet der Dichtung geflüchtet zu haben. So eben ist von ihr ein neuer Roman, die Aebtissin, erschienen. Ein französischer Kritiker sagt davon:

„Die Verfasserin hat die Materialien zu diesem interessanten Buche, dessen Zweck ist, die Laster des Klosterlebens, wie es im sechszehnten Jahrhundert war, zu entschleiern, in Italien gesammelt. Es waltet in dieser Dichtung ein kräftiger Styl, viel Lebhaftigkeit im Dialog, Feinheit und Tact in den Reflexionen. Mistriß Trollope führt Päpste, Cardinäle, und Aebtissinnen auf den Schauplatz und schildert die Inquisition mit allen ihren Gräueln. Vielleicht malt sie die Mönche und die eingerissenen strafbaren Mißbräuche mit etwas zu schwarzen Farben; indessen kann doch dieser Roman nicht verfehlen, lebhaftes Interesse zu erregen und einen verdienten Erfolg zu erlangen."

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 877. Hamburg. Mittwoch, den 18. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Loëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Besuch bei dem Könige von Lahore.

Von Victor Jacquemont.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Loodheeana, an den Ufern des Sutledge, den 22. Februar 1831.

Es giebt hier zwei Ex-Majestäten, welche ihre Titel beibehalten haben, und vor welchen ich nur dann erscheinen dürfte, wenn ich vorher meine Schuhe ausgezogen hätte: Chah-Zeman und Chah-Choudjah dessen Bruder, vormals Könige von Kabul, Afghanistan und Caschemyr, vor zwanzig Jahren noch große Fürsten. Die englische Regierung schickte ihnen eine prachtvolle Gesandtschaft zu und bewarb sich um ihr Bündniß, als die Anwesenheit des Generals Gardanne zu Teheran dem Cabinette von Calcutta hinsichtlich der in der Regel wenig friedlichen Absichten Euers guten Freundes, des großen Mannes, wie der Courier sich ausdrückte, einiges Mißtrauen einflößte. Der englische Gesandte, Herr Elphinstone, zankte sich vierzehn Tage lang mit dem Großceremonienmeister und den Kammerherrn des Chah-Choudjah über die Etikette seiner Vorstellung bei dem Könige heran. Dieser fügte sich endlich darein, von dem Herrn Elphinstone nur neununddreißig Reverenzen zu verlangen; und während er, der König, seine Nase am Fenster zeigte, mußte der Herr Gesandte mit seinem ganzen Gefolge, in einer Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten auf dem Hofe verweilen.

Diese Ex-Majestät hat den prachtvollsten schwarzen Bart, den ich noch gesehen habe, und ich habe Sie sehr gutmüthig gefunden. Ein Pensionair der englischen Großmuth, auf die er in Wahrheit keinen Anspruch hatte, lebt Chah-Choudjah hier frei, aber unter der obersten Aufsicht des politischen Agenten, meines jetzigen Hausherrn. Durch diesen Agenten bin ich bei dem Chah zur Privat-Audienz eingeführet worden und habe mich mit ihm eine Stunde lang über Caschemyr, wohin ich reise, und wo er ehemals Krieg geführt hat; über sein Vaterland Kabul, über dessen Gebirge, von welchen er mit einer ergreifenden Beredsamkeit spricht, unterhalten. Sie erinnern es sich noch wohl, daß die Frauen die Thüren des Hotels Sinet sorcirten, um den schönen Secretair des Abgesandten von Tunis zu sehen; was würden sie nicht erst thun, wenn der Chah Choudjah nach Paris käme! Die gesammte Nationalgarde dürfte nicht hinreichend seyn, die öffentliche Ordnung zu erhalten — so schön ist er. Dem alten Kaiser Chah-Zeman sind die Augen ausgestochen: er bringt seine Zeit mit Andachtsübungen hin, hält sich übrigens ein großes Serail. Er erzählte mir seine Pilgerfahrt nach Mekka, die er nach seinem Sturze und nach seiner Blendung unternommen hatte. Es befindet sich hier eine zahlreiche Colonie Caschemyrianer, die Shawls verfertigen, welche denen ihres Landes ähnlich, aber im Durchschnitt sehr geringe sind. Wenn ich reicher wäre, würde ich Ihnen ein paar mitbringen, oder vielleicht selbst von Caschemyr, wo ich binnen zwei Monaten zu seyn hoffe; aber so darf ich schon nicht daran denken.

Loodheeana, den 25. Februar 1831.

Lieber Vater, der Maharajah Runjet-Sing ist ein alter Fuchs, gegen welchen der verschmitzteste unserer Diplomaten nur ein Unschuldiger seyn würde. Ich glaubte zu Loodheeana die Pässe vorzufinden, welche mir von seinem Minister zu Dhrli versprochen worden waren; aber sie waren noch nicht angelangt. Runjet hatte an den englischen politischen Agenten geschrieben, der zu Loodheeana seinen Sitz hat, und bei dem ich gegenwärtig wohne; er hatte sich geäußert, daß es ihm viel Vergnügen machen würde, mich zu sehen, aber doch auch zugleich den Vorschlag gemacht, auf eine schon zum Schluß gebrachte Angelegenheit zurückzukommen, um mit mir Zeit zu gewinnen. Ich hätte ihm Trotz bieten und die Sache gehen lassen können, wie sie war; da wir aber täglich einen neuen Courier von ihm erwarteten, so faßte ich mich in Geduld. Dieser Courier ist nun endlich eingetroffen. Der Rajah (oder, um mich höflicher auszudrücken, der Maharajah) schickt mir den Sohn seines ersten Ministers entgegen, um mich an der Gränze, d. h. zu Falur, am jenseitigen Ufer des Sutledge, zu empfangen. Runjet selbst hat meine Etappen bis zu seiner Hauptstadt festgesetzt, ich werde ihn aber nach meiner Ankunft daselbst bitten, mich dieser überlästigen Ehre zu überheben. Umbrissir, die heilige Stadt der Sykes, liegt auf meinem Wege; mein Reisegefährte wird mich darin zurechtzeigen. Da das Land von hier nach Lahore nur eine große, in gleichförmiger Weise angebaute, Ebene bildet, so wird es für mich nicht viel zu sehen geben und ich werde mir diesen Umstand zu Nutz machen, um mich recht zu meinem Spion zu halten; ich sage Spion, weil es mit zu seinen Pflichten gehöret, jeden Abend eine Staffette an den Rajah abzufertigen, um ihn von dem, was ich während des Tages gethan, zu unterrichten, als: ob ich zu Fuß oder zu Pferde gewesen bin, oder mich von einem Elephanten habe tragen lassen; ob ich gejagt oder gezeichnet habe; ob ich vergnügt oder mißlaunigt war, ꝛc. Ich weiß nicht, was er ihm alles detailliren mag. So bin ich denn auf der Straße von Lahore, früh Morgens zu Pferde, mein junger Muselmann mir zur Seite, ein Trupp Reiter von gutem Ansehen hinter uns, und Elephanten nebst einiger Dienerschaft zu Fuß im Nachtrab. Auf jedem Haltplatze kommen die Notabeln, eingeführt von dem Sohne des Ministers, um mir ihre Achtung zu bezeugen, und diese ist stets von einigen Rupieen begleitet; doch werden sie sehr angenehm überrascht seyn, wenn sie sehen, daß ich mich damit begnüge, ihr Opfer nur anzurühren und nicht einzusäckeln. Unterwegs unterhalte ich mich mit meinem Acolyten, wo wir, er Persisch, und ich ein Hindustanisch, sprechen, welches täglich mehr und mehr Persisch werden wird. Ich vergrößere meinen Haushalt hier um einen Stuhl und einen Teppich, weil ich Tausende von Leuten bei mir zum Besuch zu erwarten habe, die ihrem Range nach vor mir sitzen dürfen, und die nicht mit entblößten Füßen auf der Erde zu gehen brauchen. Herr Allard *)

*) Ein französischer Offizier, als Generalissimus im Dienste des Rajah Runjet-Sing.



Digitized by Google

hat mir schon oft geschrieben, er brenne vor Verlangen, mich zu umarmen, und ich meinestheils fühle mich sehr geneigt, ihn zu lieben. — Es giebt zu Lahore noch einen andern Europäer, Ventura, ein Italiener, der in unsern Armeen gedient hat, und der diesseits des Wassers in einem großen Rufe der Tapferkeit und Geschicklichkeit steht. Er befehligt die Infanterie des Runjets. Herr Allard steht an der Spitze der Reiterei. Seinen Briefen nach zu urtheilen, muß er in der Literatur bewandert seyn und Sinn dafür haben.

Sie könnten sich wohl die Account of Knubal, by Elphinstone, aus der Bibliothek des Instituts holen lassen; aus diesem Werke werden Sie viel über das Land erfahren, wohin ich gehe; denn Herr Elphinstone kehrte von seiner Gesandtschaft nach Peshawer über das Land der Sykes zurück, welches Runjet damals lange nicht ganz in seinem Besitze hatte.

Die beiden hier befindlichen Er-Majestäten von Kabul haben mich mit weniger Ceremonie empfangen, als einer von ihnen, der Chah-Choudjah, vor zweiundzwanzig Jahren dem Herrn Elphinstone auferlegte. Diese Afghanen sind stolz. Ich habe dem Chah-Choudjah einen sehr langen Besuch abgestattet, weil es mich entzückte, von ihm die Wunder seiner kabulistischen Gebirge und seines Er-Paradieses von Caschempe erzählen zu hören.

Vom 26., Morgens.

So eben erhalte ich folgende Zeilen von dem Herrn Allard: „Maharajah hat dem Sohn des Fakhir Ezid-el-Din den Befehl ertheilt, mit dreißig Reitern aufzusitzen und Ihnen entgegenzureiten; wir hoffen demnach, Sie bald zu umarmen. Der junge Fakhir Chah-el-Din gehe zugleich mit diesen Zeilen ab; doch wird der Reiter, der diese überbringt, zwei Tage vor ihm eintreffen, damit Sie bereit seyen, den Sutledge zu passiren, wenn dieser junge Herr zu Falur ꝛc. eintreffen wird.“ Ich halte mich deshalb in Bereitschaft, übermorgen abzureisen, und es sind dieses die letzten Zeilen, die ich Ihnen vom englischen Indien aus schreiben werde. Herr Allard hat hier jemand, der ihm seine Angelegenheiten besorgt und der gleich gut Hindustanisch und Persisch spricht; ich nehme ihn mit mir nach Lahore, um mich in der Aussprache der vertrackten arabischen Consonanten zu vervollkommnen, die im Hindustanischen seltener als im Persischen und minder gutturel sind. Ich gedenke Ihnen noch vor Verlauf von vierzehn Tagen aus Lahore zu schreiben und Ihnen etwas Ausführliches über Runjet zu sagen.

Aus dem Lager bei Jullundur, im Punjaub, den 4. März 1831.

Lieber Vater, vorgestern habe ich mich bei meinem liebenswürdigen Wirthe zu Loodheeana, dem Capitain Wade, beurlaubt, und bin auf meinem Elephanten, umgeben von einem Trupp Sykes Cavalleristen, den Sutledge passirt. Eine in Schlachtordnung am rechten Ufer aufgestellte Schwadron empfing mich mit den militairischen Honneurs, als ich ans Land stieg, und diente mir bis zu meinem Zelte als Escorte. Sie blieb dort bis zur Ankunft meines Mehmandars,*) Fakhir Chah-el-Din, der sich bald in Gesellschaft mehrerer Offiziere einstellte, unter den Waffen. Wade hatte mir meine sykesche Etiketten-Lection eingeleert, und ich sagte sie nun ohne Schwierigkeit her. Uebrigens war es der junge Fakhir, der hauptsächlich die Unterhaltung führte; er bediente sich der bittendsten Formen, um mir einen brutalen Beutel Geld in die Hand zu drücken, während ein Theil seiner Figuranten an dem Zelte vorüberdefilirte und ein jeder einen großen Korb Früchte oder ein Gefäß mit Rahm und Confitüren vor der Oeffnung absetzte. Es waren dies Geschenke, die mir der Rajah sandte. Ich bat den Chah-el-Din, sofort an ihn zu schreiben, um ihm meinen Dank zu bezeugen, jedoch darauf hinzudeuten, daß ich nicht weniger von seiner Gastfreiheit erwartet hätte.

*) Ein persisches Wort, welches wörtlich Wächter der Gastfreiheit bedeutet.

Des Abends hatte ich ein anderes Fest, ruhigerer Art. Ich machte einen Spaziergang an den stillen Ufern des Sutledge, ohne von den lästigen Ehrenbezeugungen gefolgt zu seyn, die ich fürchtete. Keine landschaftende Gestalt verdarb mir hier die Landschaft. Ich fühlte mich frei, wie an den Ufern des Niagara. Als ich nach dem Lager zurückgekehrt war, nahm der Secretair meines Mehmandars meine Befehle für den folgenden Tag entgegen. Ich gab die Stunde der Abreise und den Ort des nächsten Lagerns an. Ich machte gestern den ganzen Marsch auf meinem Elephanten, und allein, nach meinem Sinn. Dieses Alleinseyn ist jedoch nur vergleichsweise zu nehmen, denn ich hatte doch ein halbes Dutzend Diener zu Fuß und eben so viele Reiter bei mir. Aber die Größe des Ichs ist im Oriente so umfassend, daß sie leicht ein Dutzend Menschen und Pferde absorbirt.

Da ich den Fakhir Chah-el-Din nicht eingeladen hatte, in meiner Nähe zu bleiben, so zog er zwei oder drei Meilen weit mit der Schwadron hinterdrein. Angekommen im Lager, traf bald eine Botschaft von ihm ein. Er wünschte zu wissen, wann es mir gelegen seyn würde, ihn zu empfangen. Er stellte sich dann bald und mit denselben Complimenten, wie Tags vorher, mit einem frischen Beutel Geld und mit Lebensmitteln jeder Art ein. Abends machte ich ihm einen Besuch, eine Höflichkeit, die er wohl von mir erwarten durfte, aber vielleicht nicht so früh. Er erschöpfte sich in den höchstmöglichen Aeußerungen persischer Dankbarkeit. Ich entfernte mich bald wieder, und zwar, wie es auch bei meiner Ankunft geschehen war, unter dem Schmettern der Trompeten. Ohne meinen langen Bart, der mich stets daran erinnert, daß ich eine ernste Person bin, hätte meine Ernsthaftigkeit die Prüfung dieser Musik nicht bestanden. Aber ich hielt mich tapfer bis zur Rückkehr ins Lager, wo ich mich in mein Zelt einschloß, um über die sublime Rolle zu lachen, die ich spiele, und wieder meines Ichs Meister zu werden. In Indien ist es Sitte, wie zu sagen, wenn man von sich selbst spricht; eine Formel, die eben nicht bescheiden ist; doch spreche ich, seit ich den Sutledge hinter mir habe, nie anders als in der dritten Person, wie folgt: der Sahed (d. h. der Herr) ist nicht müde. — Der Heer freut sich, Ewr. Herrlichkeit zu sehen. — Bezeugen Sie dem Könige die Achtung des Herrn. — Der Herr ladet Ewr. Herrlichkeit ein, den Elephanten des Herrn zu besteigen, ꝛc. In einer Viertelstunde meiner sykeschen Unterhaltung kommt das Wort Seigneur öfter vor, als in allen Trauerspielen des Racine.

In mein Lager, in der Nähe dieser alten Stadt, kam Fakhir Chah-el-Din auch diesen Morgen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir in gewohnter Form seine Complimente darzubringen, d. h. mit einem neuen Beutel Geld, den Superlativen von gestern und einem Ueberfluß von Mund-Voreath. Er stellte mir zugleich den Gouverneur der Stadt vor, einen Mann mit einem langen greisen Barte und von altem Schrot und Korn, der mir von dem Kriege des Lords Lake mit den Mucatten erzählte, als sie sich in das Punjaub geflüchtet hatten. Der Gouverneur hatte ein zahlloses Gefolge mit sich, und um mir in einer höflichen Weise die Menge vom Halse zu schaffen, that ich meinem Mehmandar den Vorschlag, pr. Elephant einen Spazierritt durch die Stadt zu machen, indem ich zu dem Graubart sagte, es thue mir unendlich leid, nicht auch ihn zum Begleiter haben zu können.

Jetzt zurück von meinem Umritt, bringen mir die Künstler von Jullundur eine Serenade, so mißtönend, wie das ärgste Charivari. Zwischen meinen Leinwandmauern durch entgeht mir auch nicht ein einziger Mißlaut, und ich bin noch nicht genug ein Alcibiades, um an einer solchen Musik Gefallen zu finden. Ich bringe die Zeit damit zu, an Sie zu schreiben, weil ich während dieses höllischen Lärmens nichts Besseres zu thun weiß. Da sie mir auf Befehl des Königs etwas vorspielen, muß ich mich schon darein ergeben.

Digitized by Google

Aber, werden Sie fragen, was ist denn in den Beuteln, die Du einsammelst? — Hundert und eine Rupie, oder etwa zweihundertundfunfzig Franken. Wenn Runjet-Sing seine Gäste in dieser Weise behandeln zu müssen glaubt, so wundert es mich nicht, daß er sich nicht sehr nach Besuchen sehnt. Ich bin nur neugierig, wo und wann diese Aufmerksamkeiten endigen werden. Wahrscheinlich zu Lahore; eher gewiß nicht. Da es nun von hier bis nach Lahore noch sechs Tagereisen sind, so werde ich, ehe ich dahinkomme, den dreihundert Rupieen, die ich seit vorgestern zu betasten so gnädig gewesen bin, noch sechshundert hinzuzufügen haben. Bis jetzt habe ich mich immer über die Langsamkeit des Reisens in Indien geärgert, aber der Runjet-Sing hat Argumente, die mich mit dem Gange einer Schildkröte aussöhnen könnten. Da bin ich nun mit einemmale geldgierig geworden, wie wenn ich reich wäre. Aus einem Raffinement der Habgier that es mir leid, daß ich nicht mehr von den großen spanischen Quadrupeln habe, die ich mit nach Calcutta brachte: ich hätte sie ihm am Tage meiner Vorstellung als Nuzzer dargeboten, statt daß ich nun genöthigt seyn werde, ihm so ohne weiteres einige indische Geldstücke zu geben, auf die er wenig achten wird.

Ich weiß nicht, ob es eine optische Täuschung ist, aber das Punjaub und dessen Bewohner gefallen mir sehr. Sie sagen vielleicht, das komme daher, daß ich sie zwischen einem Goldregen hindurch sehe; aber die nichtsophistischen Sykes dieses Landes haben eine Offenheit und eine Ehrlichkeit in ihrem Wesen, die einem Europäer ganz besonders munden, wenn er erst zwei Jahre in Indien gelebt hat oder gereiset ist. Ihr Fanatismus ist erloschen, und ihre Toleranz so groß, daß der Großvezir des Runjet (der Vater meines Mehmandars) ein Muselmann ist, und daß dessen beide Brüder, ebenfalls Muselmänner, gleich sehr die Gunst des sykeschen Fürsten genießen.

Lord William wird bald nach Semla kommen. Runjet wird den Vater meines Mehmandars hinschicken, um ihn zu becomplimentiren. Wade wird die sykesche Gesandtschaft von Loodheeana nach Semla geleiten und dann nach Lahore gehen, um gegenseitig dem Rajah die Complimente des General-Gouvernements zu überbringen. Ich habe von Letzterem ein neues Schreiben erhalten, ehe ich von Loodheeana abreiste. Er versprach mir französische Zeitungen vom Septembermonat. Ich hoffe, sie, nebst Briefen von Ihnen, zu Lahore zu erhalten, denn ich weiß, daß ein im September von Bordeaux abgegangenes Schiff eben zu Bengalen angekommen ist. Bis dahin Lebewohl! es sey denn, daß ich dies Geschwätz noch vorher wieder aufnähme, um Sie von der heiligen Stadt der Sykes, von Umbritsir, die ich bald passiren werde, zu unterhalten.

Lahore, den 12. Mai.

Ich verbrenne die heilige Stadt, um desto schneller nach Lahore zu kommen. Zwei Stunden von der Stadt traf ich gestern den Heren Allard und zwei andere französische Offiziere, die Herren Ventura und Court, an, die mit in einer vierspännigen Kalesche entgegengefahren waren. Wir sprangen alle zur Erde und ich herzte den Herrn Allard tüchtig durch. Nachdem er mir seine Kameraden vorgestellt hatte, stiegen wir alle wieder in den Wagen. Eine Stunde später, nachdem wir durch eine wilde Gegend gekommen waren, welche, gleich der Umgegend von Delhi, mit den Trümmern der mogolischen Größe bedeckt war, stiegen wir am Eingange einer köstlichen Oase aus. Ein großes Feld Nelken, Iris, Rosen, mit Allee'n von Orangen und Jasminen, dazwischen Bassins, in welchen eine Menge Fontainen spielen; und in der Mitte dieses schönen Gartens ein mit dem größten Luxus und der größten Eleganz möblirter kleiner Pallast: das ist meine Wohnung. Das Frühstück, in Silberzeug aufgetragen, wartete unserer in meinem Salon. Ich habe den Tag damit zugebracht, mit meinen neuen Freunden in den Allee'n meines Gartens zu lustwandeln und mich von ihren Liebkosungen fast ersticken zu lassen. Sie können es sich denken, wie groß unsere gegenseitige Neugierde seyn mußte.... Inzwischen, und dies recht schnell, stellte sich der Abend ein: wir mußten uns trennen; denn die Wohnungen der Herren Allard und Conet sind mehr als zwei Stunden weit von meinem Pavillon entfernt, und in der Umgegend von Lahore wird des Nachts selten gereist. Ich blieb allein in meiner zauberischen neuen Wohnung, die ganz den bezauberten Pallästen in Tausend und Eine Nacht ähnlich ist.

Abends brachte mir mein Mehmandar, der dem Könige meine Ankunft angezeigt hatte, die Glückwünsche und Geschenke Se. Majestät, nämlich: auserlesene Trauben von Kabul, köstliche Granatäpfel aus demselben Lande, alles die ausgesuchtesten Früchte und endlich einen Beutel mit fünfhundert Rupieen. Ein glänzendes Mittagsmahl ward mir unter Fackelschein von einem Trupp reich in Seide gekleideter Diener aufgetragen. Ich hatte den Muth, mich nur, wie gewöhnlich, an Brodt, Milch und Früchte zu halten. Ich bin diesem Regime Dank schuldig, indem es mir dadurch möglich geworden ist, ohne die geringste Inconvenienz zu Pferde nach Umbritsir zu gelangen.

Diesen Morgen bin ich durch die Herren Allard und Ventura geweckt worden, die auf dem Wege zum Könige waren, der sie durch eine Botschaft um Mitternacht zu sich beschieden hatte. Sie sollen wissen, daß ich, ich weiß nicht wie, zu Lahore einen solchen Ruf habe, daß jedermann vor Begierde brennt, mich zu sehen; und Runjet ist nicht der mindest Neugierige. Um sich einen Vorgeschmack dieser seltenen Lust zu verschaffen, hat er es gewünscht, diese Herren zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu sehen: er weiß, daß sie den gestrigen Tag mit mir zugebracht haben; er wird mich nun schon kennen, wenn ich ihm vorgestellt werde. Dies wird unstreitig heute oder spätestens morgen geschehen. Adieu, ich trenne mich von Ihnen, um die insolenten Complimente etwas persischer einzukleiden, die ich ihm zugedacht habe. Herr Allard hat mir eben gesagt, daß ich alles wüßte, alles gesehen hätte, mit allem auf der Erde bekannt wäre, und dieses die Ueberzeugung des achtungswerthen Publikums von Lahore sey; ich werde mich also, selbst vor dem Könige, aufs hohe Pferd setzen. — Man kann einem Manne, wie ich bin, nicht zu viel Ehre anthun: so muß ich die Sache nehmen. Leben Sie wohl.

Lahore, den 16. März.

Ich habe mehrere Male ein paar Stunden damit zugebracht, mit Runjet de omni re scibili et quibusdam aliis zu plaudern. Seine Conversation ist ein lästiges Ding. Er ist fast der erste neugierige Indier, den ich gesehen habe; aber er zahlt durch seine Neugierde für die Apathie seiner ganzen Nation. Er hat hunderttausend Fragen über Indien, die Engländer, Europa, Bonaparte, diese Welt im Allgemeinen und die zukünftige, die Hölle und das Paradies, die Seele, Gott, den Teufel und noch tausend andere Dinge an mich gerichtet. Er ist, wie alle Vornehme im Morgenlande, einbildnerisch kraft; und da er eine zahlreiche Truppe der hübschesten Mädchen von Caschemyre und die Mittel, ein besseres Diner zu bezahlen, als irgend ein anderer in diesem Lande, hat, so quält es ihn sehr, daß er nicht trinken kann wie ein Fisch, ohne betrunken zu werden, und nicht essen wie ein Elephant, ohne zu ersticken. Die Frauen gefallen ihm auch nur noch wie die Blumen in seinen Gärten. Vorgestern ließ er, in offenem Felde, auf einem schönen persischen Teppich, auf welchem wir uns, umgeben von einigen Tausend Soldaten, gelagert hatten, fünf junge Mädchen aus seinem Serail sich vor mir setzen und fragte mich dann lächelnd, wie sie mir gefielen. Ich war so ehrlich, zu sagen, daß ich sie recht hübsch fände, was nicht der zehnte Theil dessen war, was ich dabei dachte. Er ließ sie a mezza voce eine kleine Arie singen, die ich der niedlichen Figuren wegen angenehm fand, und sagte mir



Digitized by Google

dann, er hätte ein ganzes Regiment davon, das er zuweilen aufsitzen ließe; er versprach mir, ich sollte sie die Musterung passiren lassen.

Die vier Franzosen (von welchen, beiläufig gesagt, zwei Italiener sind), die sich an der Spitze seiner Armee'n befinden, die sie sehr gut europäisch disciplinirt haben, flößen ihm oft Argwohn ein, obgleich er seit zehn Jahren die Erfahrung ihrer Anhänglichkeit und ihrer Rechtschaffenheit gemacht hat. Es kommt ihm oft in den Sinn, sie könnten Engländer oder Russen seyn; und die armen Teufel, die er übrigens sehr gut besoldet und nicht übel behandelt, sind zur größten Umsicht gezwungen, um sein Vertrauen zu erhalten. Ich habe in der Weise mit ihm gesprochen, daß ich die Halboffizialität des englischen Charakters durchführte, welche ich mit hieher gebracht hatte. Unter allen Titeln ist dieses der beste, um bei einem Heiden, wie Runjet, in Ansehen zu bleiben. Ich habe die Macht, die Loyalität, die friedliche Politik der Regierung von Calcutta sehr übertrieben; und als ich geendigt hatte, da sagte Runjet, der General-Gouverneur und er wären ein Herz und eine Seele. Kurz, er gefällt mir über die Maßen, und wenn ich nicht um Hofe bin, so ertheilt er mir die größten Lobsprüche. Gestern, als ich nicht zugegen war, hat er mich wie einen Halbgott behandelt und sich auf Kosten eines seiner Großen sehr belustigt, der mir ein Mittel nach seiner Weise gegen eine Erkältung beingen wollte, die mich häufig niesen so macht, daß mein Gehirn davon platzen könnte.

Gestern Morgen habe ich auf Persisch ein Recept verschrieben, welches ich nebst einigen ziemlich unschuldigen Medicamenten dem Rajah zugesandt habe, der mich Tag und Nacht darum mahnen ließ. Er wird sich schon hüthen, davon Gebrauch zu machen, aber er wird seine Lust daran haben, seine Freunde und seine Dienerschaft davon nehmen zu lassen. Morgen wird er mir hundert Lügen über ihre guten Wirkungen sagen und mich um mehrere ansprechen.

Nichts kann lustiger seyn als die Stadtgerüchte über meine Unterredungen mit dem Könige. Er läßt es sich angelegen seyn, mich zuerst davon zu unterrichten und lacht dann zuerst mit mir darüber, obgleich er mich unstreitig für einen — englischen Spion hält. Ueber meine Nationalität scheint er jedoch beruhigt zu seyn. Als ich ihn nach meiner ersten Audienz verließ, da rief er aus, ich wäre sicher kein Engländer. Ein Engländer, sagte er, würde nicht zwanzigmal seine Stellung verändert haben; er würde nicht in der abwechselnden Betonung, bald laut, bald leise gesprochen haben; er würde nicht bei diesem oder jenem gelacht haben, ꝛc.

Ich werde nach Caschemyr gehen, überall hin, wohin ich will. Der König wird überall über mich wachen lassen. Ich werde derselben Sicherheit genießen, als wenn ich mich in den englischen Besitzungen befände.

Dieser asiatische Musterkönig ist kein kleiner Heiliger, daran fehlt noch viel. Er hat weder Glauben noch Gesetz, wenn es nicht in seinem Interesse liegt, getreu und gerecht zu seyn; aber er ist nicht grausam. Großen Verbrechern läßt er Nase und Ohren, auch die Hand abschneiden; aber umbringen läßt er sie nie. Er hat eine Liebhaberei für Pferde, die an Wahnwitz gränzt; er hat die mörderischesten und kostspieligsten Kriege unternommen, um in einem benachbarten Staate eines Pferdes habhaft zu werden, dessen Ueberlassung oder Verkauf man ihm verweigert hatte. Er ist höchst tapfer, eine Eigenschaft, die bei den morgenländischen Fürsten nur selten gefunden wird; indessen, obgleich ihm seine militairischen Unternehmungen stets geglückt sind, hatte er es doch nur treulosen Tractaten oder Unterhandlungen zu verdanken, daß er sich von einem schlichten Landedelmanne zum unumschränkten Könige des ganzen Punjaub, Caschemyrs, ꝛc. emporgeschwungen hat. Seine Unterthanen gehorchen ihm übrigens besser, als sie den mogolischen Kaisern zur Zeit ihrer größten Macht gehorcht haben. Ein Syke dem Namen nach und Skeptiker in der Wirklichkeit, verrichtet er alljährlich seine Andacht zu Umbriessir, und zwar, was höchst sonderbar ist, bei den Gräbern verschiedener mahomedanischen Heiligen; doch nimmt keiner seiner puritanischen Glaubensgenossen Anstoß an diesen Pilgerfahrten.

Er ist ein Schelm ohne Schaam. Er genirt sich nicht mehr als Heinrich III. ehemals bei uns. Freilich gilt es zwischen dem Indus und dem Sutledge nicht einmal für eine kleine Sünde. Was aber die öffentliche Moral dieser guten Leute gewaltig verletzt, das ist, daß der König, mit den Frauen seines Serails nicht zufrieden, häufig Lust zu den Frauen anderer Männer, ja, was noch schlimmer ist, zu den Allerweltsfrauen bekommt. Die allen Orientalen eigene Schaamhaftigkeit verhöhnend, hat Runjet sich oft seinem guten Volke von Lahore in Gesellschaft eines öffentlichen muselmännischen Mädchens, auf einem Elephanten reitend, gezeigt.

Er ist eben im Begriff, Lahore zu verlassen. Den Herrn Ventura schickt er mit 10,000 Mann und 30 Kanonen nach Multaan ab, um den Tribut der von seinem Reiche weit entlegenen Provinzen zu erheben; und Herr Allard wird sicher bald eine Bestimmung derselben Art erhalten. Selbst Runjet wird sich irgend eine analoge Beschäftigung suchen; denn er ist ein Bonaparte im Kleinen, der nie thätig seyn kann. Binnen wenig Tagen werden wir insgesammt von Lahore aufbrechen. Ich werde bei meiner Abschieds-Audienz irgend ein neues Geschenk und ein Ehrenkleid erhalten, das einen schönen Schlafrock, von Caschemyr-Shawls gemacht, abgeben wird. Ich denke, lieber Vater, er soll der Ihrige werden, um ihn an den großen Tagen d'Essences réelles zu gebrauchen. Meine ambulante Casse ist durch die Rupieen Se. Hoheit viel schwerer geworden; ich kann dafür nach Caschemyr reisen und dort wohl vier Monat leben, ohne meinen erbärmlichen Credit auf Calcutta noch schäfer mitzunehmen. Jedenfalls will Herr Allard mir einen unbegränzten zu Caschemyr eröffnen. Um dann nach Semla zurückzukehren, werde ich unstreitig einige Districte von Kanawer passiren, dessen König, wie Sie wissen, mir befreundet ist und der mir also gern einige hundert Rupieen borgen wird, falls ich in Folge unvorhergesehender Umstände ohne Geld bei ihm eintreffen sollte. Als ein umsichtiger Mensch, schreibe ich an Kennedy und an Murray, den politischen Agenten von Umbala, damit sie alle Berg-Rajahs unter ihrer Controlle im Voraus benachrichtigen, daß ich binnen sechs Monaten bei einem oder dem andern unter ihnen anklopfen werde. Wahrscheinlich wird es der von Belaspore seyn, den ich zuerst beehren werde.

Gestern haben unsere Landsleute, meine Wirthe, mir in meinem Pallaste das galanteste Fest gegeben, wobei es nicht an tanzenden und singenden Caschemirianerinnen fehlte, unter welchen eine in jedem Lande für recht hübsch, wenn nicht für sehr schön gegolten haben würde. Beim Nachtisch vergaß ich einen Augenblick mein sengales Regime, um auf die Gesundheit des Herrn de Lafayette ein Glas Champagner zu leeren, was zu Lahore drollig genug ist.

Die Fahne des Generals hat Glück in diesem Lande gemacht. Vor acht Jahren hat Herr Allard sie durch die Armee'n adoptiren lassen, die er befehligt; Runjet hält sie für die Fahne Bonapartes, mit dem er Aehnlichkeit zu haben meynt.

Lahore, den 18. März, Abends.

Heute habe ich meine Abschieds-Audienz bei Runjet-Sing gehabt, wohin ich mich in Begleitung des Herrn Allard begeben. So habe ich denn zum letztenmale noch ein paar Stunden mit diesem außerordentlichen Manne plaudern können. Er hat mir das Khelat oder Ehrenkleid, und zwar von der ausgezeichnetesten Art, gegeben; es kostet 5000 Rupieen oder 12,000 Franken. Es besteht aus einem Paar prachtvoller Caschemyr-Shawls von Weinhefen-Farbe, aus zwei anderen, minder schönen Caschemyr-Shawls, und aus sieben Stücken Seidenzeugen und Musselinen, die letzteren von außerordentlicher Schönheit; im Ganzen eilf Piecen, welches die

Digitized by Google

ehrenvollste Zahl ist. Dazu noch ein Schmuck in der Landesweise, d. h. edle Steine, die schlecht geschnitten sind.

Außerdem erhielt ich noch einen Beutel mit 1100 Rupieen, so daß ich denn nun im Ganzen 2400 erhalten habe, was also mehr ist als mein ganzes Jahrgehalt.

Noch mehr, der König wird mir Leute geben, um für mich Sorge zu tragen, Soldaten zu Fuß und zu Pferde, um für meine Sicherheit zu wachen, einen von seinen Secretairs, damit ich mich seiner zum Schreiben bediene, Kameele, um mein Zelt und mein Gepäck bis zum Fuß der Gebirge zu transportiren, und endlich Träger, um ein Gleiches zu thun, wenn die Lastthiere nicht weiter kommen können. Endlich — denn endlich wird es bis morgen geben — werde ich bei den Salzgruben, wo ich innerhalb zehn Tagen eintreffen werde, einen Beutel mit 500 Rupieen und zu Caschemyr einen von 2000 erhalten.

Endlich, um ein Ende zu machen, hat der König es mir recht ans Herz gelegt, daß ich, wenn ich zu Caschemyr zu irgend etwas Lust bekäme, es ihm wissen lassen sollte, damit er mein Gelüst befriedigen könnte.

Daß wir uns als recht gute Freunde verlassen haben, versteht sich wohl von selbst. Was ich befürchtet hatte, war, daß ich länger zu Lahore oder im Punjaub aufgehalten werden würde; auch war wirklich der Minister bei mir gewesen, um mich zu fragen, ob es mir angenehm seyn würde, den König auf der Jagd zu begleiten, zu welcher er binnen wenig Tagen abgeht. Ich antwortete aber kurzweg nein, daher mein Diplomat denn auch nicht weiter in mich drang.

Runjet fragte mich, ob ich mich ferner europäisch kleiden würde, und ich antwortete, allerdings, weil ihm das so sehr zur Ehre gereichte. Ich werde die europäische Tracht nicht eher ablegen, als bis ich über die unabhängige Tartarey von Caschemyr nach Semla zurückreise.

Herr Allard ist dabei, das Inventarium meines Haushalts, meines Stalles zu machen und alles das hinzuzuthun, was er zu meiner Bequemlichkeit passend findet. Ich werde eine liebliche Erinnerung von Lahore mit mir nehmen.

Ich wollte, Sie hülfen mir, Herrn Allard dankbar zu seyn. Er hat einen jüngeren Bruder meines Alters, der in Frankreich diente; er hat ihn vor funfzehn Monaten herüberkommen lassen, um bei dem Maharajah Dienste zu nehmen und späterhin ihn selbst zu ersetzen. Aber das Clima hier ist ihm gleich das erste Jahr so schlecht bekommen, daß Herr Allard ihn diesen Winter zurückgeschickt hat. Dieser junge Mann ist augenblicklich zu Calcutta, und im Begriff, sich nach Frankreich einzuschiffen. Was wird dort aus ihm werden? Ich glaube, er könnte die ehrenvolle Auszeichnung der Dienste seines Bruders an der äußersten Gränze von Asien, und daß derselbe unserer Nation bei einem Volke einen Namen gemacht hat, das fast nichts von ihr wußte, wohl als einen Anspruch auf die Gunst der Regierung geltend machen. Ich werde an unsere Freunde schreiben, um ihn zu empfehlen, und Porphyre wird ihm nach Kräften behülflich seyn.

Leben Sie wohl, lieber Vater! es ist Mitternacht; mir fallen die Augen zu. Von Caschemyr aus werde ich Ihnen zuerst wieder schreiben.

---

## Pittoreske Gemälde von Indien.

### Der Fakir und die schöne Indianerin.

(Beschluß.)

(2.)

„Kaum war ich auf meinem Posten, als ich das Ungeheuer einen dumpfen Schrei der Wuth ausstoßen hörte, ähnlich dem Zischen einer Schlange; er warf seinem Opfer, unter den gräßlichsten Verwünschungen, vor, daß sie sein Heiligthum durch den Fuß eines Fremden, eines Mahomedaners, habe beflecken lassen. Die Unglückliche blieb stumm vor Schrecken, wie mir schien; denn nicht ein Wort ging aus ihrem Munde; ich hörte nur ihr Schluchzen, das aus dem Innersten ihrer Brust zu kommen schien. Er klagte sie an, ein Rendezvous mit einem Ungläubigen, mit einem Wesen gehabt zu haben, das von dem Aufenthalte der Seligen ausgeschlossen und in Ewigkeit zu den Qualen der Hölle verdammt sey. Endlich schwur er mit fürchterlichen Flüchen und Betheuerungen, daß sie, zum Lohn der Schande, die sie über ihn und sich gebracht, sterben müsse. Ich hörte, wie die junge Frau ihm zu Füßen fiel, ich vernahm ihre Seufzer, ihre Bitten, den Ton der Unschuld; aber alles war vergebens. Das Ungeheuer war taub für das Mitleid; er knirschte wüthend mit den Zähnen, er ergriff die Unglückliche, schon schwang er den Mordstahl — da stürzte ich, außer mir, aus meinem Hinterhalte hervor und faßte ihn in dem Augenblick, wo er ein großes Messer in das Herz seines Opfers stoßen wollte. Ich war damals Soldat und trug ein Schwerdt; aber ich entwand dem Mörder seine eigene Waffe und stieß sie ihm in die Kehle. Er fiel, den Mund auf eine scheußliche Weise öffnend, seine Glieder zogen sich einen Augenblick zusammen, als wollten sie noch die letzte Kraft zum Widerstande sammeln, dann streckte er sie nach ihrer ganzen Länge und hauchte, röchelnd mit dem Tode kämpfend, seine schwarze Seele aus. Sein Blut rieselte auf dem Boden und sein Leichnam glich dem eines Ungeheuers, das, selbst wenn man es vernichtet hat, noch Schrecken und Abscheu einflößt. Ich warf auf ihn einen Blick der Verachtung und des Triumphes, wie wenn ich die Erde eben von einem Tiger befreit hätte.

„Dann näherte ich mich der zitternden Unglücklichen, die noch wie vernichtet war von der Gefahr, welcher ich sie eben entrissen. Sie sah mich mit hohlem, irrem Blicke an, so daß ich im ersten Augenblicke fürchtete, daß ihre Vernunft einer so schrecklichen Katastrophe erlegen habe. Ich suchte sie mit ermuthigenden Worten und mit allen Zeichen der zärtlichsten Theilnahme zu beruhigen. Endlich kam sie wieder zu sich selbst, sah ihren Feind zu ihren Füßen niedergestreckt und erhob ihre Augen zu mir: sie drückten beredter ihre Dankbarkeit aus, als alle Worte; dann brach sie in Thränen aus.

„Man war nicht Zeit zu warten, noch lange zu berathen. Auch beschloß ich unmittelbar zu fliehen, wohl wissend, daß der Mörder einer in solchem Geruche der Heiligkeit stehenden Person in der Mitte der fanatischen Bevölkerung des Landes nicht bleiben könne, die von allen Seiten zu meiner Verfolgung herbeiströmen würde, sobald sie den Tod des Fakirs erfuhr. Andererseits war ich, da niemand bis jetzt gewagt hatte, in seine Zelle zu treten, gewiß, vor Ablauf einer gewissen Zeit nicht entdeckt zu werden. Zur Flucht entschlossen, drang ich in die Gerettete, mich zu begleiten, worein sie freudig einwilligte eben so sehr aus Dankbarkeit, als aus Liebe zur Freiheit. Sie folgte mir, als Muselmann verkleidet, und wir erreichten glücklich den nächsten Ort am Flusse, wo wir uns einschiffen konnten. Da miethete ich eine Schaluppe, die uns schnell nach Calcutta in Sicherheit brachte. Unterwegs erzählte mir meine reizende Gefährtin, wie sie in die Gewalt ihres Verfolgers gerathen war.

„Sie war die Tochter eines reichen Cshatrya *) aus der Umgegend von Delhi. Der abscheuliche Ab'dhout wohnte nicht weit von dem

*) Die Hindu's theilen sich in vier Casten: die Brahminen, die Cshatrya's, die Vaisya's und die Sudra's. Die ersten sind, nach ihren heiligen Büchern, bei der Schöpfung, aus dem Munde Brahma's, die zweiten aus seinen Armen, die dritten aus seinen Schenkeln und die vierten aus seinen Füßen entsprossen. Auch werden die Sudra's als eine unedle und entwürdigte Caste betrachtet.

Digitized by Google

Hause ihres Vaters in einer Höhle derselben Art, als die, worin ich ihn gefunden. Der heuchlerische Einsiedler wußte dem Vater eine solche Verehrung einzuflößen, daß er in seinen Augen ein mit einer Macht begabtes Wesen war, welche an die göttliche Macht gränzte. In der That hatte der beschränkte Mann eine so religiöse Furcht vor ihm, wie kaum vor Siva,*) dem bösen Gott, oder Parrati, seiner noch schrecklichern Frau. Er hörte nicht auf, seiner Tochter den höchsten Begriff von der Tugend des Heiligen beizubringen, in einem solchen Grade und mit solcher Ausdauer, daß sie sich zuletzt in seiner Gegenwart einem unwiderstehlichen Gefühl abergläubischer Unterwürfigkeit hingab.

„Eines Tages fand dieser listige Bösewicht Mittel, sie in seine Höhle zu locken, unter dem Vorwande, sie mit dem göttlichen Geist in Gemeinschaft zu bringen. Gewohnt, jede Art von Widerstand gegen den Willen des heiligen Mannes als eine Sünde zu betrachten, folgte sie ihm ohne sich zu bedenken. Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, daß, so wie er sich mit ihr allein sah, er ihre Frechtsamkeit und abergläubische Schwäche auf die unwürdigste Weise mißbrauchte. Als sie ihrem Vater das Geschehene klagte, segnete er, statt eines gerechten Zornes, vielmehr sein und seiner Tochter Geschick und pries sich glücklich, daß sie der Wahl eines Heiligen würdig befunden worden sey. Dies und das religiöse Vorurtheil der unglücklichen Frau, das sie von der übernatürlichen Gewalt des Fakirs hegte, schüchterte ihren menschlichen Widerwillen gegen das Ungeheuer so ein, daß sie eine fortdauernde Verbindung mit ihm nicht zu verweigern wagte. Sie gebar im Laufe der Zeit, wo sie zu seiner Gefangenschaft verdammt war, drei Kinder, die er im Augenblicke ihrer Geburt ohne Barmherzigkeit tödtete, behauptend, daß sie, ausgehend von einem bevorrechteten menschlichen Wesen, in den Schooß des ewigen Brahma wieder zurückkehren müßten. Sie gestand mir, daß sie, unter seinem tyrannischen Joche, das elendeste Leben geführt habe bis zu dem Tage, wo sich das Glück hatte, sie aus ihrer schimpflichen Sclaverei zu befreien."

---

Indem wir die vorstehende Geschichte, von welcher es scheint, daß man sie zweckmäßiger Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung betitelu könnte, treu wiedergeben, wie sie vor uns liegt, bedauern wir, daß das Ende den Erwartungen nicht entspricht, welche der interessante Anfang erregt; denn, abgesehen von Manchem, was darin dem Gefühle widerstrebt, hört sie gerade da auf, wo man die Pointe, die Geschichte ihrer wechselseitigen Liebe und ihrer gemeinschaftlichen Schicksale zu erfahren glaubt. Gänzlich dunkel bleibt, wie der Erzähler, vormals ein muselmännischer Krieger, glücklich in Calcutta angekommen, zum Sclaven wurde, wie er doch im Anfange des Artikels bezeichnet ist.

---

## Die Memnons-Säule,

betrachtet in ihren Beziehungen mit Aegypten und Griechenland von M. Letronne.

Ein Band in Quart, mit mehreren fac simile's.

(2.)

Was ist die Memnons-Säule? Ist sie „ein zwischen Tag und Nacht schwebendes Symbol, ein zähelicher Zeitmesser, verbunden mit der Idee eines Gebets, ein Jahres-Cyclus der täglichen frommen Gesänge, die Wochuth des Morgens und der Cyclus der Stunden, die wiederhallende Harmonie der Sphären, das Symbol des ewigen Lichts, eine Sonnenuhr, die sich an die Incarnationen der Sonne (?) knüpft?" Das sind die eigenen Worte des berühmten Kreuzer, der, in seiner Symbolik, nur zu oft wohlklingende und vage Worte statt bestimmter Begriffe, poetische Träumereien seiner Einbildungskraft statt Thatsachen giebt.

In Wahrheit, Vergleich für Vergleich, Phrasen für Phrasen, liebe ich den populairen Memnon eben so sehr: „Nicht mehr und nicht weniger, mein reizendes Mädchen, als die Memnons-Säule einen harmonischen Ton von sich gab, wenn sie von den Strahlen der Sonne beleuchtet wurde, eben so fühle ich mich beim Anblick der Sonne Deiner Schönheit von einer süßen Rührung beseelt." Scheint in der That Molière nicht Deutschland und seine großen Worte, die Symbolik und ihre Orakel errathen und vorempfunden zu haben?

Leute von gesundem Verstande konnten ein solches Chaos nicht lange ertragen; sie wollen, daß man über die Memnons-Säule, so wie über alle Uebrige, ganz einfach zurückkomme auf das, was ist, auf Monumente, auf authentische Texte, auf Inschriften; denn man fing an, sich gar nicht mehr zu verstehen in dem Gewiere der Aehnlichkeiten und der Metaphern. Dies Beispiel wird nicht verloren seyn. Die Frage von der Memnons-Säule, endlich von Systemen befreit und auf Thatsachen reducirt, weit entfernt minder interessant zu seyn, gewinne vielmehr an historischer Wichtigkeit das, was sie an glänzenden Ungewißheiten verliert. Das muß künftig der Zweck der Gelehrsamkeit und des Studiums seyn.

Einige Texte von Geschichtschreibern oder selbst Rhetorikern waren anfänglich über diesen Gegenstand die einzigen Documente und man unternaem sie keiner strengen Prüfung. Herodot, Diodor sprechen nicht von der tönenden Säule; nicht nach ihnen, sondern nach minder glaubwürdigen Schriftstellern hat man zu leichthin wiederholt, daß sie von Cambyses zerbrochen worden sey. Der erste Schriftsteller, der des Phänomens Erwähnung thut, ist Straba, der, bei der Beschreibung der beiden aus einem Steine gebrochten Colosse (colosses monolithes) und der Ebene von Theben, sagt, daß der eine davon, den er nicht Memnon nennt, seinen Obertheil durch ein Erdbeben verloren habe und deutet, jedoch mit einigem Mißtrauen, den Schall an, den er einmal des Tages hören lassen solle. Später sieht man, in verschiedenen Versionen, dieselbe Thatsache wiedererscheinen; aber unter dem Namen der Memnons-Säule, namentlich im Juvenal, Lucian, Pausanias, Tacitus und den modernen Schriftstellern, die ihnen nachgeschrieben. An Erklärungen fehlte es nicht. Man konnte endlich minder zweifelhafte erwarten, als Procole, gegen das Jahr 1740, am linken Nilufer die Statue wiederfand, die er nothwendig an ihren zahlreichen Inschriften wiedererkennen mußte. Er machte diejenigen bekannt, die er lesen konnte, und man mußte glauben, daß die Kritik dieses Punctes der Geschichte einige Schritte vorwärts gethan habe. Demungeachtet war dies nicht der Fall; die große Beschreibung von Aegypten konnte selbst die Gelehrten nicht vor neuen Illusionen sichern: urtheile man aus den phantastischen Ideen, womit sich noch das gelehrte Deutschland (?) die Zeit vertreibt.

Gegenwärtig, in dem jetzigen Zustande des Monumentes, nachdem eine gründlichere Prüfung der Texte, die davon sprechen, angestellt und eine lange Reihe noch unbekannter Inscriptionen auf den Füßen und der Basis gesammelt worden sind, stellt Herr Letronne die Behauptung auf, daß die sambse Statue die des Königs von Aegypten, Amenophis III., sey; daß sie durch das Erdbeben vom Jahre 27 vor der christlichen Aere zur Hälfte zerbrochen worden sey; daß sie erst dann, nicht einmal gleich, sondern allmählig und langsam, eine große Celebrität erlangte, wegen der wohllautenden Vibration, die man in dem noch übriggebliebenen Theile beim Aufgange der Sonne zu vernehmen glaubte; daß die griechische Einbildungskraft, verführt durch falsche Analogieen, Memnon, den Sohn

*) Siva ist die vernichtende Macht der indischen Trias.

Digitized by Google

der Aurora, daraus machte; daß der Zufluß von Neugierigen, der ungefähr zu Nero's Zeiten anfängt, nach drittehalb Jahrhunderten, unter dem Kaiser Septimius Severus aufhörte; daß der Ton oder Schall, der mit der Verstümmelung der Statue coincidirt, seit dem Augenblicke, wo sie restaurirt wurde, nur noch durch die Tradition erwähnt wird und daß, so wie einmal der Coloß wieder ganz geworden, sein Morgen-Gesang oder Laut, von welchem niemand vor seiner Zertrümmerung gesprochen, von Neuem verstummte.

Die Details würden hier zu verwickelt seyn und ich kann kaum einige davon resumiren. Warum ist dieser Amenophis zuletzt Memnon genannt worden? Weil er in dem Quartier von Theben stand, welches von den Griechen, nach den Aegyptiern Memnonium, oder das Quartier der Monumente, der Gräber genannt wurde; weil dieselben Griechen, immer geneigt, eine Wirkung der Natur zu vergrößern, um ein Wunder daraus zu machen, und so leicht beherrscht durch ihre mythologischen Erinnerungen, Memnon schnell erkannten, der jeden Morgen, mit kindlicher Stimme, Aurora, seine Mutter, mit Wohllaut begrüßte. Ein Beweis, daß die Aegyptier nichts zu dieser homerischen Mythologie beitrugen, ist, daß nicht einer von ihnen seinen Namen auf der Statue eingeschrieben.

Aber wie findet sich dieser Memnon, Sohn der Aurora, den die Berichte der Alten aus Assyrien und selbst aus Indien kommen ließen, an den Ufern des Nils wieder? Hier ist die mehr entwickelte Discussion von großem Interesse für die Geschichte; und es ist wichtig, wenn man begreifen will, mit welcher Leichtigkeit die neuen Fabeln sich fortpflanzen, in dem Werke selbst zu studieren, durch welche Folge von Irrthümern oder Lügen der Held Homers, der Halbgott des Hesiodus, Memnon, nach und nach von Susa und Ekbatana nach Theben und Aethiopien transportirt worden ist.

Diese Stimme endlich, was ist sie? Soll man darin nur das Werk eines Priesterbetrugs sehen, wie schon Strabo glauben läßt und wie so viele andere behauptet haben? Der gelehrte Kritiker nimmt zu dieser gezwungenen Erklärung und Beschuldigung seine Zuflucht nicht; und ob er gleich die Erfindung des guten Langlès nicht belächeln will, der dem Memnon eine Clavatur in den Mund legte, so zieht er doch vor, sich an eine natürliche Ursache zu halten. Die authentischesten Schriften erkennen nur ein sonores Knarren an; dieses Geräusch ließ sich beim Aufgange der Sonne hören, oder kurz nachher: mehrere Beobachtungen aber bezeugen, daß Granitsteine und Oeffnungen, vor Allem geborstene, einen Ton hervorgebracht haben, in Folge der Erschütterung, welche darin eine lebhafte Hitze verursacht, die plötzlich der Kälte der Morgenluft folgt. Darin ist keine Poesie, aber viel Wahrscheinlichkeit und nichts stimmt mehr mit dem einfachen Ausdruck von Plinius überein: Contactum radiis crepare dicunt.

Der Riß beförderte das Phänomen, das unmöglich gewesen wäre in einem Block von mehr als funfzig Fuß Höhe, den man noch vier Stunden weit sieht. Man merke wohl auf das bedeutungsvolle Beiwort Juvenals: Dimidio Memnone. Man stellt die Statue wieder her; das Wunder hört auf. Die alten Glaubenslehren schwanden von Tag zu Tage mehr vor dem Christenthum; und ihre Vertheidiger, angeregt durch den Eifer des Septimius Severus, wollten ohne Zweifel dieses seit langer Zeit verstümmelte religiöse Monument restauriren. Die Ungeschickten! im Augenblicke, wo sie der Wunder mehr als je bedurft hätten, fehlte ihnen diese geheimnißvolle Stimme; ein Maurer und einige Steine machen auf immer den Sohn der Aurora verstummen.

Herr Salverte, der, in seinem Tractat von den geheimen Wissenschaften, nah daran ist, einen Priesterbetrug und einen geheimen Mechanismus vorauszusetzen, scheint zu glauben, daß die Stimme schwieg, als der Coloß zerbrochen war: „Das Wunder," sagt er, „endigt mit den Priestern und nichts deutet an, daß die neuen Verstümmelungen nöthig gewesen wären, um die tönende Statue zum Stillschweigen zu bringen." Man sieht, daß Herr Letronne ganz entgegengesetzter Meynung ist: nach ihm tönte der Coloß des Morgens nur während der drittehalb Jahrhunderte, wo man ihn nicht ausbesserte.

Diese so dargestellte Erklärung ist neu, vielleicht weil sie so einfach ist; denn man kann damit nicht wohl die Hypothese Dusaulx's, des Uebersetzers Juvenals, vergleichen, eine kindische Idee, die nicht, wie diese, die Zustimmung der Physiker erhalten würde. Er glaubt, gegen das Zeugniß seines Autors selbst, daß die Statue ganz war, als sie Töne von sich gab und sagt: „Da die Statue hohl war, so erhitzte die Sonnen-Wärme die Luft, die sie enthielt; diese Luft, indem sie durch irgend einen Ausgang ausströmte, brachte ein Geräusch hervor, das die Priester nach ihrer Willkühr auslegten." Man kann sich vor Allem wundern, daß die Mitglieder der Commission von Aegypten, die oft des Morgens in den colossalen Steinen des Gemachs von Granit zu Karnack ein Knarren, ähnlich dem Tone einer vibrirenden Saite, wahrgenommen haben, nicht auf den Gedanken gekommen sind, diese Thatsache auf die Memnons-Säule anzuwenden.

Einige werden ohne Zweifel die erhabenen Conjecturen bedauern, welche aufzugeben diese ganz materielle Auslegung uns nöthigt. Es ist ein großer Unterschied zwischen den Auflösungen der Continuität zwischen den Krystallen von Quarz und dem Kleister oder Kalk in dem Stein, wie unsere Mineralogisten sich ausdrücken, oder, wie sie auch sagen, den Molecular-Zwischenräumen; eine große Kluft zwischen der himmlischen Harmonie, die unter einigen Lagen von Bruchsteinen und Mörtel erstickt wurde und den geheimen Symbolen Kreuzers, dem goldenen Jahres-Zirkel, den sieben Tönen des siebenten Tages, dem großen Prytanäum von Theben, dem Bild der Seelenwanderung, den Incarnationen der Sonne ꝛc. Aber es ist fast immer so mit der Wirklichkeit; sie ist weit prosaischer und minder transcendent als die Fiction.

Gestehen wir, daß es Herrn Letronne schwer werden mußte, nicht von Zeit zu Zeit ein wenig streng gegen den Verfasser der Symbolik zu seyn und daß Herr Kreuzer selbst vielleicht das Recht haben würde, einen solchen Richter zu verschmähen. Sie sprechen eine verschiedene Sprache, der eine die der Götter, welche errathet und prophezeiht; der andere die der Menschen und der kalten Vernunft. Der eine lebt im Ideal, lehet das Unbekannte und hält sich nicht an das Reelle und Fühlbare; der andere gräbt den Boden auf, befragt die Trümmern der Monumente, die auf dem Steine eingegrabenen Inschriften, die ganze sichtbare und gegenwärtige Natur. Auf der einen Seite steht die Kühnheit der Einbildungskraft, die auf gut Glück ihre poetischen Träume verfolgt; auf der andern die Gelehrsamkeit, die auch von Vermuthungen zu Vermuthungen fortschreitet, aber fast immer ihrer selbst gewiß, fast immer gestützt auf Schriften und Thatsachen.

Dieser erste Theil ist sonach eine Geschichte der Memnons-Säule, eine conjecturale ohne Zweifel, aber eine wahrscheinliche und natürliche. Einwürfe sind möglich, selbst wahrscheinlich; denn die gelehrte Welt lebt von Streitigkeiten, wie die politische; Herrn Letronne auf eine einigermaaßen speciöse Art zu widerlegen, müßte man so gelehrt und sinnreich als er seyn.

Das wahrhaft romantische Interesse dieser Dissertation erhält sich im zweiten Theil, der ganz aus griechischen und lateinischen Inschriften der Statue besteht, die von Reisenden copirt worden sind; es sind deren hundertunddreißig; eine große Anzahl davon waren noch ungedruckt. Neununddreißig tragen Daten: die erste ist vom 15. März 61, das

Digitized by Google

eilfte Jahr von Nero's Regierung; es giebt keine neuere im Anfange des dritten Jahrhunderts.

Folgendes ist die gewöhnliche Form dieser Inscriptionen: Tiberius Julius Lupus, præfectus Aegypti, audii Memnonem hora prima feliciter. Herr von Fortin hat sich getäuscht, indem er den Namen des berühmten Germanicus zu lesen glaubte: es ist nur einer der Beinamen des Domitian. Man weiß, daß der Kaiser Hadrian einfach, ohne Zweifel von einem Griechen, schreiben ließ: IMPERAT. ADRIANOS. Seine Gemahlin, die Kaiserin Sabina, ist mehrmals genannt. Bei ihrem ersten Besuche hatte Memnon geschwiegen. Alles läßt glauben, daß er ebenfalls schwieg, als Septimius Severus kam, um ihn zu hören. Das Schweigen Memnons vor der Macht und Größe beweist hinlänglich, daß die Priester ihn nicht reden machten.

Die Inschriften im Allgemeinen sind sehr kurz; einige inzwischen, besonders die griechischen, erheben sich über diese ein wenig eintönige Einfachheit, so wie es nicht selten ist, in den Gasthöfen der Schweiz und Italiens in dem Buche, worein die Reisenden sich einschreiben, selbst auf den Mauern, außer den Namen derselben und dem Tag ihrer Ankunft oder Abreise, irgend einen Gedanken, einige Verse, als flüchtige Spur ihres Geistes oder mindestens ihrer Ansprüche, zu finden. Diese Verse, diese Prosa, so vielem Wechsel preisgegeben und nicht von der Wüste beschützt, werden schnell erlöschen; niemand sammelt sie für die Zukunft und ich würde mehrere unserer Zeitgenossen, die auf diese Weise ihre Anwesenheit bezeichnet haben, bedauern, wenn ihre Inspirationen zu der Unsterblichkeit der Memnons-Säule verdammt wären.

Man findet viele griechische Verse von Julia Balbilla, einer der Begleiterinnen der Kaiserin Sabina, die wahrhaft an einer Meteomanie gelitten zu haben scheint, denn sie hat die Säule mit ihrer ziemlich pedantischen Impromptu's bedeckt, deren Dunkelheit noch durch die Affectation der Dorismen und durch das Gesuchte des Styls vermehrt wird, die aber Herrn Letronne den Ruhm einer sehr gelehrten und sehr schwierigen Restitution, woran Herr Jacobs gescheitert war, erworben haben.

Eine andere Frau, Trebulla, die wenigere oder bessere Verse hätte machen sollen, glaubte, daß die Statue viel wohllautender seyn würde, wenn sie ihren Kopf hätte. Aus einem andern Irrthum klagt sie Cambyses an, sie zerbrochen zu haben; eine neue Tradition, die erst zu Hadrians Zeiten anfängt und die man noch in andern Inschriften findet.

Die am besten geschriebene, und vielleicht die beste von allen, ist von dem Dichter Asklepiodotos, Cäsars Procurator und Geschäftsmann: „Vernimm, Göttin der Meere, o Thetis, daß Memnon noch athmet und daß, erwärmt von dem mütterlichen Lichte, er seine Stimme am Fuße der libyschen Gebirge Aegyptens wiederhallen läßt, da, wo der Nil in seinem Laufe Theben mit den schönen (hundert) Thoren theilt; vernimm es, Du, deren Sohn, der unbeugsame Achill, von niemand mehr gehört wird, weder in der Ebene von Troja, noch in den Fluten Thessaliens."

Die lateinischen Dichter sind minder glücklich; da ist z. B. ein Dichter Maximus, dessen Name völlig unbekannt war und der in der That nichts dabei gewinnt, auf diese Weise aus der Vergessenheit hervorzugehen. Inzwischen ist es nicht er, sondern ein gewisser Januarius, römischer Centurio (Hauptmann), der in den Grabgewölben von Theben zweimal eingeschrieben hat: Miravi locum.

Diese königlichen Gräber, oder Syringes, haben die zweiundfunfzig Inschriften geliefert, die den Anfang dieses kostbaren Bandes bilden und wo man fast nichts als Namen der Reisenden und Daten findet. Solche historische Documente, erklärt von einem solchen Ausleger, sind mehr werth, als schlechte Verse. Unter diesen letztern Denkmälern ist das charakteristischeste das eines platonischen Philosophen, der ohne Zweifel zur Schule von Athen gehörte: „Ich, der Diaduque der sehr heiligen Mysterien von Eleusis, Nikagoras, Sohn des Minucianus, Athenienser, gekommen, die Syringes zu sehen, lange nach dem göttlichen Plato von Athen (möge Plato selbst mich hier beschützen!), habe sie bewundert; und ich habe den Göttern gedankt, so wie dem sehr frommen Kaiser Constantin, der mir diese Gunst gewährt hat." Ein neues Document, das man der Geschichte Constantins beifügen muß, der in einem andern Sinne als rechtgläubiger Kaiser proclamirt worden ist, dessen wahre Politik in der Religion mehrere nicht minder authentische Beweise bezeugen und welchen anders zu beurtheilen als nach den Leidenschaften seines Panegyristen oder seiner Feinde, es endlich Zeit wäre.

Mit Bedauern breche ich ab, dieses Werk zu unvollkommen gewürdigt zu haben, das mit der neuen Lösung eines historischen Problems den Vortheil vereinigt, die erste richtige und vollständige Sammlung der Inschriften der Memnons-Säule zu seyn. Hierin hat der Verfasser eben so wenig Widersprüche als Nebenbuhler zu fürchten; man verdankt ihm die Herstellung dieser Texte. Lücken, mit Unrecht gemachte Trennungen zwischen Versen eines und desselben Gedichts, falsche Hypothesen über die Eigen-Namen und Daten, barbarische Worte, Fehler aller Art, sind verschwunden. Die neuen Texte können, Dank dem Herausgeber, mit dem nämlichen Vertrauen gelesen werden. Mehrere seiner ältern Restitutionen, vorgeschlagen in den Recherches sur l'Egypte, sind durch die treuesten Copieen des Herrn Salt bestätigt worden. Welch schönern Triumph für einen Gelehrten kann es geben, als diese seinen Conjecturen gegebene Sanction! Dieses Glück begegnet nicht; denn man kann nicht einige Seiten des gelehrten Alterthumsforschers lesen, ohne von der gleichen Geschicklichkeit überrascht zu seyn, durch Rechnungen und Combinationen die leeren Räume der Geschichte und die einer Inscription auszufüllen.

Wie alle wahre Gelehrte so zeigt sich der Verfasser gerecht gegen seine Vorgänger; er kann dem Reisenden Procke nicht genug danken, der, indem er zuerst die memnonischen Inschriften sammelte, die seitdem nur zu sehr vernachlässigte Aufmerksamkeit hatte, jede derselben an der Stelle abzubilden, die sie einnimmt, und dessen Zeichnungen für ihn die sichersten Führer bei seinen chronologischen Inductionen gewesen sind. Die Herren Leake, Hamilton, Salt erhalten auch ihren Theil an Lobsprüchen.

Gern sieht man den ehrenwerthen Austausch der Mittheilungen und Dienste zwischen zwei Ländern, die geschaffen sind, um sich zu begreifen und zu schätzen. Es ist eine englische Literatur-Gesellschaft, die Gelegenheit zu diesem Werke gegeben, die es verlangt, die es möglich gemacht hat. Im Besitz der Papiere des Herrn Salt, hat sie kein wirksameres Mittel gefunden, sie auf eine der gelehrten Welt nützliche Weise bekannt zu machen, als sie den Kanal überschreiten zu lassen. Das Vaterland Bentley's, Paeson's hat sich wegen einer philologischen Arbeit an einen Franzosen gewendet. Nach einem gerechten und hochherzigen Gedanken, der geeignet ist, eine neue Art von Sympathie zwischen beiden Völkern zu wecken, hat sie zugleich den Entdeckungen und Eroberungen eines unserer Mitbürger in den ägyptischen Alterthümern und der Nation, die zuerst den alten Ruhm der Pharaonen aus den Gräbern wieder hervorgerufen und deren Soldaten mit ihrem siegreichen Schwerdte ihre Namen neben griechische und römische an den Fuß der Pyramiden und in den Ruinen von Theben eingegraben haben, gehuldigt. Herr Letronne hat auch, ein friedlicher Eroberer, seit langer Zeit verdient, daß man auch den seinigen dort eingrabe.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 878. Hamburg. Sonnabend, den 21. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die Prätendenten.

### Geschichtliche Zusammenstellungen von Jules Janin.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Ich habe die Geschichte von Carl Eduard, letzten Prinzen des Hauses Stuart, gelesen. Ich habe dies Buch zweimal gelesen; zuerst nahm ich ein Interesse daran, wie man an einer vergangenen Geschichte Interesse nimmt, wenn sie naiv erzählt worden und voller sonderbarer Begebenheiten ist; hernach interessirte ich mich dabei, wie man sich für eine gegenwärtige Geschichte interessirt, die man mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Händen greift. Unter dieser Beziehung bin ich darauf verfallen, die Analyse der Geschichte des gesammten Hauses Stuart zu machen. Man wird im Verlauf dieser Erzählung sehen, daß man nur einige Namen zu ändern braucht, um aus dieser Geschichte eine Geschichte unserer Zeit zu machen.

Fünfundachtzig Jahre, eines Menschen Leben, sind für das Haus der Stuarts hinreichend gewesen, um groß zu werden und zu verschwinden; vier Könige waren hinreichend, um das gesammte Mißgeschick zu tragen, zu welchem dies Geschlecht von der Wiege an verdammt war.

Der erste von den Vieren, Jacob I., starb auf seinem Bette, nachdem er die Regierung einem Günstlinge, Buckingham, so eine Art anticipirten Hofmannes Ludwig XIV., frivol und lasterhaft, tapfer und galant, wie es späterhin der Marschall Richelieu war, überlassen hatte. Dem Könige Jacob folgte Carl I., ein wahres Stuart von Herzen, im Muthe, im Starrsinn und in Unglücksfällen.

Carl I. war weit mehr der Zögling des Buckingham als des Königs Jacob. Der französische Einfluß machte sich frühzeitig bei dem jungen Prinzen bemerkbar. In den Lehrsätzen der absoluten Gewalt auferzogen und genährt, verfuhr Carl I. es damit, daß er England nach Frankreich beurtheilte. Frankreich hatte den leidenden Gehorsam mindestens noch für hundert Jahre in Aussicht; England war mit seiner Hingebung für seine Könige am Ende. Schon hatte es zwei Theile aus der Allmacht gemacht, einen Theil für den König, einen Theil für sich selbst. Und wenn das Volk einmal aufs Theilen der Macht verfällt, so kommt es bald zu dem großen Schlusse, zu dem Schlusse, gegen den sich nichts einwenden läßt: weil ich der Löwe bin!

Zwölf Jahre verstrichen, während welcher die Nation damit beschäftigt war, seine Rechte und seine Pflichten zu discutiren und vor allen einen Vorwand zur Kundgebung seines Trachtens zu suchen. Dieser Vorwand fand sich endlich. Es war derselbe Vorwand, der allen Völkern der Welt gedient hat und dienen wird: die Besteuerung. Hampden gab das Signal; ein edler und hochherziger Bürger, der an der Umwälzung nicht zweifeln konnte, die sein Widerstand zur Folge haben mußte.

Zu jener Zeit (1636) spielte die Religion in England noch in allen Fragen, vor allem in den Fragen, welche sich auf die Freiheit bezogen, eine Rolle. Der Puritanismus, das heißt die Reform in allem, was sie Herbes hat, kam den republikanischen Begriffen, welche sich in der Seele der Nation die Bahn brachen, ohne daß sie es wußte, vortrefflich zu statten. Der Covenant ward zu Edinburg unterzeichnet; das Erzbisthum ward abgeschafft, und es stand eine schottische Armee auf, um die neuen Meynungen zu verfechten.

Carl I., wechselsweise aufbrausend und furchtsam, oft Sieger, aber es nicht verstehend, sich den Sieg zu Nutze zu machen, wußte nichts anderes als Parlamente einzuberufen und wieder aufzulösen. So kam er, immer mehr Terrain verlierend, zu seinem funfzigsten und letzten Parlamente.

Dies letztere Parlament ist unter allen legislativen Versammlungen unter dem Namen des langen Parlaments berühmt geworden. Der erste Act der Gemeinen war, ein Gesetz zu machen, welches dem Könige die Gewalt nahm, die Parlamente zu vertagen und aufzulösen. So ward das Parlament durch dies Gesetz plötzlich eine eben so dauernde und unverrückbare Gewalt als die des Königs.

Der zweite Act des Parlaments bestand darin, den Lord Strafford, Minister und Freund Carls I., in Anklagestand zu versetzen. Strafford ward im Londoner Tower eingeschlossen; zur nämlichen Zeit ließ das Parlament die Schriftsteller in Freiheit setzen, die dort in Haft waren. Die Preßfreiheit, die allen Freiheiten vorangeht, da sie deren Führte ist, brach sich schon Bahn. Auf dem Verzeichnisse der Journalisten jener Zeit liest man den Namen Miltons; es war in der Zeit, wo Olivier Cromwell nur noch ein schlichter Lieutenant war.

Strafford, ein Mann, der es wußte, wie sich die Sachen machen, sah gleich ein, daß er ein Kind des Todes sey. Das Beispiel Richelieu's war auch sein Verderben gewesen; eben so gebieterisch, als der Cardinal-Minister, und vielleicht auch eben so gut geschaffen, den Befehl zu führen, hatte Strafford nicht darauf geachtet, daß die Zeit nicht dieselbe sey, eben so wenig als die Nation. Die Zeit und die Nation, beide waren in England um ein Jahrhundert voraus. Die Vertheidigung Straffords vor seinen Richtern ist ein Meisterstück der Resignation und der Beredsamkeit; seine armen kleinen Kinder, deren darin, als schon ihrer Mutter beraubt, der Heiligen, die im Himmel ist, wie Strafford sagte, gedacht wird, würden andere als politische Richter erweicht haben; aber die politische Anklage hat das Eigenthümliche, daß sie, wenn nicht ehrlos, unbeugsam ist; sie hat durch Strenge die Schande ausgeglichen, die sie nicht auflegen kann. Ueberdem ist eine politische Verurtheilung eine Art von Duell; der Richter, welcher heute tödtet, hält sich durch die Gefahr freigesprochen, welche er gestern gelaufen, oder die ihn morgen erwartet. Am 22. Mai 1641, Morgens, war Strafford auf dem Wege zum Schaffott; als er am Fuße des Towers vorbeikam, senkten sich zwei alte



Digitized by Google

Hände über sein Haupt, um ihn zu segnen: es waren die Hände des Erzbischofs Laud. Im Stecken wünschte Strafford seinem Vaterlande Ruhe, und daß er der Einzige seyn möchte, der das Leben einbüßte! Das sind aber Wünsche, die im Anfange der Revolutionen stets getäuscht werden.

Inzwischen bringt die Revolution, nachdem sie, ohne einen Augenblick stillzustehen — denn nichts hemmt die Revolutionen, wenn sie einmal im Gange sind, weder das Verbrechen noch die Tugend, weder die Todesstrafe noch der Ruhm, noch die aufgehäuften Trümmer — Zeuge von der Hinrichtung Straffords gewesen ist: Irland eben so zum Aufstand, wie sie Schottland aufgeregt hat; zur selbigen Zeit erklärt das Parlament sich zum Oberhaupt der bewaffneten Macht, so wie es sich schon für unabsetzbar erklärt hatte. Von einem Anklage-Decret bedroht, geht die Königin Henriette nach Frankreich ab. Carl Stuart zieht sich nach York zurück, in offener Feindschaft mit dem langen Parlamente.

Diese Königin Henriette ist das sechste Kind Heinrich IV., sechs Monate vor der Ermordung ihres Vaters geboren und neun Jahre nach der Mordthat an ihrem Gemahl gestorben. Nachdem diese Königin Henriette von England so oft den Ocean über so viele und so mannichfache Pracht in Erstaunen gesetzt hatte; nachdem sie sich unter der Trauer für ihren Gemahl neun Jahre lang vergraben, sah der Cardinal von Retz sie im Louvre, wegen Mangels an Lebenskraft unfähig, sich aufzurichten! So spielen die Revolutionen mit! Je höher man gestellt ist, desto schleuniger ist der Sturz; je mehr man den Feinden preisgiebt, um so mehr wird man ausgeplündert. Einen Tag nach den drei Juli-Tagen, mußte Madame Dauphine sich ein Reisekleid borgen, und der kleine König Heinrich V. konnte in dem Hofe seines Gasthofes nicht spazierengehen, weil er keine Schuhe hatte!!

Carl I. ließ, von seinem Parlamente getrennt, die königliche Standarte aufpflanzen. Es war dies das Signal zum Bürgerkriege, dieses schrecklichen Unglücks aller Geschichten der Welt! Dadurch ist es immer, daß die Nationen ihren Verfall oder ihre Fortschritte bezeichnen; auch ist es im Bürgerkriege, wo sich vor allem die großen Seelen und ein großer Muth zeigen. Diese ungeheuren Erschütterungen, welche alle Lagen gleich machen, welche alle in dem großen Haufen verborgene Superiorität an die Oberfläche bringen, haben das Gute, daß sie ganz gewiß dem Volke an dem Tage einen Heros geben, wo es, an Blut erschöpft, eines Heros bedarf; damals nannte dieser Held sich Oliver Cromwell; späterhin sollte er Napoleon Bonaparte heißen.

Oliver Cromwell war im letzten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts geboren, und war doch älter als der hundertjährige Richelieu; in seiner Jugend war er ein Biersäufer und ein Raufbold gewesen; aber einundzwanzig Jahre alt geworden, ward der Säufer ein religiöser Enthusiast. Zweimal ein Mitglied der aufgelösten Parlamente, fand Cromwell sich endlich auch in dem langen Parlamente wieder vor. Kaum hatte die Revolution ihre ersten Schritte gethan, als sie auch Cromwell als ihren Führer und Gebieter bezeichnete. Cromwell und die Revolution verstanden sich gleich Anfangs; der erste Dienst, den Cromwell dieser Revolution erwies, bestand darin, ihr ein Princip, das religiöse Princip, zu geben, während er den Royalisten das alte Princip der Monarchieen, das Princip, welchemnach sie immer zu beklagen und zu entschuldigen seyn werden, die Ehre, ließ.

So führte Cromwell denn einen offenen Krieg gegen Carl I. An der Spitze der Independenten, einer aus den Puritanern hervorgegangenen Secte, lieferte Cromwell Schlachten zu London im vollen Parlamente; und außerhalb schlug er den König Carl vollständig. Carl ward von den Heiligen Schottlands den Gerechten Englands verkauft und ausgeliefert. Der Gefangene ward nach dem Castell Holmby, von Holmby nach Newmarket, von Newmarket nach Hamptoncourt geführt; hernach brachte man den König von Hamptoncourt nach der Insel Wight und endlich nach Windsor, indem die Armee mit lauter Stimme begehrte, der König solle in Anklagestand versetzt werden.

Es begegnete dem König Carl I., was Strafford begegnet war: so wie er ein Gefangener geworden, war er dem Tode geweiht. Die Independenten hatten die gemäßigten Presbyterianer aus der Mühlkammer verjagt; da war es, wo das Parlament, ein Sclave der Armee, in der Meynung den Namen veränderte und der Rump genannt ward. Cromwell aber unterstützte dies verachtete Parlament.

Durch Cromwells Gewogenheit allmächtig, erließ der Rump eine Bill, welche das Oberhaus cassierte. Es ward eine Acte erlassen, durch welche hundertundfünfundvierzig Richter, oder bloß dreißig, autorisirt wurden, Carl Stuart, dem Könige von England, den Proceß zu machen. Es waren nur sechszig Richter da, um das Urtheil zu fällen, Cromwell an der Spitze.

Ha! dieser Cromwell, welch ein Mann! Bossuet hatte schon Recht, daß er diesen Namen vor Ludwig XIV. nicht aussprechen wollte. Wie hätte die königliche Macht bei dem Namen eines Mannes erbleichen müssen, der einen König von Gottes Gnaden einem Henker überantwortet hatte! Welch ein Gegenstand des Schreckens war dies unter den Königen der Erde! Merkt es Euch, Ihr, die Ihr auf Erden richtet! sagte Bossuet. Würde Bossuet sich wohl mit so vielem Eifer mit Henrietten und ihrer Mutter, diesen beiden so rührenden Todtenköpfen, beschäftiget haben, wenn er nicht auf seinem Wege, sie zu schauen und im Profil zu malen, die große Gestalt des Oliver Cromwell gefunden hätte?

Als der König Carl Stuart vor seinen Richtern erschien, erblaßte Cromwell einen Augenblick; aber das war auch alles. Der König Carl vertheidigte sich mit Würde und Muth. Nur die Stimme einer Frau erscholl oben von der Tribune herab zur Vertheidigung des Monarchen, und ein Mann aus der Menge rief ihm zu: Gott schütze Sie, Sire! Wer diese Frau war, das weiß man; es war die Lady Fairfax; aber der Mann blieb unbekannt in dem großen Haufen. Man wird in dieser ganzen Revolution sehen, daß die Frauen die edle Rolle spielen. Als Carl I. zum Schaffott ging, da reichte ihm ein junges Mädchen die Rose, welche sie in den Händen hielt.

Endlich ward Carl I. verurtheilt, zum Tode verurtheilt: es ist dieses ein königliches Vorrecht. Als Cromwell das Urtheil unterzeichnen sollte, beschmierte er, immer ein Lustigmacher, selbst im Blute, dem Henry Martyn, seinem Collegen, das Gesicht mit Dinte; der Königsmörder Martyn machte es dann mit Cromwell eben so. Auch die übrigen Königsmörder unterzeichneten das Urtheil, meistens unleserlich die Lumpe, sie fürchteten sich wegen einer so großen Missethat! Die Richter Ludwigs XVI. wären honorabler und kühner. Als der Obrist Ingolsby zufällig eingetreten war, da das Urtheil unterzeichnet wurde, so fielen die Königsmörder über ihn her, Cromwell steckte ihm mit Gewalt die Feder in die Hand, und zwang ihn, aus vollem Halse lachend, seinen Namen Ingolsby unter ein Todesurtheil zu setzen, dem er fremd war.

Das hat Ludwig XIV. schon sehr in Erstaunen setzen müssen, wenn einer kühn genug gewesen ist, ihm diese Geschichte zu erzählen.

Man sieht es wohl ein, daß die kleinen Revolutionaire, welche so zum Zeitvertreib Revolution gespielt hatten, da, als sie es inne wurden, daß die Sache so gedulich ernsthaft wurde, gern eingelenkt hätten; das zeigt sich an Fairfax und an dem Obristen Harrisson: aber die Revolution war taub für jedes Hinderniß. Am 30. Januar 1649 überlieferte Carl I. sein Haupt einem verlarvten Henker. Cromwell ließ sich nach der Hinrichtung den Sarg des Königs öffnen: er wollte sich

Digitized by Google

seines Sieges versichern, indem er dessen Leiche berührte. Es war schon in der That Carl I., der König!

Nun war Cromwell, als er gesehen, wie leicht es sey, einen König zu tödten, nur darauf bedacht, weiter zu gehen, jedoch die Revolution festzuhalten, die ihn zum Herrn gemacht hatte; denn eine der größten Verlegenheiten der Usurpatoren sind die Revolutionen, deren Werk sie sind. Das erste, was sie zu thun haben, wenn sie zu ihrem Ziel gelangt sind, besteht darin, dieselbe Revolution zu hemmen, mit der sie gegangen sind, der sie alles verdanken. Man giebt es zwei Mittel, eine Revolution zu tödten: indem man diese Revolution zurückweichen läßt, oder auch indem man mitten durch sie hindurchschreitet.

Inzwischen war Irland aufgestanden. Cromwell ward mit siebenzehntausend Veteranen dahin gesandt. Irland ward durch Schwerdt und Feuer verheert. Nach Irland kam die Reihe an Schottland. Sonderbare Menschen, diese Schotten! sie verkaufen Carl I. an seine Henker; sie knüpfen den Royalisten Montrose am Galgen auf; und gleich hinterdrein waren sie die ersten, welche Carl II. als König von England ausriefen. Weiterhin wird man sehen, wie sie vollends ihre Nationalität für Carl Eduard einbüßen.

Cromwell schlägt die Schotten zu Dunbar; er bemächtigt sich eines Theiles von Schottland. Im nächsten Jahre, am nämlichen Tage der Schlacht von Dunbar, schlägt derselbe Cromwell Carl II. zu Worcester und verkauft achttausend Gefangene als Sclaven nach Amerika. Besiegt, verkleidet Carl II. sich und wird flüchtig; die Tochter seines Wirthes, die sich hinter ihm auf das Pferd setzt, wird seine Retterin. Auf seiner Flucht hatte Carl II. den Ruhm, einer Eiche seinen Namen zu geben. Carl Eduard hätte den seinigen einem ganzen Walde geben können.

Cromwell kehrte nach London zurück, und seine Rückkehr war ein Triumph. Cromwell brachte die kostbarste Beute mit sich nach England, nämlich das ehemalige Königreich der Maria Stuart, und verwirklichte so den noch immer unvollendet gebliebenen Traum der mächtigsten Könige von Großbritannien.

Was der englischen Republik zu Hülfe kam, das war das Gold der Geistlichkeit; das Gold der Geistlichkeit mußte auch der französischen Republik eine Stütze seyn. Ist das nicht ein Phänomen, an welches Bossuet in seinem Discours sur l'histoire naturelle nicht gedacht hat? England war nie so reich gewesen!

Zur selbigen Zeit ward die Republik auch auswärts anerkannt; Westindien, die Barbaden und Virginien begrüßten sie mit Entzücken. Die englische Flagge ward von allen Flaggen in Europa achtungsvoll begrüßt. So hielt Cromwell die Republik vier Jahre und drei Monate aufrecht. Nach dieser Frist ging ihm aber die Geduld aus; er wollte ganz Herr seyn und gab das Beispiel, welches Bonaparte zu Saint-Cloud befolgte. Das lange Parlament zerstreete sich auf die Worte Cromwells: Ihr seyd kein Parlament! Ich sage Euch, daß Ihr kein Parlament seyd!

Das machte, weil Cromwell, eben so wie Bonaparte, die Gewalt und nicht die Freiheit wollte. Cromwell und Bonaparte haben sich alle beide den Augenblick der Erschöpfung und des Schreckens bei den Völkern, die in Revolution sind, und wenn sie sich nach dem Wege umsehen, den sie zurückgelegt haben, zu Nutz gemacht; dann wünschen die Völker nichts sehnlicher, als sich einen Augenblick auszuruhen, ehe sie weiter gehen, überglücklich, wenn sie im Schatten eines großen Mannes rasten!

Cromwell hatte alle die Parteien für sich, die dem Sieger niemals fehlen: die Partei des erlegenen Königs, welche die Gewalt aus Gewohnheit begrüßt; die erzbischöfliche Partei, welche der Stütze des Gebieters bedarf; die Militair-Partei, der es einleuchtet, daß man ihrer nöthig hat; endlich die Partei aller derjenigen, die etwas zu erhalten oder etwas zu verlieren haben. Nur die ersten Männer seiner Partei und die wahrhaften Republikaner schaareten sich nicht um den neuen Gebieter her. Aber es ist schon ein großes Glück für denjenigen, der zur höchsten Gewalt gelangt ist, der Partei entledigt zu seyn, die ihm dazu verholfen hat. Zuvörderst ist er jeder lästigen Dankbarkeit überhoben, und nächstdem wissen die besiegten Parteien es ihm Dank.

Cromwell, seiner Sache, daß er der Gebieter sey, schon gewiß, ließ sich von dem Volke bitten, das Protectorat anzunehmen. Bonaparte ließ sich ebenfalls von dem Volke bitten, sich zum Kaiser machen zu lassen. Cromwell wagte es nicht, sich bitten zu lassen, König zu seyn. Als er erst Protector war, da schuf er sich ein Parlament; nun war er Herr, und er benahm sich als ein ächter Usurpator, dem es Noth thut, ein großer Mann zu seyn: er schirmte sein Königreich; er war tolerant in Religion und Politik. Er wählte für seine Regierung die Verständigsten und Tüchtigsten, ohne Rücksicht auf die Meynung. Seine Regierung war thätig und stark nach Innen, energisch und glorreich nach Außen. In den Tractaten Frankreichs und Englands unterschrieb sich Ludwig XIV., nachdem so stolz, immer erst nach Cromwell.

Alle Völker von Europa würden, wenn sie gewußt hätten, was England unter der Regierung dieses mit dem Blute eines Königs befleckten Mannes war, große Reflexionen gemacht haben, indem sie es so mächtig und so stark gesehen; aber diese große Revolution Englands ist, in Ermangelung eines bischen Freiheit in Frankreich, dahingegangen, ohne daß Frankreich kaum etwas davon gewahr geworden ist.

Diejenigen, die sie zuerst beachteten, Bossuet, Pascal, erschraken nur davor als wahre, der doppelten Autorität des Königs und des Papstes unterworfene, Christen. Wenn Bossuet Cromwells zu erwähnen hat, wagt er es nicht, seinen Namen auszusprechen, und Pascal freut sich nur über das Körnchen Sand, das er in seiner Harnröhre gehabt. Rom selbst sollte vor ihm zittern; aber nun ist er todt; seine Familie ist heruntergekommen, und der König wieder hergestellt!

Cromwell starb zu rechter Zeit, wie alle glückliche Usurpatoren. Als er starb, war seine Aufgabe gelöst: er hatte den Königen die furchtbaren Lehren gegeben, welche den Völkern mehr als den Königen zu Gute kommen.

Dann legte er sich in ein königliches Grab, das er aber bald wieder räumen mußte, um an einem Galgen zu hängen. Sein Sohn Richard entfloh aus dem Pallaste seines Vaters wie ein Dieb in der Nacht, und nahm als alleiniges Andenken seiner Größe die Adressen und Glückwünsche der guten Stadt London mit sich. Heutzutage weiß man nicht mehr, wo die Reste der Familie Cromwell geblieben sind.

Heutzutage ist der letzte Gatte der Wittwe von Carl Eduard, Herr Fabre, ein obscurer Maler, zu Marseille verstorben.

Heutzutage ist der Herzog von Reichstadt verstorben, den Degen Napoleons einem Muselmann vermachend, weil er ihn nicht einem Manne hinterlassen konnte. Sein Vetter, ein Bonaparte, hat sich zu Rom an einer Ruine aus den Zeiten Augustus den Schädel zerschmettert; und den andern Tag hat man an dem Ufer von Athen, zwischen einer Ruine aus den Zeiten des Pericles, aus einem Fasse mit Weingeist den Körper noch eines Bonaparte hervorgeholt. Es ist unlängst zur Kunde gekommen, daß die Wittwe des ermordeten Herzogs von Berry, die Mutter des vierzehnjährigen Prätendenten Heinrichs V., in der Vendée gehetzt gleich Carl II., sich nicht unter eine Königseiche, sondern unter den, für sie bürgerlichen, Namen des Lucchesi-Palli geflüchtet hat.

Was würde Bossuet sagen?

Man lasse es nicht außer Acht, daß das Protectorat Cromwells eben so wenig wie die vier Jahre der Republik, wie der Tod des Stuarts der Freiheit Englands geschadet hat. England war factisch frei; es benutzte das Blut des Königs, es benutzte den Despotismus Cromwells,



Digitized by Google

es wußte selbst die Mängel Carls II., alle Vorfälle und alle Zufälle zu benutzen, um frei zu seyn. Von dem Augenblicke an, wo es Englands Wille war, frei zu seyn, war es frei. Diejenigen, die es hinführo regieren wollen, werden schon gezwungen seyn, es frei zu lassen, wenn sie willens sind, es lange zu regieren.

Man sehe, mit welcher Leichtigkeit England sich des Sohnes von Olivee entledigt! Was ist aus Richard Cromwell geworden? London hat nicht einmal nöthig gehabt, gegen den Sohn des Protectors in Harnisch zu gerathen. Der General Monck, ein alter Freund des Lord Protectors, kommt nach London, und fragt, wie England gesonnen sey. England antwortet, es wolle keinen Protector mehr, und nun giebt Monck ihm einen König. England nimmt diesen König aus den Händen Mancks ohne alle Bedingung.

Da bestieg Carl II. ein Schiff der englischen Flotte im Haag, und landete am 26. October 1660 zu Dover. Das Volk jauchzte dem neuen Könige entgegen. Die Restauration überließ sich Anfangs vielen Lustbarkeiten. Nach den Lustbarkeiten kamen die Hinrichtungen. Carl II., der sich auf dem Throne, welcher noch ganz warm von Olivee Cromwell war, nicht ganz behaglich fühlte, gab sich allen Arten der Liebe und der Rache hin: er ließ Blut fließen und theilte verschwenderisch Blumen aus; die Henker und die Dichter hatten vollauf zu thun unter seiner Regierung. Carl II. war genügsam gegen die Republikaner, von welchen er nichts zu fürchten hatte; er war undankbar gegen die Cavaliere, die ihm gedient hatten; er vergaß keine persönliche Rache, aber er vergaß die Auslösung der besiegten Royalisten, die Cromwell nach seinen Siegen weggegeben oder verkauft hatte.

Währenddem verfuhr Carl II. eben so, wie sein Vater es gethan; er cassirte erst ein Parlament, dann das andere; er hatte den Gemeinen eine Bill vorgelegt, um den Herzog von York von der Thronfolge auszuschließen zu lassen: die Gemeinen verwarfen die Bill. Die Gemeinen wußten recht gut, was sie thaten; sie hielten an ihrem Herzog von York, der Herzog von York sollte für Carl II. zahlen.

Carl II. starb allmächtig in seinem Bette und in seinem Pallaste. Er war, wie sein Vater, ein verfehlter Franzose, geistreich, sorglos, Egoist, und, was schlimmer ist, unbekannt mit dem Werthe des großen Wortes: das Volk.

Uebrigens war dies Jahrhundert Cromwells das Jahrhundert von Shaftesbury, Milton, Newton, Locke. Die Revolutionen schaden nie dem Genie; zuvörderst setzen sie dasselbe in Erstaunen, und wenn das Genie erstaunt ist, so wird es zum Producirer gedrängt: es will der Welt Erstaunen durch Erstaunen vergelten.

Carl II. hinterließ also auch seinen Richard Cromwell. Jacob II., der Bruder Carls II, war in der That ein Monarch, an welchen der Prinz von Condé recht gut dieselbe Frage hätte richten können, die er an den Sohn des Protectors richtete, ohne ihn zu kennen: Was ist aus dem dummen und blödsinnigen Richard Cromwell geworden? Jacob II. hatte eine große Aehnlichkeit mit Carl II.; es war ein ächter Stuart im Starrsinn, in der Schwäche, in der Unwissenheit aller Dinge, der Thatsachen und der Menschen. Er hatte überdem noch, mehr wie seine Vorvorfahren, die Schwäche, an die katholische apostolisch-römische Kirche zu glauben, ein Verrath an ganz England, den es ihm nicht vergeben konnte. Inzwischen ließ auch Jacob seiner Privatsache freien Lauf. Der Herzog von Monmouth, dieser feindliche Sohn des feindlichen Carls II., ebenfalls eine Art von Franzose, der sich in der Zeit irrte und der die Fronde nach England zu verpflanzen suchte, ward wie ein Besiegter der Ligue behandelt. Nach jeglichem Flehen und Selbsterniedrigung, starb der Herzog von Monmouth dann doch als ein Gentleman, auf den das Volk sein Auge gerichtet hat, mit vielem Muthe.

Trotz dieser strengen Beispiele, trotz seines Richters Jeffries, des englischen Laubardemonts, des Musters der Ankläger, ging Jacob II. mit jedem Tage seinem Untergange entgegen. Eines Tages fiel es dem Volke ein, daß es der Stuarts genug habe, daß von ihnen nichts Gutes mehr zu gewärtigen sey. Was hätte die englische Nation auch wohl noch für die Familie der Stuarts weiter thun können? Jacob II. hatte sich weder den Tod Carls I., noch das Leben Carls II. zur Lehre dienen lassen. England hatte gleich sehr vor seinem eigenen Zorne wie vor seinem früheren Behorsam Scheu, und so beschloß es denn, Jacob II. ohne weiteres zu verjagen. So ging Jacob II. denn mit eben so wenig Ceremonie von dannen, wie Richard Cromwell, und England suchte sich, um es zu regieren, in Holland den Prinzen von Oranien, unter dem Vorwande, daß er der Gatte der Tochter Jacobs II. war. Die Thronbesteigung des Prinzen von Oranien ist die erste Quasi-Legitimität, die in der neueren Geschichte vorkommt.

Als Jacob II. hörte, daß sein Nachfolger unterwegs sey, da entfloh er erst von London, und hernach verließ er mit seinem Sohne England. Die Engländer nennen das die glorreiche Revolution, und sie ist es auch wirklich, wenn sie damit sagen wollen, daß sie kein Blut gekostet hat.

Wilhelm der so zu einem sehr wichtigen Throne unter den Thronen dieser Welt kam, verstand sich zu all den Bedingungen, die das englische Volk ihm auferlegte. Wilhelm und Marie acceptirten willig die Revolution von 1640, und die Revolution acceptirte ihrerseits den König, der ihr so eben zur Hand war.

Zur damaligen Zeit war Ludwig XIV. König von Frankreich und allmächtig. Er sah, ohne sich sehr darüber zu verwundern, den vom Throne seiner Vorfahren vertriebenen Jacob II. zurückkehren. Anfangs gab der König von Frankreich dem Könige von England so viel, daß er die Schlacht von Boyne verlieren konnte, und nachher gab er ihm noch einmal das Nöthige, um auch die von La Hogue verlieren zu können.

Zum letztenmale besiegt, kehrte Jacob II. abermals zu Ludwig XIV. zurück, der kein anderes Hülfsmittel mehr hatte, als diesen ausgeraubten König mit all den egoistischen Egards aufzunehmen, die er der Königswürde schuldig zu seyn glaubte. Eitle Egards, dergleichen! armselige Ceremonien, die niemanden mehr imponiren, am allerwenigsten den Hofleuten.

Nachdem Jacob II. durch das königliche Mitleid Ludwig XIV. gegangen war, zog er sich nach St. Germain zurück, das ihm Frankreich lieh. Ein lächelndes Exil, wenn man von einem Exil sagen kann, daß es lächelnd sey. Zu St. Germain ward aus dem Konige Jacob II. ein christlicher Jacob. Er starb unter dem Gebete, welches Carl X. jeden Abend betet: „Ich danke Dir, Gott! wenn Du mir drei Königreiche genommen hast, um mich zu bessern."

Dies Gebet war schön und passend im siebenzehnten Jahrhundert. Es war damals eine achtungswürdige Tröstung — jetzt ist es ein lächerlicher Anachronismus.

Jacob II. hinterließ einen Sohn, welches Jacob III. war, aber Jacob III. zu St. Germain.

Jacob III. war der Vater Carl Eduards, des jungen Prätendenten, und Heinrich Benoits, des Cardinals von York.

Wir wollen also diese interessante Parallele fortsetzen. Es dürfte nicht ohne Belehrung und nicht ohne Nutzen seyn, zu hören, was aus den königlichen Personen geworden ist, die ganz und gar ihre Throne eingebüßt haben.

Es dürfen der Zusammenstellungen inzwischen nicht zu viele gemacht werden, denn sie sind zu leicht.

Man sehe in der That nur, wie Carl I. Ludwig XVI. ähnlich ist, das lange Parlament dem National-Convente, Cromwell Bonaparten, die beiden Söhne Carls I. den beiden Brüdern Ludwigs XVI., Carl II.

Digitized by Google

ohne Kinder Ludwig XVIII., Jacob II. Carl X., der Prinz von Wallis, genannt das Wunderkind, dem Herzoge von Bordeaux; dem Wunderkinde; Maria von Este, Schwester des Fürsten von Modena, der Caroline von Neapel. Und wie viele andere Zusammenstellungen ließen sich noch machen!

Die beiden Völker machen denselben Kreislauf und geben sich denselben Leidenschaften hin. In Frankreich wie in England beginnt das geschichtliche Drama damit, womit alle Theater-Tragödien endigen, mit dem Tode eines Fürsten; dann kommt die Republik, darnach die Emigration, nach dieser die Militair-Usurpation, dann noch eine Restauration während zweier Regierungen, dann eine unbedachte und unglückliche Deutung des göttlichen Rechts in der parlamentarischen Constitution, und endlich ein von regellos zusammengerufenen Kammern decretirter Dynastie-Wechsel, so daß sich dann alles in einer Quasi-Legitimität endigt!

Und gäbe es nicht auch noch eine gleich traurige Parallele zwischen dem Hofe von St. Germain und dem Hofe von Holy-Rood?

Eines Tages schauten vierzehn alte schottische Edelleute, ganz verstümmelt, traurig hin nach dem alten Schlosse ihres entthronten Königs, als sie ein Kind von sechs bis sieben Jahren erblickten, das eben in eine Kutsche steigen wollte. Dies Kind war der Prinz von Wallis, der Sohn Jacobs. Es erkannte sogleich die Diener seines Vaters. Das Kind lief diesen Edelleuten mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aus dem unwiderstehlichen Antriebe des alten und heiligen Royalismus, welcher so lange die Religion der häretischen Gemüther gewesen ist, warfen sie sich vor dem königlichen Kinde auf die Kniee; das Kind hob sie auf und sprach ihnen zu, wie ein Mann es gethan haben würde. Es gab ihnen seine Börse, es umarmte sie alle vierzehn, und sie entfernten sich, arm und verstümmelt, wie sie waren, voller Hoffnung und unter dem Ruf: Es lebe der König!

---

## Pittoreske Gemälde von Indien.

(M. vergl. Nr. 875, 878 u. 877 unf. Bl.)

### Madras. — Die Mousson.

(2.)

Sobald ich das Alter der Mündigkeit erreicht hatte, traf ich Anstalten, meine Plane zu weiten Reisen zu verwirklichen. Indien war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen. Ich machte meine Ueberfahrt auf dem Atlas, einem Schiffe der Compagnie und nach einer glücklichen Reise von etwas mehr als zwei Monaten hatten wir am 26. September die Küste Asiens im Gesicht. Beim Anbruche des Tages erschien das Cap Comorin am fernen Horizonte wie eine dichte Wolke. Wir umsegelten es gegen Mittag und fuhren mit frischem Winde längs der Küste von Coromandel, unsere Augen an dem pittoresken Anblick weidend, wodurch diese Ufer berühmt sind. Die glänzenden Tinten, welche die Heiterkeit des Klima's, die Reinheit der Luft und der wolkenlose Himmel über alle Einzelnheiten der Landschaft verbreiten, wechselten bis ins Unendliche im Verhältniß, wie die Sonne am Horizonte emporstieg. Dieses ganz neue Schauspiel hatte für einen Europäer etwas so imposirendes, brachte einen so unbeschreiblichen Eindruck hervor, daß mein Herz schwoll. Zugleich stand Alt-England vor meiner Seele und ließ mich die Entfernung mit lebhafterer Sehnsucht empfinden, als ich sie noch seit meiner Abreise gefühlt hatte.

Wir lavirten eine Zeit lang vier Meilen vom Lande, ohne Hindernisse mit frischem Winde weiter schiffend. Wir segelten an der Insel Ceylon vorüber, mit ihren waldbekrönten Hügeln und ihren hervorspringenden Ufern, mit hohen Palmen und Kokosnußbäumen bedeckt. So wie wir uns mählig wieder entfernten, schien die Masse abzunehmen, bildete endlich nur noch einen weißen Punct am Horizonte und verlor sich zuletzt in der Abenddämmerung.

Nach vier Tagen einer reizenden Ueberfahrt gingen wir in der Rhede von Madras vor Anker. Sie bietet dem ankommenden Fremdling einen prachtvollen Anblick dar. Die Kastbarkeit der Gebäude, erhöht durch den optischen Effect, die hohen Verandas,*) die terrassirten Dächer, die weißen Colonnaden, sich lustig hervorhebend auf dem Hintergrunde eines Himmels vom reinsten Azur-Blau; alles das gekrönt von der imponirenden Masse des Forts: die Wellen des schäumenden Meeres, das eine weitausgedehnte Küste rauschend bespült, die Verschiedenheit der Fahrzeuge, die seine Fläche durchschneiden, die Gruppen schwarzer menschlicher Gestalten, die man da und dort am Ufer emsig beschäftigt und versammelt sieht; alles das wirkt zusammen, den neugierigen Reisenden lebhaft zu ergreifen. Die Stadt, vom Meere aus gesehen, scheint sich weit über ihre Mauern auszudehnen und setzt durch ihre Größe in Erstaunen. Nach einer Ueberfahrt von vier Monaten über einen eintönigen Ocean betrachtet der Reisende mit Entzücken den verschiedenartigen Bau der Schiffe im Hafen, vom leichten Schifferkahn bis zum unförmlichen Catamaran, vom Boote massoulah von plumper Form bis zur flüchtigen Yacht und dem noch beweglicheren whesry.

Sobald der Atlas die Anker geworfen, ging ich, begleitet von einem halben Dutzend meiner Reisegefährten, auf einem massoulah ans Land. Diese Boote sind von einer sonderbaren Bauart. Sie haben die Form einer plumpen Barke; ihr Fond ist flach, sie haben kein besonderes Zimmerwerk und die Bretter oder Bohlen, woraus sie bestehen, sind bloß mit der äußern Rinde des Kokusbaumes belegt, die auch dazu dient, die Verbindungen der Zusammenfügung zu verdichten und zu calfatern. Sie enthalten zwei große Ruderbänke von oblonger Form. Das Ganze ist so beweglich, daß die Bretter des Bords dem Wellenschlag leicht nachgeben, der seine Kraft verliert, indem er weniger Widerstand findet. Auch trotzen diese Boote der Fluth, wie heftig und furchtbar sie auch sey, während keine andere europäische Schaluppe sich derselben je hat aussetzen können, ohne auf der Stelle in Stücken zerschmettert zu werden. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit vermeiden die Ruderer den Stoß der Wellen und lenken diese anscheinend so unförmlichen Maschinen auf dem stürmischesten Meere. Uebrigens werden diese Massoulah-Boote fast immer von Catamarans escortirt, damit, wenn eins von ihnen in Gefahr kommt, was bisweilen durch einen Fehler des Manoeuvres geschieht, der sie plötzlich auf die Spitze einer Brandung wirft, die andern den unglücklichen Passagieren zu Hülfe kommen, sie wieder auffischen und gerettet ans Ufer bringen können.

Glücklicherweise kommen die Hayfische selten der Küste nah, die den Bewegungen der Ebbe und Fluth ausgesetzt ist. Sie halten sich vorzugsweise in den ruhigern Gewässern der Rhede auf, so daß man selten von einem Unglück dieser Art, in Folge des Schiffbruches eines Massoulah, sprechen hört. Die Schiffer der Catamarans sind überdies so aufmerksam, daß die armen Schiffbrüchigen augenblicklich wieder aufgegriffen und in Sicherheit ans Ufer gebracht werden, zu ihrem eben so großen Erstaunen, als zur Ehre und zum Nutzen ihrer Retter.

Ein Catamaran ist nichts anderes, als drei große Balken, in Form einer Fähre mit einander verbunden, wovon der mittelste, längere als die beiden andern, sich erhebt und an den beiden Enden hervorspringt. An einem dieser Enden sitzt der Mensch, der mit dem Manoeuvre beauftragt ist (d. h. der das Steuer führt). Auf diesem Sitze, der kaum über der Oberfläche des Wassers ist, könnte man ihn von fern für eine

*) Bedeckte Balcons, oder vielmehr eine Art äußerer Gallerieen an den Häusern.

Digitized by Google

Möve oder sonstigen Wasservogel ansehen. Dieses ganz einfache Fahrzeug ist gewöhnlich zehn Fuß lang und achtzehn Zoll (?) breit.

Am 15. October zog man die Flagge auf, die zum Signal dient, um allen Schiffen anzudeuten, die Rhede zu verlassen und sich nicht durch die Mousson überraschen zu lassen. An demselben Morgen hatte man einige Symptome wahrgenommen, die gewöhnlich die Vorläufer des Kampfes der Elemente sind. Wolken in der Form leichter Flocken waren von Zeit zu Zeit am Horizonte erschienen und hatten sich bald in einen kaum an dem Blau des Himmels merklichen Dunst aufgelöst. Ein leichter Nebel erhob sich in der Ferne auf dem Wasser und schien allmählig dichter zu werden, ohne doch den Grad der Dichtigkeit zu erlangen, der erforderlich ist, die Strahlen der Sonne zu reflectiren, welche fortfuhr auf dem weiten Ocean eine einförmige Masse von Licht zu verbreiten. Eine erstickende Hitze erfüllte die Atmosphäre. Sie lastete auf den Lungen und erschlaffte die Seele.

Nachmittags änderte sich das Ansehen des Himmels. Der Horizont umschleierte sich mehr und mehr und die Sonne, die so glänzend aufgegangen war, schien ihre Laufbahn nur vollendet zu haben, um in der Dunkelheit zu sinken und sich den Augen der Menschen für eine lange stürmische Nacht zu entziehen. Massen von schwarzen und unheilschwangern Wolken schienen sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben, begleitet von heftigen Windstößen, die eben so plötzlich wieder aufhörten, um einer tiefen Windstille Platz zu machen, einer Grabesstille, als wenn die Luft völlig ihre Elasticität verloren und ihre belebende Kraft suspendirt hätte.

Inzwischen nahmen die untern Lagen des Horizonts eine röthliche oder vielmehr bronzefarbige Tinte an. Dies war die Wirkung der partiellen Refraction der Sonnenstrahlen auf die dichten Wolken, wovon dies Gestirn umgeben war.

Gegen vier Uhr war der Himmel ganz bedeckt und eine Art von dunkler Dämmerung verbreitete sich über die Stadt und über das Meer. Die condensirte Atmosphäre schien einen dichten Nebel zu bilden, der noch von dem Auswurf des Meeres, den die wachsende Gewalt der Winde auf die Erde sprützte, vermehrt wurde. Dann fing der Regen an, in Strömen zu fallen. Zu gleicher Zeit vereinigte sich ein schreckliches Windesheulen mit dem Geräusch der Wellen — es war ein unausgesetztes, betäubendes Tosen.

Da das Haus, das wir bewohnten, die Aussicht nach dem Ufer hatte, so konnten wir die Entstehung der Mousson in der ganzen Größe und furchtbaren Erhabenheit des Schauspiels beobachten. Der Wind beugte mit unwiderstehlicher Gewalt die belaubten Gipfel der hohen und schlanken Kokosnußbäume bis zur Erde. Zwischendurch trieb der Wirbelwind Säulen von Sand in die Höhe. Später schlug der immer dichter fallende Regen das sandige Ufer fest und bildete eine compacte und unbewegliche Masse. Blasse und breite Blitze zuckten durch die Wolken und da sie von allen Puncten des Himmels zugleich ausgingen, so hätte man sagen mögen, daß die Elemente sich in Feuer verwandelt hätten und der Augenblick des allgemeinen Weltbrandes gekommen sey. Die Donnerschläge, die unmittelbar darauf folgten, glichen der Explosion eines Pulvermagazins oder einer Artilleriesalve in einer Bergschlucht, wo die Echo's den Schall vermehren, ihm einen furchtbaren Nachhall leihend.

Obgleich die Luft ganz erhitzt war, und die ganze Natur mit einem allgemeinen Brande zu bedrohen schien, so warfen doch in einigen Theilen des Himmels, die von dichtem Dunst bedeckt waren, schwache und intermittirende Blitze nur einen bleichen ersterbenden Schimmer von sich und schienen vergebliche Anstrengungen zu machen, ihrem Gefängnisse zu entschlüpfen. Der Steuregen, der in Strömen fiel, entzog den Blicken alle Gegenstände, außer in denen Augenblicken, wenn das Gewitter sie flüchtig erleuchtete. Das Rollen des Donners war so stark, daß es in manchen Augenblicken dem Ohre schmerzhaft wurde. Das Meer, durch den Sturm aus seinem Bette gehoben, ergoß sich in schäumenden Wasserstrahlen über die Esplanade, die von dieser feuchten Bedeckung ganz weiß war. Dies erstreckte sich mehrere hundert Metres weit vom Ufer.

Während der Zeit, daß die Mousson dauerte, fand man auf den Dächern der Häuser der Stadt Fische von mehr als drei Zoll Länge, sey es nun, daß die Windstöße sie aus dem Meere geschleudert, sey es, daß sie von Wasserhosen, ein Phänomen, das in der Jahreszeit der Stürme ziemlich häufig ist, herausgehoben worden seyen. Wenn diese Wasserhosen oder Wirbel eintreten, so werden alle Gegenstände, die sich in der Sphäre ihrer Wirksamkeit befinden, in große Entfernungen auf dem Lande fortgeführt und in die bizarrsten Lagen versetzt. Diese Thatsache, die sich alle Jahre wiederholt, hat nichts ungewöhnliches für jeden, der einige Zeit in Indien gewohnt hat.

Als der Orkan den höchsten Grad erreicht hatte, so war die Hitze in gewissen Augenblicken unausstehlich; besonders nach den beiden ersten Tagen legte sich in Intervallen der Wind, und dann war auch kein Lüftchen, nicht der kleinste Windeshauch fühlbar. Der Puka *) allein bot eine Erleichterung dar, obwohl unzureichend genug für die Beklemmung, die jedermann während der Zeit der Mousson empfindet. Aber das war das geringste unserer Leiden. Insecten aller Arten krochen an den Wänden herauf und die scheußlichsten Reptilien schlüpften auf dem Fußboden umher. Legionen Ameisen und Eidechsen, durch die Wasserströme aus ihren finstern Schlupfwinkeln getrieben, überschwemmten unsere Wohnung. Scorpionen, Kraben, Kröten, Tausendfüße und selbst Schlangen drangen sogar in unsere Zimmer ein, wie wenn sie sie für die Hospize gehalten hätten, welche die überspannte Menschlichkeit der Hindu's denen verirrten und ihres Zufluchtsortes beraubten Thieren öffnet. Wir hatten wenig Mühe, uns der Kröten, Tausendfüße und Schlangen zu erwehren; aber was die Scorpionen, die Eidechsen, die Ameisen betrifft, so spotteten ihre unzähligen Bataillone unserer Verfolgungen und sicherten ihnen den wenn auch nicht friedlichen, doch vollständigen Mitgebrauch unserer Zimmer.

So verlängerte sich der Orkan von Tag zu Tage, bald mit weniger Heftigkeit, bald seinen furchtbaren Tumult verdoppelnd. In den ruhigen Zwischenräumen besuchte man sich wie gewöhnlich und die Eingeborenen mit dem Klima vertraut, schienen in diesem Kampfe der Elemente nur eine gewöhnliche Natur-Erscheinung zu sehen. Wenn es wahr ist, daß in gewissen Theilen der Erde die Orkane, in der Gewalt der Winde, mit der Mousson Indiens wetteifern können, so kann man nichtsdestoweniger versichern, daß nirgends der Regen solche Kataraкten bildet, noch der Donner mit seinen Blitzen ein so schreckliches Schauspiel darbietet.

Die Mousson dauerte ungefähr zwei Monate und hörte gegen die Mitte des Decembers auf. Zu dieser Zeit wurde die zum Signal dienende Flagge von Neuem aufgezogen, um den Schiffen zu melden, daß sie ohne Gefahr wieder in die Rhede einlaufen könnten.

Das Ende der Mousson wird oft durch eine größere Heftigkeit, als ihr Anfang, bezeichnet und dies fand gerade statt, als ich das erstemal Zeuge dieses Phänomens, nach meiner Ankunft in Indien, war. Das Erstaunen, das Schrecken, das ich empfand, haben in meinem Gedächtniß unauslöschliche Spuren hinterlassen; aber als die Epoche der Stürme vorüber war, erlangte der Himmel das glänzende Blau wieder, diese vollkommene Reinheit, die das bewundernswerthe Klima des Orients auszeichnet.

*) Eine Art von Fächer, der aus einem mit Musselin überzogenen Rahmen bestehe, der an der Decke befestigt ist und durch einen Strick in Bewegung gesetzt wird, den ein Sclave zieht.

Digitized by Google

Die pittoresken Schönheiten, die diesem Klima eigenthümlich sind, übersteigen die Gränzen der Einbildungskraft; nichts kann davon einen selbst nur unvollkommenen Begriff geben, als vielleicht der Himmel Italiens für diejenigen, die ihn in den schönen Sommertagen haben betrachten können; und dieser glänzende Anblick, der in dem letztgenannten Lande nur zufällig ist, ist der gewöhnliche Schmuck des Himmels von Indien. In diesem Lande scheint die Natur sich in einer Fruchtbarkeit ohne Gränzen und zugleich in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Erzeugnisse vor allen andern Regionen der Welt zu gefallen.

## Jongleurs.

— Mit lebhaftem Interesse wohnten wir den Uebungen einer wandernden Truppe von Jongleurs bei. Ich hatte oft von ihren Kenntnissen in der Physik und von ihrem Talent in ihren Taschenspielereien gehört; es machte mir Vergnügen, nun in beiderlei Hinsicht sie beurtheilen zu können.

Da viele ihrer Künste bekannt und viele andere beschrieben worden sind, so werde ich mich begnügen, zwei anzuführen, wovon ich Zeuge gewesen bin. Das eine Kunststück besteht in der Geschicklichkeit des Körpers; das andere gehört zu den erstaunlichsten Jongleriern, welche nur haben erfunden werden können. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß mit Ausnahme derjenigen, die in Indien gereist sind, niemand in Europa einen entfernten Begriff davon hat.

Nachdem sie uns mit einigen ihrer gewöhnlichen Kunststücke unterhalten, wie z. B. einen Degen zu verschlucken oder sich in den Schlund zu stoßen, Feuer zu speien, Billardkugeln in die Höhe zu werfen ꝛc., alles Dinge, die auch die mindest Geschickten von ihnen machen, band eine junge, hübsche Frau, die zu der Truppe gehörte, eine Binde von hartem und starkem Stoff, an welcher wiederum in gleicher Entfernung zwanzig Stricke oder Schnuren befestigt waren, deren jede am Ende eine Schleife hatte, um den Kopf. Unter dem Arme trug sie einen Korb, in welchen behutsam zwanzig Hühnereier gelegt wurden. Der Korb, die Binde, die Schleifen wurden von jedem von uns untersucht. Es konnte hier augenscheinlich kein Betrug stattfinden. Es war heller Tag, der Korb war von der einfachsten Construction, die Eier und die Schnuren waren nicht mehr und nicht weniger, als was sie seyn sollten und die junge Frau hatte nichts um und an sich, was zur Illusion hätte dienen können, wenn sie unsere Augen hätte täuschen wollen.

Sie trat allein hervor und stellte sich einige Schritte weit vor uns hin. Dann fing sie an, sich schnell um sich selbst zu drehen, in einem Raume von höchstens achtzehn Zoll Durchmesser, ohne je diese engen Gränzen zu überschreiten, obgleich in einigen Augenblicken ihre drohende Bewegung so schnell wurde, daß man sie fast nicht ansehen konnte, ohne unwohl oder schwindlich zu werden. Es war vollkommen das Drehen eines Kreisels.

Als ihre Bewegung den höchsten Grad der Geschwindigkeit erreicht hatte, zog sie sanft eine der Schnuren an sich, die in horizontalem Kreise um ihren Kopf flogen und legte ein Ei in die Schleife, worauf sie die Schnur wieder losließ. So verfuhr sie nun auch mit allen andern Eiern, ohne sich nur eine Secunde langsamer zu drehen. Nachdem sie, ungefähr nach fünf Minuten, diese Operation vollendet, nahm sie alle die Schnuren, eine nach der andern, wieder, band jedes Ei los und legte es wieder in den Korb. Dann, mit einer in ihrer Art einzigen Bewegung, ohne ein Glied oder auch nur eine Muskel besonders zu rühren, stand sie plötzlich still, als wenn sie mit einemmale in eine Bildsäule von Marmor verwandelt wäre. Unser Erstaunen war außerordentlich. Ihre Haltung war vollkommen ruhig und verrieth durchaus keine Aufregung, trotz einer so gewaltsamen Bewegung. Sie nahm unsere Beifallsbezeugungen mit graziöser und bescheidener Miene an, die ohne Zweifel mehr von natürlicher Unbefangenheit als von einem vervollkommneten Instinct der Coquetterie herrührte.

Nachdem sie sich zurückgezogen, erschien ein Mann von robustem und wildem Ansehen mit einem Korbe von Weidenruthen, den er uns bat, genau zu untersuchen, was wir thaten. Er war sehr einfach geflochten und an mehreren Seiten durchbrochen oder durchsichtig. Diesen kehrte er um und ließ ein kleines Mädchen, von ungefähr acht Jahren, von einer interessanten Physiognomie, vollkommenen Formen, biegsam in ihren Bewegungen und ganz ohne Bekleidung, mit einem Worte das Bild eines Engels (denn ihre Haut war nicht brauner als die eines Kindes aus dem südlichen Frankreich), darunter stellen.

Als sie unter dieser Art von Deckel verborgen war, richtete der Mann, die Augenbrauen zusammenziehend, eine Frage an sie, die sie sogleich beantwortete. Da dieses nur einige Schritte von dem Orte vor sich ging, wo wir saßen, so schien uns die Stimme ganz bestimmt aus dem Korbe hervorzugehen und ich für meinen Theil glaubte nicht an den mindesten Betrug. Sie setzten ihr Gespräch einige Augenblicke fort, dann stieß der Mann einen Ausruf des Zornes aus und drohte dem Mädchen, sie zu tödten. Es herrschte bei diesem Auftritt ein Anstrich von Wirklichkeit, der uns lebhaft ergriff; es war eine schreckliche Nachahmung der Natur für die Zuschauer und Zuhörer. Man hörte das Kind um Gnade bitten, als plötzlich sein Verfolger einen Degen ergriff, seinen Fuß auf den Korb setzte, der sein bittendes Opfer barg, und wie groß war unser Schrecken und Abscheu, als wir ihn das Schwerdt mehrmals mit teuflischer Wuth hineinstoßen sahen. Seine Physiognomie drückte eine solche Wildheit aus, das Geschrei des Kindes war so wahr und herzzerreißend, daß ich einige Minuten lang mein Blut in den Adern erstarren fühlte. Meine erste Bewegung war, mich auf das Ungeheuer zu stürzen, aber er war bewaffnet und ich wehrlos. Ich sah meine Gefährten an — sie waren blaß und unbeweglich vor Schrecken. Andererseits konnten wir doch nicht glauben, daß dieser Mensch es wage, am hellen Tage und in Gegenwart so vieler Zeugen einen Mord zu begehen. Es war inzwischen ein im höchsten Grade dramatisches Schauspiel. Bald quoll das Blut in Strömen aus dem Korbe hervor; man hörte das Mädchen sich winden. Ihre Seufzer schlugen schmerzlich an unser Ohr; jeder dieser Töne preßte unser Herz krampfhaft zusammen. Nach und nach nahmen sie ab; ein leises Stöhnen, das letzte ohne Zweifel, ließ sich hören und — zu unserem Erstaunen, wie zu unserer unaussprechlichen Beruhigung, hob der Jongleur, nachdem er einige mystische Worte ausgesprochen, den Korb auf. Es war niemand darunter! Der Ort war wohl mit Blut getränkt, aber man sah keine Spur eines menschlichen Körpers. Der liebenswürdige Gegenstand unserer Angst trat aus der Menge hervor, näherte sich uns, grüßte und reichte die Hand unsern Gaben dar. Man kann wohl denken, daß jeder gern und reichlich beisteuerte. Das Mädchen dankte uns mit einem graziösen Salaam und die ganze Truppe entfernte sich, entzückt von unserer unerwarteten Freigebigkeit. Was der Illusion, in welche wir versetzt worden waren, einen wunderbaren Charakter gab, war, daß der Jongleur sich beständig, während der ganzen Dauer des Drama's, von den Zuschauern entfernt hielt. Im Umkreise von mehreren Fuß von ihm befand sich kein einziger Mensch.

## Pagoden. — In Stein gehauene Könige.

— Am andern Morgen vor Tagesanbruch setzten wir unsere Reise nach Mahabalipuram, einem der famösesten und verehrtesten Orte des Carnatic, fort. Wir kamen gegen drei Uhr Nachmittags dort an. Der Anblick des Landes schien uns, mit kleinen Abweichungen, derselbe, wie auf unserer Fahrt am vorherigen Tage. Als wir uns aber dieser berühmten Stadt näherten, wurden wir von ihrem imponierenden und pittoresken Ansehen lebhaft ergriffen. In ihrer Umgegend findet man die Ruinen mehrerer hindnischer Tempel, im Allgemeinen mit dem unei-

Digitized by Google

gentlichen Namen der sieben Pagoden bezeichnet. Denn diese Zahl ist nicht richtig. Diese Tempel waren dem Vishnou (Wischnu), der erhaltenden Macht der indischen Trias, gewidmet. Der Name Mahabalipuram bedeutet: „Stadt des großen Bali.“ Dieser Bali ist eine fabelhafte Person in der fabelhaften Geschichte Hindostans, über welche Robert Southey, in den Anmerkungen, womit er das erhabene Gedicht: Der Fluch von Kehama, bereichert, genaue Details gegeben hat.

Am Ufer ist noch ein andrer sehr alter hindnischer Tempel, der aber seit langer Zeit durch die Seeluft und (mehr noch) durch die Gewalt der Moussons in Verfall gerathen ist. Die Alterthumsforscher und alle diejenigen, die sich mit Untersuchungen über die Urgeschichte Hindostans beschäftigen, haben sich viele Mühe gegeben, um die Zeit der Erbauung dieses Tempels, so wie der in der Nachbarschaft, festzusetzen. Der Styl ihrer Architectur gleicht auf keine Weise dem der Monumente der andern Gegenden Indiens. Die Aegyptier, sagt man, haben eine Colonie an dieser Küste gehabt. Einige sinnreiche Gelehrte gehen selbst so weit, daß sie den Indiern die Priorität vor Aegypten hinsichtlich der Schöpfung der colossalen regelmäßigen Architectur, und zwar in den ältesten Zeiten, wo die übrigen Völker noch Nomaden waren, und unter Zelten oder im Schatten einsamer Höhlen und Bäume lebten, einräumen.*) Der Charakter der Architectur der sieben Pagoden ist eine Mischung von reinem einfachen Styl und von Styl der Verzierung, deren Vereinigung von merkwürdiger Wirkung ist. Die Ornamente der Sculptur und der feinsten Arbeit sind darin verschwendet.

Das Meer hat viel Raum gewonnen auf dieser ganzen Küste und folglich viele Reichthümer verschlungen. Es ist durch das Zeugniß noch lebender Personen bewiesen, daß es selbst bis zu einem gewissen Puncte im Weichbilde von Madras, allein in dem Zeitraume, den ihr Gedächtniß umfaßt, um sich gegriffen hat.

Ungefähr eine Viertel-Meile vom Ufer sieht man, zu Mahabalipuram, mit sonderbaren Sculpturen bedeckt, Monumente einer ganz wunderbaren Kunst, selbst für unser Jahrhundert raffinirter und stolz verachtender Civilisation. Sie tragen den Stempel des Genie's, vor Allem in Hinsicht auf die vorzeitliche Epoche, bis zu welcher sie hinaufsteigen. Diese Basreliefs bieten interessante Beiträge und Aufschlüsse über die alten Sitten Hindostans dar. So ist z. B. die Kleidung der Frauen darin ungefähr so dargestellt, wie sie noch auf der Küste von Malabar ist, wo die schönen Indianerinnen bis an den Gürtel ihre Formen entblößen, die noch so schön sind, wie die schönsten Modelle des Alterthums. Die Männer darauf haben Turbans, die den jetzigen ziemlich gleichen. Dieser Schmuck, die Ohrengehänge der Frauen und die Ringe, die ihren Kopf und ihre Füße zieren, sind Beweise des Alterthums des Costumes, das so treu von den Hindu's unserer Tage beobachtet wird. Die pyramidalische Form der Gefäße oder Krüge, die die Weiber auf dem Kopfe tragen, und mit welchen sie Wasser schöpfen, ist gleichfalls darauf mit der größten Genauigkeit abgebildet.

In einer der Höhlungen dieser berühmten Felsen sieht man eine Composition voll Leben, Durga vorstellend, der auf einem Löwen reitet und den Mahishasne bekämpft. Es ist eine Personification des Kampfes der Tugend mit dem Laster. Dieses Werk der Sculptur kann, vielleicht nur mit Ausnahme der Meisterstücke Griechenlands, ohne Nachtheil mit den kostbarsten Kunst-Denkmälern des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte bis zum siebenzehnten verglichen werden. Wie wir weiter oben gesagt, der Styl der Architectur der sieben Pagoden und der benachbarten Monumente, einzig in seiner Art im ganzen Lande, ist ein Problem, das denen in den indischen Antiquitäten erfahrenen Männern viel zu schaffen gemacht und zu verschiedenen, mehr oder minder plausibeln Hypothesen Veranlassung gegeben hat.

Der größte dieser behauenen Felsen ist neunzig bis hundert Fuß lang und ungefähr dreißig Fuß hoch. Seine ganze Oberfläche bildet eine große Platte, wo Basreliefs, von kühner Hand eingegraben, verschiedene bizarre Fictionen der indischen Mythologie darstellen. Sie sind in vielen und vielfachen Zeichnungen reproducirt und dem Publikum überliefert worden. Aber diese Darstellungen, unvollständige und zum Theil unförmliche Versuche ungeübter Hände, bieten nicht die mindeste Bürgschaft der Genauigkeit dar. Zwei Elephanten von vollkommener Ausführung sind in diesem bewundernswerthen Tableau modellirt. Der größte ist siebenzig Fuß zwei Zoll lang; der andere, ein weiblicher Elephant, ist etwas kleiner und mehr in den Hintergrund gestellt. Zwischen ihren Beinen sieht man mehrere Jungen, die mit einander spielen. Man kann die Leichtigkeit, Natürlichkeit und Lebendigkeit der Stellungen und die Kraft des Effects dieser interessanten Gruppe nicht ohne Bewunderung betrachten. Es herrscht ein Ansehen von Leben, von Wahrheit und eine Sympathie darin, welche machen, daß dieses Meisterwerk für die animalische Natur das ist, was die antiquen Statuen für die Menschen-Natur sind. Mit einem Worte, es ist in ihrer Art eine Schöpfung ohne Gleichen. Ueberall, wo man heilige Stiere in Stein gehauen sieht, findet man fast immer die Spuren einer auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebrachten Kunst wieder und man kann nicht zweifeln, daß die geschicktesten Hände bei der Darstellung der verehrten Symbole der indischen Religion beständig mitgewirkt haben. Bei jedem Schritte fühle man sich überrascht von der Vollendung, zu der sich die Künste in diesem entfernten Lande erhoben hatten, in Zeiten, seit welchen Jahrtausende verflossen seyn mögen, bevor die europäische Civilisation begann.

*) Und dies wohl mit Recht, da die Cultur, wie die ältere Bevölkerung Aegyptens selbst, doch außer Zweifel indischen Ursprungs ist.
Anm. d. Red.

---

## Ein zweiter Paganini.

(L.)

In England ist kürzlich ein Künstler, Namens Masoni, angekommen, dessen Name unsern Lesern noch unbekannt seyn dürfte und dessen bisheriges Leben ein ungewöhnliches in der Künstlerwelt genannt werden kann. Masoni, Florentiner von Geburt, hat seine Künstlerlaufbahn als Musikdirector des Kaisers Don Pedro in Brasilien begonnen; dann hat er Peru und Mexiko bereist und, nachdem er dort, durch seine Kunstleistungen, den Funken manches schlummernden Talents geweckt, sich nach Bengalen eingeschifft und dort nicht minder Bewunderung erregt. Aus Indien nun ist er jüngst in London angekommen, um auch in Europa die Probe zu bestehen und hat sich in Brighton bei Hofe hören lassen. Die Königin hat erklärt, daß einige seiner Töne diejenigen übertrafen, die der Bogen Paganini's aus seiner Geige hervorzauberte; ein solches Wort, besonders wenn ein Körnchen Wahrheit darin ist, giebt, auch im freien England, sey es auch nicht deswegen, weil es aus solchem Munde kommt, der Meynung oft den ersten Anstoß und der Enthusiasmus ist ansteckend; die Journale von London qualificiren seitdem Herrn Masoni als zweiten Paganini. Erwarten wir, ob er diesen Namen auch auf dem Continent behaupten wird.— Er ist der erste Künstler, der seinen Ruf außerhalb Europa begründet hat.

---

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 879. Hamburg. Mittwoch, den 25. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die beiden Jeoglanen.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

(N.)

Es ist alles in Bewegung in dem Serail von Galata — denn der Sultan will seine Jeoglanen oder Pagen besuchen.

Die Disciplin, unter welcher diese jungen Leute gehalten werden, ist strenger als die unserer Collegien und Militair-Institute. Der Jeoglan, für den persönlichen Dienst Sr. Hoheit bestimmt, bringt vierzehn lange Jahre im Schweigen, Beten und Exercitium zu. Seine Erziehung bietet das wunderlichste Gemisch weiblicher Beschäftigungen, kriegerischer Gewohnheiten und Andachtsübungen dar. Er muß fünfmal täglich mit über der Brust gekreuzten Armen und niedergeschlagenen Augen beten, den Koran auswendig lernen, elegant arabisch schreiben, schön zu Pferde sitzen, geschickt den Dschereid werfen und den Säbel schwingen — Kammermädchen, Krieger, Mönch, Jäger, Dichter und Musiker seyn. Der junge Jeoglan verfertigt Ghazellen oder persische Gedichte, stickt, macht Tapisserie-Arbeit, flicht Kränze, lernt einen Turban zierlich legen, zeichnet Blumen und Früchte. Er ist Bucbier, Bader, Bereiter, Falconier. Auch lehrt man ihm die morgenländischen Arien zierlich singen, die uns unverständlich sind und deren sonderbare Intervallen unsren europäischen Ohren weh thun. Die harte Aufsicht der Eunuchen läßt ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Nach Ablauf seiner vierzehn Probejahre wird er Leibgardist Sr. Hoheit, wenn er schön, bescheiden und schweigsam ist.

Unter den Jeoglanen zeichneten sich vor allen Mustapha und Hahmed aus. Hahmeds Vater, ehemals Barbierbaschi, hatte den Vater des Mustapha, berühmten Vezirs unter der vorigen Regierung, erdrosseln lassen. Diese beiden jungen Leute verabscheueten sich. Alle beide waren in einem und demselben Jahre in dem mönchischen Collegium aufgenommen worden, das den Jeoglanen bestimmt war. Beide gingen sich einander möglichst aus dem Wege und vergaßen den tief eingewurzelten Haß, der sie verzehrte, unter dem Schleier der muselmännischen Ernsthaftigkeit.

Der Besuch Se. Hoheit war ein zu wichtiges Ereigniß, als daß es nicht einen lebhaften Eindruck unter den Jeoglanen hätte veranlassen sollen. Es wurden glänzende Feste vorbereitet. Alle Vorhöfe von Galata-Serai waren mit Blumen bestreut, und der große Pallasthof war der Schauplatz eines Dschereidkampfes, dem der Sultan mit Theilnahme zusah. Se. Hoheit nahm auf einem Balcon Platz, der mit kostbaren Teppichen behangen war. Unter ihm, auf dem zu diesem Ende eingerichteten und mit einem feinen und schimmernden Sande bestreuten Hofplatze, boten die reich aufgezäumten Rennee, die schwarzen Sclaven, deren Amt es war, die Wurfspieße aufzulesen, die Eunuchen als Kampfrichter, die Athleten selbst in ihren Prachtkleidern einen bewundernswürdigen Anblick der Abwechselung, der Bewegung und des Glanzes dar. Die Speere flogen, mitten im Kampfe zersplittert, umher; die Pferde wieherten und tanzten in der Arena, und wenn einer der Reiter etwas Außergewöhnliches ausgeführt hatte, so erscholl von allen Seiten ein lauter Jubel des Beifalls und der Bewunderung. Es fügte sich, daß der Renner des Hahmed dem des Mustapha gegenüberkam. Beide drängten ihre Pferde aneinander und schlugen sich eine lange Zeit, ohne daß der Vortheil sich für den Einen oder für den Andern entschieden hätte. Das Interesse der Zuschauer dieses Kampfes war aufs Lebhafteste angeregt, weil ihre Rivalität und ihr Haß kein Geheimniß waren. Hahmed warf, indem er sich eine falsche Bewegung seines Gegners zu Nutze machte, seinen Dschereid mit einer solchen Kraft und Geschicklichkeit, daß Mustapha, mitten auf die Brust getroffen, aus den Sattel gehoben ward. Se. Hoheit erkundigte sich, wer der Sieger sey, und Hahmed, den man schon wegen seines edlen Anstandes bewundert hatte, ward nun von allen beneidet.

Von diesem Tage an gewann der Haß des Mustapha eine Intensität und Leidenschaftlichkeit, wie es nur der Seele eines Türken möglich ist. Es ist viel über die Rache der Corsikaner und der Sicilianer gesprochen worden; aber der Osmanli legt noch mehr Tiefe in diese Leidenschaft. Er wird eine ganze Lebenszeit schweigen, warten, dulden; man wird glauben, es herrsche Friede zwischen ihm und seinem Feinde und er habe sich mit ihm ausgesöhnt. Nicht ein Wort, nicht ein Zeichen, nicht eine Bewegung werden seine Anschläge verrathen: und doch ist sein ganzes Dichten und Trachten nur auf dies eine Ziel gerichtet; alle seine Leidenschaften concentrieren sich auf einen Punct — auf Rache.

So ward der Haß der beiden jungen Leute größer und größer. So lange sie sich in den Mauern des Serails eingeschlossen sahen, konnten sie dieser heftigen Leidenschaft nicht freien Lauf lassen; sobald sich ihnen aber die Pforten des Pallastes aufthaten, bot sich ihren feurigen Blicken die ganze Carriere des Ehrgeizes, die Carriere, nach welcher sie sich so oft gesehnt hatten, dar. Sie waren von nun an darauf bedacht, die Hülfsmittel, welche ihre Lage ihnen in die Hände gab; zur Befriedigung ihres Hasses zu benutzen. Hahmed, von ungestümem und reizbarem Charaktere, fügte sich nur mit Mühe in die Disciplin des Serails. Mustapha basirte seine Pläne mit auf diese Unabhängigkeit im Charakter und im Benehmen, die in dem Pallaste und unter dem Gesetze des Sultans so übel angebracht war. Er ließ es sich angelegen seyn, das Vertrauen des Obersten der Eunuchen zu gewinnen, ihn zum Theilnehmer seines Hasses wider Hahmed zu machen, und war die geheime Triebfeder des anhaltenden Verfolgungssystems, welchem der Sohn des Barbierbaschi preisgegeben war, ohne den Grund davon errathen zu können.

Eines Tages hatte Hahmed das Amt, dem Großherrn den Turban zu überreichen. Er ließ ihn fallen, und dieser Zufall unterbrach die hohe Ceremonie des Gebets. Hahmed, der schon vorhersah, welche Behandlung



Digitized by Google

ihm bevorstand, und der wohl wußte, daß der Stock, dies Hauptgesetz des ottomannischen Reiches, seiner nicht schonen würde, beschloß, sich der Züchtigung und dem Schimpfe zu entziehen. Den Augenblick wahrnehmend, wo der Sultan, dessen Hofhalt und das Volk in ihrer Andacht verzückt waren, machte Hahmed sich aus dem Staube, zog über sein reiches Costüm ein Soldaten-Beniche, und suchte, sich eilenden Schrittes von der Moschee entfernend, eine Zuflucht auf einem in der Nähe von Constantinopel belegenen Meierhofe, dessen Eigenthümer ehemals ein Freund seines Vaters gewesen war. In diesem Versteck entging er allen Nachforschungen.

Mustapha, sein Feind, blieb in dem Serail. Durch Intriguen, Ausdauer und Doppelzüngigkeit schwang er sich empor, und einige frivole Dienste, einige pünctlich ausgeführte Verrichtungen der Etikette verschafften ihm den Titel eines Kapidschi-Baschi. So ein Kapidschi-Baschi ist ein lebendiger Telegraph; durch ihn werden die Depeschen des Kaisers von einem Ende des Reiches bis zum andern befördert; er ist das Werkzeug, durch welches dieser unumschränkte und furchtbare Wille sich über alle Räume verbreitet, den Tod auf seinem Pfade ausstreut, und ganze Völkerschaften zu Jammer und Elend verdammt. Mustapha war auf der Bahn des Glückes; viele der ersten Vezire hatten sie eben so betreten. Aber er war und blieb auf diesem Posten, und die kaiserliche Laune, die ihn aus der Dunkelheit gezogen hatte, vergaß seiner bald nach seiner Erhebung.

Die Pforte befand sich damals mit Persien im Kriege, und das Hauptquartier der türkischen Armee campirte zu Bagdad. Nach dieser Stadt war es, wohin der flüchtige Hahmed seine Schritte leitete. Er ließ es sich angelegen seyn, das Wesen einer gesuchten Zierlichkeit und morgenländischen Höflichkeit abzulegen, die er sich in seiner Erziehung im Serail zu eigen gemacht hatte. Ein Soldat auf gut Glück geworden, nahm er den Ton und die Manieren dieser Menschenclasse an, die in Asien ziemlich häufig ist. Ein tripolitanischer Turban saß ihm bis tief in die Augen; ein vergoldeter Yataghan zierte seinen Gürtel, der auch eine kleine Reisepfeife barg; eine orientalische Mandoline wiegte sich am Sattelknopfe seines Pferdes: so trat er seinen Weg nach Damascus an.

Es ist eine edle und heilige Stadt, die Stadt Damascus. Es herrscht ein Pascha über sie und giebt ihr Gesetze, welchen jedermann gehorcht. Despotisch regiert, unterwirft sie sich diesem Despotismus nur in so weit, als es ihr beliebt, und nach einem Tractate, den sie selbst unterschrieben hat. Wenn die Clauseln des Tractats nicht erfüllt werden, hat ihr Gehorsam ein Ende. Räuber passiren ihre in Flor strahlenden Straßen nicht. Belegen auf der Straße von Mekka, ist sie der Sammelplatz der Pilger, die ihr insgesammt den Tribut des Geldes und der Ehrfurcht zollen.

Hahmed wartete einige Tage auf den Aufbruch der Karawane, die ihn nach Bagdad führen sollte. Diese Karawane gleicht einer Armee, die auf dem Marsche ist, einer Stadt inmitten der Wüste, wenn sie dort Halt macht, oder vielmehr einer großen Flotte, welche ein Sandmeer durchschifft. Der Zug einer Karawane ist wirklich wellenförmig gleich dem einer Flotte; er folgt keiner geraden Linie, weil er die Brunnen überall, wo sie zu finden sind, aufsuchen muß. Die Eintönigkeit der Wüste ist tausendmal melancholischer als die des Oceans. Unter den Wogen hat man noch das Leben vor Augen, welches in der Tiefe herrscht, und der Himmel spiegelt sich in diesem Spiegel in all seiner Schönheit ab. Aber die Sandwellen, die öden und unbeweglichen Hügel bieten nur das Bild der Trauer, der Nichtigkeit und des Todes dar. Welch eine lange und beschwerliche Schiffahrt! Wie peinlich dieser Kerker von Sand! In der Wüste wird man durch nichts erinnert, daß es auf der Welt außer uns noch andere Wesen giebt; man fühlt sich von allem abgeschieden, was Leben und Bewegung hat.

Nach einem vierzehntägigen Marsche traf Hahmed zu Bagdad, der glänzenden Ruine zweier großen Zeitabschnitte, dem Doppelmonument, welches zugleich an den Ruhm Babylons und Aran-al-Raschids erinnert, ein. Seit Babylon aufgehört hat, zu seyn, hat diese berühmte Stadt oft ihren Herrn, ihre Religion, ja selbst ihren Namen gewechselt; aber die Sitten ihrer Einwohner sind stets dieselben geblieben. Diese Sitten, deren ursprünglicher Charakter sich unverändert erhalten hat, haben den Regierungen und den Glauben, durch welche dieses Land regiert worden ist, ihre specielle Form aufgedrückt.

Der junge Hahmed eilte dem Hauptquartier zu, über welches Hussein-Pascha den Befehl führte. Es war dieses keiner von den frivolen Günstlingen, deren Geist verweichlicht und ohne Ressourcen ist. Er gehörte nicht zu den Geißeln des Volkes, welche die Macht als ein Mittel der Erpressung und als ein Werkzeug der Grausamkeit ansehen; nicht zu den Großen, welche ein Paschalik als eine Pachtung betrachten, und es, nachdem sie es seiner Hülfsmittel beraubt haben, der Pforte gänzlich ausgesogen und völlig zu Grunde gerichtet wiedergeben. Auch war er den ehrsüchtigen Chefs nicht beizuzählen, welche die Befehle des Sultans in den Provinzen des Reichs nur vollziehen, um die Zahl des Aufruhrs zu erhöhen, um, wenn es sich fügt, auf den Schrecken zu speculiren, den sie einflößen, und sich ihre Unterwürfigkeit mit baarem Gelde abkaufen zu lassen.

Hussein war ein braver und thätiger Pascha, aber von den Eunuchen des Harems und von den Ministern gehaßt. Wenn das Reich in Frieden war, vergaß man ihn; aber alle schlossen sich ihm an, wenn es Unruhen und Unglück gab, wenn der Sturm brauste. Er war ein Mann, dessen man nicht entbehren konnte, wenn es zu handeln galt. In den Tagen der Gefahr verließ er seinen an den Ufern des Bosphorus belegenen ländlichen Sitz, gürtete sich seinen Pallasch vom Khorassan um, gebot dem Sturme, und genoß hernach wieder der Annehmlichkeiten der Einsamkeit. Es war kaum begreiflich, wie er, nachdem er dem Staate so viele und so eminente Dienste erwiesen, sein Haupt noch immer hatte bergen können. Jedermann meynte, sein Glück sey beispiellos, und die Fortdauer seiner Gunst ein förmliches Wunder.

Hahmeds Vater hatte in seiner Eigenschaft als Barbarbaschi mehr als einmal Gelegenheit gehabt, dem Retter des Reiches nützlich zu seyn. Auch ging Hahmed voll Vertrauen auf die Dankbarkeit und den Edelmuth des Hussein-Pascha, gerade auf dessen Zelt zu; dasselbe war mit grünen, goldgestickten Stoffen behangen, ein persischer Teppich diente ihm zur Thüre, auf dem Boden lag eine ägyptische Matte ausgebreitet, und ganz im Hintergrunde befand sich ein mit rothen Stoffen überzogener Divan, mit grünen Franzen besetzt. Der Pascha saß allein in der einen Ecke des Divans; mehrere Gruppen Kawas von verschiedenen Graden hielten sich unbeweglich in einiger Entfernung von ihm. Hahmed ging auf den Divan zu, bückte sich, ergriff eine der Franzen derselben, drückte sie an den Mund, und trat dann, ohne ein Wort gesagt zu haben, wieder zurück. Nach dieser Formel morgenländischer Höflichkeit harrte er schweigend in einem Winkel des Zeltes des Augenblickes, wo sein neuer Gebieter das Wort an ihn richten würde. Hussein sah den jungen Krieger an und hob das Haupt empor: es war eine ehrwürdige Greisengestalt, noch martialisch trotz ihres langen und greisen Bartes.

„Junger Soldat, was ist Dein Verlangen?“ sagte der Pascha zu ihm.

Hahmed, der wohl wußte, daß der alte Krieger mit den asiatischen Dichtern vertraut sey, antwortete ihm durch folgenden persischen Spruch des Ferdussy:

„„Zuweilen wird der Pallast der Könige dem, der schon an all seinen Glanz gewöhnt ist, lästig; man hat gesehen, daß ein Höfling freudig die

Digitized by Google

seidenen Teppiche und das Festgewand gegen die Rüstung des Kriegers und des Schlachtroß ausgetauscht hat.""

Kaum waren diese, auf Persisch gesprochenen Worte — um nicht von den Kawas verstanden zu werden — dem Alten zu Ohren gekommen, als er seine Gaben forschend mit einem Adlerblick ansah und dann dem jungen Manne ein Zeichen gab, sich zu nähern.

„Komm heran," sagte er zu ihm.

Dann ertheilte er durch ein einziges Zeichen den Kawas den Befehl, sich zu entfernen, und sah nun auf Hahmeds Gürtel und auf die glänzenden Waffen, die darin steckten. Er erinnerte sich der so oft von dem Serail angewandten Politik und der geheimen Rache, die es seinen Emissarien anvertraut, und so stand er einen Augenblick in Bedenken. Hahmed bemerkte das, warf seine Waffen nachlässig von sich, und trat leichten Schrittes auf Hussein zu.

„Sprich," sagte nun der Greis zu ihm, „woher kommst Du? Solltest Du wirklich aus dem Serail kommen? Deine Jugend nimmt mich für Dich ein und ich kann nicht glauben, daß sie ein Deckmantel der Hinterlist seyn sollte."

„„Pascha, ich bin der Sohn Ibrahim Bey's, ehemaligen Barbaebaschi Sr. Hoheit. Ich hätte in der Ruhe des Serails vegetiren können, ich gebe aber dem Waffenhandwerk unter dem Panier des Hussein-Pascha, des Freundes meines Vaters, den Vorzug.""

„Ja, bei Allah! mein Sohn, Dein Vater hat sich wohl verdient um mich gemacht; der Scheriber des Hofes hatte sich schon viele Mühe gegeben, den Firman, der mich zum Tode verdammte, mit vergoldeten Buchstaben und farbigen Blumen zu schmücken: Dein Vater aber wendete diesen Kelch von meinem Haupte ab. Aber mein Sohn, was hat Dich bewegen können, das Asyl der Glückseligkeit und Ruhe zu verlassen?"

„„Das Getümmel der Schlacht, das Blitzen des Pallasches, das Wiehern der Rosse, der lange und gespitzte Speer haben mir immer, träumend und wachend, vor Augen geschwebt. Wenn ich dann, in der traurigen Stille des Serails, alle meine Träume von Ruhm zerstieben sah, so füllten meine Augen sich mit Thränen.""

Der Pascha lächelte, indem er sich über seinen langen weißen Bart strich.

„Kind," sagte er zu ihm, „glaubst Du denn, daß der Ruhm ein Sohn des Lagers sey? Nein, er geht vom Serail aus, er entsprießt den parfümirten Boudoirs: die Eunuchen sind es, die ihn erzeugen. Hier wird er mit Blut besudelt, mit Staub bedeckt; dort zeigt er sich im Glanze, in Purpur und in Gold. Hier ist die verhängnißvolle Schnur, welche der Henker überbringt, sein Lohn, sein Ziel: der Henker ist es, der den Auftrag erhält, den Sieg zu krönen.... Aber, bei Allah! Sohn, sey willkommen im Namen Deines Vaters! Ich lieferte Dich dem Sultan nicht aus, und wenn selbst der Großvezir an der Spitze von zwanzig Janitscharenhorden käme, um Dich zu reclamiren."

Hahmed verneigte sich abermals vor dem Pascha und drückte seine Lippen auf die Hand des Greises.

„Setzt Dich, mein Sohn," sagte Hussein zu ihm, „Du, der Du mit Sr. Hoheit dieselbe Luft geathmet hast, Du darfst Dich schon in Gegenwart eines Vezirs setzen. Entweder hat mich das Alter meines Gesichts beraubt, oder Du birgst edle Gesinnungen in Deinem Herzen. Ich weiß wohl," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß die Todesbotschaften zuweilen durch Abgesandte, wie Du, überbracht werden; aber Du bist noch sehr jung, von redlichem Gesicht, und zu Aufträgen der Art werden alte Hofleute gewählt. Man muß lange zu schweigen verstehen und den Todesfirman auf der Brust bergen können, ohne eine Miene zu verziehen; auch ist eine feste Hand erforderlich, die nicht zittert, und welche die Stelle gut zu finden weiß, wo der Streich geführet werden muß, während die Lippen zu lächeln scheinen. Nein, Dir würde man einen solchen Auftrag nicht gegeben haben; Du hast kein eisernes Herz, und ich glaube, daß ich mich Dir anvertrauen könnte, wenn Du selbst den Todesfirman bei Dir trügest. Die Serail-Luft, die Atmosphäre der Eunuchen, haben Deine Seele noch nicht verdorben, Deinen Sinn noch nicht befleckt.

„Du wirst von dem alten Janitscharen Hussein gehört haben; da bist Du, der Weichlichkeit des Serails überdrüssig, gekommen, um unter ihm das Waffenhandwerk zu erlernen; sey also noch einmal und abermals willkommen und Gott gedankt! Der Augenblick, in welchem Du Dich eingefunden hast, ist günstig: schon sind die Perser mit den rothen Köpfen im Marsch wider uns; morgen wirst Du, so Allah will, an meiner Seite kämpfen."

Diese Aufnahme entschied Hahmeds Glück. Er schlug sich mit Muth und zeichnete sich vor allem bei der Belagerung von Bassora aus. Dank der Freundschaft des Vezirs und seiner Verwendung erhob ihn der Divan, der denjenigen, deren er bedarf, nichts abschlägt, zum Pascha von zwei Roßschweifen; die Mitglieder dieses respectablen Rathes kannten selbst nicht den Namen und die Stellung des Mannes, den sie so prachtvoll belehnten. Auch Mustapha, Hahmeds alter Feind, hatte keine Ahnung von der Erhebung seines Widersachers. Sein Haß brütete im Stillen fort, ermangelte aber des Gegenstandes, an den er sich hätte auslassen können. Seit funfzehn Jahren schmachtete er in dem Posten eines Kapidschi-Baschi. Aus dem Serail kommend und sich in den Straßen von Constantinopel ergehend, bemerkte er einen Mann, der, von einer Menge Volks umgeben, seinen Zuhörern die Thaten Hahmeds, des Paschas von Aleppo, erzählte. Der Gouverneur dieser heiligen Stadt, sagte der Erzähler, sey einer der muthigsten Stützen des Islamismus. Es heiße, daß er ehemals dem Collegium der Jeoglanen angehört, und, nachdem er dem Serail entronnen, sich Ruhm auf dem Schlachtfelde erworben habe.

Man denke sich das Erstaunen des Mustapha! Er setzte seinem Pferde die Sporen in die Seite, sprengte wie ein Blitz davon, kehrte zurück nach Hause, und rief Soliman, seinen Favorit-Diener, herbei.

„Soliman," sagte er zu ihm, „Hahmed, mein Feind, ist Pascha von Aleppo; Hahmed, den ich verabscheue, und dessen bloße Existenz mir peinlich, eine Pest war! Ich vegetire in einem unbedeutenden Range, und dieser Hahmed ist Pascha! Du reisest auf der Stelle ab und überzeugst Dich mit eigenen Augen, ob diese Kunde wahr ist, wonach Du zurückkehrst, um mich davon in Kenntniß zu setzen."

Nach zwei Monaten kehrte Soliman von Aleppo zurück. Er hatte den Pascha gesehen. Es war wirklich der Sohn des Barbarbaschi.

„Gott ist groß!" rief Mustapha aus. „So hat es oben geschrieben gestanden. Je glänzender Hahmeds Geschick ist, um so ausgezeichneter wird sein Sturz, meine Rache seyn."

In sich verschlossen und wie eingehüllt in seine Gedanken, legte er sich ruhig aufs Warten.

Hahmed stand in Gunst; die Pforte hatte volles Vertrauen zu ihm. Vergebens suchte Mustapha nach einer Gelegenheit, seinem Nebenbuhler zu schaden: diese Gelegenheit wollte nicht kommen. Er war ein zu guter Politiker, um selbst den Verdacht zu erwecken, den er einzuflößen willens war. Er wußte, daß die Pforte nur auf ihre eigenen Eingebungen hört und nur dem eigenen Rathe folgt. Es trifft den die Rache, der es versucht, ihre Meinungen umzustimmen und sie von der Schuld eines Individuums zu überzeugen, den sie für nichtschuldig hält.

Mustapha hatte sich in seinen Harem zurückgezogen, als heftig an seine Hofthür gepocht ward. Zwei Männer in dem prachtvollen Costüm der Mamelucken, mit langen spanischen Röhren mit silbernen Knöpfen in



Digitized by Google

den Händen, meldeten sich als Kawas des Großvezirs an, der, wie sie sagten, sofort den Mustapha sprechen wolle. Letzterem war es nicht unbekannt, daß eine solche Einladung zu einer solchen Stunde das Signal des Todes oder eines großen Glückes war. Er unterdrückte seine Gemüthsbewegung und folgte den Boten. Nachdem er eine Menge enger und stiller Straßen passirt war, in welchen sich nur noch die herrenlosen Hunde umhertrieben, bestieg er eine kleine Barke oder Kaike, fuhr durch den Hafen, und hatte bald den Pallast des Großvezirs erreicht. Um diese Stunde gleicht Constantinopel einer unvollendeten Skizze. Das ungeheuere Amphitheater des Serails, die tausend Minarets, deren Spitzen sich hoch in den Lüften erheben und sich unklar an dem dunkeln Blau des Himmels zeigen, gewähren ein sonderbares Schauspiel, ein zugleich malerisches und doch vages Bild. Mustapha hatte nur einen einzigen Gedanken, den an die Zukunft, die seiner wartete, und worüber seine bevorstehende Unterredung mit dem Großvezir entscheiden sollte.

Das Zimmer, wo Mustapha eingeführt ward, befand sich in dem abgelegensten Theile des Pallastes. Eine am Gewölbe hängende Lampe verbreitete weithin ein schwaches und geheimnißvolles Licht. Der erste Minister war allein: man konnte auf seinem Gesichte die tiefe Melancholie lesen, welche die Fülle der Macht erzeugt, wenn der Ehrsüchtige es endlich einsieht, welche Opfer es ihm gekostet hat, sie zu erlangen.

„Mustapha-Bey, setze Dich," sagte der Vezir zum Kapidschi.

Mustapha erfaßte den Zipfel des Gewandes des Großvezirs und drückte ihn an seine Lippen, dann bog er die Kniee, nahm Angesichts des Divans Platz auf dem Teppich, und wartete schweigend auf die Befehle des ersten Ministers Sr. Hoheit.

Der Großvezir nahm seine Chibucke, die er einen Augenblick weggelegt hatte, zündete sie wieder an, that einige Züge, während welcher er den Kapidschi scharf ins Auge faßte, und ließ sich endlich, wie folgt, vernehmen:

„Hast Du geglaubt, ein Kapidschi hätte weiter nichts zu thun, als sich am Bairamsfeste in reichen Kleidern zu zeigen und die erhabene Pforte um Gunstbezeugungen für seine Freunde anzusprechen?"

„„Herr,"" antwortete Mustapha, den diese Anrede allarmirte, „„die erhabene Pforte hat seit sehr langer Zeit nicht geruht, ihr Auge auf den Elendrn zu werfen, der sich vor der aufgehenden Sonne Deiner glorreichen Gegenwart verneigt!""

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber die Kriegswerkzeuge älterer und neuerer Zeit.

(N.)

Die neueste Nummer der Literary Gazette erwähnt belobend eines Vortrags, welchen Herr Wilkinson über den obengenannten Gegenstand in einer der jüngsten Versammlungen der Londoner Gesellschaft der Künste, freilich nur in leichten Andeutungen, gehalten hat. Er begann, berichtet sie, mit der Bemerkung, daß die Römer ihre Eroberung dieses Landes lediglich ihren besseren Waffen verdankten. Unter den Wurfgeschützen war die Schleuder das älteste; ihrer wird in der Bibel, durch Strabo, Diodorus Siculus und andere Schriftsteller des Alterthums gedacht; sie war in Griechenland wohlbekannt, doch zeichneten die griechischen Soldaten sich in ihrer Handhabung nicht aus. Alexander gab nichts darauf und hielt sie nur für Leute passend, die keine künstlichere Waffen besäßen; und doch schlug eine mit dieser Schleudern geschickt geworfene Kugel durch ein dreizölliges Brett. In europäischen Kriegen ist ungefähr um das Jahr 1550 zuletzt von den Schleudern Gebrauch gemacht worden. Eine derselben ward vorgewiesen; sie war eben so, wie sie, jedoch sehr selten, noch heutiges Tages von Knaben in dieser Hauptstadt gebraucht wird. — Nach der Schleuder ward des Wurfspeeres gedacht, in dessen Handhabung die Neuholländer es allen andern Völkern zuvorthun. — Des Bogens wird schon im ersten Buche Mosis erwähnt; er ist also schon vor viertausend Jahren bekannt gewesen; die Griechen nahmen dessen Gebrauch von den Scythen an und er theilte sich dann auch andern Nationen mit. Der Bogen ward meistens von Holz, doch häufig auch aus Horn verfertigt, wie sich aus den Schriften der alten Dichter ergiebt; die heutigen Lappländer handhaben diese Waffe geschickter als irgend ein anderes Volk. Es wird von einem englischen Bogenschützen, eben so geschickt als Wilhelm Tell, erzählt, der in bedeutender Entfernung mit Sicherheit einen Pfeil zwischen den ausgespreizten Fingern einer hingehaltenen Hand hindurchschießen konnte. Es hat Bogenschützen gegeben, die einen Pfeil sechshundert Schritte weit wegschnellen konnten; die gewöhnliche Schußweite war zwischen vier- und fünfhundert Schritte. Der persische Gesandte trieb bei seiner letzten Anwesenheit in England einen Pfeil über achthundert Fuß hoch in die Luft, in Gegenwart der theopolitischen Gesellschaft. Einige persische Dichter wissen aber ganz andere Dinge zu erzählen; sie sprechen von einem Schützen, der seinen Pfeil — fünfhundert Meilen weit trieb, so, daß er, bei Sonnenaufgang abgeschossen, erst bei Sonnenuntergang wieder niederfiel. Heinrich VIII. untersagte den Gebrauch des Bogens. — Darnach war von den Mauerbrechern die Rede, und Herr Wilkinson führte eine Menge classischer Autoren zum Belege an, wie sehr die Alten sich ihrer bedient haben. Ein solches Werkzeug, welches ungefähr zweiundvierzigtausend Pfund wog und tausend Mann zu seiner Bedienung erforderte, richtete dennoch nicht mehr aus als heutzutage ein Kernschuß aus einem Sechsundneißigpfünder. Die Mauerbrecher waren im vierzehnten Jahrhundert im Gange, und Sir Christopher Wren bediente sich ihrer, um die Mauern der alten St. Paulskirche damit über den Haufen zu werfen. Nachdem Herr Wilkinson noch einer Menge Wurfgeschütze der Alten erwähnt hatte, die nun selbst bis auf ihren Namen in Vergessenheit gerathen sind, kam er auf die Erfindung des Schießpulvers zu sprechen, auf welche der Mönch Schwarz seiner Ansicht nach keinen Anspruch hat. Die detonirende Gewalt des Schwefels, sagte er, ist schon seit sehr lange bekannt gewesen und Roger Bacon hat seine Kunde wahrscheinlich von den Arabern erhalten, welches gute Chemiker waren. Gewehre und Pistolen wurden ungefähr um das funfzehnte Jahrhundert in England eingeführt; die mit Schlössern aber sind erst später, zu Nürnberg, erfunden worden. Anfangs herrschte ein großer Widerwille gegen die Anwendung des Feuergewehrs, weil man der Meynung war, daß dadurch die Kriege um so verheerender werden müßten; doch war es nicht in Abrede zu stellen, daß sie große Vortheile über eine barbarische Nation geben müsse, und daß die größere Gewalt der Vernichtung am Ende der Sache der Humanität eher förderlich als nachtheilig werden dürfte. Schließlich erwähnte Herr Wilkinson noch dreier merkwürdiger Kanonen, als: des sogenannten Taschenpuffers der Königin Elisabeth zu Dover; des Mons Meg im Edinburg Castell, und einer dritten zu Rom, die aus den Nägeln gegossen worden ist, mit welchen die eisernen Platten des Parthenons befestigt gewesen waren. Unter den vielen zur Ansicht ausgelegten Wehrstücken befand sich auch der Spazierstock Heinrich V. Es ist dieses ein Furcht einflößendes Instrument, sechs bis sieben Fuß hoch, bedeutend dick und schwer, und am Ende mit winkeligen eisernen Knoten und einer Spitze wie die eines Speeres bewaffnet.

---

Digitized by Google

# Der Pfarrer Merino.

(Aus dem Memorial Bordelais.)

(M. vergl. Nr. 272 u. 274 uns. Bl.)

(2.)

Das Leben Merino's ist so reich an Thatsachen aller Art, daß ich vierzig Artikel geben könnte, ohne den Stoff zu erschöpfen, ja ich wage selbst zu sagen, ohne die Wißbegierde des Lesers zu ermüden. Dennoch würde ich nicht darauf zurückgekommen seyn, wenn es mir nicht geschienen hätte, daß dieser originelle Charakter nicht von allen Seiten gezeigt worden sey und wenn ich nicht überdem mehrere Personen hätte Einwürfe machen hören, welche beweisen, daß sie nicht den mindesten Begriff von den Thatsachen haben, die sie bestreiten wollen. So habe ich irgendwo gelesen, daß Merino nichts als ein gemeiner Räuber sey, mordend wie alle Räuber, stehlend wie Allem wir alle Räuber: Merino ein Räuber! Wo sind die Beweise? Ich fordere jedermann auf, mir nur einen zu liefern, während ich mehrere anführen kann, die laut für das Gegentheil zeugen. Ich habe gesehen, wie Merino, während der Epoche der Constitution, einen royalistischen Banden-Häuptling, Namens Pajillas, den nämlichen, welchem Valdes in der Sierra de Lerma den Degen durch den Leib stieß, wüthend verfolgte. Und warum? Gerade weil Pajillas die friedlichen Menschen der constitutionellen Partei beraubte und quälte. Merino verfolgte auch den Räuber Latre, gebürtig von Erlada del Camino, der, zu derselben Zeit, die Provinz Burgos unter dem Geschrei: Es lebe die Religion! es lebe der absolute König! durchzog, aber keinen andern Zweck hatte, als zu plündern und alle Leute zu schröpfen, die er antraf.

Der Räuber Usua, gebürtig von Lerma, jetzt Pfarrer dieser Stadt durch die Gnade Ferdinands und zur Belohnung der Grausamkeiten, die er begangen, dieser Räuber, sage ich, hat stets an Merino seinen thätigsten Feind gehabt. Endlich ist es Merino, der hundert Mann von seiner Truppe zur Verfolgung des Guerillero Machon, von Presencio gebürtig, mit dem ausdrücklichen Befehl ausstudirt, ihn auf der Stelle zu erschießen, wo man ihn ergreifen würde. Das ausgeschickte Commando war nicht so glücklich, sich des Räubers zu bemächtigen, aber es fing verschiedene seiner Spießgesellen auf und führte sie vor Merino. Was war ihr Loos? Nun frage die Einwohner von Tordueles, die von Quintanella Somuguoz, die von Paules, die sie eines langsamen und grausamen Todes haben sterben sehen, eines Todes, ganz im Geschmack und der Gewohnheit Merino's. Er fing damit an, sie durch die Stadt führen zu lassen, mit einer Tafel auf dem Rücken, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Das ist ein Räuber! er geht zum Tode!" Dann ließ er sie an jeder Straßenecke anhalten, um dreißig oder vierzig Stockschläge zu erhalten, welche die geschickten Vollstrecker seines Befehls mit einer ganz methodischen Regelmäßigkeit auf den Rücken der Leidenden führten, bis endlich die Unglücklichen an dem Orte ankamen, wo sie die letzte Strafe erwartete. Da wurden sie erschossen: oft trafen die Kugeln nur noch Sterbende.

Das, dünkt mich, sind Beweise. Und ist nicht der beste für Merino seine völlige Armuth? Er, der sich, während des Unabhängigkeitskrieges, im Besitz von Millionen sah, die er den Franzosen abgenommen, er, der von Ferdinand unermeßliche Summen empfangen,*) er, der als Beigeordneter und als Domherr ein Recht auf beträchtliche Emolumente hat, er hat nicht so viel, um kleine Schulden zu bezahlen. Man wird vielleicht sagen, daß er sein Geld zur unrechten Zeit und auf alberne Weise verschleudere. Nein; seine Kleidung und sein Tisch sind so ärmlich, daß er für beide mit einigen Maravedi's sorgen kann. Aber alles Geld, was ihm nach Kriegsrecht in die Hände fällt, theilt er unter seine zahlreichen Banden aus; den Rest schickt er seinen Verwandten, deren Zahl sehr groß ist, und deren Armuth ohne ihn dermitleidenswürdig seyn würde. — Hiermit haben wir nunmehr den Eigenschaften hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen, die eine wohlwollende Theilnahme für Merino erregen können. Jetzt haben wir von Thatsachen zu sprechen, die einen grellen Contrast damit bilden und die, gehörig ins Licht gesetzt, den Leser lehren werden, sich nicht zu verwundern, wenn die Ereignisse, die sich jetzt in meinem unglücklichen Vaterlande zutragen, ihnen irgend eine neue Grausamkeit dieses Menschen offenbaren. Ich will alle die Unthaten übergehen, die er während des Kampfes der Spanier gegen die napoleonische Invasion begangen: das sind beweinenswerthe Erinnerungen, die man nicht wecken muß. Ueberdies habe ich schon gesagt, daß ich vierzig Artikel schreiben müßte, wenn ich ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Barbareien liefern wollte.

Die Thatsachen, die ich beleichten werde, sind alle aus späterer Zeit. Vorher jedoch vergessen wir nicht, eine anzuführen, die einige Analogie mit dem 18. Brumaire Napoleons darbietet. Es gab zu Barbadillo eine Junta, die durch die Central-Junta von Cadix autorisirt war. Als einst die Mitglieder dieser Regierungs-Commission Merino einen Befehl hatten geben wollen, so trat er plötzlich mit seiner Bande in ihren Sitzungs-Saal, nicht gerade, um sie aus den Fenstern springen zu machen, aber um sie ganz ohne Umstände auf ihren Sitzen erschießen zu lassen. Wenn sie dennoch aus den Fenstern sprangen, so geschah das aus dem Instinct, der dem Menschen sagt, daß es räthlicher sey, lieber zu wagen, ein Bein oder einen Arm zu brechen, als einen gewissen Tod auf den Bänken einer überfallenen Versammlung zu erwarten.

Kommen wir jetzt zu einigen charakteristischen Zügen. Man hat in einem der letzten Correspondenz-Artikel des Memorial Bordelais gelesen, daß Merino in der Gegend von Burgos kalt, mit eigener Hand, einen Bettler und zwei Kinder, aus Haß gegen ihren Vater, ermordet habe. Diese Thatsache wundert mich nicht; er hat nicht weniger an seinem besten Freunde, Namens Horna, aus Villamanzo gebürtig, gethan. Auf folgende Weise trug sich dieses zu: Horna war von sehr drolligem Charakter; in Frankreich wäre er, was man einen Farceur nennt, ein komischer Kauz gewesen. Wenn Merino in eine Stadt einzog, so hatte er immer Horna in seiner Begleitung, und dieser suchte ihn und die Offiziere seiner Bande immer durch Kunststückchen und Possen aller Art zu belustigen.

Nun war es aber bisweilen gefährlich, der Lustigmacher Merino's zu seyn. Eine Nacht wendete sich Horna, nachdem er lange die Gesellschaft amusirt, an Merino und sagte: „Gieb mir ein ganz neues Spiel Karten, ich werde sie auf diesen Tisch legen und dann jede beim Namen nennen." Wohlan, sagte Merino, man hole dir Karten. Man brachte sie und alle stellten sich um den Tisch. Merino auf seinen Degen gestützt, folgte aufmerksam allen Bewegungen seines Freundes. Horna mischt die Karten, verlangt dann einen Compaß, ein Lineal und mehrere mathematische Instrumente. Auch diese werden herbeigeschafft. Nun legt Horna alle seine astrologischen Geräthschaften aus. Dreiviertel Stunden brachte er mit seinen Vorbereitungen zu, obgleich Merino immer ungeduldiger ihm zwei- bis dreimal sagte: Nun, wirds wohl endlich werden?

Endlich nimmt Horna eine ernste und feierliche Miene an, legt langsam eine Hand auf den Tisch, nimmt eine Karte mit den Fingerspitzen, reicht sie Merino, dessen Augen schon in ihrer tiefen Höhle flammend rollten und sagt: „Sieh sie genau an." Merino thut es. „Gieb mir sie wieder." Merino giebt sie ihm; da dreht Horna die Karte um und nennt sie mit lautem Lachen. Augenblicklich zieht Merino den

*) Hier möchte man wohl fragen: hatte denn Ferdinand, dessen Staats-Cassen, wie nicht minder seine Privat- und Haus-Finanzen, in stetem Defizit waren, jemals und besonders in der Epoche, wovon die Rede ist, unermeßliche Summen zu verschenken? Anm. d. Red.

Digitized by Google

Säbel und spaltet ihm den Kopf. Drei Tage nachher war der tapfere Horna zu Rayales begraben. Er hat einen Sohn hinterlassen, dessen sich Merino (die Gerechtigkeit fordert, es zu sagen) seitdem als eifriger Beschützer angenommen. Aber seinen Vater hat er ihm doch nicht wiedergeben können.

Von allen Strafen, die Merino auflegte, will ich die mildeste anführen. Der, welcher sie aushielt, ist seitdem von Ferdinand zum Canonicus von Castrogeriz ernannt worden. Im Jahre 1811 vereinigte sich Don Juan Tapia, damals Pfarrer von Astudillo, mit Merino und wurde Chef seiner Infanterie, während Merino sich das Commando der Cavallerie vorbehielt. Einige dreißig Offiziere, renovales genannt, versuchten, Tapia zu verführen und bestimmten ihn, Merino zu verlassen. Er setzte sich hierauf nach Pena-Maya in Marsch, um den Krieg für eigene Rechnung fortzuführen. Als Merino diese Desertion erfuhr, ließ er zwölf Mann aufsitzen und ritt mit ihnen nach der Stadt Tordomar, wohin sich Tapia, an der Spitze von neunhundert Mann, zurückgezogen. Angekommen in dieser Stadt, steigt er ab, nimmt seinen Stutz unter den Arm und geht durch die Straßen, aus vollem Halse schreiend: „Wo ist Tapia, der Schelm?“ Als er vor dem Stadtthore, de la Fuente genannt, vorbeiging, rief ihn ein Posten der renovales an mit Wer da? Ein Büchsenschuß, der einen Sergeanten und einen Offizier tödtete, und worauf die andern die Flucht nahmen, war seine ganze Antwort. Auf dem Marktplatz empfing man ihn mit lautem Jubelruf. Als Tapia das sah, fühlte er sich verloren, schwang sich auf sein Pferd und jagte davon. Aber die Gefährten Merino's erreichten ihn eine halbe Stunde von da und nahmen ihn gefangen. Während dieser Zeit sammelten sich alle Behörden und Notabilitäten der Stadt um Merino und baten um Gnade für Tapia, was sie denn endlich mit vieler Mühe erlangten. Aber wie Merino die ganz auf die Rache Verzicht leistet, so befahl er, daß Tapia auf einen Esel, d. h. auf die Körbe, gelegt werde, die in Spanien dazu dienen, Wasserkrüge (aguaderas) zu tragen, und in dieser schimpflichen und peinlichen Lage ließ er ihn bis nach Paules, drei Stunden von da, führen.

Ich übergehe eine Menge Thatsachen, die alle die unauslöschliche Rachsucht Merino's beweisen würden, um einen Zug anzuführen, der allen andern Handlungen des Lebens dieses originellen Menschen, des wahrhaften Typus eines noch unbekannten oder vielmehr unerklärten Charakters, zu widersprechen scheint. Diese Thatsache kann eben so wenig, wie alle andern, die ich in meinen drei Artikeln berichtet habe, bestritten werden. Zwanzigmal habe ich die beweisenden Actenstücke in den Händen gehabt und so außerordentlich sie immer scheinen mögen, so sind sie doch nicht abzuläugnen.

Wer hat nicht von dem tapfern und unsterblichen Empecinado sprechen gehört? Nun, dieser General, das unschuldige Opfer Ferdinands, hat, trotz der Verschiedenheit ihrer Meynungen, niemanden so entschlossen gefunden, ihn zu ächten, als Merino, diesen in seinem Zorne so unversöhnlichen, in seiner Rache so schrecklichen Menschen! Wenn er damals tausend Mann zu seiner Verfügung gehabt hätte, so ist es wahrscheinlich, daß Empecinado nicht todt seyn würde. Folgenden Brief schrieb er an einen Domherrn von Valladolid, Namens Merino wie er, und an einen der Richter der Sala del Crimen dieser Stadt, Herrn Romero. Wir bedauern, den nicht geben zu können, den er an den General-Capitain O'Donnel richtete: das würde noch ein sehr merkwürdiges Document seyn.

„Mein Herr! Ich glaubte, daß der königliche Gerichtshof zu Valladolid und sein Präsident, der General-Capitain O'Donnel, nichts weiter als der Allmacht der Gesetze bedürften, um sich Gehorsam zu verschaffen. Jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Ist es möglich, daß der Sohn des Generals O'Donnel, an der Spitze von zweitausend Mann und sechs Kanonen, nicht den Muth gehabt hat, sich Roa's, seines Corregidor's Valdenebro und Empecinado's *) selbst zu bemächtigen? Und das sind Soldaten! Wollen sie die verlorenen Mitschuldigen an dem Tode seyn, den man dem unglücklichen General zugedacht hat, dessen sie sich entledigen wollen, um ihren Haß zu befriedigen? Welches sind die Verbrechen dieses Generals? Wenn er welche begangen, so hätte kein anderer ein Recht, sich darüber zu beklagen, als ich. Er ist mein Verfolger gewesen, aber ich erinnere mich, daß er vormals mein Freund war. Er hat die Waffen gegen mich ergriffen, aber ich weiß, daß der König es ihm befohlen hatte. Dieser Krieg der Meynungen ist jetzt unter uns geendigt. Wenn ich ihn die Waffen in der Hand gefangen genommen hätte, würde ich ihn haben erschießen lassen. Aber seit er die Erlaubniß des Königs erhalten hat, sicher in seine Heimath zurückzukehren, ist die Art, wie man gegen ihn handelt, eine Monstruosität; es ist eine verächtliche Feigheit von diesem königlichen Gerichtshofe, daß er nicht den Muth hat, ihn den Händen eines Corregidors, des Verächtlichsten der Menschen, zu entreißen. Wie! Valdenebro der Richter Empecinado's! Valdenebro, der die edelsten Häupter Castiliens an Joseph verkaufte! Valdenebro, den Empecinado selbst im Jahre 1810 zum Gefangenen machte und dem er hochherzig das Leben schenkte! Der Ehrlose! mit dem Schaffott will er diese Großmuth belohnen!

„Mein Herr, Sie werden vielleicht über meine Sprache sich wundern; Sie werden vielleicht fragen, wie Merino so leicht verzeihen kann; nein, mein Herr, ich verzeihe niemals. Mein Haß beherrscht mich despotisch; ich muß mich um jeden Preis an meinen Feinden rächen. Aber wissen Sie, wer meine Feinde sind? Wissen Sie das? — Ich kenne deren etwa dreißig. Es sind die Verräther des Vaterlandes, es ist Valdenebro und alle seine Mitschuldigen, die, nachdem sie uns verrathen, nachdem sie sich zu der elenden Rolle von Spionen gegen ihre Mitbürger erniedrigt hatten, wieder zu Amt und Würden gelangt sind! Das sind meine Feinde und Empecinado gehört nicht dazu. Und könnte ich müssig zusehen, wie das Schicksal Spaniens Niederträchtigen anvertraut ist, die uns verkauft haben? Nein. Die Regierung des Königs muß andere Wege einschlagen und auf andere Arme sich stützen, oder ich werde wieder zu den Waffen greifen.

„Zu diesem Endzwecke schreibe ich heute noch selbst an den General-Capitain O'Donnel. Ich fordere überdies die Autorisation von ihm, den Proceß Empecinado's zu reclamiren, und wenn er mir sie gewährt, so werde ich mich glücklich fühlen, mit diesem frechen Valdenebro zu thun zu haben. Machen Sie meinen Brief bekannt. Ich fürchte niemand; im Gegentheil soll man wissen, daß, so lange ich lebe, nichts zu hoffen ist, als die Erniedrigung und Vernichtung der ehrlosen Anhänger Josephs. So lange sie noch da sind, werde ich meinem Lande keine Ruhe gönnen.“

In drei Tagen wurde dieser Brief öffentlich bekannt, so wie der, welchen er an den General O'Donnel geschrieben. Bald ließ der König Merino zu sich rufen, um Erklärungen von ihm zu verlangen. Merino, der sich gegen niemand Zwang auflegt, selbst nicht gegen die Könige, ließ acht Tage auf sich warten. Man muß wissen, daß Merino sich zu seinen Reisen nie der Deligence oder irgend einer Post-Chaise bedient. Er reist als wahrer Räuber. Ein gutes Pferd, gute Pistolen, eine gute Büchse, ein guter Säbel, ein Diener — das ist es, was er braucht.

Endlich in Madrid angekommen, trat er in der Straße del Calvario Nr. 38 ab. Am andern Morgen ging er nach dem Pallast und fragte nach dem König. Nach einigen Augenblicken kam ein Kammerdiener und sagte ihm, daß er sich an den Minister wenden müsse. Merino schäumte vor Wuth; inzwischen ging er zum Minister, der glücklicher-

*) Empecinado saß in Roa gefangen und der königliche Gerichtshof von Valladolid wollte die Sache zur Rache unter seine Jurisdiction ziehen; in diesem Falle wäre er gerettet worden. Aber der Corregidor Valdenebro wollte nicht in seine Versetzung willigen. Auch starb Empecinado!

Digitized by Google

weise ihn mit vieler Höflichkeit empfing und ihm in sehr gemessenen Ausdrücken fühlbar machte, daß dem König die Art und Weise sehr empfindlich gewesen sey, mit welcher er sich in der Angelegenheit Empecinado's ausgesprochen. Merino antwortete hierauf nichts als: Führen Sie mich zum König. Als er bei Ferdinand erschien, begnügte sich dieser, ihm zu sagen: „Merino, man hat mir gesagt, daß Du Dich den Handlungen meiner Regierung widersetzen willst.“ Hierauf gab Merino die Antwort, die seitdem oft von dem Günstling Mera's wiederholt worden ist: „Sire, die Annalen zweier Epochen zeugen von meiner Anhänglichkeit für Ew. Majestät, aber ich werde die Waffen wieder ergreifen, um Ihre Feinde auszurotten.“ — „Und wer sind meine Feinde?“ erwiderte der König. — „Die meinigen, Sire, die Josephino's. Wenn sie am Ruder bleiben, so lassen Sie mich hängen oder ich rebellire.“

Der König drehte ihm den Rücken und machte ihm ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Bei seiner Rückkehr in seine Wohnung fand Merino den Befehl vor, in der Stadt Madrid als Gefangener zu bleiben. Er blieb wirklich länger als vier Monate da und täglich ritt er mit vier seiner Spießgesellen, alle wie Räuber gekleidet, aus und immer nahm er seinen Weg über den Platz vor dem Pallaste, als wollte er Ferdinand zu verstehen geben, daß er auf dem Puncte stehe, das Versprechen zu erfüllen, das er ihm gegeben.

---

## Die Räuber von London.

(2.)

Die Räuber bilden im Schooße der englischen Gesellschaft eine Art von Nation für sich, die ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Organisation hat und eine eben so verschiedenartige Anzahl geheimer Professionen in sich begreift, als es bekannte und anerkannte giebt. Die Diebssprache von Newgate, ein Gefängniß, das trotz seiner Räumlichkeit kaum die zahlreichen Bewohner zu fassen vermag, die eine thätige Polizei ohne Unterlaß darin aufhäuft, hat ein unendliches Wörterbuch von pittoresken und bedeutungsvollen Namen, die, ohne eine einzige zu übergehen, alle Formen bezeichnen, unter welchen die große Kunst, sich das Eigenthum anderer anzueignen, sich zeigt. Da giebt es Hausdiebe mit und ohne Erbrechung, im Innern und von Außen, Steaßenräuber, Falschmünzer, Waarendiebe, Beutelschneider, Diebe von Uhren und Ridicules, Pferde- und Vieh-Diebe überhaupt, solche, die Tenukene bestehlen, die falsche Münzen ausgeben, die gestohlene Sachen bergen und zu Gelde machen, Falsarien, Industrie-Ritter, Diebe von Frachtwagen, Ankern und Schiffsgeräthen; was weiß ich? Bände würden nicht hinreichen, um das Verzeichniß der ehrenwerthen Varietäten des englischen Räuberhandwerks zu vervollständigen.

Nehmen wir einige der in diesem abgekürzten Catalog aufgeführten Professionen; Details über ihre Sitten werden unsern Lesern einen Begriff von der sonderbaren Organisation dieser ultracivilisirten Gesellschaft geben.

London ist im Allgemeinen der Schauplatz, auf welchem diese ehrenwerthen Künstler vorzugsweise ihre Talente üben; doch verschmähen sie die Gelegenheit des Erwerbs in den Provinzen darum nicht und mehrere von ihnen machen eben so regelmäßig ihre Umzüge, als die Reisediener der Kaufleute und die Schauspieler von Ruf. Alle Jahre, im Frühling, schickt die Gesellschaft der pick-pockets (Taschendiebe) Bevollmächtigte zu allen Pferderennen, auf alle Vieh-Märkte, mit einem Worte an alle Orte, wo ein großer Zuflaß von Menschen zu vermuthen ist und erst im Anfange des Winters erscheinen diese schätzbaren Künstler, gleichzeitig mit den Leuten von Stande, wieder in der Stadt.

Die Herren Räuber mit Erbrechung (house-breakers) dagegen reisen zu jeder Zeit, aber immer zu einem bestimmten Zwecke. Sie haben auf den wichtigen Puncten der verschiedenen Grafschaften eine Art von Agenten, die ihnen melden, wenn eine der Aufmerksamkeit würdige Gelegenheit für sie sich darzubieten scheint. Sogleich werden Sachkundige samt einem Wagen abgefertigt, um das Ausräumen und die Fortschaffung der zu stehlenden Gegenstände zu bewirken. Die Gesellschaft hat an jedem einigermaaßen wichtigen Orte residirende Mitglieder und täglich affiliirt sie sich redliche Correspondenten, die, gegen eine nach einem gewissen Tarif festgesetzte Besoldung, die Association von den Speculationen unterrichten, die auf den verschiedenen Puncten Englands auszuführen seyn dürften.

Die Mitglieder, welche der Verein der Räuber mit Erbrechung zur Ausführung ihrer Aufträge aussendet, sind gewöhnlich sehr anständig gekleidet und hinlänglich mit Geld versehen, um eine Rolle, als Leute comme il faut, angemessen zu spielen. Sie sind oft von einem Frauenzimmer von anständiger Kleidung und Haltung begleitet und machen so zu gleicher Zeit eine Geschäfts- und eine Vergnügungs-Reise. Einige dieser Künstler brauchen die Vorsicht, immer in ihrem Wagen eine Schachtel oder Kiste mit Werkzeugen zur Erbrechung mit sich zu führen, um keine gute Gelegenheit entschlüpfen zu lassen. Diese Werkzeuge, deren Zahl sich auf sechzig bis siebenzig beläuft und bis zu 150 Pf. Steel. (3750 Fr.) kosten, sind ihnen vom größten Nutzen, wenn sie nicht Zeit haben, abzuwarten, daß man ihnen Gehülfen aus der Stadt sende. Es giebt keine Thür, wenn sie nicht stark verriegelt ist, die, das Schloß mag noch so trefflich seyn, dergleichen Werkzeugen, von geschickten Händen geführt, widerstehen könnte.

Falschmünzer. — Zwischen dem wirklichen Fabrikanten falscher Münze und dem, dessen einziger Beruf ist, sie auszubringen, sind oft sieben bis acht Zwischen-Personen oder Unterhändler, die, ohne sich einer dem andern zu erkennen zu geben, von Hand zu Hand die Stoffe oder das Material befördern, nach Verhältniß, wie dasselbe zur Fabrication gebraucht wird. Die falsche Münze ist in England, so zu sagen, ein Handels-Artikel. Wenn ein Handel über eine gewisse Quantität falscher Münzen, die der Verbreiter zu kaufen wünscht, abgeschlossen ist, so empfängt der Verkäufer den Preis des Handels und bestimmt dem Käufer, wenn er ihn verläßt, den Ort, wo er die Anzahl falscher Münzen, über deren Kauf man übereingekommen, finden soll. Es giebt kein Beispiel, daß ein Käufer, wie leicht es auch für den Verkäufer wäre, ihn in solchem Falle zu täuschen, nicht an dem bezeichneten Orte die stipulirte Summe falscher Münzen gefunden hätte. Diese Verträge werden mit einer wunderbaren Redlichkeit oder Worthalten vollzogen.

Der, welcher die falsche Münze macht, ist an keine Repräsentation gebunden; der Verbreiter dagegen ist ein wohlgekleideter Mann, der immer ein sehr beschäftigtes Ansehen hat. Er reist viel, springt schnell aus dem Wagen, so oft dieser in irgend einer Stadt anhält, kauft ein paar Handschuhe oder irgend etwas von geringem Werthe, um bei dieser Gelegenheit für seine falsche Münze gutes Geld einzuwechseln. Eine seiner gewöhnlichen Manieren hierbei ist, eine falsche Münze, z. B. einen Souverain, mit acht oder zehn andern ächten, zu sich zu stecken, dann mit vornehmen Air in einen Laden zu treten und, bei Erhandlung einer Kleinigkeit, alles Geld auf dem Tische auszuschütten, als wollte er kleine Münze suchen, und dann dem Kaufmann den falschen Souverain hinzureichen, der ihm ohne Mißtrauen den Rest herausgiebt.

Beutelschneider oder Taschendiebe. — Diejenigen, deren Gewerbe ist, die Taschen auszuleeren, sind größtentheils sehr junge Leute; inzwischen ist, schrecklich genug! ihre Gesellschaft allein zahlreicher, als die aller andern Spitzbuben von London zusammen. Es sind im Allgemeinen Waisen, uneheliche Kinder, Kinder aus den niedrigsten Volks-Classen und einige Söhne guter Familien, die, trotz der erhaltenen Erziehung, durch ihre lasterhaften Neigungen zum Verbrechen hingerissen werden.

Digitized by Google

Die pick-pockets führen ein sehr herumschweifendes Leben und machen selten einen Ort lange zum Zeugen ihrer Thaten. Diesem Gebrauche muß man ohne Zweifel die Verlegenheit zuschreiben, die unter ihnen herrscht, denn sie kennen sich alle den Namen nach: sie treffen sich zu funfzig und hundert in Wirthshäusern, wo sie ihre Sitzungen halten und die Nächte durchschwelgen, ihre Heldenthaten einander erzählend. Die andern Spitzbuben rekrutiren sich aus ihrer Mitte, und alle die, welche daher stammen, zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Verderbtheit und Geschicklichkeit aus.*

Sneaks oder Einschleicher. Diese Räuber associiren sich gleichfalls in kleinen Banden und zerstreuen sich in der Stadt, um die leicht anzugreifenden Orte zu entdecken, d. h. die Orte, wo etwas zu nehmen ist, und die, immer offen, die Räuber einzuladen scheinen. Die Laden und Buden sind vor Allem ihren Angriffen ausgesetzt. Da sie ein genaues Verzeichniß dieser guten Orte halten, so geschieht es sehr oft, daß, wenn ein alter Sneak im Gefängniß ist, man ihm von allen Seiten beträchtliche Geldsummen anbietet, um ihn zu vermögen, diese Liste abzulassen.

Darum, weil ein Laden zwei- oder dreimal bestohlen worden ist, wird er von ihnen nicht für unangreifbar gehalten, denn sie rechnen auf die äußerste Sorglosigkeit gewisser Kaufleute. Die Fleischer sind mehr als irgend eine andere Classe von Kaufleuten der Gegenstand ihrer Unternehmungen, weil Nachmittags ihre Buden ziemlich verödet sind, da Meister und Gesellen gewohnt sind, um diese Zeit der Ruhe zu pflegen. Ein Fleischer von Beermondsey wurde auf diese Weise dreimal bestohlen, ehe er sich entschloß, seine Baarschaft aus einem in seiner Bude stehenden Pulte zu nehmen. Das Kind, das sich derselben bemächtigte, war gewohnt, den Augenblick zu erwarten, wo er sich in die Hinterstube zurückzog, um zu schlafen; es sprang über die Brustwehr, die keine Fenster aber Gitter hatte, und kroch dann auf Händen und Füßen zum Pulte, dessen Schloß es mit einem eigenen Dietrich öffnete. Dasselbe Kind, das höchstens zwölf oder dreizehn Jahre alt seyn konnte, stahl auch dreimal nach einander das Geld, das in einer Armenbüchse enthalten war, und jedesmal 30 Pf. Sterl. betrug.

Nachdem sie die Laden bezeichnet, wo man Geld in Schubladen oder Pulten verschließt, beschäftigen sich die Sneaks damit, die Lebensweise der Familie kennen zu lernen, die Stunden, in welchen sie ißt und in welchen sie ruht. Sobald man dies genau weiß, so öffnet ein Sneak leise die Thüre und schiebt einen Knaben hinein, der dann eben so, wie oben beschrieben worden, verfährt und seinen Zweck erreicht. Aus dem hintern Theil der Bude oder des Ladens werfen dann wohl die Kaufleute zuweilen einen Blick durch die Glasthür in den Laden, um zu sehen, ob irgend ein Käufer kommt, aber niemals stehen sie auf, um auf die Erde zu schauen. Auf diese Weise bringen die Sneaks wöchentlich eine schöne Summe zusammen. Giebt es Lärm, so entwischen die eigentlichen Schelme, die sich in der Nähe der Thüre aufhalten, fast immer, die Kinder aber werden ergriffen und an ihrer Stelle gestraft.

Es existirt jetzt in dem Strafgefängniß ein Knabe, der wegen Entwendung von 35 Pf. Sterl. aus einer Schublade verurtheilt worden ist. Seine Kühnheit und seine Geschicklichkeit ging so weit, daß, wenn er wußte, wo Geld war, er fast keinen Zweifel hegte, sich dessen zu bemächtigen. Sein letztes Kunststück versuchte er bei einem Seidenhändler. Er ging in seinen Laden und veranlaßte ihn, indem er nach einem Artikel fragte, sich aus seinem Comptoir zu entfernen. Er bemächtigte sich des Geldes und entfloh mit seinen Mitschuldigen. Der Bestohlene lief dem Räuber nach, aber in seinem schnellen Laufe wurde er von Einverstandenen geschickt umgerannt, die ihn tausendmal um Vergebung baten, und der kleine Schelm entwischte. Er war schon in Sicherheit, als einer seiner Spießgesellen aus Muthwillen ausrief: „Dig, din, dog!“ (das ist das Signal zum Rückzug, das sich die Sneaks unter einander geben). Er wollte ihn bloß erschrecken und dann auf seine Kosten lachen; aber der Räuber nahm die Warnung für ernstlich, warf den Sack mit dem Gelde über eine Gartenmauer und entfloh; nachdem er seinen Mißgriff eingesehen, ging er des Nachts dahin, um seine Beute zu retten, aber er wurde verhaftet, denn in der Zwischenzeit hatte man den wahren Eigenthümer gefunden.

Folgenden Brief schrieb ein junger Mensch aus seinem Gefängnisse, der auf dem Puncte stand, England zu verlassen, um nach Botany-Bay deportirt zu werden. Er ist die Geschichte fast aller Taschendiebe:

Ich bin in Dyot-Street geboren, ich erinnere mich meiner Mutter nicht, aber die Cameraden meines Vaters erzählten mir, daß sie wegen Ausgaben falschen Geldes deportirt worden sey; wenn man ihren Namen aussprach, sah mein Vater stets düster und kummervoll aus und wurde nicht eher heiter, bis er ein Glas Schnapps getrunken. Einige sagten auch, daß sie im Gefängniß vor Kummer gestorben sey, aber ich habe niemals recht die Wahrheit erfahren.

In unserer Straße wurde der am meisten bewundert, der am geschicktesten stahl; die einzige Schande, die einen treffen konnte, war, sich ertappen zu lassen. Am Ende dieser Straße sah ich oft Leute, die sich in schönen Equipagen wiegten, und was ich dabei dachte, war stets, daß sie wohl glücklicher im Stehlen gewesen seyn müßten, als andere.

„Ich verstand in der That nichts, als zu stehlen und man lehrte mich nichts anderes; auch übte ich mein Handwerk mit einem Fleiße, den ich für sehr löblich hielt. Ich hörte wohl von Gott, Hölle und Teufel reden, und man sagte mir selbst einmal, daß, wenn man läutete, viele Menschen in die Kirche gingen und beteten, um später in den Himmel einzugehen; aber niemand, den ich kannte, schien daran zu glauben, und ich meynte zuletzt, daß die Namen Gott, Hölle und Teufel nur zu Flüchen und Schwüren dienten. Das einzige Wesen, das man mich fürchten lehrte, war ein famöser Agent der Polizei, und ob ich mir gleich alle Mühe gab, seine Wachsamkeit zu täuschen und dies mir einige Zeit auch gelang, so erwischte er mich zuletzt doch.

„Im Gefängniß machte mir der Priester begreiflich, wie ich hätte erzogen werden sollen; er erkannte, daß ich nie träge gewesen war, weder meinen Vater noch meine Mutter bestohlen, sondern immer das gethan hatte, was man mir geheißen; dennoch sagte er mir, daß, wenn ich nicht ein Kind gewesen wäre, man mich gehangen haben würde. Es giebt aber in London hunderte von Knaben, welche leben, wie ich gelebt habe.

„Man hat mir von einer Schule gesagt, die in Dyot-Street errichtet werden sollte, worin die Knaben lernen könnten, was gut und böse sey. Das wäre sehr heilsam zu thun, bevor man sie einfängt und hängt; es wäre billig und recht, ihnen die Gefahr zu zeigen, in der sie schweben, ihnen begreiflich zu machen, was das Gesetz und die Gesellschaft sey, damit sie nicht zum erstenmale davon sprechen hören, wenn man sie richtet.

„Ich werde, sagt man, unter den Wilden wohnen; das kümmert mich nicht, ja ich wünsche selbst nicht, jemals in dieses Land zurückzukehren: die Wilden würden sich meiner Erziehung angenommen, würden mich gelehrt haben, zu jagen, zu fischen, zu schießen und vielleicht — ein guter Mensch zu werden; aber das haben meine Landsleute nicht gethan, und wenn mich das Loos meiner Cameraden, die ich zurücklasse, nicht bekümmerte, so würde ich nicht diese Rechtfertigung versuchen, dich ich meinem Unglücksgefährten, John Rudd, dictire.“

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

# Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 880. Hamburg. Sonnabend, den 28. December. 1833.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstruy. Redigirt von J. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.


## Die beiden Icoglanen.

(Beschluß.)

(M.)

„Nun, ich wollte Dir keine Vorwürfe machen; aber antworte mir. Hast Du wohl an die Pflichten gedacht, welche Dir der Titel eines Kapidschi auferlegt? Weißt Du, daß eine unerbittliche und finstere Macht über uns schwebt? Ist es Dir nicht oft gesagt worden, daß die Pforte, außer Stande, am lichten hellen Tage alle die Verbrechen und alle die Straffälligen zu bestrafen, zuweilen genöthigt ist, sich einer obscuren Hand zu bedienen, deren Dienste sie dann belohnt? Weißt Du endlich, daß, wenn es gilt, verdeckt einen Streich auszuführen, es ein Kapidschi ist, dem die erhabene Pforte ihre Befehle ertheilt?"

„„Ich weiß das,"" antwortete Mustapha mit Zuversicht.

„Aber weißt Du auch, daß Du nicht fehlen darfst, und daß Du mit Deinem Haupte dafür einstehen mußt?"

„„Herr, möge die erhabene Pforte über ihren Sclaven verfügen. Und wenn sie dem Scheif von Mekka, ja wenn sie dem Schach von Persien das Urtheil gesprochen hätte, so würden sie in zwei Monaten nicht mehr existiren.""

„Nein, ein untreuer Sclave ist es, den der Sultan strafen will; es ist Hahmed, der Pascha von Aleppo."

Heftig, schnell, fieberhaft pochte Mustapha das Herz; doch verbarg er seine Bewegung.

„Dieser Verräther," fuhr der Großvezir, von Hahmed redend, fort, „setzt seinem Ehrgeize nicht Ziel noch Gränze. Er hat schon die vornehmsten Innungen auf seiner Seite, und es hängt nur von ihm ab, sie, sobald er es will, unter seiner Standarte zu versammeln. Er ist einer derjenigen, von dem die Pforte am meisten zu fürchten hat. Er schaltet nach Gefallen über die Stämme der Araber; er endigt ihre Empörungen, wie er es will. Man muß sich seiner entledigen und seine Anschläge vereiteln; aber ein Verräther ist stets auf seiner Huth. Wir können ihm nur auf geheimen Wegen beikommen; deshalb verkleide Dich, dringe bis zu ihm, und dann stoß zu. Hier ist der Firman, hier der Todesbefehl."

Eine Stunde später lag Mustapha hingestreckt auf seinem Divan. Mustapha's Freude wäre minder groß gewesen, wenn der Großherr ihm das Reich abgetreten, wenn er den Firman an seine Lippen gedrückt hätte, der ihm die Investitur darüber gesichert. Er weidete sich im Voraus an dem Anblick der Leiche seines Feindes, er sah ihn sich winden und krümmen, er hörte sein Todesröcheln: er war glücklich. Kein Schlaf kam in seine Augen; es schwebte ihm stets der Firman vor, der seine Rache besiegelte und ihn doch vor Strafe sicherstellte.

Eine bewundernswürdige Canzeley, die Canzeley der Pforte! Sie zeige den Weg zum Tode oder zur Luft, sie theile Schnüre oder Kränze aus, immer schreibt sie in dem Styl der Hymne. Die Schriftzüge ihrer Scribenten sind reiche Zierrathen, gleich den Arabesken des Raphael; ihre Dinte ist wechselsweise azurblau, wie des Himmels Gewölbe, roth, wie Blut, und funkelnd von Golde gleich dem Throne Sr. Hoheit. Es sind herrliche Muster der Calligraphie, diese Firmans, die bald eine Provinz zertrümmern, bald über tausend Köpfe den Bannfluch aussprechen.

Einige Tage später zog eine Karawane auf Aleppo zu; nicht eine der furchtbaren Karawanen von tausend Pferden, die bestimmt sind, den Myriaden Arabern Trotz zu bieten, welche die Wüste in allen Richtungen durchstreifen, den Beduinen mit den Luchsaugen, blutgierig, wie die griechischen Piraten — nein eine ganz friedfertige Karawane, ein sonderbares Gemisch von Reisenden jeder Art. Von einem Augenblick zum andern erneuerte, veränderte sie sich; neue Reisende kamen an die Stelle derjenigen, die abgingen. Man konnte wechselsweise die verschiedensten Proben aller Menschengattungen darunter finden: Soldaten, die auf gut Glück ausgingen, um unter dem Panier irgend eines kriegerischen Paschas Ruhm zu suchen; Pilger, die nach dem Grabe Christi und nach dem des Propheten gingen; Kaufleute in Manufacturwaaren und Edelsteinen; Juden, Muselmänner und Christen. Alle Religionen, alle Secten; der Islamismus und dessen unerbittliche Einheit, der Judaismus und dessen verachtetes Stigma: alle Nuancen von der Welt waren darin repräsentirt und bei allen schien in dem Gefühl der allen drohenden Gefahren der Fanatismus ihres Glaubens erloschen zu seyn.

Ein Mann auf einem Schimmel reitend, die Stirn mit einem Turban bedeckt, dessen regelmäßige Falten seinen Stand als Rechtsgelehrten nachwiesen, angethan mit einem Mantel von gestreiftem Damascenerstoff, einem rothen Benische und einem blauen Pelz, zog ganz allein mitten in der Karawane einher. Jedermann schien ihm mit Achtung zu begegnen, und obgleich er weder Sclaven noch Diener um sich hatte, war jeder doch bereit, ihm zu dienen. Es war ein Scheik, etwas mehr als ein spanischer Mönch in Spanien: ein armer Mann, vor dem dennoch der orientalische Despotismus erbleicht; ein Mann, dessen Gegenwart alle Insurrectionen erstickt, dessen Stimme die festgewurzeltste Gewalt erschüttern kann; ein Prophet, ein Seher, ein begeistertes und wunderbares Wesen. Wenn man in einer türkischen Stadt sieht, wie jemand, der kein Gefolge hat, von den Rechtgläubigen aufs ehrerbietigste begrüßt, von den Frauen, die in dessen Nähe ihren Schleier lüften, bewundert, von den Vezirs auf gleichem Fuße behandelt wird, indem sie ihn neben sich sitzen, ihn aus ihrer Pfeife rauchen lassen, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß es ein Scheik ist.

Das war die Lage, das war der Rang des Hadschi Jussuf Effendi inmitten der Karawane. Ueberall, wo Halt gemacht wurde, wollte ein jeder gern der erste seyn, ihm einen Teppich unterzulegen, um dafür durch ein Wort, durch einen Blick belohnt zu werden. Er nahm alle diese Huldigungen mit einer unverrückbaren Würde an, den Muselmännern



Digitized by Google

zuweilen ein Lächeln spendend, die Theisten und Juden aber stets mit der größten Verächtlichkeit behandelnd, wie unterwürfig sie sich auch beweisen mochten. Er redete nur in sentenzenreichen Phrasen, und selbst sein Schweigen war für die Karawane ein Gegenstand des Nachdenkens und der Vermuthungen. Es ist ein Vezir, sagten einige, welcher, der menschlichen Größe überdrüssig, nun seine Blicke auf den geheiligten Propheten richtet. Es ist, sagten andere, ein Magier, der den Koran auswendig weiß und der die Todten auferweckt; es ist ein Märtyrer, sagten wieder andere, der seit zwanzig Jahren in den Kerkern des Frangistan geschmachtet hat! Möge Allah, riefen dann alle wie aus einem Munde, meine Tage verkürzen, um die Seinigen zu verlängern! Möge seine Mutter so glücklich seyn als Maria; möge die Erde leicht auf seiner Grabesstatt ruhen; möge sein Schutzengel sich erfreuen! Dann suchte ein jeder den Saum seines Gewandes zu berühren, in der Hoffnung, so einigen der Gebrechlichkeiten unserer Natur zu entgehen. So gelangte man nach Aleppo.

Der Scheik begab sich zum Teke der Derwische von Mewleri. Damals, wo der Einzelne wehrlos gegen die Waffen des Despotismus dastand, suchte er bei diesen Corporationen, die einen Staat im Staate gegründet hatten, Schutz und Zuflucht. Die Derwische und die Janitscharen hatten ihre Netze über das ganze Reich ausgespannt. Es gab kein Dorf, und wenn auch noch so unbedeutend, wo man nicht einen Derwisch-Teke, eine Janitscharen-Horta gefunden hätte; die Einen repräsentirten die Militairgewalt, die Anderen die religiöse Gewalt, beides Gewalten, die dem Volke theuer sind und auf welchen die gesammte islamische Verfassung beruht. Die Derwische sind überall bei der Volksmasse als die Erfinder und die Ausführenden der einzigen Art von Oper, welche den Türken bekannt ist, beliebt. Sie beginnen mit einem feierlichen Tanz, einer Art geheiligten Menuett, welchem dann eine sehr schnelle kreisförmige Bewegung folgt. Diese tanzenden Priester geben sich für begeistert aus, und wenn ihr fieberhafter und tumultuarischer Tanz sie in die Verzückung versetzt hat, auf die sie es abgesehen haben, so fallen sie im Schweiß gebadet und keuchend im Tempel zu Boden. Diese Darstellung macht, so wie alles, was außerordentlich ist, im Oriente den größten Eindruck. Mahmud hat es wohl gewagt, die Janitscharen zu vernichten, aber er wird es nicht wagen, Hand an die Derwische zu legen.

Hadschi-Jussuff-Effendi — so hieß der geheimnißvolle Reisende — übergab dem Oberhaupte der Derwische zu Aleppo ein symbolisches Schreiben. Kaum hatte Letzterer dies erblickt, kaum seine geheimnißvollen Charaktere entziffert, als die Derwische demüthig das Gewand des Scheiks küßten und ihn mit einer Verehrung aufnahmen, die nicht frei von Furcht war. Hadschi-Jussuff war, wie man es schon errathen haben wird, kein anderer als der Kapidschi-Baschi Mustapha. Die Pforte ist nicht minder geschickt, ihre eigenen Geheimnisse zu verbergen, als in die der anderen einzudringen; ihre unsichtbare Hand regiert alle Secten und alle die Unterabtheilungen der Secten im ganzen Oriente. Der Großvezir hatte dem Mustapha, als er ihn mit der Ermordung seines Nebenbuhlers Hahmed beauftragt, ein von dem Mollah von Koniah unterzeichnetes Schreiben mitgegeben, welches so ehrenvoll abgefaßt war, daß auch die heiligste Person des Reiches darauf hätte stolz seyn können.

Ein Monat verstrich, und der angebliche Scheik wartete noch immer in Geduld der Stunde der Rache. Sein Ruf der Heiligkeit hatte sich in der Stadt verbreitet. Hahmed selbst hatte von dieser, durch ihre Frömmigkeit berühmt gewordenen, Person gehört; er wollte sie sehen. Eines Tages, als Mustapha, hingestreckt auf dem Rasen der Gärten des Teke, eben über die Mittel nachdachte, wie er wohl bis zum Pascha gelangen könnte, erhob sich ein lautes Geräusch. Hahmeds Kiaja war mit seinen Leuten vor der Pforte; er überbrachte dem Scheik eine Einladung seines Gebieters. Mit einer gleichgültigen Miene und einem geringschätzigen Stolze antwortete Mustapha, er würde dieser Einladung den nächsten Tag, zur Mittagszeit, Folge leisten. Mitten in dieser Kälte und dieser Gleichgültigkeit würde ein aufmerksamer Beobachter doch das Einkneipen seiner unteren Lippe, das Anschwellen seiner Adern, das blaue Anlaufen seiner Gesichtsfarbe, und die Bewegung seiner Hand nach dem Busen, um zu sehen, ob der Todesfirman auch noch dort sey, wahrgenommen haben.

Endlich trat die verhängnißvolle Stunde ein: Hahmed erwartete, von seinen Kawas umgeben, den Scheik. Das Antlitz der Seite von Mekka zugewandt, liegt Hahmed Pascha knieend auf einem Teppich und betet. Alles schweigt; die hohe Würde, mit welcher er bekleidet ist, seine hohe Gestalt, die Inbrunst des Glaubens, die er an den Tag legt, die bescheidene und exaltirte Energie, mit welcher er den Namen Allah's ausspricht, selbst die Schönheit der Umgebung, die lichten und funkelnden Fenster, die nackten und düsteren Mauern, der mit kostbaren Zeugen überzogene Divan, der Springbrunnen in der Mitte des Gemaches, dessen Gemurmel das Schweigen um ihn her zu erzeugen scheint: alles dieses athmet Poesie.

Plötzlich tritt jemand in den Saal; die Kawas legen die Hand an ihre Yataghans und gehen ihm entgegen; als sie aber sehen, daß es der Scheik ist, da weichen sie zurück und lassen denjenigen sich nähern, der von ihrem Gebieter eingeladen worden ist. Als Mustapha sieht, daß Hahmed eben beschäftigt ist, seine Andacht zu verrichten, breitet er selbst einen kleinen Teppich vor dem Divan aus und schließt sich dem Gebete des Paschas mit einer Inbrunst an, die allen Anwesenden zu Herzen geht. Als endlich Hahmed Platz auf seinem Divan genommen hat, wird er des Scheiks ansichtig, und sagt zu ihm:

„Wie, Vater, glaubst Du denn, daß der Pallast des Paschas der Gegenwart des Scheiks unwürdig sey? Meynst Du, daß der Saal, wo der Stellvertreter des Großherrn die Ayans der Provinz empfängt und ihnen seine Befehle ertheilt, die Gewölbe, welche unter dem Rohr mit dem Silberknopfe der Kawas ertönen, es nicht verdienen, der Ehre Deines Besuches theilhaftig zu werden? Glaubst Du, daß Deine heiligen Worte in der Seele eines Mannes nicht Früchte tragen werden, der die größte Loyalität für unsern erhabenen Sultan hegt?"

„„Vezir, es war mein Wille, zu Dir zu kommen; nur habe ich damit gewartet,"" antwortete Mustapha kalt.

„Es scheint, daß bis jetzt der Augenblick nicht günstig gewesen ist," begann der Pascha wieder, indem er einen geheimnißvollen, fast Furcht verbreitenden Blick auf seinen Gast warf. „Der Weise übereilt nichts. Du, der Du in allen Gestirnen lieset, sage mir, ob unsere heutige Unterredung unter guten Auspicien begonnen hat."

„„Ich hoffe es,"" erwiederte der Scheik.

Die Kawas hatten sich auf zehn Schritte weit zurückgezogen. Die Augen des Scheiks funkelten wie Tiger-Augen; ein Dolch blitzte in seiner Hand, und in einem Nu saß dieser Dolch in der Brust seines Feindes.

„„Erinnere Dich des Jeoglans Mustapha!"" rief der Mörder aus, indem er den Todesstreich führte.

„Herbei!" stöhnte der sterbende Vezir, „haut diesen Menschen nieder!"

Sofort blitzten zwanzig Yataghans über dem Haupte des Mustapha. Aber auf den Divan gestiegen, hatte dieser aus den Falten seines Gewandes den verhängnißvollen Firman hervorgeholt; er zeigte ihn vor: sofort senkten die Kawas respectvoll ihre Häupter. Der Scheik kehrte zurück in das Teke der Derwische, schickte einen Tartaren nach Constantinopel ab, und überließ das Regieren während dieser Zwischenzeit, wer dazu Lust hatte.

Der Tartar überbrachte bei seiner Rückkunft Befehle der Pforte, welche den Mustapha Bey zum Pascha von drei Roßschweifen und zum Gouverneur von Aleppo ernannten.

Digitized by Google

Zwei Jahre später stand eine Gruppe Türken vor der Hauptpforte des Serails und betrachtete ernst aber theilnahmlos einen abgeschlagenen Kopf, der in eine der Nischen über diesem Thore gesetzt worden war. Dieser Kopf war eingesalzen worden, damit er sich auf einer langen Reise besser conserviren sollte; doch war dessen Haut faltig wie Pergament. Unter ihm war folgende Inschrift zu lesen: „Mustapha-Bey, ein „treuloser Sclave des Großherrn, der von der Höhe seines kaiserlichen „Steigbügels herunter einen gnädigen Blick auf ihn zu werfen geruht „hatte, hat diese Strafe verdient, weil er die Empörung der Araber in „der Umgegend von Aleppo angefeuert.

„Eine Warnung für alle Verräther!"

---

## Merkwürdige Wirkungen der Musik.

(2.)

Wir finden in einem ausländischen Blatte nachstehenden mit den Worten „Le Dilettante" unterzeichneten Artikel, der für manchen Leser, wenn er auch nicht in allen Stücken des Verfassers Meynung seyn sollte, doch nicht ohne Interesse seyn dürfte:

Die modernen Völker haben der Musik nicht minder Verehrung und Studium gewidmet als die Völker des Alterthums.*) Hören wir, um vorläufig nur von Frankreich zu sprechen, wie sich eins seiner edelsten und beredtesten Organe über die Macht und den Werth dieser Kunst ausdrückt: „Der Gesang," sagt Herr von Chateaubriand, „ist das Kind des Gebetes und die Gebete sind die Begleiter der Religion."

Fügen wir diesen Worten eines seltenen Genie's die Meynung eines Mannes bei, der auch alle Dinge dieser Welt aus einem sehr hohen Gesichtspuncte ansah, eines zugleich tiefdenkenden und erhabenen Geistes, wir meynen Shakespeare: „Der Mensch, der keine Musik in der Seele hat, und den ihre süßen Accorde nicht rühren, ist, nach meiner Meynung, der schlechtesten Handlungen fähig. Einen solchen Menschen möge man mißtrauen: er geht von Verrath und List umgeben einher; in seinem Herzen ist es Nacht und im Schooße der Nacht werden gewöhnlich große Verbrechen geboren."

Das sind gewiß Autoritäten, die die für die Musik gleichgültigen Menschen aller Entschuldigungen berauben. Man sieht, daß es sich nicht bloß von einer verführerischen und angenehmen Kunst handelt, sondern von einem wirksamen Mittel der Tugend und selbst, auf gewisse Weise, von öffentlicher Ruhe und Ordnung, mindestens wenn man sich etwas buchstäblich an den Gedanken halten dürfte, den der unsterbliche Shakespeare ausspricht.

Um zu zeigen, mit welcher Allgemeinheit die Musik ihre Macht übe, übergehen wir Beweise, die uns diese berühmten Männer von Beispielen entgegengesetzter Art liefern; sehen wir, welchen Einfluß sie auf die Thiere ausübt. Sprechen wir nicht von Bäumen, noch von Felsen, noch von Tigern, die von den Wunderthönen von Orphrus Leier ergriffen wurden und tanzten: bleiben wir bei der Wirklichkeit, bei erwiesenen Thatsachen stehen. Hat nicht der gelehrte Arist in unsern Tagen erkannt, daß die Esel ein für die Musik besonders empfängliches Ohr haben?**) Herr Dupont von Nemours macht in dem wichtigen Werke, das er über die Lebensweise, die Sprache und die Geschicklichkeiten der verschiedenen Thierarten geschrieben hat, mehrere Bemerkungen derselben Art.

In Montpellier hat sich zwar ein Arzt gefunden, welcher behauptet, daß der Genuß an Musik Eigenthümlichkeiten der Conformation voraussetzt und erheischt, die nur der Mensch besitzt und die Thiere nicht haben; das beweist aber nur, daß selbst die größten Geister sich nicht immer vor Irrthum und Vorurtheil schützen können. Alles spricht für das Gegentheil dessen, was der gelehrte Professor so peremtorisch behauptet hat. Es giebt nicht nur keine Gattung von Thieren, die, wie wir, Luft athmen und den Himmel sehen, die nicht ihren Antheil an der musikalischen Empfänglichkeit hätten, die uns auszeichnet; sondern es findet sich selbst zu unserer Schande, daß gewisse, zarter als viele Menschen organisirte Thiere in der Musik eine Lebhaftigkeit des Eindrucks beurkunden, worauf der fanatischeste Freund der italienischen Oper eifersüchtig seyn könnte. Wir führen unter andern den Zeisig Locatelli's an, dessen Verdienst niemand bestreiten kann.

So wie Locatelli, ein Virtuose, von welchem jeder ohne Zweifel hat reden hören, auf seinem Pianoforte eine gewisse Sonate von Corelli spielte, die der Zeisig vorzugsweise liebte, so sprang oder vielmehr fiel das kleine seelenvolle Thier in seinem Käfig von dem Stäbchen mit allen Zeichen enthusiastischen Entzückens, wie nur immer der leidenschaftlichste Dilettant im italienischen Theater thun kann.

Solche Beispiele beweisen zur Genüge,*) daß die Musik ihren himmlischen Einfluß nicht bloß auf den Menschen beschränkt. Folgende Beobachtungen können diese Behauptung für die Ungläubigen noch klarer und überzeugender machen.

Der Hund besitzt eine augenscheinlich musikalische Organisation.**) Man hat viele dieser Thiere in eine gewaltsame Bewegung oder in eine tiefe, ohnmachtähnliche Erschlaffung fallen sehen, wenn sie einige Musikstücke angehört; und so groß ist die nervöse Reizbarkeit dieser Thiere, daß, wenn das Stück, was sie afficirt, zu lange gespielt oder wiederholt wird, sie die Gesundheit und selbst das Leben darüber einbüßen können. Das halte man nicht für Uebertreibung; Richard Mead, ein sehr wahrhafter und glaubwürdiger Schriftsteller, theilt folgende Thatsache mit:

„Ein berühmter Violinspieler meiner Bekanntschaft entdeckte, daß ein Hund, der ihm immer sehr aufmerksam zuhörte, bei einer bestimmten Stelle eines Stückes die außerordentlichsten Empfindungen äußerte; er heulte auf eine schreckliche Weise und schien lebhafte Angst zu empfinden. Einst nun hielt der Musiker, um zu sehen, was erfolgen würde, diesen Ton viel länger als gewöhnlich. Diese Neugierde war unheilbringend für den armen Hund; Opfer einer zu erhöhten Reizbarkeit fiel er zu den Füßen seines Herrn nieder und starb unter den heftigsten Verzuckungen."

---

*) Dies ist offenbar zu wenig gesagt. Während die Völker des Alterthums in den plastischen Künsten unsere Vorbilder geworden, die wir noch nicht oder ein Canova, Thorwaldsen ꝛc. kaum erreicht haben, war und blieb die Musik der Alten in der Kindheit, wie schon aus ihren Instrumenten hervorgeht, so weit wie davon Kunde haben. Es ist dieses nicht bloß Thatsache, sondern es läßt sich auch wohl der Grund nachweisen, warum die Ausbildung dieser Kunst der christlichen Aera angehört; es würde uns aber hier zu weit führen. Anm. d. Red.

**) Wir meynen oft eine ganz entgegengesetzte Erfahrung gemacht zu haben.

*) So wenig wie den Vögeln eine Empfänglichkeit für Musik absprechen wollen, wofür vielmehr mehrere unserer Gesangvögel uns lebendige Beweise zu seyn scheinen (mindestens im weitern Sinne des Wortes), so ließ sich, dünkt uns, doch gegen die Consequenz des aus der angeführten Thatsache gezogenen Schlusses noch manches einwenden; denn es wäre vor Allem auszumachen, ob der convulsivisch sich zeigende Eindruck analog mit seinem Gefühle oder widersprechend, ein angenehm oder unangenehm erschütternder war. Anm. d. Red.

**) Daß die Hunde, manche immer, manche nur bei gewissen Tönen der Musik, wieder andere nur bei gewissen Instrumenten zu heulen anfangen, hat man lange Zeit als ein Zeichen des Widerwillens angesehen, wahrscheinlicherweise aber irrig, bloß weil uns ihre Art Gesang und praktischer Theilnahme nicht zusagte; denn wenn diese Voraussetzung richtig wäre, so würde der Hund gern das Weite suchen; man mache aber den Versuch, den Hund zu entfernen und man wird bald gewahr werden, daß er alles thut, wieder in das Zimmer zu kommen, wo Musik gemacht wird. Anm. d. Red.



Digitized by Google

Was die Pferde betrifft, so scheint die Flöte ihr Lieblings-Instrument zu seyn; so liest man im Aristoteles, daß die Krotoniaten bei ihrer Expedition gegen die Sybaeiden diesen Umstand sehr geschickt benutzten. Da sie gehört hatten, daß diese verweichlichten Menschen ihre Pferde die Kunst gelehrt hatten, nach dem Schall der Flöte zu tanzen (?), so fingen die Krotoniaten im Augenblicke des Kampfes, statt zum Angriffe zu blasen, alle (?) an, die Flöte zu spielen; und alsobald fing die feindliche Cavallerie, ganz wider Willen, zu hüpfen an; im steigenden Vergnügen liefen die Pferde zu den Krotoniaten über, ihre Reiter mit sich fortreißend, die nicht wenig erstaunt über diesen unerhörten Kriegsfall waren.

Die menschliche Stimme bringt gleichfalls auf das Ohr mancher Pferde eine wundersame Wirkung hervor; aber die Beispiele dieses letztern Falles sind seltener. Der Sänger Lainé hatte eine sehr starke und durchdringende Stimme: als er in der Oper von Spontini, Die Vestalin, auf einem Triumphwagen, der von vier Pferden Franconi's gezogen wurde, ankam und mit seiner kräftigen Lunge den an diese Stelle angebrachten Siegesgesang anstimmte, so fingen die Pferde, die ihn hörten, und die kein anderes Geräusch in der Welt erschüttert haben würde, an zu zittern, bäumten sich und stürzten sich auf einander, so daß Unfälle zu fürchten waren und Unordnung in die Menge der Lictoren und Vestalinnen kam, von denen der Wagen des Licinius umgeben war. Sollte man nun diese Bewegung der Furcht, dem Vergnügen oder einer schmerzlichen Empfindung zuschreiben? Das dürfte nicht leicht zu entscheiden seyn; aber was sich daraus klar ergiebt, ist, daß der Ton der menschlichen Stimme eben so auf die Pferde einwirke, wie der Ton gewisse Instrumente und besonders der Flöte, wie wir weiter oben, auf die unverwerfliche Autorität des Aristoteles gestützt, bemerkt haben. —

---

Man muß sich billig verwundern, daß der Verfasser dieses Artikels über die Wirkung der Musik auf die Vögel und die vierfüßigen Thiere, der Insecten nicht erwähnt. Sollte es ihm unbekannt gewesen seyn, daß mehrere Gattungen der vollkommneren Insecten, wie Bienen, Ameisen ꝛc. eine unbestreitbare Reizbarkeit für Musik zeigen? Vor allem aber zeichnet sich hierin die Spinne aus, diese kunstvolle Weberin, die Wetterprophetin, die Pichegru Holland erobern half. Ein bekannter Violin-Virtuose bemerkte, daß, so oft er auf seinem Zimmer allein seine gewöhnlichen Uebungen hielt, eine Spinne näher und immer näher kam und erst, wenn er zu spielen aufhörte, wieder in ihren Schlupfwinkel zurückkehrte. Er kam dadurch auf den Gedanken ihrer Theilnahme an der Musik und setzte seine Beobachtungen fort, sie niemals störend. Er hatte sich nicht geirrt: die Spinne, immer dreister, kroch zuletzt an ihm hinan und setzte sich jedesmal auf sein Instrument, unstreitig von den Tönen und selbst der Vibration der Geige angenehm afficirt. Das Thierchen wurde ihm lieb und der vertraute Umgang zwischen dem Spieler und dem stummen Bewunderer dauerte geraume Zeit. Eines Morgens tritt des Virtuosen Mutter, die ihn sonst nie zu unterbrechen pflegte, unerwartet in das Gemach, erblickt die Spinne und glaubt ihn von einem widerwärtigen Unhold zu befreien, indem sie das arme Geschöpf rasch herunterstößt und tödtet. Man braucht wohl nicht hinzuzusetzen, wie schmerzlich betroffen der Virtuos war und wie sehr er es bereute, seinen geheimen Umgang mit seiner kleinen Freundin verschwiegen zu haben. Er konnte es mehrere Wochen nicht über sich gewinnen, seine Uebungen auf diesem Zimmer wieder zu beginnen.

## Das wichtigste Capital.

(L.)

Man tadelt den, der sein Geld vergeudet und beklagt den, der es unverdient verliert — und das mit Recht, denn, obwohl ein zweideutiges Geschenk des Himmels, eine Versuchung zu Geiz, herzloser Hoffahrt und Schwelgerei, ist es doch zugleich das Mittel, das Schöne und Gute zu fördern, fremde Noth zu lindern und, als Gewähr der Unabhängigkeit, selbst die Stütze der Wahrheit und des Rechts. Dennoch giebt es ein viel werthlicheres Capital, das weit öfter und leichtsinniger vergeudet wird, ohne daß oft nur jemand davon spricht: das ist die Zeit. Geld kann man durch Glück und Fleiß wiedergewinnen; die verlorene Zeit niemals. Die unbenutzte Minute kehrt nie zurück. Der Jüngling, vor dem das Leben noch als ein grüner Hoffnungs-Teppich ausgebreitet liegt, meint, es kann nicht enden und wenn der Greis an seiner Gränze steht, die fliehenden Stunden zählt und die Vergangenheit, gleich einem Traume hinter ihm liegt, ist es zu spät, verhallt seine Klage vergebens. Und wir kurz ist das Leben — das wahre Leben, das geistige, das nur darin besteht, Wahrheit und Recht zu suchen, und beides außer sich, zum Glücke der Welt, zu verbreiten! Frage man den Mann von sechzig Jahren, von folglich zwei Generationen, den thätigen Mann, der nicht seine Stunden am Spieltische und in geistlose Gesellschaft verlor, wie lange er in diesem Sinne lebte, und er muß verlegen die Augen niederschlagen. Wir schlafen acht Stunden täglich (Kindheit und Alter mit eingerechnet), folglich zwanzig Jahre; vier Stunden verbringen wir leicht mit der nothwendigen Pflege unsers Körpers, mit Essen und Trinken, mit An- und Auskleiden, mit vergeblichen Worten und Wegen — wiederum zehn Jahre von sechzig. Fünf Jahre mindestens vergehen dem Kinde, wo es eigentlich nur noch vegetirt. Rechnet man nun sechs Stunden täglich, welche die Mehrheit der Menschen, selbst unter den sogenannten gebildeten Classen, bloß um sich und die Ihrigen zu nähren, mit mechanischen Geschäften, d. h. solchen, wobei weder der Geist an Kenntnissen und Erkenntniß, noch das Herz an Tugend reicher wird, verbringt und verbringen muß, so stirbt der Mann von sechzig Jahren als kaum funfzehnjähriger Lehrling in der Schule für ein höheres Leben der Geister. Wie beklagenswerth wäre doch der Mensch, gäbe es kein Jenseits! dürfte er, der so viele Anlagen zum Wahren, Guten und Schönen mitbrachte, nicht das irdische Daseyn bloß als eine Vorschule der Ewigkeit betrachten! — Sollte das nicht ein reicher Text für eine Neujahrspredigt seyn?

---


Die literarischen und kritischen Blätter der Börsen-Halle

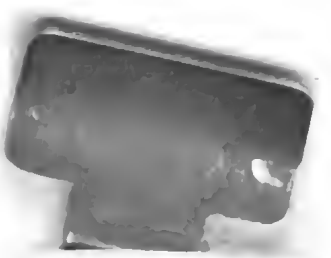
erscheinen seit dem 1. Januar 1831 an vereinigt, und wird jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend Mittag ein Blatt ausgegeben. Zu dem vierteljährlichen Abonnements-Preis von 5 ₰ werden Bestellungen von den löblichen Post-Aemtern und Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Redaction der beiden Journale wird übrigens getrennt, und ihre Tendenz unverändert bleiben, indem die literarischen Blätter vorzugsweise mit der ausländischen, die kritischen aber mit der deutschen Literatur sich beschäftigen werden.

Börsen-Halle, im December 1830. Die Expedition.


Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google



Digitized by Google